Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Deutſche Revue

über das

geſamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleiſcher.

Zwölfter Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1887.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XII.

(Juli bis September 1887.)

Seite

Erinnerungen an Botho von Hülsen, gesammelt von Helene von Hülsen. I. II. III. 1. 129. 257

P. K. Rosegger: Jung Walther. Eine fast romantische Geschichte . . 12

Heinrich Brugsch: Das morgenländische Theater 25

Batsch, Vice-Admiral: Eine Republik im Zeichen des „Vaudoux". Westindisches Kulturbild. I. II. (Schluß.) 34. 206

W. J. v. Wasielewski: Matadore des Violinspiels 44

Aus den Tagebüchern Riemers, des vertrauten Freundes von Goethe. Mitgeteilt von Robert Keil. VII. 55

Wilhelm Förster: Über wissenschaftliches Prophezeien, insbesondere von Erderschütterungen 64

Moritz Carriere: Eine Lebensfrage des Christentums 77

Karl Blind: Rußlands Machtgelüste und geschichtliche Erinnerungen. (Schluß.) 88

Konrad Telmann: Am Scheidewege. Novelle. I. II. (Schluß.) . 144. 272

Richard Garbe: Die Brahmanenstadt am Ganges. I. II. (Schluß.) 170. 294

Paul Reis: Eine Spazierfahrt durch die Luft 188

Sigmund Münz: Ein Tag in der Vaterstadt des Papstes 200

Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnzüge in Deutschland 216

M. v. Meysenbug: Marco Minghetti 222

Hugo Magnus: Der Ausdruck des Auges in gesunden und kranken Tagen. 303

Adolf Fleischmann: Plaudereien in Münchener Meisterateliers 313

Lothar Bucher: Über politische Kunstausdrücke. II. Politisches Gleichgewicht. 333

Ludwig von Herbeck: Komponistenhonorare einst und jetzt 340
Luise von Kobell: Aus der Jugendzeit der Königin Elisabeth 346

Berichte aus allen Wissenschaften:

Geschichte.
W. de Porta: Die Katastrophe Robert Blums 105
Julius von Pflugk-Harttung: Ein deutscher Präfekt von Chalons-sur-Marne 365
Technologie.
A. Gabriely: Technische Notizen 236
Botanik.
J. Wiesner: Neues über die Pflanzenzelle 243
Ästhetik.
J. Kohler: Die Phantasie in der Erzählung 359

Zeitbeschwerden.

Moderne Dichter-Krankheiten 114
Patentbeschwerden 117
Das Agenten-Unwesen 124
Mängel im Unterricht 369
Mode-Unwesen 371

Kleine Revuen:

Litterarische Berichte 126. 254. 374
Naturwissenschaftliche Revue 246
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Erinnerungen an Botho von Hülsen

gesammelt
von
Helene von Hülsen.

Erste Kindheit, von 1815 bis 1823.

Es war ein frostiger, in Schnee und Eis aufdämmernder Wintermorgen, an welchem Botho von Hülsen zuerst das Licht der Welt erblickte. Er wurde den 10. Dezember 1815 in dem Eckhause der Jägerstraße, gerade dem Königlichen Schauspielhause zu Berlin gegenüber, geboren, worin mehrere Familienmitglieder, vielleicht auch er selber, als Botho von Hülsen 35 Jahre später Beherrscher des Musentempels wurde, eine Art von Prädestination erblickten. Jedenfalls hatte er die leidenschaftliche Vorliebe für das Theater und die darstellende Kunst, welche seine Kinderjahre erhellte und die Hauptpassion seiner Jünglingsjahre bildete, bereits mit der Muttermilch, — (wie man so zu sagen pflegt,) — eingesogen. Denn Bothos Mutter, Karoline von Klüchzner, eine ernst und innerlich gerichtete Frau von kaltem Äußeren und warmem Herzen, liebte das Theater leidenschaftlich, und es bildete der Besuch desselben durch lange, teilweise sehr trübe Zeiten ihre einzige Erheiterung. Fräulein von Klüchzner entstammte einer ostpreußischen Adelsfamilie und vermählte sich am 5. Juli 1805 mit Fürchtegott Jakob Kasimir Hans von Hülsen aus dem Hause Zohlen in Preußen, dem Vater Bothos, des nachherigen Generalintendanten. — Karoline von Klüchzner war in äußerlich sehr bescheidenen Verhältnissen herangewachsen, in denen sich das junge, hübsche Mädchen zu der pflichtvollen, in allen weiblichen Verrichtungen und Geschicklichkeiten hervorragenden Hausfrau heranbildete, als welche sie in der Erinnerung aller lebte, die ihr jemals näher gestanden hatten. Ihr Vater, der General von Klüchzner, besaß außer Karoline noch zwei Töchter und einen Sohn, der ihm aber frühe durch den Tod entrissen wurde. Die drei Schwestern hingegen waren so schön und anmutig, daß man dieselben in Königsberg, wie mir ein alter Onkel erzählte, nur „die drei Grazien," oder die „Rosen von Preußen" zu nennen pflegte. Sie vermählten sich dann auch sämtlich bald, und zwar die

eine an den Fürsten Hohenlohe, die andere an einen Grafen Eulenburg, und die dritte, Karoline, an Herrn Hans von Hülsen, dem Vater Bothos.

Die junge Gattin hing mit innigster, aufopferndster Liebe an dem Erwählten ihres Herzens und sie bedurfte deren doppelt, da die schweren Kriegsjahre von 1806 bis 1815 ihr fast durchweg eine Kette bitterer Prüfungen und banger Sorgen brachten. Sie hatte dem beim Regiment Hohenlohe stehenden und 1806 zum Premierleutnant ernannten Gatten eine Tochter, die nachherige Gattin des Generaladjutanten S. M. des Kaisers, Philipp von Wussow, und in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe noch vier Kinder geboren. Leider starben dieselben, zum Teile ganz jung, und zwei sogar am Scharlach in Königsberg, wohin die arme Frau in den Kriegesnöten geflüchtet war. Fast immer von dem geliebten Manne getrennt und in folternder Herzensangst um sein Geschick, während derselbe sich bei Weichselmünde und Dennewitz den Orden „Pour le mérite“ erwarb, sich überall soldatisch auszeichnete und von Stufe zu Stufe bis zum Regiments-Kommandeur stieg, — war es nicht eben verwunderlich, wenn Frau Karoline alljährlich ernster und melancholischer wurde, und man sie häufig in Thränen sah. — Auch nagte der herbe Verlust ihrer Kinder an ihrem liebevollen Herzen, das, — wegen ihrer meistens großen Verschlossenheit, — oft mit einer: „Glühenden Kohle unter Schnee und Eis“ verglichen worden ist. — Frau Karoline war, trotz ihrer Freude an ihrer ältesten, ihr allein am Leben erhaltenen, nun schon fast zehnjährigen Tochter Georgine, jedenfalls in jenen Zeiten in Gefahr, in anhaltende Schwermut zu versinken, wenn nicht, fast zugleich mit der erlöschenden Kriegesfackel, ihr 1814 nochmals ein Sohn, der in der Taufe den ziemlich ungewöhnlichen Namen Botho erhielt, geboren worden wäre. Dieses die schwer geprüfte Frau höchlichst beglückende Ereignis rief alles, was einstmals an Heiterkeit und Humor in ihrer Seele geschlummert hatte, erneut in ihr wach, und so schien der kleine Botho bestimmt, sie dem Leben und seinen Freuden völlig wieder zurück zu geben. Jedenfalls empfing und erzog sie den sich täglich hoffnungsreicher entwickelnden Liebling mit einer ganz ungewöhnlichen, oft bis zur Schwäche gehenden Zärtlichkeit.

„Der Junge ist mir Sohn und Tochter in einer Person,“ — pflegte Frau Karoline wohl bisweilen zu entgegnen, wenn man ihr Vorwürfe über ihre allzugroße Nachsicht machte. — „Das Kind ist so hingebend zärtlich und auch wieder so eigenwillig und starr, daß ich es selbst oft nicht begreifen kann. Mit Liebe und Vernunft ist bei dem Botho alles, — mit Strenge absolut gar nichts durchzusetzen. Ihr müßt mir also vergeben, wenn ich in der Mutterzärtlichkeit häufig zu große Nachsicht übe!“ —

Frau Karoline fühlte also sehr gut, daß der prächtige, körperlich und geistig reich veranlagte, mehr als billig von ihr verzogene Knabe einer strengeren Leitung bedurft, und daß Bothos heftiges Temperament eine energischere Überwachung gefordert hätte. Aber — — sein unbeschreiblich weiches, liebevolles Gemüt und das oft bis zur Härte gesteigerte Eingreifen des Vaters, wenn sich derselbe

überhaupt um die Erziehung des Knaben kümmerte, ließen Frau Karoline für ihre zeitweilige Schwäche eine vollgültige Entschuldigung finden. —

Der nunmehr längst zum Regiments-Kommandeur avancierte Oberst Hans von Hülsen war schon im Jahre 1817 in das Kriegsministerium zu Berlin berufen und nun andauernd daselbst heimisch geworden. — In Berlin geboren und daselbst also, — mit Ausnahme der Kadettenzeit in Potsdam — andauernd geblieben, — fühlte sich Botho völlig mit dieser Stadt verwachsen, in der seine Wiege gestanden, seine Jünglingszeit sich, mit kurzen Unterbrechungen, — abgespielt und seine ehrenvolle Laufbahn sich beschlossen hat. —

Was derselbe nun, — sowohl als Militär als auch als Generalintendant geleistet, — was er seinem Berufe, seiner Familie, seinen zahllosen Freunden, ja unzähligen Menschen und Personen geworden und gewesen ist, — dieses in meinen vorliegenden Erinnerungen auch nur annähernd zu schildern, würde ein vergebliches Bemühen und meine schwachen Kräfte bei weitem übersteigend sein. Aber einzelnes, — treue, photographisch richtige Bilder und Episoden aus Botho von Hülsens, meines heißgeliebten Mannes, Leben zu zeichnen, und ihn, — in seinem Sein, Wesen, Wirken und Streben auch weiteren Kreisen lebendiger vorzuführen, — das will ich zu versuchen wagen! —

Bothos früheste Kindheitserinnerungen hafteten besonders an einer Wohnung in der Lindenstraße. Dieses ihm oft noch mit greifbarer Deutlichkeit vorschwebende Haus mit seinem Hofe, auf dem er sich mit Spielgefährten seines Alters nach Möglichkeit zu tummeln liebte, — ein Garten vor dem Halleschen Thore, in dem der kleine Botho sich zur Zeit der Traubenreife und anderer Früchte für wenige Groschen nach Herzenslust erlaben, ja bis zum Übermaße sättigen durfte, — und die stillen Winterabende, wo er am liebsten in einer Sofaecke hinter seiner Mutter kauerte, — mein geliebter Mann hat mir oft davon gesprochen.

Besonders aber waren es die in dem Berlin von vor sechzig Jahren üblichen Landpartien, die sonntäglichen Fahrten nach Treptow und Stralau oder in den Grunewald, welche dem lebhaften, immer unternehmungslustigen Knaben eine Quelle wahrer Ergötzlichkeiten wurden. Sich in Stralau auf dem Wasser schaukeln oder in einem der altüblichen Halbwagen, stolz auf dem Bocke sitzend, unter die schattigen Bäume des Grunewalds fahren zu lassen, — welcher Hochgenuß für das sechs Tage der Woche unter dem Schulzwange schmachtende Knabenherz! — Bis zu dem Greisenalter dachte Botho von Hülsen noch mit Vergnügen daran. — Weniger groß aber war dasselbe in Erinnerung der Sonn- oder Feiertage, wo der Knabe seinen Eltern, vornehmlich seiner Mutter, an mancher sonnigen Vormittagsstunde in die Kirche zu folgen und den Predigten von Schleiermacher oder Neander zuzuhören hatte. Welche Pönitenz für den kleinen Botho! — Anstatt auf seinem Hofe in der Lindenstraße Ball oder Pferd zu spielen, mit seinen Blumbergschen Kindheitsgenossen irgend welche lose Streiche oder waghalsige Klettereien auszuführen, mußte er andächtig still neben seinen Eltern auf den Kirchenbänken der Dreifaltigkeits- oder einer anderen Kirche sitzen und bei jeder Ungehörigkeit Tadel oder Strafe gewärtigen. Ach, wie oft mag

er wohl bei solchen Besuchen des Gotteshauses sehnsuchtsvoll durch die Scheiben der Kirchenfenster geblickt und die gepriesenen, ihm wohl noch völlig unverständlichen Reden Schleiermachers insgeheim zum Kuckuck gewünscht und ihre Länge mit stillen Seufzern und lautem Gähnen bejammert haben! —

Als Botho sein achtes Jahr erreicht, trat übrigens eine Entscheidung an ihn heran, die von den wichtigsten Folgen für seine Zukunft begleitet war. Seine liebevolle Mutter, deren Gesundheit niemals besonders kräftig gewesen war, begann nämlich in solchem Maße zu kränkeln, daß ihr die Obhut und Beaufsichtigung ihres verzärtelten Lieblings teilweise nicht nur beschwerlich, sondern geradezu völlig unmöglich geworden war. Der Vater beschloß demnach, den kleinen Botho in das Kadettenkorps zu bringen, da er für ihn doch nur die militärische Karriere wünschte und den Jungen also auf diese Weise nicht nur seiner geliebten Gattin abzunehmen, sondern ihn auch am besten für die erstere vorzubereiten suchte. Es war ein durch die Umstände nahe gelegter, aber dennoch bedauerlicher Entschluß, den mein geliebter Mann bis in sein Alter beklagte.

„Denn, —" pflegte er häufig zu sagen, wenn einmal die Rede auf diese Episode seines Lebens kam, — „was hätte aus mancher meiner geistigen Fähigkeiten werden können, wenn ein gründlicher wissenschaftlicher Unterricht dieselben geschult und fortentwickelt hätte!" —

Und diesem über sich selbst und das damalige Kadettenkorps gefällten Ausspruch Bothos von Hülsens stimmen wohl alle bei, welche die eminente und so vielseitige Begabung desselben kennen gelernt und in ihren Leistungen zu schätzen Gelegenheit gefunden haben. —

Folgen wir dem liebenswürdigen Knaben also nun zu jenem für ihn teilweise so traurigen Zeitabschnitt, der ihn zum Jüngling heranreifen ließ und jedenfalls selbst auf den Mann noch von unberechenbarem Einfluß geblieben ist! —

Zweiter Abschnitt, von 1823—33.

Welcher Übergang war der Eintritt in das Kadettenkorps für Botho von Hülsen, und was kostete er dem tief empfindenden, so besonders warmherzigen Knaben in den ersten Wochen und Monaten an Heimweh und verhaltenen Thränen der Sehnsucht und Verlassenheit! — Aus der ihn verzärtelnden Atmosphäre einer ihn über alles liebenden Mutter und einer zehn Jahre älteren, auch stets die Vermittlerin bei dem Vater spielenden Schwester kam der arme Junge nun urplötzlich in das Potzdamer Kadettenkorps, wo die strengste Zucht sein Thun und Lassen regelte, die unerbittlichste militärische Ordnung (von früh 6 Uhr bis abends 9 Uhr) herrschend war. — Aber die Tüchtigkeit seiner Charakteranlage, sein lebhaftes Temperament und seine warmherzige Genialität siegten bald über die tiefe Herabstimmung, die Botho anfänglich im Kadettenkorps zu überwältigen drohte. Eine Anzahl von in gleicher oder ähnlicher Lage befindlichen Kameraden schloß sich ihm an, und baldigst entwickelte sich zwischen ihm und

einigen derselben, wie z. B. dem nachherigen General von Fabeck, Herrn von der Goltz, dem nachher im Kriege 1870 gebliebenen General von Döring, ꝛc. eine Freundschaft, die Treue bis zum Tode gehalten hat. Wie oft hat mir mein geliebter Mann von jenen Zeiten erzählt, die, — bei allem Jammer der ersten Eingewöhnung, — doch auch nach und nach manche heitere Erinnerungen zeitigten. — Wie häufig habe ich dann mit ihm über die vielen losen Kadettenstreiche gelacht, in denen er so erfinderisch, ja meistens tonangebend war, und für die natürlich alle dann, — wurden sie entdeckt, — ganz gehörig büßen mußten. —

Besonders gern aber verweilte mein Mann bei den Schilderungen des ersten Erwachens seiner Theaterpassion, die schon in frühester Knabenzeit den Hauptreiz seines Daseins bildete. Sich, — nachdem er einmal in die bunte Flitterwelt des Bühnenlebens geblickt, — selbst umzukleiden, — eine Rolle zu erdenken, — und dieselbe seinen Kameraden vorzuspielen, — wurde bald das Hauptvergnügen seiner karg bemessenen Erholungsstunden, und noch in seinen letzten Lebensjahren erheiterten ihn diese Erinnerungen.

Aber nicht Botho allein, auch seine Kameraden mußten sich nach Möglichkeit der Mitwirkung dieser ersten theatralischen Unternehmungen widmen und in den unglaublichsten Kostümen die unglaublichsten Komödien spielen. In grüner, von der Aufwärterin geliehener Jacke und mit gelben, nicht eben mustergültigen Beinkleidern figurierend, versuchte der jugendliche Regisseur nachzuszenieren, was er etwa einmal während der Kadettenferien in den Königlichen Theatern zu Berlin gehört und gesehen hatte. — Es war die Zeit, in der Louis Schneider seine ersten Triumphe zu feiern, Mantius seinen Ruf zu begründen begann. Mit welchem Entzücken schwelgte der von Darstellungslust erfüllte Knabe also in „Bär und Bassa", einem „Stündchen vor dem Potsdamer Thore", und wie sonst alle diese Possen und Lustspiele hießen, welche König Friedrich Wilhelm III. so sehr zu sehen und an denen er sich zu erheitern liebte.

Aus der Loge des damaligen Kommandanten von Berlin, des Herrn von Tippelskirch, der mit Bothos Eltern befreundet war, sah derselbe dann bisweilen diese Vorstellungen an, aus denen die leidenschaftliche Vorliebe des für die Menschendarstellung so eminent veranlagten Knaben natürlich immer neue Nahrung sog und seine Phantasie beschäftigte.

Wie hervorragend diese Begabung war, und in welcher Weise sich dieses Talent Botho von Hülsens, — trotz seiner späteren, zu demselben in direktem Widerspruch stehenden militärischen Karriere, — entwickelte, wird ein jeder bestätigen, der den nachherigen Generalintendanten einmal auf einem Liebhaber-Theater spielen oder ihn die Regie eines solchen leiten sah.

Seine Kaiserliche Hoheit, mein hochverehrter Kronprinz, gedenkt noch jetzt, nach nahezu 40 Jahren, mit warmer Anerkennung und Ergriffenheit an die in ähnlicher Weise bei einem Dilettanten niemals dagewesenen theatralischen Erfolge des Jahres 1847, wo mein Mann im Saale des Königlichen Schauspielhauses zum Besten der schlesischen Weber spielte und das Lied: „Vom Herzen" sang. Und unser genialer und unvergeßlicher Theodor Döring sagte mir, nachdem er

meinen Mann in einer Ende der fünfziger Jahre stattfindenden Probe für König Friedrich Wilhelm IV. hatte spielen sehen:

„Seit ich unseren Chef habe mimen sehen, sage ich, daß wir alle gar nichts können!“ —

Doch, — zurück von dieser Abschweifung, zumal ich auf beide Vorstellungen später noch eingehend zurückzukommen hoffe. Ich wollte eigentlich damit nur andeuten, daß sich auch hier bei Botho von Hülsen die Aussprüche unseres Altmeisters Goethe wiederum ersichtlich bewahrheiten, wenn er sagt:

„Das Kind ist, in gewisser Hinsicht, der Vater des Mannes,“ oder: „Was der Mensch in seiner Jugend lebhaft wünscht, hat er in seinem Alter in Fülle!“ —

Was meines Mannes Unterricht im Kadettenkorps betraf, so sind es besonders zwei seiner Lehrer, auf die er mit Stolz und Genugthuung blickte, und die ihm jedenfalls den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen haben. —

Der erstere war der damals als Geograph daselbst angestellte, nachherige Kriegsminister, Herr von Roon, und der andere der später an der „Neuen Kirche“ in Berlin wirkende Prediger Sydow. — Welche edle und hervorragende Persönlichkeiten diese beiden Männer, — ein jeder von ihnen in der ihm zugewiesenen Berufsthätigkeit waren, — und was das Vaterland dem Generalfeldmarschall von Roon, die evangelisch-protestantische Kirche diesem Märtyrer seiner Sache und Überzeugung verdankt, — haben andere und gewiegtere Federn, als es die meinige ist, bereits vielfach dargethan und eingehend ausgesprochen. —

Unsterblich wird der Name Roons mit den glorreichen Heldenthaten unserer Armee verknüpft, und ihm ein ruhmvolles Angedenken bei dieser, — aber wohl auch ein nicht minder dankbares bei allen, die sich einst seine Schüler nannten, gesichert sein. Daß es so, — wenigstens bei meinem Manne, — gewesen, — habe ich zur Genüge erfahren. Was nun den Prediger Sydow betrifft, so war er, — (was auch die streng kirchliche Partei an seinen dogmatischen Auffassungen zu tadeln gefunden,) — eine der edelsten und geachtetsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Ein begeisterter Schüler Schleiermachers und felsenfest von der Idee durchdrungen, daß der Schwerpunkt alles echt evangelischen Christentums in dem redlichen Streben der Nachfolge des Erlösers, — nicht aber in der Anschauung eines oder des anderen Dogmas, — bestehe, bemühte sich der würdige Geistliche nach Kräften, auch die ihm anvertraute Jugend darauf hinzuweisen und in dieser Auffassung zu befestigen.

„Er machte uns das dogmatisch schwer Verständliche so faßlich als möglich!“ — sagte mein Mann, als ich einmal länger mit ihm über Sydows Religionsunterricht sprach. „Besonders aber betonte er, daß Pflichterfüllung, Liebe zu Gott und dem Nächsten die Quintessenz der Lehre des Heilandes, — aber auch, daß ein Protestantismus, ohne Anwendung der Vernunft, nichts als ein Katholizismus in protestantischen Formen sei.“ —

„Ich habe, — Sydows Unterricht zufolge, — vielleicht mehr als die meisten meiner Kameraden über religiöse Dinge nachgedacht!“ fügte mein Mann dann

wohl hinzu, wenn ich mit ihm über dieses A und O meiner Lebensanschauungen sprach. Innig dankte ich das dem viel angegriffenen, oft ungerecht beschuldigten Geistlichen, den ich persönlich zu schätzen Gelegenheit fand.

Im übrigen waren es natürlich die Ferienzeiten, welche, wie wohl mehr oder weniger bei jedem Kadetten, für Botho die strahlenden Lichtpunkte dieser Jahre bildeten. — Auf diese, im ganzen so monotonen, höchstens einmal Sonntags durch ein Mittagbrot bei Botho's Onkel, dem Grafen Eulenburg, unterbrochenen, streng disziplinierter Erziehung gewidmeten Tage folgte nun die ungebundenste Freiheit im lieben Elternhause. — Bothos ältere Schwester, jetzt an den nachherigen Generaladjutanten Philipp von Wussow vermählt, hatte dasselbe schon längere Zeit verlassen, und so war Frau Karoline denn einzig und allein für den Herzensliebling da und schwelgte in dem Glück, ihn verziehen zu dürfen. Mein Mann war selten so froh beredt, als wenn er mir diese seligen Ferientage, in denen seine Mutter noch lebte und sich erfinderisch für ihn zu sorgen mühte, schilderte. „O Helene!" — pflegte er dann wohl zu sagen, indem er eine alte, mir zur Hochzeit von dem General von Hülsen geschenkte Uhr (sie hängt, während ich diese Erinnerungen schreibe, neben mir,) fast mit liebendem Auge betrachtete. „Schwer, mein Frauchen, kann ich dir ganz begreiflich machen, welche Erinnerungen der Schlag dieser Uhr mir erweckt. Der nachhause auf Ferien geschickte Kadett, dem man sein Lager unter dieser alten Uhr bereitet, und der nun bei ihrem wohlbekannten Schlage aus einem wüsten, von Kadettenleiden erfüllten Traume erwacht, um sich *nicht* unter diesen, sondern *daheim* im Elternhause zu finden, — — wie vermöchte ich das Wonnegefühl zu beschreiben, das mich damals durchschauerte. — Von dem Kaffee an, — den niemals jemand wieder, wie meine Mutter, zu bereiten verstand, — bis zu den abendlichen Theater- oder sonstigen Gesellschaftsfreuden, — läutete mir diese alte liebe Uhr allmorgendlich eine wahre Reihenfolge jugendlicher Belustigungen und Genüsse ein, die mir das Herz noch heute, nach mehr denn 50 Jahren, lebhafter schlagen machen. Ja, — wie mein Lieblingslied in so schöner Wahrheit sagt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Ton mir immerdar! —
Ach, wie liegt so weit, ach wie liegt so weit,
Was *mein* einst war!" —

So mein geliebter Mann, dem diese glücklichen Jugenderinnerungen nicht nur jetzt, — wo er mir davon sprach, — weit lagen, sondern dem sie auch, — durch das traurigste Erlebnis erster Jünglingszeit abgeschnitten, — nur zu schnell, unwiederbringlich vorüberrauschten. Botho von Hülsen verlor nämlich, kaum 14 Jahre alt, seine liebevolle, ihn so unbeschreiblich ans Herz nehmende Mutter, die ihm, — bei der Eigentümlichkeit, und vielfachen Abwesenheit seines Vaters, — eigentlich alles gewesen war. Dieses von dem Knaben trotz zunehmender Körperleiden der Mutter nicht entfernt vorausgesehene Ereignis wirkte nahezu zerschmetternd auf sein trotz der Heftigkeit seines Temperamentes so überaus *weiches Gemüt* und drohte ihn völlig melancholisch zu machen.

„Was ich empfand, als ich auf dem alten Garnisonkirchhofe der Rosenthalerstraße, — von Potsdam aus herüber gerufen, — neben meinem Vater stehend, die ersten Erdschollen auf den Sarg meiner Mutter fallen hörte, — kein Wort vermöchte es auszusprechen!“ — sagte mein Gatte in tiefer Bewegung.“ Bleibt es doch für jedes Kind ein mehr oder minder harter Schlag, die Mutter zu verlieren! Wieviel mehr also für Botho von Hülsen, welchem die seinige so viel gewesen, und für den nunmehr die Pforte des Elternhauses, in bezug auf erwärmende Gemütsanregung, so gut wie geschlossen war. Denn den Witwer vereinsamte sein durch den Tod der geliebten Gattin verödetes Haus je länger, je mehr, und er ergab sich immer steigend den Gewohnheiten eines Junggesellen hin. Selbst die Weihnachtsabende wurden nicht mehr bei ihm daheim, sondern meistens bei dem Kriegsminister, General von Boyen, zugebracht, mit dessen Familie die von Hülsen'sche seit Jahren bekannt und innig befreundet geworden war. So fand denn auch Botho, als er erst bei dem Regiment Kaiser Alexander in Berlin eingetreten und daselbst heimisch geworden war, an dem einzigen Sohne des General von Boyen einen Freund und an dessen liebenswerten Schwestern fröhliche Jugendgefährtinnen. Niemals aber konnte ihm dort doch das Elternhaus, — das er, gottlob, nachher als Jüngling in Westpreußen bei seinem Onkel Kasimir, dem Grafen Hülsen auf Wiese, zum zweiten Male fand, auch nur annähernd ersetzt werden. — Denn, — der Vater lebte hinfort fast ausschließlich außer dem Hause, das ihm, — seit dem Tode seiner Karoline, — allzuverödet und durch die Verheiratung seiner einzigen Tochter Georgine auch reizlos geworden war.

Diese war nämlich ihrem Manne, dem damaligen Major von Wussow, nach Koblenz gefolgt, und die weite, dazumal noch durch keine Eisenbahn gemilderte Entfernung zog naturgemäß Trennungen nach sich, die oft Jahre hindurch dauerten. —

So vereinsamte denn Botho von Hülsen's Elternhaus immer mehr, und, wie gesagt, selbst die Weihnachtsabende wurden vom General von Hülsen nicht mehr daheim, sondern gewöhnlich bei General von Boyen zugebracht. Ein bitteres Weh und eine harte Entbehrung für den gerade für die Freuden des Familienlebens so warm empfänglichen Knaben!

Dritter Abschnitt, von 1833 bis 1838.

Idyllisch, lieblich und originell in Baustil und Umgebung, lag das Wohnhaus der Herrschaft Wiese bei Elbing in Westpreußen, das in jener Zeit dem Grafen Kasimir von Hülsen, dem Onkel Bothos, gehörte. Er war der jüngere Bruder seines Vaters und 1840 von König Friedrich Wilhelm IV. in den Grafenstand erhoben. Dieser sollte indessen nicht auf die übrige von Hülsen'sche Familie, sondern nur in direkter Deszendenz weiter erben, so daß, — da Graf Kasimir seinen einzigen Sohn verlor, — diese gräflich Hülsensche Familie mit dessen Tode wiederum erloschen ist. Natürlich hätte es meinem Manne nur ein Wort gekostet, so wäre der Grafentitel auf ihn, dem Graf Kasimir

stets Sohnesrechte einräumte, übergegangen, und wurde dieses Botho von Hülsen mehrfach nahe gelegt. „Er wollte aber, — wie er sagte, — „viel lieber ein altgeschlechtlicher Edelmann denn ein neugebackener Graf sein," — und so sind diese Aufforderungen fast unbeachtet und spurlos an ihm abgeglitten.

Die gräflich Kasimir Hülsen'sche Familie lebte also zu Anfang der dreißiger Jahre ausschließlich in Wiese und übersiedelte erst später für die Wintermonate nach Königsberg, um dort, besonders in den vierziger Jahren, eines der ersten und glänzendsten Häuser zu machen und Botho, dem wie einen Sohn geliebten Neffen, die schönsten und reichsten gesellschaftlichen Erinnerungen zu schaffen. —

Aber erst im Jahre 1833, — betrat sein Fuß, unmittelbar nach dem in Berlin absolvierten Offizier-Examen, die Schwelle des Wieser, ihm von da ab zum zweiten Elternhause gewordenen Hauses, und er lernte in dem Onkel Kasimir einen zweiten Vater, in dessen Gattin, Gräfin Ulrike, geb. von Bodeck, eine wahre Mutter, und in deren beiden Töchtern, Marie und Emma, die liebevollsten Schwestern kennen.

Er war damals ein hochaufgeschossener, sehr magerer und schwächlich aussehender 18jähriger Jüngling, den sein Vater, der General Hans von Hülsen, mit folgendem Briefe zu den Botho völlig unbekannten preußischen Verwandten schickte:

Berlin, 1833, Sommer.

„Lieber Bruder Kasimir!

Hiemit schicke ich Euch meinen, nach absolviertem Examen aus dem Kadettenkorps entlassenen Jungen. Ich bitte Euch, daß Ihr den Botho mir recht auspflegt, mit ländlicher Kost und Liebe in Eurem ihm bisher fremden Verwandtenkreise. Er bedarf es, wie Ihr schon sehen werdet, und würde ich über Erfüllung meiner Bitte sehr glücklich, und Euch allen aufrichtig dankbar sein!" —

„Mein Vater," — erzählt Bothos älteste Kousine Marie, — jetzt Freifrau von Sanden, — bezüglich dieses Schreibens weiter, — „ließ mich und meine jüngere Schwester Emma sofort rufen und hielt uns eine eindringliche Standrede. Er legte es uns warm an das Herz, diesen unseren Vetter Botho sehr lieb zu haben und ihn fortan ganz wie unseren, leider schon frühe verlorenen Bruder zu betrachten."

„Hegt und pflegt ihn," schloß mein guter Vater seine Ermahnungen, „und sucht ihm so viel als möglich jetzt hier, wo er mehrere Monate bei uns leben soll, das Vaterhaus und die ihm so frühe schon genommene Mutterliebe zu ersetzen. Ich werde den Botho von heute ab als meinen eigenen Sohn betrachten!" —

Es bedarf keiner Versicherung, wie diese väterliche Instruktion auf die beiden, 16 und 12jährigen, Kousinen wirkte, und mit welcher Freude sie ihr, — so viel es nur in ihrem Vermögen stand, — Folge leisteten. —

Durch den Wunsch des Vaters und die unerschöpfliche mütterliche Fürsorge der Tante Ulrike doppelt angeregt, wetteiferten Marie und Emma, von der Stunde des Eintreffens des Herrn Vetters an, diesen zu einer Art von Diktator, die blinde Unterordnung unter seine Wünsche und seinen Willen zu der Hauptaufgabe dieser

für das Dreiblatt glückseligen Urlaubszeit zu machen. Botho wurde mit Güte und Aufmerksamkeit überschüttet. Mit halb liebender und halb ehrfurchtsvoller Bewunderung sahen die beiden, selbst hoch begabten Schwestern zu dem plötzlich ins Haus geschneiten älteren Bruder auf, der nicht nur ihre Spiele und Interessen freudigst teilte, sondern ihnen auch ganz neue, bisher ungeahnte zu erschließen begann. Das von Botho bisher garnicht gekannte Landleben übte auf den jungen Städter eine unbeschreibliche Anziehungskraft aus. Wie ein den Kerkermauern plötzlich Entsprungener gab er sich mit überschäumender Jugendlust den niemals geträumten Reizen ländlicher Ungebundenheit und geschwisterlich liebender Zuneigung hin. Er versuchte sich selbst an den verschiedensten Arbeiten in Hof und Feld. Bald saß er auf schwankendem Heufuder, von oben die Rosse lenkend, bald jagte er mit diesen auf klapperndem Leiterwagen oder als kühner Reiter an der Seite der Kousinen durch Flur und Wald dahin, zumal beide schon von Kindheit an Meisterinnen im Tummeln der Pferde waren. —

Oder der Herr Vetter streckte sich auch wohl, — in heißen Sommertagen, — unter den schattigen Bäumen des das Wieser Haus umgebenden Gartens ins Gras, nahm ein Buch in die Hand und kommandierte, wie ein Pascha auf dem Rücken liegend, die beiden Kousinen heran, um ihm Wein, Bier, Kuchen, Milch und Früchte zu kredenzen, und ihm dieses alles in den Mund zu stopfen.

„Ihr verwöhnt mir den Jungen aber doch wahrlich allzusehr!" — schalt dann wohl Onkel Kasimir, wenn er solcher Szenen unerwarteter Zuschauer ward, indem er scherzend mit dem Stocke drohte. Aber — — — hatte er selbst doch diese Verwöhnung angebahnt, — hatte er selbst doch die Schleuße geöffnet, aus der nun der Strom innigster verwandtschaftlicher Zuneigung so mächtig und unaufhaltsam brach, daß keine äußere, räumliche Trennung, kein Wechsel der Dinge und Verhältnisse diese Gefühle jemals zu erschüttern oder gar zu ändern vermochte. —

So genoß denn Botho bei diesem ersten und manchem späteren Aufenthalte bei den preußischen Verwandten in dieser und ähnlicher Weise die sommerlichen Urlaubszeiten. Kamen aber, — wie in jedem nordischen Klima, selbst des Hochsommers, unausbleiblich, — einmal oder gar anhaltende Regentage, so war es natürlich das Theater, das hauptsächlich den Mittelpunkt aller Beschäftigungen und Interessen des Vetters aus der Residenzstadt und alsbald auch der ländlich erzogenen Kousinen bildete. Was Botho von Hülsen im Potsdamer Kadettenhause nur in unvollkommenster Weise nach dieser Richtung hin zu entwerfen, geschweige denn auszuführen vermochte, das wurde hier im Wieser Herrenhause bereits mit überraschender Fertigkeit und gleichen Erfolgen in Szene gesetzt. Bothos feurig energisches Temperament, seine oft mit eigenwilliger Ungeduld blitzesschnell geplanten und dann rastlos und rücksichtslos ausgeführten Unternehmungen spotteten jedes oft sehr berechtigten Einwurfes und pflegten jedes Hindernis niederzuwerfen. So war es auch mit den meisten seiner, späterhin so häufig und glänzend szenierten Aufführungen, Polterabenden u. s. w., und so auch mit den ersten Wieseuer Theatervergnügungen. Es war so gut wie nichts für solche vorhanden, und doch entstand, wie auf Zaubergebot, in wenigen Tagen unter Botho von Hülsens

Leitung daſelbſt ein kleines Theater, von dem nicht nur er ſelbſt, ſondern auch die Mitwirkenden und Zuſchauer unvergeßliche Eindrücke und zahlloſe frohe Stunden hatten. Botho ſchrieb oder richtete im Umſehen die zur Darſtellung beſtimmten Stücke ein. Er malte die Kouliſſen teils ſelbſt, teils ſtellte er die Kouſinen Marie und Emma dazu an, und Zimmerleute wie Sattler, oder ſonſtige auf dem Landſitze befindliche Untergebene mußten ihm bei Aufſchlagung der Bühne behülflich ſein. Mitunter improviſierte der erfinderiſche Vetter auch erſt die Stücke kurz vor der Aufführung, erſchien ſelbſt darin in 3 oder 4 verſchiedenen Rollen und Verkleidungen und teilte die übrigen ſeinen beiden Kouſinen, auch wohl einmal einer oder der anderen ihrer ländlichen Geſpielinnen und Dienerinnen zu, die ſich natürlich dann nur auf einige unbedeutende Worte beſchränken durften. Von der Erfindungsgabe des jugendlichen Schauſpieldirektors, ganz abgeſehen von der geiſtigen Improviſation der Stücke ſelbſt, kann man ſich ſchwer eine Vorſtellung machen. Eine Seitenkouliſſe mit Turm und Erkerfenſter, ein Gefängnis ꝛc. wurde nicht nur ſchleunigſt gemalt und zuſammengeſtellt, ſondern das letztere erregte auch bei der Aufführung durch die dabei erfolgreich angewandten Requiſiten berechtigtes Aufſehen. Es entſprang dieſem ſo glücklich improviſierten Gefängnis nämlich der unglückliche Sträfling während eines tollen Gewitters, deſſen Inſzenierung Bothos Regie zu beſonderer Ehre gereichte. Kouſine Emma wurde nämlich als „Jupiter Tonans“ auf einen hohlen Sofa-Holzkaſten geſetzt und mußte dagegen mit beiden Füßen, bis zur Erſchöpfung, trommeln. Kouſine Marie hingegen blies dazu Federpoſen, mit Kolophonium gefüllt, durch ein Licht, und es machten die dadurch erzielten Blitze den Zuſchauern lebhaftes Vergnügen.

Überhaupt waren dieſe erſten, von Botho von Hülſen im größeren Dilettantenſtile arrangierten Theater-Aufführungen von außerordentlicher Wirkung auf ſein aus den Eltern, Verwandten, Gutsnachbarn, Inſpektoren und dortigen Dorfinſaſſen beſtehendes Publikum, dem der jugendliche Regiſſeur teilweiſe wahrhaft phänomenal erſchien.

Es klappte aber auch alles, was er nach dieſer Seite hin anordnete, und ſeine geniale Darſtellung, der Vortrag ſeiner für ſeine kleinen Luſtſpiele und Poſſen gedichteten Monologe und ſeine Geſamtdirektion atmeten Geiſt, Humor, und ſprudelnde Lebensfriſche. Auch als Taſchenſpieler verſuchte ſich Botho von Hülſen mit Gewandtheit und Glück in jenen Tagen, und ſeine mit wahrer Virtuoſität vorgetragenen Couplets waren eine unerſchöpfliche Quelle der Beluſtigung und Erheiterung. Noch hier, im ſchönen Wieſe, und bei dieſen ihm nun bereits ſo teuer gewordenen Verwandten wurde Botho von Hülſen ſein Offiziers-Patent nachgeſchickt, und den 1. September 1833 trat er als ſolcher in das Kaiſer Alexander Garde-Grenadierregiment. Hier wurde er bald die Seele ſeines zum großen Teile noch aus dem Kadettenkorps überkommenen Kameradenkreiſes, der ſich, mehr oder minder, in der herzlichſten Freundſchaft an ihn ſchloß und ſich meiſtens blindlings ſeinem Wünſchen und Willen unterordnete.

Beſonders war dies aber auch bei dem ſpäter mit der Diviſion in Königsberg betrauten General von der Goltz der Fall, den die Kameraden von Fabeck, Liebe-

Digitized by Google

herr, von Döring, Steinäcker u. s. w. immer Hülsens „Frau" zu nennen pflegten. Es lag in der Art Botho von Hülsens, — ihm selbst unbewußt, — oft etwas peremptorisch Gebietendes, was jeden Widerspruch schwer, bisweilen unmöglich machte. Die rücksichtslose Offenheit und Wahrhaftigkeit seiner an und für sich schon imponierenden Persönlichkeit pflegte bei ihm Fremden oder doch nicht näher Bekannten eine schüchterne Scheu und fast an Furcht grenzende Zurückhaltung zu erwecken, und nicht selten ist er von solchen, — und zwar mit anscheinender Berechtigung, — für kalt, hochmütig und arrogant gehalten worden. — Von großem Unabhängigkeitssinne, und wenig Wert auf die Meinung der Welt und Fernerstehender legend, schwamm er oft gegen den Strom, und es ist ein Wunder, daß seine militärische Karriere nicht darunter gelitten hat.

„Ich bin zwar Schauspieler," — schrieb er einmal in einem Konflikte an eine mir nahe stehende Persönlichkeit, — „kann mich aber nicht verstellen und ohne triftige Gründe niemals von meiner Überzeugung weichen." — Daß dieses dem jungen Offiziere seinen militärischen Vorgesetzten gegenüber, gar häufig böses Spiel gemacht, und er sich nur, — diesen gegenüber, — durch die Achtung, die sie dem unerschrockenen, seine ganze Existenz für seinen Rechtlichkeitssinn und seine energische Vertretung seiner Untergebenen in die Schanze schlagenden jungen Manne zollen mußten, — behauptete, — steht fest, und jeder, der Botho von Hülsen damals gekannt, wird es bestätigen. —

Heftig und oft sehr schroff nach oben hin, — die Güte und Wohlwollenheit selbst gegen alle, die ihm in militärischer oder sonstiger Beziehung untergeben waren, — ist Botho von Hülsen oft als Opponent bei seinen Vorgesetzten in Mißkredit, aber von seinen Untergebenen stets unbeschreiblich geschätzt, geliebt und verehrt gewesen. Niemand von diesen wird ihn jemals vergessen können! —

(Fortsetzung folgt.)

Jung Walther.

Eine fast romantische Geschichte

von

P. K. Rosegger.

Der Fremde, welcher das Schollingthal durchwandert, wird schon am Eingange des Thales weit im Hintergrunde desselben eine wüste, felsige Bergmasse erblicken, von der er sein Auge nicht so leicht mehr zu wenden vermag. Die Bergwiese steht gar so trotzig da, alle übrigen Berge in der Runde — und die lassen sich an Massigkeit und Höhe doch auch nicht spotten — weit überragend. Man nennt sie den Kolber. Er steht, von der Ferne gesehen, wie ein blauendes Dreieck da, deren obere Spitze scharf abgebrochen ist. Ihm näher

kommend, treten Einzelheiten hervor, Felsgruppen, die an und für sich schon ein kleines Gebirge bilden, tiefe Runsen, die wie Sprünge oder Fältlein aussehen, und in denen doch ganze Dörfer stehen könnten, wenn man sie überhaupt da hinaufzubauen vermöchte. Dort und da gehen fast vom Scheitel bis in die Vorberge weiße Streifen, seien es nun Sandwiesen oder Schneemulden, oder Wasserfälle, deren es, besonders im Frühjahre, wenn auf den Hochrücken und Mulden der Schnee schmilzt, viele giebt.

Und wenn man dem Kolber endlich so nahe ist, daß die dreieckige Form des Berges in die Zerrissenheit der Vorwände übergeht, kann man hoch oben am schwindelnden Hang eine bräunliche, zinnenartige Steingruppe sehen, die man für eine Burgruine halten möchte, wenn es in der Menschenmöglichkeit läge, an solcher Stelle ein Schloß zu bauen.

Ja, es liegt in der Menschenmöglichkeit, und die Steingruppe dort oben, wo schon die Vegetation erstirbt, ist in der That eine Schloßruine. Die Geißerburg nennen sie die Leute, und manche sagen, das müsse doch ein mutiges Rittergeschlecht gewesen sein, welches an solch' unerhörten Platz sein Schloß gebaut. Ich bin der Meinung, es sei vielmehr ein feiges Geschlecht gewesen, welches sich vor den Feinden verkrochen hatte dahinauf in den Geierhorst. Es gehört wahrlich keine besondere Tapferkeit dazu, eine solche Burg zu beschützen, welche die Natur selbst befestigt hat.

Die Sage erzählt, daß bald nach dem letzten Kreuzzug Herren in das Alpenthal gekommen seien, sich Land und Leute teils erworben, teils selbstmächtig angeeignet hätten und dann im Gewände des Kolber den gewaltigen Frohnbau aufführen ließen, um in demselben die ungeheuren Schätze zu verwahren, die sie mitgebracht. Die Herren waren unter dem Namen die „hohen Ritter" bekannt, erstens wohl der hohen Lage ihrer Burg wegen, dann auch, weil sie eine hohe, reckenhafte Gestalt hatten, und endlich, weil sie hohen Stolzes waren. Ihren Handlungen und Gebahren nach zu schließen, hielten sich die hohen Ritter den andern Geschlechtern des Landes für weit überlegen an Macht und Adel, und sie hegten nur Brüderlichkeit mit Fürsten fremder Länder. Das leibeigene Volk im Thale war ihnen selbstverständlich nichts a's eine Herde von Nutztieren — Ochsen, die ihnen das Feld furchten, Esel, die ihnen die Lebensmittel zur Burg emporschleppten, Bienen, die ihnen allerlei Früchte sammelten, und Löwen, die gelegentlich verwendet wurden zur blutigen Verteidigung dessen, was sie mit nimmerrastendem Fleiße erworben hatten, und was doch nicht ihnen gehörte. Denn an Feinden hatten die hochmütigen Ritter keinen Mangel, und es waren deren manche, die sich von der scheinbaren Unzugänglichkeit der Kolberburg nicht abschrecken ließen. Die Burg schien, von unten aus gesehen, rings an die hinter ihr aufragende Felswand gebaut zu sein; indes war aber zwischen dem Gebäude und der Wand eine tiefe Schlucht, in welcher ein Wasserfall donnerte. Da soll es öfter als einmal geschehen sein, daß die Burg in Gefahr war, von kühnen Stürmern eingenommen zu werden, denn die Besatzung war abgerichtet wohl für das Versteckensspielen, nicht aber für den offenen Kampf. Und da

hätten sich die hohen Ritter ein paarmal den Spaß gemacht und auf die den steilen Graben heranstürmenden Feinde den Wasserfall hinabgeleitet, daß alle wie Kehricht zu Grunde geschwemmt wurden.

Als der Schwedenkrieg kam und es überall auf der Welt friedlos war, zog auch der Herr der Kolberburg aus mit seinem ansehnlichen Fähnlein. Ob er es gethan hatte, um den römischen Kaiser zu verteidigen oder den Glauben zu schützen oder sich neue Schätze und Macht zu erobern, darüber ist die Frage bis heute offen gelassen. Der hohe Ritter kam nicht mehr zurück an die Hänge des Kolber, sein Fähnlein hatte sich verflüchtigt in den böhmischen Wäldern, und er selbst fiel bei der Schlacht an dem weißen Berge.

Nun hatte der Mann aber keinen Bruder hinterlassen, auch keine Frau und keinen Sohn, wohl aber eine Tochter. Diese Tochter war um solche Zeit achtzehn Jahre alt: sie war auf den Namen Isanthe getauft worden, der Name gefiel ihr aber nicht recht. Sie nannte sich Sirene, der Name gefiel ihr besser. Sirene war der Obhut des Burgkaplans und eines alten Oheims anvertraut, der sein Leben dem Studium der Hofsitten geweiht hatte und sohin für den Erzieher eines hohen Ritterfräuleins höchst geeignet war. Aber dieser alte Oheim war schwachsinnig geworden. Als die Nachricht von dem Tode des Herrn eingetroffen war, ließ der Oheim den alten Schäfer Gutram holen, von dem die Sage ging, daß er Lebenselixiere zustande bringen könne.

„Ist es wahr," fragte er diesen mit vornehm lallender Stimme, „könnt Ihr Leute — mannbare Leute wieder jung machen, ganz jung?"

„Das ist ja keine Kunst," antwortete der alte Gutram klüglich.

„Warum macht Ihr euch dann selber nicht jung?" fragte der Ritter Oheim und zwinkerte mit den blöden Augen.

„Wer sagt Euch denn, daß ich mich nicht jung mache?" versetzte der Gutram. „So oft ich will!"

„Ich verstehe," schmunzelte der Ritter-Oheim, „seht, Alter, ich bin in den besten Jahren — fast noch in den besten. Es ist Übermut, daß ich noch jünger sein will. Ein Jüngling mit fünfundzwanzig —"

„Könnt sie haben."

„Ja schier ein Kind zu sein, gelüstet's mich bisweilen."

Hat nicht weit mehr dazu, dachte sich der Schäfer, Zähne, Haare und Verstand fehlen ihm bereits. Hierauf hub er an, mit dem Ritter-Oheim ein ergötzlich Spiel zu treiben und trug manch güldenes Münzlein herab auf seine Weidematten.

Sirene war ein munteres, überaus putziges Fräulein. Ihr Gemach war angefüllt mit Schmuck, Spitzen, Bändern und allerhand niedlichen Dingen, die mehr Spielzeug als Gebrauchsgegenstände sind. Selten trat sie hinaus in die freie Luft, den ganzen Tag ergötzte sie sich, indem sie schwere Seiden und prangenden Schmuck an ihren geschmeidigen Leib hängte, mit sich selbst plauderte, wobei sie recht viele fremde Worte und höfische Ausdrücke gebrauchte und sich wie eine Prinzessin geberdete. Der Burgkaplan kümmerte sich nicht viel um das

Fräulein, sondern oblag in seiner Stube dem Lieblingsstudium lateinischer, scholastischer Schriften. Er spürte der Wahrheit nach und war auf dem besten Wege, sicherzustellen, wie es anmn mit der Menschheit stände, wenn die Stammmutter Eva nicht in einen Apfel, sondern in einen Pfirsich gebissen hätte.

Um so fleißiger war der Ritter-Oheim bei dem Fräulein. Sirene hatte ein weißes, sehr feines Pulverchen, mit dem sie ihre roten Wangen zu bestäuben pflegte, mit diesem Pulver bestäubte der Oheim auch bisweilen die seinen, bis ihm das Fräulein einmal riet, nicht so sehr die Backen, sondern vielmehr die Nase mit einer zarteren Glasur versehen zu wollen.

Fräulein Sirene hatte nämlich viele natürliche Schalkhaftigkeit, die sie freilich gern in Esprit umzusetzen liebte, außerdem, — da es doch schon einmal gesagt werden muß, war Sirene sehr schön, so daß nicht einmal der lächerliche Aufputz die liebliche Gestalt ganz zu unterdrücken vermochte.

Nun lebte in demselben Thale und auf denselben Matten, die auch der alte Schäfer Gutram bewohnte, ein junger Mann, namens Walther. Er war vor einiger Zeit in die Gegend gekommen und hatte nach Arbeit umgefragt.

Was er könne? Er könne nichts als lesen, schreiben und Gott den Herrn anbeten, aber er werde alles lernen, was man verlange, daß er thue.

Wer er wäre? Er wäre nichts als der Sohn eines Stadtschreibers, dessen Vater sich in fünfzigjähriger Amtstreue ein Haus erworben. Aber das Haus seines Vaters habe der Feind zerstört, sein Vater sei aus Gram gestorben, er selber sei dann in ein Kloster gebracht worden, wo er als Novize etliche Jahre manch' schöne Kunst betrieben. Dann seien die Schweden gekommen, hätten das Kloster niedergebrannt und die Mönche verjagt. Er habe sich auch nicht wollen fangen lassen, sondern sei lieber im Gebirge der niedrigste Knecht geworden, als mit den räuberischen Schweden zu gehen. Er wolle überhaupt vom Kriegshandwerk nichts wissen, viel lieber singe er im grünen Walde Lieder. Aber das wisse er wohl, zum Singen würden ihn die Bauersleute nicht aufnehmen, und den Schloßherrschaften wäre heutzutage die Lust zum Gesang vergangen, so bitte er nur um Arbeit, um sich sein Stücklein Brot erwerben zu können.

Da berieten sich die Leute unter einander, denn so einen hübschen und manierlichen Burschen läßt man nicht gerne ziehen. Endlich that sich einer der Dorfältesten hervor und sagte: „Seitdem den schwarzen Luschel der Teufel geholt hat, haben wir keinen Geißhirten. Gönnen sich die hohen Herrschaften auch ihre Passionen, die einen treiben Jagd, die anderen Krieg, wesweg sollen wir gemeinen Leut nicht einmal einen gestudierten Geißhirten haben! Wenn er will?"

Der junge Mann wollte. So konnte er ja doch im grünen Wald sein und in seinem Frieden sich des Lebens freuen und Gott verehren. Es wollte ihm besser gefallen als mit jungem Blute eingesargt zu sein in den Klostermauern.

„Vielleicht holt dich bei uns auch der Teufel," schrie einer der Bauern dem Walther ins Gesicht.

„Wie so?" fragte Jung Walther.

„Weil du etwan auch die Kunst weißt wie der schwarze Luschel und die

Böcke melkest bei den Hörnern! Den Luschel hat ein Geißbock über die Sullwand hinabgestoßen, daß kein Knochen ist ganz geblieben an seinem Leib. Hüte dich!"

„Ich hüte mich und die Geißen", sagte Walther, da war der Handel geschlossen.

In einer Strohscheune des Gemeindestadels heimten sie ihn ein, dort hatte auch der schwarze Luschel gewohnt. Und an jedem Morgen versammelte er die Geißen der drei zusammengehörigen Dörfer und führte sie hinaus auf die Haiden des Thales, auf die Hänge und Matten der Berge. Ein Stück Gerstenbrot und ein Topf Milch war seine Nahrung, im übrigen lebte er vom Manna, das vom Himmel fiel, nämlich von den wilden Früchten der Wälder und Weiden und von der Freude an dem Sonnenschein und an den Rosen. Waren Stürme, so hüllte er sich in den Wintermantel des Luschel, aber der war ihm viel zu kurz, denn der Luschel war schier ein Zwerg gewesen, und Walther war schlank wie ein junger Lärchbaum, und auch so frisch und schmiegsam. Lange, schwere Locken hatte er, die glänzten in der Sonne wie gesponnenes Gold und flossen ihm breit und weich auf die Schultern hinab.

Einigen war die große Schönheit des neuen Geißers — besonders, wenn er sie mit seinem großen, hellen Auge munter anblickte — verdächtig, und sie meinten, das würde keinen Bestand haben, und die erste beste Wittfrau würde eines Abends nebst ihren Geißen auch den Geißer an sich fordern. Anderen gefiel es nicht, daß der Hirt einen aus Buxbaumholz fein geschnitzten Kamm besaß, womit er sich jeden Morgen die langen Haare strählte. Ein Geißer, der sich kämmt! Was es doch in dieser neuen Zeit für wunderliche Leute giebt!

An den alten Schäfer Gutram hatte sich Jung Walther angeschlossen. Der Schäfer konnte zwar sonst die Geißen, folglich auch die Geißer nicht leiden, denn er behauptete, die Geißen nagten der Weltkugel nicht bloß das Gras und Gesträuch bei Putz und Stingel, sondern auch die Haut ab und ließen den Schafen nichts übrig. Den weichmütigen, heiteren Walther aber hatte er lieb, weil er die Weideplätze nicht vorwegs wegnahm, wie es der Luschel hatte gethan; und Walther wieder freute sich an den Schnurren und Possen des Alten, und wenn sie auf dem grünen Rasen ausgestreckt lagen, heckten sie miteinander manch' feines Stücklein aus. Ward es schon nicht immer vollführt, so ergötzten sich die Hirten in der Vorstellung desselben, und so gewann ihr Leben einen wenn auch flüchtigen aber heiteren Inhalt.

Eines Tages, als Jung Walther seine Herde in das Gewände des Kolber hinangeführt hatte, zwischen dessen Gefelse auf schwarzer Erde ein gar feines Gräslein wuchs, kletterte er — es war ein heißer Julitag — zur schartigen Rinse, wo das Wasser niederschoß, und seitwärts, wo es in einem dünnen Schleier vom Felsvorsprung rieselte, kniete er hin und hielt sein Haupt unter das Wasser, daß die Locken mitsamt dem Wasser vorn über das Antlitz herabgossen. Nach dieser Erquickung wollte er wieder seinen Geißen zugehen, da hatte er plötzlich vor sich die Ritterburg. Mit dieser wäre er aber leicht fertig ge-

Digitized by Google

worden, allein — in einem der Fenster stand das Burgfräulein, und das brachte ihn — wie eine leibhaftige Sirene — auf der Stelle aus Rand und Band. So sehr zitterten ihm die Kniee, daß er nur mit Not niederkam an den Wänden ins Thal. Dort strich er durch Erlen- und Haselnußbüsche hin, bis er den Schäfer Gutram fand, dem klagte er es: „Heut ist mir was passiert. Das Burgfräulein da oben. Das hat mich in Brand gesteckt."

„Knabe!" antwortete der Schäfer, „da mußt du löschen."

„Mit kühler Erden," murmelte Walther sehr niedergeschlagen, „ein Burgfräulein kann der Geißhirt ja nicht haben."

„Warum denn nicht?" fragte der Schäfer munter, „gehe hin und nimm sie."

Walther blickte den Alten eine Weile an. Endlich sagte er: „Du hast recht, Gutram, ich bin ein junger Mensch, und sie ist ein junger Mensch, warum sollten wir uns nicht haben! Sie ist ja ihr eigener Herr, ich gehe noch heute hinauf in die Burg und werbe um sie!"

„O Kind!" rief der Alte, „und willst schon werben! Das mußt du klüger anstellen. Lieben darf der Hirte wohl das Ritterfräulein, aber werben darf er nicht um sie. Ich denke, einstweilen sollst auch mit dem Lieben genug haben. Zwei Wächter hat sie. Der eine ist nicht gefährlich, der studiert oben in alten Schriften und sucht den Stein der Weisen. Der andere Wächter ist auch nicht gefährlich, der will sich häuten und aus einem alten Tatel ein frischer Knabe werden. Den übernehme ich. Mit dem Fräulein mußt du es abmachen. Aber sachte, Junge, sachte!"

So tief Walther einerseits über sein Schicksal bekümmert war, so machte es ihm andererseits doch Spaß, als Hirtenjunge in ein Schloßfräulein verliebt zu sein. Er fühlte sich wie der Held einer Geschichte, die mit einem tüchtigen Trumpf ausgehen muß — so oder so — aber nicht in den Sand verlaufen, das ist er seiner Hirtenehre schuldig. In alten Zeiten haben die Hirten bei solchen Dingen immer gesiegt, nur schade, daß das Burgfräulein nicht gar eine Königstochter ist!

In einer Engschlucht des Kolber, dort wo der Wassersturz vom Berge wieder in einen tiefen Tümpel fällt, stand ein Dornstrauch. Weil niemals ein Sonnenstrahl darauf fiel, so waren daran immer nur verkümmerte Knospen, schwindsüchtige Blüten und unentwickelte Fruchtknoten zu sehen gewesen. Daher fiel es dem alten Schäfer auf, als eines Tages am Dornstrauch ein vollerblühtes Röslein prangte.

„Das wundert dich!" rief Walther, „schaue doch hinauf zur Burg. Vom Erkerfenster kann ihr Blick herableuchten auf den Strauch, das ist mehr als die Sonne."

Darauf wurde verabredet, die Rose dem Fräulein zu übersenden. In der Tasche ein Fläschchen Lebenselixier für den Ritter-Oheim, in der Hand ein Körbchen aus Brombeerlaub geflochten und darin die frischbetaute Rose, so stieg der Schäfer Gutram hinauf zur Burg.

Die Pforte war für den Alten immer offen. „Ich bringe Jugend!" rief er

dem Oheim zu, der ihm gebückt entgegenhastete, „aber Ihr müßt aus diesem Fläschlein täglich nur einen Tropfen zu Euch nehmen. Sonst kommt sie gählings und wirft Euch über den Haufen, mit Verlaub. Ihr müßt erst wieder reiten lernen, gnädiger Herr, ehe Ihr den scharfen Hengsten besteigt."

Der Oheim war zufrieden. Dem Schäfer gelang es hierauf, dem Fräulein Sirene die Rose zu übergeben, wobei er folgende Worte sprach: „Gnädigste Jungfrau! Zürnet mir nicht, wenn ich als armseliger Bote des Frühlings zu Euch komme. Tief unten in der finsteren Schlucht steht ein Strauch, und seit Gott der Herr die Welt erschaffen, hat es der Frühling nicht vermocht, einen Sonnenblick darauf zu lenken und eine Rose daran zu entfalten. Nun fiel wohl der Blick Eueres Auges auf die Knospe des Strauches, und der hat diese Rose entfaltet, denn er ist mehr als die Sonne. So sagte der Frühling, die Rose gehöre Euch, gnädigste Jungfrau, und da ist sie nun."

Das Fräulein Sirene lächelte gnädig, und die schalkhafte Rede gefiel ihr. Doch konnte sie nicht denken, daß ihr mitten in der Natur Überfluß jemand eine gewöhnliche Rose zum Geschenk machen wolle. „Ei ei," sagte sie, „wie nett! Was man doch heutzutage für hübsche Sachen macht aus Papier und Seide! Wie frisch! Wie weich! Gar zu täuschend! Ich danke Euch, lieber Alter!"

Der Schäfer machte sie noch aufmerksam, daß es keine künstliche, sondern eine natürliche Rose sei.

„Was sagt Ihr da?" versetzte das Fräulein. „Keine künstliche aus Samt und Seiden? Und man wagt es mir eine gemeine Rose zu schenken, wie sie auf allen Hecken wachsen?" Damit schlenderte sie das rote Röslein zu Boden und rauschte zornig davon.

Als der Schäfer zum Geißer zurückkehrte, lag dieser im Heidekraut und streckte alle Viere von sich. Der Schäfer schüttelte den Kopf. Jung Walther erhob sich ein wenig, strich die Mähne aus dem Gesicht und fragte: „Nun, wie ist's?"

„Nichts ist's, wenn man den Kopf schüttelt," berichtete der alte Gutram. „Sie hat die Rose zu Boden geworfen, weil sie nicht von Seiden war. Es hat sie gekränkt, daß die Rose echt und gerecht war."

Walther sprang auf und stampfte in den Boden.

„So wärest du eben einmal weggeworfen worden, schöner Geißer," spottete der Schäfer.

„Daß sie mich weggeworfen hat, erzürnt mich nicht," sagte Walther, „denn sie hebt mich wieder auf. Aber daß in diesem himmlischen Leib eine so jämmerliche Seele wohnt, der eine unechte Blume lieber ist als eine echte, das betrübt mich. Jedoch, Gutram, erinnere dich einmal dran, was ich jetzt sage: Ich werde die arme Seele dieses Burgfräuleins noch auseinander ziehen, wie der Bäcker den verschrumpften Teig. Jetzt ist mir die Sache kein Spaß mehr, ich wage mich ernstlich an dieses verdammt schöne Kind."

„Du mußt erst noch etliche Angeln auswerfen, ehe du dich selber stellst," riet der Schäfer. „Laß' dir sagen: schicke ihr einen Vogel. Mit derlei schmeichelt man sich bei den Weibern immer ein."

Digitized by Google

„Wäre nur ein Paradiesvogel schicksam," meinte Jung Walther.

„Bei uns ist schicksam, was Gott bei uns hat wachsen lassen," versetzte der Schäfer, „die Scharlbuben haben einen Zeisig, den haben sie im Jungwald aus dem Nest genommen, und singt er allerhand feine Liedeln. Den kaufest und schickest der Schönen."

So ward es. Und der alte Schäfer stieg mit dem Käfig hinan zur Burg der Hohen Ritter. Schon auf der Schloßbrücke kam ihm der Oheim entgegen, der wollte zornig sein, war aber nur kläglich. Schäfer," murmelte er und schaute zu Boden, als ob er dort etwas suchen wollte, „euer Elixier wirkt nicht."

„Wie so?"

„Es wirkt nicht."

„Das wäre mir unerklärlich."

„Es wirkt einmal nicht. Geh' her." Er zerrte den Schäfer in den Winkel hinter die Pforte und flüsterte: „Ich habe gestern eine Maid küssen wollen. Sie hat mich gestreichelt. Ja, gestreichelt, aber zu stark." Er hielt seine Hand an die Wange, da war es leicht zu verstehen, wie er es meinte.

„Gestrenger Herr," sagte nun der alte Gutram, „das wirkt ja zu heftig. Ihr habt gewiß mehr als täglich einen Tropfen zu euch genommen. Alsdann ist's freilich kein Wunder, wenn die Hand der Schönen so scharf angezogen worden ist. Es war in der That, wie ihr ganz richtig bemerkt habt, ein Streicheln."

„Und ich Dummkopf habe mich zurückgezogen. Was habt Ihr denn da im Käfig?"

„Da im Käfig habe ich einen Vogel, ein gar künstliches Tier."

„Wollet Ihr ihn denn nicht meiner Nichte verehren?" fragte der Oheim, „sie liebt solche Stücke über die Maßen. Vor einem Jahr ist ein Zigeuner gekommen, der hat auch so Sachen gehabt und sie spielen lassen. Eines, das war, glaube ich, eine Nachtigall, hat immerfort: Schöne Sirene! gerufen. Wir haben dem Mann das Zeug abgekauft, und das Fräulein hat sich Tag und Nacht damit ergötzt. Da kam eines Tages ihr Bräutigam, der Ritter von Dreilaufen, der hat den Vogel zertrümmert, weil er das: Schöne Sirene! nicht hat leiden können, der Eifersucht wegen, wenn ich schon alles soll sagen."

„Wird ihr der Bräutigam wohl lieber gewest sein," bemerkte der Schäfer, um für seine Sache etwas zu erfahren.

„Den Laufpaß hat sie ihm gegeben, dem Ritter von Dreilaufen, und hat gemeint, wenn der Herr Ritter glaubt, daß ihm sogar ein hölzerner Vogel bei ihr gefährlich werden möchte, so müßte an ihm nicht viel sein. — Klug ist sie, meine Nichte, das gnädige Fräulein!"

So schwatzte der Oheim, und als Fräulein Sirene vom Vogel hörte, war sie außer sich vor Freude, und als sie das grüngelbe Tierlein hin- und herhüpfen sah im Käfig und als sie sein helles Zwitschern vernahm, rief sie: „Der ist noch schöner als der andere! Der ist so nett und fein, daß man glauben könnte, er sei lebendig."

„Auf Sprungfedern geht er, nicht wahr?" näselte der Oheim.

„Muß er aufgezogen werden?“ fragte das Fräulein, „und habt Ihr ihn selber gemacht, Alter? Und was kostet er denn?“

„Der Wald schickt ihn Euch, gnädiges Fräulein,“ sagte der Schäfer. „Es war ein totes Holz, der Wald hat ihm Atem eingeblasen, wie den andern, aber es ist nicht lebendig worden. Da hat er ihm das Wort Sirene eingehaucht, hierauf ist es alsbald lebendig worden und seither singt es ohne Unterlaß.“

„Wie?“ rief das Fräulein, „lebendig ist er worden? Und es wäre nur ein gewöhnlicher Waldvogel? Pfui!“

Tief bekümmert kam der alte Schäfer zurück zum jungen Geißer.

„Sie hat den Vogel nicht genommen?“ fragte Walther.

„Sie hat ihn verschmäht, weil er nicht von Holz ist und künstlich singt, sondern weil er echt und gerecht ist.“

Jung Walther schwieg. Der Vogel sang. Er sang, bis die Sonne über ging, dann setzte er sich zur Ruhe, Walther sagte nun aber: „Na warte, du schönes Fräulein, wenn dir das Echte und Gerechte nicht genehm ist, ich will dir was aufspielen, und das soll dir künstlich und falsch genug sein.“

Nun verging eine geraume Zeit. Auf der Burg am Kolber war es recht langweilig. Der Ritter-Oheim wurde nicht jünger, aber von Tag zu Tag kindischer, und der Burgkaplan geriet immer mehr in Zwiespalt. Er suchte den Stein der Weisen und konnte ihn nicht finden. Ganze Nächte lang kauerte er bei seiner Lampe und sann und grübelte und härmte sich ab über den alten Pergamenten und wußte nichts davon, daß der funkelnde Stein draußen liegt im jungen goldenen Leben.

Aber auch in das junge Leben des Fräuleins Isanthe oder Sirene, wie sie sich lieber nannte, war Unruhe gekommen. Die Verwaltung ihrer Burg und Güter machte ihr wenig Sorge, dafür war der Wirtschaftswart da. Nötig erwies sich die Anwerbung neuer Knappen zur Besatzung der Feste sowie die Bildung eines frischen Fähnleins, denn der Zeiten Unruh hallte manchmal unheimlich durch das Alpenthal. Aber um all' das kümmerte sich Fräulein Sirene, die Herrin, nicht. Was anderes war's. Das Fräulein hatte in Erfahrung gebracht, daß im Thale ein unvergleichlich schöner Hirt lebe, der ganz unvergleichlich verliebt sei in das Burgfräulein Sirene. Er habe ihr zu Ehren Lieder gedichtet, worin die Anfangsbuchstaben der Zeilen ihren Namen bildeten. Ja, er habe die schönsten Tiere seiner Herde nach den Buchstaben benannt, die im Wort Sirene vorkämen, und diese seine Lieblingstiere locke er täglich unzähligemal an sich heran und füttere sie mit Leckerbissen. Da wurde sie zornig. Ein Ziegenhirt wagt es, in sie, die Edle der hohen Ritter, verliebt zu sein? Sie weinte vor Zorn — es war aber ein Weinen vor Herzeleid, und das wollte sie sich nicht gestehen.

Eines Tages fragte Jung Walther seinen Freund Gutram: „Du sagst, die Söhne des Bauern am Bach wären von den böhmischen Schlachtfeldern heimgekehrt?„

„So habe ich gehört. Ich glaube, daß sie davongelaufen sind."

„Und sie hätten die wertvolle Rüstung eines Fürsten als Beute mitgebracht?"

„Auch eine fürnehme Gewandung aus Saumt und Seiden, gestickt mit Gold und Geschmeiden. Halten es aber heimlich und haben recht. Hohe Herren, die so was heimbringen, nennt man Helden, arme Schlucker heißen Räuber."

„Die Gewandung ist gewiß noch recht gut erhalten."

Der Schäfer schüttelte den Kopf. „So verliebt sein und sich um gestohlenes Zeug kümmern!"

Jung Walther hat jedoch von diesem Gegenstand nicht sobald abgelassen. —

An einem der nächsten Tage führte der Geißer seine Herde auf weiten Umwegen empor zu den Höhen des Kolber. Am Rande des Schnees giebt es ein zwar kurzes, aber köstliches Gras. Und Walther stieg hinaus auf die schroffe Felszinne und schaute hinab in die weite Welt und schaute hinab auf das graue Dach der Ritterburg, das tief unten, scheinbar am Thalrande, wie ein winziges Steinplättlein dalag zwischen anderen Steinen. Wenn man jenes graue Steinchen aufheben könnte, so würde ein Käferlein erschrocken davonrieseln. Und das Käferlein müßte man einfangen in die hohle Hand und es ein wenig necken und es ein wenig herzen . . . .

„Sirene!" rief er laut in die Luft hin, „Gestrenges gnädiges Fräulein in der Burg der Hohen Ritter, wie bin ich jetzt höher als du!" —

Im Frühherbst war's desselben Jahres. Vom Thale sah man nicht mehr hinauf zur Kolberburg, denn der Berg hatte seine Nebelhaube herabgezogen weit über die Stirne. Eines trüben Abends konnte der alte Schäfer Gutram auf seiner Thalweide hören, wie oben die Schloßbrücke niederrasselte. Er schmunzelte ein wenig, dann kniete er vor einer Wegsäule hin, an welcher ein Muttergottesbild hing. Die heilige Jungfrau möchte machen, daß jedem das Seine werde, wer getäuscht sein wolle, dem die Täuschung, wer geliebt sein wolle, dem die Liebe.

In der Burg der Hohen Ritter war zur selbigen Stunde ein seltsamer Gast angekommen. Ein Flüchtling aus den kriegerischen Gegenden hatte Schutz im entlegenen Alpenthale gesucht. Ein junger Rittersmann, das Roß habe man ihm unter dem Leibe totgeschossen, er entkam mit Not und Gefahr, wäre tagelang in den Wäldern umgestrichen, habe von wilden Früchten sich ernährt, habe sich auch keiner Burg zu nahen gewagt, aber die hohe Feste an diesem Berge, die so weltfern und friedsam daliege, habe ihm Vertrauen eingeflößt. Er bitte um Gastfreundschaft für etliche Tage, um sich für seine noch weite Reise, er wolle nach dem heiligen Land, ein wenig zu erholen.

Das hatte der Fremde in bescheidener Art der jungen Herrin vorgetragen. Fräulein Sirene wußte kaum, wie ihr geschah. Das zart aufgetragene Weiß auf ihrem Gesichtlein vermochte die Flammen nicht ganz zu decken, die jetzt auf ihren Wangen leuchteten. Der Fremde war jung und hatte vornehme Manieren, und seine Rüstung verriet hohe Abkunft, die er zu verbergen bemühte.

Die Gastfreundschaft wurde ihm mit vieler Höflichkeit gewährt. Ein prunk-

haftes Gemach im vordersten Erker, anstoßend an den Rittersaal, ward ihm angewiesen, ein betagtes Dienerpaar ward ihm zugeteilt. Der Fremde ließ sich sofort nieder auf ein Ruhebett und streckte und reckte sich, und wie weit er sich auch auseinanderthun mochte, immer noch konnte er die prächtigen Räume nicht ausfüllen, denen er jetzt gebot. Dann erhob er sich und machte mit Hilfe des großen Metallspiegels den feinen Anzug und die Locken zurecht nach höfischer Art, hernach ging er an ein Fenster und blickte zufrieden hinab in die dämmernde Tiefe. Sein Zustand, so wie der Empfang von dem Burgfräulein und ihre Erscheinung schienen dem Gaste in hohem Grade zu behagen. Er war auch sofort bereit, als man ihn zum Abendmahl rief.

Beim Abendmahl saß zu seiner Linken der Ritter-Oheim und ihm gegenüber das Schloßfräulein. Der Oheim trank den Humpen Weines zweimal leer, dabei machte er mancherlei jugendliche Scherze und drehte mit den Fingern zwei Spitzen an seinem spärlichen Schnurrbart. Als diese Spitzchen leidlich geschärft aufwärts standen, legte er sich in den Lehnstuhl zurück und schlummerte ein. Dieses Ereignis brachte sowohl den Fremden als auch das Fräulein nachgerade aus der Fassung. Vor allem hatte sich letztere rasch erhoben, so war auch er aufgesprungen.

„Ihr jagt mich frühzeitig in die Einsamkeit meines Gemaches zurück," sagte er, „und ich werde dieselbe benutzen, um über die Vergänglichkeit der menschlichen Macht und des irdischen Glückes nachzudenken."

Hierauf sagte das Fräulein, aber ohne den Fremden anzusehen: „Es scheint, Ihr habt viel gelitten und verloren."

„Gnädige Jungfrau," sprach nun der Fremde, „als der Mond das letztemal voll war, schien er nieder auf mein schönes, friedliches Land, auf meine glücklichen Unterthanen. Wenn ich auszog, begleitete mich ein frohes Gefolge, Blumen waren gestreut auf meinen Wegen, aus grünem Reisig waren Pforten geflochten über meinem Haupte, Musik, Gesang und Jubel rings um mich, wenn ich heimkehrte, läuteten die Glocken meiner Dörfer, und die schöne Welt war mein, so weit ich blicken konnte."

„Und das alles ist verloren?" rief das Fräulein.

„Das alles und noch mehr," sagte der Fremde traurig, „meine Familie."

„Weib und Kind!" stieß Fräulein Sirene hervor.

„Habe ich gottlob noch nicht besessen."

Sie atmete auf und sank auf ihren Sessel zurück.

„Prinz," sagte sie und winkte mit großer Anmut, daß er wieder Platz nehme. Er that es, ohne ihre Ansprache zu berichtigen, da wußte sie, mit wem sie es zu thun hatte.

„Ich habe einen Burgkaplan," versetzte nun das Fräulein, „einen würdigen, gelehrten Mann, der meint, zum Ertragen großer Freuden und großer Leiden solle sich der Mensch immer einen Gefährten suchen. Dieser Rat paßt auch für Eure Hoheit."

Der Fremde stand auf, hielt die beiden Arme hin und sagte mit leiser, zitternder Stimme: „Wollt Ihr mein Gefährte sein?“

Im selben Augenblick war draußen ein mächtiges Gepolter, die Thür flog auf, der Kaplan stürzte herein mit leuchtendem Gesicht: „Gnädiges Fräulein! Verzeihung! Endlich! Endlich habe ich ihn gefunden, den Stein der Weisen! den Stein der Weisen!“ — Er hüpfte und tanzte, daß das Kuttlein flog. Er war irrsinnig geworden.

„Es ist gut,“ sagte das Burgfräulein, „ich beglückwünsche Euch. Nun geht zu Bett, möglicherweise bedarf ich Euer morgen zur zeitlichen Stunde.“

Und wozu bedurfte sie seiner am nächsten Morgen zur zeitlichen Stunde? Um sich mit ihrem jungen Gaste vom Hofkaplan das heilige Sakrament der Ehe reichen zu lassen.

Der Burgkaplan that es schmunzelnd, und als er die Hände des Paares aufeinanderlegte, flüsterte er: „Eure Herrlichkeit! Der Stein der Weisen!“ —

Man wundere sich nicht über der süßen Angelegenheit raschen Verlauf. Wenn es stets nach dem Willen der Liebesleute ginge, vollzöge sich's schier allemal so rasch als dazumal, wo die außerordentliche Zeit und die Verhältnisse volle Selbstverfügung des Brautpaars ermöglichten. Die Feste konnten ganz wohl erst nachher folgen, bis die Herzen ein wenig beruhigt dazu aufgelegt sein würden.

Am dritten Tage nach der Trauung, als schräg die Bergwand hernieder wieder die liebe Sonne ihre Strahlen warf, als das junge Ehepaar die Arme sich gegenseitig um den Nacken schlingend am offenen Fenster stand, sagte Frau Isanthe — denn bei diesem Namen rief sie ihr Gemahl — mit etwas zögernder Stimme: „Du hast mir in diesen Tagen so viel Liebes gesagt und gethan, mein Teurer, daß ich mich wundere, warum du mir kein Lob erwiesen hast darüber, daß ich imstande bin, die weibliche Neugierde so lange zu bezähmen und dich nicht zu fragen nach deinem fürstlichen Namen.“

„Ich hielt eine solche Bezähmung für unmöglich,“ antwortete er, „und schloß aus deinem Schweigen, daß du Namen und Herkunft deines Erwählten ja kennen müßtest?“

„Ich weiß nur, daß du ein Prinz bist,“ sagte sie.

„Wenn du das glaubtest, meine süße Isanthe, so wärest du in einem großen Irrtum,“ versetzte er, „ich bin durchaus kein Prinz, sondern ich bin meines Standes der Geißhirt der drei Dörfer, die dort unten im Thale liegen.“

Sie fuhr wie ein Kreisel im Zimmer umher und nannte ihn einen Betrüger, der sie in ihrem Wahne belassen und bestärkt habe.

Er fing die Empörte ein, drückte ihr Köpfchen fest an seine Brust und sagte: „Das habe ich dir zu Liebe gethan, Isanthe. Du wolltest nichts Echtes. Ich habe dir eine Rose geschickt, du hast sie hingeworfen, weil sie eine echte Rose war und nicht eine falsche. Ich habe dir einen Vogel gesandt, du hast ihn nicht angenommen, weil er ein wirklicher Vogel war und kein künstlicher. So habe ich gedacht: Wenn der schönen Jungfrau das Unechte und Falsche soviel Freude macht, so wollen wir ihr einen falschen Prinzen schicken. Und den hat

Digitized by Google

sie auch genommen. Aber dessen mag sie gewiß sein: Wenn der Prinz auch falsch war, der Mensch und Gemahl wird doch treu sein und sein liebes Weib ehren und glücklich machen."

Er wollte einen Kuß auf ihre Wangen drücken, aber über dieselben rannen salzige Thränen: „Du hast mich belogen!" schluchzte die Bedauernswerte, „als du von deinem Hofstaat sprachest."

„Da irrst du wieder, meine Liebe," antwortete er, „von meinem Hofstaat habe ich nicht gesprochen. Ich sprach von meinem Land, dessen Schönheit mein ist, soweit ich blicken kann; da unten liegt es und seine Pracht kann meinen Augen niemand nehmen. Ich habe glückliche Unterthanen, ein munteres Gefolge, das mich begleitet, wenn ich ausziehe und wenn ich heimkehre; das ist meine Herde. Auf meinen Wegen, Matten und Wiesen hat die Natur Blumen gestreut, über meinem Haupte hat der Wald grüne Pforten gebaut. Hörnerschall und Vogelsang umklingen und umjubeln mich jeden Tag, und wenn ich heimkehre, so ist es stets um die Zeit, wenn die Abendglocken läuten. Was ich vom Kriege und meiner Flucht erzählt, es ist mein persönliches Schicksal. Ich habe die Wahrheit gesagt."

„Und dieses Kleid?" fragte die junge Frau, an seiner fürnehmen Gewandung zupfend.

„Dieses Kleid ist an mir das einzig Falsche," antwortete Jung Walther, „aber ein Kleid läßt sich zum Glück ausziehen und ich thue es, sobald ich davon überzeugt bin, daß du von nun an das Echte lieber haben wirst, als das Falsche. Erkennst du mich als den Herrn dieser Burg, sowie du mich als den Herrn deines Herzens anerkannt hast, so hülle ich mich in die Rüstung deiner edlen Vorfahren und werde diese Burg und, was ihr zusteht, redlich verwalten; ziehst du es vor, mit mir auf die grünen Matten niederzusteigen zu meinen Dörfern und Unterthanen, so werden sie dich gern als ihre liebwerte Frau Geißerin anerkennen. Es steht in deinem Belieben."

Auf das versetzte sie rasch: „Wenn mir mein Gemahl alles so leicht machen wird als diese Wahl, dann werde ich doch zufrieden sein."

„Also steigen wir hinab?" fragte der Schalk.

Eine Stunde später schritt Walther, der Geißer, in der Rüstung der Hohen Ritter klirrend durch den Rittersaal. —

Das erste Jahr war noch lange nicht um, als der alte Schäfer Gutram in die Kolberburg berufen wurde zur Taufe des neuerschienen Söhnleins. Im Zeremoniensaal hockte auch schon der Ritter-Oheim, eingeschrumpft und gelb wie eine Mumie, mit blöden Augen und zahnlosem Munde.

„Aha," lallte er, als er den Schäfer sah, „da ist der Schelm, der mir die Jugend versprochen hat. Wo ist sie denn, he?"

„Hier," sagte der Schäfer und deutete auf das Kind.

So ist das Ende der Geschichte vom Geißer und dem Burgfräulein, die der Erzähler im Sagenkreis des Volkes stückweise aufgelesen und nach bestem Können

zusammengekittet hat. Die zerbröckelte Burg an den Wänden des Kolber kann man nicht mehr so zusammenkitten. Die Hohen Ritter waren bald vergessen, in der Felsenburg entwickelte sich ein harmloseres Geschlecht, das sich allmählich im Lande zerstreut und manches Gute für die Menschen gewirkt hat. Der letzte dieses Geschlechts ist erst vor sechzig Jahren zu Linz an der Donau gestorben.

Das morgenländische Theater.

Von

Heinrich Brugsch.

Theaterstücke und Theatervorstellungen nach europäischen Mustern sind den Morgenländern wenig bekannt und bei ihnen geradezu verpönt. So sehr es die Orientalen lieben während eines Aufenthaltes in Europa Opern- und Schauspielhäuser zu besuchen, so wenig empfinden sie Neigung, in ihrer Heimat dem Theater eine Stätte zu gründen, und die Versuche, welche in neuster Zeit von christlichen Levantinern durch Aufführung von Stücken in eigens dazu hergerichteten Häusern gemacht worden sind, scheinen an der Teilnahmslosigkeit eines geehrten mohammedanischen Publikums zu Grunde zu gehen. Die orientalischen Theater, welche in Kairo und in Damaskus, hier sogar zwei, errichtet wurden, in der Absicht eine reiche Zahl von Besuchern anzulocken, sahen nur selten ein gefülltes Haus. Leichtlebiges junges Volk aus der Schule des Islam und levantinische Christen bildeten das Hauptkontingent der Schaulustigen, aber auch nur dann, wenn die Stücke mit derben Späßen gewürzt waren und die Schauspieler durch die possenhaftesten Geberden die allgemeine Lachlust zu erregen verstanden. Allenfalls fanden satirische Spöttereien auf europäische Sitten und Gewohnheiten noch einige Anerkennung. Daß nebenbei den Theaterbesuchern, die nur aus dem männlichen Teile der Bevölkerung bestehen, die ausgedehntesten Zugeständnisse eingeräumt werden müssen, versteht sich von selbst. Man raucht Tabak und trinkt den schwarzen Kaffee, unterhält sich in den Zwischenpausen mit überlauter Stimme und macht es sich auf den hölzernen Sitzen so viel als möglich bequem.

In Kairo, wo unter dem fröhlichen Regimente Ismaël-Paschas die junge Welt des arabisch-koptisch-levantinischen Ägyptertums besondere Neigung für europäische Genüsse zur Schau trug, fanden die Vorstellungen in dem italienischen Sommertheater des Esbekieh-Gartens statt. Ein christlicher Levantiner schrieb die Stücke in arabischer Sprache und übernahm die wenig dankbare Rolle eines Direktors, dessen Truppe sich aus christlich-syrischen Elementen zusammensetzte. Ich habe nur einigen Vorstellungen beiwohnen können, denn die Teilnahmslosigkeit des Publikums und der allgemeine Krach infolge unbezahlter Schulden führte auch den Schluß des arabischen Theaters herbei. Dagegen bestanden noch im

Jahre 1883 zwei Theater in Damaskus, der fanatischsten aller Städte des Islams. Midhat-Pascha, der ehemalige Gouverneur, hatte ihre Gründung veranlaßt, um die moslemischen Bewohner an europäische Kunstgenüsse zu gewöhnen und ihren Geschmack zu veredeln. Ein langer Saal, in dessen Hintergrunde sich die kleine Schaubühne befindet, dient als Theaterraum, Holzstühle und Holzbänke ohne Anstrich als Sitzplätze. An den beiden Längsseiten des Gebäudes, das jedes dekorativen Schmuckes entbehrt, denn die Wände sind einfach weiß getüncht, zieht sich eine roh gezimmerte Galerie entlang. Als Stützen sind Holzstämme, die nicht einmal regelrecht behauen sind, verwendet. Der Bühne gegenüber befindet sich eine Art von engem Holzkasten, der mit mehreren Lehnstühlen besetzt ist. Es ist die Loge des Gouverneurs. Die Beleuchtung ist unerlaubt feuergefährlich, denn Petroleum-Blechlampen hängen an den Wänden und erfüllen den Zuschauerraum mit dem unleidlichsten Geruche, den nur der Qualm der dampfenden Pfeifen und Zigaretten einigermaßen mildert. Brächе Feuer aus, so wäre die Rettung der Insassen nur schwer zu bewerkstelligen, denn den Theatereingang unterhalb der beschriebenen Gouverneurs-Loge bildet eine winzig kleine Thür. Die Damaszener scheinen für ihr Leben wenig besorgt zu sein und lassen das Schicksal auch in diesem Falle seinen Gang ruhig gehen; auch der Ortspolizei liegt die Aufgabe fern, den gefährlichen Zustand der Dinge einer näheren Prüfung zu unterwerfen. Die Musikanten hocken unmittelbar vor der Bühne und entlocken ihren morgenländischen Instrumenten die schrillsten Töne. Das kreischt und ächzt und stöhnt, daß es einem Europäer weh ums Herz wird, aber der Eindruck dieser sogenannten Musik auf die Theaterbesucher ist ein entschieden günstiger, denn die Zuhörer sind geradezu entzückt, und aus ihren Augen spricht ein seelisches Vergnügen.

Die Damaszener Vorstellungen sind meist Molière'schen Stücken entlehnt. Das nie fehlende Ballet bildet eine eingeschobene Zuthat, an welcher die mohammedanische Zuschauerwelt ihr höchstes Wohlgefallen findet. Aus dem Corps de Ballet ist alles, was den Namen Weib trägt, ausgeschlossen. Knaben und Jünglinge von mehr als zweifelhaftem Rufe, in Weibertracht, übernehmen die Rolle der Tänzerinnen. Sie tanzen in Strümpfen, d. h. sie führen zunächst in gemessenen Schritten gewisse Pas aus, gehen allmählich in schnellere Tempos über und drehen sich am Schlusse wie Kreisel in wahnsinnigen Körperverrenkungen. Blumensträuße in buntfarbigen Vasen, welche zwischen böhmischen Glasarmleuchtern aufgestellt sind, ersetzen dem Auge die dekorativen Schönheiten unserer europäischen Bühnen. Erst nach neun Uhr beginnen die Damaszener Theater-Vorstellungen und dehnen sich bis gegen Mitternacht in ungebührlicher Länge aus. Während der strenggläubige Moslem, der bekanntlich mit den Hühnern zu Bette geht, auf seinem Lager in tiefstem Schlafe ruht, verläßt die lockere junge Welt das Komödienhaus, schweift mit der Laterne in der Hand durch die stillen Gassen der frommen Stadt, läßt von den Thürhütern gegen ein entsprechendes Backschisch die schweren Thorflügel öffnen, welche die einzelnen Viertel von einander abschließen, und schlägt die Richtung nach dem vergessenen Heim ein.

Dem Moslem von echtem Schrot und Korn, wie ich bereits andeutete, sind

die europäischen Theatergenüsse in der Seele zuwider, und mit Bedauern sieht er auf den abtrünnigen Sohn, der sich denselben aus zivilisatorischen Gründen mit besonderer Vorliebe hingiebt. Vor allem ist die Geistlichkeit, trotz der Midhatschen Theaterstiftungen, gegen das Schauspiel eingenommen, und gewichtige Koran-Verse sind in das Feld geführt worden, um die Ungesetzlichkeit desselben vom religiösen Standpunkte aus zu beweisen. Ob es ihr seit dem Jahre 1883 gelungen sein mag den Damaszener Thespiskarren zu zertrümmern, ist mir nicht näher bekannt geworden. Schattenspiele, Musik, Gesang und Tanz nach einheimischer, altüberlieferter Weise reichen ihrer Meinung nach vollkommen aus, um die europäischen Theatergenüsse zu ersetzen, deren zerstörender Einfluß auf mosleminische Strenggläubigkeit allgemein von den Mohammedanern angenommen wird. Bei einer Religionsgesellschaft, welche in ihren Sitten und Gewohnheiten alles vom Standpunkte des Glaubens aus betrachtet, kann es nicht Wunder nehmen, wenn ihr Urteil über das Theater ein so ungünstiges ist und im auffallenden Gegensatze zu der europäischen Anschauung steht, daß die Bühne dazu dienen soll, das Menschenherz zu veredeln.

Unter allen Bewohnern des Morgenlandes, welche Anhänger der Lehre ihres Propheten Mohammed sind, haben es die Perser allein verstanden einen Mittelweg einzuschlagen, indem sie dem Schauspiel einen religiösen Charakter verliehen und dasselbe als ein Mittel zur Stärkung und Hebung der schiitischen Glaubensrichtung betrachteten. Ist auch der Ursprung desselben verhältnismäßig jungen Datums, denn er geht auf etwa hundert und fünfzig Jahre zurück, so ist die sogenannte Täsieh oder das religiöse Trauerspiel gegenwärtig so tief in das Volksleben eingedrungen, daß die Aufhebung desselben geradezu undenkbar ist.

Den tragischen Stoff dazu lieferte die Leidensgeschichte der Familie des Imam Ali, des Schwiegersohnes des Propheten Mohammed, und besonders seiner beiden Söhne Hussein und Hassan. Der Inhalt derselben ist in der Kürze folgender. Nach dem Tode des Propheten vereitelte die Witwe desselben, Aischa, die Nachfolge Alis im Kalifat, um ihrem eigenen Vater, Abu-Bekr, die Würde eines Kalifen zu verleihen. Der heilige Krieg ward unter demselben gegen Ägypten, Syrien und Persien eingeleitet und 634 die Stadt Damaskus erobert. Nach dem in demselben Jahre erfolgten Tode Abu-Bekrs wurde Omar als Kalif in der eben erwähnten Stadt ausgerufen, nach seiner Ermordung (644) Othman als dritter Kalif anerkannt, bis endlich nach dem gewaltsamen Ende desselben 656 Ali seine Rechte als Nachfolger zur Geltung bringen konnte. Bereits im Jahre 661 erlag auch er dem Meuchelmorde, und neue Streitigkeiten brachen über die rechtmäßige Erbfolge aus. Hussein, der Sohn Alis, von der schwächeren Partei unterstützt, erhob sich gegen Jesid, den Sohn Moawijas, eines ehemaligen Gouverneurs von Syrien unter dem Kalifen Othman, wurde aber nebst seinem Bruder Hassan und der kleinen Zahl seiner Familienmitglieder und Anhänger bei dem Orte Kufa, in der Nähe des Euphrat, besiegt und getötet.

Die Leiden und der Tod Husseins bilden den Hauptgegenstand der persischen Trauerspiele, von denen an sechzig verschiedene Redaktionen vorhanden sind. Je

weniger die geschichtlichen Einzelheiten, welche mit dem tragischen Ende dieses Märtyrers verbunden sind, durch schriftliche Überlieferung bekannt sind, desto mehr hat sich die erhitzte Phantasie der persischen Dichter und Theaterschriftsteller damit beschäftigt, sie zu einem Bilde auszumalen, das an erschütternden Szenen kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Die reichste Einbildungskraft hat der traurigen historischen Thatsache eine Fülle von packenden Nebenumständen hinzugefügt und eine ganze Reihe von Personen geschaffen, von welchen die historische Überlieferung so gut wie gar nichts weiß. Als Hauptzweck der Dichter erscheint allenthalben das Bestreben, ihren Helden Hussein als einen Märtyrer darzustellen, dessen Gefahren in der Wüste, dessen Mut und Standhaftigkeit und dessen Ergebung in der Stunde seines Todes beispiellos dastehen, um dadurch bei den Zuhörern einen Eindruck hervorzurufen, der mit dem Gefühle des tiefsten Mitleides und der traurigsten Stimmung zugleich das Gefühl des bittersten Hasses gegen die Sekte der sunnitischen Mohammedaner erwecken soll. Daß diese Absichten in vollständigstem Maße erreicht werden, kann ich als Augenzeuge der Vorstellungen in der glaubwürdigsten Weise bezeugen.

Die Stücke, welche in engstem Zusammenhange mit einander mehrerer Tage zu ihrer Aufführung bedürfen, werden auf Kosten vornehmer Personen in Stadt und Land in eigens dazu hergerichteten Räumen gegeben, die den Namen Täkieh führen. Die Vorstellungen werden von wandernden Schauspielern in jeder Zeit des Jahres ausgeführt, sind aber gleichsam obligatorisch in der Epoche der sogenannten Aschura, d. h. der ersten zehn Tage des Monats Mopärrem, in welchem das Märtyrertum Husseins seinen Abschluß gefunden hatte. Die Vorbereitungen zu den Trauerfeierlichkeiten, welche die Menge auf das höchste erregt, sind der eigentümlichsten Art. Man legt die bunten Kleider, jedes Kleinod, jeden Schmuck, manchmal auch die Waffen, beiseite und hüllt sich in Anzüge von schwarzem Glanzkattun, die häufig mit schmalen, weißen Streifen eingefaßt sind. Selbst die Diener des Königs in der Hofburg zu Teheran erscheinen in dieser schwarzen Tracht, um öffentlich von ihren Trauergefühlen Zeugnis abzulegen. Die Leute auf den Straßen der Stadt wandeln wie mit Leichenbittermienen einher, aller Scherz und aller Witz verstummt, der Klageruf um Hussein und Hassan ertönt aus gepreßtem Munde, und man hört nicht auf, sich mit der Hand auf die offene Brust zu schlagen. Man hält darauf, die feierliche Stimmung zur Schau zu tragen und sich den Erinnerungen an das Leiden und den Tod der Märtyrer in vollstem Maße hinzugeben. Bei den Leuten der niedrigen Stände, vor allen übrigen bei den Dienern, geht diese Stimmung in eine geradezu fanatische Aufregung über. In ganzen Gesellschaften, ein jeder mit der linken Hand den Gürtel des linken Nebenmannes fassend, durchziehen sie die Gassen der Stadt und schlagen sich mit wild geschwungenen krummen Säbeln das Gesicht, am liebsten die Stirn und die geöffnete nackte Brust, blutig. Mit keuchender Stimme stoßen sie den Ruf „o Hussein! o Hassan!“ aus, wozu der dumpfe Klang winzig kleiner Kesselpauken die musikalische Begleitung bildet. Der Anblick dieser menschlichen Ketten mit bluttriefendem Gesicht und zerfetzter Brust, besonders des Abends bei

Laternenbeleuchtung, hat etwas ungemein Abschreckendes für jeden Europäer, dem die Sitten und Gewohnheiten der heutigen Perser unbekannt sind. Wochenlang laufen die verwundeten Leute mit ihren verbundenen und verklebten Gesichtern umher, die Narben bleiben, und nicht wenige darunter bezahlen die Klage um Hussein mit dem eigenen Leben, aber sie sind der festen Überzeugung, ein Gott wohlgefälliges Werk verrichtet zu haben.

Sobald die Aschura-Dekade, welche mit dem zehnten Tage oder dem der „Tötung" ihr Ende erreicht, ihren Anfang genommen hat, ist die allgemeine Aufregung auf den höchsten Gipfel gestiegen. Das Getöse von Kesselpauken und die klagenden Töne unendlich langer altpersischer Trompeten melden den Beginn des Trauerspiels, des Tages, zu dem sich die Bevölkerung der einzelnen Quartiere nach den dafür bestimmten Täkieh oder Theatersälen begiebt. In Teheran werden dieselben von hervorragenden Personen in eigens dafür bestimmten Räumlichkeiten ihrer Häuser hergestellt. Die Wände werden häufig mit schwarzen Stoffen überzogen, ein großes Zeltdach spannt sich meistens über den nach oben hin offenen Saal aus, der vornehme Teil der eingeladenen Gäste nimmt in den hölzernen Logen an den Wandseiten Platz, während die niedere Bevölkerung dicht gedrängt auf dem Boden hockt, in erster Reihe die Kinder und verschleierten Weiber, oder hinter den Sitzenden aufrecht steht, die Mehrzahl davon in der vorher beschriebenen Trauertracht. In der Mitte des Raumes, dessen eine Wandseite manchesmal ein Bild des knieenden Ali mit dem Heiligenschein um das Haupt schmückt, befindet sich die Schaubühne in Gestalt einer runden, zwei bis drei Fuß hohen Estrade, die aus Ziegelwerk und Erde aufgeführt wird. Dekorationen sind nirgends wahrzunehmen, und man behilft sich, so gut es geht, um den Schauplatz der jedesmaligen Handlung in entsprechender Weise anzudeuten. Bedeckt gelber Sand den Boden der Bühne, so soll dem Auge die Wüste und ihre Schrecken vorgeführt werden. Grashalme, auf denselben Platz gestreut, lassen auf Wiesengrund schließen, eingesteckte Zweige von Bäumen und Sträucher auf eine waldige Gegend. Die Schauspieler erscheinen in altpersischen Kostümen, die weiblichen Rollen werden von Knaben oder unbärtigen jüngeren Leuten übernommen, und größere Aufzüge finden um die erhöhte Estrade herum statt. Die Worte des Stückes werden in näselndem Tone abgesungen, wobei ein beschriebener Papierstreifen in der Hand der Schauspieler die Stelle des Souffleurs vertritt. Die Teilnahme der Zuschauer, welchen auf Kosten des freigebigen Wirtes und Veranstalters der Täkieh Thee und Eiswasser in den eingetretenen Pausen gereicht wird, äußert sich in ergreifendster Weise. Männer und Weiber schlagen sich an die Brust, neigen als Zeichen der Klage das Haupt, seufzen und stöhnen und brechen zuletzt in ein so lautes Weinen aus, daß der Schauspieler oft Mühe hat, durch seinen Gesang das allgemeine Jammern zu übertönen. Ich bemerke noch, daß die Schauspiele jedesmal in einer besonders feierlichen Art eingeleitet werden. Ein Molla, durch seinen dicken weißen Turban kenntlich, wie ihn die persischen geistlichen Herren zu tragen pflegen, besteigt einen erhöhten, hölzernen Kanzelbau und wendet sich mit einer den Inhalt des Schauspiels betreffenden An-

sprache an die versammelten Anwesenden. In einer gehobenen Sprache schildert er die Leiden der Märtyrer, und je eindringlicher er die Zuhörer zu bewegen versteht, desto stärker und allgemeiner werden die beschriebenen Klagerufe des männlichen und weiblichen Teiles des Publikums.

Mit königlicher Pracht werden in den Tagen der Aschura die Trauerschauspiele in der Täkieh des Schah zu Teheran aufgeführt. Als Augenzeuge kann ich versichern, daß die Erinnerung daran mir noch heute in den lebendigsten Farben vorschwebt und unvergeßliche Eindrücke hinterlassen hat. Das Gebäude, mitten in der königlichen Burg gelegen, die Beleuchtung, die blendenden Kostüme, die großartigen Aufzüge unter musikalischer Begleitung und die Zuschauer selber bieten einen so überraschenden Anblick dar, daß man sich plötzlich in die Zauberwelt von Tausend und eine Nacht versetzt glaubt. Die nachstehende Schilderung giebt den getreuen Bericht meiner Erlebnisse am Abend des 25. Oktobers 1884 wieder, an welchem ich Gelegenheit hatte einer Vorstellung im Teheraner Burgtheater beizuwohnen.

Von der Stadt aus führte der mit Gas beleuchtete Weg in grader Richtung nach dem Theater, dessen kolossaler Umfang und Höhe sich schon von weitem in auffallender Weise bemerkbar macht. Der Bau, welcher auf Befehl des gegenwärtigen Schahs von Persien, Nasser-ed-din, vor etwa zwölf Jahren ausgeführt wurde, hat einen Kostenaufwand von fünfzehn Millionen Mark erfordert. Das Theater hat die Gestalt einer gewaltigen zirkusartigen Rotunde von etwa 35 m im Durchmesser und 24 m Höhe. Die ursprünglich beabsichtigte Anlage einer Kuppel mußte unterbleiben, da die Spannung der notwendigen Bögen eine Last von gebrannten Steinen voraussetzte, welche die Mauern und Fundamente nicht zu tragen imstande waren. Man unterließ es deshalb, dem Gebäude den notwendigen Abschluß nach oben zu geben und begnügte sich damit, über dem Gebäude aus zusammengefügten Holzstücken zwei sich kreuzende Bögen anzubringen, welche in den Tagen der theatralischen Aufführungen mit Zelttüchern überspannt werden. Daß der Anblick dieser seltsamen Bedachung auch nur annähernd schön sei, läßt sich gerade nicht behaupten. Unterhalb des eisernen Krönungsgeländers laufen in drei Reihen untereinander sechzig Logen fort, jede nischenartig angelegt und etwa vier Meter hoch. Die Logen der untersten Reihe sind geöffnet, die der beiden obersten dagegen geschlossen, denn ein buntfarbiges, gegittertes Zelttuch verhindert den Durchblick von außen in dieselben. Sie sind für die Bewohner des königlichen Enderun oder des Damenpersonals bestimmt, welches nach den Angaben mir befreundeter Perser gegen achthundert Köpfe umfaßt. Eine besondere Loge ist für den Schah und seine Begleiter bestimmt. Die inneren Flächen der Rotunde sind von oben bis unten mit buntglasierten, neupersischen Fayencen ausgefüllt, welche in farbigen Zeichnungen den ganzen Reichtum der iranischen Ornamentik entfalten. Mathematische Figuren und Muster wechseln mit blumenreichen Arabesken ab, in wirkungsvollster Weise durch Stalaktiten-Reihen und Spiegelfacetten unterbrochen, welche den oberen Teil der Thoreingänge und Nischen krönen. Als Grundton in der Farbenfülle tritt ein helles Blau hervor. Die Bühne befindet sich in der

üblichen Gestalt einer runden Plattform in der Mitte des Gebäudes, und ein paar Stufen an verschiedenen Stellen derselben führen von dem eigentlichen Fußboden nach der Oberfläche derselben, um den kommenden und gehenden Schauspielern den Zu- und Abgang zu erleichtern. Ein Raum von etwa drei Meter Breite, welcher sich um die Plattform herumzieht, dient als freie Bahn für die einzelnen mit dem Stücke zusammenhängenden Aufzüge. Diesseits derselben erheben sich in Gestalt breiter Stufenterrassen die Plätze für die Frauenwelt, welchen die Pforten des Theaters bereitwillig geöffnet wird. Dahinter, nach der Wand der Rotunde zu, befinden sich die Stehplätze für den männlichen Teil des zuschauenden Publikums. Ist das Theater gefüllt, wie es an dem Abend meines Besuches desselben der Fall war, so bietet der ganze Bau für 6000 Personen einen genügenden Raum dar.

Da ich mich einer besonderen Einladung für den bezeichneten Abend zu erfreuen hatte, so verschaffte mir diese Ehre einen der besten Plätze im Burgtheater, d. h. eine Loge, in welcher zwanzig Personen bequem weilen konnten. Der Fußboden war mit echt persischen, buntfarbigen Teppichen belegt und die gewölbte Decke mit kaschmirähnlichen Stoffen überzogen. Doch war die freie Aussicht durch eine gitterartige Zeltwand abgesperrt, deren Löcher allein dem Auge einen Blick in das Innere des Theaters gestatteten. Es war keine Frage, daß ich mich in einer Haremsloge befand. Die persische Gastfreundschaft gegen Fremde verleugnete sich selbst in der Loge nicht. Auf dem sauber gedeckten Tische im Hintergrunde der Nische verbreitete ein reicher Lichtschimmer von zahlreichen Kerzen seinen Glanz über die aufgestellten Früchte und süßen Näschereien, Thee und Kaffee ward gereicht und selbst der landesübliche Kalium, die persische Wasserpfeife, als Zeichen der Begrüßung nicht ausgeschlossen. Auch in den gegenüberliegenden Logen stahl sich ein heller Kerzenschimmer durch die kleinen Öffnungen der bunten Zeltwand. Um nicht unhöflich zu erscheinen, vermied ich es mit allem Vorbedacht mein Auge nach diesen Logen zu wenden, da die weiblichen Insassen dem nunahbaren königlichen Endernn angehörten.

Das Theater war zum Erdrücken gefüllt, der männliche Teil der Anwesenden meist im Traueranzug erschienen, der weibliche zeigte in seiner äußeren Hülle die gewöhnliche Straßentracht, den schwarzen seidenen oder blauen Kattun-Mantel mit dem langen, weißen Gesichtsschleier, der bei der Mehrzahl der anwesenden Damenwelt mit einer Brillantnadel an dem Hinterteil der dunklen Kopfbedeckung befestigt war. Über 10000 Lichtkerzen auf buntfarbigen Glasleuchtern und Glasarmen gossen ihren strahlenden Schein auf die Wände der Rotunde aus, deren glitzernde Fayence-Flächen den empfangenen Schimmer in wundervollem Glanze zurückspiegelten. In der Mitte der Rotunde verbreitete ein elektrisches Licht durch die umgebende Glocke aus Milchglas seine gespenstige Helle unmittelbar über die Plattform der Schaubühne. Die Wirkung des Lichtmeeres war eine großartige und übertraf alles, was die Einbildung darüber zu träumen vermöchte.

Trotz der gewaltigen Menschenmenge, welche an dem Abende des genannten Tages nach dem königlichen Theater geströmt war, herrschte dennoch eine feierliche

Digitized by Google

Stille, wie sie bei gespanntester Erwartung auf ein hervorragendes Schauspiel einzutreten pflegt. Jeder schien mit seinen Gedanken beschäftigt und würdigte den Nachbarn zur Seite keines Blickes.

Der Hof-Molla bestieg die Marmorkanzel neben dem Haupteingange und begann mit lauter, wohlklingender Stimme in poetischer Sprache die Zuhörerschaft auf das bevorstehende Trauerspiel vorzubereiten.

Das Zeichen zum allgemeinen Brustschlagen und Weinen war damit gegeben, denn Hussein's verzweifelte Lage vor seinem Ende sollte am heutigen Abend der andächtigen Menge vor die Augen geführt werden. Persische Musikanten vom Hofe des Schah leiteten darauf das Stück durch ein ungemein melodisch klingendes Vorspiel ein. Die sanften Töne der iranischen Flöte vermischten sich mit den leisen Klängen der Zither, und beide schienen um den Märtyrer Hussein zu klagen. Die weiche Stimmung der Zuhörer ward erheblich gesteigert, und aus der Mitte der Damenwelt ließ sich hier und da ein leises Schluchzen vernehmen. Jetzt nahm das Stück seinen Anfang, die Schauspieler, in reiche Kostüme und zum Teil in blendenden Waffenschmuck gekleidet, traten aus einem dem Haupteingang gegenüberliegenden Thore hervor und bestiegen von verschiedenen Seiten her die eigentliche Bühne. Sie war mit Sand bestreut, um die Vorstellung der Wüste hervorzurufen. Die Handlung begann mit einer Unterhaltung, welche von Abgesandten des Jesid mit männlichen Familienmitgliedern Husseins geführt wurde. Daß die ersteren auf Verrat sannen, ging aus der Unterredung deutlich hervor. Im zweiten Akte erschien der Imam selber in Begleitung seiner Frauen, Kinder und Verwandten. Der Zug ließ an Schönheit nichts zu wünschen übrig. Auf reich geschirrten und mit roten Decken behängten Dromedaren und Kamelen aus den Ställen des Schah saßen Männer und verhüllte Weiber, auf anderen befanden sich musizierende Pankenschläger und Gepäckstücke und dazwischen, in ihren heutigen Uniformen, zu Pferde und zu Fuß, persische Serbasen (Soldaten) und Musikanten, welche europäische Märsche und Ouvertüren mit großer Präzision zum besten gaben. Nachdem die Spitze des langen Zuges an der Bühne vorüber durch ein Seitenthor abgezogen war, schloß sie sich in anderer Reihenfolge dem Ende desselben an, so daß der Eindruck einer scheinbar sehr großen Menschenzahl in täuschendster Weise erzeugt wurde. Die Musik, die Kostüme, die blendenden Farben bei der überreichen Beleuchtung des Raumes beschäftigten Auge und Ohr, und jede neue Gruppe der reisenden Aliden fesselte die Aufmerksamkeit der Zuschauer in zunehmendem Maße. Es schien, als ob der Glanz der vergangenen Zeiten des Orientes an diesem Abend in Teheran noch einmal auferstanden wäre, um seine Triumphe über die fränkisch angekränkelte moderne Epoche zu feiern, so imponierend und malerisch war der Gesamteindruck, so durchdacht und wohl durchgeführt die Einzelheiten der lebendigen Masse, welche sich an den Augen der Zuschauer vorüberbewegte. Selbst das Absteigen von den Pferden und Kamelen, das Abpacken der Tiere und das Aufschlagen des Lagers ward mit vollendeter Naturtreue dargestellt.

Den glänzendsten Teil des Schauspiels bildete der letzte Akt, in welchem die

schwere Prüfung Hussein's ihren höchsten Grad erreicht hatte. Verrat droht ihm von seinen Feinden, und sein Schicksal muß sich erfüllen. Seine Ergebenheit in die Fügung Gottes ist grenzenlos, denn was des Höchsten Wille über ihn beschlossen hat, soll geschehen, und kämen auch Retter in der Stunde der Not ihm zur Hülfe. Und an solchen fehlt es in der That nicht. Der christliche Messias, der Prophet Mohammed, der Mahdi erscheinen auf der Bühne, um ihm das Märtyrertum zu ersparen. Er lehnt in beredten, glaubensvollen Worten jede Unterstützung ab und weist selbst den starken Löwen und Tiger zurück, der sich erbietet ihm zur Seite stehen und seine Feinde zu zerreißen. Als letzter Helfer erscheint ihm plötzlich der König von Frengistan, des Namens Johann. Ein imposanter Aufzug, an welchem sich über tausend Personen beteiligen, entwickelt sich vor den Augen der Zuschauer. Kamele und Pferde als Reit- und Lasttiere sind diesmal durch europäische Wagen mit Viergespannen aus dem Marstall des Schah ersetzt. König Johann nimmt nebst seinen Adjutanten den ersten Wagen ein, hinter ihm folgen in seltsamem, europäischem Aufputz seine Frau und seine Tochter mit rotseidenen Sonnenschirmen in den Händen. Musikbanden und persische Truppen bis zu den Artilleristen hin, ihre Offiziere und Kommandanten an der Spitze, sollen die frengische bewaffnete Macht vorstellen, welche Johann dem Märtyrer Hussein aus tiefstem Mitgefühl mit seinen Leiden zur Verfügung stellt.

Alles ist vergeblich, Hussein lehnt auch diese unerwartete Hülfe dankend ab und läßt das Schicksal seinen Lauf gehen. Die Erregung der Zuschauer, vor allen übrigen der Weiber hatte nunmehr ihren Gipfelpunkt erreicht. Ein allgemeines Weinen und Schluchzen erfüllte den gewaltigen Raum des Theaters, und nur die Gegenwart des Schah verhinderte die starken Ausbrüche des Zornes und der Wut, wie sie sonst bei derartigen Vorstellungen an der Tagesordnung sind und sich bisweilen sogar gegen die Schauspieler richten, welche die Rolle Jesids und seiner Anhänger übernommen haben. „Es rast der See und will sein Opfer haben", könnte man auch in diesem Falle sagen, denn nicht selten geschieht es, daß die betreffenden Mimen mit Dolchen bedroht und mit Steinwürfen von den Zuschauern verfolgt werden. Jedoch muß es heute als ein Fortschritt bezeichnet werden, daß bei diesen Gelegenheiten der Haß gegen die Sunniten nicht mehr in jener thätlichen und beleidigenden Weise ausartet, wie dies bei meiner ersten Anwesenheit in Persien (1860—61) der Fall gewesen ist. In der beschriebenen Gala-Vorstellung in der Hofburg von Teheran tauchten aus dem Meere der schwarzen Pelzmützen der schiitischen Perser einzelne hellrote türkische Fez auf, ohne daß deren sunnitische Träger von den iranischen Nachbarn in lästiger Art behandelt worden wären.

Wie in allen übrigen Sitten und Gewohnheiten neben der Sprache und Denkungsweise der modernen Perser sich noch heutigen Tages die indogermanische Blutsverwandtschaft mit uns Europäern in auffallendstem Maße kundgiebt, so liefern auch die persischen Trauerspiele in ihrer Anlage und Ausführung trotz des religiösen Elementes, dem sie dienen, die unwiderleglichen Beweise, daß die Perser befähigt sind auch auf dem Gebiete des Schauspiels ganz außerordentliches zu

leisten. Stehen auch ihre Poeten heutigen Tages nicht mehr auf der Höhe eines Sadi, Hafis und Fendosi, entlehnen sie in ihren Stücken auch manchen Vers und manchen Gedanken den Werken ihrer unsterblichen Dichterkönige, so ist ihnen dennoch das Gefühl für die Schönheiten der Sprache und für die dramatische Wirkung nicht abhanden gekommen und sogar eine gewisse Meisterschaft einzelnen derselben nicht abzusprechen

Eine Republik im Zeichen des „Vaudoux".

Westindisches Kulturbild

von

Vice-Admiral **Batsch.**

Von neuem hat Europa der afrikanischen Rasse seine Aufmerksamkeit zugewendet, die Kultur der Schwarzen ist ein zu wichtiger Faktor in dem neuerschlossenen Erdteil, und es ist nicht ohne Interesse, die Erscheinungen zu beobachten, die das dunkele Geschlecht in anderen Ländern zu Tage fördert.

Dank dem Vorbild Großbritanniens in seinen westindischen Kolonien, ist der Menschenhandel zwischen Afrika und den beiden Amerikas ganz erloschen: die Durchführung der Emanzipation scheint, — wenn auch sehr allmählich — doch stetig zu folgen, und mit jedem Fortschritt wächst das Interesse, auf welche Art der Schwarze das neugewonnene Gut der Freiheit verwertet.

Von wesentlichem Einfluß mußte in dieser Beziehung natürlich die Beschaffenheit des Landes sein, wo die Emanzipation sich vollzog. Wo es ohne mühevolle Aussaat keine Ernte giebt, wo der Hunger dem Müßiggang eine Grenze setzt, wo eine kräftige Staatsordnung die Begriffe des Mein und Dein regelt, da wird der Mensch, ohne Rassen-Unterschied, der Arbeitslust allmählich zugänglich. Wo aber Himmel und Natur alles aufwenden, um ein Land zu dem gesegnetsten der Erde zu machen, wo man ernten kann, ohne sich der Mühe der Aussaat zu unterziehen, wo die Rasse den Hang zum Müßiggang und Sinnengenuß fördert, da pflegen Menschenhände zu feiern; und wo sie nicht feiern, da pflegen sie zu zerstören.

Zu den gesegnetsten Himmelsstrichen der Erde zählt die westindische Insel Hayti, eine Perle der großen Antillen, das Santo Domingo der Spanier, das Hispaniola des ersten Entdeckers. Als Kolumbus sie betrat, glaubte er das irdische Paradies gefunden zu haben; dort erschienen ihm Naturschätze sowohl wie Menschen von fast gleicher Vollkommenheit, und liest man seine an die Königin Isabella geschriebenen Berichte, so weiß man in der That nicht, was man mehr bewundern soll, die Überschwenglichkeit der Darstellung in den Berichten des Entdeckers oder den beispiellosen Zustand von Glück und Frieden, wie er ihn auf der neuentdeckten Insel vorgefunden.

Dort gab es keine Gesetze, denn der Zustand der Moral machte sie überflüssig, dort gab es keine Laster, denn unter seinen milden und glücklichen Kaziken kannte jenes harmlose Volk nur die Tugend und übte sie als Gemeingut; dort gab es keine Leidenschaften, es sei denn der Urbegriff der Liebe, denn dort liebte in der That, — wie jene Berichte sich ausdrücken, — jeder seinen Nächsten wie sich selbst.

Das war leider vor nunmehr vierhundert Jahren. Wer heute dort hinkommt, findet dieselbe herrliche Insel, er findet aber zugleich ein Pandämonium, in dem blutige politische Umwälzungen an der Tagesordnung sind; eine Republik, in deren höheren Volkskreisen die nackteste Korruption, in deren niederen der Stock die Herrschaft führt, wo eine schwarze Bevölkerung, nachdem sie das Joch der Sklaverei gewaltsam abgeschüttelt, in den Genuß schrankenlosester politischer Freiheit kam, wo unter der Firma „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" der Urtypus politischen Unverstandes seine Orgien feiert, und wo schwache Keime christlichen Wesens in Gefahr sind, von afrikanischem Fetischdienst erwürgt zu werden.

Und einer langen, mit Blut geschriebenen Geschichte hat es bedurft, um bei solchen Zuständen anzulangen.

In natürlichen Gaben ein fast unvergleichliches Land, in Klima und Bodenbeschaffenheit, in Fauna und Flora wie wenig andere Himmelsstriche begünstigt, in seinen Gebirgen reich an edelen Erzen, denn sie enthalten viel Gold, mit einem Boden, der, neben den feinsten Südfrüchten, Kaffee, Tabak, Baumwolle sowie Zuckerrohr in Fülle hervorbringt, blühte diese Insel, einem irdischen Eden gleich, zur Zeit der Entdeckung, mit ihrem Volke dunkelfarbiger Karaiben. Jene glücklichen Kaziken, die noch heute den Gegenstand der trämmerischen Phantasien unserer Kinderwelt bilden, waren seine Beherrscher.

Als Christobal Colon zum zweiten Mal auf Hispaniola landete, konnte er nicht ahnen, daß die Ausrottung jener Bevölkerung ihrer Unterjochung folgen würde, noch ehe hundert Jahre vergingen. Es war ominös genug, daß der Entdecker bei seinem zweiten Besuch die damalige Hauptstadt Navidad als Ruine vorfand; er erschien mit tausend Spaniern, sie kamen aber, was noch ominöser war, in Begleitung der berüchtigten Bluthunde, gründeten die neue Stadt Isabella, und des Entdeckers Bruder Bartolomeo erhielt die Niederlassung zu beliebigem Schalten. Es sollte nicht lange dauern, und der größere Teil der Insel war in einen einzigen Schauplatz von Mangel und Elend, von Raub, Mord und Gewaltthat umgewandelt, die Eingeborenen dem Joch der Sklaverei überliefert.

Nicht hundert Jahre sollten vergehen, als auch Elisabeths Emissäre ihre Hand an der unglücklichen Insel versuchten und Sir Franeis Drake durch Plündern und Brennen sich ein wenig würdiges Denkmal setzte.

Die harmlose, milden Sinnes aufgewachsene Bevölkerung war ein dem Krieg und Waffengebrauch fremdes, in der Kunst des Mordens ungeübtes Geschlecht. Was war da leichter als die Befolgung jenes fluchwürdigen Systems, jeden

Menschen, der der europäischen Abkunft, der weißen Haut und der Taufe entbehrte, als Tier und Handelsartikel zu betrachten! Den Auswurf der Gefängnisse Spaniens schickten Ferdinand und Isabella hinüber, denn er war gut genug, um den sanftmütigen Indianern mit der kupferfarbenen Haut als Sklavenhalter zu dienen.

Aber diese fürchterliche Konskription der „Repartimientos," die mit einem Federstrich ein ganzes Volk zu Leibeigenen, zum Eigentum entfesselter Verbrecher machte, trug den Notschrei der gehetzten, blutig gepeinigten Menge bis an die Stufen des Kastilischen Thrones; Isabellas Zorn that für den Augenblick Einhalt; es war nicht für lange, denn als sie starb, öffnete jene Hölle von neuem ihre Pforten.

Wer heutzutage durch die üppigen, mit dem ganzen Tropen-Reichtum bedeckten Thäler wandert, wo Menschenhand kaum zu säen und nur zu pflücken braucht, wer die herrlichen Bambus-Haine sieht, wo diese pittoreskeste aller Stauden zu riesiger Höhe emporwächst und Kreuzbögen von unvergleichlicher Schönheit bildet, wer diese vulkanisch gezackten, bis zur höchsten Höhe mit dickem Grün bedeckten Berge anstaunt und ihren malerischen Linien mit dem Auge folgt, begreift nur schwer, wie der Zustand der Glückseligkeit von diesem anmutigen Gefilde jemals hat weichen können.

Ein Volk, welches unter den fünf Kaziken etwa eine Million zählte, sollte in weniger als einem Jahrhundert schon fast ganz verschwunden sein. Noch vor dem Eintritt englischer Plünderung und Verwüstung durch Franz Drake hatte der afrikanische Menschenhandel hierher seinen Weg gefunden und mit ihm die französischen Flibustier, denen später die Oberhoheit Frankreichs im Westen der Insel folgte.

Die neuen Ankömmlinge waren gut genug, die Lücken auszufüllen, die durch Vernichtung und Ausrottung der Eingeborenen entstanden; an die Stelle der Kupferfarbe trat das afrikanische Kolorit, aber die Ansiedler ahnten nicht, daß sie mit jener Einfuhr dem Keim ihres eigenen Verderbens den Boden bereiteten. Die Einfuhr von afrikanischen Negern wuchs und erreichte ihren höchsten Grad, nachdem Frankreich mit dem Abschluß des Ryswicker Friedens die unter seiner Oberhoheit stehende Kolonie im Westen der Insel gegründet hatte.

Für diese Kolonie Hayti bildete fast das ganze achtzehnte Jahrhundert eine Epoche hoher Blüte des Landes, aber auch der höchsten Blüte der Sklaverei.

Da dekretierte im Mai des Jahres 1791 der National-Konvent zu Paris den Grundsatz der Gleichheit aller Menschen auch für die Kolonie Hayti, und es sollte dieses Dekret eine Katastrophe zur Folge haben, zu der die Weltgeschichte in der Zahl der Revolutionen kaum eine Parallele hat; ihr Endergebnis war die blutige Ausrottung fast aller Europäer in dem westlichen Teil der Insel San Domingo und die Erhebung des Neger-Elementes zur Alleinherrschaft. Das geschah in einem Lande, welches französische Pflanzer mit Hilfe einer aufs äußerste getriebenen Zwangsherrschaft auf den Standpunkt hoher Wohlhabenheit und Ertragsfähigkeit gebracht hatten.

Man hat mit Recht gefragt, wie sich denn der Kontrast erklären lasse, den die verhältnismäßig ruhige Entwicklung des östlichen spanischen Teiles der Insel im Vergleich mit den Konvulsionen des französischen Westens bietet. Ein sehr objektiver Beurteiler des Landes, der frühere englische General-Konsul Sir Spenser St. John, meint, daß das mit Übertreibung und äußerster Rücksichtslosigkeit befolgte System der Ausbeutung der Negersklaven im französischen Teil der Insel die wesentliche Schuld trage; und das scheint erklärlich. Für das Prinzip der Gleichheit hatte der Schwarze kein Verständnis, desto mehr für die Befreiung von der gezwungenen Arbeit; und für alle Parteien galt es nicht sowohl die Ausführung oder Bekämpfung des verhängnisvollen Dekretes als die Erreichung der eigenen Sonder-Zwecke aus Anlaß desselben.

Von Anfang an waren unter den Pflanzern allein drei Parteien; sie alle waren für unbeschränkte Erhaltung der alten Institution der Sklaverei und Ausbeutung der Schwarzen; „den Royalisten“, im Besitz der Regierungsämter, standen aber die „Unabhängigen“ gegenüber, denen es zur Erhaltung der alten Institution um eine Lostrennung von Frankreich zu thun war; die dritte Partei bestand aus den sogenannten „petits blancs,“ den Besitzlosen, die in einer Umwälzung die Aussicht auf Landbesitz erstrebten. Eine vierte Kategorie bildeten die freien Farbigen und Schwarzen, die von Haß gegeneinander erfüllt waren, die Entfesselung der Negersklaven aber in der Folge beide für sich auszubeuten suchten. Das letzte und auf die Dauer furchtbarste Element aber war der Negersklave selbst, der in dem Gedanken der Freiheit und Gleichheit nur die verlockende Aussicht auf ein mühe- und arbeitsloses Leben der Trägheit und des Müßigganges erblickte.

Das erste Signal zur offenen Feindschaft der Farbigen gegen die Weißen gab die grausame Hinrichtung des von Frankreich zurückgekehrten Mulatten Ogé, und als erst Blut geflossen war, dauerte es nicht lange, bis auch unter den Schwarzen die Insurrektion helle Flammen schlug. Ihre ersten Anführer waren die Neger Jean François und Biassou, der letztere nicht unlängst erst von Afrika eingeführt; auch sagt man, er sei ein Hoherpriester des Fetischismus gewesen und habe die ihm kraft dieses Amtes innewohnende Autorität zur Insurgierung der Negersklaven angewendet. Aber auch diese Männer hatten nicht die Absicht, der Sklavenarbeit ein Ende zu setzen, sondern nur unter der Firma allgemeiner Befreiung sich selbst zur Herrschaft und einer kleinen Anzahl ihresgleichen zur Freiheit zu verhelfen. Sie hielten sich zur Fahne des Königs von Frankreich, und einem aus der Zahl ihrer Anhänger, einem in Charakter und Bildung vor den Führern weit hervorragenden Neger, Toussaint l'Ouverture, war es beschieden, nachdem die Parteien sich untereinander zerfleischt, den Kampf im großen aufzunehmen, mit Erfolg durchzuführen, alle Macht in seiner Person zu vereinigen und sich schließlich die Oberherrschaft über die ganze Insel, ausschließlich des spanischen Teiles, zu erobern.

Auch Toussaints Bestrebungen zielten anfänglich nicht auf die Ausführung des Konvents-Dekrets. Er wollte 300 frei machen, wo es sich für François nur

um 30 gehandelt hatte; als aber der Konvents-Deputierte Santhonax die allgemeine Befreiung verkündete, nahm Toussaint das Dekret in der ganzen Tragweite auf, hatte aber Besonnenheit und Kenntnis seines Volkes und seiner Rasse genug, um nach dem Verschwinden der Sklavenpeitsche die Arbeitslust und Arbeitsgewohnheit nicht in das andere Extrem fallen zu lassen. Nach der Einteilung des Landes in landwirtschaftliche Distrikte, deren Inspektor Dessalines wurde, schien alles in ein vernunftgemäßes Geleise zu kommen; eine Invasion der Engländer blieb ohne Erfolg. Da faßte der erste Konsul nach dem Frieden von Amiens von neuem den Entschluß einer Restauration in San Domingo. Toussaint verhielt sich loyal, seine Beseitigung schien indes vorher beschlossene Sache; er wurde verhaftet, nach Frankreich gebracht, dort übel behandelt und soll an Gift gestorben sein.

Mit ihm verschwand die einzige, in jeder Richtung edle Erscheinung, welche die Geschichte Domingos aufzuweisen hat. Der Einfluß eines in seiner Art ausgezeichneten Menschen hatte auch in diesem Lande und in diesem Volke segensreich gewirkt. Toussaint hatte Einsicht genug gehabt, dem Fanatismus entgegenzuwirken, der die totale Ausrottung des weißen Elementes forderte. Er sorgte, daß eine Menge von Individuen, deren das Wohl seines Volkes bedurfte, im Lande blieben, namentlich Geistliche, Lehrer und Ärzte. Das Günstigste, was sich von ihnen sagen läßt, ist, daß sie den allgemeinen Niedergang verzögerten. Die Sklavenpeitsche hatte Toussaint abgeschafft, aber das Züchtigungsmittel des Stockes ist ihm unentbehrlich erschienen. Daß der Stock so volkstümlich geworden, wie thatsächlich in der Folge geschehen ist, war nicht seine Schuld, heute ist der „cocomacaque“, ein keulenartiger Knüttel, das Handwerkszeug haytianischer Polizei und in beliebter Anwendung.

Den Zweck der Einführung des alten Pflanzer-Regimentes und der Herrschaft Frankreichs über Hayti hatte man mit der Beseitigung Toussaints nicht erreicht. Der Versuch hatte neue Aufstände der Farbigen und Neger hervorgerufen, der bisherige Inspekteur der Agrikultur-Distrikte hatte sich zum Führer emporgeschwungen und selbst den berühmten Rochambeau zum Weichen gebracht. Aber für Hayti begann nun die Ära Dessalines, ein mit den häßlichsten, wildesten Eigenschaften der schwarzen Rasse geführter Despotismus. Als Präsident beginnend, hatte er sich, dem europäischen Beispiel folgend, 1804 als Jakob I. zum Kaiser von Hayti krönen und in lächerlicher Nachahmung auch mit dem Prunk und Pomp des Kaisertums umgeben lassen.

Die Vernichtung aller Weißen und aller derer, die mit der nunmehr vertriebenen französischen Armee in Beziehung gestanden, war das erste Dekret nach seiner Ernennung zum General-Gouverneur von Hayti. Schonungslos wurde es zur Ausführung gebracht, und er scheute sich nicht, mit bluttriefenden Händen an der Mordarbeit sich zu beteiligen. Das begründete ihm bei der schwarzen Rasse einen Ruhmestitel, gegen den alle anderen Untugenden, deren er viele hatte, zurücktraten. Alle vorurteilsfreien Schilderungen der Geschichte und der Zustände von Hayti sind darin einig, daß dieser Unhold, den die Vorsehung nur im

Digitized by Google

Zorn zum Führer eines Volkes ausersehen, kaum eine einzige gute Eigenschaft besessen habe.

Dessalines hatte dekretiert, daß Mulattenkinder den Landbesitz ihrer weißen Väter erben sollten; daraufhin verständigten sich zwei junge Mulatten, gegenseitig ihre Väter zu töten, vollbrachten die That und traten in den Besitz ihrer Güter; diese Männer sowohl wie ein Neger-General, der auf das Dekret, alle Franzosen zu töten, seine eigene Frau ermordet, meldeten es dem Kaiser Dessalines, dem man die Äußerung zuschreibt. „Ihr seid vortreffliche Haytianer, aber abgefeimte Schurken, kommt mir nicht wieder vor die Augen oder ich lasse euch füsilieren!“ Wo einem Manne soviel Nachruf der Scheußlichkeit anhaftet, verdient der Zug Erwähnung, so vereinzelt er sein mag.

Eine neue Konstitution, die er 1805 erließ, gab Anlaß zur Unzufriedenheit unter seinen Generälen; dieselbe führte zum Aufstand, und als er zur Dämpfung desselben herbeieilte, fiel er in einen Hinterhalt und ward getötet. Dem Ende seines Regiments folgte eine kurze Periode, in welcher die gesamte Insel sich in fünf unabhängige Staatskörper teilte; es waren das der spanische Teil im Osten, ein vom Neger Christoph mit Hilfe der schwarzen Parteiführer im Norden gestiftetes Königreich, eine westliche Republik unter dem Mulatten Pétion, eine südliche unter dem Neger Rigaud und eine Republik an der äußersten Westspitze unter der Führung eines Negers Goman. Dauer hatten vom westlichen Teil der Insel nur die beiden zuerst genannten Staatswesen unter Christoph als Heinrich I. im Norden; und dem Präsidenten Pétion im Westen, letzterer auch im Süden nach Rigauds Tod.

Als Christoph, der im Norden die Rolle seines Vorgängers Dessalines mit allen Mitteln des Despotismus, den guten wie den schlechten, weiter spielte, sich aber bald von seiner Armee wie von seiner Umgebung verlassen sah, nahm er sich das Leben. Der Norden entschloß sich zum Anschluß an den Süden, wo nach Pétions kurzer Präsidentschaft Boyer zum Präsidenten ernannt worden war.

Ehe man auf die verhältnismäßig günstige Periode seiner Regierung (1820 bis 1843) eingeht, verlohnt sich eine Betrachtung der Zustände, in welchen Hayti sich seit der Insurrektion befand.

An ein freiheitlich gestaltetes Staatswesen, wie es einem jeder Bildung so gänzlich baren, in der Mehrheit noch wilden Volke die Anarchie bringen mußte, hatten weder Toussaint noch seine Vorgänger gedacht. Es ist schon oben erwähnt worden, wie namentlich der Neger Biassou, der Gehülfe des Negers François, als Hoherpriester des Fetischismus, nur vom Fanatismus für heidnisches Wesen und Negerherrschaft geleitet wurde. Die Einfuhr der Afrikaner hatte nicht nur ihrer Hände Arbeitskraft, sie hatte auch die Zuthaten ihrer heidnischen Erziehung mitgebracht, die primitive Form des Aberglaubens, den Glauben an die Allmacht des Fetisch.

Die Übergänge von einem politischen Extreme zum anderen waren nicht geeignet, die Lieblingsgewohnheiten der rohen, ungebildeten Masse auszurotten. Was im Zustand der Sklaverei untersagt war und deshalb nur heimlich betrieben

wurde, nahm mit dem Beginn der schrankenlosen Freiheit fast offenen Aufschwung. So ist es denn auch nur natürlich, daß ein dem größeren Teil der Bevölkerung sympathischer Kultus der ganzen Entwickelung jenes Staatswesens und dessen innersten Triebfedern einen gewissen Stempel verlieh. Es ist der Kultus der sogenannten „Vaudoux", ein Fetischdienst, der am Kongo seine Wurzeln hat und in Hayti neue Blüten treibt.

Der patriotische Republikaner von Hayti spricht es nicht laut, er wird es dem außerhalb Stehenden nie einräumen, er wagt nicht einmal, es seinesgleichen zuzuflüstern, aber er fühlt es und leidet unter dem Einfluß des die Menge beherrschenden Schlangen-Abgottes und seiner Hohenpriester.

„Vaudoux" ist der „Tanz um die Schlange", ein Fetischkultus, der nach Moreau St. Mery und anderen von der Westküste Afrikas, nach Bosmann aus dem Königreich Dahomey importiert sein soll; dort ist die „Vaudun" genannte Schlange der oberste Abgott, dem große Opfer gebracht werden. Es ist eine etwa sechs Fuß lange, gelbbraun mit weißen Punkten gefärbte, unschädliche Schlange, die sich in ganz ähnlicher Größe und Farbe auch in Hayti vorfindet.

Nach Sir Spenser St. John bedeutet „Vaudoux" für die Sekte in Hayti ein „allmächtiges, überirdisches Wesen", von dem alle Weltereignisse abhängig sind. Nach den Begriffen der Anhänger des Vaudoux ist eine Eigenschaft dieser Schlange die Allwissenheit des Vergangenen, des Gegenwärtigen und des Zukünftigen. Zur Vermittelung aber ihres Wissens und ihrer Allmacht bedient sie sich eines Hohenpriesters und einer Hohenpriesterin, die beide von der gesamten Sekte gewählt werden. Sind sie einmal gewählt, so besitzen sie, nach dem Glauben ihrer Anhänger, die Gabe der Inspiration. Ihr Einfluß wird so mächtig, daß der Ungehorsam gegen diese Personen dem Ungehorsam gegen die Gottheit gleich geachtet wird. In der Sekte heißen sie König und Königin, der beliebtere Zärtlichkeits-Ausdruck aber ist: „Papa-loi" und „Mama-loi". Im Dunkel der Nacht versammeln sich ihre Anhänger an bestimmten, geheimgehaltenen Orten, wo die Opferaltäre und vor diesen die Käfige mit den Schlangen sich befinden. Dort werden die Opfer gebracht, mit den sie begleitenden Tänzen und Orgien, und die Orakelsprüche der Gottheit entgegengenommen.

Gemeinhin bestehen die Opfer in abgeschlachteten Ziegen; wo es sich aber um wichtige Dinge handelt, da wird die höchste Art Opfer gebracht, für welches die Zeichensprache den Ausdruck der „Ziege ohne Hörner" hat. Es ist darunter die Abschlachtung eines menschlichen Wesens, in der Regel eines Kindes zu verstehen, welches gelegentlich jener Opferfeste im Beisein des „Vaudoux" von den versammelten Gläubigen, nachdem sie das Blut getrunken, gebraten und verzehrt wird: also der Kannibalismus in seiner nacktesten Gestalt!

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der Kultus seine Anhänger nur in den niedersten Schichten des Volkes, in der Masse der Landbevölkerung fände; es ist nachgewiesen, daß Oberhäupter des Staates, wie Mitglieder der Regierung und viele der Ersten des Landes fanatische Verehrer des Kultus und Anbeter des Vaudoux gewesen sind.

Die Feder sträubt sich, es auszusprechen von einem Lande, welches in seiner Regierungsform den Standpunkt höchster politischer Reife beansprucht und welches sich inmitten von Nationen befindet europäischer Abkunft und Moral.

Die Macht und der Einfluß der Organe des Vaudoux sind seit der Unabhängigkeit des Landes in stetem Wachsen geblieben, und vermöge dieses Einflusses ist der Kultus zu einem beliebten Agitationsmittel in der Politik geworden. Einige Präsidenten haben in der Folge versucht, sich davon zu emanzipieren, aber keinem ist es vollkommen gelungen. An die Wurzel die Axt zu legen hat niemand versucht.

Nur Schwarze werden als Anhänger aufgenommen, und darauf gründet sich denn auch im wesentlichen die politische Überlegenheit des schwarzen Elementes der Bevölkerung sowie des Terrorismus, mit dem jeder Versuch niedergehalten wird, das weiße oder selbst das Mulatten-Element aufkommen zu lassen.

Landbesitz und ruhige, arbeitslose Trägheit waren die politischen und wirtschaftlichen Ideale der großen Mehrzahl der schwarzen Bevölkerung, namentlich im Inneren des Landes, Besitz der Regierungsämter, der Staatsgewalt und namentlich des Staatssäckels diejenigen ihrer Führer. Die durch erfolgreiche Insurrektion gebotene schrankenlose Freiheit förderte beides in hohem Grade. Schon Dessalines inaugurierte den Grundsatz, der später zur höchsten Kultur gebracht wurde, der oberste Beamte müsse den Staatssäckel als den seinigen betrachten, und seine Organe verstanden es, jenen Grundsatz dahin zu deuten, daß die Aneignung von Staatsgeldern kein Diebstahl sei. „Prendre l'argent de l'Etat n'est pas volé“ war zu Zeiten ein landläufiger Ausdruck. Man erzählt, wie Dessalines bei der Anstellung eines Ministers diesem geradezu gesagt habe: „Plumez la poule, mais prenez garde, qu'elle ne crie!“

Aber es war während seiner Regierungszeit wenigstens die Bestellung des Landes und die Arbeitsgewohnheit aufrecht erhalten worden. Mit milderen Regierungsformen verschwand auch das; die Ergebnisse der Ernten, die Ausfuhr sowie die Einfuhr und die Staatseinkünfte sanken zusehends; in welchen Zustand die Finanzwirtschaft geraten mußte, läßt sich denken.

Der Hauptstapelartikel des Landes ist seit der Unabhängigkeit immer Kaffee gewesen; während die Ausfuhr im Jahre 1789 88000000 Pfund betrug, war sie im Jahre 1818 bereits auf 20000000 gesunken; während der französischen Kolonialzeit war Zucker der Hauptartikel; man exportierte damals 160000000 Pfund, sein Anbau hat unter dem Christophschen Regiment im Norden noch einige Zeit fortgedauert, figuriert jetzt in der Exportliste aber fast überhaupt nicht mehr. Ähnlich erging es der Baumwolle, die 1789 im Betrage von etwa 8000000 Pfund exportiert wurde, in späteren Jahren aber auf nicht viel mehr als eine halbe Million herabging. Während im Jahre 1790 der Gesamtwert der Ausfuhr bis auf 11000000 Pfund Sterling gestiegen war, betrug dieselbe seit der Unabhängigkeit auch in den günstigsten Jahren niemals mehr als 2000000 Pfund Sterling trotz erheblicher Zunahme der Bevölkerung.

Schon im Jahre 1797, als Toussaint mit Hülfe Rigauds die Engländer vertrieben hatte, schrieb Bryan Edwards folgende prophetische Worte:

„Die Erfahrung hat gezeigt, daß wilde und gesetzlose Freiheit niemals, weder in geistiger noch in moralischer Beziehung, eine Verbesserung der Zustände im Gefolge hat. Die schwarzen Karaiben von St. Vincent wie die Maronen von Jamaika waren ursprünglich afrikanische Sklaven, und, was sie jetzt sind, das wird auch aus den befreiten Negern von St. Domingo (Hayti) werden: „Wilde inmitten zivilisierter Gesellschaft — ohne Frieden, ohne Sicherheit, ohne Landbau, ohne Besitz, ohne ein Bewußtsein der Pflichten ihrer Existenz, unbekannt mit jenen milderen Beziehungen, die das Leben wertvoll und wünschenswert machen; arbeitsscheu, obgleich dem Hungertode nahe, mißtrauisch gegen ihresgleichen; gegen die übrige Welt rachsüchtig und treulos, gefühllos und blutdürstig; sich brüstend mit der Freiheit, während sie unter der Laune und Willkür des Despotismus ihres Gebieters stöhnen, ohne jeden Genuß des Vorteils und Wertes der Subordination, trotz dem Gefühl ihres sklavischen Elendes!"

„Wenn das, was ich hier mit aller Besonnenheit und Überlegung für das Schicksal dieses unglücklichen Landes prophezeie, von den Thatsachen wahr gemacht wird, dann müssen alle anderen Reflexionen zurücktreten vor der einen, unerläßlichen Betrachtung, auf welche Weise die Wiederholung eines so entsetzlichen Vorganges der erfolgreichen Revolte und triumphierenden Anarchie sich für unsere eigenen Inseln vermeiden läßt."

Die Zeit, wo das ausgesprochen wurde, liegt beinahe ein Jahrhundert hinter uns. Betrachtet man den Verlauf der Dinge, so könnte das „Jetzt", welches jener einsichtsvolle Reisende zu der Zeit aussprach, noch für heute gelten. Die Prophezeiung ist eingetroffen, und die üblen Folgen wurden nicht vermieden.

Man pflegt anzunehmen, daß die häßlichen Eigenschaften der schwarzen Rasse angeborene, der Rasse eigene Fehler sind; namentlich wird der häufig zutage tretende Zug der Grausamkeit so gedeutet. Das ist indes zu bezweifeln. Alle die Symptome der Gefühllosigkeit, wie sie in der Mordsucht, im Kannibalismus zutage treten, liegen viel weniger im Blut als in der heidnischen Abkunft und Erziehung. Die Ursprungsheimat übt auch auf diese Art Menschen einen nachhaltigen Zauber, und die althergebrachten Vorstellungen und Gebräuche Afrikas sind ihnen auch jenseit des Ozeans treu geblieben.

Toussaint, dem es an Einsicht und Kenntnis seiner Stammesgemeinschaft nicht fehlte, erwarb sich das Verdienst, die Sklavenpeitsche abzuschaffen, aber er trug kein Bedenken, den Stock an ihre Stelle zu setzen. Derselbe blieb trotz freier Staatsformen erhalten; Staatsumwälzungen ohne Ende brachten Wechsel in den Gewalthabern, noch niemals aber Widerstand gegen die — selbst unmenschlichste — Handhabung des Stockes. Namentlich zur Christophschen Zeit (1811—1818), wurden in den Bezirken von Cap Haytien, von Port Liberté, von Gonaive, in den Ebenen von Artibonite, auf vielen der größeren Güter, wie Sir Spenser St. John erzählt, eine Anzahl Stockschläge mit der Regelmäßigkeit täglicher Rationen verabreicht. Damals diente es als Aufpornung

zur Arbeit, und der Zweck wurde gefördert; später und bis zum heutigen Tage wurde er Gewohnheitsmittel, dessen sich die Organe der Regierung als Recht des Stärkeren bedienen, die Parteiführer als beliebtes Instrument politischer Agitation.

Wie Bryan Edwards vor hundert Jahren, so giebt Sir Spenser St. John für die Geschichte des Landes seit jener Zeit die beste und sachgemäßeste Charakteristik.

Die politische Geschichte in ihren Einzelnheiten und in den Personen der Machthaber zu verfolgen, hat für weitere Kreise wenig Interesse. In der Hauptsache ist es eine Kette von Revolutionen gewesen, bei denen es sich selten um Staatsinteressen, fast immer um Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, um den Besitz der Macht und um die Verfügung über den Staatssäckel gehandelt hat. Auch Farbeneifersucht hat dabei eine große Rolle gespielt, und nicht am wenigsten hatte die Vaudoux-Sekte ihre Hand in der Politik und in allen Staatsangelegenheiten, und jeweilige Machthaber entblödeten sich nicht, sie als eine Hauptstütze der Unabhängigkeit hinzustellen.

Günstig und wohlwollend beurteilt Sir Spenser die verhältnißmäßig lange Regierungszeit des Präsidenten Boyer; er war der erste Präsident des vereinigten Hayti, d. i. des gesamten westlichen Teiles der Insel; er unterwarf den Norden, und auch den unter Goman stehenden äußersten Westen. Seine Regierung wurde so populär, daß auch der östliche Teil der Insel sich 1822 von Spanien lossagte und der westlichen Republik anschloß. Boyer war von 1818—1843 im Amt, also fünfundzwanzig Jahre; er soll ein energischer und verständiger Mann gewesen sein, aber auch er war von heftigem Vorurteil befangen gegen jede Unterstützung der Weißen. Dasselbe war seit der französischen Zeit unter Schwarzen wie Farbigen eingewurzelt, und wenn je ein Staatsoberhaupt Miene machte, darin seine Politik zu mäßigen, so klagte man, er wolle das Land verraten und an die Weißen verkaufen. Boyer ging darin so weit, daß er die Weißen zu vertreiben suchte, indem er ihnen die Handelsberechtigung entzog. Er erreichte seinen Zweck, vergrößerte damit aber auch die Armut des Landes, weil Schwarze wie Mulatten nur fähig sind, Detailhandel zu treiben; für größere Handelsunternehmungen ist ihnen bis dahin der Fremde unentbehrlich. Prosperieren können sie thatsächlich nur, solange sie sich in Berührung mit dem weißen Mann befinden; werden sie aber dessen Einfluß entzogen, wie es in Hayti der Fall ist, so gerät jede Aussicht auf Wohlstand ins Stocken, der Einfluß der alten afrikanischen Traditionen und Gewohnheiten gewinnt die Oberhand, und die Gefahr eines Rückfalles in die Zustände vom Kongo ist nicht ausgeschlossen. Der mannigfache Druck, der auf die Ressourcen des Landes von außen her geübt wird, wirkt daher nicht ganz ungünstig.

Das Land hatte sich während Boyers Regierung verhältnismäßiger Ruhe erfreut, aber ungeachtet seiner Unduldsamkeit in den Beziehungen des Landes zu den Fremden war es ihm beschieden, gerade in dieser Richtung eine schwere Anklage seiner Landsleute auf sich zu laden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Matadore des Violinspiels.

Von

W. J. v. Wasielewski.

Wer mit der Geschichte des Violinspiels nicht vertraut ist, wird geneigt sein zu glauben, daß die Glanzepoche desselben erst von unserem Jahrhundert ab datiert. Männer wie Viotti, Rode und Spohr, als Repräsentanten einer gediegenen Richtung, sowie Paganini und Ole Bull als Vertreter des Virtuosentums, sind wohl allen denen bekannt, die sich irgendwie mit Musik befassen. Von den verdienstlichen Vorgängern dieser Künstler hingegen weiß man in weiteren Kreisen nur wenig. Und doch haben manche derselben auch heute noch vollen Anspruch auf Beachtung.

Die historische Entwicklung des Violinspiels läßt sich mit Sicherheit bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen. Doch erst einige Dezennien später wurde demselben eine wahrhaft methodische Behandlung zuteil, und zwar durch Italiens Söhne. Der erste Meister, welcher diese Kunst in epochemachender Weise ausübte, war Arcangelo Corelli, geb. 1653 zu Fusignano in der Romagna, gest. 13. Januar 1719.

Corelli wurde von seinen Zeitgenossen als ein zweiter Orpheus gepriesen. Wirklich nannte man ihn in Italien „vero Orfeo di nostri tempi.“ Auch andere, gar schmeichelhafte Attribute noch, wie „Princeps musicorum,“ „Maestro dei Maestri“ und „Virtuosissimo di Violino“ legte man ihm bei. Wie hoch man ihn auch nach seinem Ableben ehrte, beweist die Beisetzung seiner irdischen Überreste im römischen Pantheon neben der Asche Raffaels. Kurz alles läßt erkennen, daß Corelli für den damaligen Standpunkt des Violinspiels eine ganz eminente Erscheinung war. Gründete er doch auch die römische Schule, die „alma mater“ aller übrigen Schulen des Violinspiels. Welche Verdienste er sich außerdem um die Komposition für sein Instrument erwarb, bleibt unvergessen. Und doch mußte dieser als Autorität seines Faches angesehene Mann sich von unserem großen Händel in Gegenwart zahlreicher Zeugen eine Korrektur gefallen lassen. Der deutsche Meister führte nämlich während seines römischen Aufenthaltes bei dem kunstsinnigen Kardinal Pietro Ottoboni in dessen Palast die Ouvertüre zu seiner Oper „il Trionfo del Tempo“ auf. Corelli, welcher an der Spitze des Orchesters stand, nahm eine Stelle in dem gedachten Musikstücke nicht nach dem Sinne des Komponisten, worauf dieser in seiner leicht erregten Weise dem Führer der Geigen das Instrument aus der Hand riß, um ihm den betreffenden Passus vorzuspielen. Corelli that, was wohl mancher andere an seiner Stelle nicht über sich vermocht haben würde, er nahm die etwas rücksichtslose Lektion gelassen hin und erwiderte nur: „Ma, caro Sassone, questa Musica è nel stile francese, di chi'o non m'intendo“ (Aber, lieber Sachse, diese Musik ist im französischen Stil, auf den ich mich nicht verstehe).

Aus Corellis Lehre gingen mehrere treffliche Violinisten hervor, von denen

hier nur Giov. Battiſta Somis, der Begründer der piemonteſiſchen Schule, ſowie Geminiani und Locatelli erwähnt ſeien. Die beiden letzteren trugen Corellis Kunſt weit über die Grenzen Italiens hinaus, der erſte nach England und der zweite nach Holland.

Nächſt Rom that ſich inbetreff des Violinſpiels unter den Städten der apenniniſchen Halbinſel Padua auf außerordentliche Weiſe hervor. Dieſer Ort darf ſich rühmen, einen Tartini beſeſſen zu haben. In dem iſtrianer Städtchen Pirano am 12. April 1692 geboren, kam dieſer Künſtler 1710 nach Padua, um auf der dortigen Univerſität die Rechte zu ſtudieren. Dabei erging es ihm aber nicht anders als unſerem Tonmeiſter Rob. Schumann. Anſtatt ernſtlich Jurisprudenz zu treiben, muſizierte er fleißig, gab auch Muſikunterricht und geriet dadurch unverſehens ins künſtleriſche Fahrwaſſer, aus dem er nicht wieder herauskam. Überdies verliebte er ſich in eine ſeiner Schülerinnen. Und noch mehr. In aller Stille ſchritt er nach dem Muſter der zwanzig Jahre vorher von Cimaroſa geſchriebenen Oper „Il matrimonio segreto,“ mit dem Gegenſtande ſeiner Neigung zu einer heimlichen Ehe, wodurch indeſſen ſein Leben plötzlich eine romanhafte Wendung erhielt. Die Eltern des Mädchens nämlich waren, nachdem ſie bald darauf Kenntnis von der hinter ihrem Rücken vollzogenen Verbindung erlangt hatten, ſo indigniert über den kecken Schwiegerſohn, daß ſie ihn von dem Paduaner Biſchof, Kardinal Giorgio Cornaro, verfolgen ließen, um ſeine Beſtrafung zu ermöglichen. Tartini aber wußte ſich, bei Zeiten gewarnt, der ihm drohenden Gefahr durch ſchleunige Flucht zu entziehen. Als Pilger verkleidet, beabſichtigte er nach Rom zu wandern. Doch kam er nur bis Aſſiſi. Im dortigen Minoritenkloſter fand er für längere Dauer Unterkunft bei einem Verwandten ſeiner Eltern. Die Muße, welche ihm dadurch im reichlichſten Maße beſchieden war, benutzte er zu ſeiner weiteren Ausbildung im Violinſpiel ſowie in muſiktheoretiſchen Dingen. Zum öfteren ließ er ſich während dieſer Zeit auch in der Kirche mit Solovorträgen hören, wie es damals der katholiſche Meßritus allgemein geſtattete. Bei ſolcher Gelegenheit wurde er einſtmals von einem nach Aſſiſi gekommenen Paduaner gehört und erkannt, infolge deſſen man daheim bald über ſeinen bis dahin glücklich verheimlichten Aufenthaltsort unterrichtet wurde. Seine ihm treu gebliebene Gattin ſetzte ihn nun ſchleunig davon in Kenntnis, daß ihrem ehelichen Zuſammenleben kein Hindernis mehr im Wege ſtehe, da man ſich inzwiſchen in das Geſchehene gefunden habe, worauf der Flüchtling wieder nach Padua zurückkehrte.

Um dieſe Zeit war ein florentiner Violinſpieler von außerordentlicher Befähigung, namens Francesco Veracini (geb. gegen 1685, geſt. gegen 1750), nach Venedig gekommen, um ſich dort hören zu laſſen. Dieſem wollte man einen Rivalen entgegenſtellen, den man in Tartini gefunden zu haben glaubte. Es erging daher an denſelben eine Einladung zum Geigenwettſtreit mit Veracini. Tartini nahm die Aufforderung an und erſchien alsbald in der Dogenſtadt. Als er aber ſeinen Gegner gehört und ſich von deſſen Überlegenheit überzeugt hatte, machte er ſich eiligſt aus dem Staube, ohne ſeine Violine angeſtrichen zu haben,

und zog sich nach Ancona zurück, um die empfangenen Eindrücke für ein erneutes eifriges Studium zu verwerten. Erst als er das Gefühl der vollen Meisterschaft auf seinem Instrument erlangt hatte, ließ er sich wieder in Padua blicken. Nun fand er allgemeinste Anerkennung, und 1721 wurde ihm das Amt des Solospielers an der Basilika des hl. Antonius seines Wohnortes übertragen, welches er aufs rühmlichste bis zu seinem Tode versah.

Tartini gehört zu den vornehmsten Koryphäen des Violinspiels. Seine große Bedeutung für dasselbe wurde schon von den Mitlebenden vollkommen gewürdigt, denn von nah und fern strömten Kunstjünger nach Padua, um sich unter seiner Leitung zu vervollkommnen. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß er unmittelbar und mittelbar die halbe Welt mit trefflichen Geigern versah, da seine zahlreichen Schüler gleich Aposteln nach den damals musikalisch tonangebenden Städten des zivilisierten Europa zogen und die Lehre des Meisters bis in die weitesten Kreise trugen. Ganz richtig wurde Tartini von seinen Landsleuten allgemein als „Maestro delle Nazione“ bezeichnet.

Aber auch als Violinkomponist nimmt dieser Künstler eine hervorragende Stellung ein. Seine Konzerte sind zwar veraltet, aber von seinen Sonaten werden immer noch einige gern gespielt und gehört. Unter ihnen befindet sich der sogenannte „Trillo del diavolo,“ ein ebenso schönes und charaktervolles wie schwieriges Geigenstück in der alten Sonatenform, welches nur von Violinisten ersten Ranges völlig bewältigt werden kann. Zu der Komposition dieses Musikstückes wurde Tartini auf seltsame Weise angeregt. Er selbst erzählte darüber dem berühmten französischen Astronomen Lalande folgendes:

„In einer Nacht (es war im Jahre 1713) träumte mir, ich hätte meine Seele dem Teufel verschrieben. Alles ging nach meinem Wink; mein neuer Diener kam jedem meiner Wünsche zuvor. Unter anderen Einfällen hatte ich auch den, ihm meine Violine zu geben, um zu sehen, ob er wohl imstande sein würde, etwas Hübsches darauf zu spielen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine Sonate hörte, so wunderbar und so schön, mit soviel Kunst und Einsicht vorgetragen, daß auch der kühnste Flug der Phantasie sie nicht zu erreichen vermochte. Ich wurde so hingerissen, entzückt, bezaubert, daß mir der Atem stockte, und ich erwachte. Sogleich ergriff ich meine Violine, um wenigstens einen Teil der im Traum gehörten Teile festzuhalten. Umsonst. Die Musik, welche ich damals komponierte, ist zwar das Beste, was ich in meinem Leben gemacht habe, und ich nenne sie noch die Teufelssonate: aber der Abstand zwischen ihr und jener, die mich so ergriffen hatte, ist so groß, daß ich mein Instrument zerbrochen und der Musik auf immer entsagt haben würde, wenn es mir möglich gewesen wäre, mich des Genusses, den sie mir gewährte, zu berauben.“

Teufelshistorien giebt es bekanntlich viele, schwerlich indessen eine zweite, die ein so schätzbares künstlerisches Resultat veranlaßt hätte wie diese. In der Regel ist der Teufel dumm, oder die Menschen sind's vielmehr, denen er erscheint. Tartini aber macht eine rühmliche Ausnahme davon und ebensowohl Luther, der

das Tintenfaß nach dem Teufel warf, als er ihn bei der Bibelübersetzung stören wollte. Übrigens hinterließ der erwähnte Traum bei dem Paduaner Geigenmeister einen so nachhaltigen Eindruck, daß er die Teufelssonate als Erinnerungszeichen daran in seinem Zimmer gegenüber der Thür aufhängte und jedem seiner Besucher als Merkwürdigkeit zeigte.

Tartini starb hochbetagt am 26. Februar 1770. Inzwischen hatte auch die von Corellis Schüler, G. B. Somis, begründete piemontesische Schule einen rühmlichen Aufschwung genommen. Zu den namhaftesten Persönlichkeiten derselben gehörte Gaetano Pugnani. Aber erst in dessen Zögling Giov. Battista Viotti, geb. 23. Mai 1753 zu Fontanetto, einem kleinen Orte der italienischen Provinz Novara, kam diese Schule zur vollen Geltung. Viotti war zugleich der letzte epochemachende Repräsentant des italienischen Violinspiels in der von Corelli und Tartini vorgezeichneten gediegenen Richtung. Schon auf seiner ersten Kunstreise, die ihn nach den Hauptstädten des nordöstlichen Europa führte, machte er bedeutendes Aufsehen, größeres aber noch in Paris, wohin er sich 1782 wandte. Schnell errang er dort den Ruhm des ersten lebenden Geigers. Seine Pariser Triumphe waren jedoch von keiner langen Dauer. Er selbst bereitete ihnen durch seine Empfindlichkeit ein jähes Ende. In dem Wahne befangen, das bevorzugte Schoßkind der Pariser zu sein, neben dem kein zweiter Violinspieler aufkommen könne, wurde er etwa zwei Jahre nach seinem ersten Auftreten in der Seinestadt darüber belehrt, daß auf die Gunst des in seinen Neigungen und Liebhabereien unberechenbaren Tagespublikums nicht allzu sicher zu bauen ist. Viotti ließ sich gelegentlich in einem Konzert hören, dessen Besuch ihn ebensowenig befriedigte wie der ihm gespendete Beifall. Am folgenden Tage trat in denselben Räumen ein weniger bedeutender Geiger auf, der von den zahlreich versammelten Hörern lebhaft beklatscht wurde. Dies verdroß den Italiener so sehr, daß er kurz und gut beschloß, in Paris nicht wieder öffentlich zu spielen. Und er hielt Wort. Unthätig mochte er aber nicht sein und so bewarb er sich um die Direktion der Pariser Oper. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, doch nicht zu seinem Glück. Denn durch den Ausbruch der Revolution verlor er nicht allein die nach Überwindung mancher Hindernisse erlangte Position, sondern auch sein mühsam erworbenes Vermögen, mit welchem er sich an der Theaterleitung beteiligt hatte. Durch die Schreckensherrschaft des Pariser Pöbels verscheucht, wandte Viotti sich nach London, wo er eine neue Existenz zu finden hoffte. Um sie zu gewinnen, mußte er wieder zur Geige greifen. Doch es währte nicht lange, so wurde er abermals von Ungemach betroffen. In den Verdacht geraten, sich an politischen Umtrieben beteiligt zu haben, erhielt er plötzlich die Weisung, England zu verlassen. Indessen stellte sich bald seine Unschuld heraus, sodaß er wieder nach London zurückkehren durfte. Eine Zeit lang lebte er hier von den Erträgnissen, welche ihm die Beteiligung an einem Weingeschäft einbrachte. Dann aber trieb es ihn 1818 wieder nach Paris, um nochmals sein Glück als Opernimpresario zu versuchen. Jedoch auch diesmal schlugen die daran geknüpften Hoffnungen fehl. Wegen des ihm zur Last gelegten Unvermögens, das seiner

Fürsorge anvertraute Kunstinstitut zu verwalten, mußte er schon 1822 vom Amt abtreten. Zwei Jahre später starb er nach einem schließlich verfehlten Leben in London, wohin er sich zurückgezogen hatte.

Viotti wurde während seines ersten Pariser Aufenthaltes von einflußreicher Bedeutung für das französische Violinspiel. Dieses hatte sich vorher schon, nachdem man in Paris lange Zeit hindurch in engherziger Beschränktheit fremden künstlerischen Einflüssen aus dem Wege gegangen war, unter Anlehnung an das Vorbild italienischer Meister bis zu einer respektablen Höhe entwickelt. Mit Auszeichnung ist hier Pierre Gavinies, geb. 1728 in Bordeaux, gest. 1800 in Paris, zu erwähnen. Seine Landsleute feiern ihn als den eigentlichen Begründer des kunstgemäßen französischen Geigenspiels. Ohne Zweifel hat er sich um dasselbe in hervorragender Weise verdient gemacht. Doch erreichte es erst durch Viottis Einfluß seinen Höhepunkt, da dieser Künstler nicht nur als Solospieler, sondern auch als Lehrer in der Hauptstadt Frankreichs thätig war. Unter seinen Schülern stand in jeder Beziehung Pierre Rode, geb. 1774 in Bordeaux, obenan. Mit ihm bilden seine beiden Zeitgenossen und Landsleute, Kreutzer und Baillot, die zwar keine direkten Schüler Viottis waren, wohl aber sich dessen Spiel zum Vorbild nahmen, das glänzende Triumvirat der französischen Schule.

Rode genoß die uneingeschränkte Bewunderung aller Kenner. Manche stellten ihn inbetreff des Gefühlsausdrucks sogar über Viotti. Aber der Zauber seines Spiels hielt nicht lange vor. Im Jahre 1803 ging er nach Petersburg, wohin ihn verlockende Anerbietungen des russischen Hofes zogen. Das dortige aufreibende gesellschaftliche Leben im Verein mit den ungünstigen klimatischen Verhältnissen übte nachteilige Wirkung auf ihn, und als er nach fünfjährigem Aufenthalte in der Zarenstadt wieder heimkehrte, vermochten seine Leistungen nicht mehr zu zünden, zumal inzwischen ein jüngerer Kunstgenosse, der Geiger Lafont, die Herzen des Pariser Publikums erobert hatte.

Unwillig verließ Rode sein Vaterland und bereiste die Schweiz, Süddeutschland und Österreich. In Wien wurde ihm trotz der Abnahme seiner Meisterschaft noch eine ehrende Aufnahme von seiten der tonangebenden Kreise zuteil. Beethoven beendete seine bereits angefangene Violinsonate in G-dur (Op. 96), welche Rode wiederholt mit Erzherzog Rudolph (Beethovens Schüler) im Hause des Fürsten Lobkowitz vortrug, doch nicht zur Zufriedenheit des großen Tondichters, welcher jedenfalls andere, höhere Erwartungen von dem französischen Künstler gehegt hatte.

Mehr scheint Beethoven auf den schon erwähnten Violinisten Kreutzer gehalten zu haben, welcher im Frühjahr 1798 als Begleiter des Generals Bernadotte Wien besuchte. Der Schöpfer der heroischen Symphonie zeichnete ihn wenigstens durch die Widmung seiner großen A-dur-Sonate (Op. 47) für Klavier und Violine aus.

Wesentlich früher als in Frankreich wurde das kunstgemäße Violinspiel in Deutschland betrieben. Die Anfänge desselben fallen in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Als einer der ersten, die es in bemerkenswerter Weise ausübten, ist der Lübecker Geiger Thomas Baltzar zu nennen. In England, wohin er sich

1658 begab, imponierte er einem Musikfreunde so sehr, daß dieser unwillkürlich nach den Füßen des Fremdlings sah, weil er glaubte, einer derselben müsse ein Pferdefuß sein, der ja ehedem als das untrügliche Kennzeichen des Teufels galt.

Schon vor dem Auftreten Baltzars hatte in Deutschland der Einfluß Italiens begonnen, und der Ort, an welchem dies zunächst geschah, war Dresden. Mit besonderer Vorliebe nahm der kursächsische Hof nicht nur italienische Sänger, sondern auch Instrumentisten in seine Dienste. Unter den letzteren ist hier der Mantuaner Violinist Carlo Farina hervorzuheben, welcher im dritten Dezennium des 17. Jahrhunderts nach Dresden berufen wurde. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts (1703—1708) wirkte dann der gegen 1650 geborene Veroneser Violinist Giuseppe Torelli als Konzertmeister am markgräflichen Hofe zu Ansbach, und von 1723—1726 hielt sich Tartini bei dem Grafen Kinsky in Prag auf. Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß alle diese Männer von Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Violinspiels wurden. Es kamen aber auch von anderer Seite noch bestimmende Einflüsse dazu. Sie gingen von zwei Musikern Böhmens aus, jenes Landes, dessen Bewohner, wie man weiß, für die Tonkunst gut beanlagt sind. Der ältere derselben ist Franz Benda, geb. zu Altbenatky. Seine Zeitgenossen schildern ihn einstimmig als einen gediegenen Violinisten von hoher Vorzüglichkeit. Für das deutsche Geigenspiel erwarb er sich ein besonderes Verdienst als Stifter der Berliner Schule, welche um die Mitte unseres Jahrhunderts in Verfall geriet, durch Joseph Joachim aber aufs neue belebt wurde.

Bendas jüngerer Landsmann, Joh. Karl Stamitz, geb. 1719 zu Deutschbrod, kam 1745 als Konzertmeister nach Mannheim und begründete dort eine Violinschule, aus der im Laufe der Zeit treffliche Künstler hervorgingen, von denen nur Christian Cannabich, Wilhelm Cramer (der Vater des ehedem berühmten Klaviermeisters Joh. Baptist Cramer), Ignaz Fränzl und dessen Sohn Ferdinand, sowie Franz Eck erwähnt seien. Der letztgenannte hat als Lehrer Ludwig Spohrs für uns besondere Wichtigkeit.

Ludwig Spohr, weitaus der bedeutendste deutsche Violinspieler und Begründer der Kasseler Schule, wurde am 5. April 1784 zu Braunschweig geboren und starb am 22. Oktober 1859 in Kassel. Seine Leistungen vereinigten alle Vorzüge echt deutschen Wesens in sich. Breite Tongebung, Noblesse der Empfindung, gehaltvolle Würde in Verbindung mit außerordentlicher Herrschaft über Bogen und Griffbrett verliehen seinen Vorträgen eine vornehme Größe. Seine musikalisch künstlerische Richtung war freilich einseitig. Aber was er gab, zeichnete sich durch hohe Vollendung, harmonische Abrundung und edles Wesen aus.

Charakteristisch für Spohr war dessen Geradheit und Offenheit, wie in der Kunst so auch im Leben. Was er nicht für recht hielt, lehnte er mit aller Entschiedenheit ab. Diese Eigentümlichkeit trat schon frühzeitig bei ihm hervor. Ein Beispiel wird dies klar machen. Sein Gönner, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, welcher ihm die Mittel zu seiner Ausbildung gewährte, ließ ihn einstmals zu sich bescheiden. Bei seinem Eintritt in das Anmeldezimmer des Schlosses wurde er vom diensthuenden Kammerdiener mit „Er"

angeredet. Spohr, obwohl erst 14 Jahre alt, dadurch beleidigt, gab dem Kammerdiener nicht nur sofort das „Er" zurück, sondern erklärte dem Herzog auch, daß „er sich eine derartige Behandlung ernstlich verbitten müsse."

Wenn Spohr bei dieser Gelegenheit mit richtigem Takt sein persönliches Ehrgefühl wahrte, so fand er später mehrfach Anlaß, für die Würde der Kunst einzustehen. Im Jahre 1807 war er mit seiner ersten Frau, einer vorzüglichen Harfenspielerin, auf Kunstreisen in Süddeutschland. In Stuttgart erhielt er eine Einladung, sich bei Hofe hören zu lassen. Da er aber erfuhr, daß der König die Gewohnheit habe, sich während der Musik mit einer Kartenpartie zu unterhalten, wobei es nicht ohne lebhafte Konversation herzugehen pflegte, so erklärte er bedauernd, die ihm zugedachte Ehre unter den obwaltenden Umständen ablehnen zu müssen, worauf er die Zusicherung erhielt, daß das Kartenspiel während seiner und seiner Frau Vorträge suspendiert werden solle, was denn auch geschah.

Ein hübsches Seitenstück zu diesem Faktum erlebte Spohr bei seiner ersten, ins Jahr 1820 fallenden Anwesenheit in London. Damals herrschte dort die barbarische Sitte, Künstler, welche von vornehmen oder reich begüterten Gastgebern engagiert worden, um deren Gesellschaften durch Gesang und Instrumentenspiel gegen ein bestimmtes Honorar zu amüsieren, in einem Wartezimmer abzusperren. Hatten sich nun die eingeladenen Zuhörer eingefunden, so wurde immer nur diejenige Persönlichkeit durch eine Seitenthür in die Gesellschaftsräume hineingelassen, welche nach Ausweis des Programms an der Reihe war. Doch auch hier sahen sich die Künstler von den Zuhörern durch eine sichtbare Schranke getrennt, um jede Berührung mit denselben zu verhindern. Spohr beschloß, sich diesem schmählichen Brauch zu widersetzen, und fand bald genug Gelegenheit dazu. Denn als er ersucht wurde, in einer Soiree beim Herzog von Clarence zu spielen, begab er sich, ohne der Weisung des Haushofmeisters Gehör zu schenken, sofort in den Salon und verweilte dort den ganzen Abend mit den übrigen Gästen zusammen, was freilich deren Verwunderung erregte. Der Herzog aber und dessen Gattin, eine deutsche Prinzessin, nahmen die Sache so, wie es eben unter gebildeten Menschen sein muß. Seit jenem Vorfall kam die englische Unsitte, Künstler wie bezahlte Bediente zu behandeln, mehr und mehr ab, und in neuerer Zeit ist wohl auch jede Spur davon verschwunden.

Während Spohr neben seinem vielseitigen Wirken als Komponist und Hofkapellmeister mit weit und tiefgreifendem Erfolg für die Kunst des deutschen Violinspiels thätig war, machte in Italien Nicolo Paganini viel von sich reden, dessen virtuose Leistungen bald darauf die musikalische Welt in staunende Bewunderung versetzten.

Merkmale einer virtuosen Richtung lassen sich schon bei einzelnen italienischen Geigern des 17. Jahrhunderts, wie z. B. bei Farina und Uccellini beobachten. Deutlicher treten sie demnächst bei dem bereits erwähnten Schüler Corellis, Pietro Locatelli, hervor, wie aus dessen 24, im Jahre 1733 veröffentlichten Capriccios

zu ersehen ist. Aber erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kommt mit Antonio Lolly das spezifische Violinvirtuosentum vollständig zum Durchbruch. Von da an entwickelt es sich stetig neben der gediegenen Richtung des Geigenspiels bis zu Paganini fort. Doch ist dieser Künstler nicht so ohne weiteres in eine Reihe mit den Virtuosen vom gewöhnlichen Schlage zu stellen. Ganz wesentlich unterscheidet ihn von denselben der Umstand, daß er seine beispiellos stupende, von anderen kaum jemals wiedererreichte Technik in den Dienst geistiger Zwecke stellte. Und wenn diese Zwecke auch keineswegs von dem Streben nach blendender Effekthascherei frei waren, mithin nicht den Anforderungen an ein wahrhaft hohes und reines Kunstideal entsprachen, so erhob Paganini sich dadurch doch weit über das leere Tongeklingel der landläufigen Fingerhelden vor und nach ihm, weshalb er auch eine ganz aparte Stellung einnimmt.

Paganini war durch und durch originell. Seine Kunstfertigkeit, die sich in den gewagtesten und unerhörtesten Schwierigkeiten aller und jeder Art erging, so wie das Dämonische seiner Ausdrucksweise erzeugte bei nicht wenigen seiner Zeitgenossen den Köhlerglauben, daß er mit dem Bösen im Bunde stehe. Dann sollte er auch aus Eifersucht seine Geliebte ermordet und während der deshalb erfolgten Kerkerhaft durch unablässiges Studium seine halsbrechende Technik erlangt haben. Zuletzt sei ihm auf seinem Instrument nur noch eine einzige Saite übrig geblieben, und diesem Umstande verdanke er die Fähigkeit, ganze Stücke auf der g-Seite allein vorzutragen. Paganinis äußere Erscheinung leistete diesen und anderen Erdichtungen einen gewissen Vorschub. Eine überaus hagere Gestalt, bizarre Gesichtszüge, umrahmt von rabenschwarzem Lockenhaar, eine gelblich fahle Hautfarbe, tiefliegende, feurige Augen, — alles dies vereinigte sich miteinander zu einem ebenso fremdartig als unheimlich wirkenden Eindruck, der übrigens seine Anziehungskraft auf das große Publikum nicht verfehlte. An allen Orten, die Paganini besuchte, drängte man sich trotz ungewöhnlich hoher Eintrittspreise zu seinen Konzerten. Man wollte diesen absonderlichen, vielbesprochenen vielbefabelten Mann, der sonsthin von der Welt zurückgezogen lebte, nicht nur hören, sondern auch sehen. An enthusiastischen Kundgebungen ließ man es natürlich nicht fehlen, und so gestalteten sich des Italieners Kunstreisen zu Triumphzügen.

Paganini hat mit Ausnahme Camillo Sivoris, eines Genueser Kindes, keine Schüler gebildet, wohl aber einzelne Nachahmer gefunden. Unter diesen thaten sich besonders Heinr. Wilhelm Ernst und Ole Bull hervor. Ernst war ein Zögling der Wiener Schule und speziell des eleganten Geigers Joseph Mayseders. Ole Bull hingegen ist als Autodidakt zu betrachten. Beide Virtuosen fühlten sich durch Paganini so angezogen, daß sie ihn zeitweilig auf seinen Reisen verfolgten, um ihm gewisse Effekte abzulauschen. Weil aber die Kopie nie das Original erreichen kann, so beschränkten sie sich schließlich darauf, einzelne Züge von ihm zu entlehnen, die sie mit ihrem Eigenwesen verschmolzen. Bei Ernst ließ sich eine eigentümliche Mischung von musikalisch löblichen und äußerlich bestechenden Eigenschaften wahrnehmen, während sich Ole Bull ganz ausschließlich

dem reinen Virtuosentum hingab. Mit dieser Richtung stand sein unstäter, zu Abenteuerlichkeiten geneigter Sinn im Einklang. Von Geburt ein Norweger brachte er einen großen Teil seines Lebens im Auslande, namentlich aber in Amerika zu, wo er ein ansehnliches Vermögen erwarb, durch unglückliche Spekulationen aber auch wieder verlor. Er starb den 17. Aug. 1880, geboren war er 1810 zu Bergen.

Der historische Entwicklungsgang des Violinspiels vollzog sich, wie aus den vorstehenden Mitteilungen zu entnehmen ist, zur Hauptsache in Italien, Deutschland und Frankreich. Im Anschluß an die Pariser entstand dann noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die von dem Violinvirtuosen Charles de Beriot (geb. 1802, gest. 1870) gegründete belgische Schule, welche ihren Sitz in Brüssel hat. Von ihren Zöglingen gelangte Henry Vieuxtemps zu größtem Ansehen.

In seinen jüngeren Jahren war er ein ganz vorzüglicher Solospieler. Durch einen längeren Aufenthalt in Amerika büßte er aber den besten Teil seiner Eigenschaften als Violinist ein. Er wurde 1820 in Verviers geboren und starb 1881 in Algier, wohin er sich aus Gesundheitsrücksichten begeben hatte.

Den zuletzt erwähnten Größen des Violinspiels ist noch als eine der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts angehörende hervorragende Erscheinung der Pole Karl Lipinski hinzuzufügen. Er darf ebenso wie Ole Bull als Autodidakt bezeichnet werden. Sein künstlerischer Bildungsgang indessen war ein völlig anderer. Während Ole Bull kein Verlangen nach einer ernsten musikalischen Bethätigung empfand und in eigenwilliger Isolierung nur darauf bedacht war, seinen virtuosen Gelüsten zur Befriedigung persönlichen Ehrgeizes nachzugehen, verfolgte Lipinski von Hause aus ein durchaus ehrenwertes, künstlerisches Streben. Im Spätherbst 1790 zu Radzyn im Gouvernement Lublin geboren und von seinem Vater, einem Musikliebhaber, in den Elementen des Violinspiels unterwiesen, übernahm er, zwanzig Jahre alt, das Konzertmeisteramt und zwei Jahre später die Funktionen des Kapellmeisters am Lemberger Theater. Durch diese Thätigkeit legte er einen tüchtigen, soliden Grund zu seinem späteren Wirken. Wohl erstrebte und erlangte er auf der Geige eine virtuose Ausbildung, doch seine musikalische Richtung blieb als Spieler dabei eine gediegene, weil er sich neben dem technischen Studium, besonders vom reiferen Lebensalter ab, unausgesetzt mit den Klassikern der Tonkunst beschäftigte. Dies bewahrte ihn vor den Ausschreitungen des Virtuosentums. Seine Ideale waren Bach, Haydn, Mozart und Beethoven. Besonders zeichnete er sich durch den Vortrag der Quartette des letzteren Meisters aus, da diese seiner zu excentrischem Ausdruck neigenden und deshalb mitunter von den Normen der Überlieferung abweichenden Darstellungsweise am meisten entsprachen. Auf seinem Landgut Urlow bei Lemberg schied er am 16. Dezember 1861 aus diesem Leben. Lipinski war einer der letzten jener Geigenmeister, welche in scharfer individueller Ausprägung ihr Instrument auf mehr oder weniger originelle Weise behandelten. Diese Gattung von Künstlern ist neuerdings wie ausgestorben. Indessen herrscht deshalb in der Gegenwart doch durchaus kein

Mangel an vorzüglichen Violinisten. Vielmehr dürfte die Zahl derselben größer sein als früher, da nicht allein infolge der jetzt herrschenden Verallgemeinerung des Musikbetriebes ein bei weitem lebhafterer Zudrang von jugendlichen Kräften zur Kunst stattfindet, sondern auch durch ein reicheres und vielseitigeres Studienmaterial die technische Ausbildung begünstigt wird. Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß damit ein akademisch uniformes Wesen an die Stelle wahrhaft charakteristischer Geigenbehandlung getreten ist. Es kommt noch hinzu, daß der heutzutage herrschende Eklektizismus einer natürlichen Entwicklung der Originalität hemmend im Wege steht.

Unter den Violinisten der Gegenwart, an deren Spitze als unerreichter Interpret der klassischen Meisterwerke Joseph Joachim steht, erfreuen sich u. a. eines ausgezeichneten Rufes August Wilhelmj, Leopold Auer, Johann Lauterbach, Pablo de Sarasate und Emil Sauret.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Geige auch von dem schönen Geschlecht mit bemerkenswertem Erfolg kultiviert. Als älteste Violinspielerin ist Madalena Lombardini, geb. 1739 in Venedig, zu nennen. Ihre erste Ausbildung empfing sie auf dem dortigen Konservatorium „dei Mendicanti." Später war sie Tartinis Schülerin. In den Hauptstädten Italiens sowie in Paris und London erregte sie um so größeres Aufsehen, als man bis dahin noch keine weibliche Künstlerin der Art in öffentlichen Konzerten gehört hatte. Nach ihrer Verheiratung mit dem Kapellmeister de Sirmen in Bergamo trat sie unter dessen Namen auf. Sie war auch eine geschickte Sängerin. Als solche wirkte sie von 1774 ab bei der Pariser Oper und ums Jahr 1782 in Dresden.

Das Beispiel, welches Madalena Lombardini gegeben hatte, fand in Italien bald mehrfache Nachahmung. Zunächst war es Regina Strinasacchi, geb. 1764 in Ostiglia bei Mantua, welche als Violinspielerin zu bedeutendem Ruf gelangte. Ihre Studien machte sie in der Musikschule „della Pièta" zu Venedig und bereiste dann Frankreich, Deutschland und Österreich. Als sie im Frühjahr 1784 Wien besuchte, um sich dort hören zu lassen, zeichnete Mozart sie dadurch aus, daß er ihr zu Gefallen seine große Violinsonate in B-dur komponierte und dieselbe mit der Künstlerin in deren Konzert vortrug. Ein Jahr darauf wurde sie die Gattin des seiner Zeit verdienstlichen Violoncellisten Schlick in Gotha, nach dessen Ableben sie Dresden zu ihrem Wohnort wählte. Dort starb sie 1839.

Zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts trat in Italien, Frankreich und Deutschland eine Schülerin Viottis, Signora Gaudini, mit Erfolg auf. Sie war mit einem Italiener, namens Paravicini, verheiratet, verließ denselben aber und wurde die Maitresse eines Grafen Albergati. 1827 ließ sie sich in München hören, wo man trotz ihres Alters von 56 Jahren noch die Kraft ihres Bogens bewunderte.

Eine zweite aus der piemontesischen Schule hervorgegangene Violinspielerin war Signora Gerbini, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts in Paris und Wien lebhafter Beifall gezollt wurde. Sie war eine Schülerin Pugnanis und zeichnete sich durch kraftvolles, präzises Spiel aus. Doch mag sie bald nach

ihren ersten Kunstreisen ins Privatleben zurückgetreten sein, denn weitere Nachrichten fehlen durchaus über sie.

Auch in der Neuzeit sandte Italien talentvolle Violinspielerinnen in die Welt. Wer erinnerte sich nicht der Schwestern Milanollo, welche von 1840—48 Deutschland, Frankreich, England und Belgien bereisten und überall Furore machten. Leider starb Maria, die jüngere Schwester, schon im Alter von 16 Jahren an einem verzehrenden Leiden, so daß Teresa, die ältere, geb. 18. Aug. 1827, allein die Thätigkeit als Solospielerin fortsetzen mußte. Aber auch sie wurde anfangs 1857 der Öffentlichkeit durch ihre Verheiratung mit einem französischen Offizier entzogen. Jetzt hat sie in Teresina Tua eine Nachfolgerin gefunden.

Die weitaus bedeutendste Violinspielerin der Gegenwart ist unstreitig Wilma Neruda, geb. 21. März 1840 zu Brünn. Den ersten Unterricht empfing sie von ihrem Vater. Später war der geschätzte Wiener Geiger Leopold Jansa ihr Lehrer. Vom sechsten Lebensjahre ab spielte sie öffentlich. Im Laufe der Zeit bildete sie sich zu einer Virtuosin von hoher Vorzüglichkeit aus. Seit 1869 lebt und wirkt Wilma Neruda in London, wo sie bei größter Beliebtheit eine außerordentlich bevorzugte Stellung einnimmt.

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben."

Als Schiller vorstehende Verse niederschrieb, dachte er sicher nicht an die Wirksamkeit des schönen Geschlechts in der Kunst. Und doch lassen sie sich ebensowohl auf diese anwenden wie auf das vom Dichter gemeinte, weibliche Walten im menschlich schönen Sinne. Vergegenwärtigen wir uns nur einmal, welche erhebenden, herzerfreuenden Genüsse Frauen wie Wilhelmine Schröder-Devrient, Henriette Sontag, Clara Schumann und Jenni Lind dem kunstliebenden Publikum gespendet haben! Man darf ihnen ohne Bedenken auch eine Wilma Neruda hinzugesellen. Allein, gestehen wir es offen, — die Violine ist kein eigentlich weibliches Instrument, wie anmutende, ja reizvolle Wirkungen ihr auch zarte Damenhände entlocken mögen. Sind ja ohnehin der weiblichen Thätigkeit im Violinspiel sehr enge Grenzen gezogen. Sie kann sich im Grunde nur auf solistische Vorträge erstrecken. Vereinzelte Ausnahmen davon würden eben nur die Regel bestätigen. In neuester Zeit hat man zwar den Versuch gemacht, „Damenorchester" zu bilden, eine Kuriosität, die kaum mehr als eine auf die Neugierde der Menge berechnete Spielerei ist. Und welch ein ästhetischer Anblick, Klarinette, Fagott, Horn Posaune und Kontrabaß von Jungfrauen gehandhabt zu sehen! Suum cuique! Orchester und Streichquartett mit seinen Abarten erfordern männliche Kraft und männlichen Geist, und die der Geige hier zukommende dominierende Stellung kann mit positivem Gewinn für die Kunst nur durch Männer gewahrt werden, wie denn deren naturgemäße Aufgabe auch die Fortbildung des Solospieles ist und bleiben wird. Mögen sie dabei immerdar an den bewährten Prinzipien festhalten, durch welche die epochemachenden Meister des Violinspiels so rühmliche Resultate erzielt haben!

Aus den Tagebüchern Riemers, des vertrauten Freundes von Goethe.

Mitgeteilt
von
Robert Keil.

Aus Riemers Tagebuche von 1810.

V.

2. Januar. Bei Goethe. Newtonische Polemik. Des Herrn v. Humboldt[1] Ankunft.

3. Januar. Nach Tische Trinklied auf ergo bibamus[2]; es Goethen noch vorgelesen, der im ganzen zufrieden. Abends mit Herrn v. Humboldt allein auf seinem Zimmer: über die Deutschen im Vergleich mit anderen Nationen. Ich sprach alles, was gegen sie, er, was für sie zu sagen war.

12. Januar. Bei Goethe am 2. Teil der Farbenlehre. Abends die Sänger, die zu Tisch blieben.[3]

13. Januar. Mittags Falk zu Tisch. Über den Charakter des Coriolan und seine Behandlung von Plutarch an bis auf Shakespeare. Über Reichardt. In seinen Briefen über Wien hatte sich Reichardt gerühmt, er habe nie einen verdorbenen Magen gehabt. Goethe machte augenblicklich das Bonmot: „Darum hat er auch alle Nationen so beschmausen können."

14. Januar. Mittags unter uns. Goethe hatte in früherer Zeit ein Monodrama intentioniert: Nero, wie er vor dem Volke agiert und wie er während dieser Zeit die Nachricht von einer Verschwörung erhält. Goethe äußerte über

---

[1]) Wilhelm von Humboldt, von dessen Besuch Goethe „auf das angenehmste überrascht wurde." Er machte ihm über die preußischen Lehranstalten und Universitätsverhältnisse Mitteilung.

[2]) Riemers Trinklied: Ergo bibamus! das im Vergleich mit dem später entstandenen Liede Goethes von doppeltem Interesse ist (vergl. Gedichte von Friedrich Wilhelm Riemer, I. Bändchen, S. 307). Von Goethe veranlaßt, hatte Riemer dies Trinklied gedichtet, das schon am 7. Januar zu Jena in frohem Kreise gesungen wurde, und dieses Lied wurde wieder die Veranlassung zu Goethes eignem, in ähnlichem Metrum gedichteten Liede Ergo bibamus.

[3]) Wie Goethe in den Annalen bemerkt, wurden die Übungen der „freiwilligen Hauskapelle" regelmäßig fortgesetzt; Donnerstags abends Probe vor einigen Freunden, Sonntags früh Aufführung vor großer Gesellschaft. Ältere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen teil. Eberwein dirigierte meisterhaft. „Die Donnerstage waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für jeden empfänglich und genußreich." Namentlich waren es mehrstimmige Sachen von Zelter, die allgemein erfreuten. In seinem Briefe an Zelter vom 4. Januar 1810 erwähnt Goethe, wie glückliche Stunden er „in dem Abglanz von Zelters Werken" genieße. „Die Gunst des Augenblicks — schreibt er —, Herr Urian und so manches Andere erhebt und erfreut uns jedes in seiner Art; ich wüßte nicht, wo ich das Kernhafte mit dem Gefälligen so verbunden angetroffen hätte, als in Ihren Arbeiten." Am 6. März konnte er dem Berliner Freunde mitteilen: „Unsere kleine Sozietät gab vor kurzem im Theater eine musikalische Unterhaltung, wo Ihr: In Flammen nahet Gott, sowie die Gunst des Augenblicks und anderes den besten Effekt machten."

Tisch: „Es ist Höflichkeit und Vornehmen eigen, jemanden mettre à son aise; und ich weiß es, daß mich jemand auf meinen Chapitre bringt. Aber Todfeindschaft kann daraus entstehen, wenn man es thut und sich gegen mich berühmt, daß man mich auf meine Schnurre gebracht habe, sobald ich mit Gutmütigkeit mich geäußert und gehen gelassen habe. Weil es eine falsche Superiorität des andern und eine Gemütlosigkeit desselben verrät."

16. Januar. Mittags allein, da die G. und Ulrich nach Jena fuhren zum Balle. Über Tisch äußerte Goethe: „Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt am Ende dieses und sich selbst auf. So der Kredit (Papiergeld) das Silber und sich selbst." Anlaß und Beleg hierzu gab das Papiergeld im Österreichischen.

18. Januar. Als wir zu Tisch saßen, kam Fr. v. Goethe, Ulrich und August von Jena. Abends Sänger. Fräulein Pogwisch.[1])

19. Januar. Mit der Geh. Rätin und Ulrich auf dem Balle.[2])

21. Januar. Die Sänger. Große Gesellschaft. Auch der Prinz von Mecklenburg und seine Kammerherrn. Herr v. Ranzau sang sehr artig.

22. Januar. Mittags mit G. allein. Beratschlagung, was auf der Redoute zur Vorstellung gebracht werden sollte.[3]) Promemoria an Präs. Fritsch darüber.

25. Januar. Abends Schlittenfahrt des Hofes[4]) von Ettersburg durch die Stadt. Von unsern Sängern mit dem Willkommen ꝛc. begrüßt und Trompeten und Pauken. Illumination in unserm Hause. —

26. Januar. Früh gezeichnet aus dem Theuerdank, Weißkunig ꝛc. abends Thee, Mad. Händel[5]), Frau von Heigendorf, Stromeyer, August, der von Jena gekommen. Kam auch der Herzog, Erbprinz, der Prinz von Mecklenburg und blieben lange, ehe sie auf den Ball gingen. Machte die Händel einige Stellungen. Über Tische Hebels Gedichte, Nachrichten über ihn. Nachahmung des Berliner und Wiener Dialekts. Gespräch der gemeinen Berliner Mädchen, äußerst komisch.

---

[1]) Ottilie von Pogwisch (später Gemahlin Augusts), die mit ihrer Mutter, Frau von Pogwisch, der Hofdame bei Herzogin Luise, nach Weimar übergesiedelt war.

[2]) Hofball in Veranlassung der Verlobung des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin mit der Prinzessin Karoline.

[3]) Es handelte sich um die Vorbereitungen zur Feier des Geburtstages der Herzogin Luise (30. Januar), des Geburtstages des Erbprinzen Karl Friedrich (2. Februar) und des Geburtstages der Erbprinzessin Großfürstin Maria Paulowna (16. Februar); die folgenden Tage waren diesen Festvorbereitungen gewidmet. Goethe dichtete zu dem geplanten großen Maskenzuge die Stanzen „die romantische Poesie."

[4]) Zu Ehren der Mecklenburger Gäste.

[5]) Die berühmte Künstlerin mimisch-plastischer und dramatisch-deklamatorischer Vorstellungen, Frau Henriette Händel-Schütz (geb. 1770), die damals auf einer Kunstreise in Weimar anwesend war. Goethe bemerkte über sie in den Annalen von 1810: „Bewegte Plastik ward uns durch das ausgezeichnete Talent der Frau Händel-Schütz vorgeführt; öffentliche ernste Darstellung, heitere scherzhafte, ja komische Zimmerunterhaltung gewährte neue Kunstansichten und vielen Genuß."

(Besonderes Blatt: Riemers Betrachtungen über die Vorstellung der Frau Händel-Schütz.)

d. 26. Januar 1810.

Post coenam et mimeses Hendeliae. 11 Uhr Nachts. Bey den Darstellungen der Mad. Händel war mir immer der liebste Moment der, wo sie zu ihrem eigenen Zustand zurückkehrte; welches gleichsam der wahre Silberblick war, wodurch alles vorhergehende zum Scherz, zum Spiel, zum Nur so thun verwandelt wurde. Die Stellungen selbst, der Ein- und Fortschritt in und von einem zum andern hat etwas Starres, Totes, und lebendig wurde es erst wieder, als sie wieder sie selbst wurde.

28. Januar. Mittags Frommann zu Tisch, der allerlei Déraisonnements von Philistern über die Wahlverwandtschaften erzählte: Unter anderen hat sich auch ein Philister über die Wahlverwandtschaften gewundert; er könne nicht begreifen, wie G. 2 Bände über diese chemische Sache schreiben mögen, da er ja nichts als das Bekannte, was in einem Kapitel der Chemie vorkäme, abhandle.[1])

29. Januar. Zu Goethe. Dessen Stanzen zum Aufzug.[2])

2. Februar. (Geburtstag des Erbprinzen Karl Friedrich.) Auf dem Stadthaus Probe vom Aufzug. Um 6 Uhr aufs Stadthaus.[3]) Oben maskiert. Die Beust, Spiegel und Reizenstein himmlisch schön.

3. Februar. Abends Ständchen für Goethe. Beim Weggehen legte man die Fackeln auf einen Haufen und ließ sie ausbrennen. Prächtige Feuer- und Rauchsäule.

6. Februar. Bei Goethe, der mir die Bücher zum russischen Kostüm[4]) gab. Nach Tische russische Kostüms gezeichnet.

---

[1]) Vergl. Riemers Briefe von und an Goethe, S. 331.

[2]) Die herrlichen Stanzen „Die romantische Poesie" zur Erklärung des Maskenzuges, „um die verschiedenen Dichtungen, denen unsere Vorfahren und auch die Ahnherrn des hohen Fürstenhauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden, mannigfaltigen Gestalten darzustellen." Treffend bemerkte Zelter in seinem Briefe an Goethe darüber: „Ich kann nicht begreifen, wie Sie es machen, in eine so ruhige Schreibart so herrliche Gedanken zu kleiden. Es ist mir immer, wenn ich Ihre Verse vor Augen habe, als ob sichs von selber in melodische Formen schmiegte und nichts sagen, nur singen wollte."

[3]) Dort fand an diesem Abend in Gegenwart des Hofes und der fürstlichen Gäste der von Goethe geordnete glänzende Maskenaufzug statt. Ein Herold führte einen Minnesänger und einen Heldendichter ein, welche durch die Goetheschen Stanzen „Die romantische Poesie" die vorüberziehenden, teils allegorischen, teils individuellen Gestalten des Zuges ankündigten und erklärten. Präsident Fritsch stellte den Minnesänger, Goethes Sohn August den Heldendichter dar.

[4]) Zum 16. Februar, dem Geburtstage der Großfürstin Maria Pawlowna, wurde Wiederholung des Maskenzuges vorbereitet und ein neuer Maskenzug russischer Nationen geplant, der sich an ersteren anschließen und durch ein Festlied eingeführt werden sollte. Als solches entstanden die Goetheschen Verse: Rasch herein und nicht gezaudert ꝛc. Der Maskenzug russischer Nationen bildete aber nur einen Teil eines größern Ganzen „Völkerwanderung," wozu Goethe, Einsiedel, Knebel, Müller, Volgt, Riemer und andere Beiträge spendeten. Riemers sinnige Sonette, „der Frau Großfürstin am 16. Februar: Völkerwanderung, 1810. — Romantischer

12. Februar. Mit Zeichnungen und sonst bei Goethe mit den Versen zum Aufzug beschäftigt.

14. Februar. Abends sehr schöne Vorstellung vom Tasso.[1])

15. Februar. Korrektur und Redaktion der Gedichte. Probe auf dem Schloß.

16. Februar. (Geburtstag der Erbprinzessin Maria Paulowna.) Abends aufs Schloß.[2]) Die Prinzessinnen waren sehr schön, auch Fürst Repnin. Goethe war als Tempelherr oben.

17. Februar. Abends Zaire,[3]) die zwar gut gegeben wurde, aber jedermann war überwacht und schläfrig.

18. Februar. Die Sänger, Gesellschaft, Fürst Repnin. Abend aufs Stadthaus. War wieder russischer Aufzug.

(Besonderes Blatt vom Februar 1810.) Goethe kam sich in den letzten vier Wochen (wo die Festivitäten der fürstl. Geburtstage beschäftigten), vor, wie der Prophet Habakuk, der seinen Schnittern (den Setzern an der Farbenlehre), den Brei bringen wollte, und den der Engel beim Schopf nahm und zu Daniel in die Löwengrube trug.

22. Februar. Abends um ½6 Uhr ins Theater, musikalische Unterhaltung, wo unsere Sänger sangen.[4])

23. Februar. Bei Goethe, an der Farbenlehre.

24. Februar. Im Theater der 24. Februar von Werner. Ward sehr gut gegeben. Machte große Sensation.[5])

Maskenzug. — Verwandelte Gruppen" finden sich in seinen „Gedichten" (Jena 1826). 1 Bändchen, S. 119 flg.

[1]) Mit Wolff in der Titelrolle; er hatte, wie Martersteig (Pius Alexander Wolff, S. 41) treffend bemerkt, im „Tasso" eine jener Rollen geschaffen, die ihm zum Ruhm der Meisterschaft verhalfen und in denen ihn kein Schauspieler seiner Zeit erreicht hat; neben seinem „Hamlet" und „standhaften Prinzen" stand sein „Tasso" mit am höchsten. Über die glänzende Aufführung vom 14. Februar äußerte Goethe: „Es hieße Gott versuchen, wollte man verlangen, das Stück solle noch einmal so gut gegeben werden."

[2]) Wo das Maskenfest mit den Aufzügen stattfand. Auch Goethe selbst war unter den Masken: In den Annalen bemerkt er: „Die romantische Poesie, ein großer Redoutenaufzug, wurde zum 16. Februar wiederholt, wobei zugleich eine charakteristische Reihe russischer Völkerschaften sich anschloß, gleichfalls von Gedicht und Gesang begleitet."

[3]) Voltaires Stück, übersetzt von Peucer, wurde meisterhaft aufgeführt. Diese Darstellung bewies, nach Goethes Urteil, abermals „die Fertigkeit des Personals im reinen Rezitieren und Deklamieren." Schon die erste Leseprobe war vollkommen.

[4]) Goethe teilte dem Freunde Zelter darüber am 6. März mit: „Unsere kleine Sozietät gab vor kurzem im Theater eine musikalische Unterhaltung, wo Ihr „In Flammen nahet Gott," sowie die „Gunst des Augenblicks" und anderes den besten Effekt machten."

[5]) Die erste Aufführung des Werner'schen Trauerspiels, „an seinem Tage aufgeführt," war nach Goethe's Bemerkung in den Annalen" vollends ein Triumph vollkommener Darstellung; das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamsten Kenner blieb nichts zu wünschen übrig." Wie Genast (Aus dem Tagebuche ꝛc. I. S. 173.) berichtet, sprach Goethe nach der Aufführung den Darstellern die vollste Anerkennung mit den Worten aus: „Nun sind wir da angekommen, wohin ich Euch haben wollte; Natur

26. Februar. Bekam Goethe die Partitur von Joh. Sebus von Zelter.[1])

1. März. Abends die Sänger, Joh. Sebus.[2])

2. März. Früh oben. Besuch von der G. R.,[3]) die mir entdeckte, daß G. gestern eine Äußerung übelgenommen, von maitre des plaisirs. Verdrießlich darüber. Über Tische blieb ich sehr retiré. Abends bei G. Über Macbeth, Shakespeare, Calderon, und Schiller.

3. März. Über Tische Judenanekdote, daß Napoleon die Prinzessin von Österreich noch nicht geheiratet habe und der Socer schon guter Hoffnung sei (indem die Papiere wieder stiegen).

(Besonderes Blatt.) d. 6. März 1810. G. kommt mir vor, wie der Orpheus in der antiken Paste, der sich vor den auf seinen Gesang andringenden Bestien gewissermaßen fürchtet. Ich gehöre zwar auch zu den Bestien, aber ich will lieber Gott die Ehre geben als mir.

G. ist die Zärtlichkeit der Tiere unangenehm, sie macht ihm weh; aber mir macht die Zärtlichkeit gewisser Weiber gegen ihn noch viel weher, die mir viel schlimmer als diese Bestien vorkommen, eben weil es doch Menschen sind. Gegen solche erscheinen mir die Tiere immer noch wie Götter.

11. März. Um 11 Uhr die Sänger. Joh. Sebus. Sehr viele Damen, 30 an der Zahl. Mittags über Veränderung der Zimmer zu einem größeren Auditorio.

12. März. Um 9 Uhr von Weimar gefahren.[4]) Weinte die Geh. Rätin und Dem. Ulrich sehr. Gegen 12 Uhr in Jena, im Bischoff'schen Hause. August der zu Tisch blieb.

Vom 13. März datiert der dem Tagebuch in Abschrift beiliegende Brief Goethe's an Meyer:

(I) Jena, den 13. März 1810.

Sie haben, mein lieber Freund, durch Sachse wohl nebst andern Dingen auch eine Mappe mit Kupferstichen erhalten, welche Herrn von D'Alton gehören. Stellen Sie ihm solche wieder zu mit Dank, daß er mir sie zu meiner Unterhal-

und Kunst sind jetzt auf das engste mit einander verbunden." Das Weimarische Theater, im harmonischen Zusammenwirken gediegenster Kräfte unter Goethe's Leitung, hatte den Höhepunkt künstlerischer Vollendung erreicht.

[1]) Mit Zelter's Briefe vom 17. Februar 1810: „Hier, mein göttlicher Freund, ist meine, unsere Johanna! So gehe hin, treue Seele, zu deinem Vater! Und wenn er dich wieder erkannt hat, wenn er dich sieht im Kampfe mit wilden Fluten, ... dann sage, wer dich sendet und mit dir ist."

[2]) Wie sehr die treffliche Zelter'sche Komposition Goethen gefiel, erhellt aus seinem Briefe an den Berliner Freund vom 6. März: er habe sie zwar erst unvollkommen gehört, allein genugsam, um versichern zu können, daß sie ihm ganz vortrefflich vorkomme; nächstens hoffe er sie noch einige Mal zu hören und sich daran recht von Grund aus zu ergötzen, was besser sei als Reflexion und Urteil. Es folgte denn auch schon am 11. März die Wiederholung.

[3]) Geheime Rätin Christiane von Goethe.

[4]) Goethe reiste zu längerem Aufenthalt nach Jena, um, wie er an Reinhard geschrieben hatte, „in absoluter Einsamkeit das Farbenwesen endlich abzuschütteln, das er Ostern los sein wolle."

tung und Belehrung so lange überlassen wollen. Es fehlen noch einige davon, besonders leider das Beste, die Himmelfahrt Mariä von Guido; sie sollen aber unverloren seyn; sobald ich sie auffinde, gebe ich auch diese mit zurück.

16. März. Bei G. An der Geschichte der Farbenlehre. War die Geh. Rätin und Dem. Ulrich angekommen.

21. März. Äußerte Goethe: „Das Musikkönnen — musikalisch sein — wird darum so geschätzt, weil es dem Menschen mit der falschen Idee schmeichelt, das, was uns Vergnügen macht, selbstthätig zu beherrschen, sich nicht bloß leidend zu verhalten. In der Rücksicht thut schon das Lesen vis-à-vis der Poesie viel. Wer nicht lesen kann, ist schon passiver und empfänglicher."

23. März. Bemerkte Goethe: „Der Despotismus befördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten hinab es einem jeden in die Schuhe schiebt."

24. März. Bei Tische Darwins Zoonomie.[1])

29. März. Mit G. und Hendrich nach Drakendorf, wo Fr. v. Ziegesar aus Weimar und Hofr. Starcke. Thee bis in die Nacht. Späße mit Sylvien, sophistische, wo G. mir beistand, der sehr munter. Nachts herein.

1. April. Mit Goethe zu Hamburys. Große Gesellschaft: Herr und Frau v. Schardt, Schopenhauer, Dem. Gotter, Knebels, Seebeck ꝛc. Den ganzen Tag dageblieben, auch Goethe, bis gegen 11 Uhr. Mit Frommanns nach Haus. Goethe führte Paulinchen[2]) und trug ein brennendes Licht von Hamburys statt Laterne mit.

17. April. Abends bei Frommanns. G. zeichnete kleine Landschaften.[3])

25. April. Mittags mit G. Alte Geschichten, besonders von Merck; Geschichte der Herz. Amalia, Herder, Jacobis Woldemar, Mercks Verse.

27. April. Briefe. Mittags mit G. über moralische Erzählungen in Stanzen; Inhalt, Form, Reime. Goethe äußerte: „Den Menschen ist nur mit Gewalt oder List etwas abzugewinnen. Mit Liebe auch, sagt man; aber das heißt auf Sonnenschein warten, und das Leben braucht jede Minute."

Expedition nach Weimar.

---

[1]) Das berühmte Werk „Zoonomy or the laws of organic life" (London 1794) von Erasmus Darwin (geb. 1731, † 1802).

[2]) Pauline Gotter.

[3]) Wie Goethe in einem Vorworte zu 22 in jenem Frühjahr geschaffenen Zeichnungen bemerkt, überfiel ihn, der sich so lange Zeit mit der Farbe, aber ohne bezug auf Gestalt und lebendige Natur beschäftigt hatte, damals „ein wunderliches Verlangen, das was von Zeichnungsfähigkeit der Landschaft in ihm läge, noch einmal zu versuchen." Bei einsamen Spaziergängen prägte er sich gewisse Gegenstände so fest als möglich ein und fixierte sie nachher zu Hause mit der Feder auf's Papier, versuchte auch wohl an der Natur selbst Umriß. Er setzte es fort bis in den August, auch auf seiner Reise nach Karlsbad und Teplitz. Die so entstandenen 22 Blätter zog er vorsichtig auf, umrahmte sie und vereinte sie in einem Bande als „ein Ganzes, woraus Fähigkeit sowohl als Unfähigkeit beurteilt werden könnte." Der interessante Band wird im Goethe-Hause bewahrt. Vergl. Robert Keil, das Goethe-Nationalmuseum in Weimar, S. 51.

Zu den Briefen dieses Tages und der Expedition nach Weimar gehörte auch der Brief Goethes an Heinr. Meyer, welchen Riemer in seinen „Briefen von und an Goethe“ S. 88 mitteilt, und worin sich Goethe über die bildlichen Darstellungen anderer nach den Wahlverwandtschaften derb ausspricht. Dem Tagebuche liegt aber noch Abschrift eines andern Briefes aus demselben Monat bei, der in Riemers Buch nicht aufgenommen ist. Die wesentlichen Stellen desselben mögen hier Platz finden.

(II.) Jena, April 1810.

Nachdem wir uns, mein teurer Freund, nun bald vierzig Tage in der Absonderung befinden, und bereits die guten Folgen dieses einsamen Aufenthaltes verspüren, so ist es Zeit, daß ich mich auch wieder einmal vernehmen lasse und Ihnen ein Blatt übersende, welches Dank, Nachrichten und Bitten enthalten soll.

Vor allen Dingen also seien Sie mir schönstens gegrüßt und gelobt für die fortgesetzte technische Beschreibung. Ich brenne vor Ungeduld, mich damit bekannt zu machen und das, was ich mir dabei vorgesetzt, auszuführen. Ich hoffe, es soll uns zu besonderer Vergnüglichkeit gedeihen. Sodann lassen sie mich sagen, daß das sämtliche Farbenwesen bald von unsern Schultern auf Setzer und Drucker gewälzt ist, welche denn wohl geschwinder als wir damit fertig werden können. Indessen schleppt sich der Druck auf alle Fälle in den May hinüber. Doch wollen wir in diesen letzten Wochen nicht ungeduldig werden. — — Finden Sie Gelegenheit, mich Ihrer Hoheit zu Gnaden zu empfehlen, so versäumen Sie solche nicht. Unserer guten Prinzeß, und wen Sie sonst von Freunden und Freundinnen geneigt finden, sich meiner zu erinnern, sagen Sie das allerschönste. — Senden Sie mir doch auch von dem Kaazischen hellblauen Papier, welches Sie in meinem Portefeuille wohlverwahrt finden werden. Sie müssen aber die Güte haben, solches um einen Stab zu rollen. Es könnte mir doch auf meinen Skizzenwegen die Lust ankommen, mich auch in die Farbengebung hinüber zu skizzieren. —

---

29. April. Mit G. spazieren in Wedels Garten, wo wir die Frommann und Emmy[1]) trafen. Weiber im Garten Blumen pflückend kamen Goethen vor wie sentimentale Ziegen.

30. April. Goethes Stanzen: Das Tagebuch, erotisches Gedicht.

(Besonderes Blatt.) d. 30. April 1810. Schrieb ich die Stanzen in Casti's Manier: „Das Tagebuch“ betitelt.

Das unter den Paralipomenis befindliche Mskpt. ist noch das von meiner Hand, und scheint keins weiter zu existieren, sonst würde G. dieses genommen haben. Wahrscheinlich als sujet de caution scheint er es von niemand weiter haben kopieren zu lassen.[1])

---

[1]) Emmy Hambury.

[1]) Vergl. Riemer, Mitteilungen II. S. 623. Bei Goethes Lebzeiten und noch lange nach seinem Tode blieb diese Dichtung (die durch die novelle galanti des Abbate Casti angeregt war, aber von Casti's Wesen durchaus verschieden ist) sekretiert. Im Druck erschien sie in Karlsbad 1880.

2. Mai. Abends zu Knebel. Bruces Reise nach Abyssinien [1]). Zeichnete Goethe die Kataraкte des Nil.

6. Mai. Zu Knebel. Kam G., brachte eine deutsche Übersetzung des Tibull von Koreff in Paris mit, woraus Knebel vorlas. Hernach G. seine Castische Erzählung: das Tagebuch.

8. Mai. Letzte Korrektur von den letzten Bogen.[2])

12. Mai. Früh mit der Geh. Rätin und Ulrich nach Jena. Mittag unter uns. Nachher kam Knebel.

Goethe äußerte: „Die Menschen sind wie das rote Meer; der Stab hat sie kaum auseinander gehalten, gleich hinterher fließen sie wieder zusammen."

14. Mai. Zu Knebel, wo Goethe und seine Frau. Eifersüchtiges Weinen derselben. Deshalb bald nachhause. Nachher zusammen, doch Sie ohne Anteil.

15. Mai. Viele Expeditionen bei Goethe. Mittags die Geh. Rätin zu Tische. Verdrießlichkeiten aus Eifersucht. Apaisirt hernach.

16. Mai. Um 8 Uhr fortgefahren.[3])

19. Mai. Früh von Franzensbrunn, über werdende Chausseen, nach Zwota. Dort zeichnete G. ein Kruzifix am Wege, woran einige Gänse den Rasen abfraßen (anseres christiani). Nach 3 Uhr in Karlsbad, wo wir die neue Chaussee über den Galgenberg geführt sahen und sonstige Veränderungen bemerkten. Bei unsern alten Wirten eingekehrt.[4])

20. Mai. Ausgegangen nach dem Sprudel und den übrigen Brunnen.[5])

21. Mai. Mit G. in den weißen Hirsch, aus dessen Fenster G. den Sprudel zeichnete.[6])

---

[1]) James Bruce's (geb. 1730, † 1794), des berühmten Afrika-Reisenden, Werk „Travels into Abyssinia."

[2]) Der Farbenlehre.

[3]) Abreise Goethes mit Riemer nach Karlsbad. „Die bisher getragene Last — sagt Goethe hierüber — war so groß, daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren."

[4]) Im Hause zu den „Drei Mohren" bei Frau Heilinggötter.

[5]) Goethe schrieb darüber und über die Folgen des am 2. Sept. 1809 geschehenen Ausbruchs am 24. Mai an Karl August: „Daß man zunächst den Sprudel besucht, läßt sich denken, Ich bedaure aufs neue, daß ich vorm Jahre nicht gegenwärtig war, als der letzte Ausbruch geschah, doch habe ich mich mit allen Umständen bekannt gemacht. Von jeher hat man die Sache ohne eigentliche Übersicht und Einsicht behandelt und diese bedeutende Naturwirkung so in die Enge getrieben, daß sie sich von Zeit zu Zeit gewaltsam Luft machen mußte. . . . Man zersplitterte die Thätigkeit in vielerlei Arbeiten, man verzettelte das Geld, so daß noch jetzt alles in vollem Ruin liegt, einen abscheulichen Anblick macht und der Sprudel nur mit der größten Unbequemlichkeit genossen werden kann . . . Ich werde zu meiner eigenen Unterhaltung einen Plan machen ꝛc."

[6]) „Es ist — schrieb darüber Goethe an Karl August — ein großer Anblick, diese ungeheuere siedende Gewalt zu sehen, die man sonst sehr philisterhaft gezwungen hatte, Männerchen zu machen. . . . . Ich habe einen perspektivischen Umriß der gegenwärtigen Lage des Ganzen aus einem benachbarten Hause gezeichnet, um diese unglaublichen Gräuel der Verwüstung, nicht durch den Sprudel, sondern durch Menschenhände hervorgebracht, zu jedermänniglichem Erstaunen, wenigstens auf dem Papiere zu erhalten."

22. Mai. Bei G. am biographiſchen Schema.

24. Mai. Bei G. Aufſatz über Karlsbad.

27. Mai. Goethe bemerkte: „Ein deutſcher Autor, beſonders ein theatraliſcher, ſoll alles um Gotteswillen thun; das bodenloſeſte Handwerk von der Welt.“

1. Juni. Schema des nußbraunen Mädchens[1]).

2. Juni. G. Gedicht auf die Ankunft der Kaiſerin[2]).

3. Juni. Wanderjahre. Leonardos Bekenntniſſe.

4. Juni. Wanderjahre. Valerine.

6. Juni. Anſtalten zum Empfange der Kaiſerin, die nach 1 Uhr eintraf[3]). Menſchenmenge. Abends die Kaiſerin nach dem Saale gehen ſehen. Nachher Illumination. Dieſe mit G. angeſehen.

15. Juni. Gedicht zur Einweihung des Kaiſerinplatzes von Goethe[4]).

16. Juni. Bei G. das Schema zur Biographie[5]).

21. Juni. Ging G. auf den Ball[6]). Illumination.

(Beſonderes Blatt). d. 21. Juni 1810.

Der Menſch kommt moraliter ebenſo nackt auf die Welt als physice, obgleich ſpäter in dieſem Sinne. Daher iſt er (ſeine Seele) in der Jugend ſo empfindlich gegen die äußere Witterung, ob er ſich gleich nach und nach daran bis auf einen gewiſſen Grad gewöhnt.

22. Juni. Früh um 7 Uhr reiſte die Kaiſerin ab, begleitet von den Schützen. Abſchrift der Gedichte an die Kaiſerin für dieſelbe auf Velin.

24. Juni. Mittags bei Fürſt Lichnowsky, mit Goethe, Himmel, Fürſt

---

[1]) Goethe trug ſich mit dem Plane der Wanderjahre; „der Gedanke der Wanderjahre, der den Lehrjahren ſo natürlich folgte, bildete ſich mehr und mehr aus.“ Er ſchrieb „das nußbraune Mädchen“ zur Aufnahme in dieſes beabſichtigte Werk.

[2]) Die anmutige und geiſtreiche Kaiſerin von Öſterreich Maria Ludovica wurde am 6. Juni in Karlsbad erwartet. Auf Erſuchen der Bürgerſchaft dichtete Goethe zu ihrem Empfange das Lied: „Der Kaiſerin Ankunft:“ Zu des einzigen Tages Feſte ꝛc., wie darauf, den 10. Juni, das Sonett „Der Kaiſerin Becher:“ Dich, kleingeblümt Gefäß! mit Schmuck und Leben ꝛc.; und als man zur bleibenden Erinnerung einen Platz nach der Kaiſerin benannte, ſchrieb er (wie er dem Freunde Knebel am 10. Juli 1810 mitteilte) „aus eigenem Antriebe“ zum 19. Juni noch das dritte Gedicht: „Der Kaiſerin Platz:“ Wenn vor dem Glanz, der um die Herrin ſchwebet ꝛc. Über das vierte Gedicht ſ. u. — Goethe hegte für die Kaiſerin warme Verehrung, die von ihr mit lebhafter Hochſchätzung des berühmten Dichters erwidert wurde. Im Februar 1811 ließ ſie ihm eine ſchöne goldene Doſe mit ihrem Namen Louiſe in Brillanten zuſtellen.

[3]) In einem Briefe an Herzog Karl Auguſt vom 10. Juni 1810 berichtet Goethe anſchaulich darüber.

[4]) Es befindet ſich dieſer Platz unmittelbar vor dem Aufgange nach der Reſtauration Sanssouci. (vergl. Hlawacek „Goethe in Karlsbad“ S. 57). Auch Körner hat den von Buchen beſchatteten Kaiſerin-Platz beſungen.

[5]) Goethes Wahrheit und Dichtung.

[6]) Die Kaiſerin ſprach gegen Goethe den Wunſch aus, daß er bei ihrem Scheiden von Karlsbad in ihrem Namen allen etwas Freundliches ſagen möge, und er erfüllte dieſen Wunſch durch das vierte Gedicht „der Kaiſerin Abſchied. Den 22. Juni 1810:“ Laſſet uns die Nacht erhellen ꝛc.

Lichtenstein, dem Prinzen Schönburg, Graf Coloredo und dem Juden Joël. Allerlei Späße, Calembourgs und dergl. Nach Tische las Goethe von s. Gedichten vor, zu aller Vergnügen und Bewunderung.

26. Juni. Bei G., an den Wanderjahren.

(Besonderes Blatt). d. 28. Juni 1810.

Alles Leiden hat etwas Göttliches; denn insofern es Leiden ist, muß es noch ertragen werden können, obgleich schwer und mit Mühe. Für eine Natur, die darunter erliegt oder es garnicht fühlt, ist es kein Leiden mehr.

Nachschrift v. 6. Oktbr. 1837: Denke an den leidenden Prometheus, an Christum, an die Darstellung der Niobe, ja des Laokoon.

(Fortsetzung folgt.)

Über wissenschaftliches Prophezeien, insbesondere von Erderschütterungen.

Von

Wilhelm Förster.[1])

Da aus dem Jahre 1886 über Himmelserscheinungen, die ein allgemeineres Interesse erregen könnten, nichts zu berichten ist, so wird es vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn ich an dieser Stelle aus Anlaß des großen Erdbebens, welches gegen Ende August 1886 besonders die Ostküste Nordamerikas betroffen hat, diejenige Erörterung noch etwas weiter führe, welche ich im Jahrgange 1886 dieser populären Mitteilungen, bei Gelegenheit der Erwähnung der im Jahre 1884 in Spanien eingetretenen Erdbeben, der wichtigen Frage gewidmet hatte, in wie weit schon jetzt astronomische oder meteorologische Vorhersagungen von Erderschütterungen wissenschaftlich gerechtfertigt werden können.

Das Erdbeben, welches im Februar des laufenden Jahres die Riviera heimsuchte, hat ja vor kurzem die Gemüter wieder mit besonders lebhaftem Interesse für Vorgänge dieser Art und für die Möglichkeit einer sogenannten „Erdbeben-Warnung" erfüllt.

Die Frage bietet ja auch sonst Anklänge nach vielen Seiten hin, unter anderem nach der Seite der gegenwärtigen Wetterprognosen; es wird deshalb vielleicht nicht überflüssig sein, wenn ich bei dieser Erörterung ziemlich weit ausholе und zunächst in etwas allgemeinerer Weise die Einwürfe beleuchte, welche vom Standpunkte der Wissenschaft und des Staates gegen das Prognosenwesen, welches ja mit dem Kalenderwesen stets innig zusammengehangen hat, auf allen diesen Gebieten geltend gemacht werden.

[1]) Aus den für den preußischen Normalkalender für 1888 bestimmten populären Mitteilungen entnommen.

Da wird zunächst von strengsten Gesichtspunkten aus das Bedenken erhoben, daß man überhaupt durch öffentliche Voraussagungen der fraglichen Art die Stellung der Wissenschaft beeinträchtige, indem man sie gewissermaßen auf dem Markte des Lebens auftreten und dem Skandal des Tages anheimfallen lasse.

Hiergegen ist sofort zu bemerken, daß es doch durchaus irrtümlich wäre, in demjenigen Sinne, welcher diesem Einwurfe eigentlich zu Grunde liegt, immer noch eine sogenannte „reine Wissenschaft", welcher das bloße Erkennen an sich genüge, als etwas Höheres und Idealeres den sogenannten praktischen Lebensinteressen gegenüberstellen zu wollen.

Eine wissenschaftliche Abneigung gegen Gesichtspunkte des Tages-Interesses mag in gewissem Grade berechtigt gewesen sein in einer Vergangenheit, in welcher die leitenden Gewalten des Zusammenlebens im allgemeinen geneigt waren, die Hergabe von öffentlichen Mitteln für die Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten, so weit letztere nicht irgend eine Beziehung zu den Seelen-Bedürfnissen der höchsten Stände hatten, ängstlich an die Forderung zu knüpfen, daß dabei etwas unmittelbar Rentables herauskommen müsse. Demgegenüber war es notwendig, mit aller Vornehmheit darauf hinzuweisen, daß es in der That eine hohe, beglückende Konsequenz reinen Denkens und Forschens giebt, welche gerade zu Liebe der mächtigsten Fortschritte äußeren und inneren Wohles der Menschheit sich eines engen, verkümmernden Hinblickes auf die unmittelbare Anwendbarkeit des Wissens gänzlich entschlagen und scheinbar — aber auch bloß scheinbar — nur sich selber leben muß.

Dank den ausgezeichneten Männern, die in diesem Sinne die Fahne des reinen Erkennens hochgehalten haben, wird es in der Kulturwelt jetzt nirgends mehr ernstlich in Zweifel gezogen, daß es fehlerhaft wäre, wissenschaftliche Arbeit vonseiten des Staates nur nach Maßgabe des äußeren und unmittelbaren Erfolges und Nutzens, welchen sie verspricht, fördern zu wollen.

Staat und öffentliche Meinung sind zur Genüge darüber aufgeklärt, daß nach jeder Richtung hin, nach welcher begabte Geister in freudiger Arbeitsgemeinschaft und in folgerichtiger Methode sammeln, denken und gestalten, herrliche Wohlthaten für das Ganze zutage kommen können, und daß gerade diejenigen Zweige geistiger Arbeit, welche auf unmittelbare wirtschaftliche Verwertbarkeit am meisten verzichten müssen, der Hülfe jeder umfassenderen und dauernderen Gemeinschaft, welche von den wirtschaftlichen Tagesinteressen unabhängig ist, am meisten würdig sind.

Nachdem aber diese Höhe der allgemeinen Würdigung jeder redlichen Arbeit auch auf wissenschaftlichem Gebiete errungen ist, thut auch die Wissenschaft wohl daran, jederzeit in aller Form anzuerkennen, daß es unrichtig ist, ihr einen bloßen Selbstzweck unterzulegen, und daß es auch ihr höchstes Ziel ist, dem Wohle aller zu dienen.

Eine ganz andere Frage ist es allerdings, ob man auf einem bestimmten wissenschaftlichen Gebiete bereits der Erkenntnis des Verlaufs der Dinge so weit mächtig ist, um die schwere Verantwortung für öffentliche Vorhersagungen schon tragen zu können, und ob nicht unter Umständen verfrühte Bethätigungen in

Digitized by Google

dieser Richtung sowohl das Ansehen der Wissenschaft als die Solidität ihrer Arbeit nachhaltig schädigen können.

Zur Beantwortung dieser Bedenken wird es erforderlich sein, in aller Kürze einen Blick auf die bisherige Entwickelung der wissenschaftlichen oder im Geleite der wissenschaftlichen Forschung entstandenen Vorhersagung des Verlaufes der Dinge zu werfen. Dieser Blick wird uns zeigen, daß der Schaden, den die Wissenschaft unter Umständen der Gesamtheit und sich selbst durch öffentliche Darreichung von Voraussbestimmungen aus dem Schatze ihrer Kenntnis der Dinge bereiten kann, wenn dies in sehr gering entwickelten Stadien des Erkennens geschieht, noch immer viel kleiner ist als der Schaden, welcher durch die in allen Stufen der menschlichen Entwickelung wuchernde sogenannte „wilde" Prophezeiung verursacht wird, und zwar werden die Übelstände letzterer Art am stärksten und verwirrendsten sein, wenn die Wissenschaft selber gänzlich schweigt und wenn dann unvollkommen erfaßte Gedankenelemente wissenschaftlichen Erkennens, deren Eindringen in weitere Kreise trotz aller Zurückhaltung der Wissenschaft niemals zu hemmen ist, sich mit der regellosen und phantastischen Prophezeiung verbinden.

Die Entwickelung der wissenschaftlichen Vorhersagung ist ja übrigens nichts äußerlich an die Wissenschaft Herangebrachtes gewesen, etwa so, als ob es auch ein wissenschaftliches Erkennen der Welt ohne Vorhersagungen des Verlaufes der Dinge geben könnte. Nein! Die systematische Vorhersagung oder gar Hervorrufung der Erscheinungen auf Grund von Hypothesen über ihr Wesen und ihren inneren, ursächlichen Verlauf, sodann die kritische Untersuchung des Grades der Sicherheit und der Genauigkeit des Eintreffens der Voraussbestimmungen und schließlich die Vervollkommnung oder Neubildung der den letzteren zu Grunde liegenden Hypothesen und Deduktionen an der Hand jener kritischen Vergleichung der Ergebnisse des vorausgestaltenden Denkens mit denjenigen der nachfolgenden Wahrnehmung, dies sind ja von Anfang an die wesentlichen und unerläßlichen Elemente jedes Forschungs-Prozesses gewesen, welcher die zuverlässige, einbildungslose Erkenntnis der Welterscheinungen gefördert hat.

So hat sich zuerst die Astronomie entwickelt.

Nur durch die unablässige und möglichst vollständige Voraussberechnung des Verlaufs aller ihr zugänglichen Erscheinungen und durch die Vergleichung dieser Berechnungen mit den ebenso vollständig und unablässig fortgehenden und wiederholten Messungen am Himmel ist die Astronomie zu dem hohen Sicherheitsgrade ihres Verständnisses der Erscheinungen gelangt. Sie hat mit solchen Voraussberechnungen und mit der öffentlichen Verkündigung derselben auch schon sehr früh begonnen, als ihre Hypothesen und Berechnungen noch äußerst unentwickelt waren und die Astronomen im Falle von Irrungen, gegenüber der größeren Neigung jener alten Zeiten zu gewaltthätigen Ausbrüchen allgemeinen Unmuts, in viel ernstere Gefahren stürzen konnten, als die Meteorologen in der Gegenwart jemals zu befürchten haben, auch wenn sie einmal übertriebenerweise beschuldigt werden, die seefahrende Bevölkerung eines ganzen Landes durch die voreilige Ankündigung eines großen Unwetters bitterlich in ihrem Lebens-Erwerb gestört oder gar durch

Digitized by Google

Verſäumnis rechtzeitiger Ankündigung eines ſolchen Unwetters Tod und Elend über Hunderte von Familien gebracht zu haben.

Es iſt bekannt, daß vor vielen Tauſenden von Jahren Irrtümer, welche hinſichtlich der Vorausverkündigung von Sonnenfinſterniſſen ſeitens der Aſtronomen begangen wurden, im alten China den Kopf koſten konnten. Demungeachtet hat die Wiſſenſchaft von den Vorherſagungen, die ſie zu ihrer inneren und äußeren Förderung brauchte, nicht abgelaſſen und durch Fälle eklatanten Mißlingens an Anſehen und Einfluß auch nicht dauernd eingebüßt, ſobald ſie nur möglichſt folgerichtig weiter arbeitete.

Natürlich lernte man, ohne die Vorausſagung ſelber aufzugeben, gegen die Gefahren der erwähnten Art auch Vorſichtsmaßregeln erſinnen, welche der Geiſtesverfaſſung jener alten Zeiten zwar entſprachen, für die Gegenwart aber durchaus nicht empfohlen werden können.

Indem man nämlich mit Hülfe der Erfahrungen der Vergangenheit die Zeugniſſe für gewiſſe Geſetze der periodiſchen Wiederkehr der Erſcheinungen äußerſt weitgehend verallgemeinerte, brachte man es dahin, zwar die Finſterniſſe in unzutreffender Weiſe allzu oft vorherzuſagen, aber ſich wenigſtens keiner Verſäumnis der rechtzeitigen Anſage derſelben ſchuldig zu machen, und für die demgemäß eintretenden zahlreichen Fälle des Nichteintreffens verſtand man den Stachel des allgemeinen Unmutes zu mildern, indem man durch die rechtzeitige Anordnung von Gebeten und Beſchwörungen vielen die Möglichkeit bot, einen Anteil an dem Nichteintreffen der ſchreckenerregenden Erſcheinung der Kraft des eigenen Gebetes zuzuſchreiben.

Es iſt ſodann lehrreich zu ſehen, wie ſich die Aſtronomie zu den vielfachen Mißerfolgen verhielt, die ihre methodiſchen Vorherſagungen in alten Zeiten auf dem Gebiete des öffentlichen Kalenderweſens erfuhren.

Sie hatte auch hier ſchwere Kriſen dem öffentlichen Urteile gegenüber zu beſtehen, weil ihre ſich nur langſam vervollkommnenden Vorausberechnungen der himmliſchen Bewegungen nach gewiſſen Zeiträumen immer und immer wieder vom Himmel, d. h. von den wirklich ſtattfindenden, für das Kalenderweſen maßgebenden Stellungen von Sonne und Mond abwichen.

Einen beſonders ſcharfen Ausdruck des Mißtrauens, welches in Folge dieſer anfänglichen Unvollkommenheiten der aſtronomiſchen Vorherſagungen die Mächtigen der Erde vielfach gegen die Aſtronomie als eine unſichere, die öffentliche Autorität auf dieſem Gebiete leicht bloßſtellende prophetiſche Kunſt faßten, haben wir darin zu erkennen, daß der Begründer des Islam aſtronomiſche Vorausbeſtimmungen und die darauf begründeten Schalteinrichtungen aus ſeinem Feſtkalender gänzlich verbannte und denſelben lediglich an die jedesmalige Wahrnehmung des Wiedererſcheinens der Mondſichel nach dem Neumonde knüpfte.

Überall aber, wo die leitenden Mächte glaubten, auf ſo wohlfeile Art ſich durch eine gedankenloſe Rückkehr in noch unentwickeltere und ungeordnetere Zuſtände von der Beteiligung an den auch mit der normalen Entwickelung der Erkenntnis verbundenen Irrungen der Wiſſenſchaft losſagen zu können, läßt ſich erweiſen, daß man den Keim einer Verkümmerung der Kulturentwickelung legte, während

überall da, wo Staat oder Kirche an der organisierten wissenschaftlichen Behandlung solcher Vorherbestimmungen festhielten und dieselbe in entsprechender Weise förderten, schließlich Segen und Gedeihen nach vielen Seiten hin die Folge war.

Endlich ist an dieser Stelle noch von einer dritten Art der Vorhersagungen zu reden, welche zwar nicht streng wissenschaftlich waren, aber doch in gewisser Weise methodisch an die Ergebnisse der wissenschaftlichen Vorausberechnungen angeschlossen wurden, nämlich von den astrologischen Prophezeiungen.

Die äußeren Erfolge derselben ließen längere Zeit hindurch alles hinter sich, was die solide astronomische Vorhersagung an Erfolg und Anerkennung kümmerlich erringen konnte, und zwar traten die astrologischen Prophezeiungen in dieser Beziehung in einen besonderen Gegensatz zu dem Erfolge der kalendarischen Vorausbestimmungen.

Hierbei ist einen Augenblick zu verweilen, weil dieser Gegensatz von allgemeinster Bedeutung ist.

Da, wo sich die wissenschaftliche Vorausbestimmung überwiegend auf den gewöhnlichen Verlauf der Dinge bezieht, wie beim Kalenderwesen und etwa beim Wetter (bei welchem letzteren die auf gefahrdrohende Unwetter bezüglichen Warnungen neben der täglichen regelmäßigen Wettervoraussage ungefähr dieselbe Rolle spielen wie in alten Zeiten die Ansage der Finsternisse neben den regelmäßigen Kalender-Angaben), überall da werden die Vorhersagungen beim Publikum eine weit überwiegende Bemängelung erfahren, weil man im gewöhnlichen Leben vorzugsweise den verdrießlichen Eindruck des Nicht-Eintreffens, als einer Art von Unordnung, in Erinnerung behält, wogegen alles sensationelle Prophezeien besonders von Ereignissen, welche aus der gewohnten Ordnung überragend heraustreten, zumal, wenn der Prophezeiung selber auch ein phantastisches Element beigemischt ist, wie in der Astrologie, sehr leicht größere Autorität gewinnen wird, weil man in solchen Fällen fast nur das Eintreffen in Erinnerung behält und dadurch sogar ganz leeren Wahngebilden von Theorien vorübergehend zu hohem Ansehen verhilft.

Gegenüber den Lehren, welche sich in vorstehender Weise aus der Vergangenheit ergeben, könnte man sich höchstens auf den Standpunkt zurückziehen, daß man zwar zugiebt, systematische Vorausbestimmung der Erscheinungen auf Grund hypothetischer Theorien sei für die Entwickelung der wissenschaftlichen Erkenntnis der Erscheinungen in jedem auch noch so unvollkommenen Stadium der Forschung eine entscheidende Förderung, aber die Öffentlichkeit der Vorausverkündigung solcher Ergebnisse sei doch bei noch sehr unentwickeltem Charakter der Hypothesen im Interesse der Gesamtheit und der Wissenschaft selber einzuschränken.

Auch diese Ansicht ist jedoch bei näherem Zusehen nicht haltbar.

Es ist oben schon darauf hingewiesen worden, — und die Vergangenheit der Kulturentwickelung zeigt es auf Schritt und Tritt — daß das Vorauswissen und Vorausverkünden ein viel zu tiefes Bedürfnis der Menschennatur ist, um sich jemals durch erzieherische Gesichtspunkte einschränken zu lassen. Wo die wissenschaftliche Vorhersagung sich zurückhält, gedeiht am üppigsten die wilde Prophezeiung. Außerdem ist aber zu bedenken, daß die Wissenschaft selber zur Durchführung ihrer

Digitized by Google

Vorausbestimmungen sowie überhaupt zur immer tieferen und umfassenderen Erkenntnis gesetzlicher Beziehungen in den Erscheinungen der Mitwirkung der öffentlichen Einrichtungen und zahlreicher Kreise der Menschen bedarf, von denen man diese Mitwirkungen sicherlich nicht erlangen und aufrecht erhalten kann, wenn nicht durch baldige Inslebenführung der Ergebnisse vielen eine Art von fortlaufender Beteiligung an der allmählichen Vervollkommnung und Verwertung der bezüglichen Arbeiten gewährt wird.

Was nun im besonderen die Hervorbildung einer wissenschaftlichen Vorhersagung von Erderschütterungen betrifft, so scheint jetzt trotz alles Sträubens der älteren spezialistischen Behandlung dieses Forschungsgebietes der Zeitpunkt für den Beginn dieses weiteren Ausgreifens wissenschaftlicher Bethätigung gekommen zu sein, wenn man nicht vonseiten der Wissenschaft dem regelloseren Prophezeien das Feld überlassen will.

An der Deutung des Wesens der Erderschütterungen sind drei große Forschungszweige beteiligt, nämlich neben der Geologie, welcher die Erforschung der Zustände der Erdrinde und des Erdinnern vorzugsweise zufällt, die Meteorologie und die Astronomie, welche beide mit der Erforschung von Zuständen und Kräften zu thun haben, die offenbar zu den mitwirkenden Ursachen der Erderschütterungen gehören, nämlich mit der Temperatur und dem Luftdrucke an der Erdoberfläche, sowie mit den Schwankungen der Temperatur-Wirkungen der Sonne und mit den von der Anziehung des Mondes und der Sonne bedingten Änderungen der Lage und Gestalt der verschiedenen Bestandteile der Erde.

Gerade in Folge der Komplikation, welche mit dem Zusammenwirken dieser drei großen Forschungszweige verbunden war, ist die Hervorbildung von umfassenderen Hypothesen auf diesem Gebiete erst in neuester Zeit bis an die Schwelle des Beginns methodischer Vorhersagungen gelangt.

Auf den ersten Blick erscheint es ja ungeheuerlich, die Vorhersagungen von Erderschütterungen auch nur in eine entfernte Parallele zu der Vorhersagung des Wetters, geschweige denn zu der Vorhersagung der Himmelserscheinungen bringen zu wollen, da wir von den Zuständen unter der Erdoberfläche und gar von denjenigen des Erdkernes noch so außerordentlich wenig erkundet haben, während das Wetterproblem bereits viel durchsichtiger zu sein scheint.

In dem Sinne solcher Bedenken war auch in dem Jahrgange 1886 dieser populären Mitteilungen von den Beziehungen, welche möglicherweise zwischen dem Eintritte von Erderschütterungen und den Schwankungen des Luftdruckes an der Erdoberfläche sowie den Veränderungen der Anziehungswirkungen des Mondes und der Sonne obwalten, noch mit großer Zurückhaltung gesprochen worden.

Seitdem aber hat sich ein regeres Zusammenwirken von geologischen, meteorologischen und astronomischen Gesichtspunkten der Erdbebenforschung zugewandt und eine besonders erfreuliche Organisation in dem System der sogenannten mikroseismischen Stationen Italiens gefunden, deren unablässig aufgezeichnete Messungs-Ergebnisse bereits von trefflichen Forschern, wie de Rossi in Rom und Palmieri in Neapel, aufhellende Bearbeitung erfahren haben.

Aus diesen Untersuchungen und entsprechenden Arbeiten, welche von Milne innerhalb des so merkwürdigen japanesischen Erderschütterungsgebietes ausgeführt worden sind, scheint sich herauszustellen, daß die Zwischenzeiten zwischen den größeren Erderschütterungen durch ein fast unabläſſiges Spiel von kleineren Schwankungen und Erzitterungen von veränderlicher und zum Teil in deutlicher Periodizität verlaufender Stärke und Richtung erfüllt sind, in einer ziemlich ähnlichen Weise, wie sich für die Messungsmittel der Meteorologie zwischen den gewaltigeren und unregelmäßigeren Schwankungen der Luftzustände ein nimmer ruhendes Spiel von kleineren Schwankungen erkennen läßt, aus deren deutlich erkennbarem stetigerem Verlaufe sich jedenfalls Beiträge zu der Möglichkeit der Vorhersagung der akuteren und mächtigeren Erscheinungen ergeben.

Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Erscheinungsgebieten geht aber noch weiter.

Die Hauptschwierigkeit besteht in beiden darin, daß wir in der Meteorologie nur am Boden eines großen Luftmeeres unsere Beobachtungen anstellen, aber von den gleichzeitigen Zuständen in den höheren Schichten desselben, durch welche gerade der Eintritt von Wetterkatastrophen oftmals entscheidend bedingt wird, nur unvollkommene und mittelbare Kunde haben, und daß wir ebenso von denjenigen Zuständen in den Tiefen der Erde, durch welche die seismischen Katastrophen wohl in entscheidender Weise bedingt werden, durch die mikroseismischen Beobachtungen an der Oberfläche nur eine ganz mittelbare und noch sehr schwer zu enträtselnde Kenntnis empfangen.

In der Meteorologie erscheint es aussichtsvoller, diese Schwierigkeit zu überwinden, weil es auf die Dauer gewiß gelingen wird, korrespondierende jederzeitige Maßbestimmungen auch für die Zustände in den höheren Schichten der Atmosphäre zu erlangen, wogegen uns die Zustände und Zustandsänderungen in größeren Tiefen *unter* der Erdoberfläche wohl immer nur *erschließbar*, nicht meßbar sein werden.

Dagegen ist offenbar die Beweglichkeit und Vielartigkeit der Zustände in den unergründeten Tiefen bei weitem nicht so groß als in größeren Höhen *über* der Erdoberfläche, und der langsamere Verlauf der Veränderungen unter der Erdoberfläche wird einer genaueren mikroseismischen Erforschung derselben im Sinne einer Vorhersagung einige günstigere Bedingungen darbieten als das Entstehen und der anfängliche Verlauf großer Störungen in den Höhen der Atmosphäre. Andererseits ist es sehr zweifelhaft, ob das wesentliche Hülfsmittel der Wetterprognose, welches in der durch telegraphische Benachrichtigungen ermöglichten Verfolgung des Fortschreitens der Erscheinungen von Ort zu Ort besteht, jemals für die Prognose der Erdbeben von Bedeutung sein wird. Vielleicht wird sich in den *mikroseismischen* Erzitterungen ein ähnliches, ziemlich stetiges Fortschreiten von Ort zu Ort erkennen lassen, aber der Eintritt größerer Erschütterungen scheint doch derartig von den Zuständen der Erdrinde unter ziemlich eng begrenzten lokalen Bezirken abhängig zu sein, daß ganz abweichend von den meteorologischen Verhältnissen eine unter der Erdrinde sich fortpflanzende Störung unter einem bestimmten Stück der Erdoberfläche ganz plötzlich zu einer gewaltigen Intensität emporsteigen kann, von welcher

der Verlauf des Fortſchreitens der mikroſeismiſchen Bewegungen von Ort zu Ort keine Kunde geben konnte.

Immerhin wird auch dieſes Hilfsmittel der Vorausbeſtimmung, wenn es auch nicht unmittelbar zu Zwecken der letzteren nützlich werden ſollte, für das Studium der Erſcheinungen von großer Bedeutung werden.

Aus der ſyſtematiſchen Aufzeichnung der kleineren Bewegungserſcheinungen in der Erdrinde ſcheint ſich nun zunächſt eine Abhängigkeit der letzteren von dem jeweiligen Barometerſtande immer deutlicher herauszuſtellen.

Schon ſeit längerer Zeit war von verſchiedenen Seiten darauf aufmerkſam gemacht worden, daß die Schwankungen des Luftdruckes über einem beſtimmten Teile der Erdoberfläche auch für die Zuſtände unter der Erdoberfläche von erheblicher Bedeutung ſein müßten. Es wurde darauf hingewieſen, daß eine Verminderung des Luftdruckes über der Erdoberfläche allen in den Erdſchichten eingeſchloſſenen Gaſen Anlaß zum Emporſteigen bieten müßte. (Ein anſchauliches Beiſpiel für dieſes Emporbringen von unterirdiſchen Gaſen bei ſinkendem Barometerſtande iſt in dem Jahre 1886 dieſer populären Mitteilungen gegeben worden). Da nun die Spannung unterirdiſcher Gaſe an dem Entſtehen von exploſiven Wirkungen und dergleichen in der Tiefe jedenfalls weſentlichen Anteil hat, ſo iſt klar, daß ein ſehr niedriger Barometerſtand im allgemeinen die Unruhe der unterirdiſchen Zuſtände ſteigern muß. Es war aber von erheblichſter Bedeutung, daß dieſe Schlußfolgerung wirklich durch die anhaltenden Aufzeichnungen der mikroſeismiſchen Bewegungen in Italien volle Beſtätigung fand, und daß inzwiſchen auch ſyſtematiſchere Unterſuchungen über die in Bergwerken eintretenden Gasexploſionen die Steigerung dieſer Gefahr mit abnehmendem Barometerſtande deutlich erwieſen haben.

Hiermit wäre alſo ein Element der Erdbebenwarnung zweifellos feſtgeſtellt, aber allerdings unter vielen zuſammenwirkenden Elementen nur eines, über deſſen relative Wichtigkeit für die Veranlaſſung größerer Kataſtrophen die weitere ſorgſame Aufzeichnung noch zu entſcheiden haben wird.

Ein anderes bedeutſames Element für die Entſtehung von Zuſtandsveränderungen unter der Erdoberfläche iſt zweifellos in den Anziehungs-Wirkungen der benachbarten Himmelskörper enthalten, und zwar ein Element, welches für die Vorherſagung der Erdbeben inſofern von größter Bedeutung ſein würde, als die Veränderungen der bezüglichen Wirkungen des Mondes und der Sonne einer ſtrengen Vorausberechnung am meiſten zugänglich ſein würden.

Auch in dieſer Beziehung ſind die thatſächlichen Verhältniſſe ſchon ſeit längerer Zeit durch ſtatiſtiſche Zuſammenſtellungen des Eintrittes von Erdbeben und des Eintrittes gewiſſer geſteigerter Einwirkungen des Mondes und der Sonne unterſucht worden, aber allerdings noch nicht in ſo eifriger und anregender Weiſe, wie dies neuerdings durch Rudolph Falb geſchehen iſt.

Wie im Jahrgange 1886 dieſer Mitteilungen nur umrißweiſe ausgeführt worden iſt, bewirken die Anziehungen des Mondes und der Sonne nicht bloß die bekannten Gezeiten-Bewegungen der irdiſchen Gewäſſer und äußerſt geringe Schwan-

kungen der Druck- und Massen-Verteilung in der Atmosphäre, sondern sie beeinflussen mit Notwendigkeit auch die übrigen Bestandteile der Erde in ihren gegenseitigen Spannungs- und Lagerungs-Verhältnissen.

Man denkt sich nun vielfach die Sache derartig, daß in den Übergangsschichten, wo die innersten, festen Teile der Erdrinde an die oberen, feurig-flüssigen Schichten des Erd-Innern grenzen, diese flüssige Masse, das sogenannte Magma, ähnliche Gezeiten-Wirkungen wie das Meer der Erdoberfläche erfährt, und daß alsdann an denjenigen Stellen, an denen etwas Ähnliches wie eine Flutwelle des Magma durch die Gesamtwirkung der Anziehung des Mondes und der Sonne entstehen müßte, der vermehrte Druck der Flüssigkeit gegen die festen Rindenschichten ein Empordringen des Magma in vorhandene Spalten und Schlote veranlaßt, in ähnlicher Weise, wie eine aus dem offenen Meere in eine enge Bucht oder Flußrinne eindringende Flutwelle durch die Zusammendrängung eine ungewöhnliche Emportürmung erfährt.

In solcher Weise könnte man sich allerdings denken, daß ungewöhnliche Steigerungen der Gesamtwirkung der Mond- und Sonnen-Anziehung, wie sie in den Meeren sogenannte Springfluten verursacht, ein ungewöhnlich starkes Emporsteigen des Magma besonders in den vulkanischen Schloten, durch welche die Tiefen der Erde mit der Oberfläche korrespondieren, hervorrufen und dadurch in der That Anlaß zur Entstehung von Vulkan-Ausbrüchen, explosiven Erderschütterungen und dergleichen geben könnten.

So einfach, wie in dem Buche von Rudolf Falb „Über die Umwälzungen im Weltall" diese Sachlage dargestellt ist, verhält sie sich wohl nicht. Bei seiner Vergleichung des Emporsteigens des Magma mit den Flut-Erscheinungen vernachlässigt er anscheinend gänzlich die tägliche Periodizität der Flut-Erscheinungen an einem bestimmten Orte. In seiner Darstellung nimmt es sich so aus, als ob das Emporsteigen des Magma oder der Lava unter der Anziehungswirkung des Mondes und der Sonne eine Art von Summations-Wirkung erführe, so daß das Magma-Niveau seinen bei Mond- oder Sonnen-Nähe eintretenden höchsten Stand nach einem vorangehenden stetigen Ansteigen erreichte und nach dem Vorübergehen der größten Mond- und Sonnen-Wirkungen auch nur allmählich wieder verließe. Dies ist ja aber nicht möglich, denn obwohl die Zähigkeit des Magma die tägliche Periodizität des Verlaufes seiner flut- und ebbe-artigen Bewegungen zumal in engen Schloten, sehr wesentlich einschränken könnte, so ist es doch in Betracht der Drehung der Erde nicht denkbar, daß die Anziehungs-Wirkungen von Mond und Sonne dauernd und zu gleicher Zeit an vielen Orten der Erde einen hohen Magmastand in den Schloten der Erdrinde hervorbringen könnten.

Allerdings giebt es auch in den Schwankungen des Meeres-Niveaus Glieder von monatlichen und jährlichen Perioden, welche andauernde Hebungen oder Senkungen des Wasserstandes über großen Teilen der Erd-Oberfläche gleichzeitig bedingen würden, aber die Beträge derartiger Wirkungen sind so außerordentlich klein, daß sie bis jetzt eigentlich nur in der Theorie vorhanden, aber in den Beobachtungen des Wasserstandes noch nirgends zweifellos zu Tage getreten

sind, so daß diese Analogie für die Deutung der Magma-Bewegungen, insbesondere eines andauernd hohen Magmastandes, wohl keinerlei Anhalt geben dürfte.

Das ist aber jedenfalls richtig, daß jede ungewöhnliche Intensität der Anziehungs-Wirkung der Himmelskörper die Unruhe der Druckverteilung und Gasspannung in den Erdrinden-Schichten, ebenso wie es die Schwankungen des oberirdischen Luftdruckes thun, in nicht unerheblichem Grade beeinflussen kann; denn auch starke Senkungen des Magma-Standes müssen in dieser Beziehung kritisch wirken.

Hierzu kommt, daß nach neueren Untersuchungen auch der ganzen Erdrinde kaum eine solche Festigkeit zugeschrieben werden kann, daß nicht auch in ihren eigenen Spannungs- und Lagerungs-Verhältnissen durch die kleinen periodischen Gestaltänderungen, welche die ganze Erde infolge der Anziehungs-Wirkungen des Mondes und der Sonne erfährt, sehr merkliche Schwankungen und dadurch auch mitunter mehr oder minder plötzliche Störungen des ganzen Aufbaues der Schichten u. s. w. entstehen könnten.

Es ist auch nicht undenkbar, daß für bestimmte Regionen der Erdoberfläche, ähnlich wie es bei den Gezeiten-Erscheinungen des Meeres erwiesen ist, besondere Beziehungen zwischen den Epochen der größten Mond- und Sonnen-Nähe und den Zeitpunkten der dadurch bedingten Maximal-Wirkungen in solcher Weise bestehen könnten, daß der Eintritt der entsprechenden größten Schwankung und Unruhe in der Tiefe, also der größten Gefahr für die Erdoberfläche, in der einen Gegend um eine bestimmte Anzahl von Tagen früher, in einer anderen, weit davon entfernten Gegend um eine gewisse Anzahl von Tagen später als der Eintritt der betreffenden Konstellation der beiden Himmelskörper stattfinden könnte.

Die Bestimmung derartiger lokaler Verfrühungen oder Verspätungen, falls nur überhaupt ein Gesetz in ihnen erkennbar wäre, könnte man sicherlich durch längere Reihen sorgsamer Aufzeichnungen ermöglichen.

Diejenigen Ergebnisse dieser Art, welche bisher in den Veröffentlichungen von Falb vorliegen, lassen noch sehr viel zu wünschen übrig und scheinen eher auf eine Regellosigkeit in dieser Beziehung hinzudeuten, wodurch natürlich die Aussichten auf einigermaßen zuverlässige Vorhersagungen bedeutend geschwächt werden würden. Denn wenn schon die bloße vierzehntägige Wiederkehr der für das Zusammenwirken von Mond und Sonne günstigen Vollmonds- und Neumonds-Zeit für die Erderschütterungen kritisch wirkt, und wenn man dann für den Eintritt der bezüglichen Wirkungen in bestimmten Gegenden der Erde auch noch mehrere Tage vor oder nach dem Vollmond und vor oder nach dem Neumond Spielraum läßt und nicht erweisen kann, daß die bezüglichen Verfrühungen oder Verspätungen der Wirkungen für eine bestimmte Gegend der Erde gesetzmäßig erfolgen, dann wird eigentlich einer systematischen Vorhersagung der Boden unter den Füßen weggezogen und nur die Unruhe der Menschen durch das Prophezeien gesteigert. Ja, man kann sagen, daß Prophezeiungen so vieldeutiger Art zwar nach Art der Orakel für das Ansehen eines Propheten eine Zeit lang sehr günstig sein können, indem er auch das entfernteste Eintreffen zu Gunsten seiner Theorie

deuten kann, aber sehr bald in das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung umschlagen müssen. Und die aus der vermehrten Unruhe allmählich entstehende Gleichgültigkeit würde schließlich auch für Vorhersagungen soliderer Art taub machen.

Eines scheint auf den ersten Blick aus den bisher veröffentlichten statistischen Zusammenstellungen hinsichtlich der zeitlichen Verteilung der Erdbeben deutlich hervorzugehen, daß nämlich nach dem Zeitpunkte der im Beginne unseres Kalenderjahres stattfindenden größten Sonnennähe hin eine Häufung der Anzahl der Erdbeben stattfindet, wenngleich auch in dieser Beziehung die statistische Methode der Zusammenstellung an kritischer Behandlung noch viel zu wünschen übrig läßt.

Es wäre auch zu wünschen, daß man diesem Nachweise eine entsprechende Zusammenstellung für die Eintrittszeiten der größten Mondnähe zur Seite stellte, denn die Behauptung, daß die größere Länge der Periode, innerhalb deren die größte Sonnennähe wiederkehrt, der Summation der betreffenden Einflüsse zu Maximal-Wirkungen günstiger wäre, und daß deshalb die entsprechenden Schwankungen der Mondwirkung nicht so klar zu Tage treten könnten, ist bei den Besonderheiten der Erscheinung, um die es sich hier handelt, ein nicht gerechtfertigter Analogieschluß. Auch ist dabei zu bemerken, daß die Perioden, innerhalb deren die größten Mondnähen wiederkehren, keineswegs so viel kürzer sind als das Sonnenjahr, nämlich abwechselnd nahezu 193 und 220 Tage betragen, und daß überdies nicht nur der durchschnittliche Einfluß der Anziehung des Mondes auf die Spannungen und Gestaltänderungen innerhalb des Erdkörpers mehr als doppelt so groß ist als derjenige der Sonne, sondern daß auch diejenigen Beträge, um welche sich diese Wirkung bei der größten Mondnähe über die betreffende mittlere Wirkung erhebt, den Betrag der ähnlichen Schwankungen des Sonnen-Einflusses noch bedeutender überwiegen. Man könnte hiernach versucht sein, eine jährliche Periodizität der Erdbeben, wenn sie nicht in ähnlichen Einflüssen der Mondperioden ihre deutliche Analogie findet, eher an die Wirkung der Strahlung als der Anziehung der Sonne anzuknüpfen.

Offenbar haben ja die Temperaturverhältnisse der Erdoberfläche, wenn auch nicht an der unmittelbaren Entstehung lokaler Erderschütterungen, so doch an dem ganzen Fortgange der Reaktionen des Erdinneren gegen die Erdrinde einen ganz wesentlichen Anteil.

Man war bis vor wenigen Jahrzehnten allerdings der Ansicht, daß die Gesamttemperatur der Erde in historischen Zeiten keine merklichen Veränderungen erfahren habe, doch sind die bezüglichen Beweisgründe, welche wesentlich auf der wohl irriger Weise angenommenen Unveränderlichkeit der Rotationsdauer der Erde beruhten, seit einiger Zeit stark in Zweifel gezogen worden, und es steht zur Zeit der Annahme nichts im Wege, daß doch noch immer eine langsame Veränderung der Temperatur der ganzen Erde im Sinne der Abnahme oder Zunahme durch Zusammenwirken der Ausstrahlung der Erdoberfläche in den Weltenraum und der Einstrahlung der Sonnenwärme vor sich geht.

Auch kleine Temperaturänderungen solcher Art, z. B. infolge der periodischen Schwankungen der Intensität der Sonnenstrahlung, müssen unablässige Spannungs-

änderungen der Erdrinde hervorrufen, und es ist daher gar nicht undenkbar, daß thermische Wirkungen in kürzeren oder längeren Perioden auch im Forschungsgebiete der Erderschütterungen merklich werden können.

Außerdem ist noch ein ursächliches Element für die unablässigen Spannungs- und Lagerungs-Änderungen innerhalb des Erdkörpers vorhanden, nämlich die langsame Veränderung der Rotationsgeschwindigkeit der Erde, welche durch astronomische Beobachtungen zwar noch nicht endgültig erwiesen, aber bereits wahrscheinlich gemacht und überdies durch theoretische Erwägungen in neuester Zeit sehr plausibel geworden ist.

Jede Veränderung der Rotationsgeschwindigkeit der Erde ist verbunden mit einer Änderung der Gleichgewichtsbedingungen für die Spannungs- und Gestalt-Verhältnisse der Erde, und es ist möglich, daß unablässige Wirkungen dieser Art in den Regionen, welche bei der Drehung der Erde die größten Geschwindigkeiten haben, also in den Tropengegenden, in stärkerem Maße stattfinden als in anderen Gegenden der Erde, und daß dadurch in jenen Gegenden stärkere Veränderungen der Gleichgewichtsbedingungen aller Spannungs- und Gestaltungs-Zustände der Erdrinde und des Erdinneren bedingt werden, gleichwie in denselben Gegenden der Erde auch alle Gleichgewichtsstörungen durch Schwankungen der Intensität der Sonnenstrahlung von größerem Belange sein werden.

Allmähliche Spannungs- und Lagerungsveränderungen innerhalb der Erdrinde sind übrigens seit einiger Zeit, besonders in der Nähe von Gebirgssystemen oder Meeresküsten, durch anhaltende Messungsreihen mit Hilfe von Wasserwagen und astronomischen Orientierungen, z. B. auf der Sternwarte von Neuchâtel, sehr deutlich nachgewiesen worden.

Aus allen vorstehenden Mitteilungen wird jedenfalls der Eindruck hervorgehen, daß wir auf dem in Rede stehenden Forschungsgebiete noch sehr viel zu thun haben, daß aber eine genügende Grundlage für eine methodische Behandlung des Problems, zu welcher unzweifelhaft neben der Sammlung der Thatsachen auch der Versuch einer systematischen Vorhersagung und einer möglichst unablässigen und vollständigen Vergleichung derselben mit zuverlässigen, sorgsamen Erfahrungen gehört, bereits vorhanden ist.

Wenn auch in dieser Beziehung die ersten Versuche von Rudolf Falb ähnlich wie seine Versuche der Wetter-Vorhersagung mittelst der Konstellationen von Mond und Sonne des ernsteren Charakters entbehren, den er als scholastisch bezeichnet, der aber für ein erfolgreiches Vorgehen auf wissenschaftlichem Gebiete auf die Dauer nimmermehr entbehrt werden kann, so ist ihm doch jedenfalls die Anerkennung zu zollen, daß er die Bewegung der Geister auf diesem Gebiete durch sein lebhaftes Auftreten gefördert hat. Der strengeren Forschung wird es aber obliegen, diesem Auftreten nicht bloß kritisch gegenüberzustehen, sondern ihm auch das Gute zu entnehmen, was es in der Vermehrung des Interesses weiterer Kreise für eine methodische Behandlung der Erdbebenforschung bringt, indem man einesteils die Ausdehnung und Vollständigkeit der mikroseismischen Forschung, andererseits die Vollständigkeit und Sicherheit der Aufzeichnungen über den zeitlichen und räumlichen

Verlauf der größeren Erderschütterungen kräftigst zu fördern sucht. Insbesondere wird es auch ratsam sein, in den merkwürdigen Gegenden, in denen das explosive Verhalten von Kohlenwasserstoffen (Petroleum) fast unablässige kleinere oder größere Erderschütterungen hervorruft, z. B. am Kaukasus, regelmäßige Aufzeichnungen zu veranlassen und auch an denjenigen Stellen der Erdoberfläche, an welchen infolge besonderer Druckverhältnisse in der Tiefe die Lava andauernd zu Tage tritt, nämlich in den Lavaseeen, den Stand des Magmas systematisch aufzeichnen zu lassen.

Endlich wird es auch zweckmäßig sein, auf mögliche Zusammenhänge von elektrischen Erdströmen mit den seismischen Erscheinungen sorgfältig und anhaltend zu achten.

Ein für den Schutz gegen Erdbeben recht wichtiger, praktischer Gesichtspunkt wäre vielleicht bei dieser Gelegenheit noch zu erwähnen.

Es ist immerhin möglich, daß das Endergebnis aller systematisch durchgeführten Versuche der Vorhersagung von Erdbeben, wie sehr diese Versuche auch jedenfalls unsere Kenntnis der Dinge fördern werden, doch für die Begründung eines eigentlichen Warnungsdienstes keine sicheren Grundlagen erkennen läßt. Vielleicht stellt es sich z. B. heraus, daß der zeitliche Spielraum dieser Warnungen so weit ausgedehnt werden müßte, daß das Übel der dadurch bedingten andauernden Beunruhigungen und Störungen der Bevölkerungen unerträglich werden und der Gewinn an Schutz für Menschenleben dagegen schließlich nicht ins Gewicht fallen würde.

Dieser Möglichkeit gegenüber ist wohl darauf hinzuweisen, daß eine sichere Verminderung der Lebensgefahr für die Bewohner der von den Erdbeben vorzugsweise heimgesuchten Gegenden durch eine zweckmäßigere Gestaltung ihrer Wohnungen erreicht werden könnte, und in dieser Richtung ist ja auch in einigen Gegenden der Erde, in denen fast unablässig größere oder kleinere Erschütterungen stattfinden, schon viel geschehen, indem man z. B. einfache Holzbauten vor Steinbauten u. dgl. allgemein bevorzugt hat.

Gewiß kann aber in dieser Beziehung von technischer Seite noch manches geschehen, und es ist zu wünschen, daß diejenigen unserer Berliner Landsleute, welche gegenwärtig nach Japan, dem klassischen Lande der Erderschütterungen, das Licht ihres tektonischen Genies tragen, auch diesen Punkt beachten und nicht sowohl daran denken, in dem Lande der Erdbeben den Berliner Baustil einzuführen, als für die Tektonik überhaupt an Ort und Stelle Verbesserungen zu ersinnen und zu erproben, welche auch komplizierteren Konstruktionen eine größere Sicherheit gegen die fast überall vorhandene größere oder geringere Unruhe des Bodens geben.

Digitized by Google

Eine Lebensfrage des Christentums.

Von
Moriz Carriere.

In zwei Heften von „Nord und Süd“ hat im verflossenen Herbste Siegmund Münz ein Lebensbild von Papst Leo XIII. mit eingehender Kenntnis und teilnehmendem Sinne entworfen, indem er die Selbstbekenntnisse in den Gedichten mit der Thätigkeit und den Ideen des von ihm verehrten Mannes verwebt, der aus den Niederungen des Daseins zur Höhe emporgestiegen in ruhiger, zielbewußter Entwicklung, ein in sich einiger und glücklicher Mensch. Doch wenn der Geistliche in seinen Erlassen den Gegensatz von Christentum und Zivilisation nicht gelten lassen will und darauf hinweist wie diese in jenem begründet und verbreitet worden, so tritt ihm der Weltliche entgegen und verweist darauf, wie unsere Bildung eine andere geworden sei als die des Mittelalters und sich vielfach im Gegensatz zur Kirche entfaltet habe; er weist auf die Scheiterhaufen Arnolds von Brescia und Giordano Brunos hin, auf die Kerker Galileis und Campanellas. Doch teilt er die Entrüstung Leos wider die Salonnihilisten, die Halbgebildeten, die in eitlem Dünkel allen Idealen absagen und ihre Freiheit durch die Frechheit bekunden wollen, mit welcher sie Christentum und Kirche beschimpfen.

Hören wir den Papst selber! „Wie schön und majestätisch erscheint der Mensch, Geliebteste, wenn er dem Blitze zuwinkt und ihn unschädlich vor seine Füße niederfallen läßt, wenn er den elektrischen Funken ruft und ihn als Boten seiner Aufträge hinaus schickt durch die Abgründe des Ozeans, hinüber über steile Bergketten und unabsehbare Ebenen entlang. Wie herrlich zeigt er sich, wenn er dem Dampfe gebietet ihm Flügel zu leihen und ihn mit Blitzesschnelle über Wasser und Land zu bringen. Wie mächtig, wenn er durch seine sinnreichen Anordnungen diese Naturkräfte selbst entwickelt, sie fesselt und auf ihnen bereiteten Wegen dazu bringt, daß sie Bewegung und gleichsam Vernunft der toten Materie mitteilen, welche an die Stelle des Menschen eintritt und statt seiner die schwersten Anstrengungen unternimmt. Oder saget, Geliebteste, ist in ihm nicht gleichsam ein Funken seines Schöpfers, wenn er das Licht hervorruft und es hinstrahlt die Finsternis der Nacht durch die Straßen unserer Städte zu erleuchten und die Säle und Paläste mit seinem Glanze zu schmücken?“ Der Papst sieht darin die Erfüllung des Bibelspruches: daß der Mensch sich die Erde unterthan machen soll, er preist die Naturforscher wie Kepler und Galilei, Farady und Volta, die in der Natur und in der über das Weltall ausgegossenen Schönheit und Harmonie das Walten Gottes anerkannt, und fährt fort: „Von den kleinsten der Wesen, von dem Infusionstierchen, welches das Auge kaum durch die schärfsten Instrumente zu unterscheiden vermag, bis hinauf zu dem größten Tiere des Urwalds, ja bis zu dem Menschen, dem Könige der Schöpfung, von dem Grashalm, der vom Winde bewegt wird, oder von dem Blümchen, das nur wenige Stunden blüht und duftet, bis hinauf zu dem hellsten der Sterne, die am Himmel

erglänzen, ist allen Dingen die Spur der Gottheit aufgedrückt, in allen prägt sich das Zeugnis seiner Macht, seiner Weisheit, seiner Güte ab."

Hier meint nun Münz, es sei viel natürlicher, wenn Leo die Gottheit für identisch mit der Welt ansähe, statt die Argumente für das Dasein Gottes heranzuziehen, mit welchen der spekulierende und kleinliche Geist von Philosophen und Theologen die Menschheit belästige. Das gemahnt an die Warnung Dubois-Reymonds in einer akademischen Rede: ja nichts Zweckmäßiges in der Natur anzuerkennen, sonst könne man dem physikoteleologischen Beweis nicht entrinnen, — als ob es eine Schande oder ein Unglück für den Geist des Menschen wäre, zu Gott zu kommen! Nicht belästigt hat ein kleinlicher Geist in Plato und Aristoteles, Augustin, Anselm und Cartesius, Newton und Leibniz die Menschheit, sondern ein großer, tiefblickender Geist hat sie erleuchtet, daß sie über das Viele und Gegebene hinaus den einen schöpferischen Lebensquell aller Dinge, den ihnen einwohnenden Lebensgrund erfaßten; das Zusammenwirken so vieler Gesetze, die Wechselbeziehung so vieler Kräfte in der Natur kann nur blinder Sinn für ein Werk des Zufalls oder bewußtloser Notwendigkeit erklären, und es war eine Thorheit und Schwäche von Strauß, wenn er in seinem Neuen Glauben Vernunft und Güte für das Innerste des Universums erklärte und doch Gott leugnete, die vernunft- und willenlose Materie zum Prinzip der Welt machte und nicht einsah, daß Vernunft und Güte ein denkendes und wollendes Wesen, eine Subjektivität als ihren Träger voraussetzen. Die Beweise für den Gott des Deismus, den jenseitigen, von der Welt abgeschieden und damit nicht unendlichen, sondern endlichen, rein geistigen, hat Kant allerdings widerlegt, aber den Gott, der sich im Sittengesetz und im Gewissen in uns bezeugt, hat er selber als eine Forderung der Vernunft verkündigt, und den Gott, der sich im All offenbart, die Urkraft in der Fülle der Naturkräfte, den Weltgeist als das Urlicht in den Strahlen der einzelnen Geister, den brauchen wir gar nicht beweisen zu wollen, denn das Seiende ist, und das Seiende ist Einklang von Denk- und Weltgesetzen, und die selbstbewußten Persönlichkeiten stammen nicht aus dem Nichts, sondern sind sich selbst erfassende Gedanken des göttlichen Denkens. Wie unser Ich nicht außer, sondern in dem Leibe waltet, und die Seele das organisierende Prinzip und das allgegenwärtige Selbstgefühl des Leibes ist, so Gott im Weltall, und wie unser Geist sich nicht verliert in seinen Vorstellungen und Empfindungen, sondern in und über ihnen sich selbst erfaßt, so auch Gott im Geisterreich. Ich weiß wohl, daß wir nur dadurch zu uns selbst kommen, daß wir uns von anderen unterscheiden, und daß von da aus behauptet wird: das Absolute oder Unendliche könne nicht selbstbewußt in sich sein, sondern werde es nur im Menschen, weil das All-Eine nichts außer ihm habe, von dem es sich unterscheiden könne; Selbstsein und Endlichsein seien demnach untrennbar. Allein ich frage: von was unterscheidet sich denn unser Ich, indem es sich selbst erfaßt? Doch nicht von Dingen außer ihm, sondern von Empfindungen und Vorstellungen in ihm. Wir wissen unmittelbar und unleugbar nur von uns selbst, von unseren Empfindungen und Gedanken, und für Empfindungen, die wir nicht wollend hervorrufen, die sich

uns aufdrängen, die wir haben müſſen, wir mögen wollen oder nicht, ſchließen wir nach dem Kauſalgeſetz in uns auf wirkende Kräfte außer uns, die uns zur Hervorbringung jener Empfindungen veranlaſſen. Wärme, Licht, Schall ſind nichts außer uns Fertiges; aus den Bewegungen außer uns, die unſere Sinnesorgane treffen, die unſere Gehirnzellen erregen, bilden wir jene Empfindungen als Lebensakte unſerer fühlenden Innerlichkeit. Und weil wir unſer inneres Leben mit dem Wechſel der Empfindungen, Anſchauungen und Gedanken nicht erklären können ohne die Mitwirkung einer Außenwelt anzunehmen, erſchließen wir dieſe aus den Änderungen unſeres eigenen Zuſtandes, aus dem Weltbild, das wir in uns hervorbringen. Wenn jemand behauptet, daß er allein ſei und alles in ihm nur als Empfindung oder Anſchauung aufſteige, ſo kann man dieſe Skepſis nur dadurch widerlegen, daß man darauf hinweiſt, wie abſurd es ſei, anzunehmen, jemand erfinde erſt die Bibliotheken, aus denen er ſich über das von ihm geträumte Altertum belehre. Nun ſo iſt denn auch für das göttliche oder unendliche Selbſt nichts nötig um zu ſich ſelbſt zu kommen und ſelbſtbewußt zu ſein, als ſich von einer Bilder- und Gedankenwelt in ihm ſelbſt ſich als das Eine und Beſtimmende von den vielen Beſtimmungen und Ereigniſſen des eigenen Weſens und Thuns zu unterſcheiden. Und das unterſcheidet ſein und unſer Selbſtbewußtſein, daß Gott alles in ſich trägt und bewegt, während wir anderes außer uns haben und an deſſen Mitwirkung gebunden ſind. Erſt das ſich ſelbſterfaſſende Sein, das Selbſt, die Subjektivität iſt wahres Sein und für ſich wirklich. Das Selbſtſein iſt keine Schranke, Perſönlichſein kein Mangel, ſondern vielmehr erſt die Erfüllung und Vollendung des Seins, erſt wertvoll. Ohne die Entfaltung in der Natur und dem Geiſterreich würde auch Gott nicht ſelbſtbewußte Perſönlichkeit ſein; er wäre der Thatloſe, beſtimmungslos Eine, Einſame; aber indem er ſich ſelbſt beſtimmt und ſchöpferiſch ſich bethätigt, bringt er die Welt hervor, das Syſtem der wirkenden Kräfte, die Entfaltung der Urkraft, und hat nun ein Anderes, von dem er ſich in ſeiner Weſenheit unterſcheidet, in und über dem er ſich ſelbſt erfaßt und ſeiner wie der Dinge bewußt iſt.

Hören wir nun den Papſt weiter: „Die Wiſſenſchaft hat gewiſſe durch eine große Stetigkeit und Unwandelbarkeit ſich auszeichnende Naturgeſetze gefunden, und man hat geglaubt aus der Stetigkeit und Unwandelbarkeit dieſer Geſetze ſchließen zu müſſen: auch die Hände Gottes ſeien durch dieſelben wie mit Stricken gebunden, ſodaß er nicht frei in den Lauf der Ereigniſſe einzugreifen vermöchte. Warum demnach die Völker veranlaſſen vor den Altären Gottes und ſeiner Heiligen zu beten, wenn alles was geſchieht, die Frucht verſchiedener beſtimmter und unvermeidlicher Bewegungen iſt? Bösartige Krankheiten erfaſſen viele, auch den ſtärkſten Körper und mähen die Leben gleich Grashalmen dahin. Dabei darf, wenn man auf die Ungläubigen hört, nimmermehr an eine Strafe wegen begangener Frevel gedacht werden, ſondern die Sache hat ſich vielmehr auf ſolche Weiſe zugetragen: Die Winde haben auf ihren luftigen Flügeln von fernher die verderbenbringenden Miasmen herbeigetragen, die mit den Waffen der Wiſſenſchaft, nicht aber mit Gebeten zu bekämpfen ſind. Die Erde verweigert dem

Landmann die Frucht seines Schweißes, die Weinberge werden durch Erkranken der Rebstöcke verwüstet, die Herden von einer Seuche dezimiert, die Flüsse treten aus ihren Ufern und richten große Verheerungen an. Ist es notwendig in das alles das Walten der Gottheit hereinzuziehen? Nein. Die Erklärung ist ja sehr leicht. Aus gewissen physischen Ursachen ist kein Regen gefallen; Millionen kleiner unsichtbarer Tierchen, welche die Luft herbeigeweht, haben Tod und Mißwachs gebracht; die unzureichend eingedämmten Flüsse sind aus ihren Betten herausgetreten, weil das Wasser von den allzugelichteten Wäldern nicht zurückgehalten, dann über das Maß gewachsen ist. Was hat Gott mit alldem zu thun? Der Natur und ihren unwandelbaren Gesetzen, der Trägheit und der Unwissenheit der Menschen müsset ihr das alles zuschreiben. Seht, meine Teuersten, auf solch elende und listige Weise sucht man auf der Welt zum Verstummen zu bringen jenen wunderbaren Einklang des öffentlichen Gebetes, worin unsere Väter das Mittel gesucht und auch immer gefunden haben, die Strenge des göttlichen Strafgerichts entweder ganz von sich abzuwenden oder doch zu mildern."

Diesen Worten stellt sich Münz entgegen. Was du anbetest, verbrennen wir, und was du verbrennst, beten wir an! ruft er aus. Das unwandelbare Naturgesetz sei die Grundlage all' unserer Moral, Arbeit und Freiheit. Wir seien stark und glücklich, weil wir ewigen Gesetzen vertrauend keine Laune der Natur, keine Wundermächte fürchten. Wir sehen in unseren Pflichten den Opfertribut, den wir auf dem Altar der Natur niederlegen. Wir wollen nicht versuchen unsere strenge Mutter, die Natur, durch unser klägliches Gebet aus ihrer unverrückbaren Ordnung zu bringen; was leidet sie darunter, wenn ein kleines Element in ihr sich nicht wohlfühlt? Sie, die universelle Gerechtigkeit, hat die Harmonie der großen Welt im Auge, nicht ein oder zwei Stäubchen. Wir bewundern die Notwendigkeit auch dann noch, wenn sie hart ist, wir lieben sie auch dann noch, wenn wir selber ihr tragisches Opfer sind. Ja wir sehen Opfertiere in uns, aber wir söhnen uns stolz mit unserem Schicksal aus und zeigen, daß wir als Gefesselteborene noch immer frei genug sind und in unserem Willen unser Himmelreich sehen.

Stolze Worte, denen wir einige Bedenken anfügen. Eine Natur, welche die Harmonie der Welt im Auge hat, ist notwendig eine sehende, willensmächtige, ist ein lebendiger, liebender Gott, kein bloßes Gesetz, dessen Notwendigkeit man weder lieben noch hassen kann, sondern Persönlichkeit. Und zu dieser können wir uns wenden, ihrem Willen können wir im Gebet uns ergeben, das Gebet ist da nichts Klägliches, sondern die Hinwendung des Gemüts auf das Ewige, Allwaltende, das noch besser weiß als wir, wie alles Wohl und Weh nicht in einem abstrakten Naturganzen, sondern in den Einzelwesen liegt, die Münz zwar als Stäubchen behandelt, die aber Glieder des Gottesreiches sind, und deren Schmerzen und Freuden viel bedeutender sind als die Harmonie einer Welt, von der niemand etwas hat, wenn sie nicht im Gemüt lebendiger Individuen empfunden und genossen wird. Wenn Münz uns frei genug nennt, um in unserem Willen unser Himmelreich zu finden, so erhebt er sich damit über den Materialismus und Naturmechanismus,

und muß er folgerichtig uns gestatten, daß unser Gemüt in Gedanken an die Weisheit und Güte Gottes Trost in den Widerwärtigkeiten des Lebens sucht und über das Sinnliche und Zeitliche hinaus auf eine höhere Vollendung hofft. Über dem Naturmechanismus und seiner Notwendigkeit, dessen Opfertiere wir wären, wenn er das alleinige Sein wäre, erbauen wir aber ja ein ideales Reich des Guten, Wahren, Schönen, ein Reich der Freiheit und der sittlichen Weltordnung, der Liebe und Gottinnigkeit. Seine Grundlage und sein Mittel ist der Naturmechanismus, aber nicht sein Herr und Meister. Setzen wir dies Reich und seinen Herrn, den von uns früher geschilderten, lebendigen Gott an die Stelle der verschwommenen Naturansicht von Münz, so brauchen wir nicht zu fürchten, daß Millionen, die keine Opfertiere sein wollen, vor der trostlosen Theorie des Materialismus in den Schoß der katholischen Kirche flüchten. Denn wenn eben die Alternative bestünde: theoretische und praktische Selbstvertierung oder der Anschluß an den unfehlbaren Papst, so würde ich selbst um der christlichen Wahrheit willen die Dogmen der Konzilien in den Kauf nehmen.

Nun aber ist in den Gegensätzen zwischen den Ansichten, die wir aus dem Munde von Leo XIII. und von Münz als dem Sprecher heutiger, vielverbreiteter Aufklärung vernommen haben, eines klar geworden: Der Widerspruch — nicht des Christentums, wohl aber der Kirchenlehre mit der Naturwissenschaft, die eine herrschende Macht unserer Zeit ist; und dadurch wird eine Spaltung aufgerissen und eine Kluft befestigt in unserem Volke von höchst gefährlicher Art; es bilden sich gesonderte Lebenskreise, die einander nicht mehr verstehen, und unsere ganze Kultur droht zu zerbrechen. Denn indem die Kirche auf Sätzen beharrt, welche den klar bewiesenen Erkenntnissen widersprechen, treibt sie alle, bei welchen der Kopf oben ist, von sich weg, und diese sind sofort in Gefahr mit den unhaltbaren Dogmen auch den religiösen Halt zu verlieren und sich dem bloßen Naturalismus in die Arme zu werfen.

Was ist da zu thun? Das ist eine Lebensfrage des Christentums wie des deutschen Volkes.

Man kann antworten: Religion und Naturwissenschaft sind verschiedene Gebiete; erhebe man sich zu der Einsicht, daß Religion Sache des Herzens, Hingabe des Willens an Gott und das Leben der Liebe ist, das von keiner Theorie über die Materie und ihre Bewegung berührt wird, — eine innere Erfahrung, die ihre Gewißheit in sich selber trägt und sich um wissenschaftliche Forschung über die Außenwelt so wenig zu kümmern braucht, wie der Kranke, der die wohlthätige Wirkung der Elektrizität spürt, die Aufgabe hat, sich für oder wider eine der älteren und neueren Hypothesen über ihr Wesen zu erklären. Die beseligende Macht des Glaubens, das ist das Zeugnis seiner Wahrheit. Und was ist denn die Predigt Jesu und sein vorbildliches Leben? Nichts Anderes denn die persönliche Darstellung des Wesens der Religion als der Gottergebenheit.

In diesem Sinne las ich jüngst eine vortreffliche Rede, die in einem merkwürdigen Buche „Neuer Phantasus von Utis" einem Missionär in den Mund gelegt ist: „Das Reich Gottes spielt in der herkömmlichen Verkündigung des Evan-

geliums, sei es im Unterricht oder in der Predigt, keine große Rolle, obgleich es der eigentliche Gedanke Christi ist. Unsere Gedanken über Christus haben uns ja lange mehr als seine eigenen interessiert. Es ist eine so einfache Idee, daß sie dem dumpfen Sinne selbstverständlich ja trivial vorkommen kann, und ist die erhabenste Idee, die je in eines Menschen Denken eingegangen ist. Man sagt, daß Gott die Welt regiere, daß der Mechanismus der Natur seine Schöpfergedanken ausdrückt, und das Thun der Menschen, wie es in die Sichtbarkeit eintritt, seinen Zwecken dienen müsse. Aber ein Punkt im Universum ist nach seinem Willen frei, von seiner Regierung ausgenommen, das ist der Wille des Menschen, der von Natur das Seine sucht, außerhalb Gottes ist und Gott von sich ausschließt; und doch ist der Zweck der Welt, daß Gott in der vernünftigen Kreatur sich selbst wiederfinde und alles in allem sei. Nun kommt Christus und erklärt seine Sendung dahin: Gottes Reich in diesem einen und wichtigsten Punkte herzustellen; er kann es, denn in ihm selbst ist das Reich eine vollendete Wahrheit. In ihm ist Gottes und des Menschen Wille völlig eins, nicht der eine dem andern unterworfen, sondern einer in den andern aufgenommen. Er fordert nichts, als daß man glaube, daß er es sei; denn wer den Sohn ehrt, der ehrt auch den Vater, wer an ihn glaubt, der ist in das Reich eingegangen, und das Reich ist in ihm, wenn auch nur wie ein Senfkorn, es keimt und treibt in ein ewiges Leben. Es ist nicht von dieser Welt und nicht für diese Welt, aber es baut sich aus ihren Elementen. In einer Welt, die aus dem finsteren Naturgrunde nachwächst, ist es immer nur das Kommende, nie das Gegenwärtige; aber ob man es erkennt oder nicht, es ist die höchste Angelegenheit der Weltgeschichte wie des Einzellebens. Sein König kam in die Welt, und sie stieß ihn aus, aber bis an ihr Ende ist er bei den Seinen und führt sie an im heiligen Kriege, der die Welt überwindet, und das ganz persönlich gedachte Dienstverhältnis unter seiner Fahne ist der Gedanke, der die Verkündiger seiner Botschaft erfüllen muß, damit sie den Sinn frei, hoch und kühn über die engen Armseligkeiten erheben, die ihn im Menschenleben zu umbauen drohen."

Was in der religiösen Sprache Reich Gottes, das nennen wir in der philosophischen sittliche Weltordnung, und ich habe ein Buch darüber geschrieben, diesen Begriff allseitig zu erörtern und zu begründen, ich sehe darin mein eigentliches Lebenswerk. Und wenn die christliche Predigt sich daran hält, die Arbeit der Geistlichen darauf bezieht, so kommt sie mit der Wissenschaft in keinen Widerspruch; ich habe gerade im Hinblick auf die Natur- und Geschichtserkenntnis der Gegenwart, mit der die Dogmatik in Zwiespalt ist, die Idee der sittlichen Weltordnung entwickelt. Und soviel ich sehe, geht eine wachsende Richtung im Protestantismus darauf hin, diese Unterscheidung des Religiösen und Wissenschaftlichen festzuhalten und die Glaubenslehre auf die innere Erfahrung des Gemüts, nicht auf jüdische Vorstellungen von sechs Schöpfungstagen, von Wundern und Unterbrechungen des gesetzlichen Weltzusammenhangs zu begründen. Doch möchte ich einige Worte zu der obigen Rede hinzufügen.

Wir beginnen als Naturwesen, wir sind nicht frei geschaffen, sondern zur

Freiheit und Sittlichkeit berufen, darum können wir von Haus aus weder gut noch böse sein, weil wir das erst durch eigene Willensthat werden, das ist der Begriff des Guten und Bösen, sie gehören dem Mechanismus und seiner Notwendigkeit nicht an, sie sind der Freiheit Werk. Freiheit ist Selbstbestimmung, die kann kein Gott und keine Natur uns anschaffen, die müssen wir durch eigene That verwirklichen. So sind wir auch von Anfang an nicht bei uns selbst, sondern wir kommen zu uns selbst, indem wir uns vom bloßen Sein zum Fürsichsein erheben, uns erfassen und damit als Ich hervorbringen. Wir erfassen uns aber als Selbst, indem wir uns von allem andern, von den endlichen Wesen neben uns wie von dem unendlichen Lebensgrunde in uns, von Gott und Welt unterscheiden. Der zweite Schritt ist, daß wir uns als Glied eines allumfassenden Ganzen erkennen, einsehen, daß wir nur in seiner Gemeinschaft unser Dasein haben. Aber dieser zweite Schritt folgt gewöhnlich nicht dem ersten; der trägt vielmehr die Gefahr in sich, daß das Unterscheiden ein Abscheiden wird, daß wir uns selbst suchend und findend selbstsüchtig werden, für uns allein sein wollen, unser Wohl ohne Rücksicht oder auf Kosten anderer erstreben, unsere Freiheit gerade damit beweisen und darin genießen wollen, daß wir uns nicht an das Weltgesetz halten, sondern ihm entgegentreten. Darum sagt die Bibel, das Trachten des Menschenherzens sei böse von Jugend auf, darum kann Kant von einem radikalen Bösen reden, und daraus erwächst die ungeheure Forderung der Selbstüberwindung, um unsere Bestimmung, die Verwirklichung des Guten, zu erreichen. Diese Selbstüberwindung wäre nicht möglich, wenn nicht der allgemeine Lebensgrund in uns mächtig bliebe, aber er bezeugt sich sofort im Zug der Liebe, im Mitgefühl, in der Beseligung, welche die Liebe gewährt; sein Walten ist die göttliche Gnade, die uns in fortwährender Anregung beruft, die wir aber selbst ergreifen müssen, damit sie für uns sei. Und so ist unsere wahre Geburt, die Wiedergeburt, dies, daß der menschliche Wille den göttlichen in sich walten läßt und frei sich ihm erschließt. So ist das Gottesreich Gottes und der Menschen That, die Lebensvollendung, Ziel und Zweck der Welt. Und darum muß der Punkt, wo eine Seele zum Selbstbewußtsein kommt, von Gottes Willen und Regierung frei sein, Gott muß sich hier seiner bestimmenden Macht entäußern, die Seele aus sich entlassen, damit ihr die Selbstbestimmung möglich ist, ohne welche das Gute, das Gottesreich nicht wirklich werden kann. Und nachdem durch die Selbstsucht die Sünde in die Welt gekommen, wird jedes Kind in eine verderbte Welt hineingeboren, deren Lockung, Verführung, Ansteckung ausgesetzt, sodaß die Arbeit der erlösenden Gnade wie der Selbstüberwindung immer schwerer wird. Da tritt nun Jesus ein, und indem sein Wille dauernd mit Gottes Willen eins ist, erkennt er Gott in sich und sich in Gott und läßt er auch uns die Kindschaft empfangen; wenn wir sein Wort verstehen und seinem Thun nachfolgen, dann sind wir mitten in der Welt Glieder des Gottesreiches. Und Jesus beweist uns die todüberwindende Macht der Liebe, durch die wir in der Überwindung der Selbstsucht unser Selbst nicht verlieren, vielmehr in Gott auferstehend und wiedergeboren es wahrhaft gewinnen.

Das widerspricht keinem Naturgesetz, und hier ist auch unser Gebet mächtig, weil es schon die Erhörung in sich trägt, selber schon die Erhebung aus den Wirrnissen der Welt in den Frieden Gottes, Ergebung in seinen Willen ist, kein Verlangen, die Naturordnung um unsertwillen zu durchbrechen, wohl aber die Bitte, uns und die Welt mit seinem Licht zu erleuchten, uns und die Welt zum Heil zu führen: „Dein Reich komme, Dein Wille geschehe."

Der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, zwischen Bildung und Christentum würde sich lösen, dem Unglauben würde seine Berechtigung entzogen, dem Glauben sein Recht gewährt, wenn die Theologen sich entschließen wollten, sich an Jesus selbst statt an die eigenen Lehrmeinungen zu halten und überzeugt zu sein: hätte Jesus Dogmen wie das symbolum Quicunque über die Dreieinigkeit, über Prädestination der Kalvinisten und Abendmahlslehre der Lutheraner zum Heil der Seele für nötig erachtet, so würde er sie verkündigt und in steinerne Tafeln eingegraben oder in Erz gegossen haben. So aber waren seine Worte einfach und sein Leben die anschauliche und vorbildliche Darstellung des mit Gott versöhnten Menschen, in welchem das göttliche Ebenbild hergestellt, die Kindschaft in Gott errungen ist. Nur wenn er unseres Geschlechtes ist, kann er uns Vorbild sein, nur wenn er eines Wesens mit uns ist, kann er uns Erlöser sein, können wir ihn in uns aufnehmen und wie er, der Erstgeborene, zuerst sich so erkennende Sohn, Gottes Kinder werden.

Jesus selber war persönlich das neue Lebensprinzip, das sich in der Welt, in der Christenheit zunächst entfaltet hat. Es gewann vornehmlich in Paulus und Johannes neue, fortentwickelnde Gestaltung; es war die keimkräftige Totalität, die in ihrer Entwicklung sich mannigfaltige Kräfte und Stoffe heranzog, sich anorganisierte, um eine neue Weltanschauung zu werden. Die griechische Wissenschaft, ihr Gipfel in Platon, Aristoteles und den Stoikern, der Idealismus der Neuplatoniker treten heran, um dem neuen Lebensprinzip, den in der Menschheit sich offenbarenden und von der Menschheit als Vater erkannten Gott, das Gottesreich als der Verwirklichung der Liebe in der Einigung des menschlichen und göttlichen Willens, sich anzugliedern und dasselbe zum Verständnis der gebildeten Heidenwelt zu bringen, deren edelste Denker so gut wie die israelitischen Propheten die Vorboten des Heilandes gewesen. Was die hellenischen Weisen von Gott, vom Menschen, von der Welt erkannt hatten, das ward herangezogen, um die Frage zu beantworten: wie müssen wir das Wesen Gottes denken, wie die Natur des Menschen, wenn das Gottesreich möglich, wenn Jesus als die Einheit des Göttlichen und Menschlichen begreiflich sein soll? So geschah es, daß neben dem religiösen Leben und der sittlichen Heilsbeschaffung die Ausbildung der Lehre, das wissenschaftliche Erkennen in den Vordergrund trat, das Gemüt und der Wille von dem intellektuellen Interesse überwältigt und aus dem lebendigen Glauben ein Lehrsystem gemacht wurde. Es hängt dies damit zusammen, daß das Christentum als die Religion des Geistes Kopf und Herz in Einklang zu bringen trachtet; das Heidentum zerfiel und befriedigte die Seele nicht mehr, als die Philosophie dem Polytheismus und den Volksmythen gegenüber die Einheit Gottes

und Gottes Geist als die weltgestaltende, weltdurchwaltende Vernunft erkannte; diese Einsicht gesellte sich zu der Überzeugung des Prophetentums, seinem ethischen Theismus und dem Evangelium vom Reiche Gottes. So war die Religion im Einklang mit der Wissenschaft, und so ward der Friede von Glaube und Wissen, von Gemüt und Vernunft, von Verstand und Gewissen, der heute wieder für so viele verloren gegangen, in der alten Welt gewonnen, und man kann mit Lasson sagen: das Christentum ist diejenige Religion, welche ein aus den Hülfsmitteln wissenschaftlichen Denkens durchgebildetes Lehrsystem als eine der wesentlichen Grundlagen ihres Bestandes besitzt; ja noch mehr: das Christentum hat dadurch die Brücke von der hellenischen Kultur zu den anderen Völkern geschlagen und hat die edelsten Geistesfrüchte derselben nach den Stürmen der Völkerwanderung dem neueren Europa überliefert und so den Zusammenhang in der Geschichte des Geistes erhalten.

Aber freilich diese Lichtseite hatte und hat auch ihre große Schattenseite. Es war nicht bloß die in der Sache liegende Vernunft, welche in dem Entwicklungsprozeß des Dogmas während der ersten drei Jahrhunderte in der Dialektik der sich bekämpfenden und vermittelnden Auffassungen von Gott, Welt und Christus sich darstellte, wie der Hegelsche Idealismus lehrte, der das Logische, den der Welt innewohnenden Logos als die ewige Idee anschaut; mit Fug und Recht betont Harnak in dem neusten und vielfach meisterhaften Lehrbuch der Dogmengeschichte auch die äußeren Umstände der Begabung wie der Interessen der wirkenden Persönlichkeiten und legt Gewicht darauf, wie der einfache Kern, das wahre Wesen der Religion, das gottinnige Leben der Liebe, von Satzungen überwuchert und durch wissenschaftliche Spekulation weit mehr verhüllt als klar gemacht worden ist. Die Kirche hat sich als Schul- und Kultusverband eingerichtet, ihre Lehren als ein Glaubensgesetz aufgestellt, den Glauben der Christen bevormundet und die Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens und Vorstellens eingeschränkt, gebunden. Man erfreut sich bei den alten Kirchenvätern der Geistesfreiheit, mit welcher sie Gott, die Natur, den Menschen, die Einigung des Göttlichen und Menschlichen in Christus betrachten, zu verstehen trachten, wie der eine diese, der andere jene Seite der Sache richtig erfaßt und hervorhebt; aber wenn nun auf Konzilien über die Wahrheit abgestimmt wird, wenn Formeln gesucht werden, denen die Gemeinde sich unterwerfen soll, da werden Lehrsätze aufgestellt, die auf unser Seelenheil gar keinen Bezug haben, da werden Dogmen festgesetzt über Dinge, von welchen wir keine innere Erfahrung haben, statt daß fromme Erfahrungen oder religiöse Empfindungen und Erlebnisse begreiflich gemacht werden sollten; da wird die Wahrheit gar in die Unbegreiflichkeit gesetzt und das Widersprechende zusammengefügt, um an das Bekenntnis desselben die Christlichkeit zu knüpfen. „Wer da selig werden will, der sage von der Dreieinigkeit also: „Der Vater Gott, der Sohn Gott, der Geist Gott, drei Personen und doch nicht drei Götter, sondern Ein Gott, der Vater von keinem erschaffen noch erzeugt, der Sohn vom Vater erzeugt, der Geist vom Vater und Sohn ausgehend, und doch in dieser Dreieinigkeit nichts später oder früher, nichts größer

oder kleiner, sondern alle Personen gleich ewig!" Was ist da aus dem so tiefen wie klaren Worte des Evangeliums geworden! Daß Gott in der Welt sich offenbart, entäußert, die Menschheit mit ihrem Willen von ihm ausgeht, Jesus aber mit seinem Willen wieder in ihn eingeht, so als der Sohn sich erweist, und daß der heilige und heiligende Geist, der von ihm ausgeht, als der Geist Gottes in uns lebt und uns in Gott lebendig macht, so daß der Vater alles in allem ist, — diese Idee und Thatsache war in jener Formel als ein Knäuel von Widersprüchen geboten. Da mochte ein Zeitgenosse, Ammianus Marcellinus schreiben: Die schlichte christliche Wahrheit habe Constantinus mit altweibermäßigem Aberglauben vermischt, und durch abstrakte Subtilitäten, die er habe aufregen lassen statt sie durch sein Ansehen zu beschwichtigen, sei eine Unmasse von Streitigkeiten und ein weitläufiges Wortgezänk hervorgerufen, so daß dann kein wildes Tier dem Menschen so feindselig sei wie die christlichen Sekten einander mit tödlichem Hasse verfolgen.

Zum Glück blieb die Bibel neben dem Dogma bestehen, zum Glück ward sie durch Luther zum Gemeingut des protestantischen Deutschlands, und der Geistliche, der den Bibeltext auslegt, braucht ja die Dogmen nicht vorzutragen, welche der Wissenschaft widersprechen, kann ja die symbolische Auffassung bei dem mythischen Inhalt so mancher evangelischen Erzählung durchscheinen lassen, die Idee, nicht das Faktum betonen und den Glauben an sie predigen.

Der entscheidende Schritt aber scheint mir ein größerer. Wir müssen dasselbe Recht, das die Kirchenväter für ihre Zeit und Wissenschaft übten, auch für die unsere beanspruchen und bethätigen; wir müssen das Wort Jesu, die Predigt vom Gottesreich und das sittliche Lebensideal in Zusammenhang bringen mit der Natur- und Geschichtserkenntnis der Gegenwart und so die christliche Lehre wieder zum Kulturträger für das Volk machen, wie sie es im Altertum und im Mittelalter war. Der Gott, in dem wir leben, weben und sind, widerspricht ja keineswegs der substanziellen Einheit des Seins und der Erhaltung der Kraft im Wechsel der Erscheinungen; nur das ist ausgeschlossen, daß das Sein ein Haufwerk von einander unabhängiger Stoffe sei, die ohne ursprüngliche Wechselbeziehung und Ordnung in blindem Getriebe und sinnloser Zufälligkeit und äußerer Notwendigkeit die Welt der Ordnung, der Freiheit und der Liebe hervorbringen und in ihrem Mechanismus die Illusionen einer ihn überragenden Selbstbestimmung und Sittlichkeit, in ihrem rastlosen Wechsel und ihrer Vielheit das dauernde, einige Selbstbewußtsein hervorbringen. Aber das ist ja so wenig Erfahrung als Naturwissenschaft, das ist die nur mit Machtsprüchen arbeitende, materialistische Theorie, welche in Wahrheit die Wirklichkeit unerklärt ließe. Nur wenn die Einheit des Seins das Ursprüngliche ist, das sich zur Vielheit entfaltet und der Vielheit einwohnend bleibt, ist die Wechselbeziehung und Wechselwirkung der mannigfaltigen Lebenskräfte verständlich; und wenn die Einheit in ihr selbst Vernunft und Wille der Liebe ist, vermag sie die Lebenskräfte so zu ordnen, daß die Natur wie das sittliche Reich des Geistes aus ihr hervorgehen können. Wenn das in dunklem Mutterschoße gebildete Auge und die von der Sonne in Schwingung versetzte Ätherwelle so für einander da sind, daß das Sehen dadurch ermöglicht wird, so er-

reichen im Licht und im Sehen beide ihre Bestimmung; so ist das Sehen der Zweck ihrer einander gesetzlich entsprechenden Gemeinsamkeit und dies Sehen ist nicht ein Werk des objektiven Stoffes, sondern ein Lebensakt der Subjektivität, die Empfindung eines Selbstes, eines Wesens, das seiner selbst inne und mächtig ist. Wie ist das denkbar und möglich, ohne daß ein gemeinsames Prinzip Licht, Auge und Empfindung durchwaltet und mit vorschauendem Geistesblick sie für einander bestimmt? Unsere Empfindungen, Bestrebungen und Gedanken sind uns das unmittelbare und unleugbare Gewisse; sie setzen die Außenwelt voraus, die wir aus ihnen erschließen, und wir finden die Gesetze des Denkens als Weltgesetze, weil die eine göttliche Vernunft in der Wirklichkeit der Dinge und in den Geistern waltet.

Daß aber die Welt in sechs Tagen geschaffen sei, diese alttestamentliche Vorstellung brauchen wir nicht als Dogma anzunehmen; vielmehr wenn die Wissenschaft uns eine durch Millionen von Jahren sich erstreckende, aufsteigende Entwickelung des Lebens allein schon auf der kleinen Erde lehrt, so erweitert sich unser Gesichtskreis, so gewinnen wir die Idee des Schöpferwillens, der den Lebenskräften freien Lauf läßt, sie zur Selbstbestimmung beruft, sie sich empordienen und durch eigene Kraft ihr Wesen verwirklichen läßt. So ist die Welt vom freien Gott zu einem Reich der Freiheit angelegt, und bleibt der über ihr waltende und zugleich ihr einwohnende Wille der Liebe, der die Möglichkeit des Irrtums und der Sünde wohl den endlichen Geistern gewährt, aber sie auch schmerzlich innewerden läßt, daß sie damit sich selber beeinträchtigen, indem an die Erreichung ihrer Bestimmung, an das Gute das Heil, das beseligende Gefühl der Lebensvollendung und der Einigung mit Gott geknüpft ist.

So führen gerade die großen Errungenschaften der Naturwissenschaft, die Gleichheit der stofflichen Elemente im Universum und die Erhaltung der Energie im Wechselspiel der Kräfte, und der wieder als Grundlage für die sittliche Welt notwendige Naturmechanismus uns zum rechtverstandenen Christentum hin, und die Natur selbst wird zur Grundlage des Gottesreiches, der Freiheit und der Liebe. Scheidet die Selbstsucht sich von der Liebe, so verliert das Bewußtsein des Menschen die Erkenntnis seiner Wesensgemeinschaft mit Gott, die Einigung seines Willens mit dem göttlichen; stellt Christus das göttliche Ebenbild, das Gefühl der Kindschaft wieder her, so kann er wieder sagen: Ich und der Vater sind Eins, so kann er für uns der Erlöser aus der Gottesferne, der Gründer des Gottesreichs werden.

Zu solcher Auffassung wollte ich in meiner Jugend durch die religiösen Reden an das deutsche Volk und im reiferen Mannesalter durch das Buch von der sittlichen Vollendung hinführen. Es ist in politischer Beziehung ein großer Schritt gethan, aber in religiöser Hinsicht besteht die Aufgabe immer noch fort: Bildung und Christentum, Glauben und Wissen zu versöhnen, die Predigt des Evangeliums nicht in einen Widerspruch mit den erkannten Naturgesetzen zu bringen, von den Naturgesetzen aus die Einsicht zu entwickeln, wie ihr harmonischer Zusammenhang auf den ordnenden Geist hinweist; Ultramontanismus und Sozialdemokratie sind die Gegensätze, die wir überwinden müssen; sie sind auch Gegensätze des Deutschen Reiches, und sie zu besiegen reicht die Staatsgewalt nicht aus, deren

Wirken sich nicht auf das innere Leben erstreckt. Die Stärke der Ultramontanen ist das Bekenntnis des Christentums, ist der religiöse Sinn des deutschen Volkes, den der aufgeklärte Liberalismus viel zu wenig verstanden hat, denn diesen hat die wissenschaftliche Strömung der Zeit von einer Kirche entfernt, welche den Syllabus feindlich der neueren Weltanschauung gegenüber stellt. Und die große Gefahr der Sozialdemokratie ist nicht der Gedanke der Brüderlichkeit, der Solidarität der Menschen, des menschenwürdigen Daseins für alle, denn dieser Gedanke ist ein christlicher, sondern die Irreligiösität, der Atheismus und Naturalismus, der sich schon einmal in den Tagen der Kommune erschreckend offenbart hat, als der praktische Materialismus die Folgerungen des theoretischen richtig zog. Hier, ich wiederhole es, muß die Hilfe von innen kommen, die Herzen müssen erwärmt, die Geister müssen erleuchtet werden. Es war die edle Losung von Wichern: „Wie der ganze Christus im lebendigen Gotteswort sich offenbart, so muß er auch in den Gottesthaten sich predigen, und die höchste, reinste, kirchlichste dieser Thaten ist die Liebe." Die persönliche Liebeserweisung muß dem zur Seite gehen, was der Staat auf dem Wege der Gesetzgebung in Krankheits-, Unfall- oder Altersversicherung thut; und die Predigt Jesu darf sich nicht in Widerspruch setzen mit Ergebnissen ernster Wissenschaft, welche die Halbgebildeten dem Christentum entfremdet haben, sie muß sich vielmehr derselben bemächtigen und über ihnen das religiöse Leben und Erkennen aufbauen. Sie muß einsehen: Das positive Christentum ist Jesus selbst, sein Leben und seine eigenen Worte, nicht Lehrmeinungen über ihn; der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Es wird immer bei den meisten Menschen das Herz oder der Kopf vorwalten, aber statt des Zwiespaltes beider ist ihre Harmonie zu erstreben. Mögen die einen ihr Herz am Bibelwort erwärmen, die anderen der Natur- und Geisteswissenschaft sich zuwenden; aber es werde keine Kluft zwischen ihnen befestigt, wo dann die verschiedenen Lebenskreise einander nicht mehr verstehen, sondern der Friede werde angebahnt durch die Betonung des Wesentlichen, durch die stille Beseitigung von Formeln und Formen, welche dem Bewußtsein der Gegenwart nicht mehr genügen, durch den lebendigen Christus und seine eigenen Worte, durch eine Weltanschauung, welche sie in sich aufnimmt und erklärt, wie sie von ihm verklärt wird!

Rußlands Machtgelüste und geschichtliche Erinnerungen.

Von

Karl Blind.

(Schluß.)

V.

Wenden wir uns nun zu dem „ewigen Traume Rußlands", zu den Gelüsten der Eroberung von „Byzanz", und der Rolle, die das russische Volk dabei gespielt.

Wohl streckten die Russen-Fürsten schon in den frühesten Jahrhunderten die Hand nach dem Herrscherstabe von Byzanz aus. Doch diese „Russen"-Fürsten waren gerade nicht Slawen, sondern die Überwinder und Beherrscher von Slawen und Finnen — wie die Goten- und Franken-Könige nicht Römer, nicht Gallier, nicht Spanier waren, sondern eben germanische Beherrscher dieser besiegten Völker. Von dem Geiste, der die Wanderzüge der Deutschen nach Süden und Westen kennzeichnete, hatte das Volk der großen wald- und sumpfreichen Ebene und Steppe des Ostens nichts an sich. Es war nicht auf Abenteuer erpicht. Es begehrte nicht nach dem heiligen Gral von Byzanz. Zu den Kriegsunternehmungen seiner normannischen Häuptlinge ließ es sich als Gefolge nur eben so mitschleppen wie später als prügelgedrilltes Heer einer Petersburger Majestät.

Diese kriegerische oder vielmehr unkriegerische Leidenschaftslosigkeit erklärt auch, daß Rußland, nach großartigen Anläufen, wiederholt in einem furchtbaren Sturze zusammenbrach, und das mit einer Raschheit, die in der Geschichte fast ohne Beispiel ist. Stets erhob sich jedoch wieder aus den Trümmern derselbe mißgestaltete Geist der Eroberungssucht — einer Eroberungssucht, welche ihr Brutnest nicht sowohl in dem gewaltthätigen Drang eines von Kraft strotzenden Volkes als vielmehr in dem überreizten Hirn eines durch Sklavengehorsam verwöhnten, zügellosen „Autokraten" hat: was ja noch heute der amtliche Ehrentitel der Zaren ist.

Gleich bei Beginn seiner Geschichte erscheint das Volk jener weiten Gebiete als ein unterjochtes. Schlimmer noch: als eines, das zuerst freiwillig die Fremdherrschaft herbeiruft. Bis dahin waren die finnisch-slawischen Völkerschaften für Europa ungefährlich gewesen. Kaum unterwarfen sie sich aber den Warägern oder Wäringern im neunten Jahrhundert, als auch, um den Ausdruck eines alten Chronisten zu gebrauchen, ein Despotismus entsteht, der „mit Zähnen im Kopfe geboren ist". Nun werden, durch germanische Krieger, die Stämme des heutigen Nordwest- und eines Teiles von Mittel-Rußland in ein Reich zusammengeschweißt. Nun fällt das tatarische Königreich Khazarien, das, an byzantinische Sittigung sich anlehnend, zwischen Don, Dniepr und der Krim geblüht, unter nordischer Wucht zusammen. Nun erfolgt ein wiederholter Ansturm gegen Konstantinopel.

Die warägisch-russischen Großfürsten verlangen nach der goldenen Tiara von Byzanz. Nicht zufrieden mit dem Gebiete, das ihnen so leicht zur Beute geworden, eilen sie zum Angriff auf die Balkan-Halbinsel, auf die Länder am Schwarzen Meere, auf die Bergkette des Kaukasus. Einer der Stolzesten unter ihnen träumt von der Einführung „russischen" Gesetzes in Ungarn und Böhmen. Dies Andrängen dauerte vom neunten bis ins elfte Jahrhundert. Der Weg, den die Heere der Rurik bei diesen Zügen nahmen, lag längs des Dniepr in die Donau-Länder hinein; oder sie schlugen sich durch die in der südlichen Steppe noch mächtigen petschenegischen Tataren-Stämme und steuerten auf zahllosen kleinen Booten, wie es nordische Wikingssitte war, durch das Schwarze Meer an den Eingang des Bosporus.

Die Gewässer des Schwarzen Meeres, das heutige Rumänien, die Bulgarei

und die Küsten Rumeliens waren der Schlachtboden für die Geschwader und Heerhaufen der barbarischen „Ros" (Ῥῶς) und des oströmischen Reiches. Gelegentlich traf es sich so, daß der griechische Kaiser den warägischen Russen-Fürsten zum Kampfe gegen das von der Wolga her nach der Balkan-Halbinsel eingedrungene Wolgaren- oder Bulgaren-Volk (ein ursprünglich nicht-slawisches, tatarisches) aufrief. In diesen Kämpfen sollte einst die russische Hauptstadt von Kiew nach Präjeslavetz, am Fuße des Balkan, verlegt werden. Wo das schweifende Kriegsoberhaupt der Wäringer sein Lager aufschlug, da war die Hauptstadt. Von Präjeslavetz deutete der nordische Eindringling mit dem Speer nach Konstantinopel als seinem künftigen Regierungssitze.

Wiederholt stand Konstantinopel in jenen Tagen in Gefahr, dem Ansturme zu erliegen, der mit finnischen, slawischen, teilweise auch tatarischen Streitern unter germanischer Oberhauptschaft gegen seine Thore anwogte. Doch mit hohem Ziele wechselte bei den Russen-Fürsten tiefes Unglück ab.

Von Swiatoslaw haben wir eine Schilderung, wie er, nach Kämpfen gegen Bulgaren und Griechen, in Dorostol, dem jetzigen Silistria, eingeschlossen ist und endlich froh sein muß, einen Friedensvertrag abzuschließen. Der Chronist meldet: es sei Swiatoslaw zur Unterredung mit dem oströmischen Kaiser Johann Zimisces, der am Donau-Ufer vom Rosse stieg, eigenhändig herbeigerudert. Breitschulterig, stiernackig, blauäugig, mit hellem Barthaar, das Haupt bis auf eine einzige lange Locke geschoren, an einem Ohr mit einem von Perlen und einem Rubin besetzten Ringe geziert: so saß der Waräger-Häuptling in seinem Kahn. Das Gold und die kostbare Kleidung, welche Zimisces ihm als Geschenk übersandte, empfing er mit Verachtung. Die herrlichen Waffen aber, welche gleichzeitig ihm als Gabe überreicht wurden, nahm er mit lautem Freudenausbruch auf.

Swiatoslaw kehrt dann, die Donau hinab, zurück. Die Petschenegen, von den Bulgaren benachrichtigt: „er komme mit viel Kostbarkeiten und wenig Geleite," verlegen ihm den Weg. Nur einige seiner Begleiter entrinnen nach Kiew; er selbst wird niedergemacht, das Haupt ihm abgehauen und sein in Gold gefaßter Schädel als Becher von dem Petschenegen-Fürsten benutzt. Auf dem Rande des Bechers stand die Inschrift: „Indem du nach dem strebtest, was dir nicht gehörte, verlorest du dein Eigenes!"

Da denkt man, unter veränderten Verhältnissen und Sitten, doch unwillkürlich an des Zaren Nikolaus jähen Tod im Krim-Krieg.

Das Volk des Rurikschen Reiches spielte in diesen Ereignissen wesentlich eine leidende, keine tonangebende Rolle. Es selbst war durch seine Feudalherren unter hartem Druck gehalten. Im Kriegs- und Friedensrate hatte es keine Stimme. Die alten griechischen Urkunden, welche uns über diese frühesten russischen Geschichten Nachricht geben, nennen nur germanische Namen unter den Fürsten, Feldherren, Gefolgsführern, Gesandten und Vertragszeugen der Wäringer.

Diese Namen sprechen für sich allein schon so klar, daß der Versuch einiger neueren russischen Schriftsteller, den so vielfach bezeugten germanischen Ursprung der damaligen Herren Rußlands zu leugnen, nur als eine ungeheuerliche Ver-

ſtandesverirrung bezeichnet werden kann. Waräger, teils ſkandinaviſcher, teils deutſcher Abkunft, gingen bekanntlich auch als Soldtruppen nach Konſtantinopel. Als ein Dänenkönig, Erich, dorthin kam, erſchienen vor ihm die im Dienſte des byzantiniſchen Kaiſers ſtehenden Waräger und machten ihm, „als einem Oberhaupte ihres Volkes", ihre Aufwartung. So wurde auch Harald, Fürſt von Norwegen, von den Warägern in Konſtantinopel, „wegen ſeiner Eigenſchaft als ihr Landsmann", Ehren halber zum Führer ihrer Schar gewählt.

Das Volk von Alt-Rußland bildet lediglich den dunkeln, eintönigen Hintergrund, auf welchem ſich die Geſtalten ſeiner fremden Beherrſcher ſcharf abheben. Vielleicht ſollten wir den Hintergrund eher als zwei-, denn als eintönig bezeichnen; denn die Maſſe der Unterthanenſchaft ſetzte ſich zum größeren Teile aus nichtariſchen Finnen und ſonſtigen ugriſch-altaïſchen Stämmen, zum weitaus geringeren aus ariſchen Slawen zuſammen. Erſt in ſpäten Jahrhunderten fand ſelbſt in nächſter Nähe von Moskau eine allmähliche Verſchmelzung zwiſchen dieſen gegenſätzlichen Beſtandteilen der Einwohnerſchaft ſtatt. In anderen Gauen des europäiſchen Rußland iſt ſie noch heute nicht vollzogen.

Wie lange die fremden Herrſcher ſich im Gegenſatze zu dem beherrſchten Volke fühlten, geht ſchon aus der Thatſache hervor, daß Jahrhunderte hindurch ſtets friſcher Nachſchub von Warägern aus dem germaniſchen Norden nach Rußland herüberkam. Die Fortdauer der, freilich vergeblichen, Kämpfe um den Beſitz Konſtantinopels darf wohl dieſem wiederholten Zuſatz neuer kriegeriſcher Kräfte aus germaniſchem Stamme zugeſchrieben werden.

VI.

Im elften Jahrhundert bricht der übergroß angelegte Bau des Ruſſen-Reiches zuſammen. Allein es iſt nicht der Geiſt der keimenden Freiheit, der die eiſernen Klammern ſprengt, welche das ſo verſchiedenartige Völkergemiſch zuſammenhalten. Die Macht der Willkürherrſchaft untergräbt ſich vielmehr ſelbſt durch die Einrichtung der ſogenannten Teil-Fürſtentümer. Und daraus erfolgt weitere Schwächung durch den inneren Zwiſt unter den verſchiedenen Zweigen des Rurikſchen Geſchlechtes, deſſen einzelne Glieder mit einander um die großfürſtliche Würde ſtreiten.

Eine Art Fauſtrecht, ein Krieg aller gegen alle, tritt unter den Nachkömmlingen des germaniſchen Eroberers ein. Mitten in dieſen lang andauernden Wirrſalen erſcheinen die nomadiſchen Horden Dſchingis-Khans und ſeines Enkels Batu an den Grenzen des Reiches.

Ihnen zu widerſtehen, findet ſich keine genügende Volkskraft, keine im Unglück anhaltende Vaterlandsliebe, kein eiſerner Arm eines einzigen Gebieters. Wird auch da und dort mit Tapferkeit Widerſtand geleiſtet, ſo vollzieht ſich doch die zweite, die tatariſche Eroberung Rußlands, im ganzen mit merkwürdiger Leichtigkeit. Es fallen Riäſan, Moskau, Wladimir: nur vor Groß-Novgorod, der freien Stadt, machen die Tataren plötzlich Halt und kehrt. Dann wird auch Kiew zu einem Haufen rauchender Trümmer.

Digitized by Google

Weiter flutet die aus den Tiefen Asiens hervorgebrochene mongolische Überschwemmung, bis nach Schlesien hinein. Doch dort fand sie in ihrem stürmischen Herandrängen einen Felsen, an dem sie sich brach: die Tapferkeit polnischer und deutscher Männer. Die Schlacht bei Walstatt (1241) entschied für die Erhaltung der Unabhängigkeit von Mittel-Europa. Allein über die große östliche Ebene ergoß sich die barbarische Flut von der Wolga bis an die Waldai-Hügel. In der Nähe des heutigen Tsaritsyn gründet der Tataren-Khan nunmehr seine Hauptstadt, das glänzende Sarai.

So war ganz Rußland, mit Ausnahme eines kleinen Streifens im Norden, zum Sklaven der Goldenen Horde geworden. Von der Mitte des dreizehnten bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts regieren die Asiaten das Reich der einst so stolzen Rurik. Rußland mongolisiert sich im Geiste und selbst in der leiblichen Erscheinung seines Volkes. Sogar sein Name entschwindet fast aus dem Gedächtnisse Europas. Eine Linie kalmückischer Grenzwächter zieht, sozusagen, eine chinesische Mauer um das Reich.

Das Joch, unter welchem die russischen Fürsten, Bojaren, Städtebewohner und Bauern hinfort gebeugt lagen, ist ein merkwürdiges Gegenstück zu der beherrschenden Rolle, welche seine Staatslenker einst anstrebten. Alle Selbstachtung ist nun plötzlich dahin. Dem zu Rosse sitzenden Khan oder seinem Vertreter hatten Ruriks Nachkommen auf den Knieen die Schale mit Stutenmilch emporzureichen und knieend das umhergetragene Bildnis des Groß-Moguls anzubeten. Die Asiatisierung in den Sitten, das Sich-Niederwerfen des um eine Gunst Bittenden seiner ganzen Leibeslänge nach, so daß er mit der Stirn die Erde berührte, und ähnliche Gebräuche des sklavischen Gehorsams wurden so allgemein, daß sie sich unter der Masse der unteren Stände der Russen bis in die neueren Zeiten herein erhielten.

In der langen Nacht der Mongolen-Herrschaft trat Rußland allmählich fast ganz aus dem europäischen Bewußtsein. Man betrachtete es wie ein Land in Hinter-Asien. Anders war dies in den vorhergehenden Jahrhunderten gewesen. Spricht doch sogar das Nibelungen-Lied von den Russen und den Männern aus dem Kiew-Lande wie auch von ihren Feinden, den bogengewandten, wilden Petschenegen, die alle zu Etzels Hof reiten.

Von Riuzen und von Kriechen reit dâ vil manic man:
Den Poelân unt den Vlâchen sach man geschwinde gan . . .
Von dem land ze Kiewen reit dâ vil manic degen,
Unt die wilden Pescenaere. dâ wart vil gepflegen
Mit den bogen schiezen zen vogelen die dâ flugen.
Die pfile si vil sêre zuo den wenden vaste zugen.[1])

Über die Beziehungen Rußlands zum Westen, insbesondere zu Deutschland, vor der Mongolen-Herrschaft, sei hier nur rasch bemerkt, daß russische Gesandtschaften nach Deutschland, und umgekehrt, bereits im Anfang des elften Jahr-

[1]) Nach der Ausgabe von Karl Bartsch. Vergl. die vortreffliche Übertragung des Nibelungen-Liedes von Werner Hahn.

hunderts, unter Kaiser Heinrich II., vorkommen; daß um diese und die nachfolgende Zeit Zwischenheiraten des russischen Großfürsten-Geschlechtes mit deutschen, ungarischen, polnischen, englischen und französischen regierenden Häusern entweder ausgeführt oder doch geplant wurden; daß im elften Jahrhundert ein entthronter Russen-Fürst nach Mainz pilgerte, um Heinrichs IV. Hilfe gegen einen Nebenbuhler zu erlangen, und bei dieser Gelegenheit versprach, im Falle der Wiedereinsetzung Vasall Deutschlands werden zu wollen — ein Vorschlag, welcher jedoch wegen der Kämpfe mit Gregor VII. kein Gehör finden konnte.

Als durch das Aufhören der Mongolen-Herrschaft der Zugang zu Moskovien wieder frei geworden, war Rußland allerdings für Europa recht „neu," wenn auch keineswegs jung. Von Deutschland sandte man Forschungsreisende aus, wie auf eine Wiederentdeckungs-Fahrt, um den Zustand des sonderbaren Landes zu erkunden. Die Berichte fielen sehr düster aus. Auch die später erschienenen Mitteilungen deutscher Gesandten, wie Georg Thurns (1492) und Herbersteins (1516) sind sprechende Zeugnisse, wie fremd Rußland dem Westen geworden, wie tief es gesunken war.

Die Schriften der Engländer, welche im sechzehnten Jahrhundert entweder als Gesandte oder als Bevollmächtigte von Handelsgesellschaften das fremdartige, ganz mongolisierte Reich besuchten, zeigen nur zu klar, daß sich dort nichts von der Naturfrische fand, von der uns die neueren panslawistischen Weltverjüngungs-Schwärmer zu erzählen wissen. Was sich wirklich ergab, war: Fäulnis, Verderbtheit, Tyrannei und Sklavensinn in der abschreckendsten Gestalt.

VII.

Bezeichnend genug, wurde der tatarischen Fremdherrschaft nicht durch russische Tapferkeit, sondern durch den um sich fressenden Zwiespalt innerhalb der asiatischen Stämme ein Ende bereitet.

Bei der einzigen Gelegenheit (1480), wo es zum ernstlichen Kampfe hätte kommen können, zogen sich die beiderseitigen Heere Achmets und Iwans III., nachdem sie sich eine Zeitlang ins Auge geschaut, vor einander zurück, wie Mohr und Papageno. Die Russen machten indessen den Anfang mit dem Rückzug. Bald gestaltete er sich zu einer wirren Flucht. Jeder suchte sich, Hals über Kopf, vor dem vermeintlichen Anstürmen der gefürchteten tatarischen Reiterscharen zu retten, die er hinter sich her glaubte galoppieren zu hören. Es fand indessen gar keine Verfolgung statt . . . Achmet hatte unthätig am anderen Ufer des Ugra-Flusses verharrt und zog vierzehn Tage nachher nun seinerseits nach Sarai zurück.

Erst als Achmet durch einen nebenbuhlerischen Khan getötet, die Goldene Horde durch weitere Kämpfe unter sich geschwächt war, faßte der Großfürst wirklichen Mut. Dann wurde Sarai, wo die Russen-Fürsten so lange der tiefen Demütigung unterworfen worden, erstürmt und niedergebrannt.

Der Steppenboden bedeckte im Laufe der Jahrhunderte die zerstörte, einst prächtige Stadt so vollkommen, daß ihre Spur gänzlich verschwand — bis im

Jahre 1840 ein Feldmesser zufällig auf Anzeichen vorhandener Trümmer stieß. Die Ausgrabungen brachten dann die Reste von zahllosen Straßen, von Palästen, auch eines russischen Viertels, in welchem ehedem eine christliche Kirche stand, desgleichen ausgedehnte Wasserleitungen zu Tage, durch welche die gewaltige Stadt unter der Herrschaft der Khane mit süßem Wasser versorgt worden war. Der See, der die Wasserleitungen speiste, ist seitdem brackig geworden. Viele andere ehemalige Errungenschaften der Kultur sind in jenen Gegenden zu Grunde gegangen.

Mit dem allmählichen Zurückfluten des Mongolentums wuchs dem nun erstehenden Zarentum von Moskau wieder der Mut, und ein neuer Anlauf zu Eroberungsplänen wird genommen. Das Zarentum schlüpfte so zu sagen in die Schuhe des Khanats. Seine Gewaltherrschaft gab sich als eine echt tatarische. Der Unterschied war nur der, daß die Khane, mit ihrer morgenländischen Prachtliebe, im Laufe der Zeit in äußerlichen Dingen eine Sittigung angenommen hatten, nicht unähnlich derjenigen des früheren Khazaren-Reiches im heutigen Süd-Rußland, das von einem der Goldenen Horde stammverwandten Volke gegründet worden war und sich zu großer Blüte erhoben hatte. Im Vergleich dazu erschien der Russen-Fürst wie ein roher Barbar.

Des Tataren-Schreckens wurde das Land übrigens lange nicht los. War auch die Goldene Horde machtlos geworden, so drängten doch andere, wildere mongolische Stämme wiederholt auf Rußland ein. Im Jahre 1521 fegt ein solcher Kriegszug von Süden heran, wirft das russische Heer vor sich nieder und erscheint in der Nähe von Moskau, aus welchem der Zar entflohen ist, während die Bewohner der brennenden Dörfer mit ihren Habseligkeiten in den Kreml flüchten. Wassili III. muß sich herbeilassen, dem Khan der Krim zinspflichtig zu werden.

Ein Deutscher, Johann Jordan, aus dem Inn-Thal, rettet die Stadt Riäsan durch seine Erfahrung im Geschützwesen vor dem Tataren-Sturm. Die Zahl der vom Khan fortgeführten russischen Gefangenen belief sich — so hieß es — auf 800000; und ihr Los war ein schreckliches.

Mit der Mündigwerdung Iwans IV., des Schrecklichen, dessen erste Regierungszeit ihn nicht als den Nero erkennen ließ, als der er sich später entwickelte, geht Rußland einer wahrhaft grauenvollen Verschärfung der Tyrannei entgegen. Gleichzeitig wird es wieder auf den Pfad der Eroberung geworfen. Englische Augenzeugen, Dr. Hieronymus Horsey und Dr. Giles Fletcher, haben ein entsetzliches Gemälde des zweiten Teiles der Laufbahn Iwans entrollt. Noch scheußlicher tritt er bei der Niederwerfung von Novgorod auf. Lassen wir hier Herrn W. R. S. Ralston („Early Russian History"; London 1874) sprechen, dessen persönliche Beziehungen zu Rußland seinen geschichtlichen Gerechtigkeitssinn nicht beeinträchtigt haben, wie immer auch seine Stellung zu den heutigen slawischen Bestrebungen sein mag. Herr Ralston schreibt:

„Kaum giebt es eine so blutbefleckte Seite in den Jahrbüchern der Geschichte wie diejenige, die da meldet, wie das schuldlose Volk von Novgorod für einen

angeblichen Verrat gezüchtigt wurde, der niemals vorhanden gewesen war, ausgenommen in der Einbildungskraft der Elenden, welche auf das Zeugnis von Urkunden hin, die sie selbst gefälscht hatten, lügnerischer Weise behauptet, solcher Verrat habe stattgefunden. Es war im Januar 1570, daß Iwan mit seinen Truppen in Novgorod ankam. Wir sehen ihn dem Gottesdienst in der Kathedrale anwohnen und dann seinen Sitz bei dem von dem Erzbischof ihm bereiteten Gastmahl einnehmen. Plötzlich stößt er einen wilden Schrei aus. Herein stürzt eine Menge Gewaffneter; der Erzbischof wird ergriffen und ins Gefängnis geworfen, sein Palast auf des Zaren Antrieb geplündert. Etwas später läßt Iwan seinen Grimm gegen die zitternde Stadt los. Ihre hervorragenden Bürger werden gefoltert und ermordet; eine Menge derselben wird mit ihren Frauen und Kindern in den Wolchow-Fluß geworfen, während das Gefolge des Zaren am Ufer entlang reitet, um ihr Entkommen unmöglich zu machen. Fünf Wochen lang, so heißt es, dauert die schauerliche Metzelei. Bis zum heutigen Tage geht eine Überlieferung unter dem dortigen Volke um, daß infolge der ungeheueren, damals in den Wolchow sich ergießenden Ströme menschlichen Blutes dieser Fluß niemals in der Nähe der Brücke gefriert, wie hart auch der Winter sei. Und bis zum heutigen Tage läßt sich der Begräbnisort der Opfer Iwans in der Nähe einer der Kirchen leicht daran erkennen, daß die geringste Aufrührung des Erdbodens zeigt, wie voll er noch von Menschenknochen ist."

Es gab damals einen halb verrückten, Winter und Sommer fast nackt umhergehenden Schwärmer, den Yuridivy Nikolaus, welchen Dr. Horsey persönlich sah. Der wilde, schmutzige Geselle, der als ein Zauberer und im Bunde mit dem Teufel stehend galt, bot dem Zaren, als dieser die Stadt Pskoff überrannte, ein Stück rohes Fleisch an.

„Ich bin ein Christ," rief Iwan, „und esse kein Fleisch in der Fastenzeit!"

„Aber du thust Schlimmeres," erwiderte der furchtlose Schwärmer; „du issest Menschenfleisch!"

Der ebenso abergläubische wie grausame Zar, von dem sogenannten Zauberer mit furchtbaren Übeln bedroht, wenn er Pskoff Schaden zufüge, zog sich darauf von dort zurück, ohne ein ähnliches Blutgericht gehalten zu haben wie in Novgorod.

Dieser blutdürstige Tyrann, der, stets von der Furcht vor Verrätern gepeinigt, auch einmal in London anfragte: „ob er im Notfall einen Zufluchtsort in England finden könne," erschlug den eigenen Sohn mit seinem eisernen Stock. Seine letzte Regierungszeit erinnert mehr an einen Fürsten von Dahomey als an einen europäischen Herrscher. Beim Schachspiel, wo er die Figuren aufstellt, aber „nur den König nicht mehr stehen machen kann," fällt er plötzlich auf seinem Sitze zurück und haucht seine schreckliche Seele aus.

So ging es in dem jugendfrischen Rußland vor 300 Jahren zu. Es folgt eine weitere Geschichte der unsagbaren Despoten-Greuel, der Martern, der Mordthaten, der geheimen Polizeiwirtschaft, die schon so ausgebildet war wie etwa unter Napoleon I. durch Fouché oder unter dem dritten dieses Namens

durch Pietri. Und da spricht man von dem unter dies schmachvolle Tyrannenjoch gebeugten russischen Volke als von den neuen Germanen, welche Europas Wiedergeburt vollziehen sollen!

VIII.

Auch Iwan IV. hatte die Krim'schen Tataren wieder auf sich herankommen sehen. Vor dem über die Steppe heraufegenden Wirbelwinde der Reiterscharen floh er aus Moskau. Ein während dieser Kriegswirren entstandener Brand äscherte die Stadt in wenigen Stunden ein. Das war der erste große Brand von Moskau. Tausende von Menschen kamen in den Flammen um oder ertranken im Flusse, der „noch nach zwölf Monaten," schreibt Dr. Horsey, „nicht von den Leichnamen gänzlich gereinigt war."

Gleichwohl wurden ab und zu wieder Eroberungspläne aufgenommen; sicherlich nicht durch das russische Volk, sondern durch das machtgierige Zarentum. Diesmal ist es nicht der Süden, wie zu Zeiten der ersten Rurik, sondern der Nordwesten, auf welches das Auge und das Schwert gerichtet ist — nicht Konstantinopel, sondern Schweden, Polen, die deutschen Länder an der Ostsee.

Die byzantinische Politik der Vorgänger aus dem Waräger-Stamm wurde indessen nicht ganz fallen gelassen, so wenig Hoffnung auch die soeben gegründete Osmanli-Herrschaft zuließ, daß Konstantinopel könnte erobert werden. Die Hospodare der Moldau wurden schon damals ins moskowitische Interesse gezogen. Russische Gesandte gaben in den Straßen von Konstantinopel zu Auftritten Anlaß, welche einigermaßen an das spätere Mentschikoffsche, oder sagen wir heute: an das Kaulbars'sche erinnern.

Die Verbindung des russischen Fürstenhauses mit einer Sprossin des purpurgeborenen byzantinischen Herrschergeschlechtes sollte als Anrecht auf die Erbschaft von Ost-Rom gelten. Will man späteren Angaben Glauben schenken, so wäre damals dem russischen Wappen der byzantinische Doppeladler als Sinnbild der Oberhoheit über Ost und West einverleibt worden. Das Zarentum fing an, sich als Kämpfer der griechisch-katholischen Christenheit gegen die Ungläubigen zu geberden.

Allein wiederum wird das Reich, wie beim Mongolen-Sturm, von einem großen Sturze heimgesucht. Kaum hat der letzte starke Tyrann aus Ruriks Geschlecht die Augen geschlossen, so geben sich die Anzeichen der Auflösung kund. Polen, Deutsche der Ostsee-Länder, Schweden, Tataren von Astrakhan und andere über das Umsichgreifen der Zaren ergrimmte Völker erscheinen im Felde. Innere Kämpfe verwickeln die Lage noch weiter. Thronbewerber, oft die abenteuerlichsten, fragwürdigsten Gestalten, erheben sich von allen Seiten. Kriege um die Krone brechen die letzte Kraft des Reiches. Die Hauptstadt Moskau fällt in die Hände der Polen. Rußland wird wiederum die Beute der Fremdherrschaft.

Die Meinung ist ziemlich allgemein verbreitet: Rußland sei erst durch Peter I. aus sich herausgerissen, mit fremden Einflüssen durchsetzt, von ihnen umgemodelt worden; zwischen Peter und seinen Vorgängern scheide sich deshalb die Geschichte und die Entwicklung Rußlands scharf ab. Diese Behauptung ist so falsch wie

möglich. Das zuerst warägisch geformte, später tatarisch regierte und umgestaltete Rußland hat auch in den inneren Kämpfen, in welchen Polen zeitweilig sein Gebieter war, sehr vielerlei fremde Einflüsse aufgenommen und aufnehmen müssen. Es bildet daher nicht die wunderbare, „ganz eigenartige, zwischen Asien und Europa selbständig dastehende Welt," die uns gewisse Panslawisten von der Weltverjüngungsschule vorspiegeln möchten.

Man werfe nur einen Blick in das bereits angezogene Werk des französischen Hauptmanns Margeret, der von 1590 bis 1606 unter vier russischen „Kaisern," wie er sie nennt, diente. (Denn den Kaiser-Titel beanspruchten die Zaren schon damals; er ist nicht zum erstenmale unter Peter aufgekommen, wie die landläufige Mär geht.) Da finden wir, zufolge Margerets Angabe, 2500 Deutsche, Polen und Griechen im russischen Heere, anscheinend zu nicht geringem Teile in Hauptmannsstellung, mit hohem Sold.

Die Masse des russischen Heeres schildert der französische Landsknecht als „eine unglaubliche Anzahl von Schatten vielmehr als von wirklicher Mannschaft . . . schlecht beritten, ohne Ordnung, Mut oder Mannszucht, indem viele unter ihnen dem Heere mehr Schaden als Nutzen zufügen." Daneben stellt Margeret Soldtruppen aus Kasan, Tscheremissen, Tataren, Mordwinen, auch 3—5000 Tscherkessen, worauf er der Deutschen, Polen und Griechen gedenkt. Augenscheinlich bildeten die letztgenannten, nicht-moskowitischen, nicht-slawischen Scharen zusammen den festen Kern des im übrigen „schattenhaften" Heeres.

So stand es schon zu jenen Zeiten mit dem angeblichen ur-slawischen und urkräftigen Russentum.

Während des grausen, gräuelvollen Wirrwarrs der Thron-Kriege in Rußland ermüdete die Aufmerksamkeit Europas abermals. Rußland wurde von neuem zu einem Lande, dessen Umrisse im Dunkel verschwammen. Endlich legt sich das Durcheinander des blutigen Getümmels und der Verschwörungen in den Sakristeien und den Adelsschlössern durch die Wahl eines Romanoff.

In diesen Kämpfen war eine volksmäßige Gestalt zum erstenmal herausgetreten: Kosma Minin, der Fleischer, der den Aufstand gegen die Fremdherrschaft leiten half. Aber am Ende all' dieser schauerlichen Ereignisse findet sich das Volk nur in noch tiefere Fesseln geschlagen: die letzte Spur einer nicht-leibeigenen Bauernschaft ist verschwunden.

Im Jahre 1670 zuckt allerdings ein Aufstand empor, ein Aufstand von Kosaken und Leibeigenen. Er erfolgte unter der Regierung des Zaren Alexei, des Vaters Peters I. Stenka Rasin hieß der Führer. Der Lauf der Erhebung lag der Wolga entlang, wo nicht slawische, sondern tatarische und finnische Völker hauptsächlich wohnten. Auch bei späteren Erhebungen hat sich diese südöstliche Ecke, welche einen kriegerischeren Stamm enthält, als es die Bewohner der mittleren Reichsgebiete sind, stets als die gefährlichste für die kaiserliche Mißverwaltung erwiesen.

Stenka Rasin suchte einen Eindruck auf die Bauernschaft zu machen, indem er vorgab: er habe des Zaren ältesten Sohn und einen hohen Würdenträger der

Kirche bei sich. Rasch nahm er Astrakhan, Samatow, Simbirsk und andere größere Städte entlang der Wolga ein und gedachte dann Moskau zu erstürmen, damals noch die Hauptstadt des Landes.

In einem alten Büchlein,[1]) das von einem Engländer verfaßt ist, der damals in Rußland war und von dem Aufstande als von einem „nichtswürdigen Versuche" spricht, finde ich höchst anziehende Einzelheiten über die Ausdehnung und Stärke des Aufstandes und die dem Throne und den adeligen Eigentümern der Leibeigenen drohenden Gefahren. „Wäre diese aus 200000 Mann bestehende Empörer-Macht geeinigt und einmütig gewesen, so wäre es," wird da gesagt, „den Streitkräften des Zaren schwierig geworden, ihr Widerstand zu leisten und sie zu überwinden."

Allein die Aufständischen waren „unter sich getrennt und vermochten sich nicht über den Oberbefehl zu einigen." Nichtsdestoweniger machte Rasin schnelle Fortschritte. „Überall," sagt der englische Verfasser von 1672, „versprach er die Freiheit und eine Loslösung von dem Joche (so nannte er es) der Bojaren oder Adeligen, die er als Unterdrücker des Landes bezeichnete. In Moskau selbst fingen die Leute offen an, zu seinem Lobe zu reden, als wäre er ein Mann, der das öffentliche Wohl und die Freiheit des Volkes suche; weshalb der Große Zar genötigt war, an einigen ein öffentliches Beispiel zu vollziehen, um die Übrigen abzuschrecken."

Um den Aufstand zu dämpfen, hatte der Knäs Dolgorukoff, als Oberbefehlshaber, sich der Mithilfe deutscher Hauptleute zu bedienen, welche „nachher von Sr. Majestät höchlich dafür belobt wurden, daß sie ihre Mannschaft so trefflich angeführt hatten." Nachdem der Sieg errungen worden, kam das gewöhnliche Martern, Aufhängen, Köpfen und Verbrennen der Gefangenen. „Innerhalb dreier Monate wurden durch Henkershand 11000 Mann auf gesetzliche Weise, nach Zeugen-Anhörung, hingerichtet. Im Felde waren hunderttausend Mann getötet worden. Rasin und sein Bruder wurden auf die Folter gespannt. Dann hieb man Rasin den rechten Arm und das linke Bein ab, nachher den Kopf."

Noch ist einer rührenden Geschichte zu erwähnen — von einer Nonne, welche über ihr Klostergewand Männerkleidung angelegt hatte und mit den Aufständischen einherzog. Als das auf den Flammentod lautende Urteil über sie erging, zeigte sie keinerlei Veränderung und keine Todesfurcht. Nach russischer Weise sich über Stirne und Brust bekreuzend, „legte sie sich ruhig auf den Scheiterhaufen nieder und wurde zu Asche verbrannt."

Das ist der erste bekannte Fall einer für die Volkssache handelnden und sterbenden Russin.

IX.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts tritt Zar Peter auf die Bühne. Er faßt die Entwürfe der normannisch-russischen Großfürsten Oleg, Igor, Swia-

[1]) A Relation Concerning the Particulars of the Rebellion lately raised in Muscovy by Stenko Razin. In the Savoy: 1672.

toslaw, Wladimir und Jaroslaw (drei dieser Namen sind rein germanisch) mit denen der mongolisierten Zaren Iwan III. und Iwan IV. zusammen. Sein gieriger Blick umspannt zugleich Nord und Süd, das Schwarze Meer und die Ostsee, die Türkei, den Kaukasus und die tatarischen Gebiete — Europa und Asien. Er reißt die Russen aus dem mönchischen Wesen, in das sie unter den ersten Romanoff versunken waren. Er sucht sie mit mechanischen Mitteln dem Westen mehr zu nähern: er läßt ihnen den Kaftan kürzen, den Bart scheeren, richtet sie nach holländischem oder Berliner Muster zurecht und stößt sie mit harter Faust gegen die Thore Europas hin.

Seit dem Auftreten dieses für Neugestaltungen thätigen, aber keineswegs selbständig schöpferischen, vielmehr nachweisbar oft an Vorhergegangenes anknüpfenden Tyrannen, in welchem sich machiavellistische Berechnung und die scheußlichste Gewaltthat, ein in Erhabenheit sich spreizender Ehrgeiz und bare Verrücktheit in sonderbarer Mischung paarten, ist die Welt von dem Gerede über Rußlands „Jugend" unablässig betäubt worden. Das schon berührte sogenannte „Vermächtnis Peters des Großen" — eine unzweifelhafte Fälschung, in der jedoch die Grundzüge und Ziele der neueren zarischen Staatskunst richtig erfaßt sind — hat diesem unsinnigen Gerede am meisten Vorschub geleistet. Die Russen werden nämlich da als neue Nordmänner bezeichnet, welche frisches Leben in die ausgetrockneten Adern der Völker gießen sollen.

Hohle Schwärmer, die sich in Weltuntergangsträumen ergingen, und bezahlte Lohndiener einer mit „panslawistischen" Federn herausgeputzten, eroberungssüchtigen Hofpolitik griffen diesen Gedanken mit Eifer auf. Man faselte von einem tief-innerlichen Zuge der slawischen Völker nach den sonnigen Gestaden des Südens. Man dichtete dem russischen Bauern ein sehnsüchtiges Verlangen nach der „heiligen, aber entweihten Stadt" am Goldenen Horn an. Man schob ihm das Bewußtsein einer großen orientalischen Sendung zu, putzte den armen Teufel mit Gewandstücken aus allen Kleiderschränken geschichtlicher Romantik heraus und machte aus ihm ein wahres Wundergeschöpf. Man stellte das heilige Rußland als eine Art riesenhafter politischer See-Jungfer dar, welche aus dem Eismeer auftaucht und mit ihren fremdartigen Blicken das Blut des „alten Europa" soll gerinnen machen.

Das ist ein fratzenhaftes Possenspiel; die Wirklichkeit ist viel einfacher. Das finnisch-slawische Volk, zuerst von Warägern niedergehalten, dann unter die Peitsche der Mongolen gebeugt und später von Zaren tyrannisiert, welche alle Grausamkeit, alle Verderbtheit und allen Wahnsinn orientalischer Despoten und römischer Imperatoren in sich vereinigten — dies Volk war nicht der Urheber der Eroberungspolitik und ist nicht verantwortlich für die Weltverjüngungs-Fabeleien. In seiner sklavischen Niedergedrücktheit hat es sich nie absonderlich jugendfrisch gefühlt. Was aber an geistigen Fähigkeiten über die unteren Schichten herausragt und sich edleren Sinn bewahrt hat, wäre heute meist glücklich, wenn ihm auch nur ein Teil der Freiheit des „alten Europa" zu teil würde.

Das moskowitische Volk hat die Jahrhunderte hindurch lediglich als corpus vile, als gemeiner Körper gedient, mit dessen Hilfe die Eroberungsversuche, die

Digitized by Google

Versuche zur Weltherrschaft, angestellt wurden. Weder „slawische Wanderlust und schweifender Sinn," noch „griechisch-katholische Inbrunst" haben die Angriffe in der Richtung auf Konstantinopel hin veranlaßt.

Als die Heidengötter Porun und Yurru noch zu Kiew angebetet wurden, während zu Byzanz die christliche Rechtgläubigkeit im Purpur thronte, führten die germanisch-russischen Fürsten Krieg gegen Ost-Rom, weil, wie sie sagten, die Russen (d. h. eben die germanischen Nordmänner aus schwedischem, norwegischem, anglischem, gotischem Stamm[1]) „Blutmänner" seien und die Griechen (d. h. die Byzantiner) „Weiber." Im zehnten Jahrhundert, als Wladimir (Waldemar) denselben Glauben angenommen hatte wie die byzantinischen Kaiser, mußte man noch einen anderen Grund suchen. Konstantinopel sollte dann der Herrscherſitz werden, „weil es der Würde der Großfürsten gezieme, die Taufe in der Hauptstadt des orientalischen Christentums zu empfangen."

Im Vorbeigehen mag hier erwähnt werden, auf welch' bezeichnende Art das Christentum, auf Befehl des Großfürsten, in ganz Rußland Eingang fand.

Die alten Jahrbücher erzählen: Wladimir habe das von Olga[2]) zum Teil eingeführte Christentum bei Beginn seiner Regierung wieder abgeschafft, die alten Götzenbilder aufgerichtet, ihnen frische silberne Köpfe machen und Menschenopfer bringen lassen. Derselbe Fürst — und das ist erwähnenswert, weil die Waräger damals noch ihren germanischen Ursprung vor Augen hatten — soll neben mehreren Frauen auch einen Harem von 800 Beischläferinnen gehabt haben: ein auffallender Beweis, wie rasch die Waräger-Häuptlinge sich asiatisierten. Eines Tages nun scheint Wladimir der Gedanke gekommen zu sein, als könne ihm die Annahme des griechisch-katholischen Glaubens zur besseren Entwickelung der streng monarchischen Regierungsform nützlich werden. In Byzanz war ja der Kaiser zugleich auch Stellvertreter oder vielmehr Fleischwerdung Gottes; und als Gotteslästerung galt es dort, an des Kaisers Urteil zu zweifeln.

So ließ sich Wladimir denn von Konstantinopel einen griechisch-katholischen sogenannten Philosophen kommen, aus Deutschland einen römisch-katholischen Mönch, aus dem Reiche der Khazaren einen talmudistischen Juden, einen mohammedanischen Priester aus irgend einem orientalischen Reiche. Nachdem er das Für und Wider über Beschneidung, Enthaltsamkeit vom Wein und dergleichen angehört, entschied er sich, griechischer Katholik zu werden. Und um seinen Glauben sofort werkthätig zu bezeugen, drang er mit gewaffneter Hand in die damals die Oberhoheit von Konstantinopel anerkennende Krim ein, eroberte Cherson und machte sich zum Angriffe gegen Byzanz selbst bereit, als er noch in der elften Stunde dadurch beschwichtigt wurde, daß der oströmische Kaiser ihm eine Prinzessin als Braut in die Krim hinüberschickte.

Dem Heidentum in Rußland wurde dann rasch durch einen Ukas ein Ende

---

[1]) Bei dem alten russischen Geschichtschreiber Nestor: „Rus, Swie, Nurmane, Angliane und Gote"; also Skandinaven und Deutsche.

[2]) Bei den griechischen Schriftstellern: „Elga" (Ἔλγα). Es ist der nordisch-germanische Name „Helga"; der angelsächsische „Halga".

gemacht. Der Gott Porun, an einen Roßschweif gebunden, wurde in den Dniepr gestürzt und das Volk mit der Knute in die Flüsse getrieben, um den alten Adam abzuwaschen und einen neuen Menschen anzuziehen. Auf diese Weise wechselte die Bevölkerung ihre Religion.

Wie anders ist doch die Geschichte der in dreißigjährigem Kampfe um die Erhaltung ihres Götterglaubens und ihrer alten Freiheiten ringenden Sachsen, oder selbst die Bekehrungsgeschichte der Letten!

Nachdem Konstantinopel in die Gewalt der Sultane gefallen war, veränderten die rechtgläubigen Zaren natürlich ihre Sprache und brachten eine neue Begründung ihres Anrechts vor. Jetzt hieß es, wenn auch nur in heimlicher Munkelei mit den Griechen: Konstantinopel gebühre Rußland „wegen der Heirat Iwan Wassiljewitschs mit der Nichte des letzten Paläologen."

Mittlerweile stieg die Türkei vom Zenith ihrer kriegerischen Macht herab. Die russischen Waffen fingen von neuem an, sich gegen die Balkan-Halbinsel zu richten, und Peter I. griff daher die kirchlich-religiöse Überlieferung wieder auf, welche sich unter seinen Vorgängern im stillen fortgesponnen hatte.

In dem darauf folgenden philosophischen Zeitalter Katharinens II. ersann man neue Vorwände. Mit den Grundsätzen des Freisinns und des klassischen Humanismus liebäugelnd, während thatsächlich in Rußland eine rohe Gewaltherrschaft fortgesetzt wurde, redete man von der Notwendigkeit, dem türkischen Halbmond (er ist eigentlich ursprünglich nicht türkisch) den Garaus zu machen, „um die Republiken des alten Hellas wieder zu erwecken" — selbstverständlich unter russischer Oberhoheit.

Nachträglich, als die Umwälzungsstürme in Frankreich brausten, kamen Philosophie und klassische Anklänge in Petersburg aus der Mode. Man ging also abermals auf die Religion zurück und erklärte es für eine Schmach, daß die heilige Stadt, aus welcher Rußland das Licht des Christentums empfangen, unter dem Joche islamitischer Ungläubigen schmachte.

Neben diesem kirchlichen Beweisgrunde war unterdessen ein ärztlicher aufgekommen. Der Türke wurde zum „kranken Manne" erklärt. Dies Gutachten stammt übrigens nicht von dem Kaiser Nikolaus her, der sich überhaupt wenig durch geistreiche Worte ausgezeichnet hat. Es ist vielmehr ein Sprühfunken des Witzes Voltaires, der den Ausspruch zu Gunsten Katharinens II. that.

„Echt russisch!" wäre man hier zu sagen versucht. Denn wie seit tausend Jahren in Rußland unendlich vieles unter fremder Firma, unter erborgtem Gewande vor sich ging, so auch hier wieder. Nur zu oft haben sich der Verstand und die Thatkraft Europas in den Dienst einer Macht gestellt, welche unsere eigene Sicherheit bedroht — ihr Gedanken an die Hand gegeben, deren entschlossene Bekämpfung uns obläge.

X.

Peter I. hatte hohe Ziele nach außen verfolgt. Das Gleiche geschah unter Katharina II.; doch ihre Regierung wurde von dem schon erwähnten Aufstande Pugatscheffs bedroht.

Zwei Jahre lang (1773—75) erschütterte der gefürchtete Kosak den Südosten des Reiches. Er begann seine Empörung unter dem Namen Peters III. den die Volkssage als noch lebend annahm. Das dunkle Verbrechen, das die Kaiserin verübt, klebte nun an ihren Händen. Es suchte sie unter der Form dieser Empörung heim, in welcher die trügerische Erscheinung ihres gemordeten Gatten, gleich einer Rächergestalt, von den nebelumhüllten Ufern der Wolga an die vergoldeten Türme von Moskau heranzog.

Rußlands Geschichte ist voll von solchen fürstlichen Trugbildern — geisterhaften Abspiegelungen geheimer Palast-Mordthaten. Meist sind die Versuche von Volksstämmen und schwer gedrückten Ständen, das Joch abzuwerfen, dort mit Betrügereien halb tragischer, halb zerrhaft abenteuerlicher Art verquickt gewesen. In der Geschichte der falschen Demetriusse und der zahlreichen, mit ihrer Erhebung und ihrem Sturze verknüpften Verschwörungen zeigt sich eine Reihenfolge von Greueln und Täuschungen, in denen das Gräßliche beständig ans Lächerliche streift. Nachdem Pugatscheff eine Zeitlang im Felde gelegen unter dem Vorgeben, er sei Peter III., standen nicht allein eine Anzahl falscher Peter, sondern auch viele falsche Pugatscheffe überall als gewaffnete Häupter auf. Zuletzt war ein großer Teil des Reiches mit einem völligen Mummenschanz von solchen Doppelgängern und Zurückgekehrten aus der Geisterwelt erfüllt.

Die ihrer Krone drohende Gefahr war den Augen der tief erschreckten Kaiserin stets gegenwärtig. Unzufriedene jeglicher Gattung griffen zu den Waffen in den Ural-, Wolga- und Don-Gebieten. Völker, die ihre Unabhängigkeit eingebüßt, machten gemeinsame Sache mit Enterbten und Hörigen, deren Väter einst auf eigener Scholle gesessen. Der Sinn des Thrakers Spartacus mischte sich in diesen Kämpfen, gewissermaßen, mit dem des Vercingetorix und Civilis.

Polen, als Verbannte in den südöstlichen Reichsgauen lebend, halfen Pugatscheffs Geschützwesen einrichten. Ein russischer Heerführer nach dem anderen erlitt eine Niederlage. In vielen Fällen gingen Katharinens Truppen zu Pugatscheffs „Peter" über, indem sie ihre Offiziere an ihn auslieferten. Er hängte die Offiziere, nahm die Soldaten in sein Heer auf, indem er sie nach Kosakenart kleidete und ihnen Haar und Bart auf die Weise dieser kühnen Räuber-Soldaten herrichten ließ. Eine Zeitlang war Pugatscheff der Zar in Ost-Rußland.

In Moskau, wo hunderttausend Leibeigene wohnten, gaben sich Anzeichen einer tiefen Bewegung kund. Die Menge begann, wie einst zu Rasins Zeiten, von Freiheit zu reden. Drohungen einer massenhaften Niedermetzelung ihrer Herren wurden laut. Wahrlich, es stand längere Zeit schlimm um Katharinens Thron.

Über die letzten Tage des gefangen eingelieferten Kosaken-Führers giebt ein 1775 in London veröffentliches Werk (Le Faux Pierre III.) mancherlei wichtige Aufschlüsse. Wir lesen da: „In anbetracht, daß die Kaiserin das Verfahren der Richter eingeschränkt hatte, welche es für ihre Pflicht gehalten haben würden, Martern anzuhäufen, um ihn für seine Missethaten zu strafen, verurteilten sie ihn

lediglich in ihrem Spruche dazu, daß ihm zuerst Füße und Hände abgeschlagen und er dann enthauptet werden solle."

Dies war die gnädige Auffassung Katharinens, welche den eigenen Gemahl ums Leben gebracht. Allein durch ein eigentümliches Versehen des Henkers wurde sie in ihrem menschenfreundlichen Wunsche enttäuscht. Statt zuerst Pugatscheffs Hände und Füße abzuhauen, fing der Henker mit dem Kopfe an! Darüber nachher zur Rede gestellt, entschuldigte er sich mit einer plötzlichen Anwandlung von Vergeßlichkeit. Das erwähnte Buch, welches eine Übersetzung aus dem Russischen ist, sagt jedoch: Viele haben geglaubt, es seien dem Henker geheime Befehle von Anhängern des verurteilten Führers zugegangen, durch die er gezwungen worden, so zu verfahren. Der Einfluß dieser Anhänger muß also groß gewesen sein. Man wird dadurch einigermaßen an gewisse, von den sogenannten Nihilisten in neuerer Zeit mit Erfolg erlassene Befehle erinnert.

Es wurde auch bei Hinrichtung Pugatscheffs angegeben: mächtige geheime Freunde des Betrügers hätten dem Henker eine beträchtliche Belohnung, desgleichen Straffreiheit für seine schuldvolle „Geisteszerstreutheit" versprochen. Andere erklärten: der Henker sei sogar ein Freund und Anhänger Pugatscheffs gewesen und habe ihm zugesagt, seine Leiden durch Beschleunigung des Todes abzukürzen.

Nach Pugatscheffs Sturz vermochte sich der Süden nicht mehr der Leibeigenschaft zu erwehren. „Der Bauer der Ukraine," schrieb Ogareff in unserer Zeit, „wich der Gewalt; aber nie glaubte er, daß der Boden, auf dem er wohnte und den er bebaute, nicht ihm gehöre; und noch leben alte Leute, welche sich erinnern, daß es unter ihnen keine Leibeigenschaft gab. Der russinische Bauer betrachtet sich deshalb als Eigentümer und hält die Leibeigenschaft für ein zeitweiliges, ihm von einem Fremden auferlegtes Joch d. h. von der kaiserlichen Regierung zu Petersburg, die er nach alt-überlieferter Weise eine moskowitische nennt."

So wahr ist es, daß sich Süd und Nord in einem Stammesgegensatz wußten, der auch tiefe staatliche Bedeutung hat.

Es ist nicht unser Zweck, diesmal die Geschichte der Verschwörungen zu schreiben, welche seit dem Beginn dieses Jahrhunderts auf den Sturz des Selbstherrschertums hinarbeiteten, und in welche unter der Regierung Alexanders I. und bei Beginn der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus Männer aus den ersten Familien Rußlands als Leiter verflochten waren. Wer diese Geschichte kennt, der weiß, daß es 1825 an einem Haare hing, ob das Zarentum oder die Verschwörung als Sieger aus dem Aufstande hervorging.

Überblicken wir die Vorgänge in Rußland seit 1800, so finden wir Paul I. durch eine Palastverschwörung „vom Schlage getroffen"; Alexander I. auf eine immer noch nicht aufgeklärte Weise sehr plötzlich „im Trübsinn" verstorben; Nikolaus im Blute einer der gefährlichsten Empörungen zum Throne watend, einige Jahre darauf mit der polnischen Erhebung ringend, im Krim-Kriege von der Höhe seiner Macht gestürzt und ebenfalls plötzlich mit Tod abgehend;

Digitized by Google

Alexander II. durch die Nihilisten in die Luft gesprengt; Alexander III. unablässig in gleicher Weise bedroht.

Andererseits hat sich die russische Staatskunst seit Peter I. und Katharina II. trotz gelegentlicher Mißerfolge, fortwährend im Sinne des berüchtigten „Vermächtnisses" entwickelt. Gegenüber Europa ist dabei: das „teile und herrsche" von der meist aus europäischer Schule stammenden Petersburger Diplomatie mit all' dem Eifer angewendet worden, dessen die Abtrünnigen bekanntlich fähig sind. Als Abtrünnigkeit von der Sache europäischer Sittigung muß es bezeichnet werden, wenn Männer von deutschem, hier und da auch polnischem und schwedischem Stamme sich in den Dienst der zarischen Weltherrschaftsgelüste stellten und noch stellen.

So faßte Rußland Fuß auf jenem Schrittstein nach Konstantinopel, auf der Krim — rückte vor die Thore von Stockholm — pflanzte sich wie ein Keil in die östliche Weiche Deutschlands — legte seine Sprenggruben entlang der Donau — schwächte Persien — opferte zahllose Heere, um die Bergvölker des Kaukasus zu bändigen, suchte bald durch Gewalt, bald durch List die Khanate der unabhängigen Tatarei für seine Zwecke zu beugen — nahm Stellung am Amur und schloß sich riesige Länderstrecken im Norden Chinas an — überrannte zuletzt ganz Mittelasien, indem es zehnmal an England erteilte Versicherungen brach — drang in die Kabinette Europas mit seinen anerkannten oder geheimen Sendlingen und Zuträgern, in die öffentliche Meinung unseres Weltteils und Amerikas durch die Feder falsch-liberaler Schriftsteller ein — träufelte falsche Ratschläge in das Ohr der Regierenden und Völker — mischte seine gestochenen Karten in alle Spiele — sprang zuletzt bis in das Vorwerk Indiens, bis nach Afghanistan hinein — und ist neuerdings daran, sich des Vorwerkes von Konstantinopel, des neugegründeten Bulgaren-Staates, zu bemächtigen.

Eine große Pflicht tritt jetzt an Europa, vor allem an Rußlands Grenznachbarn heran, zu denen die Balkan-Völker und die Türkei, Österreich-Ungarn und Deutschland, aber auch England als Seestaat und als Herrscher über Indien gehören. Die Erfüllung der Pflicht sollte um so leichter werden, da sie die Pflicht der Selbsterhaltung in sich schließt. Und von der Aussicht auf guten Erfolg, wenn der rechte Mut dabei ist, wird jeder überzeugt sein, der die Geschichte des Zaren-Reiches kennt: seine innere Schwäche, seinen oft so plötzlichen Niedergang — nach keckstem, auf die thörichte Uneinigkeit der Gegner schlau berechnetem Anlauf, seinen wiederholten jähen Sturz.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Die Katastrophe Robert Blums.

Eine Episode aus dem Sturmjahre 1848.

Die Revolutionen vom 15. März 1848 in Wien und 18. März in Berlin hatten drei konstituierende Versammlungen ins Leben gerufen. Die nach Frankfurt vom Vorparlamente zur Entwerfung einer Verfassung für das entstehende Deutsche Reich berufene war zuerst, am 19. Mai, zusammengetreten; ihr folgte am 22. Mai die „preußische Nationalversammlung" nach, gerade an dem 33. Jahrestage der königlichen Verordnung Friedrich Wilhelms III., welche die Bildung einer reichsständischen Repräsentation des Volkes verhieß; in Wien währte es bis zum 22. Juli, an welchem der inzwischen zum Deutschen Reichsverweser erkorene Erzherzog Johann den konstitutionellen „Reichstag" eröffnete. Wie die Hauptaufgabe, die Schöpfung einer den Rechtsanschauungen und den materiellen Bedürfnissen der Zeit entsprechenden und gerecht werdenden Verfassung, dieselbe war, so waren auch die sich ihr entgegenstellenden Schwierigkeiten in den wesentlichsten Punkten dieselben: nämlich die Verwickelungen mit dem Auslande, der Nationalitätenhader im Innern und vor allem die maßlosen Anforderungen der Demokratie und deren Gewissenlosigkeit in Anwendung der Mittel. Alle drei Versammlungen sind an ihrer Aufgabe gescheitert und alle drei wegen desselben Fehlers. Anstatt die vorgelegten Verfassungsentwürfe sofort in Beratung zu nehmen, die Frankfurter den der Siebzehner-Kommission des Vorparlamentes, die Berliner den vom ersten Ministerpräsidenten Camphausen ausgearbeiteten, die Wiener die vom Ministerium Pillersdorf unterm 25. April bereits publizierte Verfassung, schritt man dazu, ganz neue Entwürfe durch besondere Ausschüsse konstruieren zu lassen und verlor darüber die beste Zeit und damit das Ansehen, das Vertrauen und die Macht sowohl bei den Regierungen wie bei dem besser gesinnten Teile des Volkes. Der Wiener Reichstag war allerdings dabei am meisten zu entschuldigen. Italien wie Ungarn stand in offenem Felde gegen Deutsch-Österreich und selbst die Dynastie; in Prag hatte Fürst Windischgrätz die tschechische Bewegung eben erst niedergeworfen; der Reichstag trat in einem Zustande völliger Hilfslosigkeit zusammen. In Berlin verzettelte man die Zeit in eben so unfruchtbaren wie leidenschaftlichen Debatten über die Zustände und Vorgänge im Inneren des Landes, und in Frankfurt war es, um mit General v. Radowitz zu reden, „die lasterhafte Tugend der Deutschen Gründlichkeit," welche alles verdarb, dann aber auch die Sucht hohe Politik zu treiben, überall zu regieren, intervenieren, organisieren. Im großen und ganzen waren unerachtet der aufgeregten Zeit die Wahlen der Mehrheit noch konservativ ausgefallen. Insbesondere hatte in Frankfurt, wo die demokratische Partei nur ein schwaches Fünftel der Versammlung ausmachte, diese auch nicht die entfernteste Aussicht, ihre Sache, die

eine und unteilbare Republik, durchzusetzen. Sie stützte sich daher auf die Revolution, welche sie überall wach und warm zu halten, womöglich permanent zu machen suchte. Dazu boten die mit Vorliebe auf die Tagesordnung gezogenen auswärtigen Fragen: die slawische, die italienische, die polnisch-posensche, vor allem aber die schleswig-holsteinische den besten Anlaß. In letzterer gab die Genehmigung des Waffenstillstandes von Malmoe, welcher Deutschlands Ehre und Ansehen allerdings antastete, das Signal zum Aufstande, der nach kurzem, blutigem Kampfe zwar niedergeworfen wurde, aber durch die Ermordung des Generals von Auerswald und des Fürsten Lichnowsky einen häßlichen Flecken auf den Blättern unserer Geschichte zurückließ. In Berlin ging es nicht besser. Wie im Volke, so wuchs auch in der Versammlung die demokratische Partei mit jedem Tage. Zwei Ministerien hatten ihr bereits weichen müssen. Die Art und Weise, wie die Tage vom 18. und 19. Mai, noch mehr aber der Zeughaussturm vom 14. Juni von der Majorität der Versammlung beurteilt worden, und die darüber gefaßten Resolutionen hatten Camphausen überzeugt, daß, wie er es ausdrückte, „sein Ministerium der Vermittelung" nicht mehr am Platze sei und ihm ein „Ministerium der Ausführung" folgen müsse. Dieses, das Ministerium Auerswald-Hansemann, scheiterte dann an dem Steinschen Antrage, welcher alle Offiziere aus der Armee entfernt wissen wollte, deren politische Überzeugung nach der ihnen darüber abzufordernden Erklärung es nicht gestattete, an der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes mitzuarbeiten. Da, am 22. September, übernahm dann General von Pfuhl das Ministerium. Auch ihm war nur eine kurze Frist beschieden. Die Ereignisse in Wien führten die Krisis herbei. Erzherzog Johann hatte in seiner feierlichen Eröffnungsrede von dem „innigen Verbande mit Deutschland" gesprochen. In einem Atemzuge erhielten auch die Tschechen das Versprechen „der vollen Gleichberechtigung aller Nationalitäten." Mit diesen Zusicherungen und der selbstverständlichen Gewährung der Hauptforderung der Wiener: „Konstitutionelle Monarchie auf breitester Grundlage —" glaubte das Ministerium Doblhoff-Bach sich behaupten und eine kompakte Majorität finden zu können. Die Rechnung schlug fehl. Die Tendenzen der Tschechen und der deutschen Demokratie gingen zu weit auseinander, und gleich die ersten Debatten erwiesen sie als unversöhnbar. Die tschechische Phalanx bot dem Ministerium ihre Dienste gegen Ungarn wie gegen die Wiener Demokratie aufs eifrigste an, verlangte aber dafür die gänzliche Aufgabe der Verbindung mit Deutschland, die Verleugnung der Frankfurter Versammlung, wohin die tschechischen Wahlkreise auch nicht gewählt hatten. Sie wollte nur einen slawisch-germanischen Völkerbund, vermeinend, daß in einer gesamtstaatlichen Verbindung mit Deutschland, sei diese auch nur eine föderative, ihre Nationalität unter- und in der deutschen aufgehen müsse. Das Unglück wollte, daß die deutsche Partei vorwiegend demokratisch gefärbt war und in ihren Führern politisch gebildeter, staatsmännischer Kräfte gänzlich entbehrte. Die Bretfel, Fischhof, Schuselka, Löhner waren zwar befähigte, kenntnisreiche Männer, auch gewandte Redner, aber höhere, weiter tragende Gesichtspunkte fehlten ihnen durchaus. Sie rechneten nur mit den Faktoren des Tages, der Wiener Straßendemokratie und

der revolutionären Bewegung der Zeit überhaupt, in dem irrigen Glauben, daß der Sieg über die Revolution nur ein Sieg des Absolutismus sein könne und werde.

Anfänglich schien die Regierung sich auf die deutsche Partei stützen zu wollen. Sie redete der Linken das Wort: die Wahl des Konstitutionsausschusses nach Provinzen vorzunehmen, weil die Wahl nach der Bevölkerungszahl dem nichtdeutschen Elemente die Majorität verschafft hätte. Aber bald zeigte es sich, daß diese Übereinstimmung mehr eine zufällige als absichtliche war; die ungarische Frage brachte das zu tage. Die Linke wollte aus der Zentralisation der ungarischen Landesteile für die deutsche Demokratie politisches Kapital schlagen, der Regierung war jene Zentralisation einfach Selbstzweck, dessen Erreichung in der Idee eines österreichischen Staatswesens läge; der Kriegsminister, Graf Latour, erklärte auf bezügliche, die deutschen Farben betreffende Interpellationen gerade heraus, die Regierung befolge bloß nebenher deutsche Politik, hauptsächlich aber nur österreichische. Zu neuem, erbittertem Streit kam es dann über die Frage, ob die Beschlüsse des Reichstages über den Wegfall der Grundlasten im Wege entgeltlicher Ablösung der kaiserlichen Sanktion bedürften. Das Ministerium setzte zwar auch dieses Mal noch seinen Willen durch, mußte aber leider erkennen, daß ohne Mithülfe der Tschechen in der jetzt immer brennender werdenden ungarischen Frage nicht weiter zu kommen war. Vom ungarischen Landtage erschien, den Palatin Erzherzog Stephan an ihrer Spitze, am 15. März, demselben Tage, wo Kaiser Ferdinand das Patent auf Erlaß einer Konstitution für Deutsch-Österreich unterzeichnete, eine Deputation vor ihm, welche in kategorischer Weise folgende Forderungen stellte: Ein selbständiges, dem Lande verantwortliches Ministerium in Pest, Erhebung des Palatins zum unverantwortlichen alter ego des Königs, wenn dieser außer Lande, keine Regierung durch Fremde, nur ungarische Minister dem Könige zugeteilt, keinerlei Einmischung der erbländischen Minister, pünktliche Ausführung der ungarischen Gesetze — Recht mit einem Worte und die Macht, es unversehrt zu halten! Der geängstigte Kaiser bewilligte alles. Das aber und der Weg, welchen der ungarische Landtag jetzt betrat, der unausbleiblich zur gänzlichen Lostrennung Ungarns von Österreich führen mußte, hatte eine ebenso entschiedene Gegenbewegung in Kroatien hervorgerufen, wo der Banus Jellachich sich offen, aber im geheimen Einverständnisse mit dem Hofe und dem Ministerium, gegen den ungarischen Landtag auflehnte. Es schien jetzt an der Zeit, das bis dahin sogar offiziell verleugnete Vorgehen des Banus laut zu rechtfertigen und die Solidarität der Regierung mit seinen Bestrebungen kund zu geben. Dies geschah durch volle Wiedereinsetzung Jellachichs in Amt und Würde, als Antwort auf das entgegengesetzte Verlangen einer Deputation des ungarischen Landtags an den Kaiser. Nun sandte jener eine zweite Deputation an den Reichstag, um von dieser die Intervention zwischen der Krone und Ungarn, zwischen Magyaren und Kroaten zu erbitten. Dem Ministerium kam das sehr genehm, ihm konnte nichts erwünschter sein als den Reichstag zum Richter gesetzt zu sehen zwischen Ungarn und der öster-

Digitized by Google

reichischen Regierung, aber die Tschechen dachten und wollten es anders. Sie konnten es nicht erwarten, daß der Rassenkampf in Ungarn mit erneuter Kraft auflodere, daß der slawischen Majorität dann durch österreichische Regimenter zum Siege verholfen werde über Magyaren und Deutsche. So setzten sie es durch, daß der Deputation der Zutritt verweigert wurde, und damit schwand die letzte Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung zwischen den Volksstämmen Österreichs und Ungarns. Ein kaiserliches Manifest vom 3. Oktober brachte Klarheit in die Situation. Jellachich erhielt die außerordentlichsten Vollmachten über Ungarn, der ungarische Reichstag den Befehl zur Auflösung, das ungarische Ministerium seine Entlassung. Widerstand voraussehend, hatte die Regierung schon früher gerüstet. Am 6. Oktober morgens sollte ein deutsches Grenadierbataillon von Wien nach Ungarn ausrücken. Es weigerte sich und machte mit Studenten und Nationalgardisten, die den Abmarsch hindern wollten, gemeinsame Sache. Die Truppen wurden zurückgedrängt, trotzdem die Aufständischen auch mit dem konservativ gesinnten Teil der Nationalgarde zu kämpfen hatten. Die Minister versammelten sich im Kriegsministerium, kamen aber zu keinem energischen Beschlusse, das ganze Ergebnis ihrer Beratungen war eine wirkungslose Proklamation an das Volk. Vor dem Gebäude sammelte sich eine wild tobende Menge, die nach Bach und Latour schrie. Ersterem gelang es zu entkommen, der greise Kriegsminister aber, der von seinem Posten nicht weichen wollte, fiel den Bluthunden in die Hände und wurde mit gleicher Bestialität ermordet wie Auerswald und Lichnowsky in Frankfurt und Graf Lamberg in Ofen. Umsonst war es, daß die Mitglieder der Linken, Smolka, Fischhof, Borrosch herbeieilten, die Katastrophe zu verhindern, ihr eigenes Leben kam in Gefahr, man jagte sie unter Mißhandlungen fort. Um fünf Uhr Abends trat der Reichstag zusammen. Er erklärte sich für permanent, beschloß eine Loyalitätsadresse an den Kaiser, eine Proklamation an das Volk und Niedersetzung eines Sicherheits-Ausschusses aus seinen Mitgliedern. Alles umsonst; der Kampf war nicht mehr aufzuhalten, Kaiser Ferdinand verließ zum zweitenmale die Hauptstadt und begab sich mit dem ganzen Hofe nach Olmütz. Von den Ministern folgte ihm nur Doblhof, Bach flüchtete nach Ober-Österreich, der dritte und vierte hier und dorthin, nur Kraus, der Finanzminister, hielt auf seinem Posten im Reichstag aus. Durch ihn allein setzte die Regierung ihren Verkehr mit dem Reichstage fort, was nicht hinderte, daß Bach die zahlreichen Proteste des letzteren gegen die in Olmütz beschlossenen militärischen Maßregeln gut hieß und billigte. Es war ein geschicktes Doppelspiel. Siegte die Revolution, so konnte man die Olmützer Regierungsmänner einfach desavouieren und Kraus Recht geben; siegte Windischgrätz, der am 16. Oktober zum Oberbefehlshaber aller österreichischen Truppen mit Ausnahme der unter Radetzky's Kommando in Italien stehenden ernannt worden war, dann konnte die ganze frühere Verwaltung einfach wieder ins Amt treten und war nunmehr einer bleibenden Majorität im Reichstage sicher. Dieser aber schrumpfte schon in den ersten Tagen des Aufstandes zu einem Rumpf-Parlament zusammen. Die tschechischen Deputierten waren geflohen, und auch die Reihen des Zentrums waren, wenn gleich nicht stark, gelichtet. Deshalb im-

ponierte der Reichstag weder der Regierung in Olmütz noch dem Wiener Volke mehr, letzterem deshalb nicht, weil er der radikalen Partei nicht entschieden genug vorging. So war die Lage der Dinge, als die beiden Nationalversammlungen in Frankfurt wie in Berlin einzugreifen beschlossen. Der Kern der Bewegung, das ließ sich nicht verkennen, war deutsch, es stand die Aufrechthaltung der Verbindung der deutsch-österreichischen Provinzen mit Deutschland wesentlich in Frage, und die Zentralgewalt hatte denn auch nicht unterlassen, zwei Reichskommissare, den Abgeordneten Professor Welcker und den oldenburgischen Oberst Mosle mit den ausgedehntesten Vollmachten nach dem Schauplatz der Ereignisse abzusenden. Gleichzeitig erkannte aber auch die Linke in dem Aufstande in Wien das geeignetste Mittel und die passendste Gelegenheit, ihrer Sache die in Frankfurt verlorene Position wieder zu gewinnen, und schickte aus ihrer Mitte Robert Blum und Professor Julius Fröbel, der Reuß-Schleiz vertrat, nach Wien. Ihnen folgten noch andere Mitglieder ihrer Partei, Moritz Hartmann, Schuselka u. s. w. nach. Ganz dieselbe Auffassung von der Sachlage teilte die Linke der Nationalversammlung in Berlin, wo jetzt die „Krawallsouveränität," wie das der Arbeiteraufstand vom 16. Oktober und der Demokraten-Kongreß vom 26. Oktober genugsam bewiesen, die Oberhand gewonnen. Auch sie erkannte in dem Siege wie in der Niederwerfung des Aufstandes ihre eigene Sache, und der Abgeordnete Waldeck stellte deshalb in der Sitzung am 31. Oktober den Antrag: „Das Ministerium aufzufordern, zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte schleunigst aufzubieten." Aber an diesem Tage brachten die Kanonen des Fürsten Windischgrätz die entgiltige Entscheidung. Das war der Mann nicht, welcher, wie er das schon beim Aufstande vom 11. Juni in Prag bewiesen, sich von Adressen und Protesten des Reichstages beirren und sich auf die Vermittelungsversuche der deutschen Reichskommission einließ; er hatte unbedingte Unterwerfung, Stellung von Geiseln und Auslieferung einzelner Rädelsführer gefordert, und als man darauf nicht einging, den Angriff auf die innere Stadt am 28. Oktober unternommen und die Aufständischen genötigt, Verhandlungen wegen einer Übergabe zu erbitten. Da grade überschritt ein ungarischer Heeresteil die Leitha, und das Gefecht, welches sich nun im Rücken des Belagerungsheeres entspann und anfänglich für die Österreicher eine ungünstige Wendung nahm, erregte von neuem die Hoffnungen der Insurgenten; sie nahmen den Kampf am 31. Oktober wieder auf. Die eigene Stadt wurde nun aus schwerem Geschütz beschossen, die Kugeln zündeten an mehreren Orten, so auch in den Lokalitäten der Hofbibliothek, dann wurde das Burgthor genommen, und, durch dieses eindringend, besetzten die Truppen rasch alle Straßen und Plätze; Wien war seinem Kaiser wieder erobert. Der strengste Kriegszustand ward sofort proklamiert, Kriegsgerichte niedergesetzt und der Reichstag geschlossen. Selbstverständlich erfolgten massenhafte Verhaftungen, vorzugsweise von übergetretenen Militärs und Studenten; am 4. November dann auch die Fröbels und Robert Blums. Beide hatten sich am 2. an den vermeintlichen Stadtkommandanten, General Tschoritzsch, gewandt um einen Geleitsschein, erhielten aber als Antwort ein Schreiben, welches sie an den

Digitized by Google

General Cordon verwies, worauf sie ihr Gesuch wiederholten. Die Beantwortung bestand in ihrer Abführung in das Stabsstockhaus. Hier saßen sie bis zum 8. allein, da schob man einen gewissen Matteo Padovani, einen italienischen Wühler, der auch nachmals zu 12 Jahren Festung verurteilt wurde, keineswegs aber, wie Fröbel behauptet[1]), ein Spion war, zu ihnen, und durch ihn verleitet, wiederholten sie ihren bei der Verhaftung mündlich abgegebenen Protest in ziemlich energischen Ausdrücken schriftlich, unter starker Betonung auf ihre Stellung als unverantwortliche und unverletzliche Mitglieder der deutschen National-Versammlung. Zwei Stunden nach Abgabe dieses Protestes gegen 6 Uhr abends ward zuerst Blum zum Verhör abgeholt, das bis 8 Uhr währte. Vor dem Kriegsgerichte wiederholte er mehrmals seinen Protest, erklärte sich jedoch bereit, alle Fragen zu beantworten, deren wesentlichste die war, ob sie beide nach dem 23. Oktober als dem Tage, wo Windischgrätz vor der Stadt angelangt war und diese in Belagerungszustand erklärt hatte, noch die Waffen geführt. Das ließ sich nun nicht bestreiten, wie auch die aufreizenden Reden nicht, die Blum in der Aula gehalten, wo er einen Vernichtungskampf gegen die Revolution gepredigt und sogar von Latonrisieren gesprochen hatte. Über seine thatsächliche Beteiligung am Kampfe geben wir nachstehende, von Freundes Seite ausgegangene Mitteilung, welche zugleich ein charakteristisches Schlaglicht wirft auf die Art und Weise, wie der Kampf geführt wurde: „Am 26. Oktober trat Blum in das Elitenkorps, welches gebildet wurde, um die Ruhe im Innern der Stadt aufrecht zu erhalten, indem bereits aus den Häusern auf Vorübergehende geschossen, die Häuser gestürmt, einzelne verdächtige Personen vom Volke ergriffen und mit Erhängen bedroht waren. Er ward zum Hauptmann der dritten Kompagnie ernannt. Die Bestimmung dieses Korps erlitt jedoch sehr bald eine Änderung, und Blums Kompagnie wurde zur Besetzung einer Barrikade an der Sophienbrücke kommandiert. Er hatte fünf Kanonen zu seiner Disposition, aber den strengsten Befehl, keinen Gebrauch davon zu machen (??), sowie ihm verboten war, ein von Kroaten besetztes Haus beschießen zu lassen, von welchem aus diese ein wirksames Feuer auf seine Leute richteten. Hier war es, wo auch er, — mild und menschenfreundlich wie immer — (!) zwei sterbende Kroaten, denen die Funken der brennenden Brücke und das schmelzende Pech in das Gesicht fielen, entweder wegzubringen oder augenblicklich zu töten vorschlug, — Worte, die dann der Haß so verleumderisch ausbeutete."

Dieses sein Kommando hatte Blum erst am 28. Oktober niedergelegt, und so konnte das Urteil des Kriegsgerichts kaum anders lauten als auf den Tod. Es ward ihm am 9. November, dem Tage vor seinem 42. Geburtstage, morgens 5 Uhr verkündet mit dem Bedeuten, daß um 6 Uhr die Vollziehung erfolgen werde; er hielt es für eine Täuschung, zum Zwecke, ihn einzuschüchtern. Ein

[1]) Schade, daß wir dem interessanten und ausführlichen Berichte Fröbels, den er, wie Roller in Schillers Räubern „recta vom Galgen kommend", tags nach seiner Rückkunft in der Sitzung vom 18. Nov. erstattete, nicht folgen können; er ist zu tendenziös gefärbt und später in mehreren wesentlichen Punkten widerlegt worden.

Benediktiner aus dem Schottenkloster ward zu ihm gebracht, ihn zum Tode vorzubereiten. Ihm gab er sich als Deutschkatholiken zu erkennen, lehnte Beichte und Empfang der Sterbesakramente ab, führte aber doch ein kurzes religiöses Gespräch mit ihm und nahm auch dessen Anerbieten als Gefährte auf seinem letzten Gange an. Dann schrieb er noch eilig zwei kurze Briefe, einen an seine unglückliche Frau, einen an seinen Gesinnungsgenossen Karl Vogt, dem er die Sorge für seine Familie auftrug. Es fuhr ein viersitziger Fiaker vor, in welchem ein Offizier und ein Unteroffizier Blum und dem Geistlichen gegenüber Platz nahmen. Beim Einsteigen fragte er, ob die den Wagen umgebende Jägertruppe zur Begleitung bestimmt sei; der Offizier bejahte es. Nur wenige Schritte war der Wagen gefahren, als Blum eine weitere Frage stellte, ob das denn wirklich der Weg in die Brigittenau sei? Diese Frage wiederholte er während des nicht langen Weges noch zweimal. Der begleitende Offizier will aus diesen Fragen erkannt haben, daß Blum immer noch nicht an die Exekution geglaubt und gemeint habe, an einen anderen Verwahrungsort oder an die Grenze gebracht zu werden, und bemerkt dazu, daß seine Haltung bei jeder Bejahung merklich unsicherer geworden. Als der Wagen, sagt er, an dem letzten Hause vorbei nach kurzem Rasse auf die Wiese ausbog, mußte Blum alle Hoffnung geschwunden sein, denn er fuhr mit der Hand über die Augen und murmelte halblaut von „Frau und Kindern." Angekommen, fragte er beim Aussteigen: „Wer wird mich erschießen?" „Jäger." „Nun, das ist mir lieb, die Jäger werden gut schießen." Dabei deutete er auf eine Stelle, wo ein Streifschuß auf der Barrikade ihm den Rock durchlöchert. Man wollte ihm die Augen verbinden, er bat es zu unterlassen, er könne dem Tode kühn entgegen sehen. Auf die Bemerkung des kommandierenden Offiziers, er möge es der Jäger wegen thun, die sicherer treffen würden, wenn sie ihm nicht ins Auge blickten, schickte er denn selbst sich dazu an. Dann kniete er nieder, der Profoß bat nach Sitte und Brauch dreimal um Gnade, das letztemal „um Gottes und Himmels willen", ein heftiges Falten der Hände gab das letzte Zeichen einer heftigen Gemütsempfindung, — „Keine Gnade" tönte es zum drittenmale aus dem Munde des Offiziers, dieser winkt, drei Schüsse fallen, und Blum war eine Leiche. Wo er begraben worden, ist nicht mit Sicherheit ausgemittelt, die Zeitungen berichteten: an der Stelle der Exekution; die unglückliche Witwe hat vergebens die Ausantwortung des Leichnams verlangt. So endete das Haupt der damaligen deutschen Demokratie. Wir knüpfen eine kurze Skizze des Lebens und Charakters des in der Geschichte seiner Zeit immerhin einen hervorragenden Platz behauptenden Mannes an. Robert Blum, zu Köln am 10. November 1807 geboren, war der Sohn eines Küfers, der frühzeitig starb und Frau und drei Kinder in den bedrängtesten Verhältnissen hinterließ. Die Mutter verheiratete sich bald wieder an einen Schiffer bei der Rheinfähre in Köln, der auch große Not hatte, die Familie, insbesondere in den Teuerungsjahren 1816 und 1817, durchzubringen, so daß der Knabe das Leben nicht anders, denn als eine Bitterkeit kannte. Der Stiefvater that ihn zu einem Gürtler in Elberfeld in die Lehre, wo es ihm nicht besser erging; die Quecksilberdämpfe machten ihn krank, zogen ihm ein auch sichtbar gebliebenes Augenleiden

zu und veranlaßten ihn zum Klempner-Handwerk überzugehen. Darin brachte er es zum Gesellen und ergriff dann den Wanderstab, fand bald eine Anstellung als Aufseher in der Schmidschen Laternen-Fabrik zu München und darauf in derselben Fabrik zu Berlin, in welchen Hauptstädten er die ihm zur Bildung seines Geistes und Sammlung von Kenntnissen gebotenen Gelegenheiten nicht unbenutzt ließ. In Berlin wurde er konskriptionsflichtig, wußte sich aber auf eine nicht eben zu lobende Weise, indem er Bluthusten fingierte und auf dem Pulte des ihn behandelnden Arztes einen Doppellouisd'or liegen ließ (wie er das selbst erzählt hat), frei zu machen, nahm dann abermals den Wanderstab in die Hand und pilgerte nach Köln zurück, wo er als einfacher Theaterdiener vom Theaterdirektor Ringelhard Beschäftigung und Brot erhielt. Diesem folgte er 1832 nach Leipzig, aber als Sekretär und Kassierer. Hier war es zuerst, wo er Geschmack an der Politik empfand im Umgange mit emigrierten Polen, deren Sache er sich denn auch fortan mit Eifer hingegeben hat. Gleichzeitig kam er mit der studierenden Jugend in nähere Berührung, studierte selbst eifrig Litteratur und unternahm auch belletristische Arbeiten, die ihn gar bald auf das rein politische Gebiet brachten. Hauptsächlich auf sein Anstiften hin erstand um diese Zeit ein politischer Geheimklub, der die neugegründeten „Sächsischen Vaterlandsblätter" an sich brachte, sich dann zuerst über Sachsen ausbreitete, dann in die bedeutenderen Städte Deutschlands verzweigte, so daß Leipzig sich zum Mittelpunkte für die gesamten politischen Bewegungen in Deutschland gestaltete. Als im Jahre 1840 von den Liberalen der badischen Kammer der Wunsch nach einer Vereinigung der liberalen Parteien in den Einzelstaaten ausgesprochen wurde, war Blum vorzugsweise zur Verwirklichung thätig und lernte bei den sich fast alljährlich wiederholenden Zusammenkünften so ziemlich alle Kammerberühmtheiten Deutschlands, zum Teil auch des Auslandes kennen, wie denn selbst Ledru Rollin, als ihm der Tod Blums bekannt wurde, sich rühmte, ihm die Hand gedrückt zu haben. Seine Verhältnisse hatten sich inzwischen so gebessert, daß sie eine Heirat gestatteten, jedoch starb die zuerst erkorene Frau schon 5 Monate nach der Hochzeit. Da schloß er 1840 einen zweiten Ehebund mit der Schwester des ihm befreundeten Joseph Günther, des Redakteurs jener Vaterlandsblätter. Die Korrespondenz in diesen zog ihm einen Prozeß wegen Beleidigung der sächsischen Justiz zu, der damals viel Aufsehen erregte, weil die behaupteten Thatsachen selbst auf Wahrheit beruheten, gleichwohl aber mit Verurteilung Blums zu Geld- und Gefängnisstrafe endete, wofür ihn sein steigender Ruf als Patriot und Volksmann jedoch reichlich entschädigte. Sein erstes öffentliches Auftreten als solcher fällt in das Jahr 1844, als die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier die deutsch-katholische Bewegung entzündete, welcher sich Blum mit gewohntem Eifer anschloß. Er unternahm die Stiftung einer solchen Gemeinde in Leipzig, wozu die Vaterlandsblätter das Terrain vorbereiteten. Im Saale der Buchhändler-Börse sollte die erste öffentliche Besprechung vor sich gehen. Blum erschien mit einer Anzahl Gleichgesinnter, zugleich aber auch eine noch größere Anzahl Altgläubiger, die anfangs durch Störungen aller Art die Beratung zu hintertreiben suchten, zuletzt aber, als es Blum doch gelungen war, sich Ruhe und Gehör zu verschaffen, über

ihn und seine Anhänger herfielen, sodaß ein allgemeiner Tumult entstand, worin ihm die Kleider zerrissen und die Brust, wenn auch nur leicht, verwundet wurde. Nur mit großer Mühe gelang es sich den Fäusten der Angreifer zu entziehen und zur Polizei zu eilen, welche die Ordnung wieder herstellte. Es kam dann auch zur Gründung der Gemeinde, die aber, gleich den anderen mehrfach entstehenden, von der Regierung und dem protestantischen Kirchenregimente angefeindet und gedrückt, gar bald wieder unterging. Das folgende Jahr brachte dann eine ungleich schlimmere Szene. Der Bruder des Königs und spätere Thronfolger Prinz Johann kam am 12. August nach Leipzig, um als General-Kommandant der sämtlichen Bürgergarden des Königreiches die Leipziger die Revue passieren zu lassen. Die streng monarchische und noch mehr die streng katholische Gesinnung, welche diesen Prinzen, den Übersetzer Dantes, auszeichnete, paßte schlecht zu der damals im Lande wie besonders in Leipzig herrschenden Stimmung, indem das Ministerium Falkenstein durch das Verbot der Versammlungen der „protestantischen Freunde" sowie durch das Auftreten gegen die Deutsch-Katholiken und andere Angriffe auf die bürgerliche wie religiöse Freiheit, wie damals die Anklage der Volksmänner lautete, eine ungeheure Aufregung hervorgerufen hatte, welche sich nun gegen den ganz unbeteiligten Prinzen Luft machte. Am Abende, ehe der herkömmliche Zapfenstreich von der Musik der Bürgergarde gebracht wurde, erschien ein langer Zug von Männern, stellte sich unter dem Gesange: „Eine feste Burg ist unser Gott" vor dem Gasthofe des Prinzen auf dem Roßmarkte auf und fing an durch verschiedene Pereats und Vivats seinem Herzen Luft zu machen, Steine nach den Fenstern werfend. Da blieb nichts Anderes übrig, als das Militär einschreiten zu lassen, welches dann, nachdem scharf gefeuert, die Menge zur Flucht nötigte. Natürlich herrschte die ganze Nacht über und am folgenden Tage eine gewaltige Aufregung. Eine große Bürger-Versammlung im Schützenhause ward ausgerufen und ausgeschrieben, welcher Blum dann präsidierte. Er verkündete die bald gefaßten Beschlüsse, welche dahin gingen, Deputationen an den König zu senden, die Schuldigen zur Bestrafung zu ziehen, das Militär in den Kasernen zu konsignieren, die Leipziger Garnison demnächst zu verlegen u. s. w. Dieses jetzt schon der Vergessenheit völlig anheim gefallene Ereignis war es, welches Blums Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinaustrug und ihn zu einer europäischen Berühmtheit machte. Ein französisches Blatt verglich ihn sogar mit Mirabeau: er sei eben so häßlich und beredt wie dieser.

In den Märztagen des Jahres 1848 war Blum und kein anderer die für Leipzig gegebene Persönlichkeit. Er fand sich, einer der Ersten, in Frankfurt zur Konstituierung des Vorparlaments ein und führte hier wie später im Fünfziger-Ausschuß das große Wort. Über die Fähigkeiten Robert Blums, seinen natürlichen Verstand, seine scharfe Auffassungsgabe und bedeutende oratorische Begabung, die durch eine sonore Stimme und eine plastische Ruhe, die ihn vorzugsweise zum Leiter einer Debatte und Partei qualifizierten, unterstützt war, herrschte kein Zweifel; über seinen Charakter aber desto mehr. Ihm alles und jedes Gemüt und Rechts-

gefühl abzusprechen, geht wohl zu weit; er gab davon, wie Schreiber dieses erfahren, Gegenbeweise und war auch ein sorgsamer, auf das Wohl und Fortkommen der Seinigen stets wohlbedachter, arbeitsamer Familienvater, aber die harte Schule des Leidens und der Entbehrungen, die er durchgemacht, hatte ihn verbittert und zum Fanatiker der Partei gestempelt, dem der Zweck die Mittel heiligte und der für seine Sache schließlich keine anderen mehr wußte als gewaltsame. Wenn H. Laube in seiner „Geschichte des ersten Deutschen Parlamentes" Blum als „Talleyrand des Volkes" bezeichnet, so ist das ein entschieden unrichtiger Ausdruck. Blum hat nie die Farbe gewechselt, von Haus aus immer zum Volke gegen die Regierungen gestanden, es an Opfern, wenn er sie bringen konnte, nicht fehlen lassen; ihm unerlaubten Eigennutz nachzuweisen, ist keinem seiner zahlreichen Gegner gelungen. Richtig ist, daß er es in der von ihm redigierten Presse eben mit der Wahrheit so genau nicht nahm und die in damaliger Zeit, aber überall gang und gäbe Taktik befolgte, seine Widersacher zu diskreditieren. Auf einen rein objektiven Standpunkt sich zu erheben, bei der Gegenpartei wirkliche Überzeugungstreue auch da anzunehmen, wo sie vorhanden und erkennbar war, das vermochte und that er nicht. Als praktischer Politiker würde Blum nie etwas geleistet haben. Dazu fehlte ihm doch, so sehr er auch bemüht war, diesen Fehler zu ersetzen, jedes tiefere materielle Wissen wie die Geschäftskenntnis und die praktische Erfahrung. Sein Ansehen war zur Zeit seines Todes schon ins Sinken gekommen, sein Stern im Erbleichen. Links war er durch Forderungen überflügelt, rechts durch Bildung, und diese Erkenntnis mochte wohl der tiefere Grund sein, weshalb er die durch nichts zu rechtfertigende Mission zur Revolutionsschlacht nach Wien übernahm. Für seine Feinde starb er zu früh, für seine Freunde zu spät, für seine Familie zu rechter Zeit, denn dieser wandte man zahlreiche Teilnahme und Unterstützung zu.

Bonn. W. de Porta.

Zeitbeschwerden.

Moderne Dichter-Krankheiten.

„Sehe jeder, wie er's treibe," und auch wer sein „ich singe, wie der Vogel singt," der Welt in allen Tonleitern vorleiert, möge nicht ganz außer acht lassen, wie sich die Nachbarn zu seinem Gezwitscher verhalten. Man hört nicht gern jeden Vogel pfeifen und auch die kehlfertigsten und sangeskundigsten unter ihnen nicht gern zu jeder Zeit. Jeder Stand hat seine Last, und jedes Metier hat seine Zeit, auch das der Sänger und Harfner. Jener Goethesche Sänger hat, was er that, zu guter Stunde gethan; zum eigenen Drang gesellte sich noch die Aufforderung eines kunstliebenden Königs, der Reiz verschämter Minne auf holden Frauengesichtern — und dennoch geizt der Sänger nach keinem andern Lohn, sein „Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet." Andere Zeiten, andere Sitten. Es ist ja wahr, wir leben nicht mehr im klingenden, singenden Mittelalter, nicht mehr an Musen- und Minne-

höfen, unsere Poeten leben nicht mehr von Luft, Lieb und Lied, sie haben mit dem Leben akkordiert, haben etwas Realismus im Leibe und wollen voll und rotbackig sein wie andere Menschenkinder — aber ist es besser so? Daß sie ihre Kunst sich bezahlen lassen, wie jede der Schwestern auch, dagegen wird heutzutage nichts mehr einzuwenden sein, wohl aber dagegen, daß — und wenn sie nur um des Gottes willen an die Harfe greifen. Da gefällt uns doch so ein Eichendorffscher „Taugenichts" noch besser, der plan- und zwecklos mit seinem liedersüßen Mund und seiner zauberkräftigen Geige in der Welt herumvagabundiert und mit seinen schelmischen Augen, seinen goldenen Locken und noch viel goldigeren Tönen allen Mädchen den Kopf verrückt, so ein frischer, fröhlicher Springinsfeld, der den lieben langen Tag nichts thut als wandern und singen . . . er gefällt uns noch besser als der goldeinheimsende, honorarhungrige Poet, trotzdem daß die Wettverbesserungspläne nicht gerade in den Köpfen jener blonden Taugenichtse reifen und die Welt auch ohne sie recht gut bestehen kann. Sie kann es aber auch ohne die Poeten des Salons. Eine Welt ohne Poesie zwar, d. h. ohne wirkliche Dichter ist etwas Miserables, um so miserabler, als ihr Lauf, für gewöhnlich, so aller Poesie bar ist, daß nur ein gottbegnadeter Dichter die Illusion, sie sei so schön, in uns zu erwecken vermag; eine Welt aber ohne die zahllose Zunft der Durchschnittspoeten, seien sie nun Liederbläser oder Novellenschmiede oder Romanfabrikanten oder die Schöpfer des Wettenschicksals im Drama, ist nicht bloß sehr denkbar, sondern auch unter Umständen sehr wünschbar. Ferne sei es von uns, jenen Biedermännern von Stadtmusici ihre bescheidenen Lorbeeren zu mißgönnen, die ihnen in fetten Weihestunden erblühn, allwo sich ihre Muße in die Muse verwandelt und aus ihrer goldpapiernen Düte köstliche Reimbonbons auf den „trauten Familientisch" oder gar auf den Altar des städtischen Prytaneums ausschüttet. Die guten Seelen! Wer wollte ihnen ihre Freude versalzen? Sie thun ja nur, was männiglich von ihnen verlangt oder erwartet wird; sie schaden niemandem, nicht einmal sich selber. Man hat ja im Leben so viel Staub zu schlucken, so viel Wust zu verdauen, daß eine Phiole „holden Wahnes" nur heilsam auf unsern Organismus wirken kann. Die Göttin hat ein weiches und weites Herz, sie läßt sich auch von weniger Berufenen an irgend einem Zipfel ihres Gewandes haschen, ja sie ruft sie sogar in Scharen herbei und — wer wollte diese gütige Fee aus dem genugsam entgötterten Olymp unseres wirklichen Lebens verbannt wissen? Auch andere, die sich von der Muse geküßt und in Arkadien geboren glauben, möchten wir, und stände ihre Wiege auch auf böotischem Boden, in besagtem Glauben nicht stören. Sie mögen sich „des Gottes in ihrer Brust" entäußern, wenn er ihnen drinnen Schmerzen macht, das ist menschlich. Auch den Ibykus hat es ja nicht zuhause geduldet, als er sich des Gottes voll fühlte, und er zog aus, um dort auf Korinthos Landeszeuge zu singen. Fatal ist es nun aber allerdings, daß die wirklichen Ibykusse im Verhältnis zu den eingebildeten einen so erschrecklich kleinen Prozentsatz bilden. Wenn diese wenigstens, was sie zu sagen haben, den verschwiegenen Wänden anvertrauen und ihre überschwenglichen Triebe bloß auf der Schreiblafet oder im Tagebuch ablagern wollten — aber in die Welt hinaus wandern, mit vollen Backen ihr Lob hinausposaunen, für einen Auserwählten und Gottbegnadeten gelten, das ist, was sie wollen, und das ist nicht gut, am wenigsten für sie, denn sie verkennen ihre Lebensaufgabe und verfehlen ihren Lebenszweck; aber auch der Mitwelt geht ein Quantum von Arbeitskraft verloren, wenn es an einem nicht zu bewältigenden Stoff vergeudet wird. Wie viele dieser Poeten begnügen sich mit dem Titel eines „Gelegenheitsdichters", der doch im Grunde nichts weniger als wohlfeil ist! — Die Seuche ist nicht von heute. Unsere Zeit hat zwar vieles auf dem Gewissen, die Brutstätte der Poetenseuche aber hat nicht sie zu verantworten, diese ist alten Datums. Schon Horaz klagt drastisch genug über die Hochflut sowohl als über die Einbildung, Zudringlichkeit, Unverschämtheit der Dichterlinge seiner Zeit, die sich an ihre Mitmenschen ansaugen wie Blutegel und „sie nicht lassen, bis sie voll sind von ihrem Blut." Und eine andere, nicht immer lieblich duftende Blüte aus dem Mutterboden des Dichtergemüts stammt aus einer noch viel älteren Zeit als der horazischen: das Buhlen um die Fürstengunst und das Sichsonnen in der Fürstengnade. Horaz selber mußte sich ja von Zeitgenossen und von der Nachwelt den Vorwurf gefallen lassen, Höfling und Fürstendiener

gewesen zu sein, und es sind nicht die geringsten der griechischen Dichter gewesen, welche ein halbes Jahrtausend vorher in Sizilien und anderswo echte und wirkliche Hofluft eingesogen haben; Ludwig XIV. hat nichts Neues geschaffen, bloß altes aufgewärmt. Aber wenn es auch nichts Neues giebt unter der Sonne, Unterschiede sind doch, große Unterschiede: Jene Dichter waren solche der That, nicht bloß dem Namen nach, und sie durften es sein, das heißt, sie durften ihrem Beruf leben, weil, was das Leben sonst an Arbeit und Mühe verlangt, ihnen durch eine soziale Einrichtung abgenommen war, die jetzt nicht mehr zu Recht besteht: das Institut der Sklaven. Und dazu war das Leben viel einfacher, in seiner Atmosphäre schwirrte kein Heer von ungelösten „Fragen" umher, an denen sich jetzt unsere Besten vergeblich abmühen, Fragen politischer, sozialer, staatswirtschaftlicher Natur. Die damalige Gesellschaft war einfach gegliedert, unheimliche Zukunftsperspektiven entdeckte kein Auge, rote und schwarze Gespenster, die zu bannen waren, warfen ihre Schatten noch nicht auf die Bildfläche. Wie ganz anders jetzt, wo diese Fragen im Vordergrund stehen, Existenzfragen geworden sind, die jedem seine partielle Aufgabe zuweisen, mit welcher auch ein ganzer Mann nie fertig wird! Können wir, und wenn wir könnten, dürften wir diese Riesenarbeit den „Sklaven" überlassen? Es giebt leider noch Millionen „Sklaven", aber in anderem Sinne als früher; und die ungeheure Aufgabe unseres und der folgenden Jahrhunderte besteht ja eben darin, sie aus der Sklavenfrohn zu erlösen und zu Menschen zu machen. Wollten wir ihnen diese Aufgabe zuwälzen, sie würden allerdings schnell mit ihr zu Ende sein, aber es wäre ein Ende mit Schrecken. Unsere „Zeit der schweren Not" braucht Männer der That, nicht Virtuosen der Leier; die Stimme der flötenden Nachtigall verhallt im Sturm, Adler müssen es sein, die dem Genius der Jahrhunderte die zündenden Blitze des Gedankens zutragen, womit er die Gewitternacht erleuchtet und den Sturm beschwichtigt. Solche Dichter-Adler wollen wir uns gefallen lassen. Sie haben existiert und existieren jetzt noch, aber es ist eine seltene Rasse, und ihre Horste sind zu zählen. Diese Auserwählten wissen auch sehr gut, was sie sind, nämlich Priester und Lehrer der Menschheit. Es ist ein anderes Lied, das ihrem Munde entströmt, als das Gezwitscher der Tausende von Dichterzeisigen, das unsere Ohren heimsucht. Hier und da hören wir wohl einen wohlklingenden Akkord, ja sogar eine eigentümliche, zum Herzen gehende Melodie; hört man aber näher zu, so sind es Töne, die wir auch schon vielleicht von einem andern Strauch her, vielleicht in einem andern Tempo oder unter anderm Himmel vernommen haben, und siehe, mehr und mehr kommen sie uns wie alte Bekannte vor; dieselben Züge, nur ein wenig blässer oder röter, dieselben Augen, dasselbe Lächeln, sogar dasselbe Haar; es ist, trotz der vielen Jahre, wo wir's zuletzt sahen, nicht weißer geworden, nur hier und da ein Zöpfchen weniger, und in den Kleidern ein etwas modernerer Schnitt! Aber, merkwürdig, sie wollen durchaus nicht gekannt sein! ... Wie viele dieser Pieper und Quieker sind denn originell? Und wenn's auch keine Zeisige, wenn's Lerchen und Nachtigallen wären, auch diese tirilieren und flöten eine wie die andere, keine ein neues Lied. Ist es auch anders möglich? Der holde Lenz, der da kommt, und der böse Winter, der da geht, der rauschende Quell und der rieselnde Bach, teils mit teils ohne Mühlrad, der perlende Tau und die duftenden Blümlein, oder, wenn das Naturregister abgeorgelt ist, das klopfende Herz mit allen seinen Nuancen von Lust und Schmerz ... alles das ist seit Tausenden von Jahren, von Meistern und Stümpern so gründlich abgehandelt und abgewandelt, bewinselt und bepinselt worden, daß es ein wahrer Jammer ist, wenn es zum tausend und einten Mal geschieht. Und doch geschieht es eben, geschieht jährlich mit erschreckender Regelmäßigkeit, unter allen möglichen raffinierten Titeln, lockenden Formaten, schimmernden Einbänden. Uneingedenk der horazischen Warnung: „die mittelmäßige Dichtung duldet kein Mensch, kein Gott, kein Laden des Bücherverkäufers" werfen diese Versetaspler ihre Duobezware auf den Markt mit einer Unverfrorenheit und Zudringlichkeit, die nur noch von der ihrer Herolde, der Verleger, überboten wird, welche Verleger bekanntlich auch den eigentlichen Schund, nicht bloß das Mittelmäßige, mit ihrem Rosenöl beträufeln. Da wird geschwindelt und gehumbugt, daß der hartgesottenste Diplomat noch Gewissensregungen darüber empfinden könnte, und die Affiche geht mit der Ware in hunderten von Exemplaren unter das lesende und glaubende Publikum. Und das

ist ja eben der Kapitalunterschied zwischen ehemals und heute: die Verbreitung durch den Buchdruck. Auch diese prächtige Medaille hat eben ihre Kehrseite: die Schwarzkunst Guttenbergs fördert nicht bloß das Gute, sie versieht auch das Schlechte mit Flügeln, die es aus Staub und Moder, wohin es gehört, emporheben und unter die Leute tragen; sie schafft geistige Existenzen, welche besser in Nacht und Vergessenheit begraben lägen. Weiß nun vollends eine solche problematische Natur das Protektorat eines Großen und Gewaltigen zu erhaschen und als Widmungs-Etikette seinem Elaborat aufzukleben, dann ist das Maß des Unfugs vollgerüttelt. Hierfür liefern freilich auch die Besseren, ihrer Würde vergessend, das unrühmliche Beispiel. Kann denn die allerdurchlauchtigste Huld und Gnade den Wert einer geistigen That auch nur um' eines Nagels Breite erhöhen? Und doch bieten uns Dichter und Dichterlinge das klägliche Schauspiel, daß sie um jene Huld winseln, um jene Gnade seufzen und urbi et orbi den Wonneschauer der Gewährung in Druckerschwärze vor Augen dringen! Die wahre Durchlaucht für den Dichter ist nur die Muse, diese aber verhüllt ob solchen Gebahrens trauernd ihr Angesicht. M.

Patentbeschwerden.

Bekanntlich befindet sich unser deutsches Patentgesetz augenblicklich im Stadium einer Revision, welche, von seiten maßgebender Korporationen angeregt, zu einer Enquete seitens der Reichsregierung geführt hat. Wie notwendig eine Revision in der That ist, zeigt am deutlichsten eine sehr interessante Brochüre von August Klein, Doktor der Rechte: „Die Zucker-Strontian-Patente dargestellt aus dem Gesichtspunkte einer Abänderung der deutschen Patentgesetzgebung nebst Gesetzentwurf mit Begründung." Jena 1887. Es sei mir gestattet auf diese ebenso fleißige als geistvolle Arbeit des Autors zunächst näher einzugehen, weil sie eben den beredtesten Beweis liefert, wie dringend nötig eine Veränderung unseres Patentgesetzes ist.

Unter den bedeutendsten Erfindungen in der Zucker-Industrie gebührt einem Verfahren, wonach mittels Strontian der Zucker aus unreinen Zuckersäften, Melassen ꝛc. abgeschieden wird, eine hervorragende Stellung. Dieses sogenannte „Strontianverfahren" ist eine deutsche Erfindung und wurde zuerst im Jahre 1871 in der Dessauer Aktien-Zucker-Raffinerie in Betrieb gesetzt. Unter Aufwand einer großen Summe von Mühe und Geld, welche nicht nur, wie jede neue und große Erfindung, deren technische Ausführung beanspruchte, sondern auch in diesem Falle wegen Beschaffung des Strontians noch eigenen Bergbau erforderte, gelang es, das Strontianverfahren in Dessau so hoch zu entwickeln, daß bereits im Jahre 1880 in drei Fabriken damit erfolgreich Zucker fabriziert wurde. Bis dahin (1880) war seitens der Dessauer Aktien-Raffinerie kein Patent nachgesucht worden; weil das Verfahren lange vor 1877 (in welchem das Patent-Amt kreiert wurde), in großem Stile in Betrieb war. Da reichte im Jahre 1880 Professor Scheibler, damals Mitglied des Patentamtes, ein Patent ein, dessen Beschreibung dem Dessauer Verfahren fast vollständig entsprach; nur hatte Scheibler seine Patent-Ansprüche auf drei-basisches Strontian Saccharat erhoben, das aber, wie später von der Gegenpartei erwiesen wurde — weder existiert noch nach der Scheibler'schen Beschreibung gebildet wird. Scheibler verlangte also ein Patent auf etwas — das nicht existiert! Und — er erhielt es! Es entspann sich nun ein langjähriger Patentstreit, der von Klein genau beschrieben und kommentiert wird. Dieser Streit könnte in der That eine cause célèbre in Patentsachen genannt werden, und gewiß wird jeder Leser des interessanten Buches oft genug kopfschüttelnd fragen: „wie ist das nur möglich?!" Der Raum verbietet jedoch hier diese cause célèbre zu erörtern, und übrigens wird sie dem Leser auch interessanter sein, wenn er sie mit Kleins sachverständigem Kommentar genießt. Ich will also nur das Resultat erwähnen: Scheibler erhielt nicht allein dieses Patent unter Abänderung des Wortes dreibasisch, sondern noch mehrere Nachtragspatente, deren Inhalt längst bekannten und zum Teil auch publizierten Erfahrungen der Dessauer Fabrik entsprach! —

Diese Vorgänge erörtert Dr. Klein ausführlich und er weist dabei nach, daß hierbei nicht

Digitized by Google

nur seitens des K. Pat.-Amts wiederholt in der Auslegung des Patentgesetzes juristische Irrtümer begangen wurden, sondern daß auch das Gesetz als solches mangelhaft ist.

Klein giebt nun einen motivierten neuen Patentgesetzentwurf, der sowohl technisch als auch organisatorisch vieles bietet, was zu einem erfolgreicheren Patentschutz sowohl im Interesse der Erfinder als auch des Publikums führen könnte. Aus diesem Entwurf, der ebenfalls zu studieren sehr interessant ist, greife ich nur das punctum saliens heraus, welches nicht allein diesem Autor, sondern sogar ganzen Korporationen viel Kopfzerbrechen gemacht hat: nämlich die Feststellung des Begriffes „Erfindung."

„Daß die großen Schwankungen in der Rechtsprechung" — sagt Klein — „bei Auslegung dieses Begriffes Schaden bringende Mißstände verursachten und weiter zu verursachen drohen, lehren die vorgeführten Fälle nicht minder als die beachtenswerten Aussprüche autoritativer Körperschaften und einzelner sachverständiger Kapazitäten."

Nun zitiert Klein eine Menge Autoren mit ihren Aussprüchen über den Erfindungsbegriff; aber sie genügen ihm nicht; und mit Recht. Denn die meisten sind zu philosophisch und zu wenig praktisch, um als Handhaben eines Gesetzes zu dienen. Nach Klein ist aber eine Erfindung überhaupt keine Rechts-, sondern eine Thatfrage, und er formuliert deshalb den § 1 seines Gesetzentwurfes so:

„§ 1. Patente werden erteilt für die Erfindungen, sofern sie das Hervorbringen eines gewerblich verwertbaren, sei es neuen Gegenstandes auf bekannte oder unbekannte Art, oder eines bekannten auf bisher unbekannte Weise betreffen."

Diese Fassung ist entschieden glücklicher und erschöpfender als der jetzige § 1 des deutschen Patentgesetzes. Der Erfindungsbegriff wird als solcher allerdings auch darin nicht erklärt, wohl aber giebt diese Fassung eine markante Unterscheidung zwischen Erfindung und Entdeckung, sofern letztere nicht direkt Gegenstand der gewerblichen Verwertung sein kann. Diese Betonung der gewerblichen Anwendbarkeit führt aber den Verfasser in § 1 seines Entwurfes zu einem bedenklichen Extrem. Der § 3 sagt:

„Die gewerbliche Verwertbarkeit einer Erfindung ist ausgeschlossen, sofern der erfundene Gegenstand weder gewerbsmäßig hergestellt noch innerhalb eines gewerblichen Betriebes gebraucht werden kann."

Wenn der Verfasser in seiner Begründung sagt: „Dadurch hofft man die Inschutznahme unreifer Erfindungen, welche der Patentierung und Ausführung ausgereifter Erfindungen hindernd im Wege stehen können, thunlichst zu verhindern," so ist dies praktisch sehr bedenklich. Was ist, so muß man fragen, eine unreife, was eine ausgereifte Erfindung? Sind nicht fast alle Erfindungen unreif und müssen sie nicht erst in der praktischen Erfahrung ausreifen? Und haben nicht oft die wertvollsten Erfindungen gerade in Deutschland — ich nenne nur die Schiffsschraube, die Nähmaschine, den abyssinischen Brunnen — oft viele Jahre gar keine gewerbliche Anwendung finden können, während der Erfinder im Auslande seine Erfindung sofort verwerten konnte? Soll dann ein solcher vertriebener deutscher Erfinder auch noch sein deutsches Patent verlieren, weil: der erfundene Gegenstand weder gewerbsmäßig hergestellt noch innerhalb eines gewerblichen Betriebes gebraucht wurde? Nein! hinweg mit allem Ausführungszwang, der längst in den Ländern, von denen die meisten Erfindungen kommen — England und Amerika — über Bord geworfen wurde und selbst in Österreich eigentlich nur dazu besteht, um hintergangen zu werden. Kein Erfinder ist so thöricht, hohe Patentgebühren zu zahlen, wenn er nicht die Absicht hat, seine Erfindung gewerblich zu verwerten. Soll er aber seine, oft Jahre lange, schwere Arbeit verlieren, weil das deutsche Publikum erst später — wie dies leider so oft geschah — die Erfindung via England oder Amerika beziehen will und darum der Erfinder keine gewerbliche Ausführung zustande bringen kann.

Suchen wir also die Frage nach dem Erfindungsbegriff, deren Lösung, wenn sie möglich, noch keineswegs einen guten Patentschutz involviert, dahin zu modifizieren, daß wir an Stelle des Begriffs das Kennzeichen setzen. In der Physik fehlen auch heute noch die Begriffe für Licht, Wärme, Kraft u. s. w., aber dennoch rechnet man mit ihnen wie mit bekannten Dingen.

Dies ist aber nur möglich, weil man zwar nicht ihre Begriffe, wohl aber ihre Eigenschaften studiert hat. Der Begriff ist ja nur ein Name; und so wenig eine Bekanntschaft „dem Namen nach" eine wirkliche Bekanntschaft ist, hingegen ein „unbekannter Freund" oft mit Recht den Titel Freund verdient, weil man seine Eigenschaften erprobt hat, so bin ich der Ansicht, daß, wenn anstatt nach dem Erfindungsbegriff zu forschen, die Frage gestellt wird: „Was sind die Eigenschaften einer Erfindung?" nicht nur eine einfachere Lösung, sondern zugleich ein weit besserer und zu Streitigkeiten viel weniger Anlaß gebender Patentschutz gefunden werden kann. Kennen wir nämlich die Eigenschaft einer Erfindung d. h. ihr eigenstes Wesen, so wissen wir auch, was an ihr geschützt werden soll; denn offenbar ist doch nur dasjenige des Patentschutzes bedürftig und würdig, was das eigenste Wesen der Erfindung ausmacht.

Forschen wir also nach den Eigenschaften der Erfindungen und beginnen wir bei jeder Sichtung eines gewaltigen Materials damit, daß wir zunächst klassifizieren.

Wir haben zunächst zu unterscheiden: Erfindungen und Verbesserungen. Wie in der Kunst, so giebt es auch Klassiker im Reiche der Erfindungen. Damit meine ich jene großen Genies, deren Erfindungen im Grundprinzip Jahrhunderte lang unverändert bleiben, w. z. B. die Wattsche Dampfmaschine und der Leblancsche Sodaprozeß. Dies sind klassische und originale Erfindungen; klassisch, weil ihr Prinzip noch nach hundert Jahren unentbehrlich für die Technik geblieben, und original, weil das Prinzip in beiden Erfindungen noch nie zuvor für diese Zwecke in Anwendung gewesen ist.

Eine wirklich originale, also eigentliche Erfindung besteht eben darin, daß ihr Grundprinzip noch nie zuvor für den gleichen Zweck zur Anwendung kam. Wird später für denselben Zweck das Grundprinzip der Originalerfindung beibehalten, dagegen die technische Wirksamkeit dieses Prinzips durch Veränderungen einzelner Teile zu erhöhen versucht, so sind dies Verbesserungen an der eigentlichen Erfindung. Diese Verbesserungen können oft ungemein wertvoll sein, aber charakteristisch für alle Verbesserungen ist stets, daß sie ohne die Originalerfindung absolut nicht bestehen können, während die Erfindung ohne die Verbesserung immerhin lebensfähig bleibt. Die meisten Verbesserungen sind nichts Anderes als Resultate, die aus der praktischen Ausführung der Erfindung genommen werden; und so wertvoll diese Verbesserungen oft sind, so darf doch nie vergessen werden, daß der Verbesserer stets auf der Schulter des Erfinders steht und darum kein Recht hat, sich größer als den Erfinder zu dünken; denn mit der Erfindung steht und fällt ja die Verbesserung. Diese Unterscheidung zwischen eigentlicher Erfindung und Verbesserung ist für das Patentgesetz, wie wir bald sehen werden, von größter Wichtigkeit, denn die meisten Patentstreitigkeiten entstehen daraus, daß man diese Grenze nicht scharf genug zieht. Wir müssen uns also fragen: woran erkennt man eine Erfindung, und was sind die Kennzeichen von Verbesserungen?

Ich sagte vorhin allgemein: Eine wirkliche originale (also eigentliche) Erfindung besteht darin, daß ihr Grundprinzip noch nie zuvor für den gleichen Zweck zur Anwendung kam. Was ist nun unter Grundprinzip einer Erfindung zu verstehen? Offenbar ihr eigentliches Wesen, d. h. das Mittel, durch welches ihr Zweck erreicht wird. Dieses Mittel aber besteht (bei eigentlichen Erfindungen) fast stets in der Anwendung eines physikalischen oder chemischen Prinzips für einen neuen Zweck und nicht in der Form der Ausführung. Die Form der Ausführung ist das Arbeitsfeld der Verbesserer. Ich werde dies gleich nachweisen.

Betrachten wir die Wattsche Erfindung der Dampfmaschine. Was ist darin die eigentliche klassische Erfindung? Viele werden glauben: die Anordnungen von Kolben, Exzentrics oder des genialen Wattschen Parallelogramms machen das Wesen der Sache aus? Keineswegs; denn alle diese Teile sind längst erheblich verbessert worden. Nun dann ist wohl die Anwendung des Dampfes als Triebkraft Watts Errungenschaft? Auch nicht. Denn wenn auch erst durch Watt der Dampf als Triebkraft allgemein nutzbar gemacht wurde, so hat doch schon früher Papin ein Boot auf der Weser mit Dampf getrieben. Nein, die große Erfindung Watts basiert auf einem scheinbar sehr geringfügigen, aber ungemein wichtigen Vorgange, den noch keiner zuvor benutzt hatte und den noch heute alle Dampfmaschinen als conditio, sine

qua non in Anwendung bringen. Dieser Vorgang besteht darin, daß Watt den Dampf, nachdem er seine Arbeit auf den Kolben geleistet, aus dem Dampfzylinder entweichen ließ. Ohne diesen uns jetzt so ungemein einfach scheinenden, aber sehr schwierig zu erfindenden Vorgang ist bis zum heutigen Tage keine Dampfmaschine denkbar! — Dieser Vorgang, den weder Papin noch Savary erkannten, ist also das eigentliche Wesen der Watt'schen Erfindung. Die Art, wie Watt diesen Vorgang, welcher die Basis aller heutigen Dampfmaschinen bildet, ausführte, ist nur das Kleid seiner Erfindung. Die geniale Idee aber war, daß Watt zuerst erkannte, daß nur durch diesen Vorgang (den Dampf nach gethaner Arbeit aus dem Zylinder zu entfernen) es möglich war, die Dampfmaschine zu einer überaus weittragenden Erfindung zu gestalten. Das Kleid — die Form der Maschine — wurde seitdem vielfach gewechselt; aber wie fruchtbringend der Grundgedanke war, bezeugt am besten die Thatsache, daß nichts die Kohlenersparnis der modernen Dampfmaschinen so gefördert hat als diejenigen Verbesserungen, welche sich auf den Watt'schen Vorgang beziehen. Was bezwecken die Wulf'schen Maschinen, Compoundmaschinen, ja selbst die neuste und ökonomischste Dreizylinderdampfmaschine denn anderes, als das Entweichen des Dampfes von einem Zylinder in einen zweiten oder dritten als Kraftquelle mehr auszunutzen? Diese größere Ausnutzung wäre aber mit den vor Watt erfundenen Dampfmaschinen, die den Dampf im Zylinder kondensieren, ganz unmöglich. Ich glaube also nachgewiesen zu haben, daß Watts unsterbliche Erfindung darin beruht, daß er zuerst erkannte, daß ein bestimmter physikalischer Vorgang erfüllt werden muß, um seine neue segensreiche Kraftquelle — die Dampfmaschine — lebensfähig zu machen.

Aber nicht allein die Watt'sche Maschine, sondern alle echten Erfindungen, welche physikalischer oder mechanischer Natur sind, stützen sich stets auf bestimmte physikalische Vorgänge, die sie zur Ausführung bringen und ohne die sie nicht bestehen können. Das Kennzeichen einer eigentlichen, originalen Erfindung ist also nicht die Form, sondern die Anwendung eines bestimmten Vorganges für einen bestimmten Zweck. Offenbar muß aber entweder der Vorgang oder der Zweck oder beide neu sein, wenn die Erfindung das notwendige Attribut der Originalität oder Neuheit besitzen soll.

Daraus ergiebt sich aber die Notwendigkeit, daß, wenn an diesem Kriterium eine originale Erfindung erkannt ist, das Gesetz in diesem Falle nicht die Form, sondern das Wesen d. h. den der Erfindung zu Grunde liegenden Vorgang in seiner Anwendung für den bestimmten Zweck schützen muß. Diese Notwendigkeit ist leicht an dem Watt'schen Beispiele zu erweisen. Verfahren wir zunächst apagogisch und nehmen an, es wären Watt nur bestimmte Hilfsmittel seiner Erfindung z. B. Dampfschieber oder sein Parallelogramm, die ja auch neu waren, durch Patent geschützt worden, so ist klar, daß dieser Schutz kein Schutz ist; weil alle diese Hilfsmittel im Laufe der Zeit verändert und verbessert wurden. Soll nun aber der Verbesserer das Recht haben ohne Rücksicht auf das geistige Eigentum des originalen Erfinders Dampfmaschinen zu bauen, in denen unabweislich der Watt'sche Grundgedanke — jener oft genannte Vorgang — zur Anwendung kommen muß? Dieses Recht oder besser Unrecht hat aber der Verbesserer, wenn nicht eben der Vorgang, auf welchem die Erfindung beruht, geschützt wird.

Man sträubt sich in der Patentgesetzgebung gegen die Patentierung eines Prinzips. Ich verlange auch nicht, daß ein wissenschaftliches Prinzip als solches, etwa der pythagoräische Lehrsatz, patentfähig sei; wohl aber betrachte ich als das schutzberechtigte Wesen einer originalen Erfindung die Anwendung eines bestimmten Prinzips — oder Vorganges bei mechanischen Erfindungen — für einen bestimmten Zweck, sofern eines von beiden oder beide neu sind.

Dem physikalischen Vorgang, welcher das Wesen jeder mechanischen Erfindung ausmacht, entspricht in originalen chemischen Erfindungen der Stoff. Die Darstellung von Soda beruht noch heute in den meisten Sodafabriken auf dem Leblancschen Verfahren, welches zur Zeit der Kontinentalsperre erfunden wurde. Vor Leblanc wurde Soda aus der Asche von Seepflanzen gewonnen und war ein ebenso kostspieliges als unreines Produkt. Leblanc fand nun, daß sich

Digitized by Google

Soda auch aus schwefelsaurem Natron (Glaubersalz) gewinnen läßt, sofern man letzteres mit Kalk und Kohle glüht. Aus der ausgelaugten Glühmasse läßt sich dann durch Abdampfen Soda in Kristallen gewinnen. So viel man nun seit Leblanc die Hilfsmittel für diesen Prozeß (z. B. die Darstellung des erforderlichen Glaubersalzes, die Art der Auslaugung ꝛc.) verbessert hat, so findet man doch auch heute noch, daß die allermeiste Soda durch Glühen von Glaubersalz, Kalk und Kohle dargestellt wird. Diese drei Stoffe sind also das Grundprinzip der Leblanc'schen Erfindung, und offenbar benutzt — was ja auch niemand leugnen dürfte — jede Fabrik, in welcher mit diesen drei Stoffen, gleichviel unter welchen sonstigen Verbesserungen, Soda gewonnen wird, das Leblanc'sche Verfahren. Vor Leblanc dagegen wußte niemand, daß aus Glaubersalz, Kalk und Kohle Soda darzustellen sei. Leblanc machte mithin eine originale und wegen ihres langen Bestandes klassisch zu nennende Erfindung. Sollte also diese Erfindung durch ein Patent wirksam geschützt werden, so ist klar, daß dieser Schutz sich auf die Anwendung der genannten Stoffe zur Sodafabrikation beziehen muß, weil ja niemand vor Leblanc Soda mittels dieser Stoffe gewann. Hier zeigt sich recht deutlich die Hinfälligkeit unseres jetzigen chemischen Patentschutzes, den ja auch Klein so schlagend illustriert hat. Darnach würde Leblanc auf alles Mögliche z. B. die Art des Auslaugens oder Kristallisierens — lauter Dinge, die gar nicht das Wesen seiner Erfindung berühren — nur nicht auf die Anwendung der drei Stoffe zur Sodafabrikation ein Patent bekommen haben. Warum aber nicht auf die Stoffe, wenn sie noch niemand zuvor für denselben Zweck benutzt hat? Nun denke man sich, daß die patentierte Auslaugung oder Kristallisation oder irgend eine andere Nebensache bald — wie das auch faktisch geschah — wesentlich von anderen verbessert wurde! Soll dann wieder der Verbesserer unentwegt mit Leblancs Erfindung arbeiten und Soda mit den drei integrierenden Stoffen darstellen dürfen? Offenbar wäre dies ein Eindruch in das geistige Eigentum des Erfinders, und wenn man Einbrüche in materielles Eigentum als Verbrechen bestraft, so sollte doch sicherlich den Einbrüchen in zumeist schwer erworbenes geistiges Eigentum ein geistiges Kriminalgesetz d. h. ein gutes Patentgesetz ein energisches Veto entgegenstellen. Dieses Veto ist aber bei originalen chemischen Erfindungen nur dann energisch, wenn das Patentgesetz die Anwendung bestimmter Stoffe für einen bestimmten Zweck schützt, sofern diese Stoffe für diesen Zweck bisher noch nicht angewendet wurden, weil eben darin das Kennzeichen, also das Wesen einer originalen chemischen Erfindung liegt.

Bisher habe ich nur von wirklichen originalen Erfindungen gesprochen und deren Kennzeichen und den ihnen gebührenden Schutz erörtert, welcher sich bei mechanischen Erfindungen auf den Vorgang bei chemischen auf die Stoffe unter den angeführten Bedingungen erstrecken soll. Diese originalen Erfindungen sind freilich selten, aber eben weil sie selten und darum stets von weittragender Bedeutung sind und sicherlich zu den schwierigsten Problemen des Erfindungsgenies gehören, gebührt ihnen mit Recht jener ausgedehnte Patentschutz, den die heutige Patentgesetzgebung gar nicht kennt. Im Grunde genommen dient unser Patentgesetz viel besser den sogenannten Nacherfindern als den wahren Erfindern. Ein Nacherfinder ist zwar logisch unmöglich; denn entweder ist jemand Erfinder oder Verbesserer. Eine Nacherfindung ist also eigentlich nichts Anderes als die unrechtmäßige Aneignung einer wirklichen Erfindung. Die meisten heutigen sogenannten Erfindungen sind aber keine Originalerfindungen, sondern Verbesserungen an früheren Erfindungen. Was ist nun das Wesen von Verbesserungen?

Ich habe schon erwähnt, daß der Zweck von Verbesserungen darauf hinausgeht, die technische Wirksamkeit einer Erfindung zu erhöhen oder zu erweitern, und daß Verbesserungen ohne Benutzung der eigentlichen, vorhergehenden Erfindung nicht bestehen können. Nun kann aber offenbar eine Verbesserung auch an solchen Erfindungen gemacht werden, die so alt sind, daß sie uns — um so mehr, wenn sie keinen Patentschutz genießen — gar nicht mehr als Erfindungen, sondern durch die langjährige Benutzung als längst bekannte Gegenstände erscheinen. Wer denkt noch bei dem Gebrauch einer Taschenuhr an den Erfinder der Räderuhren? Man kennt ja kaum seinen Namen, oder weiß jemand, wer das Papier oder

Digitized by Google

das Glas erfunden hat? In solchen Fällen ist man gewohnt ganze Völker z. B. die Phönizier, zu Erfindern zu erheben, was doch thatsächlich ganz unmöglich ist; denn wie soll der Grundgedanke, also die Seele der Erfindung, in mehr als einem Kopfe zugleich geboren werden? Nein, es ist zweifellos, daß jede Erfindung nur einen Erfinder haben kann, es sei denn, daß dieser in Gemeinschaft mit anderen an seiner Erfindung gearbeitet hat; aber selbst dann wird so zu sagen die erlösende That oder die Auffindung des Prinzips, welches das Agens der Erfindung ist, immer nur von einem ausgehen, nur kann ihm durch die Mitwirkung der anderen diese Entdeckung leichter geworden sein. Man muß also annehmen, daß jeder Gegenstand, den wir in Gebrauch nehmen, das Resultat einer älteren oder neueren Erfindung, oder, wenn wir uns juristisch ausdrücken wollen, einer (durch Patent) geschützten oder nicht geschützten Erfindung ist. Beide Arten von Erfindungen sind verbesserungsfähig; aber in beiden Fällen benutzt auch der Verbesserer die ursprüngliche Erfindung. Daraus geht schon hervor, daß dem Verbesserer nur der Schutz für seine Verbesserung, nicht aber ein Monopol für die Benutzung der Erfindung gebührt. Es wird wohl niemand zugeben, daß derjenige, welcher eine neue Verbesserung an einer Taschenuhr anbringt, das Recht haben soll, die Uhrenmanufaktur zu verbieten. Wenn nun aber die Uhrenmanufaktur das Resultat einer neuen und durch Patent geschützten Erfindung wäre, wollte man dann dem Verbesserer zugestehen, Uhren zu fabrizieren, an denen er seine, vielleicht gar nicht einmal praktische Verbesserung anbringt? Gewiß nicht; denn er würde damit nicht nur einen Einbruch in das geistige Eigentum des Erfinders begehen, sondern zugleich auch materiell eine Industrie, die möglicherweise mit schweren Opfern zur Blüte gebracht wurde, schädigen. Und doch beweist der Fall Scheibler, daß unser Patentgesetz resp. dessen Auslegung nicht hinreicht, um solche schreiende Eingriffe zu verhindern! —

Es ist also klar, daß der Patentschutz bei Verbesserungen nicht über die Grenzen der Verbesserung hinausgehen darf und es dem Verbesserer ebenso wie jedem Andern verwehrt bleiben muß, eine (Patent geschützte) Erfindung ohne ausdrückliche Genehmigung des Erfinders anzuwenden. Da wird nun häufig der wohl kaum denkbare Fall angeführt, daß der Erfinder aus purer Marotte sich sträuben könnte, seine Erfindung andern zu überlassen, und indem man diesen undenkbaren Fall diskutiert, kommt man zu der Polizei-Maßregel, daß alsdann der Erfinder dazu gezwungen werden muß, wobei das Pat.-Amt die Höhe seiner Entschädigung festsetzt. Was würde man sagen, wenn jemand sein Eigentum nicht verkaufen will und der Staat zwingt ihn, dies für ein billiges zu thun? Selbst bei Expropriationen, die doch nur dann statthaben, wenn ein allgemeines Interesse den Besitz erheischt, wird der Wert des Eigentums nicht einseitig vom grünen Tisch, sondern von Sachverständigen abgeschätzt. Man müßte also doch mindestens, falls diese Zwangs-Maßregel gegen Erfinder einträte, bei der Feststellung des Ankaufs die Entscheidung Sachverständigen, aber nicht einer Behörde überlassen. Jedoch finde ich diese Maßregel ebenso wie jede Expropriation nur dann gerechtfertigt, wenn der Besitz der Erfindung im ganz allgemeinen Interesse liegt, d. h. wenn sich die Erfindung auf staatliche d. h. politische Dinge, also rein militärische Angelegenheiten bezieht. Wenn auch in Deutschland die Eisenbahnen in Staatshänden liegen, so ist doch keine Bahn lediglich für politische Zwecke im Betrieb. Freilich ist das allgemeine Interesse an Eisenbahnen wohl das mächtigste, aber soll darum jemandem, der vielleicht in diesen Verkehrsmitteln eine bedeutende Verbesserung erdenkt, das Recht verweigert werden, den Preis für diese Verbesserung festzustellen? Ist die Verbesserung so sehr wichtig für alle, nun dann ist ja auch der höchste Preis gering; weil ja alle zahlen, also auf den Einzelnen nur sehr wenig kommt. Aber angenommen, der Erfinder macht eine wahnsinnig hohe Forderung, nun dann wird er dieselbe Forderung wohl auch in anderen Ländern, in denen er Patente hat, stellen. Wenn ihm aber nirgends seine Forderung bewilligt wird, sollte er auch dann noch darauf bestehen? Gewiß nicht. Nun aber die Kehrseite. Angenommen, der deutsche Erfinder erhält, wie das ja leider oft vorkommt — in andern Ländern, nur nicht in Deutschland, seine Forderung, soll da das Pat.-Amt einfach berechtigt sein den Preis ad libitum zu fixieren und den Erfinder zu expropriieren? Also hinweg mit allen Zwangsmaßregeln! Auch bei den Erfindungen ist ja der Preis nur das Resultat des Kampfes zwischen Angebot und Nach-

frage. Bedeutende Erfinder sind von Dichtern als Wohlthäter der Menschheit besungen worden, und das Patent-Gesetz sollte annehmen, daß sie wahnsinnig egoistisch sind und zum Verkauf ihrer Patente gezwungen werden müssen? Das wäre doch verkehrt! Nun, und unbedeutende Erfindungen? Die braucht ja niemand so dringend, daß darum ein Erfinder-Expropriations-Gesetz geschaffen werden müßte.

Doch ich bin weit von meinem Thema abgewichen. Das Kennzeichen von echten Erfindungen habe ich erörtert und auch gesagt, die Form, oder besser die Art der Ausführung einer Erfindung ist das Arbeitsfeld der Verbesserer. Was ist nun aber die Seele, oder sagen wir wieder das schutzberechtigte Wesen einer Verbesserung? Wenn, wie oben gesagt, der Zweck der Verbesserung darauf abzielt, die technische Wirksamkeit einer Erfindung zu erhöhen oder zu erweitern, so muß offenbar das Mittel, *durch* welches dieses Resultat erzielt werden soll, das Wesen der Verbesserung sein. Dieses Mittel kann nun wiederum auf einem Vorgange beruhen (mechanische Verbesserung) oder auf der Anwendung eines oder mehrerer Stoffe für einen bestimmten Zweck (chemische Verbesserung). Endlich aber kann es in einer bestimmten Form eines Apparates bestehen. Letztere Verbesserungen möchte ich allerdings lieber unter das Musterschutz- als unter das Patentgesetz stellen. In allen Fällen aber ist daran festzuhalten, daß die Verbesserung sich immer nur auf *Teile* einer Haupterfindung bezieht und ohne Benutzung des Wesens der *eigentlichen* Erfindung nicht bestehen kann. Man hat demnach zwar auch bei Verbesserungen wie bei Erfindungen ihr Wesen d. h. den mechanischen Vorgang oder Stoff oder eine bestimmte Form zu schützen, jedoch nur in den Grenzen des durch die Verbesserung beabsichtigten Zweckes. *Ich betrachte also als das schutzberechtigte Wesen einer Verbesserung: die Anwendung von bestimmten mechanischen Vorgängen, Formen oder chemischen Stoffen für den Zweck, die Wirksamkeit einer bestehenden Erfindung zu erhöhen, sofern diese Mittel oder deren Zweck neu sind.*

Bezüglich chemischer Erfindungen und Verbesserungen habe ich schließlich noch zu bemerken, daß oft ganz neue Stoffe als Zweck der Erfindung Gegenstand der Darstellung sind. Es fragt sich nun, soll man da das neue Produkt oder die Art der Darstellung schützen? Offenbar ist hier der *Zweck* das Neue; die Mittel können dagegen neu oder bekannt sein. Ich halte deshalb dafür, daß der *neue Stoff* als Zweck der Erfindung *unbedingt* geschützt werden muß, außerdem aber auch der Vorgang resp. die Mittel (Stoffe) zu seiner Darstellung. Verbessert später jemand die Darstellung, so darf er eben *nur auf diese Verbesserung* Patent bekommen, aber es darf ihm *nicht gestattet sein ohne Genehmigung des Erfinders dessen neuen Stoff zu fabrizieren!* Würde dieser Grundsatz im Gesetz ausgesprochen, so wären vielleicht dreiviertel, wenn nicht alle der unzähligen Streitigkeiten chemischer Patente *einfach unmöglich* und damit eine unsägliche Last der chemischen Industrie gehoben. So lange man die Patentierung der Stoffe unter allen Umständen aus reinem Prinzip ausschließt, so lange sind chemische Patente weit schutzloser als mechanische. Man hat gesagt: chemische Erfindungen werden meist von den Erfindern in ihren eigenen Fabriken verwertet und sind darum an sich nicht so schutzbedürftig als mechanische, die in andere Hände übergehen. Dies ist ein Mißverständnis. *Weil* eben chemische Patente so schwach geschützt sind, zieht es der Erfinder vor, sie an der Hand seiner Erfahrungen in der eigenen Fabrik möglichst geheim zu verwerten, aber sicherlich wäre es für ihn viel günstiger, wenn recht viele fremde Fabriken seine Erfindung gegen eine gewisse Abgabe ausführten. Ich will aber auch nicht verhehlen, daß eben diese Abgabe zu Schwierigkeiten führt, besonders in der Großindustrie. Verlangt der Erfinder eine Abgabe pro Tonne des fabrizierten Produkts, so findet dies oft beim Käufer keinen Anklang, denn er kann ja nicht wissen, „ob das Geschäft eine so hohe Abgabe gestattet." Will der Erfinder Anteil am Reingewinn, so paßt es dem Käufer nicht, „sich von fremden Leuten in seine Bücher sehen zu lassen." Also was bleibt dem chemischen Erfinder übrig als *selbst* zu fabrizieren. Sicherlich wäre es aber nationalökonomisch viel richtiger, wenn chemische Erfindungen unter einer Abgabe pro Zentner Rohstoff oder Fabrikat an den Erfinder von möglichst vielen Fabriken ausgeführt würden,

Digitized by Google

Die genaue Abgrenzung von Erfindung und Verbesserung sowie der Schutz des eigentlichen Wesens der Sache an Stelle der bloßen Form oder unwesentlicher Nebendinge sind also die Haupterfordernisse eines guten Patentgesetzes. Durch sie würde nicht allein sehr vielen Patentstreitigkeiten der Boden entzogen werden, sondern auch, last not least, das Verhältnis zwischen Erfinder und Verbesserer, die jetzt infolge des Gesetzes oft feindlich gegenüberstehen, sich zu einem auf gegenseitige Hilfe angewiesenen und daher freundlicheren und der Allgemeinheit entschieden nützlicheren gestalten; denn „clara pacta — boni amici".

Das Agenten-Unwesen.

Wenn ich unter dieser Überschrift eine im heutigen Geschäftsleben sehr entwickelte und in den Vordergrund tretende Einrichtung einer Besprechung unter den Zeitbeschwerden unterziehe, so muß ich mich zunächst gegen das mögliche Mißverständnis verwahren, als wollte ich im allgemeinen die Einrichtung von Agenturen als ein Unwesen bezeichnen oder gar, die überaus mühevolle und segenbringende Arbeit eines großen Teiles der heutigen Handel- und Gewerbetreibenden verkennend, den ganzen Stand der Agenten als überflüssig und schädlich angreifen. Weit entfernt davon würdige ich im Gegenteil die aufopfernde Thätigkeit dieses Standes im vollsten Maße, erkenne den Nutzen und die Bedeutung tüchtiger Agenten für Einkauf und Verkauf auf allen Gebieten des Handels und Verkehrs vollkommen an und glaube, daß sich auch bei der Ausbildung und Verallgemeinerung der Einrichtung von Vertretungen für jedweden Vertrieb wieder die Bedeutung und der Nutzen des heute immer mehr durchgeführten Prinzips der Arbeitsteilung klar und deutlich erwiesen hat.

Nach dieser Verwahrung gegen eine etwaige, mißverständliche Auffassung glaube ich aber unter Zustimmung aller der Kreise, die im geschäftlichen und privaten Verkehr mit Agenten in Berührung kommen, behaupten zu können, daß auch das Agentenwesen keine Ausnahme von der allgemeinen Regel macht, nach welcher alle menschlichen Einrichtungen ihre guten und schlechten Seiten haben, und daß es auch in diesem Mißstände und Auswüchse giebt, gegen welche im Interesse des ganzen Handelsstandes und nicht weniger im Interesse des Agentenstandes selbst vorgegangen werden muß. Diese in die rechte Beleuchtung zu stellen und zur Abwehr gegen dieselben anzuregen, ist der Zweck meiner heutigen Zeilen. —

Zunächst läßt sich nicht verkennen, daß sich zum Beruf der Agenten naturgemäß eine Menge Elemente drängen, welche ohne kaufmännische Bildung, ohne Warenkenntnisse, oft sogar ohne eine halbwegs genügende, allgemeine Bildung, entweder im früheren Beruf Schiffbruch gelitten oder sonst nicht die Energie besaßen, sich überhaupt für einen festen Beruf zu entscheiden. Mit dem Gedanken, daß es leicht, mit ein wenig Mundfertigkeit, mit dreistem und aufdringlichem Wesen in diesem Beruf Erfolge zu erzielen, verlockt von dem Vorteil, daß hierbei kein Kapital erforderlich, kein Risiko zu tragen ist, erwählen massenhaft Leute aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen leichten Herzens diesen Erwerbszweig, ohne sich zu fragen, ob sie die nötigen Kenntnisse und moralischen Eigenschaften für einen Agenten, wie er sein soll, besitzen; — sie suchen und übernehmen Vertretungen, wo und wie sie solche erhalten können, ohne Prüfung, ob sie den in Betracht kommenden Geschäftszweig kennen, ob sie mit den Absatzgebieten, Waren u. s. w. vertraut sind, für den speziellen Fall passen, kurz, sie wirtschaften, da ja im schlimmsten Falle für sie nicht viel auf dem Spiel steht, gewissenlos ins Blaue. Kein Wunder, wenn daher gerade unter dem zahlreichen Stand der Agenten durch die angedeuteten, besonderen Verhältnisse eine Masse ungeeigneter Vertreter auffallen und vielfach zur Plage der Geschäftswelt werden. — Welcher Chef eines irgendwie bedeutenden Geschäfts kennt und fürchtet nicht die ihm fast täglich aufdringlich seine oft kostbare Zeit raubenden Herrn, die ihn mit einem Redestrom auswendig gelernter Anpreisungen aller möglichen Artikel belästigen, die neue Patente, Bezugsquellen, Erfindungen auf allen denkbaren Gebieten mit den ungeheuerlichsten Übertreibungen empfehlen, obschon sie meist über Wert und Bedeutung der angebotenen Gegenstände kein Urteil haben, oder die sich kein

Gewissen daraus machen, solche gar gegen ihre bessere Überzeugung mit Aufbietung all' ihrer Redekünste anzubringen und selbst sich nicht scheuen, sich zu diesem Zweck der verwerflichsten Mittel, wie gefälschter Empfehlungen, fingierter Bestellungen von den bedeutendsten Firmen, die in Massen vorgezeigt werden u. s. w. zu bedienen.

Welcher Geschäftsmann und gut gestellte Privatmann kennt und fürchtet nicht die Unzahl von Versicherungs-Agenten der mannigfachen Zweige des sich stetig ausdehnenden Versicherungswesens! — Von den Gesellschaften werden sogenannte tüchtige „Acquisiteure" gesucht, und da sich geeignete Persönlichkeiten für dies Fach unter den gebildeten Ständen nicht in einer der Nachfrage entsprechenden Zahl finden lassen, tauchen insbesondere in diesem Zweig des Agentenwesens immer mehr Vertreter auf, welche einen Erfolg nur durch Zudringlichkeit und unnachsichtliches Quälen ihrer erkorenen Opfer anstreben. — Es giebt Feuerversicherungs-, Lebensversicherungs-, Unfallversicherungs- und wie sie alle heißen mögen — Agenten, die durch die Dreistigkeit, mit welcher sie unaufhörlich ihre „guten Objekte" bearbeiten, geradezu zum Schrecken eines ganzen Bezirks werden und die leider nur zu selten auf eine schneidige Persönlichkeit stoßen, welche ihnen mit der verdienten Rücksichtslosigkeit heimleuchtet. Da nutzt es nicht, ob man bei einer guten Gesellschaft versichert ist, ob man sich bereits für eine andere Gesellschaft entschieden, ob man überhaupt zum Versichern geneigt ist — ohne Gegenrede muß man zuweilen stundenlang die oft gehörten Darlegungen über sich ergehen lassen, daß die angetragene Versicherung die erste und beste der Welt sei, muß die konkurrierenden Gesellschaften ohne Rücksicht auf Thatsachen und Wahrheit schlecht machen hören und sich den Beweis gefallen lassen, daß die eigenen Ansichten alle nicht maßgebend und unrichtig seien. — Wie weit die Belästigungen durch findige Versicherungs-Agenten zuweilen gehen, erläutert ein mir vor kurzem erzählter Vorgang. Ein angesehener, vermögender Geschäftsmann zeigte in der Zeitung die Geburt eines Sohnes an, und am folgenden Morgen in aller Frühe erschien schon ein Versicherungsagent, der dem glücklichen Vater in breiter Rede die Überzeugung beizubringen suchte, er müsse seinen Sohn in die seit einiger Zeit aufgekommene Versicherung für den „Einjährig-Freiwilligen-Militärdienst" einkaufen! — Alle Einwendungen des betreffenden Herrn, daß er in der Lage sei, seine Söhne auch ohne Versicherung erziehen und einjährig dienen zu lassen, daß er überhaupt keine Neigung zu solchen Versicherungen habe u. s. w., halfen nichts; Tag für Tag erschien der eifrige Vertreter und störte und belästigte in der unverschämtesten Weise, bis dem Geplagten die Geduld riß und er dem sich über die Anstandsregeln im gebildeten Verkehr hinwegsetzenden Agenten mit gleicher Münze heimzahlend die Thür wies.

Solche und ähnliche Auswüchse in den verschiedensten Zweigen des Agententums lassen sich leider in Menge aufzählen; geringwertige Schundware wird in Massen kolportiert; durch schlimme Erfahrungen noch nicht gewitzigte Geschäftsleute werden mit scheinbar billigen, thatsächlich aber zu hoch bezahlten und oft wertlosen Erzeugnissen geschädigt; solide und tüchtige Geschäfte mit anständigen und gewissenhaften Vertretern werden von gewissenlosen Mundhelden bei den Konsumenten verleumdet und herabgewürdigt, um sie zu verdrängen und Raum für den Absatz eines oft wenig leistungsfähigen Konkurrenten zu schaffen; kurz, die Fundamente und Säulen des reellen Geschäftsverkehrs — „Gewissenhaftigkeit und Vertrauen" werden untergraben und wankend gemacht, zum Schaden vieler Existenzen und zum Schaden des ganzen Handelsstandes.

Möge daher der Geschäftsmann durch sorgfältige Prüfung bei der Wahl seiner Vertreter, durch vorsichtige Prüfung der Angebote an fremden Vertretern zur Bekämpfung des Unwesens in erster Linie mitwirken, möge ein jeder durch energische Abwehr unwürdiger Elemente zur Abhilfe beitragen, dann wird auch den geschilderten, beklagenswerten Mißständen im Agentenwesen ein Damm gesetzt werden und die jetzt leider zum Teil nur zu berechtigte Abneigung gegen dasselbe wieder schwinden!

C. C. K.

Litterarische Berichte.

Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben von Heinrich Richter. Vierte, vermehrte Auflage. Frankfurt am Main 1886. Verlag von Johannes Alt.

Ein liebenswürdiges Buch! Das Buch eines echten Künstlers: eines Mannes mit einem offenen Herzen und einem tiefen Gemüte! — Zwar, die Hände, die diese Erinnerungen niederschrieben, haben sich niemals an die Darstellung weder des Gewaltigen noch des Ungeheuerlichen noch des Seltsamen noch des Pikanten gewagt. Den Schreiber hat vorzüglich nur das „Nächstliegende" zum Schaffen gereizt. Seine Mittel waren die natürlichsten; das Wesen seiner Bilder, obwohl dieselben ausnahmslos ernsten und arbeitsvollen Studien ihre Entstehung dankten, war einfach und ungesucht: ja, Ludwig Richter ist — dem Himmel sei Dankt — kein Virtuos gewesen. Er hat sich genügen lassen, auf begrenztem Gebiete, wenn nicht Vollendetes, so doch Vorzügliches, — wenn nicht das Größte, so doch Großes zu wirken und Werke zu schaffen, die Gemeingut, man könnte sagen, des ganzen Volkes geworden sind. Und diese Lebensbeschreibung bildet die willkommene Ergänzung zu dem großen Kreise von Bildern, die aus des Meisters Hand hervorgingen; ihr verdanken wir den Genuß eines tieferen Einblickes in die seltene und reine Künstlerseele, in der alle diese lieblichen und friedlichen Bilder ausreiften zu körperlicher Gestaltung. Leicht darum auch können wir beim Durchlesen das geheimnisvolle Etwas erkennen, dem der liebenswürdige Meister so große Erfolge zu danken hatte, und wir wollen es gern verraten: Ludwig Richter war nicht nur ein reich beanlagter, er war ein denkender Künstler, der mit dem Herzen geschaffen hat, mit einem frommen Menschen-, einem warmen Dichter-, einem offenen und empfängnisfähigen Künstlerherzen, nicht mit dem Organ der Eigenliebe, der Eitelkeit und der Ehrsucht, das schon gar mancher Künstler und Nichtkünstler für sein Herz gehalten hat. Diese Erkenntnis allein möchte genügen, um der Lebensbeschreibung die weiteste Verbreitung zu wünschen, wenn sie auch sonst nicht Seite für Seite reichen Genuß und tausendfältige Belehrung böte. Jeder Künstler sollte diese Erinnerungen seineigen nennen. Nicht, daß wir wünschten, sie möchten alle die Pfade Ludwig Richters wandeln; — nichts wäre thörichter! Aber nacheifern sollte ihm, wer es vermag, in der ernsten und innerlichen Auffassung des Berufes; ihn sich zum Muster nehmen in der fortwährenden Gedankenarbeit, in dem gewissenhaften Nachsinnen über die zu lösenden Probleme. — „Natur ist die Basis," schreibt der Jüngling, „und Gefühl, Gedanke erzeugt das Kunstwerk. Etwas schön und wohl Erdachtes einfach und im Geiste der Natur, so gut als möglich darzustellen, ist Aufgabe aller Kunst." — Der reife Mann hat seine Herzensfreude an Schwinds köstlichem Ausspruch beim einsamen Waldspaziergang: „Wenn einer an ein schöns Bäumle sein Lieb und Freud hat, so zeichnet er all' seine Lieb und Freud mit, und's schaut ganz anders aus, als wenn ein Esel schön abschmiert." Eigener, tiefdurchdachter Sentenzen birgt das Buch eine reiche Fülle; und Richter verstand es, seinen Gedanken in einfachsten Worten den treffendsten Ausdruck zu geben: „Jedes echte Kunstwerk geht in allen seinen Teilen auf einen Haupteindruck los. — — Das Bedeutsame ist überhaupt Aufgabe der höheren Malerei und muß es auch in der Landschaftsmalerei sein. Denn sonst bleibt ihr nichts übrig als die gemeine Nachahmung des Wirklichen, und in Ueberwindung technischer Schwierigkeiten bestände ihr ganzes Verdienst." — Daß nicht zu viele der Genossen seine tiefe Auffassung teilten, wußte auch er recht gut: „Sie feiern mit Sang und Klang die großen Männer (Dürer), aber sie folgen ihnen nicht nach. Ja, wie wenige nehmen nur ein Interesse an ihren herrlichen Werken, die sie nicht verstehen und gar nicht verstehen wollen." — Wir begnügen uns mit der Wiedergabe dieser kurzen Gedanken, die wir ohne viel Wählens aus der großen Menge herausgegriffen haben. Sapienti sat. — Noch eins: manchen Künstler von heute wird es sonderbar anmuten, aus diesem Buche zu erfahren, daß der Meister, der selbst doch so gut „zu denken" verstand, nicht verschmähte, dankbar hervorzuheben, daß er mancherlei, in der Auffassung sowohl wie in der Materei selbst kunstverständigen und kunstgelehrten Männern verdankt, von denen er doch recht wohl wußte, daß sie selber nichts oder nur herzlich wenig mit dem Stifte oder dem Pinsel leisteten. Sie scheint ihm aber nicht allzuviel geschadet zu haben, diese bescheidene Unterordnung unter Männer, die ein Urteil über das, was schön ist und zum Herzen spricht, ja gar nicht haben konnten, weil sie selber zu pinseln nicht vermochten. —t.—

Die Moral der Jesuiten. Vortrag, gehalten in Berlin am 4. Februar 1887 von J. Burggraf, Pastor an St. Ansgarii in Bremen. Wittenberg 1887. R. Herrosé.

An einen Vortrag, dessen Länge durch bestimmte Verhältnisse vorgeschrieben ist, dürfen naturgemäß nicht dieselben Ansprüche in Be-

ziehung auf Gründlichkeit und Ausführlichkeit gestellt werden wie an ein durch kein Zeitmaß beschränktes wissenschaftliches Buch. Deshalb dürfen wir es auch bei dem uns vorliegenden Vortrage über die Moral der Jesuiten nicht als Fehler betrachten, wenn mancher Punkt gar nicht, andere zu kurz behandelt sind. Die Moral der Jesuiten, deren Wiederkehr dem aufrichtigen und ernsten Protestanten mit Recht als ein drohendes Gespenst erscheinen muß, die vielfache, nicht bloß gebilligte, sondern sogar vorgeschriebene Praxis ihrer bedenklichen Ratschläge und die daraus hervorgehende Gefahr derselben für das religiöse Bewußtsein durch einzelne Beispiele vor Augen zu stellen, diesen Zweck hat der Verfasser ohne Zweifel erreicht, indem er auf die Worte eines Mariana, Eskobar, Busenbaum und anderer hinweist. Da man jedoch mit dem Gedanken an die Jesuiten stets den an ihren Stifter Loyola verbindet, so erfordert es die Gerechtigkeit, da, wo ein so scharfes Urteil über den Orden gefällt wird, hervorzuheben, daß dem spanischen Ritter die mit Recht verurteilte Jesuitenpraxis nicht so ohne weiteres zuzuschreiben, daß vielmehr sein Ideal ein anderes gewesen ist; eine weitere Forderung der Billigkeit ist es, dem vielfachen Unheil, das die Jünger Loyolas gestiftet, auch das Gute entgegenzustellen, das sie gewollt und erreicht haben, eine Erörterung, die, wenn auch nicht weggelassen, so doch zu kurz abgemacht ist. Abgesehen von diesen Aussetzungen jedoch ist der Vortrag nicht bloß wegen seiner vortrefflichen Sprache höchst lesenswert, sondern auch wegen des für die Jetztzeit so wichtigen Inhalts durchaus belehrend, und die am Schluß an die Protestanten gerichteten Ermahnungen sind entschieden richtig und beherzigenswert. C. S.

Ueber den Gedanken einer **Kulturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage** von O. Schrader. Jena 1887. Hermann Costenoble.

Der Gedanke, der in dem Titel dieser Antrittsvorlesung angedeutet ist, rührt keineswegs von dem Verf. her, sondern ist vor Jahrzehnten schon von J. Grimm, A. Kuhn u. a. ausgesprochen und angewandt worden. Herr Schr. selbst hat ihn auch schon in größeren Arbeiten zu verwerten gestrebt. In dieser Vorlesung scheint der Hauptzweck der, gewisse Lehren der junggrammatischen Schule vorzutragen. Q.

Traité de la Génération des Animaux d'Aristote. Tradnit en français pour la première fois et accompagné de notes perpétuelles par J. Barthélemy-Saint Hilaire, membre de l'Institut, sénateur. 2 vls. Paris 1887. Hachette & Cie.

Barthélemy-Saint Hilaire, der bekannte Staatsmann, welcher zugleich als hervorragender Gelehrter dasteht und in letztgenannter Eigenschaft unter anderm auch schon durch Uebersetzung mehrerer Schriften des Aristoteles in das Französische sich ausgezeichnet hat — bringt in dem obengenannten Werke (in zwei stattlichen Bänden) in französischer Sprache die Uebersetzung einer Schrift, welche den Geist, den Forschungseifer und den Scharfblick des alten Weisen von Stagira wiederum ganz außerordentlich bethätigt. Es ist erstaunlich, was Aristoteles über den Gegenstand, welcher das Thema obigen Werkes bildet, über die Fortpflanzung und Zeugung der Tiere, alles ergründet hat. Dabei bezieht sich das obengenannte Werk des Aristoteles auch vielfach auf den Menschen. Es fehlt natürlich bei Aristoteles auch nicht an mancherlei Irrtümern, zu welchen der gelehrte Uebersetzer, wie auch zu vielen anderen Punkten des aristotelischen Werkes, Bemerkungen macht. Auch giebt Barthélemy-Saint Hilaire eine „Préface," welche den größeren Teil des ersten Bandes umfaßt, und läßt auf diese Vorrede auch eine „Dissertation sur l'authenticité et la composition du Traité de la Génération" folgen. Da wir selbst nicht naturkundig sind, vermögen wir auf den Inhalt der vorliegenden aristotelischen Schrift selbst nicht einzugehen. Wir erinnern, daß Barthélemy-Saint Hilaire in seiner „Préface" hervorhebt, wie der „Traité de la Génération des Animaux" des Aristoteles als dessen zoologisches Meisterwerk gilt. Es wird darauf hingewiesen, daß, wie manche andere Wissenschaften, Aristoteles thatsächlich auch die Embryologie geschaffen habe, und daß auch jetzt, nach 2000 Jahren, diese Wissenschaft wesentlich sich noch innerhalb des Kreises bewegt, den er zuerst umschrieben, wenn auch im Laufe der Zeit selbstverständlich die Beobachtungen reichhaltiger, die Beobachtungsmittel besser und die Beobachtungsresultate subtiler und exakter geworden sind. Die Fehler und Irrtümer des Aristoteles waren zu seiner Zeit unvermeidlich, und doch ist er noch derjenige Philosoph, welcher sich am wenigsten und höchst ungern mit Hypothesen hervorwagt. Auch rühmt Barthélemy-Saint Hilaire die grenzenlose Bewunderung des Aristoteles für die Natur, deren zweckentsprechendes Wirken und Walten der Stagirite so oft hervorhebt. Die Authentizität des aristotelischen „Traité de la Génération" beweist Barthélemy-Saint Hilaire in der obenerwähnten (auf die „Préface" folgenden) „Dissertation" durch eine Reihe überzeugender Argumente. Er erinnert auch an die Stellen in anderen Schriften des Aristoteles, wo der genannte Traktat zitiert wird. Besonders wichtig für die Authentizität des aristotelischen „Traité de la Génération des Animaux" ist noch das aus den Zeiten des Sulla und des Cicero herrührende Zeugnis des Andronikus von Rhodus, des ersten „Arrangeurs" der Schriften des Aristoteles. In derselben „Dissertation" spricht Barthélemy-Saint Hilaire hinsichtlich des (von ihm mit übersetzten) fünften Buches des

„Traité de la Génération des Animaux“ die Vermutung aus, daß es — von der Farbe der Augen, vom Gehörsinn, von Haaren, Zähnen und dergl. handelnd — ursprünglich nicht zu dem Traité de la Génération“ gehörte, wenn es auch vollkommen authentisch und des Aristoteles würdig wäre. Die jetzige Stellung dieses fünften Buches (im „Traité de la Génération“) glaubt Barthélemy-Saint Hilaire möglicherweise dem bereits erwähnten Andronikus von Rhodus zuschreiben zu dürfen: doch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge widerrät er ernstlich, an der Stellung dieses Buches eine Aenderung zu versuchen.

—b—

Länderkunde der fünf Erdteile. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Prof. Dr. A. Kirchhoff. Europa: Lex 8. 2 Teile. Jeder Teil ca. 50 Lieferungen. Lieferung 1 bis 30. Leipzig und Prag 1886 und 87. Verlag von G. Freytag und F. Tempsky.

Enthält: Europa im allgemeinen von Alfred Kirchhoff. Physikalische Skizze von Mitteleuropa von Albrecht Penck. Das deutsche Reich von Albrecht Penck. Oesterreich-Ungarn von Alexander Supan. Mit 99 Vollbildern, 14 Karten und zahlreichen Textillustrationen. Die Namen der Autoren bürgen für die Vorzüglichkeit des Textes dieses anerkennenswerten Unternehmens, auf das wir zurückkommen werden, sobald ein Band abgeschlossen vorliegen wird. Die Ausstattung ist sehr schön und macht der Verlagsbuchhandlung Ehre. Ein Fehler ist uns bei den Unterschriften der Vollbilder aufgefallen: Die Heuscheuer liegt nicht im Riesengebirge, sondern in der Grafschaft Glatz.

E.

Ikaria. Ein Beitrag zur Geschichte des Kommunismus von Albert Shaw, Ph. D. Autorisierte Ausgabe. Deutsch von M. Jacobi. Stuttgart 1886. Verlag von Robert Lutz.

Der Verfasser erzählt das Schicksal des mit so großer Begeisterung und unter so großen Sympathien begonnenen Cubetschen Unternehmens, welches im großen und ganzen so kläglich gescheitert ist, in eingehender Art mit historischer Treue, welche dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß sein Urteil über den Schöpfer Ikariens ein zu günstiges ist. Die Geschichte Ikariens ist die immer erneuter Entzweiung nach kurzer Einigkeit, aus der Entzweiung hervorgegangener Spaltung und dadurch zunehmender Schwächung der diesem Schicksal unterworfenen Kommunistengesellschaft. Das Lob, welches er den Sitten der Ikarier zollt, ist, nach allen Angaben, ein wohlbegründetes, aber für das Prinzip beweist das natürlich nichts und soll auch nach des Verfassers Meinung nichts bedeuten. Wenn dieser von dem Gedanken ausgegangen ist, man lerne aus der Geschichte eines solchen Gesellschaftsversuches das Wesen des Kommunismus gründlicher kennen als aus abstrakten Abhandlungen, so mag er damit recht haben. Das Ergebnis ist eben kein anderes als die Lebensunfähigkeit jeder vollkommenen Gütergemeinschaft, welche nicht entweder auf dem unerschütterlichen Fundament eines religiösen Glaubens ruht, oder sich auf einen ganz kleinen Kreis von Menschen beschränkt. Die Gemeinde der Ikarier war in ihrer blühendsten Zeit nicht über 500 Köpfe stark und konnte doch der Spaltung und dem Verfalle nicht entgehen: wie wäre es denkbar, daß sich ganze Nationen dem Verbote des Privateigentums und dem Gebote der fast bedingungslosen Unterordnung des Individuums unter die Gesamtheit beugten? So dürfen wir sagen, daß das Shaw'sche Buch ein nützliches Buch ist und seine Uebersetzung mithin ein lobenswertes Werk war.

A. B.

Jan van Calker. Ein Malerbild in sechszehn Aoentüren von Josef Lauff. Berlin 1887.

Die Bezeichnung „Aoentüren“, der durchweg angewendete vierfüßige Trochäus, der nur durch eingestreute, heiter-sangbare Lieder unterbrochen wird, kennzeichnen den Verfasser dieser epischen Erzählung von vornherein als einen Sänger, der in den Pfaden Scheffels und in Sonderheit seines Trompeters von Seckingen wandelt. Ob mit demselben Erfolg wie sein Vorbild, muß die Zukunft lehren; jedenfalls aber mit beachtenswertem Talent. Lauff verfügt über eine außerordentlich gewandte Versifikation, seine Sprache ist blühend und reich an Bildern, die Charakteristik seiner Figuren scharf und klar, seine Schilderungen geben sich anschaulich und lebhaft. Die eingestreuten singbaren Lieder zeichnen sich durch Frische der Empfindung und ungezwungenen Humor aus und werden vielleicht in geeigneter Komposition eine bedeutende Wirkung machen, wenn auch in einzelnen wie in „Alt-Calkers Küster mit samt dem Kaplan“ und „Haus Kräling, Abt von Walporzheim“ die Anlehnung an Scheffel gar zu deutlich ist. Für Künstlerkreise dürften die verschiedenen Farben- und Pinsellieder von besonderem Reize sein. Den Stoff seines Epos hat der Dichter aus dem Leben des unter dem Namen Jan van Calker in der Kunstgeschichte bekannten Jan Stevens entnommen, dem das berühmte Altarbild in der Kirche von Calker zugeschrieben wird. Im ganzen dürfen wir die Dichtung als das Werk eines viel versprechenden und tapfer vorwärtsstrebenden Talentes bezeichnen.

T.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Geſammelt
von
Helene von Hülſen.

(Fortſetzung.)

Vierter Abſchnitt, von 1838 bis 1843.

Es waren glückliche Jahre friſcheſter Jugendluſt, die Botho von Hülſen als junger Sekonde-Leutnant im Kaiſer Alexander-Garde-Grenadier-Regiment verlebte. Die Kaſerne des Regimentes ſtand, wo ſie noch heute ſteht, nahe dem Alexanderplatz, woſelbſt das Königsſtädter Theater die eine Ecke einnahm. Dieſes aber ſtand, gerade in den dreißiger Jahren, in beſonderem Glanze, und Sterne erſten Ranges, wie Pauline von Schaetzel, Henriette Sonntag, Sophie Löwe füllten allabendlich die Räume der ſo beliebten Berliner Muſenhalle mit einem meiſtens eben ſo harmloſen als dankbaren Publikum. Daß Botho von Hülſen, der völlig in Theater-Intereſſen, dem Arrangement von Polterabendſcherzen und allem, was in dieſe Gebiete ſchlug, lebte, einer der eifrigſten Beſucher ſämtlicher Kunſttempel Berlins war, und daß jeder erſparte Thaler meiſtens dahin getragen ward, — bedarf wohl keiner Verſicherung. Als glühender Verehrer der Löwe und von den Leiſtungen eines Louis Schneider, Mantius, Spitzeder ꝛc. enthuſiasmiert, widmete er den ſchauſpieleriſchen Genüſſen und dem auf das Theater gerichteten künſtleriſchen Schaffen jeden möglichen dienſtfreien und ihm ſelbſt gehörenden Augenblick. Eine ganze Reihe von Scherz- und Luſtſpielen, wie z. B. „Herr und Diener", „Signale", „Die Fuchsfalle", Szenen aus dem Berliner Leben", u. ſ. w. erſtanden in jenen Zeiten aus Botho von Hülſens Feder, und ſelbſt ein, — allerdings nur als Manuſkript vorhandenes Schauer-Drama: „Die Belagerung von Dio" ſetzte ihn ſelbſt und die in ſeine dichteriſchen Verſuche Eingeweihten in ſchaffensfrohe Aufregung. —

Daß Botho von Hülſen ſchon damals zu der Mehrzahl ſeiner damaligen Regimentskameraden in den herzlichſten und bis zum Tode treu gepflegten Freundſchaftsbeziehungen ſtand und daß er deren warme Zuneigung und Hochſchätzung bis zu den ſpäteſten Zeiten genoß, erfüllte ihn ſelbſt und auch mich, — (die ich in ſpäteren Jahren unzählige Male beglückte Zeugin des Ausdruckes dieſer Gefühle

war, —) mit Dank und tiefer Genugthuung. Die Herren von Fabeck, von der Goltz, von Thiele, von Sydow, von Reibnitz, von Döring und von Alvensleben gehörten in erster Linie zu einem Kameradschaftskreise, wie er sich jetzt, — (wo der Wechsel der Garnisonen, der Personen und Verhältnisse ein so unberechenbar großer geworden ist, —) kaum mehr zu bilden, geschweige zu erhalten vermöchte. —

Mit leuchtenden Augen erzählte mir mein geliebter Mann noch, nach fast einem halben Säkulum, von dem so jugendfrischen, sich oft in dem tollsten und doch auch wieder so harmlosen Übermute erschöpfenden Kameradschaftstreiben, dessen Erinnerungen ihn oft bis zu Thränen lachen machten. — Und zwischen dem allen hindurch kam dann wieder eine oder die andere, wirklich rührende Erinnerung, von denen mir die folgende namentlich einen lebhaften Eindruck machte. Mein geliebter Mann hatte sich an einem Weihnachtsabende, ich glaube 1838, eine starke Erkältung zugezogen, die ihn sogar an das Bett fesselte. Sein Vater war, wie gewöhnlich seit dem Tode der Mutter, zu seinem Freunde, dem General von Boyen, gegangen, um den heilgen Abend in dessen Familienkreise zuzubringen. Einsam und ziemlich melancholisch lag also Botho von Hülsen in seinem nichts weniger als komfortabel eingerichteten Kasernenzimmer und stellte Betrachtungen über das „Einst und Jetzt, — (den seligen Christfestfreuden unter der liebendenden Mutter Augen und dem ungemütlichen, leidensvollen „Heute") — an. Da öffnete sich plötzlich die Zimmerthür, und ein Meer von Licht und Glanz schien dem armen Patienten herein zu fluten. Denn — — auf der Schwelle des einsamen, bisher völlig dunklen Raumes stand der heilige Christ, — wenn auch nur in Gestalt eines Burschen, der einen brennenden Lichterbaum in der Hand und einen hübschen Bett-Teppich über dem Arme trägt. Sechs seiner zum Teil gar nicht in Berlin befindlichen Kameraden hatten sich zusammen gethan, um ihrem lieben Hülsen, den sie einsam und leidend wußten, eine kleine Weihnachtsfreude zu bereiten und ihn an ihre Freundschaft zu erinnern. —

Wie diese Sache gelang, und welche Dankbarkeit Botho von Hülsen den Freunden bewahrte, kann ich besser wie irgend jemand wissen. — Denn, — noch zwanzig Jahre später, — nachdem der kleine Teppich fast völlig verbraucht, verblaßt und in Lumpen war, durfte ihn doch niemand aus Bothos Zimmer nehmen. Er trennte sich nicht von dieser wie so mancher an und für sich völlig wertlos gewordenen Erinnerung. —

Was die gesellschaftlichen Beziehungen Botho von Hülsens anbetraf, so mied er, — in jenen Zeiten, — ganz positiv die Hofkreise. Er scheute den Zwang und die Vorschriften der Etikette, und Vergnügen war ihm nur ein solches, wo er sich demselben zwanglos und ohne Rückhalt hingeben durfte. — Außerdem erschlossen sich dem jungen, jedenfalls außergewöhnlichen Offizier, der sofort die Seele und der Mittelpunkt aller gesellschaftlichen Vergnügungen zu sein pflegte, die hübschesten Privatkreise der damaligen Berliner Gesellschaft. Das Haus der Frau von Lamprecht, wo er damals für die schöne

Adelheid von Mühler, geb. von Goßler, schwärmte, sowie das der Frau von Decker (Pauline von Schaetzell), die mit ihrer herrlichen Stimme und schönen Erscheinung jetzt in den geselligen Kreisen wie einstmals auf der Bühne glänzte, — und unzählige andere wurden der Schauplatz von Bothos Freuden und Triumphen. Wer zählt die Polterabendscherze, die er in jenen Kreisen ersonnen, gedichtet und in Szene gesetzt hat! Noch bis heutigen Tages leben sie bei allen Beteiligten in frischester, fröhlichster Erinnerung! —

Im Jahre 1839 trat Botho von Hülsen wiederum einen längeren Urlaub an, der ihn indessen dieses Mal nicht zu den grünen Wiesen und fruchtbaren Gefilden von Ost- und Westpreußen, sondern an die romantischen Ufer des Rheinstromes führte. Seine Schwester, Georgine von Wussow, lebte daselbst an der Seite ihres hervorragend gescheiten Gatten noch immer im schönen Koblenz, und hier war es, wo sich der junge, talentvolle Offizier abermals einen ersten Platz als Arrangeur und amüsanter Gesellschafter errang, wo er sich für alles, was in den Koblenzer Kreisen an geselligen Vergnügungen geplant und unternommen wurde, geradezu unentbehrlich machte. Er tanzte selbst leidenschaftlich gerne, dichtete Ball-Couplets und ersann die reizendsten Kotillon-Touren. Auch die Taschenspielerei, der Vortrag von musikalischen Quodlibets, Liedern und sonstigen Kompositionen wurde fleißig geübt, und dabei natürlich auf das flotteste in der Stadt und Umgebung von Koblenz geschwärmt, deren reizvolle Natur immer erneute Anregung bot. —

Wie lebhaft habe ich, besonders auch bei einem Aufenthalte, den ich mit meinem geliebten Manne vor einigen Jahren in Koblenz machte, vereint mit ihm jener Zeiten gedacht, in denen er hier so harmlos froh und mit dem Vetter Alexander von Wussow und anderen so glücklich war! — Er sprach mir stets mit einer gewissen, fast pietätvoll zu nennenden Bewegung davon. — Im Jahre 1840, inmitten der herrlichsten Sommertage, trat dann auch Botho von Hülsen von Koblenz aus eine Reise nach der Schweiz und Oberitalien an, was dazumal noch eine besonderes Aufsehen machende Unternehmung war. Ein Major von Walther, bedeutend älter als er, begleitete ihn dahin, und man kann sich vorstellen, wie der junge, alles mit leidenschaftlicher Lebendigkeit erfassende Offizier von der Mannigfaltigkeit und Großartigkeit der sich überstürzenden Reiseeindrücke und Erlebnisse angeregt ward. —

Mehrfache allerliebste, besonders die Natur verherrlichende Gedichte, z. B. an den Comersee, an die Rousseau-Insel in Genf, an Kaiser Karl V. und Huß ꝛc. liegen vor mir und geben lebendiges Zeugnis der Stimmungen und Hauptinteressen Botho von Hülsens in jenen Tagen. Ein in vielfacher Hinsicht Veränderter, kehrte er von diesen Reisen nach Koblenz und Berlin zurück, wo indessen König Friedrich Wilhelm III. die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen, und sich auch mancherlei neu gestaltet hatte. Die Huldigung war vor der Thür, und mit den gespanntesten und außerordentlichsten Erwartungen sah man nicht nur in der Residenz, sondern auch mehr oder minder im ganzen Preußenlande

einer Thronbesteigung entgegen, die einen der begabtesten und geistreichsten Prinzen zum Beherrscher desselben machen sollte. —

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, auf eine Schilderung dieses Zeitabschnittes und der Erregung, welche denselben in so vielen Schichten der Bevölkerung kennzeichnete, näher einzugehen, obgleich ich mich derselben (ein elfjähriges Kind, und auf dem Lande lebend, —) noch sehr deutlich erinnere. Meine Eltern gingen natürlich zu der den 18. Oktober 1840 stattfindenden Huldigung und allen sich unmittelbar an dieselbe reihenden Festlichkeiten nach Berlin, und was ich durch diese von denselben hörte, wurde mir später durch meinen Mann auf das eingehendste bestätigt.

„Wenn ich noch des Jubeltaumels gedenke," sagte er öfter, „der uns Offiziere, alle, mehr oder minder nach jener Rede Friedrich Wilhelms des Vierten ergriffen hatte, so beginnt mir das Herz höher zu klopfen. — Im strömenden Regen stand der nunmehrige König auf dem Balkon des Schlosses und sprach begeistert zu seinem sich immer höher für ihn begeisternden Volke. Jetzt war es zu Ende. Tausendstimmige, nicht endende Jubelrufe durchbrausten die Lüfte, und mit Freudenthränen fiel man sich mit seinen Kameraden, — mit jedem in die Arme, der sich irgendwie zu näheren Freunden oder Bekannten zählte. Berlin, — uns alle, — hatte ein Rausch der Freude, des Enthusiasmus ergriffen, und niemals ist wohl ein Herrscher mit höheren Erwartungen begrüßt, — niemals ihm unter glänzenderen Auspizien gehuldigt worden!" —

So und in ähnlicher Weise schilderte mir mein Mann diese für ihn und diejenigen, welche sie erlebten, unvergeßlichen Huldigungstage, denen leider nur allzubald andere, in Nacht und Dunkel gehüllte folgen sollten. Aber — wie dem auch sei, und wie die Geschichte auch einmal König Friedrich Wilhelm IV. beurteilen möge, für Botho von Hülsen ist er ein guter Genius, der Schicksalsgott gewesen, der ihm, in der Berufung vom Leutnant zum Generalintendanten, die Wirksamkeit erschloß, für die er sich geschaffen fühlte. —

Doch davon später mehr, zumal ich gerade über den Moment, der diesen wohl noch kaum dagewesenen Sprung von einer untergeordneten militärischen zu einer so viel umfassenden Hof- und Kunststellung zuerst anbahnte, baldigst und durch Botho von Hülsens eigene Aufzeichnungen eingehend zu berichten hoffe. Ich will hier jetzt nur noch einer Lebensepisode desselben erwähnen, die den jungen Offizier auf zwei Jahre gänzlich dem Berliner Treiben und seiner Dienstleistung beim Regiment Alexander entrückte. Botho von Hülsen sehnte sich aus dem täglichen Einerlei derselben in eine frische und andere militärische Thätigkeit und ließ sich demnach, — auch der Nähe der lieben Wieser und ostpreußischen Verwandten halber, — auf zwei Jahre, von 41 bis 43, nach Königsberg zur Artillerie kommandieren. Und hierselbst war es, wo er zuerst mit der von ihm so sehr bewunderten Schröder-Devrient in nähere persönliche Beziehung trat und in ihrem Hause, in dem so höchlich interessanten Verkehr desselben, immer neue künstlerische Anregung, immer gesteigerte Befriedigung seiner theatralischen Liebhabereien und Interessen fand. Graf Kasimir und Gräfin Ulrike

Hülsen machten damals, — obgleich die beiden Töchter Marie und Emma bereits an die Herren von Holtzendorf und Sanden verheiratet waren, — eins der glänzendsten Häuser in Königsberg, und Botho von Hülsen fand also reichliche Gelegenheit dort, seine gesellschaftlichen Talente zur Geltung zu bringen. In einem aus den verschiedensten Elementen gemischten Kreise, im regsten Verkehr mit den Familien des Grafen Eulenburg, Oberpräsidenten Zander, Dohna, Dönhoff, Schrötter u. s. w. von den Kameraden der Königsberger Offiziere, besonders der dort stehenden Kürassiere, auf das herzlichste aufgenommen, verlebte Botho von Hülsen daselbst zwei Jahre, die er zu den glücklichsten seines Lebens zählte.

Herr Tietz, der Direktor des Königsberger Theaters, gestattete dem jungen, so hervorragend talentvollen Offiziere den allabendlichen Zutritt zur Bühne, und hier lernte derselbe also zum erstenmale jene Welt der Bretter auch „hinter den Koulissen" kennen. Von welchem Reize dieses für ihn war, wenn auch manche Illusion dabei verloren ging, kann man sich vorstellen, zumal das Königsberger Theater damals wirklich Berühmtheiten ersten Ranges, unter anderen auch die Lola Montez, aufzuweisen hatte. —

Das Hauptmeteor aber blieb, wie schon gesagt, immer Sophie Schröder-Devrient, deren wunderbare Erscheinung und Genialität Botho von Hülsen nicht genugsam schildern konnte. Er hatte zudem das Glück gehabt, eine Reise mit dieser in ihrer Art einzigen Künstlerin und Frau im Postwagen zurückzulegen, die natürlich zu den interessantesten und amüsantesten seiner Erlebnisse zählte. Ein „sogenannter" Zufall hatte beide auf dieser Schnellpost nach Königsberg zusammen geführt, und der junge Offizier war schnell zum freundschaftlichen Vertrauten der leider in ihrem Privatleben sehr unglücklichen, freilich nicht ohne eigene Verschuldung schwer leidenden Frau geworden.

Macherlei hat er mir späterhin von ihr, — von ihrer eminenten künstlerischen Genialität, — von ihrer oft drastischen, immer eigenartigen Individualität erzählt und mit enthusiastischer Begeisterung von Rollen wie „Romeo," „Norma" u. s. w., in denen er niemals ähnliches sah, gesprochen. Ein Mal nur habe auch ich die berühmte Schröder-Devrient dann, ca. 15 Jahre später, an der Seite meines Mannes, gehört, — ein mir unvergeßlicher Moment. — Aus dem damals ihre Freundschaft genießenden Lieutenant von Hülsen in Königsberg war inzwischen der Generalintendant der Königlichen Schauspiele zu Berlin geworden, und dieser hatte die gefeierte Frau für einen Vortrag in einer Wohlthätigkeits-Matinée des Schauspielhauses gewonnen. Sie sang das ihr gewidmete, wundervolle Lied: „Ich grolle nicht!" — Das „Wie?" — wird allen, die es gehört haben, sicher unvergeßlich bleiben! —

Fünfter Abschnitt, von 1843 bis 1846.

Aus Königsberg nach Berlin zurückgekehrt, wo indessen das abgebrannte Opernhaus neu erbaut un dim November 1844 mit dem„ Feldlager in Schlesien"

eröffnet worden war, gab sich Botho von Hülsen den künstlerischen und theatralischen Interessen mit einem womöglich noch erhöhten Eifer hin. Es wurden nun Theatervorstellungen in der Ressource des Kaiser Alexander-Regimentes arrangiert und sämtliche, irgendwie für schauspielerische Leistungen befähigte Kameraden dazu herangezogen. Besonders wirkten auch ein Vetter Bothos, Hermann von Hülsen, der sehr hübsch dichtete und wundervoll die Geige spielte, und der späterhin rühmlichst bekannte Dichter, Herr von Lepel, bei diesen dramatischen Liebhaber-Aufführungen in der Kaserne mit, deren Ruf sich in immer weiteren Kreisen verbreitete. Es war die Zeit, in der Jenny Lind ihre ersten Triumphe an der Berliner Oper feierte, und Sophie Löwe, Mantius und Louis Schneider immer erneute dort ernteten. — Der letztere war namentlich auch näher mit Botho von Hülsen bekannt und von dessen immensem Talente der Darstellung und der Regie ganz außerordentlich eingenommen. So hatte er denn auch wohl König Friedrich Wilhelm IV. davon erzählt und diesen für jede Art von genialen Leistungen stets empfänglichen, selbst so geistreich genialen Monarchen auf diese theatralischen Abende aufmerksam gemacht. — Sei dem, wie es wolle, jedenfalls war das Interesse des Königs rege gemacht worden, und er sagte sich im Anfang des Februar 1846 plötzlich zu einer dieser sich immer in Zwischenpausen wiederholenden Theater-Aufführungen in der Kaserne des Alexander-Regimentes an. Wenig ahnte wohl Botho von Hülsen, welchen Einfluß dieser sich vor den Augen des Königs abspielende Abend dermaleinst auf die Gestaltung seiner Zukunft üben, und welche seinen geheimsten Wünschen entsprechende, epochemachende Umwandlung sich im Laufe derselben daraus ergeben sollte!

Doch, — lassen wir ihn diesen Abend selber schildern. Ein eigenhändiger Brief, den er unmittelbar nach dieser durch die Anwesenheit des Königs ausgezeichneten Aufführung, einer von ihm selbst verfaßten Parodie des „Wallenstein", schrieb, ist glücklicherweise in meiner Hand, und ich will denselben wörtlich folgen lassen. Er ist an die Gräflich Hülsen'schen Verwandten in Preußen gerichtet, denen Botho von Hülsen im Laufe der Jahre in Wahrheit Sohn, wie den Kousinen Marie und Emma der liebevoll treueste Bruder geworden war. Ein charakteristischeres, die Aufführung selbst wie ihre Zuschauer treffender schilderndes Schriftstück könnte durch keinerlei, zu bewußtem Zwecke niedergeschriebene Aufzeichnungen oder Memoiren hergestellt werden. Der Brief lautet:

„Lieber Onkel Kasimir! Gütige Tante!

Im vorigen Jahre hatte der Prinz von Preußen einer musikalischen Ressource in unserer Kaserne beigewohnt, und der König geäußert: „Er wünsche auch einmal zu einer solchen geladen zu werden," — daher wurde denn dem Könige sowohl, als auch den Prinzen des Königlichen Hauses angezeigt, daß am 31. Januar unsere zwölfte musikalisch-theatralische Ressource stattfinden würde, und alle nahmen die Invite an. Der König ließ sagen: „Er würde im Überrock erscheinen," und schlug das Souper aus, indem er wünsche, die beiden Stücke hintereinander zu sehen. — Da dieses nun aber ohne ¾stündige Pause

durchaus nicht möglich war, so haben wir ihn überrumpelt, indem ihn, nach dem ersten Stück, der Oberst bat, den Zuschauerraum zu verlassen, was er gern that, und, — da er die Büffets fand, auch zulangte. Der König erschien, — gleich nach sieben Uhr, — in unserem gut erleuchteten Lokale, — was aber sonst durchaus geblieben war, wie es gewöhnlich ist. Es war überhaupt, auch bei dieser Gelegenheit, jeder lächerliche Luxus vermieden, und nichts angeordnet worden, was unsere Mittel überstiegen hätte. — Auf der anderen Seite ward aber auch nicht vergessen, daß der König bei uns war. Er fand bereits die Gesellschaft versammelt, und waren folgende vornehme Gäste zugegen: Seine Majestät der König, der Prinz von Preußen, Prinz Karl, Prinz Albrecht und Prinz Friedrich Karl, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, Prinz Hohenlohe, und der Fürst Pückler-Muskau. Von anderen nicht fürstlichen, aber hochgestellten Personen erwähne ich besonders: Den General von Müffling, den Kommandanten von Ditfurth, den General von Prittwitz, und unseren guten alten Freund, den Kriegsminister von Boyen. Auch Alexander von Humboldt, Prinz August von Württemberg, der Hofmarschall von Meyrinck, Graf Pückler, Herr von Schöning, der Intendant Graf Rhedern, General von Stockhausen, General von Gerlach, die Kommandeure der Garde-Infanterie, das Offizierkorps, und andere. — Es waren im ganzen etwa 130 Personen, die gerade Platz hatten, und vor dieser hohen Gesellschaft sollte nun das Schauspiel beginnen. Ich hatte, zum ersten Male, etwas Angst, nicht als Schauspieler, sondern als Autor beider Stücke, Regisseur und Tischkommissarius. Doch, gottlob, mit dem ersten Beifall, der sehr bald eintrat, verschwand jede Besorgnis, und die beste Laune beseelte mich, so daß ich wirklich einen vollständigen Triumph errang. Es liegt der Zettel bei, und ward denn auch so die Sache durchgeführt. Ich gab die „Thekla" in meiner Parodie des Wallenstein, da sich zu dieser schwierigen Rolle sonst niemand finden wollte, und es gelang mir denn auch, großen Beifall zu finden. — Ich hatte mich, soweit es meine Figur zuließ, tadellos angezogen. Ein Kleid von silbergrauem Mousseline de laine, ausgeschnitten, wie Emma ihre Kleider trägt. Dazu Polkagärnel, ordentlich weiß geschminkt, und toupierter Scheitel. Natürlich sah ich kolossal, aber ganz gut aus, wie mir alle versicherten, und soll ich sehr gut, und namentlich sehr anständig gespielt haben. —

Der König rief mir wenigstens fünf Mal zu: „Deliziös!" — „Ausgezeichnet." — und unterließ es nie, mir bei meinem Abgange „Bravo," „prächtig!" — nachzurufen.

Ich werde euch später eine Abschrift des ersten Stückes schicken. „Es ist," — wie mir Humboldt sagte, — „eine geistreich durchgeführte Parodie von Wallensteins Tod," — und folgte der König mit solchem Interesse, daß er mir mehrere Stellen, die wörtlich dem Wallenstein entnommen sind, soufflierte. Übrigens lacht er sehr leicht, und dann stets von ganzem Herzen. —

Ein Herr von Lepel, vom Regimente Franz, gab den Friedländer mit dem Organe des Hofschauspielers Rott, — wirklich sehr gut! — Vetter Herrmann Hülsen den Grafen „Pickel", auch recht gelungen. Nur ging er in der ersten

Szene etwas zu sehr ins Zeug, hörte aber auf mein: Pst, Pst! — und bald folgte ein herzliches Lachen.

Der Prolog bestand darin, daß ein Unteroffizier (Hauptmann v. St. Paul) den „Parolebefehl" überbrachte, was die Sache sogleich belebend eröffnete. Ich hatte das, — bei dieser Gelegenheit, — vorgezogen, weil ein anderer, wirklicher Prolog steif und beengend gewirkt haben würde. Das zweite Stück war nur ein klassischer Unsinn, doch mit Musik, und lokalen Witzen gespickt, und der König hat gelacht, wie es nur möglich ist, — so daß man es auf dem Flure hörte. Jeder Scherz, dumm, witzig, équivoque, militärisch oder nicht, schlug ein, und ich habe solches anhaltendes Lachen noch niemals gehört. — Ich hatte übrigens, — neben all dem Unsinn, — im zweiten Akte der Posse ein ernsthaftes Lied: „Das Lied vom Herzen" eingelegt, und es gelang mir, trotz meines Thekla-Kostümes dasselbe so vorzutragen, daß dem Könige zwei dicke Thränen die Backen herunter liefen. Ich schloß das Lied mit einem patriotischen Verse, der einen Sturm von Beifall entfesselte, und als Gesinnungszeichen der Gesellschaft gelten konnte. Als ich verschwand, nickte mir der König herzlich zu. — Er war zuletzt so eingelacht, daß selbst Fehler in der Maschinerie ꝛc. nur das fröhlichste Gelächter, und ein „Da Capo!" — hervorriefen. — Die Posse war mit 11 Chören versehen, darunter 3 mit Solis, 4 Couplets, das „Lied vom Herzen," ein Terzett, 1 Quodlibet, Quartett, Ständchen aus dem „Don Juan," und die große Arie des Max aus dem Freischütz. — Diese letztere sang ich und der König sagte mir: „Und was haben Sie für eine hübsche Stimme!" — Zum besseren Verständnis dieser Äußerung müßt Ihr, geliebter Onkel und Tante, nun freilich wissen, daß ich durch eifriges Singen und etwas Unterricht ein vollkommener erster Tenor geworden bin, indem ich das hohe B. mit der Brust singe. Ich bin jetzt Mitglied eines Quartettes, und durch die Kraft meiner Stimme sehr nutzbar. Allerdings sind die Mitteltöne nicht die schönsten.

Wie sich der König übrigens amüsiert hat, geht schon daraus hervor, daß er sich gegen 9 Uhr Gesellschaft gebeten hatte, diese aber im Stich ließ, und bis 11 Uhr aushielt. Im Zwischenakte fragte er nach mir, und als ihm gesagt wurde: Ich wäre doppelt und dreifach beschäftigt, — ließ er mir sagen: das Stück wäre ausgezeichnet, die Parodie so gelungen, wie nur möglich, und dabei ein so richtiger Takt vorherrschend, daß es ihm sehr leid thäte, daß die Königin nicht das Vergnügen hätte mit ihm theilen können! — Nach der Vorstellung befahl er mein Erscheinen, und, wie ich war, völlig im Kostüm, schmutzig von Schminke, mit zerzaustem Haar ꝛc. sprach er ungemein gnädig mit mir, und indem er das schon oben Gesagte wiederholte, fügte er noch hinzu: „Daß er sich bei mir bedanke für den vergnügten Abend, den ich ihm bereitet habe. Er hätte seit Jahren nicht so anhaltend gelacht! — Ferner freue es ihn, daß er ein so merkwürdiges Talent kennen gelernt habe. Denn dieses erscheine ihm, — da ich zwei so verschiedene Rollen so glänzend durchgeführt habe, — wirklich admirable! — Und welche hübsche Stimme haben Sie!" — schloß er alles so gnädig Gesagte, was ich hier wörtlich mitgeteilt, da ich weiß, daß es Euch interessiert. Ich werde

dies auch noch in weiterem thun, da ich hoffe, Ihr werdet mich in soweit kennen, daß ich doch weiß, was eigentlich an mir ist. Dennoch kann ich nicht leugnen, daß mich des Königs Worte gefreut haben, mehr aber fast noch die herzlichen Worte Humboldts und Pückler-Muskaus. Beide forderten mich auf, die Bahn schriftstellerischen Schaffens weiter zu verfolgen, da ich ein entschiedenes Talent für das Lustspiel besitze. Pückler hielt mich wenigstens zwanzig Minuten fest, und Humboldt erklärte den Abend für einen der geistreichsten, den er jemals in Berlin verlebt habe, worauf Pückler erwiderte: „Exzellenz haben recht. Ich habe auch schon viele litterarische Abende in Berlin verlebt. Dieser ist der beste!" Unter den unzähligen Lobsprüchen, mit denen ich nun überschüttet ward, und noch werde, indem die Prinzen mich auf der Cour bei Karl rufen ließen, um mir Schönes zu sagen, und Müffling mich zum kleinen Diner zu sechs Couverts bat, und Pückler-Muskau mir sagen ließ: „Er hoffe mich auch bald bei sich zu sehen!" — füge ich nur noch für Euch, Ihr Lieben, die Äußerungen des Prinzen von Preußen und Boyens hinzu. Der letztere sagte mit herzlichem Händedruck: „Gevatter, Ihr habt Eure Sache vortrefflich gemacht!" — Der Prinz von Preußen aber: „Sagen Sie, lieber Hülsen, großer Mime, wo nehmen Sie alles her, und wie schaffen Sie alles mit den Kräften eines Menschen? — Ich habe mich über Ihr erstes Werk: „Leutnant und Teufel," sehr gefreut, und heute noch mehr. Vor allem aber freue ich mich über Ihren so richtigen Takt. — Sie schießen auf unseren Stand Ihre Pfeile ab, aber doch verletzen Sie nie. Ich muß sagen, Sie besitzen eine Gabe zu amüsieren, die merkwürdig ist, und für mich giebt es nichts Pikanteres, als Ihre Anspielungen auf unseren Stand!" — Übrigens rief der König alle heraus! — Berlin ist voll von dieser Aufführung, und der König erzählte überall herum: „Er hätte sich kolossal amüsiert! — Es wäre wunderhübsch gewesen!"

Sonnabend war die Geschichte, und schon Sonntag Mittag ward mir eine Petition überreicht mit 120 Unterschriften, in der man mich bat, die Sache vor einem größeren Publikum zu wiederholen. — Montag waren es bereits über 300 Unterschriften, doch habe ich die Sache abgelehnt, da wir einmal nicht besser abschneiden können, und andererseits man auch nicht die ganze Schauspielerei übertreiben muß. Mir ist das Ablehnen, wie man mir von vielen Seiten versichern will, aber sehr hoch aufgenommen worden, und eine hohe Person soll geäußert haben: „Wiederum ein Beweis seines Taktes!" — Dem sei aber nun, wie es wolle, jedenfalls ist es so besser. —

Somit schrieb ich Euch alles genau, und der Wahrheit gemäß, und wenn ich dabei mein eigenes Lob verkündet, so weiß ich, daß Ihr mich nicht verkennen werdet. Natürlich ist es nur für Euch, und niemand anderes, und ich bitte nur, diese Blätter Ida Eulenburg zuzuschicken, von der ich weiß, sie versteht mich ebenfalls, und nimmt Interesse daran. Kousine Marie kommt doch hoffentlich nach Wiese, und liest sie dann! —

Nachschrift. Ich bemerke noch, daß bei unserer Aufführung in einer der

Proszeniumslogen (unser Theater hatte deren zwei) am Anfange der Vorstellung der Türkische Gesandte und sein Dolmetscher, ebenfalls von zwei Offizieren dargestellt), gerade so saß, wie er sich im Opernhause zeigt. Es waren die Persönlichkeiten sehr ähnlich kopiert, worüber der König gleich lachte, daß er sich schüttelte. Die Begleitung geschah durchweg durch ein kleines Orchester. Bei dem Souper waren der König und die Prinzen die Liebenswürdigkeit selbst. Sie gingen während desselben umher, und sprachen mit jedem Leutnant. Auch äußerten sie vielfach ihr Erstaunen über die Gemütlichkeit, die bei uns herrscht, und namentlich konnte der Kriegsminister keine Worte dafür finden. Er fand es, wie in einer großen Familie, und gestand, daß er keine Ahnung davon gehabt habe. Für die liebe Tante Ulrike führe ich hier noch an, was die Büffets enthielten.

Kalt: Feiner Heringssalat, Kalbsbraten, Mehlspeise, Gelée, Butterbrote, Kabarets mit Zunge, Wurst, Pökelfleisch mit geräuchertem Lachs, dazu Weiß- und Rotwein, Ananas-Bowle.

Auf dem Königstisch stand dasselbe, nur noch 1 Fasan, 1 warmer Filetbraten, Kaviar und Sardellen-Butterbröte. Auch hiermit war man zufrieden, und ich habe von all der Mühe, Last und Arbeit wenigstens die Genugthuung, daß sich alles amüsiert hat und zufrieden war. Überdem bin ich bekannt geworden, und nicht von schlechter Seite! —

Euer dankbarer Neffe

Botho von Hülsen."

Mit welcher Freude und stolzen Genugthuung dieser Brief in der Gräflich Hülsen'schen Familie empfangen und aufgenommen wurde, läßt sich vorstellen. Aber auch der alte, liebe, leider jetzt vom Schlage gerührte Vater Bothos war natürlich höchlich beglückt und imponiert von den Triumphen des einzigen, innig geliebten Sohnes, wenn er auch bisweilen fürchtete, daß derselbe sich durch die Schärfe seiner Satire und die kühne Unerschrockenheit seines Vorgehens gegen militärisches Zopfwesen böses Spiel bei seinen Vorgesetzten machen könne. — Dieses war aber keineswegs der Fall. Botho von Hülsens Mut, immer und überall für das Recht und seine Untergebenen einzutreten, gewann ihm mehr und mehr die Achtung und Zuneigung derselben, und so zählte er die Generale von Bonin, Kommandeur des Regimentes Alexander, von Möllendorf, von Müffling, von Knobelsdorf und den Kriegsminister von Boyen zu seinen besonderen Freunden und Gönnern, und es wurde ihm, — in so weit es die militärische Disziplin irgend gestattete, — eine Exzeptionsstellung eingeräumt. —

Kommen wir nun zu dem Jahre 1847, wo ich meinen geliebten Mann, wenn auch vorläufig nur von weitem, zuerst sah und an jenem Novemberabende einen der unvergeßlichsten Eindrücke empfing, die mir jemals im Leben entgegen getreten. Möchte ich diesen einigermaßen in seinen mächtigen Wirkungen zu schildern und allen, die jener in ihrer Art einzigen Aufführung, welche Botho von Hülsen im Saale des Königlichen Schauspielhauses zum Besten der armen

Schleſier inſzenierte, nicht beizuwohnen ſo glücklich waren, ſomit doch eine Art von Vorſtellung davon zu geben vermögen! —

Sechſter Abſchnitt. 1847.

Die Aufführung zum Beſten der Schleſiſchen Weber im Königlichen Schauſpielhauſe.

Im Winter 1847 wütete in Schleſien der Typhus und verurſachte namenloſes Elend. Die Berichte darüber waren erſchütternd und ergriffen auch Botho von Hülſens für alle Leidenden ſtets ſo warm ſchlagendes Herz auf das tiefſte. Er äußerte demnach eines Tages zu ſeinem Vater den Gedanken, daß er wohl gerne, zum Beſten ſo vieler Witwen und Waiſen, deren Unterbringung und notdürftigſte Verſorgung allen Behörden und Menſchenfreunden große Sorgen bereite, eine Theater-Vorſtellung veranſtalten möchte. — —

Der Generalmajor von Hülſen ſowohl als auch einige nunmehr dieſerhalb befragte höhere Militärs mahnten indeſſen dringend ab.

Es habe, — ſagten ſie einſtimmig, ihres Wiſſens noch niemals irgend ein preußiſcher Offizier für Geld auf der Bühne geſtanden, und ſo könne ein ſolches Unternehmen Botho von Hülſen, bei den nun einmal herrſchenden ſtrengen Standesrückſichten, gar leicht den Abſchied eintragen. —

Anfangs beruhigte ſich von Hülſen und beſchloß, dieſen Gedanken demgemäß fallen zu laſſen. Als indeſſen die Schilderungen dieſes grenzenloſen Elendes alltäglich trauriger, und die Hilferufe immer dringender wurden, ging er erneut zu dem verehrten Vater. „So willig ich meiſtens deinen Ratſchlägen folge, teurer Vater," — ſagte er, — „und ſo vollkommen ich die Richtigkeit deiner Bedenken anerkenne, in dieſem Falle vermag ich ihnen kein Gehör zu geben. Ich muß etwas gegen dieſen Jammer thun, muß verſuchen, Linderung zu ſchaffen und anzukämpfen gegen dieſe Not. Freilich würde es mir recht ſchwer fallen, deshalb den Rock meines Königs ausziehen zu müſſen. Aber in dieſem Falle geht Gottesdienſt vor Herrendienſt. Ich fühle, daß ich etwas thun kann, daß ich die Fähigkeit dazu beſitze, hier Geld einzubringen. So muß ich es denn abwarten, ob ſie mich wegjagen! — Ruhe vor dieſem Wunſche meines Herzens finde ich ſonſt nicht!" —

Der Vater drückte ihm gerührt die Hand. „So thue denn in Gottes Namen was du nicht laſſen kannſt!" — entgegnete er, „und möchte meine Befürchtung nicht gerechtfertigt ſein!" — Mit der Botho von Hülſen charakteriſierenden Energie und dem Feuereifer, mit dem er alles zu thun pflegte, was er ſich einmal vorgenommen hatte, machte er ſich nun ſofort an das Werk, und ſchon in wenigen Wochen wurde die beabſichtigte Aufführung in Szene geſetzt.

„Herr von Hülſen und ſeine Kameraden ſpielen öffentlich im Saale des Königlichen Schauſpielhauſes, und der Ertrag gehört den unglücklichen Schleſiern!" — tönte es von Mund zu Munde, und man kann ſich denken, welche Not um Billette dieſe Kunde ſofort entſtehen ließ. Mein Vater, Graf Haeſeler, hatte für den Winter 1847 zum erſtenmale dem Verbleiben auf ſeinem Landgute, Blankenfelde,

Digitized by Google

entsagt, und das Quartier Linden Nr. 5 für seine Familie gemietet, das meine Mutter noch jetzt bewohnt. Obgleich meine Eltern sich selbstverständlich lebhaft bemühten, sich zu diesem in großer Spannung erwarteten gesellschaftlichen Ereignis Billette zu verschaffen, so war der Erfolg doch leider aussichtslos. Auch ich hatte mich also ziemlich betrübt in das unvermeidliche Daheimbleiben gefunden und saß eben am Piano, um mir die erlittene Täuschung bestmöglichst fort zu musizieren, als meine Mutter plötzlich die Thüre öffnete.

„Helene, liebes Kind, unten im Wagen hält die Gräfin Schulenburg, deren Söhne sehr bekannt mit Herrn von Hülsen sind. Sie hat nun durch Erkrankung einer Anverwandten und der letzteren Vermittelung noch ein Billet zu der vielbegehrten Aufführung frei und liebenswürdiger Weise dabei an dich gedacht. Willst du dich nicht schleunigst ankleiden, um dieselbe, unter dem Schutze der Gräfin, mit anzusehen?" — Mit welchem Vergnügen ich diese mir nunmehr völlig unerwartet kommende Aufforderung ergriff, in wenigen Minuten neben der Gräfin im Wagen, und eine halbe Stunde später auf einem der besten Zuschauerplätze im Saale des Königlichen Schauspielhauses saß, bedarf wohl keiner Versicherung. Schräg von mir befand sich der König Friedrich Wilhelm IV. mit verschiedenen Prinzlichkeiten und der nächsten Umgebung seines Hofstaates, so daß ich den Monarchen gerade noch sehen und ihn in seiner Hingabe an das Vergnügen des Abends beobachten konnte. Natürlich war der Saal bis in die äußersten Ecken mit einem ebenso glänzenden als erwartungsvollen Publikum gefüllt, und auch mir schlug das Herz vor Neugier und Ungeduld. — Jetzt erscholl die Klingel, welche den Beginn der Vorstellung anzeigte. Das sich mehr oder minder noch hörbar machende Gemurmel der Zuschauer verstummte. — Leutnant Botho von Hülsen trat, — einen von ihm selbst gedichteten Prolog sprechend, — vor den Vorhang. — Es war das erstemal, daß ich meinen geliebten Mann sah, und ich glaube ihn noch aus der Erinnerung zeichnen zu können. Die hohe, vornehme Gestalt, das feurige Auge, das dunkle, fein nicht gerade schönes, aber höchst edel und charakteristisch geformtes Gesicht umgebende Lockenhaar, — er war jedenfalls eine ganz außergewöhnliche, nicht leicht zu vergessende Persönlichkeit. Daß er den das Elend der Schlesier lebendig schildernden und dem Publikum für dessen Bereitwilligkeit zu möglichster Linderung dankenden Prolog markig und mit hinreißender Wärme sprach, ist selbstverständlich. — Jedenfalls wurden die Hörer dadurch schon in eine sehr angeregte Stimmung versetzt, die der lebhafte Beifall des Königs noch steigerte. Nun begann die Vorstellung, und die Posse: „Mohr, Rekrut und Jesuit," sowie das Scherzspiel: „Leutnant und Teufel" nahm seinen Anfang. Das letztere war, — wie einst in der Kaserne der Wallenstein, — eine brillant durchgeführte Parodie des: „Faust," mit den Hauptpersonen eines Offiziers, eines Unteroffiziers und des Mephisto, und den Erscheinungen verschiedener Geister, z. B. des „Geistes der Kanasche," „des alten Dessauers" u. s. w. Natürlich spielte Herr von Hülsen den Offizier, und in „Mohr, Rekrut und Jesuit" den „Rekruten" mit einer

Meisterschaft, daß man noch bis heutigen Tages sagen hören kann: „Wer das nicht gesehen, hat gar nichts gesehen!“ —

Ich, für meine Person, war wie in einer Art von Taumel. Der prachtvoll, von ihm in Uniform gesprochene Prolog, die entsetzliche Verkleidung, in der ich, — bald darauf, — Botho von Hülsen mit halber Glatze, gelben Beinkleidern und grüner Jacke erblickte, und vor allem sein Vortrag des von ihm gedichteten Liedes „Vom Herzen,“ das er nach der Melodie von: „Den lieben langen Tag, ꝛc.“ geradezu mit unerreichbarer Innigkeit sang, elektrisierte mich wie das ganze Publikum.

Wir alle, die wir, — vom Könige an, — noch soeben Thränen gelacht, — schluchzten jetzt, — zwei Minuten später, — als sei uns etwas Liebes entrissen. Ich habe, — wie ich wohl behaupten darf, — in den 35 Jahren der Generalintendanz meines geliebten Mannes viel Großes, in seiner Art Einziges und Hervorragendes gesehen und zu der Mehrzahl der gefeiertsten Künstler dieser drei Jahrzehnte in Begeisterung und Bewunderung emporgeblickt. Aber niemals und bei keiner Veranlassung habe ich einen so eigenartigen, höchste Lust mit tiefstem Leid in unvermitteltstem Übergange verbindenden Erfolg, solche völlige Hingabe an diese beiden Extreme bei jedem der Zuschauer erlebt wie an jenem Abende. Botho von Hülsen konnte oft minutenlang nicht fortfahren. Frenetische Beifallsstürme und unersättliche: „Dakapos“ unterbrachen ihn fast nach jedem neuen der zahllosen Coupletverse, und als nach dem letzten, übrigens merkwürdig auf die Gegenwart passenden, von ihm improvisierten Verse des „Liedes vom Herzen“

„'s ist eine tolle Zeit
Jetzt in der Christenheit,
Die wollen dies, — die das, —
Oft wiss'n sie selbst nicht, „was?“

die letzte Strophe mit folgenden Worten endete:

„Wir aber wiss'n's, und wollen's halten. —

und Botho von Hülsen mit unvergleichlichem Vortrage schloß:

„Was un'srer Väter Schar,
Gelobt so freudig, wahr,
Gott, König, — Vaterland,
In treuem Herzen!“

da war wohl kein Auge in der ganzen großen Versammlung trocken geblieben. Doch — ich will nicht versuchen zu schildern, was eben unbeschreiblich ist und was doch nur von demjenigen völlig verstanden werden kann, der es erlebt und erfahren hat. Damit aber nicht der fernstehende, oder mit Botho von Hülsen völlig unbekannte Leser glauben möchte, daß alles, was ich oben bereits über diesen merkwürdigen Theaterabend und Erfolg gesagt, großenteils auf Rechnung der Voreingenommenheit einer liebenden Gattin zu schreiben sei, will ich hier einige Urteile völlig Unbeteiligter anführen. Der General X. schreibt über Botho von Hülsen an einen Verwandten:

Digitized by Google

„Vor 9 Tagen sah ich Ihren Vetter in zwei der von ihm szenierten Stücke mit einer Meisterschaft spielen, wie ich seit Devrient nichts Ähnliches, — so Vollkommenes, — sah. — Der König unterhielt sich vortrefflich, und das Ganze war sehr hübsch arrangiert. — Es war dabei alles nach dem Leben gezeichnet, so daß manche Wahrheit Ausdruck fand! — Da aber nicht alle die Gabe haben, Spaß zu verstehen, und über Witz zu lachen, so mag doch wohl auch einer oder der andere die Nase gerümpft haben. Ich, — für meine Person, — habe indessen nichts verletzend gefunden!" —

Das andere, was mir über die damaligen Leistungen meines geliebten Mannes vorliegt, stammt aus der Feder des Hofrat Louis Schneider, der sich Seite 109 des dritten Bandes seiner Memoiren folgendermaßen über Botho von Hülsen ausspricht:

„Ich habe nie einen Nichtschauspieler mit solcher eminenten Begabung, Sicherheit, und aus vollster Fülle komische Rollen spielen sehen, wie Herrn von Hülsen. Vor dieser Sicherheit und Geistesgegenwart zog ich den Hut. — Das war eben alles nicht gemacht, sondern es wurde im Augenblick erschaffen und mit einer Wirksamkeit erschaffen, die alle Leute von Fach staunen machte. So kann jedenfalls nur ausnahmsweise Komödie gespielt werden. Nie ist vielleicht ein Vorstand mit solcher Kenntnis, oder besser, mit solchem Vermögen selbst zu schaffen, an die Spitze einer Kunstanstalt getreten, wie Botho von Hülsen. Ihm war das Wesentlichste, der Prozeß der Gestaltung, vollkommen geläufig, und nur die Nebensache, das Beiläufige, die Verwaltung, hätte ihm Schwierigkeiten machen können! —"

Daß gerade aber die Verwaltung später dem Generalintendanten von Hülsen gar keine Schwierigkeiten machte, oder daß er dieselben wenigstens, — wo sie ihm entgegentraten, — mit einer Arbeitskraft und Gewissenhaftigkeit außerordentlichster Art zu überwinden wußte, haben nicht nur seine Beamten, Vorgesetzten und Untergebenen, sondern auch seine Gegner fast einstimmig anerkannt. Was mir meines Mannes Räte und Regisseure, verschiedene der Künstler und Unterbeamten in diesen mehr als drei Dezennien wiederholentlich darüber mitgeteilt und berichtet haben, grenzt an das Fabelhafte, und ich selbst habe oft, — tagelang fast gänzlich, die Gesellschaft und Nähe des geliebten Gatten entbehrend, schwer darunter leiden müssen. Wie oft hatte er des Morgens, vor 10 Uhr schon, 30 bis 40 Briefe erbrochen, durchlesen und sich Notizen über diejenigen gemacht, die er nicht noch im Laufe des Tages beantworten konnte. Dann folgten Vorträge, Proben, Prüfungen, Sprechstunden, Berichterstattungen ꝛc. von 10 bis gegen 2 Uhr auf dem Bureau der Generalintendantur, und die Nachmittage selbst waren noch häufig den Korrespondenzen und der Lektüre von Stücken gewidmet. Doch davon später mehr! — Hier will ich nur, als Zeugnis für die immense Arbeitskraft Bothos von Hülsens, noch einen Ausspruch des verstorbenen Kapellmeisters Eckert anführen, der mich damals freudig ermutigte. Mein Mann hatte die einzige langwierige, namenlos martervolle Krankheit durchgemacht, die ihn, während unserer Ehe, befallen hatte. Es war dieses 1877, wo er sich, — in

Folge großer Unvorsicht bei dem Begräbnis eines armen Maschinisten, — einen furchtbaren Lungenkatarrh zuzog, der in einen wirklichen Keuchhusten ausartete. — Noch denke ich mit Entsetzen der Leiden, die Gott damals über ihn und mich verhängte. Mein Mann glaubte allnächtlich zu ersticken, wenn ihm die Luft in diesen oft halbstündigen Hustenanfällen völlig ausging, und traf mehr als einmal seine Vorkehrungen für den Fall, daß er den folgenden Morgen nicht erleben solle. — Der Arzt, der auf seine eiserne Konstitution baute, und mir stets Mut einsprach, schickte uns indessen auf einige Monate, von Anfang März bis Ende April, nach Wiesbaden, wo der Gebrauch des Sodener Brunnens und die sorgfältigste Behandlung endlich Genesung für Botho von Hülsen bewirkte. — Als nun derselbe, bei Beginn der neuen Theatersaison, wieder mit frischer Kraft in seinen Beruf eingetreten war, besuchte mich eines Tages der Kapellmeister Eckert. Ich sprach meine dankbare Freude aus, meinen geliebten Mann wieder völlig hergestellt und in geistiger Spannkraft und körperlicher Frische an der Spitze seiner Wirksamkeit zu sehen.

„Ja wohl," — entgegnete Eckert, „und zwar ist unseres verehrten Chefs Leistungsfähigkeit seit seiner Krankheit noch um ein bedeutendes gesteigert. Hat er sonst nur für 10 Durchschnittsmenschen gearbeitet, so arbeitet er jetzt für zwanzig. Mir ist eine solche Arbeitskraft noch niemals vorgekommen!" —

Daß mich dieses sehr glücklich machte, und ich Gott ganz besonders für diese im Alter von 60 Jahren immerhin fragliche gänzliche Überwindung so schwerer Leiden dankte, ist selbstverständlich. Doch an anderer Stelle davon ein weiteres. Ich will zu dem Jahre 1848 zurückgehen, woselbst ich Botho von Hülsen, — den schnell berühmt Gewordenen, — zuerst persönlich kennen lernte, was mit dem lebhaftesten Interesse für ihn identisch ward. — Und mit tiefer Genugthuung und erhöhtem Eifer will ich nunmehr zu den eigenen Beobachtungen und dem größtenteils gemeinsam Erlebten übergehen, dessen Erinnerung mir sicher oft das Herz höher schlagen, das Auge in Wehmut und Trauer feuchten wird. Denn ach! — Ist doch diese reiche, so absonderlich inhaltreiche Vergangenheit mit allen ihren heißen Kämpfen, überwältigenden Freuden, ruhmvollen Erfolgen, trüben und erhebenden Erfahrungen, durch eine tief schmerzliche, für das Diesseits unausfüllbare Kluft von der Gegenwart getrennt, in der ich, — mit unzähligen Thränen erfahren, — was ich, — in banger Vorahnung, zu hören so gern vermied, — und was doch zu Botho von Hülsens Lieblingsliedern gehörte, nämlich das rührende:

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie niedergehn!" —

(Fortsetzung folgt.)

Am Scheidewege.

Novelle

von

Konrad Telmann.

Das Haus lag weit zurück von der stillen, vornehmen Villenstraße, die sich erst seit wenigen Jahren vor den ehemaligen Festungsthoren der Handels- und Fabrikstadt ausgebreitet hatte, und erregte den Eindruck noch höherer Eleganz als alle seine Nachbarn. Der Garten, den von der Straßenfront ein hohes, kunstvolles Eisengitter mit vergoldeten Spitzen trennte, beherbergte außer den glatt geschorenen, englischen Rasenplätzen, den Teppichbeeten und Blumenboskets ein paar alte Linden mit breitem Laubwipfel, die noch von den früheren, städtischen Anlagen innerhalb des Festungsrayons herrührten und das im Stil der englischen Cottages errichtete Landhaus den Blicken der draußen unter den Alleebäumen Vorüberwandernden und -Fahrenden fast verbargen. An diesem spätherbstlichen Tage, der trübe und sonnenlos, mit leis rieselndem, feuchten Nebelgespinnst über der Welt lag, war das falbe Lindenlaub freilich schon so gelichtet, daß die zierliche Villenfassade deutlich genug sich dahinter vom grauen Himmel abhob. Die Stabjalousien waren schon seit Stunden an den Fenstern emporgezogen, aber immer noch lag das Haus in der vornehmen Ruhe da, die es tagsüber regelmäßig zur Schau trug. Auch drinnen auf den läuferbelegten Treppen und Gängen ebenso wie auf den weichen Teppichen, welche sich durch die Zimmer hinspannten, erstarben alle eiligen Schritte geräuschlos.

Die Kommerzienrätin hatte sich heute noch später erhoben als sonst. Der gestrige Rout im Hause des schwedischen Generalkonsuls, der erste, mit dem die Gesellschaftssaison wieder begonnen, hatte sich bis gegen den Morgen hin ausgedehnt, und sie war eigentlich noch immer unlustig, aufzustehen, als sie nach Babette klingelte. Müde ihre schlanken Glieder dehnend, hin und wieder mit der weißen, schmalfingrigen Hand ein Gähnen verbergend oder sich über die schlaftrunkenen Augen hinstreichend, schlüpfte sie in ihre weichen, eleganten Morgengewänder und befahl ihre Schokolade in ihr Boudoir.

„Gnädige Frau werden nachher gleich Toilette machen wollen?“ fragte Babette, als Frau Claire Rolant sich ungeduldig die Schleife an dem Morgenhäubchen selbst geknüpft hatte.

„Warum?“

„Die Gratulationsvisiten werden nicht mehr lange auf sich warten lassen, gnädige Frau, und ich —“

„Ja so —“ Frau Claire hatte vergessen, daß heute ihr Geburtstag war und daß man kommen würde, sie zu beglückwünschen; eine Equipage nach der anderen, und jeder würde eine Dame oder ein Herr oder eine Dame und ein Herr zugleich entsteigen, in der elegantesten Visitentoilette, innerlich aigriert über den weiten Weg bei dem schauderhaften Wetter, dabei aber mit dem freundlichsten Lächeln

die gleichen, nichtssagenden, tausendmal gehörten, konventionellen Redensarten herschnarrend, bei denen sie sich nichts dachten und nichts denken wollten — Frau Claire fröstelte leise zusammen und hüllte sich dichter in ihr pelzgefüttertes Morgengewand, während sie einen raschen, gleichgültigen Blick in den grauen Nebelvormittag hinaus that. „Lassen Sie Friedrich meine Schokolade servieren," sagte sie, „ich will mit Friedrich sprechen —"

„Zu Befehl, gnädige Frau."

Die Kommerzienrätin saß in ihrem kleinen, behaglich-luxuriösen Boudoir, einem wahren Schmuckkästchen, nur ein bischen zu überladen mit lauter kostbaren, modischen, zwecklosen Gegenständen, und wiegte sich vor dem Kaminfeuer in ihrem amerikanischen Schaukelstuhl, ihren Papagei auf der Schulter, den sie mit kleinen Zuckerstücken fütterte, als Friedrich in seiner immer tadellosen Haltung, wie ein zum Scherz in die Livree gesteckter Geheimrat, mit der Schokolade hereintrat. „Frau Kommerzienrätin haben befohlen —"

„Ist der Herr zuhause?" fragte Frau Claire.

„Der Herr Kommerzienrat sind bereits vor zwei Stunden nach den Fabriken gefahren," lautete Friedrichs Auskunft. „Sie bedauerten sehr, die gnädige Frau nicht mehr sprechen zu können, da es zweifelhaft ist, wann Sie zurückkommen werden. Herr Kommerzienrat sind sehr beschäftigt in dieser Zeit. Die Geburtstagsgeschenke für die gnädige Frau habe ich auf Befehl des Herrn Kommerzienrats im roten Salon aufgebaut."

„Es ist gut." Frau Claire sagte es so gleichgültig und zerstreut, als ob ihre Gedanken mit ganz anderen Dingen währenddessen beschäftigt wären, und rührte mit dem goldenen Löffel in ihrer zierlichen, chinesischen Tasse. „Friedrich —"

„Frau Kommerzienrätin befehlen —"

„Ich möchte heute keine Besuche empfangen. Ich bin sehr angegriffen, — habe Migräne — Sie werden mir einen ruhigen Tag schaffen, Friedrich. Abends haben wir in der Oper unsere Loge belegt."

„Wünschen Frau Kommerzienrätin überhaupt keinen Besuch?" fragte Friedrich, ohne daß sich eine Miene in seinem glattrasierten, feisten Gesicht verzogen hätte, „oder soll ich jedesmal melden?"

Claire sann nach, während sie dem grauen Papagei, mit dem sie ihren Biskuit teilte, den Kopf kraute. „Wenn Frau von Eiben kommt, mögen Sie sie in den Salon führen, Friedrich," sagte sie endlich, „sie ist so amüsant, weiß immer so vieles und verplaudert mir meine Kopfschmerzen — Aber sonst niemanden, hören Sie? Niemanden — Ich sei zu leidend — Ich glaube, da fährt schon ein Wagen vor; beeilen Sie sich, Friedrich! — Wahrhaftig: das sind die beiden Falben der alten Exzellenz von Kölichen — Nein! machen Sie sich die Lackstiefel nicht auf dem Wagentritt schmutzig, Exzellenz, — sparen Sie sich's, die Handschuhe über die armen, gichtverkrümmten Finger zu spannen — So! So! Habe die Ehre, guten Morgen! Wie er jetzt sich mit einem erleichternden Seufzer in die Polster zurückwerfen wird! Recht viele Nachfolger, Exzellenz! Und Ihren eisernen Bestand von den Anekdoten aus Frankreich für ein andermal" —

Claire hatte nach Friedrichs stummer, eiliger Entfernung, sich leicht vorbeugend, durch die hohen Spiegelscheiben der Doppelfenster hinausgeblickt und mit einem spöttischen Aufwerfen ihrer feinen Lippen die letzten Sätze vor sich hin gemurmelt. Jetzt ließ sie sich müde wieder zurückfallen, spielte mit den bunten Seidenquasten ihres Morgenrocks, neckte den Papagei und löffelte ihre Schokolade zu Ende. Als draußen auf dem Kies des Vorplatzes wieder Räderrollen vernehmbar wurde, wandte sie die Stirn nicht mehr danach. Es war ihr so unsäglich gleichgültig, wer jetzt vorfahren, seine Karte hereinschicken und seinem Bedauern Ausdruck verleihen werde, — einer nach dem anderen, einer wie der andere — Claire verfiel in einen halb traumartigen Zustand. Mit ihren fast geschlossenen Lidern, welche die lichtblauen Augensterne nur noch durch einen schmalen Spalt unter den langen, hellen, seidigen Wimpern gewahren ließen, mit dem unter dem lila Morgenhäubchen hervorquellenden Lockengeringel über dem feinen, elfenbeinblassen Gesichtchen und der mädchenhaft schlanken, zarten, schmiegsamen Gestalt, für welche die spitzenbesetzte, kostbare Morgentoilette nur gerade elegant genug zu sein schien, glich sie jetzt sehr wenig der Vorstellung, die man sich gemeinhin von den Damen macht, welche mit dem Titel angeredet werden, den die Dienstboten Frau Claire Rolant gaben. Sie erschien ohnehin trotz ihrer Abgespanntheit, trotz ihrer Apathie heute noch jünger, als sie war. Claire dachte an garnichts, während sie so vor sich hin träumte; sie glaubte wenigstens, an nichts zu denken. Endlich fiel ihr ein, daß sie Friedrich gesagt hatte, wenn Frau von Eiben komme, solle er sie vorlassen. Und Frau von Eiben durfte sie nicht in der Morgentoilette finden, sie war immer so moquant, diese Allerweltsfreundin, und trug ihre Nachrichten durch die ganze Stadt.

Frau Claire Rolant sperrte den Papagei in seinen vergoldeten Käfig und ging in ihr Ankleidezimmer hinüber, um sich von Babette frisieren zu lassen. Und dann machte sie Toilette. Auch dabei zeigte sie keinerlei Interesse; Babette war in allen diesen Dingen so zuverlässig, daß man ihr blindlings vertrauen durfte, und da Babette ein lachsfarbiges Seidenkleid heute für passend hielt, wählte sie das lachsfarbige Seidenkleid und vor dem großen Stehspiegel mußte sie sich selber sagen, daß es sie wunderbar gut kleidete. „Die Brillanten legen Sie erst heut Abend zur Oper an, gnädige Frau," sagte Babette, und als die junge Frau gleichgültig dazu nickte, fügte sie im halben Flüsterton hinzu: „Auf dem Geburtstagstische, gnädige Frau, — habe schon einen verstohlenen Blick darauf geworfen, — ein Brasselett, gnädige Frau! ganz genau zu dem übrigen Schmuck passend, ganz, wie gnädige Frau es sich gewünscht haben, — ach! wenn gnädige Frau das alles heut Abend zugleich anlegen, die neidischen Blicke nach der Loge herauf möcht' ich sehen, gnädige Frau!"

Claire lächelte zerstreut. „Keine Blumen ins Haar?" fragte sie nur, mit dem Finger eine goldene Ringellocke vor dem Spiegel glättend.

„Die sehen für gnädige Frau immer zu schwer aus; sie drücken. Wenn wir ein paar Veilchen hätten —"

Claire wandte wie mit plötzlich erwachender Teilnahme ihre Stirn. „Ja," sagte sie rasch, „Veilchen — Aber es hat niemand daran gedacht" —

Während der Toilette war draußen Wagen auf Wagen vorgefahren und wieder davongerollt, ohne daß Frau Claire Rolant danach gehorcht oder darauf geachtet hätte. Friedrich hatte die eingekniffenen Visitenkarten alle auf eine antike Onyxschale gelegt, die auf dem runden, schwarzen Marmortischchen im roten Salon stand. Als Claire dorthin kam, ließ sie die feinen, zum Teil goldgeränderten Blättchen durch ihre schlanken Finger gleiten, las diesen und jenen Namen davon ab und warf sie dann alle gelangweilt wieder in die Schale zurück. Dann trat sie drüben vor ihren Geburtstagstisch, neben dem rotgestreiften Damastdivan, unter dem großen, von breitem Goldrahmen eingefaßten Ölbilde, welches sie selber in einem glänzenden, weißen Ballkleide zeigte, wie einer der ersten Künstler sie einst gemalt. Als Claires Augen auf das Bild fielen, dachte sie daran, ob sie wohl noch so schön sei wie damals; im Grunde lag freilich nichts daran.

Der Tisch, den ihre Blicke nun überschweiften, war förmlich überladen mit den kostbarsten Gegenständen: mit Fayencen und Schmuckstücken, mit Elfenbeinschnitzsachen und Antiken mannigfacher Art. Sie erinnerte sich, bei einem gelegentlichen Einkauf mit ihrem Manne dieses oder jenes Stück als passend für die Ausstattung ihres Boudoirs bezeichnet oder sonst ihr Gefallen daran geäußert zu haben; von anderen wußte sie nicht mehr, wie ihr Mann darauf verfallen war, sie einzukaufen. Es war auch eigentlich zwecklos; denn es stand und lag schon ohnehin in den Räumen des Hauses so vieles umher, daß weiteres kaum mehr Platz hatte, und es war eben damals nur eine augenblickliche, rasch wieder verflogene Laune gewesen, daß sie für einzelnes ein wärmeres Interesse gezeigt. Sie hätte heute da den ganzen Tisch voll ohne einen Anflug des Bedauerns wieder fortschenken können und ließ sich kaum die Zeit, das Einzelne zu betrachten. Wie überflüssig! dachte sie nur. Und dann trat sie ans Fenster, lehnte die Stirn gegen die Scheiben und blickte in den grauen Tag hinaus, der die Lindenwipfel mit feuchten, flatternden Schleiern verhüllte. Ein melancholischer Anblick; und Frau Claires Gedanken zogen jetzt weit, weit hinaus —

„Ah! Endlich!“

Friedrich hatte Frau von Eiben gemeldet, und die kleine, rundliche Dame mit dem kurzgeschnittenen Flachshaar und den immer auf der Wanderschaft begriffenen Augen rauschte herein, ganz Beweglichkeit, ganz Frohsinn, eine Wolke von Patchouli vor sich her verbreitend. „Enchantiert, liebe Claire, enchantiert, Sie zu sehen, — und natürlich tausend gute Wünsche, Glück und Segen und alles, was dazu gehört! Was das eigentlich sein soll, weiß man bei Ihnen allerdings nicht recht, Sie kleiner Liebling der Götter. Und ein bischen Migräne, — wie? was? Alderich sagte mir, er und Dorothee wären nicht angenommen worden. Nun, eine kleine, konventionelle Notlüge — Bei der Toilette verspätet, — man kennt das —“

Sie hatte Claire die Stirn geküßt und sie zweimal nacheinander umarmt, um sich dann, ohne ihre Hände loszulassen, mit ihr auf dem Divan niederzusetzen. „Ich habe wirklich Kopfschmerzen,“ sagte Claire.

Aber Melanie von Eiben lachte. Sie hatte ein ganz merkwürdiges Lachen, das eher wie ein Knirschen klang, da sie ihre schadhaften Zähne nicht sehen lassen wollte. „Aus Langerweile, mein Schatz, aus Langerweile. Man kennt das. Im Anfang der Saison und Kopfschmerzen, — das wäre sehr mal-à-propos. Wir werden eine Saison prima Qualität haben. — Und das ist Ihr Geburtstagstisch? Sieh', sieh'! Exquisit, süperb! Ja, der gute Rolant! Für seine kleine Frau ist ihm nichts zu teuer, positiv nichts — Und er soll in der letzten Zeit sehr bedeutende Verluste gehabt haben, — nun, das wissen Sie natürlich alles am besten —"

„Kein Wort," fiel Claire unwillkürlich aufhorchend ein.

„Nicht? Sieh', sieh'! Nun, das ist ja der beste Beweis dafür, daß das Gerücht übertreibt. Man kennt das. Arbeiterstrikes, — schlechte Konjunkturen, — Panik an der Börse — Der Beste kann sich nicht davor bewahren und büßt dabei ein. Aber ein Mann wie Rolant! Was sind solche kleinen, geschäftlichen Störungen und Schwankungen für ein Geschäft wie das Ihres Mannes, Kind! Mückenstiche, nichts weiter. Sie sind ja ordentlich ein wenig blaß geworden, Teuerste! Wie gut Sie das kleidet! Ja, eine Ehe wie die Rolant'sche! Danach kann man bei uns suchen, hab' ich immer gesagt. Die beiden Leutchen leben für einander und gehen ganz in einander auf, — eine rechte, echte Liebesheirat; und Bernhard muß zum wenigsten zwanzig Jahre älter sein als Sie, kleine Frau, — nicht? Zweiundzwanzig gar? Nun, was thut das, wo so viel zarte Rücksicht und feine Galanterie den nichtigen Unterschied der Jahre ausgleichen? — Nein, in der That: ein Geburtstagstisch, der sich sehen lassen kann, der Geburtstagstisch einer Millionärsfrau —"

Sie lorgnettierte überall umher, faßte alles an, hätte am liebsten vor Neid und Ärger das Meiste zerbrochen und lachte immer wieder ihr knirschendes Lachen dazwischen. „Man spricht also von Verlusten, die Bernhard gehabt haben soll?" fragte Claire, deren Gedanken die gleiche Richtung beibehalten hatten, in einer Pause, welche Melanie von Eiben dazu benutzte, aus einer Perlmutter-Bonbonniere, die unter den Geburtstagsgeschenken stand, eine Handvoll Konfekt zu entnehmen.

„Aber Närrchen! Sie werden sich das doch nicht etwa zu Herzen nehmen wollen? Stadtklatsch, Börsengetuschel, Fraubaserei, — Pumktum. Man kennt das ja doch. Wer seiner Frau solchen Geburtstagstisch aufbaut, — wie gesagt, und was für einen andern Verluste bedeutet, — Bernhard Rolant bringt es mit einem einzigen, glücklichen Börsencoup wieder ein. Er soll ja fabelhaftes Glück an der Börse haben. Und da fällt mir ein, daß er mit Zwingenberg wegen des Ankaufs seiner Goldfüchse in Unterhandlung steht, — ist auch ein gutes Zeichen; denn Zwingenberg fordert einen unverschämten Preis. A-propos: was werden Sie denn zum Laubaner Rennen anziehen? Die Redendorf soll sich wahrhaftig eine Toilette bei Worth in Paris bestellt haben, — Rudolf Steinau meint: wahrscheinlich mit veritablem Sattel und Steigbügeln, — shocking! Aber diese Ausländersucht bei unseren jeunes mariées ist wirklich abscheulich. Denken Sie sich doch, daß die Eberstein, die kleine, korpulente Eberstein mit dem watscheligen Gange, ihre Korsets von außerhalb bezieht! Und die Dennuler fragte mich neulich ganz erstaunt, ob man

denn hier anständige Chaussüre bekommt — Zum Tollwerden! „Mein Mann ist in Frankreich gefallen!“ hab' ich der Freuersberg unlängst geantwortet, als sie mich beim Aussuchen von Mustern aus dem „Louvre“ zuziehen will; und weg war ich. Diese Parvenüs! Man kennt das. So ein bischen Kokettieren mit dem Franzosentum, — fi donc! Haben Sie denn bei Allenberg's zugesagt? Ich überlege mir's doch ein bischen. Ihr Vater war ja unzweifelhaft bei der Steuer — Mein Gott, das ist gerade keine Schande, aber schließlich — man geht doch nicht zu jedermann ins Haus, man macht doch Unterschiede. Nun, und was sagen Sie zu unserem Afrikareisenden?“

„Zu wem?“ fragte Claire, an der das Übrige eindruckslos vorübergerauscht war.

„Nun, mein Gott, wen kann ich anders meinen als unseren Afrikareisenden, Doktor Helmut Hermsdorf? Den Löwen des Tages? Was? Sie wissen wohl am Ende noch garnicht, daß er zurück ist? Du lieber Himmel! Lesen Sie denn keine Zeitungen? Seine Ankunft in Hamburg war ja schon längst signalisiert. Und seit vorgestern ist er hier. Hat man gestern bei Generalkonsuls nicht von ihm gesprochen? Merkwürdig! Alle Welt redet doch davon; man wird ihm zu Ehren allerlei Festlichkeiten veranstalten, und er wird im „Wissenschaftlichen“ Vorträge halten, — kurz: er ist der Held der Saison. Nun, und er verdient's auch. So ein junger Mensch und hat der Wissenschaft schon unvergängliche Dienste geleistet; bei der Durchquerung Afrikas hat er einen Heroismus und eine Kaltblütigkeit in bedrohlichen Situationen bewiesen, die einzig dastehen sollen. Und wie prächtig er aussieht mit seinem gebräunten Gesicht und seinem hellen Vollbart! Also noch nicht bei Ihnen gewesen? Sieh', sieh'! Und früher — wie viel hat er früher bei dem seligen Herrn Vater verkehrt! Ja, ja, aus den Augen, aus dem Sinn! Man kennt das. Nun, er wird sich ja nun habilitieren, heißt es, — in Berlin wahrscheinlich, und dann heiratet er, und mit der Abenteuerlust hat's ein Ende. Ja, der Helmut, der hat's zu was gebracht! Aber wissen Sie was, Claire? Jetzt sehen Sie wieder ganz heiß und rot aus. Sie sind wirklich nicht ganz wohl, kleine Frau. Wie mir das leid thut! Und an Ihrem Geburtstage — ei, ei! Was das dem armen Bernhard für Sorgen machen wird! Wollen Sie den alten Kommler nicht einmal rufen lassen? Wie? Was? Es ist nichts, meinen Sie? Nun, nun so besser! Aber ich darf mich nun nicht länger verschwatzen, liebes Kind. Unmöglich, — ich habe noch eine Welt zu thun. Was denken Sie? Unsereins ist der Allerwelts-Packesel. Alle diese Vereine, diese Familienverpflichtungen, diese Freundschaftsdienste, — man wird seines Lebens in keiner Minute froh. Also, was ich sagen wollte, Schatz: ein bischen Ruhe, ein Coffeinpülverchen, nachher eine Spazierfahrt vor der Oper, — nicht wahr? Das wird gut thun, das bringt die rebellischen Nerven wieder ins Gleichgewicht. Und nur ein recht munteres Gesichtchen dem guten Bernhard, wenn er nachhause kommt, — ja? Für solch' einen Geburtstagstisch, — ich bitte Sie! Und junge Frauen haben nun einmal zu Zeiten solche Zustände, müssen sich damit abfinden, geh's, wie's geht; — und grüßen Sie ihn, er soll den Kopf oben behalten und

Digitized by Google

seine Frau weniger allein lassen, — verstanden? Adieu, Sie kleines Schoßkind des Glücks! Adieu, mon enfant, adieu —"

Sie küßte Claire abwechselnd auf die linke und auf die rechte Wange und rauschte nach einem letzten Umblick durch das Zimmer hinaus. Frau Claire Rolant warf sich erschöpft in eine Causeuse, als sich die Flügelthüren des Salons hinter ihr geschlossen hatten. Von alledem, was Melanie von Eiben in ihrem wirr durcheinanderfließenden Geplauder vorgebracht hatte, war nur eines mehr in ihrer Seele haften geblieben und tönte unablässig darin nach: Helmut Hermsdorf war hier und er war nicht bei ihr gewesen! Helmut Hermsdorf! Was rief der Name alles wieder in ihr wach, welch' eine Flut von Erinnerungen stieg dabei vor ihr auf! Sie war wie gewandelt. Ihr Herz schlug plötzlich laut und rasch. In nervöser Hast sprang sie auf und ließ noch einmal die sämtlichen Visitenkarten aus der Onyxschale durch ihre Finger gleiten, eine nach der andern, — die seine war nicht darunter. Dann schellte sie.

„Wenn der — wenn jetzt noch Besuche kommen, Friedrich, so fragen Sie jedesmal erst an, ob ich empfangen will, — hören Sie?"

„Wie Frau Kommerzienrätin befehlen."

Claire trat nach Friedrichs Verschwinden ans Fenster, um leeren Blicks hinauszustarren, vom Fenster an den Geburtstagstisch, wo sie ein Stück nach dem andern in die Hände nahm, gleichgültig betrachtete und wieder niedersetzte, und abermals ans Fenster, um sich endlich in die Causeuse zurückzuwerfen und mit im Schoß gefalteten Händen und großen, seltsam starren, ausdruckslosen Augen vor sich hinzubrüten. Ein Schwarm von wechselnden Gedanken umwirbelte sie, die ihr alle das Blut stürmisch durch die Adern kreisen ließen. Helmut Hermsdorf war zurückgekehrt —

„Herr Doktor Hermsdorf," meldete Friedrich, der die Visitenkarte hereinbrachte.

„Ist angenehm."

Claire betrachtete den großen, klaren, ausdrucksvollen Namenszug, den er selber auf die Karten gesetzt. Dann warf sie einen Blick in den Spiegel. Wie blaß sie aussah! Alles Blut war ihr zum Herzen zurückgetreten. Und doch war sie jetzt ganz ruhig, so ruhig, daß sie sich selber nicht wiedererkannte.

„Gnädige Frau" — Friedrich hatte die Flügelthüren aufgerissen und ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit lichtblondem Vollbart und hellen, blauen Augen in einem tief gebräunten Antlitz trat über die Schwelle, kam auf sie zu und streckte ihr die Rechte entgegen.

„Doktor Hermsdorf! Und eben erfahre ich erst, daß Sie hier sind. Willkommen! Willkommen!" Ihre kleine, schmale Hand lag sekundenlang in der seinen. Dann führte er sie an die Lippen.

„Ich danke Ihnen für das Wort," sagte er mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme, „es thut immer wohl, wenn man lange Jahre fern war und manchmal schon an der Heimkehr verzagte. Vor allem aber bringe ich Ihnen heute meinen herzlichsten Glückwunsch" —

„Sie dachten daran?"

„Ob ich daran dachte?“ Und seine Linke, die einen Veilchenstrauß umschlossen hielt, kam nun auch zum Vorschein und reichte ihr die duftige Gabe. „Es sind doch noch Ihre Lieblingsblumen?“

Claires Antlitz hatte nun doch wieder eine heiße Röte überflammt. „Wie gut Sie sind,“ stotterte sie leise, und ihre Augen vermieden es, den seinigen zu begegnen, die voll und warm auf ihr ruhten, „daran noch zu denken! Und gerade heute sprach ich davon, wie schade es sei, daß keiner an Veilchen für mich gedacht habe. Oh! Wie sie duften! Ich will sie doch gleich in eine Vase — Ich glaube, da steht eine —“ Sie hatte unter den vielen zwecklosen Geschenken auf dem Tische auch eine kleine, antike Majolikavase entdeckt, ein Stück von zierlichster, kostbarer Arbeit. Ihre Finger griffen jetzt danach, und sie bat ihn, aus der Karaffe die Vase mit Wasser zu füllen. Er that es und wollte den Strauß hineinstellen, als ihre Hand plötzlich zu zittern begann und sie die Vase fallen ließ; sie zerbrach in Stücke.

„O, die herrliche Vase!“ sagte er bedauernden Tones und wollte sich nach den Scherben niederbücken. Aber Claire lachte: „Was ist daran gelegen? Lassen Sie doch!“ Und sie stieß gleichgültig mit der Spitze ihres schmalen, kleinen Lackschuhs die Stücke beiseite. „Geben Sie mir den Strauß! Ich behalte ihn lieber in der Hand; ich bin heute so ungeschickt. Und nun nehmen Sie endlich Platz. Wir haben uns so vieles zu erzählen und sprechen von Veilchen und Vasen! Sie bleiben jetzt ganz hier? Sie haben Ihrer Abenteuerlust genug gefröhnt?“

Es klang alles nervös, wie sie es sagte. Er saß in einem Fauteuil ihr gegenüber und sah ihr zu, wie ihre weißen Finger unablässig mit den Blumen spielten, und überflog diese holdselige Frauengestalt mit seinen ernsten, ehrlichen, ruhigen Blicken. „Abenteuerlust?“ wiederholte er bitter. „Nennen Sie es so? Vielleicht war es doch etwas Andres. Als ich damals von Ihnen ging, war ich ein junger, unbekannter, armseliger Gymnasiallehrer, der seinen Sextanern das Linné'sche System beibringen sollte. Heute, — nun, ich mag nichts aus mir machen, gnädige Frau, aber heute habe ich etwas geleistet. Ich habe mir in meiner Wissenschaft einen Namen erobert, ich sehe eine Zukunft vor mir.“

„Ihr Ehrgeiz ist also befriedigt?“

„Nun nennen Sie es wieder Ehrgeiz! Und wenn auch das nicht zuträfe? Denken Sie sich einmal den Fall, daß ein junger, unbekannter Naturforscher seine Hand nach einem wertvollen, unschätzbaren Kleinod ausstreckte, das viele außer ihm gleichfalls begehren. Und er fühlt und weiß, daß er dieses Kleinods unwürdig ist. Aber es kommt ihm auch der Gedanke, er könne desselben würdig werden, — durch eigene Kraft, durch eigene Arbeit, — wenn er etwas Großes, etwas Ungewöhnliches, eine That von Bedeutung vollführte, die ihn mit einem Schlage aus dem Dunkel seiner Existenz an das helle, frohe Sonnenlicht des Tages heraufbrächte, bei der er freilich auch untergehen kann. — Aber wo gäbe es etwas Großes zu verrichten, bei dem man nicht tausend Gefahren und dem Tode selbst trotzen müßte? Und es giebt immer noch solche, die da lieber sterben wollen als sich lebenslang im seichten Fahrwasser der Alltäglichkeit fortbewegen

und alle ihre besten und edelsten Kräfte unbenutzt schlummern lassen. Nun, nehmen Sie an, ich hätte zu ihnen gehört, gnädige Frau, und ich hätte nicht anders gekonnt, und es hätte mir einen hohen und herrlichen Preis gegolten, der den Einsatz meines Lebens wert gewesen. Dann war es also doch wohl nicht bloß Ehrgeiz, was mich von hier fort in ein Dasein voll Aufregung, Kampf und — auch voll Lohn trieb, sondern etwas Anderes, Edleres und Gewaltigeres: das Verlangen, mich bis auf die Höhe des Lebens emporzuschwingen, um dort das Glück an mich zu ketten, das mich allein befähigen konnte, mich selber auszuleben, wie ich bin, mir selber genugzuthun und mit dem Pfunde zu wuchern, das mir verliehen worden. Nun freilich" —

Er hatte, ohne sie anzusehen, mit leicht gesenkter Stirn warm und bewegt vor sich hingesprochen. Jetzt blickte er zu ihr auf. Sie hatte ihr erglühtes Antlitz in den Veilchenstrauß herabgebeugt, dessen Duft sie mit halb geschlossenen Lidern einzusaugen schien. „Und dieser Preis?" hörte er sie langsam, halb erstickt sagen, „Sie errangen diesen Preis?"

„Nein," erwiderte er kalt, „ich kam zu spät, ich war zu lange fortgeblieben. Aber vielleicht war es auch ohnehin nur eine Illusion gewesen, und der Preis hätte sich mir auch früher und zu jeder Zeit in gleicher Art versagt; — ich weiß es nicht, es geht auch im Grunde alles in einem hin; denn in diesem Falle wäre meine Einbildung von gleichem Werte gewesen, wie die Wahrheit, für die ich sie hielt, und sie ward die Triebfeder der Thaten, auf die ich nun nicht ohne Befriedigung zurückblicken kann, und gab meinem Dasein Inhalt und Wert. Es war also doch immer eine beglückende, heilsame und wunderwirkende Illusion, und ich darf mich über sie nicht beklagen."

„Männer nehmen dergleichen ja auch nicht schwer," warf sie plötzlich bitter ein.

„Oder sie scheuen sich doch — müssen sich scheuen, es zu gestehen, gnädige Frau. Vor der Welt zum wenigsten. Wie es in ihnen selbst aussieht, wie es um diese stolze, starke Männlichkeit, mit der sie sich brüsten, im Grunde bestellt ist, wie kläglich sie in stillen, einsamen Stunden oft zusammenbricht, danach darf man nicht fragen. Unsereinem erscheint es ja beinahe überhaupt als ein Verbrechen, ein Herz zu besitzen — Aber wir reden da immer von mir und nur von mir, gnädige Frau, und doch kam ich, um von Ihnen zu hören. Freilich: man hat mir ja in den achtundvierzig Stunden, die ich wieder in der Heimat verweile, schon so viel von Ihnen erzählt, daß ich meinen könnte, es sei mir alles vertraut, auch das Befremdlichste. Und ist es eigentlich recht überflüssig, daß man kommt, um Ihnen Glück zu wünschen? — Wie soll man Ihnen wünschen, was Sie in reichstem Maße besitzen? Es sieht hier etwas anders aus, als es die letzten drei bis vier Jahre um mich her ausgesehen hat" — Er blickte sich lächelnd in dem mit vornehmer Eleganz ausgestatteten Raum um, der wie der einzig passende Rahmen zu dem liebreizenden Frauenbilde darin erschien, das man sich nicht wohl anders vorzustellen vermochte als in Seide, Spitzenwolken und Samt, die keinen holderen Frauenleib umhüllen konnten.

„Ja wohl, ich bin sehr glücklich," erwiderte Claire rasch, und es klang, wie ein leises, spöttisches Auflachen hinterdrein, „ich habe Equipagen und Reitpferde, — die schönsten Reitpferde in der Stadt, Herr Doktor! — eine Loge im Theater, Toiletten, die man von Kennern als Kunstwerke bewundern hört, — nun, und unsere Villa mit ihrer Einrichtung voll Komfort und Luxus, — und wie man mich beneidet, wie man mir schmeichelt, wie man mir den Hof macht! Welchen Wunsch könnte ich aussprechen, den man mir nicht erfüllte? Ich bin wirklich ein glückliches Menschenkind — Nur daß erst einer kommen muß, es uns zu sagen, sonst denken wir Glücklichen gar nicht mehr daran, daß wir es sind — A propos, Herr Doktor: bleiben Sie jetzt ganz bei uns?"

Das klang alles in halb bitterem, halb oberflächlichem Konversationston an sein Ohr und that ihm weh. Und während er ihr erwiderte, er wisse es noch nicht, aber er denke, eine Zeitlang zu bleiben, um sich der Bearbeitung seiner wissenschaftlichen Reiseausbeute in aller Stille hier zu widmen, ehe er an die Universität der Reichshauptstadt übersiedle, schweiften seine Blicke forschend über ihr Antlitz hin, aus dem ihm jetzt plötzlich jeder weichere Zug verschwunden zu sein schien. Noch ein paar Minuten lang ging die Unterhaltung gleichgültig, fast müde zwischen ihnen hin, dann erhob sich Helmut und nahm Abschied.

Als seine Hand die ihre wieder warm und fest umschloß, verwandelte sich der Ausdruck ihres Gesichts noch einmal, und stockend, mit niedergeschlagenem Blick vor ihm stehend, wie eine Bittende, sagte sie leise: „Sie kommen wieder, Helmut Hermsdorf, — bald?"

Das war der Stimmenklang aus früherer Zeit, der ihm das Herz rascher schlagen ließ. „Wenn ich darf — Wenn Sie es wünschen" —

„Ich bitte Sie darum. Morgen — vielleicht morgen schon" —

Er entgegnete nichts mehr darauf, sondern verneigte sich noch einmal leicht und ging. Als seine hohe Gestalt verschwunden war, stand sie noch immer auf dem gleichen Flecke und starrte ihm nach, die Finger ihrer beiden Hände ineinandergepreßt, mit großen, schreckhaften Augen, als sei davor etwas Furchtbares aufgestiegen und krieche näher und immer näher gegen sie heran und lege sich ihr atemraubend wie ein Alp auf die Brust und das darunter wild und angstvoll hämmernde Herz. Wie aus einer Erstarrung langsam erwachend sah sie Friedrich an, der geräuschlos durch die Flügelthüren eingetreten war und einen neuen Besuch meldete. Sie hörte den Namen nicht einmal, den er nannte, sondern winkte nur abwehrend mit der Hand. Als sie wieder allein war, warf sie sich in plötzlich ausbrechender Gemütsaufwallung neben dem Divan auf den Teppich nieder und barg ihr Antlitz in den weichen Polstern. Es war ihr, als müsse sie es vor aller Welt verbergen, aus Scham, — aus Angst, — aus Verzweiflung, — sie wußte selber nicht, weshalb? Ein krampfartiges Schluchzen durchrüttelte ihren schlanken, biegsamen Leib, ihre Hände wühlten sich in die Kissen ein, ihre Zähne schlugen aufeinander. Wilde, wahnsinnige, zusammenhangslose Worte stürzten ihr von den Lippen — Das war wie ein Taumel und ging wie ein Taumel wieder vorüber. Sie sprang auf, sie trat vor den Spiegel und ordnete ihr Haar; sie

Digitized by Google

strich sich mit der Hand über die Stirn hin und lächelte sogar. Was war das gewesen? Was bedeutete das alles? Sie kannte sich selbst nicht mehr. Und sie wollte auch nicht darüber nachdenken. Es machte ihr solche Pein, — das Denken.

Da war Friedrich schon wieder. Diesmal brachte er auf der Tablette einen Brief. Ah! von ihrem Manne — Claire riß das Billet gleichmütig auf. Bernhard Rolant schrieb, daß es ihm heute infolge großer, geschäftlicher Thätigkeit, die auf ihm laste, leider unmöglich sei, mit Claire zusammen zu dinieren, was er um so schmerzlicher empfinde, als ja heute gerade ihr Ehrentag sei. Dagegen hoffe er mit Bestimmtheit, sie zum Theater abholen und begleiten zu können. „Es ist gut," sagte Claire, das Billet wieder zusammenfaltend, „es bedarf nichts Weiteres."

„Und dann ist Fräulein Agnes Gundler da," meldete Friedrich, „und fragt an, ob die gnädige Frau einen Augenblick für sie zu sprechen sei, sie wolle nur Glück wünschen."

„Fräulein Agnes? Die kommt mir gerade recht. Lassen Sie sie nur herein, Friedrich."

Und Friedrich ging, um einem jungen, braunlockigen Mädchen in einfacher Kleidung die Thür zu öffnen, das mit seinen Rehaugen etwas verschüchtert in die vornehme Pracht des Salons blickte und scheu, mit einem Ausdruck des Zagens in dem reizenden, frischen Kindergesicht, auf der Schwelle stehen blieb. „Darf ich, Frau Kommerzienrätin?"

Es klang wie das Tönen einer Glocke, als sie sprach. Und als Claire ihr freundlich zunickte und die Hand gegen sie ausstreckte, flog sie heran, ergriff diese Hand und küßte sie beinahe stürmisch. „Tausend, tausendmal wünsche ich Ihnen Glück, Frau Kommerzienrätin! Wenn meine Wünsche in Erfüllung gehen, bleibt Ihnen gewiß nichts mehr übrig, was Sie noch dazu thun könnten."

„Sie liebes Kind!" Claires schmale, blasse Hand lag auf der weichen, kastanienfarbigen Lockenflut des Mädchens, und beinahe etwas Wehmütiges war in dem Blick ausgeprägt, mit dem sie in den Zügen desselben forschte. „Gott erhalte Sie selber so schön, so rein, so hold!" sagte sie leise.

„Ich habe Ihnen da ein kleines Bild mitgebracht," fing Agnes nach einer Pause zaghaft an, während ihre Wangen in heller Röte flammten, „wenn Sie es annehmen möchten, Frau Kommerzienrätin — ich habe mir gedacht, Blumen bringt Ihnen alle Welt, und an kostbaren Geschenken wird es auf Ihrem Geburtstagstische gewiß nicht fehlen, — was sollt' ich da mit den anderen vergebens wetteifern? Aber ein Bild, das ich selber gemalt, wenn's auch noch so dürftig ausgefallen, das wäre doch immerhin etwas Besonderes und könnt' Ihnen meinen Dank zugleich darbringen für alles, was Sie im Laufe der Zeit Gutes an mir gethan, und daß Sie darauf bestanden, ich müßte mein bischen Talent ausbilden, und mir die Mittel dazu gewährten — da ist es; darf ich's Ihnen bringen?"

Und sie zog aus den Umhüllungen von Seidenpapier, die sie abstreifte, ein Aquarell hervor, das sie bis dahin mit der Linken hinter dem Rücken verborgen gehalten hatte, und reichte es Claire mit glühendem Antlitz und strahlenden Augen

hin, während ihre Finger ein leichtes Zittern durchlief. „Oh," sagte Claire, das Bild mit sichtlicher Überraschung betrachtend, „wie lieb von Ihnen, Agnes! Und welche Fortschritte Sie gemacht haben, — erstaunlich, ganz erstaunlich. Ja, da ist wirklich Talent vorhanden, und ich habe mich nicht getäuscht, als ich darauf drang, Sie müßten es pflegen. Wie hübsch! Wie reizvoll! Das ist prächtig getroffen: unser Haus, der Garten, die Landstraße, — ganz, wie man es vom Eckfenster drüben vor sich sieht. Hier ist's freilich noch Frühling, denn die blauen Syringen blühen."

„Es wird ja auch in Wirklichkeit wieder einmal Frühling," sagte Agnes, der es vorgekommen war, als hätte die Sprecherin bei ihren letzten Worten leise geseufzt.

„Meinen Sie? Ach, liebes Kind, ich fürchte, für den, dem er einmal verblüht ist, giebt es keinen zweiten mehr" — Sie sah plötzlich von dem Bilde auf, das sie bisher unverwandten Auges betrachtet hatte, und schüttelte unmutig den Kopf. „Was ich da rede, nicht wahr? Und ich glaube, ich habe Ihnen noch garnicht einmal ordentlich gedankt. Und doch haben Sie mir eine so herzliche Freude bereitet, — es war eine prächtige Idee von Ihnen, mir das Bild zu malen. Wir wollen doch gleich einen Platz suchen, an den wir es hängen können. Vor allen Dingen aber setzen Sie sich selber erst einmal, Agnes! Kommen Sie! So, — und nun erzählen Sie mir etwas."

Sie zog das Mädchen neben sich auf einen Sessel nieder und legte das Bild auf den Tisch daneben. „Oh", lachte Agnes, „die Wände sind hier viel zu voll, als daß sich noch ein Plätzchen finden ließe. Und ich meine, das Bild gehört auch garnicht unter alle die anderen prächtigen Ölgemälde in Ihren Räumen, Frau Kommerzienrätin, die würden es nur völlig erdrücken."

„Da haben Sie ganz recht," erwiderte Claire freundlich, „und ich werde es auf meinen Schreibtisch stellen. Das ist gewiß ein Ehrenplatz, nicht wahr? Und den verdient es — Wonach schauen Sie, Agnes?"

„Da liegt eine Vase zertrümmert."

„Ja so; Friedrich hat vergessen, die Scherben mitfortzunehmen. Nun, da sehen Sie's: Glück und Glas — Es ist kein Verlaß darauf." Sie hatte wieder nach dem Veilchenstrauße gegriffen, den sie vorher auf die Tischplatte gelegt. „Wie geht es Ihrem Vater, Agnes?" fragte sie, den Duft der Blumen einziehend.

Agnes' Gesicht war ernster geworden. „Der Vater ist in der letzten Zeit sorgenvoll, Frau Kommerzienrätin," sagte sie, „es muß in den Fabriken wohl nicht alles mehr so gut stehen wie früher. Ich verstehe ja nichts davon, und er redet auch nicht mit mir darüber; aber ich seh's ihm doch an, und jeden Tag, wenn er aus dem Kontor zurückkommt, find' ich ihn trauriger gestimmt. Ich meine, es giebt jeden Tag eine Runzel mehr auf seiner Stirn zu zählen."

Da war das Gespenst wieder, das Melanie von Eiben vorher in ihrem wirr durcheinanderfließenden Geschwätz vor Claire hatte heraufbeschwören wollen und das Claire über der Nachricht von Helmut Hermsdorfs Heimkehr vergessen gehabt, das Gespenst des drohenden Ruins, der Sorge, der Verarmung. — „Auch das

noch!" murmelte ihre Lippe tonlos vor sich hinaus, „auch das noch!" Aber es war ja unmöglich; sie glaubte nicht daran, wollte nicht daran glauben.

„Sie könnten heute zu Tische bei mir bleiben, Agnes," sagte sie plötzlich, „mein Mann kommt nicht zurück, und ich wäre ganz allein."

Auf der Stirn und an den Schläfen des Mädchens war ein helles Rot aufgebrochen. „Wie gut Sie sind! Und ich bliebe gewiß gern, aber — heut ist's unmöglich. Wir haben selber Besuch zu Tische. Vetter Helmut ist da."

„Helmut Hermsdorf?"

„Gewiß. Vielleicht wissen Sie noch gar nicht, daß er zurück ist, Frau Kommerzienrätin? Und er hat soviel nach Ihnen gefragt und wollte garnichts Anderes hören als immer von Ihnen. Als er wegging, waren Sie ja auch noch das Fräulein von der Linden; und nun schien er garnicht begreifen zu können, wie Sie plötzlich Frau Kommerzienrätin Rolant geworden seien, und fragte immerfort nach dem Wann? und Warum? und vergaß dabei ganz, daß ich doch noch ein wahres Kind gewesen, als Frau Kommerzienrätin heirateten, und daß ich ihm garkeine Auskunft geben konnte."

Agnes Gundler plauderte noch eine Weile weiter, die Hände im Schoß gefaltet, die Augen mit fast andächtigem Ausdruck vor sich hinaus gerichtet, ein träumerisches, weltvergessenes Lächeln um die Lippen. Aber Claire hörte sie nicht mehr. Es war ihr erst jetzt wieder eingefallen, daß Helmut Hermsdorfs Mutter eine Schwester des alten Buchhalters Gundler gewesen war und daß nichts Auffälliges darin lag, wenn Helmut das Haus seines Oheims besuchte und dort als Tischgast erschien. Nur daß aus dem schüchternen, stillen, kaum halbflüggen Mädchen, das er damals in Kinderkleidern dort zurückgelassen und von dem niemand sich etwas für die Zukunft versprochen hatte, inzwischen eine holdselig erblühende Jungfrau geworden war, die einen Zauber von Unschuld und Liebreiz um sich ausstrahlte, der jedes Herz gefangen nehmen mußte, das war's, was plötzlich unter den Worten des Mädchens vor Claire heraufstieg und ihr wider ihren Willen peinvoll, eng und schmerzlich die Brust zusammenzupressen begann, daß sie meinte, darunter aufschreien zu müssen, wenn sie nicht ersticken wollte — „Und nun bin ich Ihnen erst gar dankbar dafür, daß Sie sich meiner so freundlich angenommen haben," sagte Agnes, deren Wangen im Eifer ihres Geplauders immer heißer glühten, „denn nun kann ich ihm mit meinem bischen Zeichnen sogar noch nützlich sein, sonst müßte man sich vor so einem gelehrten, berühmten und weitgereisten Vetter ja vollständig verkriechen."

„Was kann Herrn Doktor Hermsdorf Ihr Zeichentalent nützen?" fragte Claire kalt.

„Ja denken Sie nur, Frau Kommerzienrätin! Im Zeichnen ist Helmut merkwürdig ungeschickt; und da er doch nun sein großes, dickes Buch über seine mehrjährige Forschungsreise schreiben will — „Mitten durch den dunklen Kontinent" wird es heißen, — da soll ich ihm alle die kläglichen Skizzen, die er in seinen Tagebüchern entworfen hat, unter seiner Anweisung „in Reinschrift übertragen", wie er sagt — Nun, das Meiste werd' ich da doch wohl ganz neu skizzieren

müssen; aber ich denke, es wird eine vergnügliche Arbeit werden, und ich freue mich sehr darauf und bin furchtbar stolz, daß ich Teil haben soll an meines großen Vetters Ruhm und Ehren — Und nun habe ich Ihnen gewiß genug vorgeschwatzt, Frau Kommerzienrätin, und muß meiner Wege gehn."

Sie war, immer noch heiß glühenden Gesichts, aufgestanden und erschien wie von innen heraus verklärt, als sie der Frau zum Abschied die Hand reichte, deren Augen jetzt plötzlich mit wunderbarem Ausdruck auf ihr hafteten. Es gährte in Claires Seele etwas auf, — sie wußte selber kaum, was es war. Aber sie mußte mit einemmale denken: Also dazu habe ich ihr Zeichnen- und Mal-Unterricht erteilen lassen, — dazu — Und es war etwas wie heißer, irrer, neidvoller Haß, der in ihr zu glühen und zu wühlen begann. Dabei sprachen ihre Lippen aber: „Wie schade, daß Sie nicht bleiben können, Agnes! Ich hätte so gern einmal länger mit Ihnen geplaudert. Aber Sie kommen bald, nicht wahr? Morgen, — übermorgen, — und immer um diese Stunde, ja? Und vielleicht bringen Sie etwas von Ihren Skizzen mit, soviel fertig ist und wenn man es sehen darf — Adieu, liebes Kind! Und grüßen Sie Ihren Papa von mir — Adieu."

Agnes hatte die Hand der Sprecherin an ihre Lippen ziehen wollen, aber Claire entzog sie ihr mit einer fast unwilligen Bewegung. Dann freilich lächelte sie ihr gleich danach wieder freundlich zu und nickte ihr nach, als sie ging. Ja, sie trat sogar ans Fenster, um hinter ihr dreinzublicken, wie sie so leichten, schwebenden Ganges in ihrem einfachen, dunklen Regenmantel zwischen den Boskets hin auf den Gartenausgang zuschritt, und, die Stirn gegen die Spiegelscheiben pressend, murmelte sie lautlos zwischen den weißen Zähnen: „Jugend, — Freiheit —" Dann wandte sie sich rasch, schellte und fragte, ob das Diner serviert werden könne. Aber während sie einsam in dem prunkvollen, mit allem Raffinement des Modegeschmacks eingerichteten Speisezimmer auf dem geschnitzten Holzsessel an dem breiten, massiven Eichentische saß und man ihr eine Platte nach der anderen auftrug und sie von allem nahm, ohne doch die geringste Eßlust zu spüren, und alles um sie her so still und feierlich und vornehm zuging wie sonst, mußte sie unablässig daran denken, daß jetzt in der schlichten, dunkel tapezierten Wohnstube des Buchhalters Gundler drei fröhliche, plaudernde Menschen zusammensaßen, und manchmal war ihr's, als vernähme sie durch die tiefe Ruhe das glockenhelle Lachen des Mädchens und die tiefe, männliche Stimme des großen, blondbärtigen Mannes, der ihr zur Seite saß. Nein! sie konnte nicht mehr essen. —

Claire stieß die nächste Schüssel zurück, die ihr Friedrich mit unerschütterlicher Feierlichkeit präsentierte, rückte ihren Sessel und erhob sich. „Ich bin müde, — will versuchen zu schlafen — Daß nur keiner mich stört!" Und mit schlaftrunkenen Augen, über welche die Lider ihr von selber zuzufallen schienen, die Hand gegen die Schläfen gepreßt, in denen es ihr schmerzhaft hämmerte, schritt sie hinaus. In ihrem Boudoir ließ sie die dunklen Vorhänge herab, befahl, den Papagei hinauszutragen, und legte sich auf die Couchette nieder, ihre Eisbärdecke fröstelnd bis über die Kniee heraufgezogen. So lag sie, matt, apathisch, zu jedem Thun unfähig, beinahe unfähig zu denken. Sie versuchte zu schlafen. Es war so todes-

Digitized by Google

still um sie her, kein Laut in dem ganzen Hause vernehmbar; sie hätte glauben können, daß sie das einzige lebendige Wesen darin sei. Nur draußen in den Lindenwipfeln wühlte jetzt der Wind, der sich aufgemacht hatte und die zerrissenen Nebelfetzen wie flatternde Schleier vor sich hertrieb. Er zerrte an den letzten, gelben Blättern, er riß sie herab, er trieb sie im Wirbel herum, er verwehte sie. Wie lange noch, und die Bäume würden ganz kahl sein, und alles würde leer und öde werden, und der Winter war da, — die Vernichtung, — der Tod —

Und winterlich war es auch rings um Frau Claire Rolant her, winterlich und kalt. Der Wind sang und heulte ihr ein schwermütiges Lied von der Einsamkeit. Und er sang ihr von den grauen Tagen, die da kommen würden und von denen jeder dem anderen gleichen solle, einförmig und inhaltslos bis zum Überdruß, — bis zum Ekel —

Und plötzlich sah sie durch die rinnenden Nebelschleier, die vor ihren Blicken wogten und brauten, zwei helle, blaue Männeraugen fest auf sich gerichtet, und in diesen Augen stand eine stumme Frage, die nach Antwort begehrte. Und durch die Unermeßlichkeit des Raumes, der jenes Augenpaar von dem ihrigen trennte, hielt sie mit ihm schweigsam-beredte Zwiesprache. Jene Augen fragten sie: „Warum warteteſt du nicht auf mich?“ Und sie entgegnete, wie das Herz, das laut durch diese ungeheure Stille klopfte, es ihr gebot: „Ich wußte nicht, daß du heimkommen würdeſt; ich wußte nicht, daß du mich liebteſt; ich wußte nicht, daß du nur um meinetwillen auszogeſt, um berühmt zu werden, um dich auf die Höhen des Lebens emporzuschwingen und um dann die Hand nach mir ausstrecken zu dürfen, die du so hoch über dir wähnteſt. Ich war einsam, ich glaubte mich verlassen, ich verlangte nach Reichtum und Genuß. Und da sie mich drängten, und da ich herrschen wollte, statt zu entbehren, geschah es, daß ich mich verkaufte.“ „Und du wurdeſt glücklich?“ fragten jene Augen wieder. „Frage mich nicht danach!“ klang Claire's Antwort, „ich flehe dich an: „frage mich nicht danach.“

Ein leises Ächzen kam aus der Brust des jungen Weibes herauf, sie warf sich ein paarmal unruhig hin und her, dann erwachte sie aus ihrem Halbschlummer. Die frühe Dämmerung war draußen schon hereingebrochen und durchwebte mit ungewissem Zwielicht das Gemach. Claire fühlte einen dumpfen Schmerz über ihren Augen, und der Schlag ihres Herzens that ihr weh; es war ihr, als hätte das Herz sich wund geklopft. Vor ihren Sinnen lag es noch immer wie ein wunderlicher Nebel, den sie nicht zu durchdringen vermochte, während sie doch meinte, sie müsse hindurch, weil es jenseits desselben licht und sonnig sei. Wie seltsam das alles war! Ein leises Klopfen an der Thür schreckte sie auf. Man hatte sie ja nicht stören sollen. — „Wer ist draußen?“

„Ich bin's, gnädige Frau,“ klang Babetten's Stimme. „Der Herr Kommerzienrat sind soeben angefahren und lassen anfragen, ob die gnädige Frau zu sprechen sei.“

„Ich komme gleich in den Salon hinüber.“ Claire sprang auf, ordnete ihr

Haar in dem Zwitterlicht vor dem Spiegel und ging. Ein sonderbares Gefühl der Kälte durchströmte sie, als sie die Flügelthüren des roten Salons öffnete.

Der Kommerzienrat Bernhard Rolant hatte bei ihrem Eintritt mit über der Brust gekreuzten Armen, den Rücken gegen sie gewandt, am Fenster gestanden. Jetzt drehte er sich bei dem Knarren der Thür rasch um und kam auf sie zu. In seiner Haltung lag etwas seltsam Scheues, Unsicheres, beinahe Demütiges. Er war nicht groß, aber stark und fest gebaut; sein von sehr gelichtetem, rötlichem Haar und einem zugestutzten, dunkleren Backenbart eingerahmtes Gesicht zeigte kluge, energievolle Züge. Seine hohe Stirn erschien gefurcht, die Gesichtsfarbe war fast geisterhaft blaß, und die Augen hatten einen verschleierten Ausdruck. Wenn er, wie jetzt, lächelte, nahm das Antlitz aber etwas Gewinnendes an. Er streckte Claire eine wohlgepflegte, von Ringen überblitzte Hand entgegen und sagte, wie nach Worten tastend: „Guten Abend, Claire. Ich komme spät, nicht wahr? Ich habe dich an deinem Geburtstage in unverantwortlicher Weise vernachlässigen müssen. Aber wenn du ahntest, was alles zu thun war, würdest du begreifen, daß ich selbst jetzt — Meinen herzlichsten Glückwunsch also! Und meine Gaben haben hoffentlich Gnade bei dir gefunden. Einiges wenigstens glaubte ich nach deinem Geschmack ausgewählt zu haben."

Sie hatte seine Hand kaum mit ihren kalten Fingerspitzen berührt und nickte jetzt gleichgültig: „Es war alles sehr schön. Ich danke dir."

„Du hattest viel Besuch, nicht wahr? Die Zeit wird dir nicht lang geworden sein."

„Ich habe die Meisten abweisen lassen. Da liegen die Karten, wenn es dich interessiert — A propos: Melanie von Eiben sagte mir, du stehest im Begriff, die Goldfüchse von Zwingenberg anzukaufen. Sie waren dir ja zu teuer, denk' ich."

Die letzten Worte klangen beinahe verächtlich von ihren Lippen. Der Kommerzienrat war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. „In der That," murmelte er, „der Preis war sehr hoch. Und ich weiß jetzt nicht, ob —" Er hatte die Augen wie suchend zur Seite schweifen lassen. „Ich kam, um Dich zur Oper abzuholen," sagte er mit leichtem Stottern hinterdrein.

„Ja so — nein! Ich werde nicht mitfahren. Ich habe Migräne, konnte deshalb fast niemanden sehen, habe den größten Teil des Tages auf der Chaiselongue zugebracht; — morgen ist ohnedies die Verlobungsfeier bei Vollberts, wo wir nicht fehlen dürfen — So würde es zuviel für meine Kopfnerven. Ich bleibe also heut zuhause."

„Ah!" machte er, sichtlich aufs schmerzlichste überrascht, „das thut mir leid, Claire. Ich hoffte — ich bin nur deshalb in aller Eile — vielleicht kann es ja das letzte Mal" — Seine Gedanken schienen sich zu verwirren, er warf ihr einen bangen, scheuen Blick zu, während er mit der Hand über die Stirn hinfuhr, an der ein paar helle Tropfen perlten, und setzte dann hastig hinzu: „Das ist eine triste Geburtstagsfeier für dich, Claire. Wenn ich das geahnt hätte, würde ich lieber ein paar Freunde zu uns geladen haben, — jetzt wird freilich alle Welt in der Oper sein, und es ist zu spät."

Digitized by Google

„Nein," sagte sie in nervös überreiztem Ton, „ich hätte auch das heute nicht ertragen. Es ist mir gerade recht, allein zu bleiben. Und ob mein Geburtstag ist oder nicht, — bin ich solch' ein Kind, danach zu fragen? Heute Morgen wußt' ich es kaum mehr selber. Gönne meinen Nerven Ruhe! Morgen, — morgen wird alles wieder sein wie sonst."

Bernhard Rolant war, wie um sich zu sammeln, abseits getreten. Beim Schein der Hängelampe, die im Salon brannte, schweifte sein Blick zerstreut über den noch mit seinen Geschenken bedeckten Geburtstagstisch hin, und er vermißte die Majolikavase, die er für Claire ausgesucht, mit der er ihr eine besondere Freude bereitet zu haben glaubte. Das andere alles schien kaum berührt zu sein; es stand noch genau in der gleichen Ordnung, die er selber heut in der Frühe mit liebevoller Sorglichkeit getroffen, während sie noch schlummerte, ja, es kam ihm vor, als sei das Etui, in welchem das Diamantenarmband lag, nicht von der Stelle gerückt worden, geschweige denn daß Claire die Kapsel in der Mitte geöffnet hätte, welche sein Miniaturbildnis barg. Und doch war es vielleicht das letzte Bild, das von ihm gefertigt worden, vielleicht die letzte Erinnerung, die ihr an ihn bleiben sollte — Seine Finger hatten unwillkürlich nach dem Brasselett gegriffen, ein Druck derselben ließ die edelsteinbesetzte Goldkapsel aufspringen, und er sagte rasch, unsicher nach ihr hinüberblickend: „Du entdecktest es wohl noch gar nicht, Claire?"

Sie trat gleichgültig heran, sah ihm über die Schulter, nickte und entgegnete: „Nein, ich glaube nicht — Aber es ist hübsch."

Da legte er das Armband schweigend wieder an seinen Platz zurück. „Der Majolikavase hast du wohl schon einen anderen Fleck angewiesen," sagte er dann ungewiß, halb fragend; „es ist dieselbe, die dich neulich so entzückte, als wir das Hochzeitsgeschenk für Thekla Vollbert zusammen einkauften, — du erinnerst dich."

„Die Vase?" Sie schien einen Augenblick gar nicht mehr zu wissen, was vorgefallen war. Dann hatte sie die Veilchen aus einer Kristallschale genommen, in die sie dieselben vorher gelegt, und begann nun, sich etliche davon in das goldblonde Lockengeringel zu flechten, während sie müde und gelangweilt hinzusetzte: „Wie scharfe Kontrole du über deine Geschenke ausübst! Du hast wohl schon gehört, daß die Vase zerbrach. Meinst du, ich würde es dir gegenüber jetzt in Abrede stellen? Ich ließ sie fallen, und sie zerbrach. Es that mir leid, — aber das ist ja so der Lauf der Welt."

Bernhard Rolant war unter ihren Worten merklich zusammengezuckt. „Es that mir leid, — aber das ist ja so der Lauf der Welt," klang es in ihm nach; und er mußte hinterdrein denken: „So würde sie auch sprechen, wenn sie deinen Tod erführe" —

Claire stand da vor dem Trümeau und betrachtete die Veilchen in ihren Haaren. Wie sie so die beiden Arme über den Kopf heraufhob, um an ihren Locken zu nesteln, trat ihre herrliche Büste unter dem knappanliegenden Gewande deutlicher hervor, und Bernhard Rolant gewahrte im Spiegelglas das Abbild

seines Weibes in ihrer ganzen Schönheit. Aber seine Augen glühten nicht heißer dabei auf, und sein Herz klopfte nicht um einen einzigen Schlag rascher. Eine dumpfe, wilde Traurigkeit bemächtigte sich seiner vielmehr. Und ganz blutlos erschien sein Antlitz, eiskalt war die Hand, die er ausstreckte, als er neben Claire hintrat und sagte: „Wenn wir nicht in die Oper fahren und du der völligen Ruhe bedarfst, so gehe ich wieder. Ich habe mich schwer losgerissen, weil ich dir's versprochen hatte, und fahre noch einmal zu den Fabriken hinaus, wo meiner viel Arbeit wartet, die ich gern noch erledigen möchte. Ich speise draußen zu Abend. Gute Nacht also, Claire. Ich wünsche dir gute Besserung. — Auf morgen!"

Wieder berührte sie seine Hand nur flüchtig, sah mit leichter Verwunderung an ihm vorüber und erwiderte: „Heut Abend noch? Gute Nacht denn."

Er wandte sich und schritt lautlos über den weichen, persischen Teppich auf die Thür zu. „Bernhard!" Da hielt er inne, die Linke schon um den Messinggriff der Thür gelegt, und blickte erstaunt, zaudernd, hoffnungsvoll nach ihr zurück. „Melanie von Eiben sagte mir heute, man erzähle sich in den Kreisen unserer guten Gesellschaft, du habest enorme Verluste gehabt, das Haus Rolant gerate ins Wanken; — das ist doch nicht wahr?"

Er fing den entsetzten Blick auf, den sie ihm zuwarf, und er lächelte. Es war freilich ein sehr bitteres Lächeln; sie aber gewahrte nur, daß es ein Lächeln war, und war schon getröstet. „Nein," sagte er, „es ist nicht wahr. Mache dir keine unnötigen Sorgen, Claire! Eine kleine, geschäftliche Krisis, die keinem Hause erspart bleibt, — das ist alles. Du weißt ja, wie geschäftig die Klatschzungen bei uns sind und wie gern sie gerade denen etwas andichten, die sie beneiden."

„Gott sei Dank!" rief sie, „es wäre auch fürchterlich gewesen."

„Sei ganz ruhig!" klang es zurück. „Solange ich lebe, bleibt alles, wie du es bis zur Stunde gewohnt warst; ich bürge dir mit meinem Wort dafür. Gute Nacht!"

Die Thür schloß sich hinter ihm. Sekundenlang war es Claire, als müsse sie ihn noch einmal zurückrufen, als sei es unrecht von ihr, ihn jetzt und so gehen zu lassen. Es hatte in seinen Worten so ein eigentümlicher Ton gelegen, als er gesagt: „So lange ich lebe." — Aber das waren eben nur ihre aufgeregten, überreizten Nerven, die ihr heute allerlei Schreckniſſe und Gefahren vorspiegelten, die ihr das Leben heute so grau und trübe und düster malten, die ihr einen Widerwillen, einen Überdruß einflößten gegen alles, was sie sah und hörte. Auch das Gerücht von Bernhards großen Verlusten war ja erlogen gewesen. Eine geschäftliche Komplikation, die von böswilligen Neidern zu einem schwerwiegenden Ereignis aufgebauscht wurde, — das war alles. Wenn freilich auch das einzige noch aufgehört hätte, was ihr Leben erträglich machte: der Reichtum, der Überfluß, — wie hätte sie es denn noch weiter tragen sollen? Welch' eine grausige Öde hätte ihr dann entgegengegähnt! Aber weshalb quälte sie sich überhaupt mit solchen Hirngespinsten? Es würde ja alles beim alten bleiben, und schon das war traurig genug, — wie traurig!

Der Salon mit all' den Geschenken, an denen sie keine Freude, kaum ein Interesse hatte, erschien ihr öde. Sie ging wieder in ihr eigenes Boudoir hinüber, ließ sich ein neues Feuer im Kamin entfachen, die Ampel anzünden und den grauen Joko an seiner goldenen Kette wieder hereinbringen. Es war dann doch ein lebendes Wesen um sie; ihr wäre sonst bange geworden in der ungeheuren Einsamkeit um sie her, die jetzt nicht einmal mehr das Summen und Sausen des Oktoberwindes draußen unterbrach. Joko war freilich müde. Er liebte es nicht, ins Licht zu blinzeln, und wollte nicht sprechen; auf einem Bein stehend, verbarg er den Kopf unter dem Flügel und schien zu schlafen.

Claire griff nach ein paar Unterhaltungsblättern, die auf dem Tische neben ihr hingebreitet lagen, betrachtete zerstreut die Bilder und durchmusterte den Text, — das alles vermochte sie nicht zu fesseln. Da stieß sie plötzlich auf das Bild eines Mannes, das sie kannte. „Der Afrikareisende Helmut Hernsdorf" stand darunter. Ein schlechter Holzschnitt war's, aber doch waren es seine Züge, und seine Augen schienen sie aus dem Bilde heraus gerade so anzublicken wie heute in ihrem Traum. Claire schlug die Seite um und las den Begleitartikel zu dem Bilde. Welch' ein berühmter Mann er geworden war! Und da stand: „In heißem Forscherdrange entschloß er sich zu dem großartigen und gefahrvollen Unternehmen, einzig, um der Wissenschaft zu dienen." —

Claire lehnte den Kopf gegen das Polsterkissen des Schaukelstuhles zurück, in dem sie ruhte, und schloß die Augen. „Einzig, um der Wissenschaft zu dienen," murmelte sie vor sich hinaus. Sie aber wußte es besser: um ihretwillen war er gegangen; um würdig zu werden, seine Hand nach dem Kleinod auszustrecken, das so viele begehrten, hatte er dem Rufe Folge geleistet, der von seiten einer mit reichen Mitteln ausgerüsteten, wissenschaftlichen Expedition in das Innere des dunklen Kontinents an ihn ergangen war. Und allen Gefahren der Reise und einer vielmonatlichen Wanderung auf fremder Erde, allen Einflüssen eines mörderischen Klimas schonungslos preisgegeben, immer wieder von den feindlichen Volksstämmen bedroht, im steten Kampf gegen Arglist und Verrat, von den eigenen Dienern im Stiche gelassen, um einen Teil seiner wissenschaftlichen Ausbeute schnöde betrogen, war er rastlos weiter vorgedrungen, hatte er endlich, nachdem die meisten seiner europäischen Begleiter den ungeheuren Anstrengungen erlegen waren, selbst vom Fieber fast verzehrt, mit staunenswerter Energie sein Ziel erreicht. Wenn man die Namen der kühnsten und erfolgreichsten Reisenden, dieser ersten Pioniere der Kultur, nannte, so würde man den seinen darunter nennen müssen. Und nun kaum von langwieriger Krankheit, die ihn bis an den Rand des Grabes gebracht, genesen, war er heimgereist, hatte er daheim stolz und siegesgewiß seine Hände nach dem Preise ausstrecken wollen, um den er gerungen und dem Tode hundertmal getrotzt; und er hatte erfahren, daß Claire von der Linden seit fast zwei Jahren Frau Claire Rolant war, die vielbeneidete, vielgefeierte Gattin eines der reichsten Männer in der Stadt. Er war zu spät gekommen. —

Das leise Klopfen an der Thür des Boudoirs wurde lauter. Claire krauste

die Stirn. Sie hatte doch den Befehl gegeben, daß niemand sie stören solle. Was konnte es geben? — „Herein!"

Die Thür ging leise auf, und Claires leicht umflorte Augen gewahrten mit schreckhaftem Staunen eine hohe Männergestalt, die geräuschlos über die Schwelle trat, — Helmut Hermsdorf. War das ein Trugbild ihrer irr erhitzten Phantasie? Mit beiden Händen sich auf die Lehne ihres Sessels stützend, fuhr Claire aus ihrer liegenden Stellung halb empor; kein Blutstropfen war mehr in ihrem Antlitz, ein eiskalter Schauer rieselte ihr über den Leib hin — „Sie, — Sie sind's?"

Er war neben der Thür, die er hinter sich geschlossen, stehengeblieben, regungslos, das Auge fest und ruhig auf sie gerichtet. „Wenn es Sie erschreckt, — wenn Sie wirklich leidend sind, gehe ich wieder," scholl seine klare, tiefe Stimme. „Ich habe draußen gesagt, Sie erwarteten mich, es sei eine Verabredung, und man solle mich nicht melden, ich nähme es auf mich. Ich wußte Sie allein. Mein Onkel erhielt vorher die telephonische Nachricht, der Kommerzienrat habe sich für diesen Abend noch draußen im Fabrikkomptoir angemeldet; — es handelte sich um Bücher oder Registraturen, die mein Onkel sollte hinausschaffen lassen, — ich weiß nicht, um was? Und da ich an Ihrem Hause vorüberkam, sah ich das rosige Ampellicht durch die Scheiben in das nächtige Dunkel herausbrechen. Da dachte ich, Sie wären allein und Sie hätten mir heute gesagt, ich solle bald wiederkommen, und Ihr Geburtstag sei's; und ich dachte, es müsse sich für den Heimgekehrten gut wieder einmal an einem deutschen Kamin sitzen lassen. Wollen Sie mir's erlauben, daß ich mich hier neben Ihnen eine Weile wärme, gnädige Frau? Es ist ein böser Abend für einen, der einsam ist, draußen."

Es klang, wie aus einem Traume heraus, als er's sagte. Und sie meinte, er sähe sie genau mit den gleichen Augen an wie heute, als nicht er selbst, sondern nur sein geistiges Bild vor ihren Augen gestanden hatte. Während sie wieder in ihre liegende Stellung zurückglitt, wies ihre Hand auf den Sessel, der neben dem ihren vor dem Kaminfeuer stand, und sie sagte: „Sie sind willkommen, Herr Doktor! Es ist freilich eine ungewöhnliche Besuchsstunde, aber unter alten Freunden gilt das gleich. Ich war wirklich sehr einsam am Abend meines Geburtstages, und wir wollen zusammen von alten Zeiten plaudern, — ja?"

Er hatte sich in dem roten Plüschsessel niedergelassen, den die lohende Glut aus dem Kamin wie mit Blut übergoß, und stocherte mit der gußeisernen Zange eine kleine Weile in den prasselnden Holzscheiten umher, die drinnen sprühten und knisterten. Dann legte er sich zurück, starrte in die Flammen und sagte: „Wissen Sie, weshalb ich kam, — kommen mußte? Ich habe eine Frage an Sie und ich finde keine Ruhe eher, als bis Sie mir die Antwort darauf gegeben."

„Fragen Sie!"

Es klang ganz leise, und er wandte sich nicht nach ihr um, sondern er schien auf das Singen der Flammen allein zu hören, als er fragte: „Sind Sie glücklich geworden, Claire?"

Sie bebte unter seinen Worten zusammen. Aber auch etwas, wie Zorn und Widerstandslust, glühte jäh in ihr auf. „Zweifeln Sie daran? Warum?"

„Das ist keine Antwort," sagte er. „Ein kurzes „Ja," und ich bin ruhig."

Claire schwieg. Da nickte er wie mechanisch vor sich hin. „Ich verstehe," sagte er und wandte seine Augen nicht von der Kaminglut ab, als ob sie dorthin gebannt wären, „o, ich verstehe alles. Der General von der Linden war alt und kränklich, und seine einzige Tochter hätte ihm gern einen behaglicheren Lebensabend bereitet, als ihr das eigene, zusammengeschmolzene Vermögen und die kärgliche Pension es ermöglichten. Und sie war von den reichsten und glänzendsten Freiern umworben, und es kostete sie ein Wort, so konnte sie über eine Million gebieten. Der eine aber, der da von ihr gegangen war, um sie sich zu erringen, war verschollen, vielleicht tot, — wer wußte es? Und Claire von der Linden kannte ihr Herz nicht und glaubte, sie würde glücklich werden können. Da ward sie eines andern Weib."

Er sprach das leise, ausdruckslos vor sich hin, und sie horchte darauf, die schmalen Finger in einander gefaltet, den Oberkörper leicht vorgebeugt, mit großen, glanzlosen Augen, mit brennenden, durstigen Lippen. „Woher wissen Sie das alles?"

„Weil ich Sie liebe." Er sagte auch das, ohne sie anzusehn, ohne Betonung, ohne leidenschaftlichen Klang, wie etwas Naturgemäßes, Unabwendbares, das vielleicht traurig und verhängnisvoll, aber keinesfalls seltsam oder auffallend war. Und Claire schwieg darauf. Sie zitterte nur; sie wußte selber nicht, ob es ein Zittern der Furcht war oder nur eins der Erregung, einem Gewaltigen, Ungeheuren gegenüber, das sie auf sich herankommen sah und dem sie nicht auszuweichen vermochte. Sie fühlte ihr Herz nicht mehr schlagen, alles in ihr war wie leer und tot, ganz Erwartung, ganz fieberhafte Spannung des Augenblicks. Und minutenlang hörte man nichts im Gemache als das leisere Singen und Rauschen der Flammen, das Ticken einer Uhr und ihrer beider rasche Atemzüge.

Dann rollte Helmut geräuschlos seinen Sessel zurück und stand auf. Er trat neben ihren Schaukelstuhl und betrachtete sie, die Arme leicht über der Brust verschränkt, von oben herab, wie ein Wunder oder wie ein Rätsel. „Sie tragen ja meine Veilchen im Haar," sagte er plötzlich, indes sie regungslos in ihrer Stellung verharrte, und er legte eine seiner Hände ganz leise auf ihr weiches, duftiges Haar. Und als sie das schweigend duldete, ohne die Wimpern zu ihm emporzuheben, setzte er hinzu, fast wie verwundert und mit durchklingendem Mitleid: „Sie lieben mich ja auch, Claire —"

Nun sah er, wie sie bebte, daß ein Fieberschauer sie zu durchrütteln schien. Und, immer noch seine Hand auf ihrem Haar, sagte er: „Ich wußt' es. Ich hab' es gewußt, als ich damals von dir ging, ob mir's kein Blick, kein Wort, kein Handdruck verraten hatte; ich hab' es gewußt, als die tausend, tausend Meilen zwischen dir und mir lagen, in Kampf und Not und Gefahr, in einsamer Nacht und unter der Glut der tropischen Sonne, auf todverachtender Wanderung und als die Wellen des Ozeans mich schaukelten; ich hab' es auch gewußt, als ich

heimkam, das Herz voller Hoffnung, die Bruſt voller Sehnſucht, und ſie mir ſagten, du ſeieſt eines andern Weib geworden. Und da ich dich wiederſah, las ich's in deinen Augen, Claire, du liebteſt mich, du habeſt nie aufgehört, mich zu lieben. Armes, junges Weib! Und ſie hatten dir eingeredet, ich käme nimmer wieder und ich liebte dich auch nicht, denn ſonſt hätt' ich nicht von dir gehen können; und ſie ſagten dir, du müſſeſt es um deines Vaters willen thun und du würdeſt in Reichtum und Überfluß das Glück finden, nach dem du ſchmachteteſt. Und dann geſchah es. Du aber wurdeſt nicht glücklich, Claire, trotzdem du dir jeden Wunſch erfüllen konnteſt, den dein Kinderherz hegte, und verwöhnt und gefeiert warſt, wie keine andere neben dir; und als ich vor dich hintrat, wußteſt du es plötzlich, du ſeieſt es nicht. Warum biſt du heute Abend allein, Claire? Weil dich ekelt all' des Glanzes, der dich umgiebt, und all' der Zerſtreuungen, die man dir bietet, weil dich zu ekeln beginnt dieſes ganzen Lebens voll hohler, leerer Vergnügungen, dieſes ganzen Flittertands, dieſes Scheinglücks, das doch nur dem Steine gleicht, welchen man dir an Brotes Statt reichte; weil du mit einemmale haſt die Erkenntnis über dich hereinbrechen fühlen, du ſeieſt nicht glücklich, nein, du ſeieſt vielmehr der Elendeſten eine, die nur je über dieſe Erde gewandelt, und müßteſt mitten in deinem Luxus hungern und darben und frieren wie die armſeligſte unter deinen Schweſtern. Du haſt gewähnt, in das Land zu gelangen, wo Milch und Honig fließt, und du biſt in die Wüſte geraten und wanderſt irrend darin umher und findeſt nimmer einen Ausweg. Auch wenn ich dich nicht liebte, Claire, wäre mein Herz voll heiligen Erbarmens für Dich. Ich aber liebe dich und weiß, daß auch du mich liebſt."

Sie hatte ſeine Worte, die ihm von den Lippen floſſen, faſt ohne daß er es ſelber zu wollen ſchien, über ſich hinrauſchen laſſen wie einen Strom und die Augen dabei geſchloſſen gehalten und ihm kein Wort entgegnet; nur hin und wieder ging es ihr immer noch wie ein Schauer über den jungen, ſchlanken Leib hin. Auch jetzt, da er geendet hatte, kam ihm keine Antwort von ihr. Nur langſam, widerwillig ſchlug ſie die Augen auf, blickte aber nicht ihn an, ſondern ſtarr vor ſich hinaus und fragte müde, bangend, beinahe verzweifelt: „Und was ſoll nun daraus werden?"

Da nahm er die Hand von ihrem Haupte, ſchritt ein paarmal durch das Zimmer hin und wieder und ließ ſich endlich in ſeinem Seſſel ihr gegenüber nieder, ihr feſt und ruhig ins Antlitz blickend. „Claire," ſagte er. „Es giebt nur zwei Wege für uns, und hier ſtehſt du an dem Kreuzungspunkt, wo du Dich entſcheiden mußt, welchen von ihnen du einſchlagen willſt. Denn daß es ſo nicht weiter gehen kann, wie es begonnen hat, begreifſt du. Ich bin nicht gewillt, in das Heiligtum einer Ehe einzubrechen und als ein heimlich begünſtigter Liebhaber bei dir aus- und einzuſchleichen und die Stunden abzupaſſen, wo du allein ſein würdeſt. Es ſei ferne von uns, dies falſche Spiel fortzuſetzen und weiter zu ſündigen, wie wir angefangen. Ich bin gewohnt, zu handeln wie ein Mann, mit offenem Viſier. Auch hier will ich's. Sei mein, Claire! Was bedarf es noch langen Werbens um dich? Du warſt ſeit jeher mein vor deinem

Digitized by Google

Herzen wie vor dem meinen, und ich begehre dich als mein Weib, kraft des heiligen Rechts der Liebe, der allein ich mich beuge. Du gehörst einem anderen an. Nun wohl, so will ich die Bande brechen, die dich an ihn ketten, und dich frei machen und dich vor aller Welt an mein Herz retten, um dich zu besitzen. Diese Fesseln sind ja nicht unzerreißbar. Die Ehe aber, die da ohne Liebe geschlossen worden, nach dem Brauch der Welt, ist überhaupt kein heiliges Band, hat gar keine innerliche Berechtigung und keinen sittlichen Wert; je eher du sie entschlossen zerbrichst, desto sittlicher wirst du handeln. Sei mein Weib vor Gott und Menschen! Ich will vor den Mann, dessen Namen du trägst, offen und ehrlich hintreten und dich von ihm begehren und ihm sagen, daß du mein bist. Wir werden zusammen an einen anderen Ort gehen, wo dich die zischelnden Zungen und die spottsüchtigen Lippen derer, die hier dein Glück dir geneidet haben, nicht erreichen, und werden ein neues Leben beginnen, nicht in Überfluß und Reichtum, die da nur hohlen Köpfen und leeren Seelen Glück und Genügen bieten können, sondern in ernster Arbeit und in warmer, treuer, alles besiegender Liebe. Auf meinen Armen werd' ich dich durch das Leben tragen, Claire, ich werde mit dir lachen, wenn du fröhlich, und mit dir weinen, wenn du traurig bist; du aber wirst auch teilhaben an den Gedanken meines Kopfes und an den Empfindungen meines Herzens, und wir werden eins sein im Fühlen, Wollen und Thun, das ist die Zukunft, die ich dir biete. Und nun besinne dich, ob du sie vertauschen willst gegen das Leben, das hier dein ist, ob du um ihretwillen die Kämpfe auf dich nehmen willst, welche ein entscheidender Bruch mit sich führt. Vermagst du es nicht über dich, so siehst du mich heute zum letzten Male hier. Ein drittes giebt es nicht für mich. Entschlossenes, offenes Handeln oder Trennung für immer, — das ist die Wahl, die dir und mir geblieben ist; nichts Halbes, nichts Heimliches, nichts, dessen wir uns vor der Welt oder vor uns selber je zu schämen hätten. Und nun wähle!"

Seine tiefe Stimme bebte vor starker, innerer Bewegung. Und er sah, wie das Weib da vor ihm zitterte, wie ein krampfhaftes Schluchzen hin und wieder ihren Leib schüttelte, wie ihr zarter Busen sich stürmisch hob und senkte. Und er wußte, daß er jetzt nur seine Hand nach der ihren auszustrecken brauchte, um sie an dieser Hand leise näher zu sich heranzuziehen, und daß sie in der kommenden Minute an seiner Brust liegen und sich von ihm küssen lassen werde, und daß sie dann sein eigen sei für alle Zeit. Aber er streckte seine Hand nicht nach der ihrigen aus, eben weil er das alles wußte und weil sie nicht im Rausch des Augenblicks sich ihm ergeben sollte, sondern aus freiem Entschluß und mit klarem Willen. Und da er wahrnahm, welch' ungeheurer Aufruhr in ihr gährte, den seine Worte geweckt hatten, und daß sie nach einer Antwort rang, ohne sie zu finden, und hülfeflehend zu ihm aufsah und von ihm Erlösung erwartete, da verließ er abermals seinen Sitz, trat neben sie hin und legte ihr, wie beschwichtigend, seine beiden Hände auf's Haupt, das sie demütig vor ihm senkte.

„Es ist dir zu jäh und zu überraschend gekommen, Claire," sagte er mild, „ich begreif' es. Mich selber hat es ja gepackt wie mit elementarer Gewalt,

und ich hatte Mühe, mich nicht davon niederwerfen zu lassen. Du aber bist ein Weib. Deshalb verlang' ich auch nicht jetzt eine Antwort von dir und nicht heut. Dein Herz könnte irren in diesem stürmischen Augenblick. Ich aber will deinen ruhigen, unabhängigen Vorsatz hören und will nicht nur die Stimme deines Herzens vernehmen, sondern auch die deines Kopfes. Deshalb laß die Nacht und den kommenden Tag vergehen, ehe du mir Antwort giebst auf die Frage, die ich dir gestellt, und geh' derweil in der Stille und nur mit dir selber zu Rate, wie du dich entscheiden willst und mußt. Ich will keinen Einfluß auf dich mehr ausüben, sondern einzig mich auf das Gebot verlassen, das dein eigenes Herz dir sagen wird. Morgen um diese Stunde laß es entschieden sein! Ich werde dann wieder wie heute an deinem Hause vorübergehen. Schimmert mir, wie heute, das gleiche Licht aus diesem Fenster ins Dunkel hernieder, so soll es mich wiederum hereinlocken, und ich werde vor dich hintreten und deine Hand ergreifen und dich mit mir hinausführen in ein anderes Leben. Es braucht dann keiner Worte mehr, und ich werde wissen, was mir zu thun bleibt, und werde handeln, wie ich muß. Bleibt das Fenster aber dunkel, so wirst du mich nicht wiedersehn, — nicht morgen und nie mehr. Unsere Wege führen dann für immer auseinander. Und nun halte Einkehr bei dir selber, Claire, und entscheide morgen, wie es das höchste Gesetz dir gebietet, dem Menschenherzen gehorchen zu müssen; mir ist nicht bange um das, was du beschließen wirst. Denn du wirst bei deinem Entschluß nicht nach den kleinlichen Sitten und Satzungen der Menschen fragen, die da verdammen, was sie nicht begreifen, und sich an engherzige Formeln klammern, wo sie doch nur der Stimme ihres Gewissens folgen sollten, sondern du wirst dich selber prüfen, ob es sittlicher sei, dem ungeliebten Manne anzugehören, an den dich ein zerreißbares Band fesselt, oder die Kette mutig zu sprengen und frei deiner Neigung nachzugehen. Leb' wohl, Claire! Soll es so werden, wie ich dir's sagte?"

Sie hob ihr thränenüberströmtes Antlitz zu ihm auf und nickte. Nur wie durch einen Schleier gewahrten ihn ihre Augen, und wieder mit einer hülfeflehenden Geberde streckte sie die Arme gegen ihn aus, als wolle sie ihn bitten, sie in ihrem Kampf nicht sich selber zu überlassen, sondern sie an seine Brust zu nehmen, damit sie sich wenigstens einmal nach Herzenslust dort satt weinen, vielleicht auch satt küssen könne. Helmut aber verstand sie nicht oder wollte sie nicht verstehn. Er ergriff eine ihrer Hände mit der seinen, beugte sich nieder, um ihre Stirn mit seinen Lippen zu berühren, preßte ihre Finger fester und sagte nickend: „Auf morgen also!" Dann ging er, ohne sich noch einmal nach ihr zurückzuwenden, mit so raschen Schritten, als sei es auch um seinetwillen geboten, sie jetzt zu verlassen.

Ihr aber war's, als müsse sie, da er die Thür schon hinter sich geschlossen, aufspringen und ihm nacheilen und sich an ihn hängen und sich von ihm fortführen lassen, — gleichviel, wohin? in die Nacht, in das Dunkel, — nur fort aus diesem Hause und aus dieser Umgebung. Drückte hier doch die Decke des Gemaches auf sie nieder und drohten die Wände den Einsturz. Claire griff sich

mit beiden Händen an ihren Kopf. Wie er hämmerte und schmerzte! Solange seine Hände dort geruht hatten, war alles so still gewesen. Ja, von ihm kam Ruhe und Frieden; es würde sich gut an seiner Seite hausen lassen. Da würde sie alles vergessen, was das Dasein ihr an Nichtigem und Widrigem gebracht hatte, da würde sie anfangen, zu leben, wirklich zu leben. Dies Leben ohne Liebe, ohne Ziel, ohne Inhalt, — konnte man das ein Leben heißen? Es zerstreute wohl, es tötete die langsam schleichende Zeit, es rieb auf und es stumpfte ab, — aber leben, Mensch sein hieß es nicht. Und doch begehrte alles in ihr mit stürmischer Sehnsucht, mit heißem Triebe danach, zu leben und dieses Lebens ganze Süße und Köstlichkeit einzuschlürfen in einem einzigen, wonnereichen Trunk. Bei ihm, der sie liebte, dem jeder Schlag ihres eigenen Herzens galt, zu dem sich jeder zuckende Nerv in ihr hindrängte, würde sie es können. Wie er so stolz und schön und siegesgewiß vor ihr gestanden hatte! Und die Worte waren ihm von den Lippen geflossen wie ein Evangelium, das er zu verkündigen hatte und gegen das keine Stimme des Widerspruchs laut werden durfte. Und er hatte die Hand nicht geregt, um sie zu sich an seine Brust emporzuziehen, und er hatte seine Lippen nicht auf den ihren glühen lassen, die doch danach lechzten wie der Wüstenwanderer nach dem labenden Quell. Und er hatte doch gewußt, wissen müssen, daß sie keinen Widerstand leisten werde, sondern daß er sie in seinen Armen mit sich hinaustragen dürfe in ein neues Leben, als sein Weib, als sein Eigen. — Wie groß er war und wie klein sie selbst! Hatte es nicht beinahe mit einer Flamme des Zornes in ihr auflohen wollen, daß er es nicht gethan, daß er sie frei gegeben und sich selber überlassen — bis morgen? Er hatte gewiß edel und selbstlos gehandelt und eines Mannes würdig, und er hatte das Glück seines Lebens nicht einer jähen Wallung der Stunde, sondern einem freien, wohlerwogenen Entschlusse zu danken verlangt. Ihr aber wäre es lieber gewesen, wenn nun alles schon entschieden und zu Ende wäre. Sie mochte nicht denken. Das Denken bereitete ihr nur Kopfschmerzen. Es war ja auch nichts mehr zu überlegen, nichts, worüber sie hätte lange grübeln müssen. Sie liebte Helmut, sie wollte ihm angehören. Wie ein Blitzstrahl hatte sein plötzliches Erscheinen das Dunkel zerrissen, das über ihrem Leben bis zu diesem Morgen noch gelagert hatte, und nun erkannte sie deutlich bis in seine verborgensten Ecken und Winkel hinein, wie es öde und schal und leer war und nirgends einen Platz zum Ausruhen bot, nirgends eine Stelle, auf der die Erinnerung mit freundlichem Blick hätte verweilen mögen. Und dies Leben wollte sie morgen mit einem mutigen Entschluß von sich werfen und ein neues beginnen, in dem die Liebe ihre Führerin sein sollte. Dazu bedurfte es freilich keines Nachdenkens mehr. —

Claire legte die beiden ineinander verschränkten Hände um ihren Hinterkopf, lehnte sich hintenüber und schloß die Augen. So rief sie Helmuts Bild vor ihrer Seele wieder herauf und träumte, er wäre noch da und sie hielte Zwiesprache mit ihm. Wie alles so jäh und so seltsam gekommen war! Noch diesen Morgen war sie erwacht ohne einen Gedanken an den, als dessen Weib sie sich in dieser Stunde fühlte und dachte. Und es war geworden, wie der Traum es ihr gezeigt

hatte: ihrer beider Augen hatten sich mit einander verständigt, ohne daß es vieler Worte bedurft hätte, und es mußte weiter alles kommen und werden, wie es bestimmt war Nicht einen einzigen Augenblick hindurch dachte Claire an Bernhard. Was war er ihr? Er war ihr nie etwas gewesen, hätte ihr nie etwas werden können. Er hatte sie mit Luxus umgeben, und sie hatte das alles hingenommen wie etwas Natürliches und sich in der ersten Zeit auch wohl eine Weile hindurch daran gefreut, wie ein Kind an buntem Flittertand und glitzerndem Spielzeug, und es dann achtlos beiseite geworfen und des Gebers nie gedacht. Er hatte sie geheiratet, um sich damit brüsten zu können, daß er andern den Rang abgelaufen, und weil sie schön war und er eine schöne Frau, um die ihn alle Welt beneidete, in seinem Hause wollte repräsentieren lassen; sie hatte ihm gerade so in den glänzenden Rahmen hineingepaßt, in den er sie stellen wollte, und wenn sie sich dessen geweigert, hätte er auch wohl eine andere gefunden, die es ähnlich gut verstanden. Nun hatte sie zugestimmt, und er war zufrieden gewesen und hatte sein früheres Leben fortgesetzt und hatte es schweigend mit angesehen, daß auch sie ihre eigenen Wege ging wie er. Sie hatten sich bei der Mahlzeit gesehen, — auch das nicht regelmäßig, — und auf den Gesellschaften, wo sie mit anderen gelacht und geschwatzt und getanzt und diniert hatten, und im Theater, wo andere in ihre Loge gekommen waren, um der schönen Frau Claire Rolant ihre Huldigungen darzubringen; manchmal auch wohl mitten im Gewühl der Straßen oder auf der Promenade, wo sie wie zufällig auf einanderstießen, sich begrüßten und miteinander eine Strecke fortwanderten wie Fremde. Claire wußte sich nicht zu erinnern, daß sie ein zärtliches Wort getauscht hätten. Sie waren sich um keinen Schritt näher getreten, seit man sie Mann und Frau hieß als vordem, und Bernhard Rolant hätte auch wohl zu langem Liebeswerben schwerlich Muße gehabt. Er war so beschäftigt; das Leben, das er führte, das er zwischen Geschäften und den Anforderungen, welche die Gesellschaft an ihn stellte, teilen mußte, ließ ihm so gar keine Muße. Und Claire hatte sich von vorn weg ganz darein gefunden, seine Frau zu heißen, ohne es zu sein.

Und wenn sie nun von ihm ging, — welchen Schmerz hätte ihm das bereiten können? Er würde peinlich berührt werden durch den unnötigen Eklat, durch den Skandal, den sie ihm in der Gesellschaft bereitete; er würde nicht begreifen, wie sie einen so unvernünftigen Schritt thun konnte, sie, die doch bis dahin so verständig und gelehrig gewesen; er würde sie wahrscheinlich für wahnsinnig halten und bedauern. Das war aber auch alles. In seinem Leben würde ihr Scheiden aus seinem Hause kaum eine Veränderung bedeuten. Er würde sich von allen den guten Freunden die Hände schütteln lassen, ein Achselzucken und ein paar wegwerfende Worte für das Geschehene in Bereitschaft haben, sich zu zerstreuen suchen, worin man ihn in voller Würdigung des ihm angethanen Unrechts von allen Seiten unterstützen würde, und nach Ablauf der gesetzlichen Frist eine neue Repräsentantin in sein Haus führen, welche die Ehre und das Glück, des Kommerzienrats Bernhard Rolant Gattin zu heißen, vielleicht und hoffentlich höher schätzen würde als sie, Claire, selber. Und weil das alles so war und so kommen

würde, brauchte sie sich in ihrem Gewissen keine Qual zu bereiten und bedurfte es für sie keines Nachsinnens und keiner Überlegung; sie hätte diesen gleichen Abend ebenso freudig und ebenso willenlos sich an Helmut Hermsdorfs Brust werfen können, wie sie es morgen thun würde. Und wer sie um deshalb leichtfertig hätte nennen wollen, weil sie heute Morgen noch erwacht war, ohne einen Gedanken, ohne eine Erinnerung an ihn, der thäte ihr sicherlich Unrecht. Ihr ganzes Leben an der Seite eines ungeliebten Mannes war ihr in leerer Dumpfheit hingegangen; und da man sie nun gewaltsam emporgerüttelt hatte, wußte sie, daß sie allezeit die Erinnerung an den einen, den sie geliebt und von dem sie sich verlassen geglaubt, in ihrer Seele bewahrt gehalten, wie ein unentweihtes, unantastbares Heiligtum. Und das Verlangen nach dem Glück, auf das ihre Jugend ein Anrecht hatte, um das man sie betrogen, war mächtig in ihr und duldete keinen Aufschub und kein Bedenken. Sie war seit jeher vor ihrem Herzen dieses Mannes Weib gewesen, und nichts weiter sollte geschehen, als daß sie es nun auch vor aller Welt ward. Sie hatte sich verlassen gewähnt, und er war zurückgekommen; sie hatte sich gefesselt gewähnt, und er wollte ihre Fesseln zerschlagen. Ihre Seele jauchzte ihm entgegen wie ihrem Erlöser, ihr Herz hatte keinen Schlag mehr, der nicht ihm gegolten hätte. Sie war sein, sie fühlte sich mit jeder Fiber sein eigen. —

(Schluß folgt.)

Die Brahmanenstadt am Ganges.

Von

Richard Garbe.[1])

Es dürfte wenige Städte geben, deren Namen bei dem Abendländer eine solche Fülle von Illusionen erweckt als Benares, die heilige indische Stadt an dem heiligen Strom; der Mittelpunkt des Hindutums, die Stadt mit den Tausenden von Tempeln und Hunderten von Moscheen. Und wie viel voller noch formt sich die Vorstellung von Benares vor dem geistigen Auge des Orientalisten und des Indianisten im besonderen; zahllose Erinnerungen aus Sage und Geschichte haften für ihn an dieser Stätte, die seit Jahrtausenden der Stammsitz aller indischen Gelehrsamkeit und Weisheit gewesen und geblieben ist bis auf den heutigen Tag; vor deren Mauern der Stifter des Buddhismus seine erste Predigt gehalten hat über die Nichtigkeit alles Irdischen und die Erreichbarkeit der Erlösung durch Entsagung

[1]) Der Verfasser beabsichtigt im Hinblick auf die verschiedenen in den letzten Jahren erschienenen fortlaufenden Reiseschilderungen über Indien von dem bisher beliebten Plane abzuweichen und seine Tagebücher zu einer Reihe in sich abgeschlossener Essays nach dem Muster des vorliegenden zu verarbeiten: Leben der Europäer in Indien, Leben der Eingeborenen, Bombay und Kalkutta, Sommerfrische im Himalaya, Ausflug nach Ceylon, Reiseirrtümer u. dergl.

und heiligen Wandel; in deren Höfen und Häusern heute wie vor alters Hunderte von gelehrten Brahmanen die tiefsinnigen philosophischen Systeme ihres Landes Tausenden von andächtigen Schülern lehren, welche wissensdurstig aus allen Teilen Indiens dorthin zusammenströmen. Eine Art Glorienschein umgiebt das Bild der altberühmten Stadt in der Phantasie; man denkt an prächtige Tempelbauten, schimmernde Paläste, Marmortreppen, die zum Ganges herunterführen, üppige tropische Vegetation, schöne Menschen, geschmackvolle Trachten, sinnige Formen der Götterverehrung, betende Priester. Kurz die Erwartung des europäischen Reisenden ist vor Benares auf das höchste gespannt und — sie wird ausnahmslos getäuscht. Zum Teil aus einem Grunde, an dem Benares selbst ganz unschuldig ist. Der Indienfahrer pflegt, wie auch ich es gethan, auf einem Umwege nach Benares zu gelangen: er landet in Bombay und kann sich dort an dem Reichtum der wunderbaren Vegetation, der Völkertypen, der Farben in Kleidung und Schmuck nicht satt sehen; er genießt in Ahmadabad, der Hauptstadt von Gujerat, den Anblick herrlicher Tempel, unübertrefflicher Moscheen und anderer muhammedanischer Gebäude, die — wenigstens was das Detail anlangt — zu dem Vollendetsten gehören, was die moslimische Kunst geschaffen; er lernt in Jaypur, dem bedeutendsten Orte der Rajputana, die schönste und kräftigste Rasse der Hindus kennen: schwarzbärtige Männer mit stolzem, aufrechtgetragenem Haupte; er bewundert die muhammedanischen Bauten in Delhi und durchwandert staunend die unabsehbaren Trümmerfelder und gigantischen Reste der alten Kaiserstadt; er kommt nach Agra, dem Glanzpunkte Indiens, zu den herrlichen Schöpfungen der größten muhammedanischen Herrscher und sieht mit andächtigem Schauer das Schönste, Harmonischste, Zarteste, was Menschenhand geschaffen, den Taj-Mahall. Ähnliches erwartet man vereinigt in Benares zu finden und außerdem noch das für Benares speziell Charakteristische; ich spreche nicht von meinen individuellen Voraussetzungen allein, sondern habe von Reisenden immer und immer wieder das gleiche gehört. Und nun findet man in der heiligen Stadt von allem Aufgezählten nichts, lediglich gar nichts wieder, das nur einen entfernten Vergleich mit dem früher Gesehenen aushalten könnte. Schon die Vegetation ist dürftig; vereinzelte Palmen, Bananen, Kakteen, große Bambusе sind für den Reisenden nichts Besonderes mehr; und der überwiegende Teil der Bäume in der nordindischen Ebene sieht aus einiger Entfernung unserem Baumschlag sehr ähnlich: die Ficus indica, der Mango, die Tamarinde.

Man kommt auf dem Bahnhof am Nordufer des Ganges an und überschreitet den Fluß auf einer aus Kähnen notdürftig hergestellten Brücke, oder während der Regenmonate, in denen diese Brücke den mächtig angeschwollenen Wassermassen weichen muß, in einem Boot. Der Fluß ist breit genug, daß man Zeit hat während der Überfahrt über die erste Täuschung nachzudenken, „die heilige Ganga“. Träge und schlammig schleicht sie dahin in der öden, sandigen, fast völlig unbewachsenen Ebene. Ich habe nie einen Fluß gesehen, der so ausgesprochen häßlich wäre wie der Ganges bei Benares; und unwillkürlich mußte ich Vergleiche anstellen zwischen dem sangumwobenen heiligen Strom und dem prosaischen Flusse meiner fernen Heimat mit seinen saftigen grünen Uferwiesen, der lieblichen Oder.

Auf der Südseite des Ganges erhebt sich langgestreckt, mit seinen unmittelbar bis zum Wasser herabreichenden Uferbauten, den Ghats, die heilige Stadt; der Anblick ist grotesk, aber nicht schön und kaum romantisch — oder höchstens am Abend im Lichte der untergehenden Sonne. Die Bauten scheinen sich gegenseitig zu erdrücken, sind schlecht erhalten und zum Teil zerfallen; links erhebt sich das Wahrzeichen von Benares: die beiden unförmlich dünnen und hohen Minarets der Moschee des Aurungzeb. Auf der Fahrt nach dem entlegenen und geräumigen europäischen Viertel passiert man nicht den charakteristischen Teil der Eingeborenen-Stadt: was sich den Blicken darbietet, wirkt wenig ermutigend: kleine, geschmacklose Wohnungen, zum großen Teil Lehmhütten; Staub und Schmutz in früher nie gesehener Fülle. Dazu der wüste Lärm zankender Männer und keifender Frauen.

Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotusblumen knien.

Großer Gott! Freilich duftet's am Ganges — doch fragt mich nur nicht wie! Es leuchtet auch, aber so, daß ein europäisches Menschenkind die infernalische Helle nur mit dicken, das ganze Auge beschattenden schwarzen Gläsern zu ertragen im stande ist. Einen schönen, stillen Menschen habe ich nie knien sehen, am wenigsten vor einer Lotusblume; wohl aber ist mir oft der Gedanke gekommen, daß die Beschreibung der Eskimos in dem folgenden Heine'schen Verse trefflich auf die Hindus von Benares passe:

Sie sitzen um's Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein.

Kein Wunder, daß der Besucher bald von Benares genug hat; er geht zu den Sehenswürdigkeiten und wird gründlich enttäuscht: die Unzahl der Tempel und die große Zahl der Moscheen sind kleine, elende, schmutzige, parodienartige Gebäude, wie sie kaum in irgend einem anderen Teile Indiens wiederzufinden sind. Für den gewöhnlichen Reisenden, den globe-trotter, wie der Engländer sagt, bietet Benares im Grunde nur eins, das ihn fesselt: das pittoreske Bild der in der Morgenfrühe im Strome badenden Hindus, bei dem ich gleich ein wenig zu verweilen haben werde. Er verläßt Benares fast ausnahmslos nach ein- oder zweitägigem Aufenthalt, gewöhnlich nicht in der besten Stimmung, um schon am folgenden Tage, ob er sich nun nach Westen oder Osten wende, durch großartige Eindrücke entschädigt zu werden. Und doch ist das abfällige Urteil des eiligen Passanten über Benares nicht richtig und am wenigsten richtig für den Beobachter des Volkslebens, der das bunte Treiben des Orients dort reicher, echter und von europäischer Zivilisation unbeeinflußter erhalten findet als irgendwo sonst; und ebenso wenig für den Erforscher des Altertums, dem diese indischste aller indischen Städte Schätze bietet, deren Hebung die Arbeit von Generationen erfordern würde.

Die Zwecke meiner Reise haben mich genötigt zwölf Monate in Benares zu verweilen, in ununterbrochenem und zum Teil intim-freundschaftlichem Verkehr

mit gelehrten Brahmanen; und ich glaube deshalb aus den Beobachtungen und Erlebnissen dieser Zeit einiges für weitere Kreise Interessante erzählen zu können, was die früheren Reisenden, welche Benares gewöhnlich mit wenigen Seiten erledigen, nicht erzählt haben und nicht erzählen konnten; ich hoffe, es wird mir dabei gelingen an dieser Stelle den Professor des Sanskrit zu unterdrücken. Der Leser mag vieles vermissen, über das er Orientierung wünscht, und ich bemerke deshalb, daß ich in diesem Aufsatz nur das Benares Eigentümliche biete, insbesondere die Anschauungen und Gewohnheiten der Pandits, d. h. der gelehrten Eingeborenen, die Art ihres Verkehrs mit Europäern u. dergl. Alle Dinge, welche in Benares im großen und ganzen ebenso sind wie im übrigen Indien, die klimatischen Verhältnisse, die Gefahren des Landes, die englische Verwaltung, die Stimmung des Volkes, den Charakter der Eingeborenen, die höhere Erziehung in den Regierungsschulen, das unerfreuliche Kapitel der christlichen Mission u. s. w. reserviere ich mir für andere Artikel.

Der erste Morgen des Ankömmlings in Benares gehört den badenden Hindus. Bei Tagesanbruch fährt man von dem europäischen Stadtviertel eine gute halbe Stunde bis zum Flusse und nimmt dort eine Barke, welche langsam die Ghats entlang streicht. Jede Wiederholung dieser Fahrt hat mir denselben Genuß bereitet wie die erste: man nimmt das originellste Bild in sich auf, welches der Orient bieten kann. Tausende und aber Tausende von Hindu-Männern und Frauen — die letzteren natürlich bekleidet — drängen sich in dem Bade, das eine religiöse Verrichtung ist, aber von vielen deutlich als Vergnügen und Erfrischung empfunden wird. Hier steht ein Betender bis an die Hüften im Wasser mit andächtig ausgestreckten Händen, den Blick auf die Sonne gerichtet; dort springt eine Bursche mit lustigem Satz in den Strom und schwimmt vergnügt in demselben herum; hier erweist einer der Ganga Verehrung, indem er Blumen spendet oder ganze Guirlanden; dort wäscht eine Mutter ihrem Kinde das rabenschwarze Haar; dort kniet auf einem Floß ein Mann mit dem Gebetssack, einem faust-handschuhartigen, gewöhnlich in Form eines Kuhkopfes auslaufenden Überzuge (gomukhî) auf der rechten Hand und zählt seine Sprüche nach dem Rosenkranz ab — kurz, das bunte Gewimmel bietet so zahllose Bilder, daß die Feder kaum versuchen kann zu beschreiben was der Pinsel des Malers leisten müßte. Von ferne schon kündigt sich mitten in diesem lebendigen Treiben der Manikarnika Ghat durch seine Rauchsäulen an; zu jeder Tages- und Nachtzeit, so oft ich auch immer die Stätte passierte, brannten drei oder vier Scheiterhaufen dicht am Flusse, und Bahren standen noch häufig wartend daneben. Jeder Hindu, der in Benares oder Umgegend stirbt, „löst sich hier in die Elemente auf." Da der Leichnam vollständig mit Holz bedeckt ist, hat die Prozedur für mich nichts Schauerliches gehabt; freilich wendet man den Blick ab, wenn — was nur zu oft geschieht — der Verbrennungsprozeß höchst mangelhaft vor sich geht und die halbverbrannten Reste in den Fluß gestoßen werden, dessen heilige Fluten alle Sünden des Verstorbenen abspülen. Ich entsinne mich mit Grauen eines Falles, in dem ich einen entstellten menschlichen Kopf — auf ihm ein pickender Rabe — aus dem Wasser

herausragen sah: die Masse glitt langsam dicht an den Badenden vorbei oder gar durch sie hindurch; niemand achtete dessen. Der Leichenkondukt ist dort ungemein einfach; der Körper wird, mit einem leichten Tuch umhüllt, auf einer an Bambusstäben befestigten Matte von vier bis sechs Männern auf den Schultern getragen, die eiligen Schrittes den Weg zum Flusse zurücklegen und dabei ununterbrochen rufen, jetzt ausnahmslos unter Fortlassung des zweiten Teiles: Râm Râm sat hai, (jo bolâ, gat hai) „Gott, Gott allein ist wahrhaft; (der da sprach, ist hingegangen)." Also: Du Mensch, der du dieses hörst, memento mori! Da das Fortschaffen des Leichnams zum Behufe des Verbrennens unmittelbar nach dem Tode erfolgt und der furchtbaren Hitze wegen so schnell erfolgen muß, soll es gar nicht selten sein, daß eine tiefe Ohnmacht mit dem Tode verwechselt wird. Im Oktober 1885 machten die Träger mit einem Körper, den sie vierzehn (englische) Meilen weit her brachten, auf ihrem Wege zum Ganges an einer Ecke der hohen Regierungsschule halt, um auszuruhen; plötzlich rührt sich der vermeintliche Tote, schlägt das dünne Tuch zurück und macht sich samt den Trägern auf den Nachhauseweg, ohne überrascht zu sein oder etwas zu äußern.

Der Hauptteil der Eingeborenen-Stadt, die City, besteht aus einem sinnverwirrenden Labyrinth ganz enger, teilweise kaum zwei Schritte breiter Gassen, in denen der Europäer sich ohne Führung auch nach jahrelangem Aufenthalt schwer zurechtfinden kann. Die Häuser entbehren jeglichen Schmuckes, doch sind sie hier massiv und mehrere Stockwerke hoch; die Enge läßt sie noch höher erscheinen, als sie in der That sind. Das Parterre ist zum größten Teil nach der Straße zu offen; es liefert die Läden und Werkstätten, in denen man fertig und werdend alles beschaut, was Benares bieten kann, von den kostbarsten Seidenstoffen und Goldbrokaten herunter bis zu dem einfachsten hölzernen Kinderspielzeug. So vollzieht sich Handel und Wandel fast durchaus auf der Straße; das Ensemble, aus dem ich vor allen Dingen die halb- und teilweise nahezu ganz nackten braunen Gestalten, die denkbar primitivsten Handwerkszeuge und Techniken herausheben muß, versetzt den verwunderten Beschauer Jahrtausende zurück. Hier hat der Lauf der Zeiten sicherlich wenig verändert, außer der Sprache. Ich hörte einen Reisenden sagen, daß er im ganzen Orient das alte Jerusalem gesucht und endlich in Benares gefunden habe.

Wer frühere Berichte über Benares gelesen hat, vermißt verwundert die Affen, welche sich dort einst in größeren Massen tummelten als an irgend einem anderen Orte. Als ich in Benares anlangte, waren die Tage der „Vettern", wie der Inder sagt, gezählt; die Belästigung hatte einen zu hohen Grad erreicht. Da die Eingeborenen die Tötung von Affen sehr übel vermerken, ließ die englische Regierung sie in eigens dazu hergerichteten Käfigen mit der Bahn etwa 50 Meilen weit forttransportieren und an einem geeigneten Orte aussetzen.[1])

[1]) Es wird erzählt, daß schon einmal vor langen Jahren, als noch keine Schiffbrücke über den Ganges ging, der Versuch gemacht wurde sich der lästigen Gesellschaft in einfacherer Weise dadurch zu entledigen, daß man sie auf das andere unbewohnte Ufer herüberbrachte. Nachdem die Armen aber dort einige Tage sich schrecklich gelangweilt und namentlich auch das

In dem berühmten Durga-Tempel, der wegen der früher dort weilenden Tausenden von Affen bei den Europäern monkey-temple hieß, traf ich im November 1885 nur noch einige Dutzend an, und vor dem Eingang stand der den Tempelaffen verhängnisvolle große, hölzerne Käfig, in welchem jetzt gewiß schon längst der Rest in die Ferne geschafft ist. Anders steht es mit dem heiligen, dem Gott Çiva geweihten Rindvieh, gegen welches die Regierung noch nicht energisch vorzugehen wagt; ein summarisches Einschreiten gegen dasselbe könnte in der That einen Aufstand zur Folge haben. Die Anzahl der Stiere ist durch obrigkeitlichen Befehl etwas vermindert worden, da sie in beständigem Zunehmen begriffen war; denn das Freilassen eines Bullen ist ein höchst verdienstvolles Werk: nur eine bestimmte Zahl ist der Bevölkerung noch gestattet, aber sie ist noch erschrecklich groß. Man kann sich nicht fünf Minuten in den engen Gassen bewegen ohne auf das Viehzeug zu stoßen, das in dem Bewußtsein seiner Heiligkeit oft den ganzen Verkehr hemmt; solch' ein Stier steht mitunter mitten in der Gasse still und scheint sich des Resultats zu freuen. Das Füttern der Tiere ist ein religiöser Akt; infolgedessen sind viele so fett geworden, daß ihnen das Gehen fast unmöglich ist. Und Unwillen kann laut werden, wenn man mit einem handfesten Stocke Bewegung in die träge Masse zu bringen sucht. Unglücksfälle werden jedoch fast nie durch die Stiere veranlaßt. Die Aneignung eines dem Mahadeva (Çiva) gehörigen Rindes zu Privatzwecken wird von dem englischen Richter als Kirchenraub schwer geahndet.

Die namhaftesten Tempel liegen in der Stadt dicht bei einander. So oft ich die stinkenden Orte besuchte und mich in dem Hindu-Gewimmel herumdrückte, habe ich stundenlang nachher die Übelkeit nicht loswerden können. Der Geruch des Schmutzes, verfaulender Vegetabilien, die als Opfergaben dienten, und ebensolcher Blumenguirlanden übersteigt alle Begriffe. In einen heiligen Brunnen, Gyân kûp, „den Brunnen des Wissens", werden ununterbrochen allerhand Naturerzeugnisse geopfert, die sich zu einem fauligen Gemisch verbinden, daß bei einem Blick in die Tiefe eine abendländische Nase mit Entsetzen zurückweicht. Und dieses Wasser wird beständig von den andächtigen Hindus getrunken! Man sollte meinen, daß in der heißen Zeit die ganze Gegend an der Cholera aussterben müsse; aber die Systeme jener Leute sind offenbar seit früher Jugend durch eine Art Pasteur'scher Überimpfung gegen Einflüsse abgehärtet, denen ein Europäer unter allen Umständen erliegen müßte. Wie denn auch die Eingeborenen, welche eine hochgradige Abneigung gegen die Vaccination haben, erklären: „Wir schützen uns gegen die Blattern dadurch, daß wir sie alle einmal in der Jugend gehabt haben." Der Europäer kann jene heiligen Stätten überhaupt nur in den kühleren Monaten November bis Februar besuchen; und auch dann sind sensible Naturen nicht ganz gegen die schädlichen Einwirkungen sicher gestellt: ich habe gleich bei meiner Ankunft in Benares eine Dame kennen gelernt, welche infolge jenes Besuches zehn Tage krank am Fieber danieder liegen mußte.

gute und bequeme Futter vermißt, hätten sie eines schönen Morgens mit raschem Entschlusse den Fährmann terrorisiert, der sich einer solchen Überzahl nicht gewachsen fühlte, und sich auf der offiziellen Fahrgelegenheit wieder nach Benares übersetzen lassen.

Die modernen Religionsformen der Hindus sind von einer solchen Roheit und teilweisen Sinnlosigkeit, daß sie eine detaillierte Beobachtung und Darstellung nicht lohnen. Das Hindutum des gemeinen Mannes ist zu einem stupiden, wüsten Fetischdienst herabgesunken, in dem man mühsam nach einigen höheren Gedanken suchen muß. Die Massen gehen ihren Schlendrian tagaus tagein, bringen ihre Blumen-, Frucht- und Wasserspenden, ohne einen Funken von Andacht zu empfinden: sie wissen nicht, was sie thun. In den größeren Tempeln mischt sich mit dem ohrenzerreißenden Getöse der Glocken und Gongs das Geschrei der zu den scheußlichen Idolen hindrängenden „Verehrer"; man staut sich, stößt sich, schlägt sich, selbst mit den Priestern! Das ist Religion, das sind heilige Stätten! Und was für einen Anblick gewähren die letzteren! Den „goldenen Tempel" des Çiva, an den ein frommer Maharaja, Ranjit Singh von Lahor, die riesigen Kosten der Vergoldung der Türme gewendet, lasse ich mir zur Not noch gefallen, trotz seiner Überladenheit und Gedrücktheit. In nächster Nähe desselben aber befindet sich ein viereckiger Hof, der Kuhtempel der Annapurna, der Göttin der Fülle, in welchem einige Dutzend Stück Rindvieh dicht bei einander stehen und die ihnen dargebrachten Spenden nachlässig übersättigt zerkauen. Der Tempel ist ein Kuhstall und nichts Anderes. Da die Tiere vortrefflich genährt und einige unter ihnen wahre Prachtexemplare sind, mag der Anblick vom landwirtschaftlichen Standpunkte aus ein ganz erfreulicher sein, vom religiösen ist er es sicherlich nicht. Gleich am Eingange sah ich eine gräuliche Mißgeburt mit völlig eingedrücktem Kopfe, die als solche für besonders heilig galt und beständig mit Blumen gefüttert wurde. Ich glaube kaum, daß irgendwo in der Welt ein so abscheulicher und niedriger Kultus zu finden ist als in Indien und speziell in Benares; und dabei denke ich noch gar nicht an alle die bodenlose Immoralität, die „in geschlossener Gesellschaft" zu Ehren des Göttlichen geübt wird. Man fühlt etwas von der Entrüstung der alten Propheten in sich aufsteigen und kann kaum den Wunsch in sich unterdrücken, diese Stätten des Götzendienstes zu zertrümmern und das wüste, tobende Gesindel — die Priester voran — mit der Hetzpeitsche aus den stinkenden Schmutzlöchern zu jagen. Wenn man sich an den beschriebenen und ähnlichen Scheußlichkeiten gründlich verekelt hat, gilt es noch die Backhschisch schreienden Priester abzuschütteln, welche den Sahib zuweilen eine Viertelstunde weit verfolgen, wenn er nicht genug gegeben — und genug Backhschisch giebt man im Orient selten. Diese Tempelpriester sind die niedrigsten aller Brahmanen: ungebildete, unwissende, unverschämte, von dem Aberglauben des Volkes lebende Leute, welche nach keiner Richtung hin mit den gelehrten Brahmanen, den Pflegern und Überlieferern einheimischer Wissenschaft zu vergleichen sind und nicht nur von jenen desavouiert, sondern eigentlich von niemandem, selbst von dem großen Haufen nicht, geachtet werden. Die Pandits, im allgemeinen ruhige, arbeitsame und den Dingen dieser Welt mit einer verhältnismäßigen Indifferenz gegenüberstehende Männer — im Grunde die einzige Klasse der Inder, vor der man einen wirklichen Respekt empfinden kann — stehen nur in einem ganz losen Zusammenhang mit jenen abscheulichen Kulten des Volkes; spricht

man mit ihnen davon, so meinen sie, eine niedere Form der Religion sei für das ungebildete Volk notwendig, man bedürfe solcher Symbole, welche für die Fassungsgabe desselben berechnet seien, u. dgl. Bevor ich jedoch auf diese meine Freunde und Lehrer eingehe, von denen ich am meisten zu erzählen habe, möchte ich noch eine Bemerkung über die mutmaßliche Entstehung jenes verabscheuungswürdigen Götzendienstes machen.

Ich bin mit der in Europa verbreiteten Überzeugung nach Indien herausgegangen, daß die modernen Religionsformen der Hindus in direkter Entwickelung aus der schönen altindischen (vedischen) Religion herzuleiten, daß sie als das letzte Produkt einer graduellen Verschlechterung anzusehen seien. Ich habe in Benares die feste Überzeugung gewonnen, daß dieses falsch ist: es giebt keine Brücke von den Lichtgestalten des Veda zu den modernen Göttergestalten, deren monströse Darstellungen mit geschmacklos gehäuften Tiergliedern u. dgl., als Typus wenigstens, allgemein bekannt sein dürften. Vedische Opfergebräuche und alte Philosopheme, die unmittelbare Ausflüsse des Veda sind, leben noch jetzt in voller Frische im Kreise der besseren Brahmanen; daneben steht als etwas total anders Geartetes die Masse der sinnlosen Kulte der unteren Volksschichten. Ich beurteile diesen Dualismus folgendermaßen. Trotz ihrer arischen Namen halte ich die modernen Hindugötter, Çiva, Vishnu, Durga, Hanuman und wie sie alle heißen, nicht für arische Konzeptionen, sondern für solche der Aboriginer; zum mindesten glaube ich, eine Vermischung urindischer und arischer Vorstellungen und Kulte annehmen zu müssen, in welcher die ersteren (und schlechteren) Elemente bei weitem überwiegen. Die Illusion von den „arischen Brüdern in Indien" ist eine von denjenigen, die dort drüben am schnellsten zerstört werden. Heutzutage ist das Blut der Hindus ohne jeden Zweifel nur noch zum allergeringsten Teile arisch, und selbst die Brahmanengeschlechter sind mit Aboriginerblut stark zersetzt.[1])

Bei der Eroberung des Landes haben die Arier ihre Sprache den Ureinwohnern gegeben, und es ertönen heute vom Indus bis zu den Gangesmündungen im Munde der Mischrassen und selbst völlig unarischer Stämme Dialekte arischer Herkunft. Es kann also garnicht überraschen, daß auch den Gottheiten der Aboriginer arische Namen aufgepropft sind. Die Mischlinge haben sich nicht sprachlich, wohl aber geistig und moralisch immer mehr dem alt-arischen Wesen entfremdet und den diesem so ganz heterogenen sinnlosen Götzendienst, die inhaltlosen

[1]) Im Westen Indiens findet man die meisten Brahmanen, ja solche, deren Hautfarbe nahezu europäisch ist. Je weiter man nach Osten vordringt, desto mehr verschwinden die Charakterzüge des arischen Typus und an der Grenze von Bengalen erreichen sie vollständig ihr Ende. Ich bin überzeugt, daß in der aus allem, was auf der Halbinsel lebt, sich typisch völlig aussondernden Rasse der Bengalen auch nicht ein Tropfen arischen Blutes zirkutiert. Die Sprache besitzt keine ethnologische Beweiskraft. Noch jetzt macht das Brahmanentum massenhaft Proselyten: ganze Stämme indischer Aboriginer nehmen brahmanische Religion und arische Sprache an und erhalten dafür fingierte Stammbäume geliefert. Eine Zeit lang haben die neuen Hindugeschlechter um ihre Anerkennung zu kämpfen, bald aber ist ihr Ursprung vergessen. So war es sicherlich vor Zeiten auch mit den Bengalen gegangen.

Gebräuche ihrer Ahnen von der schwarzen Seite angenommen. Reine Arier sinken nicht so tief wie, die heutigen Hindus gesunken sind.

Der richtige gute Benares-Pandit aus der alten Schule ist zurückhaltenden Wesens und kümmert sich wenig um europäische Dinge im allgemeinen und um seine europäischen Mitforscher; er verachtet die Arbeiten der letzteren und verlacht, was er von abendländischer Methode und Kritik zu hören bekommt. Diese beiden Brennpunkte der Wissenschaft leuchten nicht für den Pandit. Was wir heutigen Tages wissen von der geschichtlichen Entwickelung, dem geschichtlichen Zusammenhang der verschiedenen Zweige der indischen Altertumswissenschaft, hat europäische Arbeit ans Licht gefördert. Dagegen beherrscht der Pandit in einer der noch heute in Indien gepflegten Disziplinen, Philosophie, Grammatik, Rhetorik, Astronomie, Medizin, das Thatsächliche mit einer Meisterschaft, wie sie eben nur von einem Spezialisten erreicht werden kann, der von Jugend auf sich mit nichts Anderem beschäftigt als mit einem ganz eng begrenzten Gebiete. Darum ist der Unterricht solcher Pandits, die im übrigen von einer wahrhaft unglaublichen Unwissenheit in allen menschlichen Dingen sind, von unschätzbarer Bedeutung für den europäischen Gelehrten, der kritisch geschult ist und Thatsächliches von dem Pandit entgegen nimmt, aber dessen — wenn ich überhaupt das Wort in diesem Zusammenhange gebrauchen darf — historische Theorien einfach ad acta legt. Wer seine Studien bei einem Pandit beginnt, wird fast immer für die Wissenschaft verloren sein.

Es ist nicht ganz leicht eine allgemeine Schilderung von den Pandits zu entwerfen, da die Individualität bei ihnen ein nahezu ebenso maßgebender Faktor ist als in der übrigen Welt; doch wird sich noch eine Reihe weiterer genereller Züge nennen lassen. — Im großen und ganzen hat der Pandit keine eigentliche Religion, sondern eine Philosophie: er glaubt wie jeder gebildete Hindu an das System des Vedanta, das sich in Kürze so darstellen läßt: Das Brahman, das große Eine, die ewige unendliche Kraft, durch welche, aus welcher und in welcher das Weltall ist, Götter, Menschen, Tiere, Pflanzen und Lebloses, hat an sich weder Formen noch Unterschiede noch Qualitäten. Alle Verschiedenheit, der ganze Weltenschein mit seinen zahllosen Gestaltungen ist ein Werk der Maja, des angeborenen Wahnes, der das Unreale für real hält und das Reale nicht erfaßt. Diese Maja wird vernichtet durch „das Wissen", vermöge dessen man erkennt, daß das eigene Selbst, d. h. das innere Selbst, in Wahrheit nichts Anderes ist als das Brahman, nicht ein Teil desselben, sondern das ganze unteilbare Brahman; mit einem Worte, vermöge dessen man sich als die Welt erkennt und die Welt als sich. Mit dieser Erkenntnis ist die Befreiung gewonnen; der Schleier, welcher die absolute Identität des Brahman und des scheinbar Einzelnen verhüllte, ist zerrissen: der qualvolle Kreislauf der Geburten, das Auf und Nieder auf der Stufenleiter der Wesen, das Resultat des guten und bösen Thuns in den verschiedenen Existenzen ist zu Ende. Dies sind die Grundzüge der Orthodoxie der höheren Brahmanen. In dieser Weise ist das älteste dunkle Lehrbuch des Vedanta-Systems, die Brahma Sutren, von dem berühmten Philosophen Çankara

gedeutet, der gegen 800 a. d. gelebt hat. Andere Auslegungen sind im Laufe der Jahrhunderte aufgetreten, in denen dem Brahman ein positiverer Charakter zugeschrieben und das Verhältnis der individuellen Seelen zu demselben etwas anders aufgefaßt wird. Diese anderen Deutungen, unter denen die maßgebendste die des Ramanuja (um 1200 a. d.) ist, haben Anhänger gewonnen und zählen solche noch heute; keine aber spielt annähernd die Rolle in dem geistigen Leben des Brahmanentums wie die eben gegebene Auslegung des Çankara. — Im allgemeinen scheint mir der Pandit zu glauben, daß er die höchste Erkenntnis erreicht und demnach keine neue Existenz nach dem Abschluß dieses Leibeslebens zu erwarten habe. Wenn ich direkt danach fragte, erhielt ich ausweichende Antworten oder gelegentlich die bescheidene Andeutung, daß wohl noch eine Wiedergeburt möglich sei, aber eine Wiedergeburt in göttlicher Würde, z. B. in der Person des Indra. Auf meine Frage, ob denn im entscheidenden Augenblicke der Posten des Indra frei sein werde und der gegenwärtige Indra gerade seine Existenz zum Aufstieg oder Abstieg wechseln würde, um dem Pandit Platz zu machen, wurde mir erwidert: „Es braucht ja nicht der Indra in diesem Weltsystem zu sein, sondern der Indra in irgend einer der unzähligen anderen Welten." Sie glauben, daß die Götter größere Chancen haben die höchste Erkenntnis und damit, wenn ihre Zeit um ist, die Befreiung zu erreichen; doch können auch sie wieder abwärts steigen. Ein am Government College angestellter Pandit war auf den glücklichen Einfall gekommen sich plötzlich für einen „bei Lebzeiten Befreiten" (jîvanmukta) auszugeben; doch beeinflußte das sein Leben und Treiben nicht im geringsten, er lehrte ruhig weiter und bezog nach wie vor sein Gehalt. Die anderen Pandits waren eifersüchtig und erkannten die neue Würde ihres Kollegen nicht an; mich wunderte eigentlich, daß jener Mann nicht den Anstoß dazu gegeben, daß die ganze Panditschaft von Benares auf einmal „bei Lebzeiten befreit" war. Der Glaube an die Metempsychose, die allen indischen Philosophemen ein Axiom ist und in dem Lande, das an allem sonst gezweifelt hat, nur von dem krassen Materialismus (den Carvakas) bezweifelt worden ist, geht dem Abendländer gegen die Natur. Versucht man ganz unparteiisch zu urteilen, so ist derselbe jedoch genau so berechtigt wie die Lehre der Religionen von der einstigen Vergeltung. Beide Ideen beruhen auf dem instinktiven Gefühl, daß man die maßlose Ungleichheit der Verteilung von Freude und Schmerz, von Glück und Elend in dieser Welt nicht als einen blinden Zufall und eine einfache Thatsache hinnehmen dürfe; der Gedanke einer Ausgleichung erscheint als eine moralische Notwendigkeit. Die Religionen suchen diese Ausgleichung in der Zukunft, das Brahmanentum sieht sie in der Gegenwart, die für dasselbe nichts Anderes ist als das Produkt des guten und bösen Thuns der Individuen in früheren Existenzen. So lange die Pandits sind und denken wie heute, muß jeder Versuch sie zum Christentum zu bekehren erfolglos bleiben; sie sehen in den Grundlehren desselben nichts als logische Fehler und spotten über den Gedanken, daß Christus die Sünde der Menschheit auf sich genommen und für sie gebüßt habe. Der Grundsatz, daß jeder die Früchte seines Thuns bis auf den letzten Rest zu genießen habe, sei es auch erst in der tausendsten

Wiedergeburt, und daß absolut jedes, auch das kleinste Werk seine Frucht tragen müsse, gilt ihnen mit derselben Notwendigkeit wie der Satz, daß zwei mal zwei vier ist.

Die Pandits sind vollständig unfähig sich abendländischem Denken anzubequemen; der Europäer, der mit ihnen arbeitet, muß sich einfach in indische Denk- und Lehrweise finden. Mir ist es begegnet, daß ein Pandit höchst ärgerlich ausrief, als ich Fragen an ihn richtete, die über seinen philosophischen Gedankenkreis hinausgingen: „Ich habe schon zwei Sahibs vor euch gelehrt, und deren Gedanken sind immer denselben Weg gegangen wie die meinigen; ihr dagegen stellt Fragen, daß meine Gelehrsamkeit zu Boden fällt. Ich muß daraus doch schließen, daß ihr dümmer seid als jene." Die Arbeit mit den Leuten ist so schwierig, wie ich sie mir vorher nicht gedacht hatte, zumal wenn es sich, wie es bei mir der Fall war, um philosophische Aufgaben handelt. Es ist die höchste geistige Anspannung erforderlich und eine Unterbrechung derselben fast ausgeschlossen; es gilt Begriffe zu erfassen, welche sich garnicht in abendländische Sprachen übersetzen lassen, Dinge zu verstehen, die nie in Europa gedacht sind, Kombinationen zu erfassen, die nur in Indien möglich waren. Und dabei empfindet der Pandit nicht im mindesten — und je gelehrter er ist, desto weniger — was dem Europäer schwer und was ihm leicht verständlich sein muß: die einfachsten Dinge können ausführlich, die schwierigsten en passant erörtert werden. Man hat nicht nur dem Manne zu folgen, sondern ihn auch auf Schritt und Tritt zu kontrollieren. Und dazu kommt, daß die Pandits mit wahrhaft verschwindenden Ausnahmen nicht ihre Unwissenheit eingestehen; man kann in philosophischen Texten an einen Satz gelangen, der dem Pandit vollständig unklar ist: er beginnt zu reden und zu erklären, man strengt seine ganze Aufmerksamkeit an, schreibt nach, schüttelt den Kopf und merkt zuweilen nach Ablauf einer oder zweier Stunden, daß der Lehrer von dem Gegenstande, den er erörterte, keine Ahnung hatte. Und dabei heißt es geduldig bleiben. Eine unsägliche Plage für den Europäer ist ferner das negative Element, das in der Geschichte des indischen Denkens so bedeutungsvoll ist, ja dem ganzen Volke seine Signatur gegeben hat. Ich erkundige mich nach der Bedeutung eines Begriffes; der Pandit sagt mir alles Mögliche, was derselbe nicht ist, und sieht mich ganz erstaunt an, wenn ich nach allem dem wissen will, was er ist. Als ich mich einmal vergeblich bemühte aus einem langen Kompositum, das aus vielleicht sechs oder zehn Worten bestand und so und so viele Negationen enthielt, einen positiven Kern herauszuschälen, sagte ich schließlich ärgerlich, für Indien wäre ein Gesetz nötig, das den Gebrauch des Wortes abhâva „Nichtsein" mit hundert Stockprügeln bestrafte. Der Pandit lächelte und sagte, das seien genau die Worte eines ihrer Dichter; aber „die Sprache der Wissenschaft sei nun einmal so." Erst nach langen Mühen konnte ich meine Pandits bestimmen, sich möglichst weltlich auszudrücken und ihre Beispiele nicht aus der fingierten Welt der Götter und Dämonen, sondern aus dem täglichen Leben zu entnehmen.

Alle diese größeren und kleineren Leiden, welche die Arbeit mit den Pandits in sich schließt, sind in den kühleren Monaten kaum nennenswert. Wenn aber

dann im März die erstickenden Glutwinde zu wehen beginnen, wenn man mit allen künstlichen Mitteln die Temperatur in seiner Arbeitsstube nur auf 30° R. herunterbringen kann, wenn die Fieber kommen, die Kräfte durch Krankheit geschwächt sind, daß man nach einigen Stunden Arbeit nicht nur geistig, sondern auch an den Gliedmaßen gelähmt sich zu seinem Bette hinführen lassen muß, die Besorgnis innerhalb der zugemessenen Zeit nicht die gesteckten Ziele erreichen zu können eine nervöse Hast erzeugt, dann ist die Eigenart der Pandits eine Geduldsprobe, welche der Leser gewiß zu würdigen wissen wird.

Wenn schon die Hindus von Benares im allgemeinen strikter in der Beobachtung des Kastengesetzes sind als im übrigen Indien, gilt dies ganz besonders für die Pandits. Im Westen von Indien hat einmal ein Pandit mit mir auf meiner Stube Früchte gegessen und ein anderer in seiner Wohnung eine Tasse Thee mit mir getrunken; in Benares wäre das ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Brahmane würde dort eher Diebstahl, Brandstiftung, Mord begehen als aus demselben Glase Wasser trinken, aus dem ich getrunken; es könnte lediglich keine größere Schande für ihn geben. Er mag, nachdem er zehn Jahre im Zuchthaus gesessen, zu seinen Verwandten zurückkehren, und sie werden ihn willkommen heißen; aber wenn er mit mir gegessen oder getrunken, würde Weib und Kind ihn als einen Auswürfling meiden. Die Pandits, welche einen Europäer besuchen, wechseln nachher zuhause ihre Kleidung; man reicht ihnen beim Kommen und Gehen nicht die Hand und achtet auch sonst darauf, daß man ihnen nicht zu nahe sitzt. Bei der gemeinsamen Arbeit erwachsen mancherlei Unbequemlichkeiten aus diesen Vorurteilen. Wenn man bei der Durcharbeitung eines Textes beispielsweise auf eine einzige Handschrift angewiesen ist, macht der Pandit allerhand Manöver, um das gleichzeitige Einsehen zu verhindern; ist dasselbe schließlich durchaus unumgänglich, so rückt er wohl heran, hält sich aber beim Reden die Hand fest vor den Mund, „damit keine Vermischung des Hauches stattfinde." Citate aus der alten, heiligen, für offenbart geltenden Litteratur darf der Pandit nicht in Gegenwart eines „Unreinen" aussprechen; er erklärt sie und umschreibt sie, aber er liest nicht den Satz, wie er dasteht. Eines Morgens arbeitete ich mit dem hochgelehrten und in ganz Indien wohlbekannten Pandit Rammiçra, der mir zu helfen pflegte, wenn die Weisheit aller anderen Pandits zu Ende war; wir stoßen auf eine Schriftstelle, und Rammiçra spricht sie langsam mit einer Pause hinter jedem Worte aus. Ich lege erstaunt die Feder nieder: „Pandit, was habt Ihr gethan! Ihr habt ein heiliges Citat vor meinen Ohren ausgesprochen!" „„Nein, das habe ich nicht gethan,"" erwiderte der Mann lächelnd, „„habt Ihr nicht bemerkt, daß ich jedes Wort einzeln hervorgebracht habe?"" Durch ein solches Zerhacken wird das heilige Fluidum, das in jenen Büchern wohnt, neutralisiert: ein hübscher Beweis brahmanischer Spitzfindigkeit. — Nach mancherlei Anzeichen hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß meine speziellen Lehrmeister, der feurige Bhagavatacarya und der sanfte Mohanlal, welche tagaus tagein zu mir kamen, im Laufe der Zeit eine gewisse Zuneigung zu mir gewannen; sie erwiesen mir allerhand außerordentliche Gefälligkeiten und saßen, während ich eine schwere klima-

tische Krankheit zu bestehen hatte, an meinem Schmerzenslager, wie Freunde zu thun pflegen; aber äußerlich war ich ihnen, als ich Benares verließ, auch nicht um einen Schritt näher getreten.

Die Pandits empfangen ungern den Besuch eines Europäers in ihrem Hause, einesteils wohl weil sie eine „Verunreinigung" desselben befürchten, andernteils, weil sie in ihren engen Verhältnissen nicht gut darauf eingerichtet sind. Besuchen sie den Europäer, schicken sie ihre Visitenkarten hinein, d. h. einen Fetzen möglichst schlechten Papiers, auf den sie ihren Namen geschrieben; zuweilen ein förmliches Audienzgesuch. In meiner Sammlung solcher Originalitäten befindet sich ein Sanskritvers, der in getreuer Übersetzung also lautet: „Herrlicher Gebieter, mit dem Wunsche eure beiden Lotusfüße zu schauen, steht am Thore ein Mann namens Gopalapathaka."

Die Ausdrucksweise der Leute wird, je höflicher sie sind, desto komischer. Mein guter Mohanlal, der mich „ein Meer von Nachsicht" und ähnlich nannte, wurde eines Tages von seinen Freunden gedrängt, sich an der alljährlich üblichen achttägigen Wallfahrt um Benares herum zu beteiligen; er kommt und bittet mich ihm — nicht Urlaub, nein — den Befehl zur Wallfahrt zu geben. Ich hatte keine Zeit zu verlieren und konnte die Hilfe des Pandits nicht entbehren; ich entgegnete ihm also lachend: „Nein, lieber Pandit, den Befehl zu wallfahren bekommt ihr nicht." Und er bekam ihn wirklich nicht, so viel er mir auch vorstellte, daß es eigentlich unumgänglich notwendig für ihn sei diesen Befehl zu erhalten. Anstatt „bitte thut das" sagt man: „thut das aus Mitleid." Wenn man einen Pandit nach seinem Befinden fragt, kann man die Antwort bekommen: „Weil der erhabene Herr mich bemitleidet, geht es mir gut." Altmodische Pandits überreichen bei dem ersten Besuch dem Sahib eine Kokosnuß oder eine Handvoll Fruchtkörner; eines der letzteren erbricht und zerkaut man, wenn man sich besonders leutselig zeigen will.

Die Kenntnis der Pandits vom Abendlande ist im allgemeinen eine überaus geringe. Über unsere kaiserliche Familie und den Fürsten Bismarck sind so lächerliche Fragen an mich gerichtet worden, daß ich sie gar nicht wiederholen kann. „Versteht Bismarck Sanskrit?" war eine der häufigsten. „„Nein, er hat wichtigeres zu thun."" „Aber er könnte doch Liebe zur Wissenschaft haben," erwiderten wohl die Pandits, verletzt dadurch, daß man irgend etwas für wichtiger halten kann als Sanskrit zu lernen. Ein Pandit zeigte einmal auf einen schwarzen Pudel und fragte: „In welchem Lande Yuropdeças (Europas) ist dieser Hund geboren?" „„In Anglabhumi (England), glaube ich."" „Werden auch in Jarmandeça (Deutschland) solche Hunde geboren?" und dergl. Doch ich fürchte mich zu sehr in Einzelheiten zu verlieren und will hier nur noch eine Geschichte erzählen, welche einen hübschen Beleg für das ausnahmsweise Gegenteil abgiebt und zeigt, daß auch der Pandit europäische Zustände zu beobachten weiß. Freilich handelt es sich auch um meinen klugen Bhagavatacarya. Ich war zwei Tage in Allahabad, dem Sitze des Gouverneurs der Nordwest-Provinzen, gewesen und erzählte dem Pandit von meinen dortigen Eindrücken. Er kannte den Ort; denn er war mehr-

fach dorthin gefahren, um an einer der heiligsten Stätten auf dieser Erde, wo Ganga und Yamuna (Dschumna) zusammenfließen, zu baden. „Wie kann ein Mann von eurem Verstande, Pandit, nur glauben damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun?“ Ich erhielt eine ausweichende Antwort: „„Es ist nicht das einzige, was man für sein Seelenheil thun kann; aber es ist eben eins unter den verdienstlichen Werken.““ Ich suchte ihm die Absurdität von seinem philosophischen Standpunkte aus vor Augen zu führen. Da platzte er lächelnd heraus: „„Denkt euch in die Lage eines Familienvaters hinein, der das baptism-akhyam karma (die Zeremonie, welche (auf englisch) baptism heißt) vollziehen läßt; gebt zu, daß ihr die Handlung aus äußeren Rücksichten, um der Verhältnisse, der Verwandten u. s. w. willen begeht; und ich will zugeben, daß ich genau aus denselben Rücksichten nach Prayaga (Allahabad) gehe, um zu baden.““ Ich drohte dem Mann mit dem Finger.

Wenn man so ganz unter den eingeborenen Gelehrten lebt, drängen sich unwillkürlich Vergleiche mit den Kollegen daheim auf, und man wundert sich trotz aller Verschiedenheit doch so manche Übereinstimmungen hüben und drüben zu finden, namentlich in den Schwächen. Vor allen Dingen wäre hier der geistige Hochmut zu nennen, der überall nur gar zu leicht durch die Enge des Gesichtskreises und die Beschäftigung mit einer Spezialität gezeitigt wird; nur daß er in Indien mit ungeschminkterer und zum Teil wahrhaft erfrischender Natürlichkeit auftritt. Ich pflegte die mich besuchenden Pandits mit verbindlichen Wendungen zu empfangen, wie: „Euer Besuch, trefflichster der Pandits, ist eine große Gefälligkeit.“ „„Das ist er,““ wurde mir einmal geantwortet. Wie viel einfacher und bequemer wird der Verkehr durch diese rührende Offenheit, als wenn bei uns sich ein noch viel größerer Hochmut hinter affektierter Bescheidenheit verbirgt! Man wird mir verzeihen, daß ich noch ein paar weitere kleinere Parallelen zwischen Ost und West hinzuzufügen wage: der Pandit ist ängstlicher Natur und weicht in der Nähe eines Pferdes oder einer Waffe scheu zurück; er neigt zu Erkältungen, hat oftmals den Schnupfen und läßt sich nur Sonntags rasieren.

Der Pandit pflegt nicht englisch zu lernen, am seltensten in Benares; thut er es, so erweitert sich sein Gesichtskreis, und seine Gelehrsamkeit leidet meistens darunter: er hört auf ein richtiger Pandit zu sein. Ich glaube kaum, daß zehn Pandits in Benares ein wenig englisch radebrechen können, vielleicht nicht sechs. Im Verkehr mit diesen Leuten ist der europäische Indianist durchaus auf das Sanskrit angewiesen, eine tote Gelehrtensprache, aber doch nicht tot in dem Sinne, den wir in Europa mit dem Worte verbinden. Die alte Sprache wird dort künstlich erlernt, aber schon in früher Jugend erlernt und unablässig getrieben, so daß ein herangewachsener junger Brahmane den Gebrauch des Sanskrit nicht mehr als etwas Fremdartiges empfindet. In Benares sprechen und schreiben etwa 5000 Menschen Sanskrit zu allen wissenschaftlichen Zwecken — und nicht bloß dann — so, wie die besten Sanskritisten in Europa nicht imstande sind die Sprache zu handhaben; freilich legt man bei uns mit Recht auf die Fähigkeit des praktischen Gebrauches kein Gewicht; und doch hat dieser praktische Gebrauch etwas

Bestechendes, wenigstens habe ich mit Staunen die ungeheure Fertigkeit des besten Pandits bewundert und mich herzlich gefreut, wenn ich Kinder von 10—12 Jahren niedlich Sanskrit habe parlieren hören.

Man hat den Gebrauch des Sanskrit in Indien mit dem des Lateinischen bei uns verglichen, und obwohl die Zwecke, zu denen die zwei Sprachen verwendet werden, die gleichen sind, kann man die beiden doch nicht auf dieselbe Linie stellen. Das Lateinische ist in Deutschland etwas Fremdartiges, von außen Hereingetragenes, das Sanskrit in Indien etwas Nationales, die Sprache, in der alles geschrieben ist, was den Leuten dort heilig, groß und schön erscheint. Das Lateinische, wie es bei uns im Mittelalter geschrieben und gesprochen wurde, wie es heute auf unseren Universitäten geschrieben und gesprochen wird, hat dazu etwas Geschraubtes, Gezwungenes, Unnatürliches, Steifes; im Sanskrit wirkt ein frischeres Leben, es spricht sich mit größerer Natürlichkeit und hat eine höhere Fähigkeit der Anwendbarkeit auf moderne Verhältnisse und die Dinge des täglichen Lebens. Man spricht ohne jede Unbequemlichkeit und ohne unnatürliche Umschreibungen, wie sie das Lateinische erfordert, auf Sanskrit über die augenblickliche politische Lage, Eisenbahnen, Wechsel, Bleistifte, Pincenez's, Zigarren. Die Erlernung der Sprache ist schwierig, da der Formen- und Wortreichtum noch sehr viel größer als im Altgriechischen ist. Ich hatte vor meiner Indienfahrt die Hauptthätigkeit von zwölf arbeitsamen Jahren auf das Sanskrit verwendet und in den verschiedenen indischen Städten, welche ich auf meinem Wege nach Benares passierte, nach Kräften die Gelegenheit zu praktischen Vorübungen wahrgenommen. Und doch langte ich in der heiligen Stadt mit einer mäßigen Fertigkeit an und bedurfte einiger Wochen, bis das Gefühl der Unbeholfenheit beim Sanskritsprechen verschwand; einen verwirrenden Einfluß hat dazu im Anfang die Notwendigkeit mit den Dienern und dem Volk Hindustani und mit der Gesellschaft natürlich englisch zu sprechen.

Wenn ich das Glück gehabt habe bei den Pandits rasch Eingang zu finden und für die Erlernung eines der ältesten und sowohl für die Geschichte des indischen Geistes als auch vom allgemein menschlichen Standpunkte bedeutendsten Systems, der Sankhya-Philosophie, so vortreffliche Lehrer zu bekommen, wie sie eben nur in Benares und auch dort nur unter den günstigsten Konstellationen zu bekommen sind, so verdanke ich das ausschließlich den gütigen Bemühungen und dem autoritativen Einflusse meines verehrten Freundes und Landsmannes, eines der ersten Fachgelehrten auf dem Gebiete des Indischen, des Herrn Dr. Georg Thibaut, welcher in Benares das Amt eines Vorstehers (Principals) der hohen Regierungsschule (Government College) bekleidet. Diese Anstalt, im übrigen nach dem Muster aller ähnlichen in Indien eingerichtet — enthält ein Sanskrit-Departement, in welchem Pandits nach einheimischer Lehrweise einheimische Gelehrsamkeit vortragen. Dies ist das einzige Institut der Art, welches die englische Regierung in Indien unterhält; nirgends sonst unterstützt dieselbe das Gelehrtentum der Eingeborenen. Nur in Benares kann ein wirklicher Pandit (ein nicht-europäisch gebildeter Kenner und Lehrer des Sanskrit) eine bescheidene Carriere im Staatsdienste machen. Es

existieren dort etwa 12 Stellen für Pandits, welche mit 60—200 Rupien (nach dem jetzigen Kurs ist die Rupie etwas weniger als ein österreichischer Gulden) monatlich dotiert sind. Lehrer und Schüler sitzen auf dem Erdboden mit untergeschlagenen Beinen, die letzteren um ihren Meister in Hufeisenform; zwei bis drei Pandits pflegen in einem Raum zu dozieren. Jeder Besucher wird den guten Geist, das ernste Streben der jungen lernbegierigen Hindus dort mit warmen Worten anerkennen müssen. So oft ich dem Unterricht beiwohnte, wurde ein europäischer Stuhl für mich neben den Platz der Pandits gestellt, die mich beständig anredeten, um irgend etwas zu erklären, auch wohl aufforderten, selbst die Schüler zu fragen, wenn ich Lust hätte. Loben läßt sich der Pandit gern und nimmt geschmeichelt den Ausdruck der „hohen Zufriedenheit" entgegen, welche man ihm am Schluß der Stunde gewohnheitsmäßig ausspricht.

Neben diesem von der Regierung gehaltenen Sanskrit-College, das die Pandits râjakîyâ pâthçâlâ (königliches Lesehaus) nennen, existieren in der Stadt noch zwei derartige, aber unabhängige Anstalten, in welchen wie in jener nach dem altindischen System gelehrt und gelernt wird. Der Zuschnitt dieser Schulen ist fast noch mehr indisch als in dem Sanskrit-Department des Government College; die eine derselben wird von dem Raja von Durbhanga, die andere von dem Maharaja von Kaschmir unterhalten. Im Januar 1886 machten mir zwei Studenten, Bengalis, aus der Pâthaçâlâ des erstgenannten Fürsten einen Besuch; sie hatten in den einheimischen Zeitungen von meinem Aufenthalt gelesen und führten sich mit der Sanskritphrase ein: „durch euren Anblick haben wir unser Ziel erreicht".

Ich benutzte mit Freuden die Gelegenheit mich durch die Vermittelung dieser beiden jungen Leute in ihr College einführen zu lassen. An dem verabredeten Morgen wurde ich von ihnen mit in Indien ungewöhnlicher Pünktlichkeit abgeholt, und wir fuhren zunächst so weit, als fahrbare Straßen in der Richtung gingen; dann schritten wir zu Fuß weiter durch die schon beschriebenen engen Gassen, bis wir vor einem massiven dreistöckigen Gebäude standen: über einander liegende, einen offenen Lichthof umgebende Kreuzgänge, in denen Lehrer und Schüler sitzen. Man wird in Indien in kurzer Zeit prätentiös, und so überraschte es mich schon nicht mehr, daß der Unterricht überall sofort bei meinem Erscheinen eingestellt wurde: ich ging bei allen teilweise sehr angesehenen Pandits herum und unterhielt mich mit ihnen in stereotyper Weise. In einer Abteilung parterre, in welcher die Anfangsgründe einheimischer Grammatik gelehrt wurden, stand in der Ecke eine lebendige Kuh und ein dito Kalb — wie mich meine Führer bedeuteten: „um den Platz rein zu erhalten!" d. h. „rein" natürlich im religiösen Sinne, aber ich konnte nur mit Mühe ein Lächeln bei dem Gedanken unterdrücken, wie wenig man nach unsern Begriffen meinen würde eine menschliche Wohnung durch Stationierung von Kühen rein zu erhalten. In gleicher Weise inspizierte ich dann noch das nicht weitab gelegene College des Maharaja von Kaschmir, in dem mehr unter freiem Himmel gelehrt wird. In jeder dieser beiden Schulen und ebenso in dem Sanskrit-College der Regierung lernen 4—500 Zöglinge; weitaus die Mehrzahl der Sanskrit-Studenten jedoch, die vielfach von auswärts für

mehrere Jahre nach Benares kommen, treiben ihre Studien bei Pandits in deren Häusern; sie sitzen dort — wie ich oftmals Gelegenheit hatte zu sehen, — vor ihrem Lehrer in derselben Weise wie in den öffentlichen Anstalten und lernen dasselbe, zahlen aber kein Honorar, sondern machen nur nach Beendigung ihrer Studienzeit dem Pandit ein mäßiges Geschenk. Der letztere ist ebenso zuhörerstolz wie unsere Universitätslehrer.

Schon am Abend desselben Tages, an welchem ich die genannten Schulen besucht, kam ein Pandit aus der des Raja von Durbhanga mit einem Sanskrit-Gedicht zu mir, das er in der ersten Freude auf mich verfaßt hatte: er wünschte mir in demselben u. a., daß „meine Schönheit nicht vergehen und meine liebliche Rede unsterblich sein möge".

Die Frage: wovon lebt der Pandit? habe ich mir oft aufgeworfen, kann sie aber nicht genügend beantworten; darüber Klarheit zu gewinnen ist in der That ebenso schwer als bei der großen Mehrzahl der deutschen Privatdozenten. Die Pandits haben nur zum allergeringsten Teil Privatvermögen oder eine Stellung an einer der öffentlichen Anstalten; die Einkünfte ihrer litterarischen Thätigkeit oder ihres privaten Unterrichts sind so geringfügig, daß sie kaum in Betracht kommen. Und sie leben doch: sehr bescheiden und genügsam allerdings, aber trotzdem meist mit einem gewissen Dekorum. Ich kann nur eine einzige allgemeine Einnahmsquelle nennen, welche jedoch schwerlich ausreicht, alle hungernden Panditmägen zu füllen. Die wohlhabenden orthodoxen Hindus halten es nämlich für eine verdienstliche Handlung und eine Art moralischer Pflicht die Pandits zu unterstützen: besonders werden bei festlichen Gelegenheiten Geschenke, Kleider und bar Geld an dieselben verteilt. Auswärtige Rajas, deren viele ein eigenes Haus in Benares haben, pflegen bei ihren Besuchen in der heiligen Stadt in der Weise, wie es vor mehr als zwei Jahrtausenden üblich war, Dutzende, ja Hunderte von Pandits zu berufen, die dann über philosophische Gegenstände zu disputieren haben und beschenkt entlassen werden. Solche Konvokationen werden noch heute mit dem alten Namen sabhâ bezeichnet: mir ist es trotz mehrfacher Bemühungen nicht gelungen zu einer derselben zugelassen zu werden. Die Annahme derartiger Geschenke hat für den Pandit nichts Delikates; er betrachtet dieselben vielmehr als eine schuldige Ehrerweisung. Doch darf ich in dem Zusammenhange nicht unterlassen zu erwähnen, daß ich Mühe hatte meine beiden trefflichen Pandits, welche mir Jahr und Tag so viel Zeit und Kraft gewidmet, zur Annahme eines äußeren Entgelts zu bestimmen und daß der Zahlungstag ihnen jedesmal eine Verlegenheit bereitete, welche Söhnen Indiens zu doppelter Ehre gereicht. An häuslichen Sorgen fehlt es den Pandits natürlich nicht, und die kleineren werden wohl von ihnen mit einer Ernsthaftigkeit behandelt, welche für uns etwas Belustigendes hat. Ich gedenke mit dem größten Vergnügen eines Vorgangs, den ich in dem Hause eines namhaften, am Government College angestellten Pandits erlebte; doch fürchte ich die unwiderstehliche Komik desselben nicht in genügender Weise wiedergeben zu können.

Der Pandit war beim Reiskauf betrogen; das Gewicht sollte ein nennens-

wertes Defizit aufweisen. In der Erzählung seines Mißgeschicks ereiferte sich nun der gelehrte Mann unglaublich, ging in die kleinsten Einzelheiten ein und ließ sich die Wahrheit auf Schritt und Tritt von seinen anwesenden Schülern bestätigen. Die Polizei war, wie gewöhnlich, von den betrügerischen Verkäufern bestochen und hatte eine Untersuchung der Angelegenheit abgelehnt, jedoch heimlich bei dem Pandit anfragen lassen, wie viel er zu geben bereit sei, wenn sie für ihn Partei nähme. Schließlich hatten die Händler dem Pandit eine Tracht Prügel angedroht. Alles das wurde mir wie einem Richter zu Protokoll gegeben; und dazu wurden die Reissäcke geöffnet, damit ich den falsch gewogenen Reis auch *sehen* könnte. Dieses letztere schien den Leuten sehr wesentlich zu sein. Die Nachbarschaft strömte zusammen, um mir unter Getöse zu bestätigen, daß sie alle schon von ebendenselben Reishändlern betrogen seien. Ich begann mich in die mir beigelegte Würde zu finden, als mir die beiden Händler vorgeführt wurden: der eine ostentative Gleichgültigkeit zur Schau tragend, der andere am ganzen Körper zitternd. Jetzt trat der Hauptbelastungszeuge auf, ein etwa zwölfjähriger Junge, welcher mit großem Geschrei die beiden Männer als diejenigen rekognoszierte, die seinen Vater einmal in gleicher Weise betrogen hätten. Während er auf Hindustani die Geschichte herunterbrüllte, schrie der Pandit auf mich ein: „Hört, hört, der Knabe redet die Wahrheit; er ist ein Brahmanensohn; er hat schon den Veda gelesen. Welcher Çakhâ (Rezension des Veda) folgst du?" „Der Madhyandina-Çakhâ." „Hört, er ist ein Madhyandiniya, ein wundervoller, ausgezeichneter Knabe." Und so entstand ein Durcheinander von Reis, Vedaschulen, falschem Gewicht, Brahmanengeschlechtern, bestochener Polizei, daß ich ernstlich besorgte, meine Lachmuskeln nicht mehr im Zaum halten zu können. Etwas mußte von meiner Seite geschehen; denn diese echt orientalischen Zustände, in deren Mitte ich als Hauptperson malgré moi nun einmal versetzt war, wurden mir mit jedem Augenblick interessanter; die Erklärung meiner völligen Unfähigkeit helfend einzuschreiten hätte den naturgemäßen Verlauf des Vorgangs unterbrochen und mich eines seltenen Genusses beraubt: ich setzte mir also eine Amtsmiene auf, ließ mir einen der Reissäcke noch einmal aufbinden, wühlte in dem Corpus delicti herum und forderte die beiden Händler einzeln vor mein erhabnes Angesicht, um sie möglichst durchdringend zu betrachten. Damit glaubte ich genug gethan zu haben. Die Reisverkäufer hatten die ganze Zeit über kein Wort gesprochen; aber kaum waren sie unten im Hofe, als sie ein fürchterliches Geschrei erhoben: jetzt könne der Pandit, weil er dem Sahib die Geschichte erzählt habe, ganz gewiß darauf rechnen seine Prügel zu bekommen. „Hört," rief nun der Pandit außer sich, „Schläge soll ich essen,[1]) ich, ein Diener der Regierung! Leben wir in den Zeiten Aurungzebs? Ist dies das Land des Nizam oder ist es englisches Land? Wenn ich mein Recht nicht bekomme, reiche ich meine Entlassung ein und verlasse Kaçi (der heilige und gelehrte Name für Benares)." Ich hatte *nicht* genug gethan. Der Pandit wußte, daß ich mit

[1]) In Indien ißt man Schläge (hindûst. mâr-khânâ) und trinkt Zigarren.

dem englischen Beamten befreundet war, unter dessen Jurisdiktion derartige Fälle kommen mußten, und ersuchte mich bei ihm sein Recht zu vertreten. Darauf war, wie ich nun merkte, von vorn herein alles berechnet gewesen. Der von den Reisverkäufern geübte Betrug war so offenkundig, daß ich zusagte. Zum Lohne dafür wurde mir von dem Pandit und seinen Schülern versichert, daß ich der wahre Brahmane sei; denn da und dort stände geschrieben, das Herz und die Liebe zur Wahrheit machten den Brahmanen. „Nur," fügte ein die Konsequenzen ängstlich bedenkender Bengali hinzu, „mit euch essen dürfen wir nicht." Doch wurde mir ein großer Haufen für mich aus Zucker, Mehl und Kokosmilch gebackener Süßigkeiten geschenkt oder vielmehr meinem Sais (Stallknecht) übergeben, der zu festgesetzter Abendstunde mein Reitpferd an das Thor dieses für mich denkwürdigen Hauses gebracht hatte. Damit aber war die Reisgeschichte für mich nicht zu Ende. Zunächst mußte ich mich von meinem englischen Freunde, in dessen Haus ich jener Zeit zu Gaste war, einfach auslachen lassen, als ich ihn für den Pandit und seine Reissäcke zu interessieren suchte; dann wurde ich wochenlang von dem Pandit über den Verlauf des sich ergebenden Prozesses unterhalten, bis ich von der Angelegenheit nichts mehr hören konnte und meinen Schöpfer pries, als endlich der Pandit glücklich seinen Prozeß verloren hatte, „weil es" — wie zu seiner schmerzlichen Genugthuung das richterliche Erkenntnis lautete — „nicht anzunehmen sei, daß ein so gelehrter Mann sich habe von zwei ungelehrten Händlern betrügen lassen." Der Pandit verließ natürlich Kâçî nicht, wie er gedroht hatte. Ich bemerke ausdrücklich, daß die eben gegebene Schilderung nicht eine freie Behandlung des Vorgangs aus der Erinnerung ist, sondern daß jeder einzelne Zug und jedes gesprochene Wort ohne ausschmückende Zusätze von mir getreu wiedergegeben ist. Wann auch immer ich etwas Bemerkenswertes gesehen oder gehört, habe ich dasselbe so bald als möglich in aller Ausführlichkeit zu Papier gebracht. Über das „Wunderland" ist von den meisten Reisenden so viel Unrichtiges und wissentlich Falsches erzählt worden, daß ich es für nötig halte die Zuverlässigkeit meines Materials auf das nachdrücklichste zu versichern.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Spazierfahrt durch die Luft.

Von

Paul Reis.

Lieber Leser, ich lade dich freundlichst ein, mit mir in Gedanken eine Ballonfahrt zu unternehmen, nicht um das Wesen oder die Technik der Luftschifffahrt kennen zu lernen; denn das ist ja bekannt genug; auch nicht, um uns zu entrüsten über das industriestolze neunzehnte Jahrhundert, das hundert Jahre nach der Erfindung des Ballons diesen noch nicht zu lenken versteht; giebt es ja

Probleme, die nicht zu lösen sind, z. B. die Verwandlung einer kleinen Arbeit in eine große Arbeit, ein Problem, an welchem sich Tausende vergeblich versuchten, wenn sie ein Perpetuum mobile zu erfinden strebten. Ohne indes die Lenkung der Luftschiffe für ein unlösbares Problem zu halten, darf man doch darauf hinweisen, daß unser Säkulum wenigstens andere Aufgaben, die das scheidende achtzehnte Jahrhundert ihm hinterließ, z. B. den Galvanismus, ruhmvoll durchgeführt hat. Wenn wir uns nun bei der Technik und der Lenkung des Ballons nicht verweilen wollen, so bleibt uns Raum und Zeit für ein weites Gebiet der Erkenntnis, nämlich für das Reich der Lufterscheinungen und die mannigfachen Ergebnisse der neueren Forschungen über dieses Gebiet, wobei es eine große Erleichterung gewährt, wenn wir, wie es für eine Gedankenfahrt gewiß erlaubt ist, den Ballon für lenkbar erklären nach abwärts, aufwärts und allen nur denkbaren Richtungen.

„Wäre doch diese Voraussetzung erfüllt," so meint gewiß jeder von den zahlreichen Nervösen der großen Städte, „dann könnte man mittels des Ballons dem quälenden wirren Getöse des städtischen Tageslärms jeden Augenblick entrinnen und in jenen lichten Höhen einer erquickenden Stille traumselig obliegen." Man würde sich bei der Ausführung dieses schönen Gedankens schwer getäuscht finden; denn der Tageslärm verfolgt uns noch mannigfaltiger und verwirrter in bedeutende Höhen. In einer Höhe von zweitausend Metern, also mehr als einer halben Wegstunde, hört man noch das Krähen eines Hahnes; in der halben Höhe von tausend Metern können wir das Geplauder der Menschen so deutlich verstehen, als ob wir bei ihnen wären; und da diese leichte Fortpflanzung des Schalles von allen Seiten her, von der ganzen Stadt geschieht, so ist das wilde Getöse hoch über einer großen Stadt ganz unerträglich. Dagegen müssen die Ballonfahrer ihre Stimmen stark anstrengen, wenn sie einander verstehen wollen, und selbst ihr stärkstes Geschrei ist für die Erdbewohner nicht vorhanden; nur durch Schwenken von Fahnen können sie Zeichen geben. — Die Erklärung dieser seltsamen Erscheinung erinnert an die des Hörrohrs, dessen Wirkung darauf beruht, daß die Schallbewegung einer größeren Menge von Luftteilchen mitgeteilt wird. Der Schall in der dichten Luft auf der Erdfläche ist stark, weil viele Luftteilchen stoßend auf das Trommelfell wirken, während in der dünnen Luft der Ballonhöhe diese Zahl wesentlich verringert ist. Außerdem vermag die energievolle Wellenbewegung der tiefen, dichten Luft ganz leicht die dünne, hohe Luft zu Tonwellen anzuregen, während diese mit ihrer geringen Energie nur schwach auf die erste wirken kann; bewegtes Quecksilber wirkt stark stoßend auf Wasser, während Wasser nur schwach auf Quecksilber zu wirken vermag.

Wer dem Erdengeräusch durchaus entfliehen möchte, wird nun einwerfen: „Steigen wir zehntausend Meter hoch, in einer Viertelstunde werden wir sie gewiß erreicht haben." Dann sind wir allerdings das irdische Geräusch los, aber auch des Erdenlebens ledig. Nach der Erfindung des Ballons ist allerdings des Dichters Klage unberechtigt:

Digitized by Google

„O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu schweben!"
„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!"

Wir können ja mit dem Ballon in den himmelblauen Raum hineinfliegen, sogar durch die dunkelste und dickste Wolkenschicht hindurch, bis endlich die ersehnten lichten Höhen erreicht sind; aber vor Kälte und Luftmangel sehnen wir uns dann gleich nach dem warmen Busen der Mutter Erde zurück — und wir müssen unverweilt alles aufbieten, um ihn zu erreichen, sonst verlieren wir plötzlich ganz unvermerkt das Bewußtsein und erhalten es niemals wieder. Das traurige Schicksal verschiedener Luftschiffer trotz der sorgsamsten Vorsichtsmaßregeln hat uns diese Kunde gegeben. Croce-Spinelli, Sivel und einer der Gebrüder Tissandier, die seitdem durch Lenkversuche mit einer dynamo-elektrisch bewegten Luftschraube berühmt geworden sind, hatten sich bei dem großen Staatsmann und Physiologen Paul Bert Rats erholt, wie sie der Gefahr des Erstickens und Erfrierens entgehen könnten. Dieser hatte sich zur Lebensaufgabe gemacht, den von den Ärzten nicht genügend gewürdigten Einfluß des Luftdruckwechsels auf die menschliche Gesundheit zu untersuchen, sowie auch die Wirkung stark verdünnter und verdichteter Luft. Er riet den Luftschiffern, sauerstoffreichere als die gewöhnliche Luft in Schläuchen verdichtet mitzunehmen und in 7000 Metern Höhe einzuatmen. Bei einer Fahrt im Jahre 1874 hatten sie sich von der Vortrefflichkeit dieses Rates überzeugt. Im folgenden Jahre aber wollten sie ihre Schläuche bis in 8000 Meter Höhe schonen, weil sie sehr hoch zu steigen beabsichtigten und ihr Vorrat geringer war. Sie konnten jene Absicht nicht erreichen, da sie urplötzlich das Bewußtsein verloren; nach dem ohne Zuthun erfolgten Falle des Ballons erwachte Tissandier wieder, die anderen beiden blieben tot. Glaisher und Coxwell hatten schon früher eine bedeutendere Höhe erreicht, von 11000 Metern, die weiteste Entfernung von der Erde, die jemals ein Mensch erstiegen; dabei hatte ersterer ebenfalls das Bewußtsein, jedoch nicht das Leben verloren, und letzterem war bei seinen gewaltigen Anstrengungen, die eingefrorenen Hähne zu öffnen und den Ballon zum Fallen zu bringen, eine Hand erfroren. Es spricht sich so leicht von zehntausend Metern, sie sind aber dem Menschen unerreichbar — oder nur mit Unheil und Tod.

Woher nun diese plötzliche Bewußtlosigkeit, woher die furchtbare Kälte? Auf der untersten Luftschicht, in der wir leben und atmen, ruht die ganze, wohl 12 Meilen hohe Luftmasse, die wegen dieser großen Höhe trotz ihrer Leichtigkeit ein solches Gewicht hat, daß sie auf jedes Quadratzentimeter einen Druck von einem Kilogramm ausübt. Auf den höheren Luftschichten ruhen immer geringere Luftmassen, der Luftdruck wird immer kleiner, die Luft immer dünner. In 5500 Meter Höhe ist die Luft nur noch halb so dicht wie am Erdboden, in 18000 Meter Höhe zehnmal dünner. Außerdem ist nun die eigentliche Lebensluft, der Sauerstoff, nur zum fünften Teile des Gewichtes in der Luftmischung der Atmosphäre enthalten; jene lichten Höhen sind also sehr sauerstoffarm. Bert aber hat bewiesen, daß in verdünnter Luft auch der Sauerstoff des Blutes eine

entsprechend geringere Spannung hat. Nun besteht das Leben des Blutes in seiner unaufhörlichen Oxydation, seiner Vereinigung mit Sauerstoff. Wie in einer Dampfmaschine Wärme und Arbeit durch Verbrennung d. i. Oxydation erzeugt wird, so entsteht auch im tierischen Körper Wärme und Arbeit auf allerdings noch nicht ganz bekannte Weise durch Oxydation mittels des Blutsauerstoffs. Wird dem Blute der Sauerstoff entzogen, so hören Wärme und Arbeitsfähigkeit d. i. das Leben auf. Ganz wie das giftige Kohlenoxydgas sich mit dem Hauptstoffe der Blutkörperchen, dem Hämoglobin, vereinigt, dadurch den Sauerstoff verdrängt, die Oxydation unmöglich macht und Bewußtlosigkeit und Tod bringt, so wirkt auch der allzustark verdünnte Sauerstoff allzugroßer Höhen. Wie kommen aber jene erfahrenen Luftschiffer zur Vernachlässigung dieser ihnen bekannten Umstände? Das unvermerkte sanfte Aufsteigen, die Erweiterung des Horizontes, das wechselnde Spiel der Landschafts- und Luftbilder, die Reinheit der höheren Luftschichten, der geringere Luftdruck bringen offenbar ein behagliches Wohlgefühl hervor, eine Empfindung gesteigerter Lebenskraft, in der man die Gefahr vergißt.

Aber die Kälte! Jeder Unkundige wird vermeinen, je höher man aufsteigt, desto näher kommt man der Sonne, desto stärker wird also die Hitze, wie ja auch Dädalus den Ikarus warnte, der Glut der Sonne nicht zu nahe zu kommen, damit das Wachs der Flügel nicht schmelze. Jedoch die Luftwärme wird nicht direkt von der Sonne bewirkt, sondern indirekt durch Vermittelung der Erdfläche. Wo man auch im Sonnenscheine Boden- und Lufttemperatur verglichen hat, fand man erstere immer höher als letztere. Als in London die Luft 17° Wärme hatte, betrug die Bodentemperatur 21°. Bei Bagdad und in der Wüste Sahara sah man das Thermometer im Boden über 77° steigen, während die höchste auf Erden gemessene Lufttemperatur nur 55° betrug. Nun sollte man doch glauben, wenn der Erdboden erwärmend auf die Luft wirken kann, dann müßten es auch die direkten Sonnenstrahlen vermögen, die doch eher durch die Luft gehen, als sie am Boden anlangen, und auf die höchsten Luftschichten zu allererst treffen. Dieses Rätsel hat die neuere Wissenschaft gelöst. Die Hauptbestandteile der Luft, Sauerstoff und Stickstoff, sind diathermau, d. h. wie die Sonnenstrahlen ungeschwächt durch eine Glasscheibe gehen, ohne dieselbe zu erwärmen, so gehen sie auch durch eine beliebig mächtige Schicht von Sauerstoff und Stickstoff hindurch, ohne von diesen aufgenommen oder absorbiert zu werden, ohne dieselben auch nur eine Spur zu erwärmen. Dagegen haben die beiden Gase Kohlensäure und Wasserdampf die Fähigkeit, durchgehende Sonnenstrahlen zu verschlucken. Leider sind diese beiden Gase in der Luft nur in geringer Menge vorhanden und zwar nur in der untersten, höchstens eine Meile dicken Luftschicht. Deshalb bleiben die oberen Luftschichten kalt, und auch von jener untersten Schicht wird nur der vierte Teil der direkten Sonnenstrahlen aufgenommen. Der größere Teil gelangt zum Boden, erwärmt diesen und wird hierdurch in dunkle Wärme verwandelt und wieder ausgestrahlt. Die dunklen Wärmestrahlen werden nun nicht bloß von diesen beiden Gasen viel stärker absorbiert, sondern auch einigermaßen von den Hauptelementen der Luft, Sauerstoff und Stickstoff. Die vom Boden fort-

Digitized by Google

während ausgehenden dunklen Wärmestrahlen erwärmen daher nicht bloß die unterste Luftschicht, sondern auch die höheren Luftmassen; sonst müßten diese ja an der ungemein niedrigen Temperatur des Weltraumes, der wenigstens 200° kalt ist, Anteil nehmen, und ein Aufsteigen um wenige tausend Meter würde schon in tödliche Kälte führen. Dem entspricht auch, daß Egoroff schon seit Jahren eine Absorptionsfähigkeit des Sauerstoffs behauptet, und daß ganz neuerdings Thollon in seiner großartigen Darstellung des roten Teiles des Sonnenspektrums findet, daß die Fraunhoferschen Linien A und B Luftlinien sind, daß also die Luft im stande ist, rote Wärmestrahlen zu absorbieren und sich dadurch zu erwärmen.

Trotzdem bieten die Wärmeverhältnisse der oberen Luftschichten noch einiges Rätselhafte dar, wovon wir uns nach Glaishers Vorbild bei einer Luftfahrt überzeugen können. Wir müssen dabei voraussetzen, daß das Aufsteigen langsam und senkrecht aufwärts stattfindet, daß einer von uns ein empfindliches Thermometer beobachtet und ein anderer ein Hypsometer, d. i. ein solches Metallbarometer, auf welchem man die erstiegenen Höhen einfach ablesen kann. Wir beobachten dann, daß bei heiterem Wetter das Thermometer um 1° gefallen ist, wenn wir 60 Meter gestiegen sind; so bleibt es auch für einige Zeit; bald aber fällt es uns auf, daß bei weiterem Steigen diese Höhenstufe zunimmt. In einer Höhe von 3000 Metern beträgt sie schon 130 Meter, und in einer Höhe von 7000 Metern gar 300 Meter; man muß diese bedeutende Strecke emporsteigen, um das Thermometer um 1° fallen zu sehen. Die höheren Luftschichten sind trotz ihrer grimmigen Kälte bedeutend wärmer, als es nach der Theorie zu erwarten wäre. Zur Erklärung könnte man wohl auf den Gedanken kommen, die am Boden erwärmte Luft werde durch ihre Wärmeausdehnung leichter, steige deshalb auf und bringe Wärme in die Höhe. Man würde aber dabei vergessen, daß die aufsteigende Luft in Gegenden geringeren Luftdrucks gelangt, wodurch sie sich ausdehnt und so kälter wird als die umgebende Luft. Glaisher, der im Auftrage der British Association 25 wissenschaftliche Luftfahrten unternommen hat und dem wir jene Höhenstufen-Resultate verdanken, fand hierbei auch, daß in trüber, wolkiger Luft die Höhenstufe gleich anfangs um 20 Meter größer ist, daß aber dieser Unterschied mit der Höhe kleiner wird. Dies erklärt sich einfach daraus, daß die Wolken die Ausstrahlung der Erde nach dem kalten Weltraume hindern, also die Luft in der Erdnähe wärmer halten, während in bedeutenden Höhen die Wolken und ihre Wirkung immer mehr verschwinden. Zur Erklärung der großen Höhenstufe in jenen hohen Gegenden aber reicht auch die geringe Absorption des Sauerstoffs nicht aus. Es muß dort oben noch ein unbekannter absorbierender Stoff vorhanden sein. Möglicherweise ist es derselbe Stoff, der die abnormen Dämmerungserscheinungen der letzten Jahre bewirkt hat. Huggins fand außerdem, daß die Helligkeit der oberen Luftschichten seit einigen Jahren stärker geworden sei, und vermutet, diese Zunahme und die Dämmerungserscheinungen möchten wohl dieselbe Ursache haben.

Welch' ein Stoff mag das nun wohl sein, der die Atmosphäre in ihren

höheren Regionen erhellt, der die abnormen Dämmerungserscheinungen, die offenbar ebenfalls diesen Regionen entstammen, bewirkt und die Wärme dieser Luftschichten erhöht? Aitken und Robert von Helmholtz haben bewiesen, daß in absolut staubfreier Luft kein Nebel entsteht, daß also die Nebel- und Wolkenteilchen, die man früher für Bläschen hielt, nicht hohl sind, sondern im Gegenteil ein unendlich kleines Staubteil als Kern enthalten. Nun kommen aber nach Hildebrandson die hohen Haufwolken in Entfernungen von der Erde vor, die nahe an 6000 Meter liegen; also müssen die Staubteilchen ebenfalls in dieser Höhe vorhanden sein. Und wenn sich Staub in Höhen findet, wo man ihn bisher nicht vermutete, warum sollte er in noch höheren Schichten fehlen, wo er außer von irdischer Herkunft auch noch kosmischen Ursprungs sein könnte? Zwei der bedeutendsten Forscher unserer Zeit, Huggins und Siemens, stimmen in der Meinung überein, daß die Sonne feineren und gröberen Stoff in den Weltraum zerstreue. Huggins hält die Sonnenkorona und das Zodiakallicht für kosmische Ringwolken, die von der Sonne gespeist werden und durch elektrische Abstoßung derselben fernbleiben; erstere soll aus festen und flüssigen, wohl gröberen Partikelchen bestehen, letzteres die weiter fortgeschleuderten, wohl feineren Teilchen enthalten. Nach Siemens ist der Weltraum mit zerstreuter Sonnenmaterie erfüllt, die von der besonders großen Zentrifugalkraft am Sonnenäquator hinausgeschleudert wird, sich im Weltraume durch die dissipierte Sonnenenergie zersetzt und in die polaren Sonnengegenden zurückströmt. Auf der Sonne herrscht nun seit 1882 eine erhöhte Thätigkeit, die sich ausnahmsweise auf mehrere Jahre erstreckte. Liegt nun nicht die Annahme nahe, daß zu den Produkten dieser Thätigkeit auch ein unendlich feiner Staub gehört, der alle erwähnten abnormen Erscheinungen in einfacher Weise erklärt, und daß dieser Staub auch in gewöhnlichen Zeiten vorhanden ist, natürlich weniger reichlich, und durch seine Absorption der direkten und der reflektierten Sonnenstrahlen die große Höhenstufe der oberen Luftregionen begreiflich macht?

Obwohl die hohe Atmosphäre wärmer ist, als sie nach der Theorie sein sollte, so ist sie für den Aufenthalt des Menschen doch unbrauchbar; nehmen wir selbst als mittlere Höhenstufe die große Zahl 200 an, so erhalten wir für 10 000 Meter Höhe eine Temperaturabnahme von 50°, also durchschnittlich eine Kälte von 40°. Jammerschade, daß wir diese Kälte nicht ertragen, jene Höhe nicht erreichen dürfen; wir würden dort oben unerhörtes schauen. Die Erde würde uns als goldene Schale erscheinen; als Schale, weil wir uns gewöhnt haben, den Horizont, wo Himmel und Erde sich berühren, für gleich hoch mit uns zu halten, eine Meinung, welche wir auch im Ballon festhalten, während gerade unter uns die Erde weit entfernt ist, — und vergoldet, weil alle von der Atmosphäre reflektierten Strahlen ihre blauen Bestandteile als Himmelsblau in der Luft zurücklassen, also uns Ballonfahrern nur die roten, orangefarbigen und gelben Bestandteile zuführen; und dieser goldene Schleier über der Erdschale muß blitzen und flimmern, weil auch Staubteilchen an der übrigens sehr veränderlichen Reflexion teilnehmen. Wenn die Luft staubfrei wäre, was ja auch einmal vor-

kommen könnte, dann müßte in jener Höhe uns die Luft trotz der Sonne nach allen Richtungen vollkommen lichtleer, absolut dunkel, erscheinen wie in einem unbeleuchteten Tunnel, wo man ebenfalls die Empfindung hat, als ob man durch schwarzen Marmor führe; denn der leere Weltraum, mit dem die staubfreie, äußerst dünne Luft zu vergleichen ist, pflanzt zwar das Licht fort, ist aber selbst vollkommen dunkel, das Licht wird erst merkbar, wenn es auf Körperliches fällt, — der körperlose Raum ist auch lichtlos. Auch der Himmel würde uns in jener großen Höhe nicht blau, sondern schwarz erscheinen, als finsterer Abgrund, in welchem selbst zur Tageszeit die Sterne ohne Glitzern und Flimmern, als bloße Lichtpunkte mit unheimlich verschiedener Lichtstärke sichtbar werden. In dieser Höhe von 10000 Metern hätte unser Horizont eine Weite von 100 Meilen, von Berlin aus könnte man große Teile der Nord- und Ostsee überschauen, von Wien aus das adriatische Meer als schneeweiß schimmerndes Schneefeld erblicken, von Mainz aus könnte man die Nordsee und die Alpeneisbergkette in ihrem Eindruck vergleichen, im Innern Englands würde die goldene Erdschale von einem silbernen Kranz umfaßt erscheinen.

Wir wollen auf diese ungewöhnlichen Freuden bei unserer Ballonfahrt verzichten, um ungewöhnlichen Leiden zu entgehen; blühen uns ja noch Freuden und Genüsse genug, wenn wir uns mit wenigen tausend Metern begnügen, wie der Engländer Green, der die Füllung mit Leuchtgas eingeführt und wohl 1400 Luftfahrten ausgeführt hat, und durch sein Bescheiden aufs Maßvolle das Ziel erreichte, in seinem Schlosse, dem Ertrage seiner Fahrten, ein behagliches Alter fast bis zum 90. Lebensjahre auszuspinnen. Wechselnde Licht- und Farbenbilder, bald brillant, bald grauenvoll nehmen wir schon bei weniger hohem Ansteigen wahr, weil wir dadurch zu den Lufterscheinungen in ungewohnte Stellungen gelangen und ungewöhnliche Lichtreflexe empfangen. Steigen wir an einem bewölkten windstillen Tage früh morgens langsam auf, so gelangen wir in tausend Meter Höhe schon zwischen Haufwolken, die von unten als runde, kugelig und traubig begrenzte Wolkenballen, häufig mit hellem Rand und dunkler Mitte erscheinen. Zwischen ihnen angelangt, bemerken wir sofort, daß wir von unten nur den Fuß einer hohen Säule sahen; denn hinter dieser Grundfläche erstrecken sich die Wolken noch 500 Meter nach dem Himmel zu. Wir sehen ihre riesige Größe von der Seite her als ödes, welliges, wogiges Eisland, das bei unserer Annäherung über den Zwerg von einem Ballon herzustürzen scheint; der Wind treibt uns aber unaufhaltsam hinein, und wir sind nun in einem dichten, wogenden Nebel; seitwärts sinken die Wolkenteilchen fortwährend ab; im Innern der Wolke angelangt, hebt uns der aufsteigende Luftstrom bis über den Scheitel der Wolke in 2000 Meter Höhe, wo wir die ganze Masse als ein Schaumkapitäl über dem Ascensionstrom erkennen. Hiermit erkennen wir auch den Grund der Säulengestalt mit mannigfachen Einklüftungen und Ausbuchtungen und mit traubig-kugeliger Bekrönung. Schon auf der Erde bilden sie deshalb am fernen Horizont den Eindruck von Schneegebirgen. Hier oben, wo wir sie in ihrer ganzen Länge übersehen, wo sie nahe und ferne, eine immer abenteuerlicher und grotesker als die andere, in großer

Anzahl um uns schweben, sich an und übereinander türmen, spottet die Großartigkeit des Eindrucks jeder Beschreibung.

Steigen wir nun weiter, so lassen wir bald die erste Haufwolkenschicht tief unter uns zurück; wir sehen sie in rosigem Lichte, im feurigsten Morgenrot schwimmen, da die Sonne noch tief steht. Aber immer wieder schweben sie noch in großer Anzahl über uns mit goldenen und silbernen Rändern. Bald gelangen wir auch zwischen die oberen Haufwolken, finden auch sie noch säulenförmig, aber mit umsomehr abnehmender Säulenhöhe, je weiter wir steigen. Die obersten Haufwolken sind nicht mehr vorwiegend in der Dicke ausgedehnt, sie werden allmählich ebenso dick, ja weniger dick als lang und breit. Hierdurch verlieren sie mehr und mehr beim Anblick von unten das dunkle Aussehen im Innern, das von grau durch braun bis zum tiefsten Dunkel geht, sie sind vielmehr von der Sonne beschienen durch und durch silberglänzend. Während wir bei der Abfahrt einen dunkel bewölkten Himmel über uns sahen, lacht uns zwischen 2000 und 4000 Metern Höhe eine schneeweiß strahlende Decke entgegen.

Auch diese schimmernde Haufwolkendecke bleibt bald unter uns zurück, wenn wir zu einer Höhe von 6000 Metern aufsteigen wollen. Über 4000 Metern sehen wir dennoch am blauen Himmel zahlreiche Wölkchen schweben, runde, kugelige Ballen mit hellerem Rande, also noch Haufwölkchen, und etwas in die Länge gezogene, gleichmäßig weiße Wölkchen, federige Haufwolken, Schäfchen. Auf die Haufwölkchen treffen wir zuerst, sie hängen also tiefer wie die Schäfchen. Während bei unserm Fluge durch die tieferen Wolken unsere Kleider, unsere Gondel und Geräte nur leicht befeuchtet wurden, sehen wir beim Fluge durch die höchsten Haufwölkchen auf allen kalten Gegenständen Glatteis fast plötzlich erscheinen. In dieser Höhe von 5000 Metern herrscht schon eine empfindliche Kälte von 10 bis 15 Graden. Die kleinen Wasserteilchen der Wolke sind also tief überkaltet; in gewöhnlichem Zustande kann Wasser bei dieser Kälte nicht flüssig bleiben, wohl aber in den überaus kleinen Teilchen, die den Nebel und die Wolken bilden. Sowie aber diese überkalteten Wasserteilchen einen festen Körper berühren, werden sie plötzlich fest und überziehen den Körper mit Glatteis. Merkwürdig ist der Zusammenhang der Wolkenform im Ganzen mit der Gestalt der kleinsten Teilchen; die runden Haufwölkchen bestehen aus kleinen Tröpfchen, kugeligen Teilchen, die länglichen Schäfchen enthalten schon längliche Eisnadeln, und die Federwolken, die in langen, weißen, nach der Länge gestreiften Bändern den ganzen Himmel entlang ziehen, sind ganz aus Eisnadeln zusammengesetzt. Bis zu der Höhe dieser Federwolken, die über 10000 Meter hinausgeht, wollen wir unser Aufsteigen nicht fortsetzen — das sind verbotene Genüsse; auch 8000 Meter, wo die Federwolken beginnen, wollen wir vermeiden. Wir begnügen uns mit der Zwischenstufe der höchsten Haufwölkchen und der Federwolken, den Schäfchen; sind wir durch einige derselben hindurch gesegelt, so ist das Glatteis der Gondel mit Eisnädelchen von unendlicher Feinheit bedeckt, die sich zunächst zu einer Art Reif und dann zu einer Schneeschicht anhäufen. Hier, in einer Schäfchenwolke, wo unendlich kleine Wasserteilchen mit feinsten Eisnädelchen gemischt sind, wäre

eigentlich der Ort, die Bildung des Schnees zu studieren. Man würde dann wohl finden, was wir bei einer Gedankenfahrt nur vermuten können, daß die sechsstrahligen Schneesterne, welche die Schneeflocken zusammensetzen, durch Gefrieren der von Eis eingeschlossenen kleinen Wasserteilchen entstehen, daß diese Regelation die Ursache des Zusammenhaltens der Eisnädelchen ist, welche sich an eine sechsseitige Mittelgruppe anlehnen. — Wenn wir die Schicht der Schäfchen passiert haben, so strahlt allerdings über uns der dunkelblaue Himmel, aber weiße Federwolken ziehen vom dunkelblauen Zenit nach allen Himmelsrichtungen. Wir wollen uns am Anblick dieses herrlichen Bildes ergötzen, jedoch zum Verständnisse desselben einen Rückblick auf den Weg werfen, den unser steigender Ballon bis hierher in 6000 Meter Höhe über den Schäfchenwolken zurückgelegt hat.

Wir sind an einem stark bewölkten Morgen aufgestiegen und durch drei Schichten von Haufwolken hindurch gefahren. Haufwolken entstehen aber nur durch den aufsteigenden Luftstrom, der allerdings auch bei ruhiger Luft durch steigende Sonnenwärme wie auch in einem Minimum des Luftdrucks gebildet werden kann, die Zahl der Haufwolken ist aber darum gering, und mit wachsender Tageswärme lösen sie sich allmählich wieder auf. Die große Menge von Haufwolken aber, die wir durchzogen haben, kann nur durch ein weit ausgebreitetes Aufsteigen der Luft, also durch eine weit ausgebreitete Depression, um ein Minimum des Luftdrucks herum entstanden sein. Die Luftbewegung in einer Depression, sogenannte Cyklone, ist aber allgemein bekannt als eine Spiralbewegung nach dem Minimum hin. Wir sind also in das Minimum hineingefahren, während dem wir gleichzeitig aufstiegen, unsere Bewegungsbahn war eine Schraubenlinie, vielleicht von 10 bis 20 Meilen Durchmesser. Merken konnten wir davon nichts; denn die Bewegung in einem Ballon ist, wie wir ja erfuhren und fortwährend erfahren, die ruhigste, welche es auf Erden giebt; man wird von der bewegten Luft mit ihr fortgetragen, wie man von der Erde durch den Weltraum getragen wird; so wenig man von der Erddrehung etwas spürt, wenn man zuhause im Sessel oder auf einem Bergesgipfel sitzt, so wenig empfindet man selbst beim stärksten Orkan von der Bewegung des Ballons; füllen wir ein Glas mit Wein bis zum Rande, so sehen wir keinen Tropfen herausfallen. Wir sind also unvermerkt auf einer schraubenförmigen Bahn in das Innere einer Cyklone, in das Zentrum einer Depression gelangt und in diesem windstillen Minimum ebenso unvermerkt von dem aufsteigenden Luftstrom durch die Schäfchenwolken hindurch getragen worden. Von dem Gipfel der Cyklone sind wir noch weit entfernt, wohl 4—6 tausend Meter, aber wir sind senkrecht unter diesem Gipfel. Da nun von dem Gipfel einer Cyklone aus die fortwährend von unten anlangende Luft, welche Wärme und Feuchtigkeit in diese kalten, trockenen Regionen bringt, abfließen muß, so gehen von dem Gipfel Luftströme nach vielen Seiten; in diesen kondensiert sich der Wasserdampf zu Eisnädelchen und bildet in den schmalen, heftigen Luftströmen die streifigen Federwolken, die wir von unserem blauen Zenit nach allen Seiten wie die Äste vom Ende eines Baumstammes ausgehend erblicken.

Jedoch ist die Verteilung der Federwolken nicht gleichförmig, nach einer Richtung und zwar nach Osten hin sind sie in größerer Zahl und Stärke vorhanden; dort hat offenbar ein Maximum des Luftdruckes die Herrschaft, die heiteres, helles Wetter im Gefolge hat. Dorthin wenden sich vom Gipfel der Cyklone die meisten und stärksten Luftströme, weil im Inneren des Maximums die Luft in absteigender Bewegung ist, also in der Höhe die weit umliegende Luft an sich saugt.

Wir könnten dem häßlichen Wetter des Minimums leicht entrinnen; wir müßten uns wie bisher von unserem eigenen aufsteigenden Luftstrome noch weiter emportragen lassen bis zum Gipfel des Minimums; dort würde uns der stärkste Zweigstrom schon erfassen und auf Windesflügeln nach dem Maximum hintragen, wo wir in dem absteigenden Luftstrom sanft herabgleiten und dauernden Sonnenschein genießen könnten. Das verbietet uns jedoch die Erstickungsgefahr.

Sonst hätten wir eine herrliche Gelegenheit, der allerneusten Wissenschaft einen hervorragenden Dienst zu leisten. Bekanntlich ist die Entstehung der Maxima und Minima noch unbekannt, obwohl die moderne Meteorologie diese beiden Erscheinungen für die Grundlagen unseres Wetters hält. Es sind zwar mehrere Theorien aufgestellt worden, sogar ungemein geistvolle von bedeutenden Forschern, aber keine ist unbestritten geblieben. Da trat vor wenigen Monaten ein bekannter Helfer in der Not auf, Werner Siemens, der vor zwanzig Jahren der im kleinen hinschmachtenden Elektrotechnik durch die Entdeckung des dynamo-elektrischen Prinzips den Weg ins große gebahnt hatte, und erklärte auch hier die Maxima und Minima für das Kleine, für eine Folge des Großen, nämlich der die ganze Erde umfassenden Luftströme, die er in großen Zügen nach den Prinzipien der mechanischen Wärmetheorie entwickelte. Er kommt hierdurch auf die Grundlagen der Dove'schen Meteorologie zurück, auf die Polar- und Äquatorialströme der Atmosphäre.

Letztere haben nach ihm eine bedeutende Höhe, eine Geschwindigkeit nach Osten von einigen hundert Metern, sind also auf unserer Halbkugel nach Nordosten gerichtet. Bei ihrem Fortschreiten nach dem Pole zu gelangen sie in immer kleinere Längengrade, ihr Strombett wird enger, sie stauen sich gegenseitig und erzeugen daher eine Luftverdichtung, ein Maximum. Durch diese Anstauung wird einer der Ströme in seinem Fortgange nach dem Pole gehemmt, sein Streben nach Norden wird vermindert, so daß seine östliche Richtung überwiegend wird; zugleich senkt er sich herab und gelangt in die Nähe der dichteren Luftschichten, in denen sich unser Wetter abspielt. Hierbei reißt er durch innere Reibung die tieferen, relativ ruhigen oder in entgegengesetzter Richtung fließenden Luftschichten mit sich fort, wodurch eine Luftverdünnung, eine Depression, ein Minimum entsteht. — Wir könnten rasch die Richtigkeit der letzteren Erklärung prüfen; wenn wir in die Region der Federwolken aufstiegen, so wären wir auf dem Gipfel des Minimums; einige hundert Meter weiter — und wir müßten einen andauernden Oststurm wahrnehmen, d. h. wir würden mit unerhörter Geschwindigkeit nach Osten getragen, womit die ganze Siemens'sche Wettertheorie bestätigt wäre. Unmöglich wäre ja

dieses Experiment nicht, Glaisher hat noch bedeutendere Höhen erreicht; gewiß wird auch ein Meteorolog diese Prüfungsreise unternehmen, sich aber dabei mit allen Schutzmaßregeln versehen. Da wir uns auf solchen Fall nicht gerüstet haben, so müssen wir das Wagnis unterlassen.

Bei unserem Aufsteigen haben wir uns bei jeder hervorragenden Erscheinung verweilt, wodurch die Zeit weit über Mittag vorgerückt ist. Wir wollen uns doch die Möglichkeit offen halten, heute noch, etwa mit der Eisenbahn, nach unserer Heimat zurückzukehren, von der wir wahrscheinlich weit entfernt sind. Green flog in 19 Stunden von London nach Weilburg, Nadar in nicht viel mehr Zeit von Paris über Belgien und Holland nach Hannover, der Krönungsballon Napoleons I. mit 3000 bunten Lampen behängt in 22 Stunden nach Rom; die größte Geschwindigkeit hatte der Ballon „Schwalbe" von Tonvielle und Tissandier, 20 Meilen in einer Stunde, 40 Meter in einer Sekunde, die Geschwindigkeit des stärksten Sturmes, von dem jedoch die Luftschiffer nichts merkten. Hierin liegt übrigens kein Beweis für Siemens, da bei den Depressionsstürmen in einiger Höhe jene Geschwindigkeiten ebenfalls vorkommen, und außerdem die erwähnten Ballone nicht die Höhe der Siemensschen Äquatorialströme erreichten. Wir können daher trotz unserer geringen Höhe ebenfalls weit gereist sein, ohne es zu bemerken; da wir im Beginn einer Cyklone, also mit Südostwind, aus der Mitte Deutschlands aufgestiegen sind, so mögen wir uns wohl in Nordwest-Deutschland befinden. Sehen können wir davon nichts, obwohl wir dunkelblauen Himmel über uns haben, da drei Wolkenschichten, als wallendes, wogendes Nebelmeer uns vom Lande scheiden; wir lassen uns daher nieder zur Erde.

Sogleich beobachten wir, daß schon die Schicht der obersten Haufwölkchen, auf die wir unter den Schäfchen stoßen, viel dichter geworden ist; stärker, wie Rauhfrost geartet, gleich der Eishülle, die Goudel, Schnüre und dergl. bedeckt, ein Hagelschauer folgt uns, so wie die Schicht durchfallen ist. Kaum erkennen wir die Schicht der oberen Haufwolken tief unter uns. Nun wir den Hagelschauer durchflogen haben, breitet sie sich wie ein gefrorenes Meer unter uns nach allen Seiten ins Unendliche aus und erweckt uns banges Grauen vor dem Eindringen in die drohende Eismasse. Aber unvermerkt und ohne den leisesten Stoß zieht uns die Schwerkraft hinein. Nur feuchtes Nebelgerieſel empfängt uns und netzt uns die Kleider mit feinen Tröpfchen, die wir in der Luft kaum sehen und mit dem Nebel verwechseln und deren Fallen wir nur mit besonderer Aufmerksamkeit wahrnehmen. Das sind keine Haufwolken mehr, sie haben sich alle zu einer riesigen Regenwolke vereinigt, da der Aufstrom ihre Dichte und Größe derartig steigerte, daß sie zusammenflossen. Je weiter wir herniederkommen, desto größer werden die Tröpfchen, desto rascher sehen wir sie fallen, — endlich sind wir ganz im Regen. Früher hielt man die Regenwolken für die niedrigsten; jetzt steht fest, daß sie auch in 2000 Meter Höhe vorkommen; dann erzeugen sie den dichten, peitschenden Regen, der vielen Überschwemmungen vorhergeht und dessen Strahlen auf den Boden heftig spritzend aufklatschen, weil er aus so großer Höhe kommt. Glücklicherweise fallen wir nicht bloß, sondern werden auch noch nordwärts getragen;

sonst könnten wir das Wachsen der Tropfen an Größe und Geschwindigkeit durch die unteren Haufwolken hindurch bis zum Boden beobachten; wir sind aber froh, daß uns der Südwind ins Trockene treibt, während wir unaufhörlich fallen. Die regnende obere Haufwolkenschicht, der wir entronnen sind, bereitet uns ein wundervolles Schauspiel. Die untere Schicht scheint sich nämlich schon ausgeregnet zu haben, da wir nur wenigen Säulen begegnen; auch in der Ferne schwebt nur eine mäßige Zahl von Haufwolken, zwischen denen der Abendsonnenschein hervorbricht. Wir haben vor uns im Süden die Regenwand, die aus der oberen Wolkenschicht strömt, im Westen rechts neigt sich die Sonne zum Untergang, eine Zeit lang fallen ihre Strahlen durch dunstreiche Luft und die Lücken der Wolkensäulen so auf die Regenwand, daß die reflektierten Strahlen zu uns kommen. Ein Meer von wogendem und zitterndem Licht scheint die Regenwand zu sein, bald hier, bald dort brechen rote Feuergarben hervor, schießen aufwärts, indem sie in allen Regenbogenfarben schillern und sich in Silberglanz auflösen, fließen abwärts und vereinigen sich zu roten Glutmassen, die im Dunkel des unteren Regenbandes verschwimmen; dunkle Schatten der Wolkensäulen erscheinen, teilen das zitternde und flackernde Feuermeer und huschen über dasselbe hinweg, ziehen aber von neuem in größerer Zahl herbei. Vom Zauber des Schauspiels hingerissen, versäumen wir fast unseren zweiten Flug durch die untere Haufwolkenschicht und den Augenblick des Sonnenunterganges für diese Region; wir wenden unsern Blick von der Regenwand ab und sehen unseren ganzen Horizont in ein Meer von rosigem Lichte getaucht mit allen nur denkbaren Farbenstufen durch gelb zu blau und kaltem grün und anderseits durch feuerrot und dunkelbraun bis zum tiefsten schwarz in den dichtesten Haufwolken. Nicht mehr als riesige Eisländer dräuen sie auf uns ein, nicht mehr als ferne Schneegebirge türmen sie sich auf, sondern glücklicherweise in geringerer Zahl und nicht so nahe schwebend, entzücken sie uns durch wechselnde und doch stets edle, zierliche Gestaltung, durch eine reiche Mannigfaltigkeit an Luft- und Farbenbildern, von denen wir kaum den Blick wenden mögen nach Westen, wohin die untergehende Sonne ihn zieht; denn hier wird die Glut des Abendrots für das Auge schier unerträglich, und der riesige Glutball versinkt in dem Feuermeere mit einem Glanze, einer Pracht, wie es für den auf der Erde wandelnden Menschen niemals geschieht. Rasch sinken wir aus jener Herrlichkeit in das fahle Abendgrau des Erdbodens herab, wo wir trotz alledem nun doch gestimmt sind, mit einem Seufzer zu denken:

„O könnt' ich doch auf jenen Höh'n
In deinem lieben Lichte gehn!"

Ein Tag in der Vaterstadt des Papstes.

Von

Sigmund Münz.

Ich weilte im Lande der Ciocciaren. So nennt man sie um ihrer sandalenartigen Fußbekleidung willen — „tscho — tscha", so hört es sich an, wenn ihr Fuß über den Sand hinrauscht. Aber diese bäuerlichen Ciocciaren sind ein welthistorisches Völkerelement, aus ihrer Mitte ist eine Schar von Päpsten hervorgegangen. An Anagni allein knüpfen sich die Namen Innocenz III., Gregor IX., Alexander IV., und Bonifac VIII. Und dort in Carpineto, das tief versteckt in den Lepinerbergen liegt, ist Leo XIII., der Ciocciare auf dem Stuhl Petri, geboren. Von Anagni aus erreicht man Carpineto nach vierstündigem Marsche. Wir nehmen den Weg südwestwärts nach Montelanico. Das kleine Bergnest von kaum 2000 Einwohnern hat schon seinen modern getauften Platz: Piazza Vittorio Emanuele; ein Platz, mehr einer breiten Gasse ähnelnd. Hier tritt uns kein einziges bedeutendes Gebäude entgegen. Die Kirche ist klein, ärmlich, basilikaartig. Wir treten ein und finden nur einige nichtssagende Heiligenbilder. Die Sakristei sieht aus wie das Wohnzimmer einer armen Familie. Die ungetünchten Häuser von Montelanico sind so geartet, daß Steintreppen in der Regel unmittelbar von der Hausthür aus ins erste Stockwerk führen. Es war ein friedlicher Frühlingsabend. Die Frauen Montelanicos saßen vor den Häusern und strickten. Überdies war der Platz von Pferden belebt, die, mit Reisigbündeln beladen, vom Felde heimkehrten. Auch die Hähne und Hennen, die Hunde und Hündinnen von Montelanico unterhielten sich mit einander.

Noch haben wir eine ganze Stunde Weges vor uns. Eine schöne Allee führt bis Carpineto. Die Straße ist belebt, Tiere und Menschen kehren vom Tageswerke heim. Da hatte ich auch wiederum einmal Gelegenheit wahrzunehmen, wie der Italiener seine Tiere plagt. Was doch so ein armer Somaro alles zu tragen hat! Da sah ich Eselchen, oft mit drei mit Kräutern gefüllten großen Säcken den Rücken beladen; und wiederum andere, denen je ein Korb, aus dem Reisigbündel wie Bäume herauswachsen, zur Seite herabhängt, und auf dem Rücken liegt ihnen noch ein Sack mit Kräutern. Tiefgebeugt, wie demütige Sünder, gehen die armen Somari einher und nur langsam kommen sie vorwärts. Ich begegnete auch zwei reitenden Carabinieri, die einen Verbrecher von Carpineto gen Velletri führten; er hatte sich der Militärpflicht entziehen wollen und nun mußte er es büßen. Bald darauf kam ich zu einer Dampfmühle, die das Aushängeschild „Molino a vapore di Santa Maria" trug — was das doch für ein heiliger Bezirk sein muß, wo sogar die Dampfkraft der Madonna geweiht ist! Endlich erreichte ich das erbärmliche Städtchen, in dem man kaum einen Schritt machen kann, ohne bergauf oder bergab zu gehen. Verfallene, rauchgeschwärzte Hütten — das ist die Herrlichkeit von Carpineto. Drei Carpini (Buchen) bilden

das Stadtwappen, und der Name Carpineto hängt mit dem Buchenreichtum der Gegend zusammen. Der Monte Capreo, der dem Städtchen gegenüberliegende Berg, wiederum entlehnt seinen Namen der Ziege (capra). Denn reich an Ziegen ist diese Gegend, wie sie reich an kleinen schwarzen Schweinen ist. Der Ziegenkäse sowie der Schinken stehen hier in gutem Rufe. Die anderen Produkte, die die Natur hervorbringt, sind Holz, Mais, Eicheln, Öl, Kastanien. Die Buche, die Eiche, der Ölbaum, die Kastanie — das ist der hier vorkommende Baum. Carpineto ist zwischen Bergen eingeschlossen. Auf dem höchsten Punkt, dem Monte Semprevisa, lag trotz des ersten Frühlings noch immer Schnee. Die Bevölkerung bilden rauhe Gebirgsmenschen. Die Männer haben schwarze, kegelstutzförmige Hüte an, den Frauen fehlt, wenn sie noch so arm, goldenes Geschmeide nicht, und im Haar führen sie eine Art silbernen Haardolchs — denn mehr ein Dolch als eine Nadel ist es; das Haupt schmückt ihnen ein weißblaugeblümtes Tuch, wenn sie nicht gerade die schwere Kupferkanne tragen, um Wasser vom Stadtbrunnen zu holen. Der Ort hat etwa 4000 Einwohner. Sie beschäftigen sich größtenteils mit Wein-, Öl-, und Obstbau — hier giebt es gute Kirschen und Pfirsiche — mit Viehzucht und Feldarbeit. Es ist eine recht ärmliche Bevölkerung. Der Reichste in der ganzen Gegend ist der Neffe des Papstes, Graf Ludovico Pecci.

Carpineto ist in seiner Zivilisation noch nicht so weit vorgeschritten, um sich eines Gasthauses zu rühmen. So kehrte ich vorerst beim Apotheker ein. Signor Pietrosanti, der Farmacista, brante mir zunächst eine Erfrischung aus seiner Offizin. Der phantasiereiche Magier that einen mit Wasser verdünnten Veilchenextrakt mit doppeltkohlensaurem Natron zusammen, durchmischte ihn mit einem hölzernen Löffel, und ich Unglücklicher mußte den violetten volskischen Höllentrunk mit erheucheltem Behagen schlürfen. Bald fanden sich einige Honoratioren der Stadt in der Apotheke ein, da sie von meiner Ankunft gehört hatten: der Postmeister, der Oberste der Carabinieri, der Lehrer und Makkaronierzeuger Prosperi. Der letztere bot mir Nachtquartier und Verköstigung für die Dauer meines Aufenthaltes an. Ich hatte drei Briefe nach Carpineto mitgebracht, einen an den Grafen Ludovico Pecci, Neffen des Papstes und Besitzer des Schlosses der Pecci — den zweiten an einen Herrn Ludovico Salineta, dessen Schwester die Mutter jenes Grafen Pecci und Schwägerin des Papstes ist — und einen dritten an einen Kanonikus Pecci-Calderozzi, einen entferntern Verwandten der Papstfamilie. Aber o Schrecken — in Carpineto war gerade eine Blatternepidemie ausgebrochen. Meine Honoratioren wollten es sich nicht nehmen lassen, die Briefe an ihre Adressen abzuliefern. Bald fand sich Signor Salineta ein, ein stattlicher Philister-Patrizier, der dort in den Bergen eine Hauptrolle spielt, dessen Stimmung jedoch wesentlich davon abzuhängen scheint, ob der Schloßherr, der Schwestersohn und Papstneffe, ihm wohlwill. Herr Salineta ist der Spiritus rector aller Unternehmungen in Carpineto, er ist die Seele des Bau- und Verkehrswesens und des ganzen Gesellschaftslebens.

Er meldete mir, im Hause Pecci-Calderozzi wäre ein Kind, der Neffe des

Kanonikus, an den Blattern gestorben. Der Graf Pecci aber sei in größter Bestürzung, er habe die Gattin, eine geb. Zaccheo aus Terracina, mit den beiden Kindern zu seinen Schwiegereltern geschickt, damit jene den Blattern entgingen — nun aber seien sie, kaum dort angelangt, erkrankt, und das ältere schwebe in Lebensgefahr. Morgen werde mich der Graf durch seinen „Minister" (Hausverwalter) abholen lassen. Nachdem ich mein Abendessen im Hause des Lehrers und Makkaronifabrikanten Prosperi eingenommen hatte, verbrachte ich die Nacht unter seinem Dache. Ich erwähne so nebenbei, daß zum notwendigen Apparat der Häuser dieser Gegend Ungeziefer gehört. Schon um die frühe Morgenstunde war Signor Salineta bei mir, um mir die Stadt zu zeigen — dann erst sollte ich das Geburtshaus des Papstes aufsuchen. In einer Stadt, deren Namen ihre kühnsten Ortshistoriker von dem Latinerkönig Carpetus Silvius, Sohn des Königs Carpys, Nachkommen des Aeneas, ableiten, welcher legendäre König Carpineto gleichzeitig mit Capua i. J. 923 vor unserer Aera gegründet habe, giebt es natürlich einige historische Merkwürdigkeiten zu sehen.

Merkwürdigkeiten aus der Volskerzeit habe ich allerdings nicht gesehen, aber andere Dinge fielen mir auf.

Wir kamen zu einem Hause, an dem wir folgende Inschrift, in altitalienischem Stil abgefaßt, lesen:

Chi più ha più lassa
Con gran dolore passa
Lassa quello che non può portar
Porta quello che non può lassar.

Es liegt jedenfalls Lebensweisheit in diesen vier Zeilen. Vielleicht hat sich einmal ein armer Teufel, der nicht viel zurückzulassen hatte, auf die Weise getröstet, daß er seinen Erben das philosophische Vermächtnis ließ: Wer mehr hat, hinterläßt mehr — ungern macht er sich von dannen — was er nicht mitnehmen kann, läßt er zurück — was er nicht zurücklassen kann, nimmt er mit sich.

Da ist das alte Baronalschloß der Aldobrandini, „la corte di Carpineto" genannt, wahrscheinlich der erste bauliche Anfang der gegenwärtigen Stadt. Heute steht es da als eine verwahrloste Ruine, aus der sich der Stadtturm mit der Turmuhr erhebt. Mitglieder der Familie der Aldobrandini führten einst den Titel von Herzogen von Carpineto, und noch heute sieht man ihr Wappen auf manchen Gebäuden, so z. B. auf dem alten Franziskaner-Kloster, das einst die Sommerresidenz des Kardinals Pietro Aldobrandini, des Neffen Klemens' VIII war. Der Kardinal, bekannt in der Geschichte als Mäcen Torquato Tassos, machte aus dem Kloster einen Musensitz.

Signor Salineta sagte mir, Leo XIII. habe, seitdem er Papst sei, bereits mehrere Millionen an seine Vaterstadt verschenkt; und ich durfte die Gebäude, teils fertig, teils im Bau begriffen, besehen, die durch die Freigebigkeit des berühmtesten Sohnes dieser kleinen Stadt sich dort erheben. Freilich muß man bemerken, daß es lauter Institute von geistlichem Charakter sind: Leo XIII. restauriert auf seine Kosten die alten Kirchen und baut neue, er hat eine Schule

errichtet, in der fromme Schwestern den Unterricht leiten, und ein Hospital, in dem geistliche Brüder die Kranken pflegen. Was die Stadt an neuen Gebäuden hat, verdankt sie ihrem päpstlichen Beschützer.

So ließ er über der alten Kirche von San Giacomo eine neue aufbauen. Die alte ist grottenartig tief gelegen und dient heute als Weinkeller. Der junge Pfarrer zeigte mir seine goldgestickten Meßgewänder und bemerkte, der Papst hätte sie der Kirche geschenkt und Pius IX. selber hätte sie am Leibe getragen. Die Bewohner dieser Pfarre machten dem Papst zum Danke für seine Fürsorge ein Geschenk, aus Hühnern bestehend, denn Leo XIII. nimmt mit Vorliebe Hühner-Bouillon zu sich. Da Kraft aus Stoff hervorgeht, so führe man manche Encyklika des Papstes, vielleicht gar die gegen die Freimaurer, auf die Hühnerkraft von Carpineto zurück. In einem von Leo XIII. eingerichteten Kindergarten lehren französische Schwestern. Von hier aus genoß ich eine schöne Aussicht, die Äbtissin wies mich auf ein in etwa einviertelstündiger Entfernung von der Stadt gelegenes Kasino hin, ein Bauernhaus, das im Besitze der Familie Pecci ist. Hier steht ein mächtiger Kastanienbaum, und Leo XIII. hat als Knabe im Schatten desselben in der Bibel zu lesen gepflegt.

Wie sehr der Papst um seine Vaterstadt besorgt ist, beweist der Umstand, daß er einen französischen Ingenieur beauftragt hat ihre Wasserverhältnisse zu studieren — er möchte nämlich Carpineto, das wenig und schlechtes Trinkwasser hat, neue Wasserquellen erschließen.

Und doch ist die Stadt, der der Papst so manche Wohlthat zukommen läßt, ihrer politischen Gesinnung nach national-italienisch. Im Parlament vertritt sie Menotti Garibaldi, der radikale Sohn des großen Schlachtenhelden. Die Gassen haben Namen wie Piazza Vittorio Emanuele, Via Principessa Margherita, Via Cavour. In der letzteren ist das stattliche Gebäude der Pecci gelegen. Wir wollen das Haus aufsuchen, in welchem der Papst so glückliche Knabenjahre hingebracht hat. Singt er doch selber einmal:

Quam flore in primo felix, quam laeta Lepinis
Orta iugis, patrio sub lare vita fuit.

Aus Terracina war die Kunde gekommen, daß des Grafen Pecci älterer Knabe an den Blattern gestorben sei und daß der jüngere krank daniederliege. Als ich das Haus betrat, war große Bewegung darin. Viele Bewohner des Städtchens hatten sich eingefunden, um den trauernden Vater zu trösten. Dieser kam mir mit verstörtem Aussehen entgegen und stammelte einige Worte der Entschuldigung, daß er mich nicht mit gebührender Gastfreundschaft empfangen könne. Er sagte, er empfinde den herben Schmerz eines Vaters, der noch vor wenigen Tagen zwei blühende Kinder gehabt und nun morgen das eine und später vielleicht auch das andere begraben werde. Seine Angst war völlig gerechtfertigt: in der That starb ihm, wie ich dies später in Rom von ihm persönlich erfuhr, auch sein zweites Kind. Er sagte mir, der Papst sei der Pate des verstorbenen und Kardinal Pecci der des kranken Kindes gewesen. Es waren eben einige telegraphische Trostworte aus dem Vatikan von seiten des

Papstes eingelaufen. Ich bat den Hausherrn, er möchte sich nicht um mich bemühen und sich in seinem Schmerze Ruhe gönnen. Ich besichtigte dann das Gebäude unter der Führung des alten „Ministro di casa" und eines Geistlichen, den mir der Graf beigesellte. Früher war das Haus recht verfallen, aber, seitdem Leo XIII. Papst ist, verwendet er viel Geld darauf, um es in guten Stand zu setzen. Er hat ein neues Stockwerk aufführen und alle alten Räume ausbessern lassen. Er weiß, daß sein Neffe Ludovico — dieser ist ein Mann von etwa 35 Jahren — sich mit Vorliebe meteorologischen Studien hingiebt, und so hat er ihm eine Warte bauen lassen. Nebenbei bemerkt, teilt Graf Pecci alle seine Beobachtungen dem Pater Denza mit, dem berühmten Jesuiten, der seine Warte in Moncalieri bei Turin hat und als einer der ersten praktischen Meteorologen Italiens gilt. — Dieser hat auch durch seine persönliche Anwesenheit in Carpineto das Observatorium des Hauses Pecci einrichten geholfen. Der Neffe hat in einer auf der Stiegenwand angebrachten lateinischen Inschrift seinem Onkel, dem Papst, Dank dafür gesagt, daß dieser ihm das Haus verbesserte und zum Teile ganz erneuerte. Es sieht allerdings auch jetzt nicht anders als wie das Haus eines wohlhabenden Bürgers aus, — keineswegs aber ist es zum Palast geworden. Beim Anblicke desselben muß man sich sagen, daß die Zeit der päpstlichen Nepotenwirtschaft für immer vorüber ist. Geschenke, wie sie Päpste aus den Häusern Borghese, Barberini, Aldobrandini, Gaetani oder Orsini an ihre Verwandten machten, denen sie die herrlichsten Paläste einrichteten, machen allerdings die Päpste unseres Jahrhunderts nicht mehr an ihre Angehörigen. Freilich nimmt aber Leo XIII. mehr Rücksicht auf seine Verwandten, als etwa Pius IX. dies gethan, der sie ja in seinem Testament kaum bedacht hat. Das steht fest, daß der Peterspfennig zum Teil in den Säckel der Familie Pecci einmündet. Leo XIII. hat nicht nur seinem ältesten Neffen das Stammhaus in Carpineto verschönert, sondern dem jüngern Camillo, der eine höhere Stelle in der päpstlichen Nobelgarde inne hat, ein Gut in der Nähe von Perugia angekauft, der Stadt, in der der Papst durch mehr als dreißig Jahre Bischof gewesen. Dieser sorgte auch dafür, daß die Neffen „gute Partieen" machten. Genannter Camillo heiratete die Tochter eines frommen spanischen Senators, eine Silvia Bueno y Garzon, die ihm reiche Morgengabe brachte — und doch ist Graf Camillo Pecci nicht einmal in seinem Äußern eine vornehme Erscheinung. Der jüngste der Neffen, Riccardo, hatte gerade kurz vor meiner Anwesenheit in Carpineto eine reiche Dame aus Rieti geehelicht. Die guten Carpinetaner munkelten, er hätte mehere Hunderttausende Lire Mitgift bekommen, was ihnen eine riesige Summe schien.

Ich empfand im Geburtshause des Papstes, daß ich in einem so recht katholischen Familienhause war. Den Hauptsaal fand ich mit Familienbildern, Porträts der aus dem Hause hervorgegangenen Prälaten, geschmückt. Da sah ich auch die Bildnisse der Eltern des Papstes: der Vater, der unter Napoleon I. als Colonel in der französischen Armee diente, als diese den Kirchenstaat besetzt hielt, ein Mann mit strengem Gesicht — die Mutter hat ein sympathisches, gläubig friedliches Antlitz. Auch das Bild des Papstes sah ich; er ist in Kardinals-

tracht abgebildet, allerdings als Nuntius in Brüssel, dem ein späterer Maler noch den Purpur anmalte. In einem andern Zimmer sah ich Gobelins, auf denen Szenen aus dem alten Testament dargestellt waren. Die Hauskapelle hat sehr mittelmäßige Bilder: Eine Madonna mit dem Kinde zwischen zwei Heiligen — die vierzehn Stationen der Kreuzigung. Als Kardinal-Erzbischof von Perugia kam der Papst nur selten nach seiner Heimat. Das Zimmer, in dem er, wenn er zuhause weilte, wohnte, ist heute mit einer lateinischen Inschrift geschmückt, die daran erinnert, daß er hier öfter geschlafen. Von hier aus sah er nichts als den rauhen, häufig mit Schnee bedeckten Berg. Eng umgrenzt war ihm der landschaftliche, eng umgrenzt der geistige Gesichtskreis. Geistliche und Mönche gingen in seinem Elternhause aus und ein. Als der größte Mann der ganzen Gegend erschien ihm der Bischof von Anagni, dessen geistlichem Zepter Carpineto unterthan war. Es war der höchste Ehrgeiz von Vater und Mutter Pecci, einst einen oder zwei der Knaben mit der Mitra geschmückt zu sehen. Es ist noch heute in jenen Gegenden Brauch, daß jeglicher Vater einen oder mehrere Knaben ins geistliche Seminar nach Anagni schickt, und gewiß lispelt jeder, wenn er dem Sohn den Tornister auf den Rücken bindet: er hat den Krummstab darin. Dieser gilt dort noch immer mehr als der Marschallsstab. Und ebenso entsendet manches Haus mehrere Töchter ins Kloster. Ich selber bin einer Nonne aus der Familie Pecci, einer Lolli aus Ferentino, in einem Kloster zu Segni begegnet; es war eine Schwestertochter des gegenwärtigen Papstes, sie erschien mir ganz ätherisch und mehr mit dem magnetischen Fluidum einer Heiligen als mit Leben und Körper ausgestattet. Den Geist der Gläubigkeit atmet das ganze Vaterhaus des Papstes. Ich hatte noch das Zimmer besehen, in welchem Anna Pecci, geborene Prosperi aus Cori, mit den beiden Knaben niedergekommen ist, von denen der eine später Papst und der andere Kardinal werden sollte. Zwei lateinische Inschriften beziehen sich auf die erlauchten Männer, die hier das Licht der Welt erblickt. Vom Papst heißt es:

Peccius hic memori Joachimus origine natus — laetitiae terris omina clara dedit — Postea qui triplici cinctus diademate frontem — tertius et decimus fulsit in orbe Leo etc.

Man begreift es, wenn die Insassen des Hauses auf die beiden Kirchenfürsten stolz sind, die hier geboren wurden. Und auch die Bewohner von Carpineto meinen, ihre Stadt zähle jetzt zu den berühmtesten unseres Planeten. Und mancher poetische Sohn Carpinetos feiert den Ort, der Leo XIII. hervorgebracht hat, als ein zweites Bethlehem und ruft mit dem Propheten aus: „Et tu Bethlehem in terra Juda nequaquam minima es in principibus Juda.“

Eine Republik im Zeichen des „Vaudoux".

Westindisches Kulturbild

von

Vice-Admiral **Batsch.**

(Schluß.)

Im Jahre 1825 erschien im Auftrage Karl X. von Frankreich eine Eskadre unter dem Admiral Mackau und forderte Indemnität im Betrage von 6000000 Pfund Sterling für die s. Z. vertriebenen französischen Pflanzer. Es gelang dem Präsidenten, die Forderung auf etwa die Hälfte zu ermäßigen, und 1838 trat noch eine weitere Ermäßigung ein sowie eine Verlängerung der Zahlungsfrist auf 30 Jahre. Trotz großen natürlichen Reichtums vermag das Land die jährlichen Raten nicht zu erschwingen und stöhnt noch heute unter der Bürde. Wäre Arbeitslust vorhanden, so könnte, was jetzt eine Last ist, zum Segen werden. Wie die Sachen aber liegen, gesellt sich zu den mannigfachen Faktoren des Unheils dieser und nicht als der geringste.

Ein unter Boyers Regierung mit dem Papst abgeschlossenes Konkordat hätte günstigen Einfluß ausüben können; aber es beschränkte sich darauf den heiligen Vater zum Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche zu erklären und brachte nicht Abhülfe, wo es nötig war. Der vorhandene Klerus, zum großen Teile aus Personen zweifelhaften Charakters bestehend, verblieb im Amt, Gewinnsucht und Ausbeutung bildeten den Grundzug ihres Treibens; wo es ihren Vorteil galt, entblödeten sich die Geistlichen nicht, selbst den Opfergeräten des Vaudoux-Kultus die kirchliche Weihe zu erteilen, ganz abgesehen von ihrem sonstigen skandalösen Leben. Es klingt unglaublich, wird aber bestätigt durch die Worte, die Mr. Valmy-Lizaire, Kultus-Minister von Hayti, in der Nationalversammlung aussprechen konnte: „Il suffit de dire, que nulle part peut être dans la chrétienté le clergé n'a profané autant qu'en Hayti le sacerdoce dont il est revêtu."

Erst durch ein späteres, unter dem Präsidenten Geffrard abgeschlossenes Konkordat wurde dem Übel abgeholfen. Danach ernannte die Regierung die Bischöfe für die Diözesen vorbehaltlich der Zustimmung des Papstes, die Bischöfe dagegen ernannten die Geistlichen vorbehaltlich der Zustimmung des Präsidenten. Demungeachtet hat die römische Kirche es in Hayti zu wenig Einfluß gebracht.

Der von Frankreich erzwungene Tribut gab den hauptsächlichen Anlaß zu Boyers Sturz. Obschon sich das Land während seiner langen Regierung einer Ruhe erfreut hatte, wie sie nie wiederkehren sollte, war seine Absetzung unvermeidlich.

Es folgte eine Reihe teils unfähiger, teils unwürdiger Präsidenten, von denen die Epoche des Negers Soulouque, eines Garde-Kapitäns, den man im Jahre 1848 zum Präsidenten erwählte, erwähnenswert ist, denn mit seinem Regime kamen die niedrigsten Leidenschaften der schwarzen Rasse von neuem und in hervorragender Weise zur Herrschaft.

Von Natur roh und unwissend, dem Fetisch-Kultus fanatisch ergeben, als Präsident nichts weiter denn die Kreatur frondierender Minister, fand er bald Gefallen an Herrschsucht und Macht, eine Leidenschaft, die nur überboten wurde durch die Furcht, es möchte seinen Feinden gelingen, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. In dieser Beziehung waren die Mulatten das Hauptobjekt seiner Verfolgung. Ganz kurze Zeit nach seiner Wahl entstand ohne besonderen Anlaß ein Auflauf vor seinem Palast, wobei der Pöbel die Entlassung seiner Minister forderte; die letzteren wußten, es war eine Intrigue Soulouques, bequemten sich zum Abgang, aber während sie zur Überreichung ihrer Demission versammelt waren, gaben die vor dem Palast aufgestellten Garden Feuer, und es folgte auf direktes Anstiften des Präsidenten ein Massakre aller in der Hauptstadt ansässigen Mulatten, von denen wenige entkamen. Seine Invasion des Nachbarstaates Domingo folgte; an der Spitze einer zahlreichen Armee führte er selbst sie aus, mußte aber unverrichteter Sache zurückkehren. Der allen Schwarzen innewohnende Hang zum Despotismus veranlaßte ihn, sich 1852 zum Kaiser krönen zu lassen. Er hatte dazu eine goldene Krone beschafft im Werte von 2000 Pfd. Sterling, und 30000 Pfund wurden, wie Sir Spenser erzählt, zu den Krönungsfeierlichkeiten vorausgabt; und es geschah das zu einer Zeit, wo die Finanzen des Staates durch die thörichte Unternehmung gegen Domingo, durch unglaubliche Veruntreuungen der Staatsgelder in arger Zerrüttung waren. Mord, Plünderung und Brandstiftung, dem on dit zufolge teils offiziell angestiftet, teils geduldet, waren an der Tagesordnung und trugen bei zur Verarmung des Landes. Auch die Orgien des Vaudoux nahmen aller Orten erneuten Aufschwung. Die Macht und der Einfluß seiner Organe blieben in rapidem Wachsen. So hatten untergeordnete Beamte ein Negerweib arretiert, weil sie die mit dem Kultus betriebenen Ausschreitungen zu offen betrieben hatte. Fragen, die an sie gerichtet wurden, beantwortete sie mit Hohnlachen; sie war „mama-loi,“ d. i. Hohepriesterin des Vaudoux, und rief triumphierend: „Ich brauche nur die kleine Trommel zu rühren, so haben alle, alle, vom Kaiser an, und dieser mit, meinem Gebot zu folgen!“ Die Frau wurde einige Zeit verborgen gehalten, dann hat man sie gehen lassen. Wie weit der damit verbundene Kannibalismus in Soulouques Zeit gediehen war, beweist die Thatsache, daß der Gouverneur von Port au Prince, Vil Lubin, in nächster Nähe der Stadt fünfzig Personen beiderlei Geschlechts verhaften ließ, die bei Darbringung menschlicher Opfer betroffen wurden. Beim Durchsuchen der Opferstätte fand man nicht geringe Mengen eingesalzenen Menschenfleisches in zusammengebundenen Rollen.

Soulouques Fall war, als die Zustände dahin gediehen waren, nur mehr eine Frage der Zeit. Er dankte 1859 ab, und der an der Spitze des Aufstandes gegen ihn befindliche Favre Geffrard wurde zum Präsidenten gewählt. Die Geschichte verzeichnet ihn unter den wenigen guten Präsidenten, aber schon in der Farbe lag der Keim seines Unterganges; er war Mulatte, und bei den vortrefflichsten Eigenschaften ist das Mißtrauen der Vollblut-Schwarzen gegen die Mischlingsrasse unbezwinglich. Dieselbe verliert auch thatsächlich von Jahr zu

Jahr an Einfluß. Der Weiße wird möglichst fern gehalten, und doch ist es eine Thatsache, daß der Neger dem Weißen lieber gehorcht als dem Mulatten, obwohl er im Gehorsam dem letzteren immer noch lieber folgt als seinesgleichen.

Die Eigenschaften der Herrschsucht und des persönlichen Ehrgeizes sollen auch bei Geffrard nicht gefehlt haben; aber es fehlte ihm nicht an Verständnis für das Volk, mit dem er zu thun hatte, und seine Regierungsmaßregeln waren im großen und ganzen von verständigen Motiven geleitet. Es war ihm eine nahezu achtjährige Regierungszeit beschieden, und er hätte segensreich wirken können, wäre ihm auf Schritt und Tritt die Eifersucht des schwarzen Elementes nicht hinderlich gewesen. Er war einsichtig genug, in den heidnischen Neigungen der großen Menge einen Hemmschuh zu erblicken, und arbeitete dem entgegen, doch nur mit geringem Erfolg. Seine mächtigste Maßregel in dieser Richtung war der Abschluß eines neuen Konkordates, was die Beseitigung der unwürdigen Elemente des haytianischen Klerus zur Folge hatte. Wie es in diesem Lande nie anders gewesen, hatte sich auch Geffrard von Anbeginn seiner Regierung zu sichern gegen Verschwörungen. So erzählt Sir Spenser, wie Geffrard, der ein zärtlicher Familienvater gewesen, allabendlich seine Tochter besucht habe. Die Gewohnheit kennend hätten einige Verschwörer dem Präsidenten zur bestimmten Stunde einen Hinterhalt gelegt, ihn zu töten. Gewarnt, habe er an jenem Abend den Besuch unterlassen. Die in ihren Absichten getäuschten Verschwörer seien aber an das in unmittelbarer Nähe des Palastes gelegene Blanfortsche Haus gegangen und hätten die in Erwartung des väterlichen Besuches am Fenster sitzende junge Frau mit einem Flintenschuß getötet. Der Präsident, der es gehört, habe herbeieilen wollen und wäre auf diese Weise beinahe dem Attentat und Hinterhalt zum Opfer gefallen, man habe ihn aber gewaltsam verhindert. Jene Verschwörer seien seine eigenen Adjutanten gewesen.

In Geffrard's Zeit fiel der amerikanische Bürgerkrieg. Die Emanzipation der Sklaven in den Süd-Staaten veranlaßte ihn, eine Einwanderung dieser Leute nach Hayti zu ermutigen, um der Baumwollen-Kultur neuen Aufschwung zu geben. Es wurden deshalb Verhandlungen mit der amerikanischen Regierung gepflogen, der Versuch mißlang aber, denn die Mehrzahl der zur Einwanderung bewogenen Leute bestand aus Schwarzen der nördlichen Staaten, die an tropische Arbeit nicht gewöhnt waren.

Wie unter Boyer, so waren auch unter Geffrard die finanziellen Verhältnisse des Landes leidlich geordnet. Sein Finanzminister war ein Mr. Elie, dem bezüglich der Integrität des Charakters ein vortreffliches Zeugnis ausgestellt wird. Aber der Fluch des Landes, die verhängnisvollen Eigenschaften, welche die Parteien und Rassen gegeneinander aufwühlten, lasteten zu schwer, als daß es dem Einzelnen gelungen wäre, das Staatswesen in ein ruhiges Geleise zu bringen. Auch Geffrards Stunde mußte kommen, und mit Recht durfte er bei seiner Flucht nach Jamaika ahnungsvoll ausrufen: „Mein armes Land! Welch' gräßliche Anarchie wird über dich kommen!"

Sie kam, und Präsident Salnave war ihr würdiger Repräsentant. Seine

Regierungszeit war eine Kette von Verschwörungen, Revolten, Mord, Raub, Brandstiftung und Plünderung: „Mes enfant, pillez en bon ordre!“ war seine Äußerung, als er mit einer Abteilung in St. Mark landete und die Stadt plündern ließ, weil sie seinen Gegner und nachmaligen Nachfolger Nissage-Saget aufgenommen hatte. Als ihm die Unterdrückung der Aufstände nicht gelingen wollte, rief er, ein fanatischer Anhänger der Sekte des Vaudoux, die Hohenpriester zu Hülfe; der Umfang, in welchem Menschenopfer bei dieser Gelegenheit stattgefunden haben, Menschenblut mit Rum vermischt getrunken wurde, soll schauderhaft gewesen sein.

Im Jahre 1870 wurde Salnave erschossen; es folgte ihm Nissage-Saget zu vierjähriger Regierungsdauer; durch eine neue Revolution beseitigt, folgte ihm General Domingue bis 1876; auch dieser wird gezwungen sich zu flüchten und geht auf einem französischen Schiff nach St. Thomas.

Es ist charakteristisch, daß man als ein Aushülfsmittel für die Lebensgefahr, in welcher sich bei den perennierenden Revolten alle Parteiführer und Teilnehmer befinden mußten, es für nötig hielt, durch einen besonderen Verfassungsartikel Vorsorge zu treffen. Der achte Artikel der Konstitution von 1814 erklärte das Asylrecht in Legationen und Konsulaten für unantastbar. Als Äquivalent für eine solche Konzession erklärte dagegen ein anderer Artikel jede Reklamation Fremder auf Ersatz für Eigentumsschädigung, während einer Revolution erlitten, von vornherein für ungültig.

Auf Nissage-Saget folgt Boisrond-Canal, und auf diesen der noch jetzt an der Spitze der Regierung stehende General Salomon, der erste nach langer Zeit, der sich gegen die Revolution siegreich gehalten.

In demselben Maße, in dem konvulsivische Regierungswechsel an der Tagesordnung waren, ist der zivilisierende Einfluß des Mischlings-Elementes zurückgetreten vor der Herrschsucht der Schwarzen und dem immer gewaltigeren Andrängen des Fetischismus, seinen Ausschreitungen kannibalischer Art und dem immer offener hervortretenden Kultus des Vaudoux.

Es ist daher kein Pessimismus, wenn, wie Sir Spenser erzählt, sein spanischer Kollege äußert: „Mein Freund, wenn wir in Zeit von fünfzig Jahren hierher kommen könnten, so würden wir erleben, wie an derselben Stelle, wo jetzt diese unsere Magazine stehen, die Negerfrauen ihre Bananen kochen.“ Der Termin war viel zu weit gegriffen; denn das verheißene Bananenkochen findet schon statt auf den Ruinen der damals noch vorhandenen, seitdem niedergebrannten Stadthäuser, die niemand wieder baut, weil niemand die Mittel hat, und die auch in absehbarer Zukunft niemand bauen wird, weil die Mittel abnehmen, statt zu wachsen.

Fast scheint es, als wäre der Zerstörungstrieb ein unvermeidliches Symptom, wo unter tropischem Himmel heidnischer Aberglaube und Anarchie sich die Hand reichen. Und daß ein solches Symptom nicht allein da auftritt, wo eine Bevölkerung der schwarzen Rasse angehört, ist geschichtlich hinreichend nachgewiesen; nirgends aber ist die Kultur jenes Zerstörungstriebes so zur Tagesordnung geworden wie in Hayti.

Digitized by Google

Man sagt, durch die fortgesetzten Revolutionen seien Brandstiftung und Plünderung bestimmten Schichten des niederen Volkes, namentlich in den Städten zum Bedürfnis und zur Lieblingsbeschäftigung geworden. Als gelegentlich einer Insultierung des englischen Konsulates zu Aux Cayes durch Revolutionäre der Befehlshaber einer englischen Eskadre mit Bombardement der Stadt drohte, ließ ihm der Insurgentenführer, ein Neger, Namens Akaon, sagen, er möge ihn nur wissen lassen, an welchem Ende der Stadt er mit dem Bombardement beginnen wolle, er würde dann seinerseits die Stadt vom anderen Ende anfangen in Asche zu legen. Die großen Städte Port au Prince und Kap Haytien sind namentlich zu der Revolutionszeit viele Male von Bränden heimgesucht und zum großen Theil eingeäschert worden. Es hat dann ein Wiederaufbau der Häuser, aber nur in gewissem Grade und in immer bescheidenerem Maßstabe stattgefunden, sodaß man heute neben und in den Ruinen stattlicher Häuser erbärmliche Fachbauten erstehen sieht; so soll sich heute im wohlhabenden Teil der Hauptstadt Port au Prince nicht ein einziges Haus befinden, dessen Ursprung vor 1863 zurückreicht.

Solchem Unwesen leistet die Handhabung des Militär-Systems nicht geringen Vorschub. Die Offiziers-Stellen sind Pfründen der Parteigänger, und die Rekrutierung ist in Wirklichkeit eine Konskription je nach Bedarf der Gewalthaber. Da der Bedarf nur in Zeiten der Aufregung eintritt, so pflegt die Konskription in Preßgänge auszuarten, wo von legalem Verfahren oder von Schonung keine Rede ist. Was von einer auf diese Weise gewonnenen Soldateska zu erwarten ist, läßt sich denken. Mit unerhörter Brutalität wird die Rekrutierung ausgeführt, die dazu bestimmten Kommandos durchziehen, mit schweren Knütteln bewaffnet, das Land und pflegen ihre Opfer wie das Vieh nach der Hauptstadt zu treiben.

Der Fluch des Landes und sicherlich sein korrupteste Institution ist die Polizei. Sie wird von regulären Beamten versehen, als Konstabler werden aber Soldaten benutzt. Hier ist der „cocomacaque“, der Knüttel, das beliebte Handwerkzeug; wer in den Verdacht eines Verbrechens kommt, wird behandelt, als sei er überwiesen. Sir Spenser erzählt von einem Fall, wo ein Arbeiter sich in Schimpfworten gegen einen Aufseher vergangen habe, und auf Befehl eines vorübergehenden Generals zur Polizei abgeführt worden sei; sogleich seien die damit beauftragten Soldaten über den Mann hergefallen, hätten ihn der Art gemißhandelt, daß er in wenigen Augenblicken über und über mit Wunden bedeckt gewesen, an den Füßen habe man ihn durch die Straßen geschleift, daß der Kopf sich an den Pflastersteinen zerschlagen habe, und noch vor der Ablieferung sei er eine Leiche gewesen. Es wird in dieser Art von Akten der Brutalität erzählt, die aller Beschreibung spotten, und sie sollen an der Tagesordnung gewesen sein. Daß Zustände solcher Art nicht zur Verbesserung beitragen, liegt auf der Hand. In der That werden Verbrechen der schlimmsten Art gegen Person und Eigentum ohne Scham begangen, und den Organen der Ordnung fehlt Wille und Fähigkeit, sie zu verhindern, oder die Urheber zu entdecken.

Auf fast gleicher Stufe des Verfalles befinden sich die meisten Verhältnisse des Landes. Handel und Bodenkultur, so reichen Ertrag sie geben könnten, gehen mit Riesenschritten rückwärts. Von dem Industrie-Zweige früherer Zeit ist die Rumfabrikation fast die einzige, jedenfalls die hauptsächlichste geblieben; wo sonst nur Verfall ist, genügt sie einem wachsenden Bedürfnis. Der Verfall vollzieht sich in demselben Tempo, in welchem das schwarze Element dem zivilisierenden der Mischlingsrasse Terrain abgewinnt.

Sehr ungünstig wurden schon zu Boyer's Zeiten die Geldverhältnisse. Er gab 2 000 000 Papier-Dollars mehr in Umlauf, als er einzog, wodurch der Kurs, der bis dahin 16 : 1 gewesen war, 40 : 1 wurde. In noch höherem Maße verschlechterte sich das unter Soulouque, wo der Kours mit 60 : 1 anfing und noch während seiner Regierungszeit auf 289 : 1 kam. Im Jahr 1848 hatte man 25 Dollars für 1 Pfd. Sterling bekommen. Beim Beginn des Kaisertums erhielt man 40 Dollar für 1 Pfd., und selbst dieses ungünstige Verhältnis hatte sich im weiteren Verlauf der Zeit so verschlechtert, daß man zu Salanve's Zeit thatsächlich 6500 Papierthaler für 1 Silberthaler zahlte.

Wie Sir Spenser St. John erzählt, wollte vor langer Zeit ein General der Republik Hayti in Paris eine Anleihe negotiieren. Als der Bankier ihn fragte, welche Sicherheit er bieten könne, erhielt er zur Antwort: „Monsieur, la constitution place les dettes publiques sous la sauvegarde de la nation!“ Der Bankier soll ihn eine Weile starr angesehen und dann geantwortet haben: „Ich habe Geschäfte, mein Herr, — guten Morgen!“ Der 40. Artikel lautet allerdings dahin, daß öffentliche Schuldtitel dem Schutz und der Loyalität der Nation unterstellt und von ihr garantiert werden.

Dieselbe Verfassung enthält aber auch einen Artikel (Nr. 192), kraft dessen „weder Haytianer noch Fremde das Recht haben, Entschädigung zu fordern für Verluste, die sie in etwaigen Bürgerkriegen erlitten haben.“ Da nun aber Bürgerkriege zur Tagesordnung wurden, so hat sich noch keine fremde Regierung um diesen Artikel gekümmert.

Der Härte, mit welcher Frankreich seine Entschädigung erzwang, ist schon Erwähnung gethan; auch für englisches Einschreiten war hier und da Anlaß, und der letzte Fall der Art ereignete sich unter dem Präsidenten Nissage-Saget, wo auch die deutsche Regierung nach mehrjährigen vergeblichen Reklamationen ein Geschwader zu entsenden hatte, um geschädigten Kaufleuten deutscher Nationalität zu ihrem Recht zu verhelfen.[1])

[1]) Die Sache machte ihrer Zeit einiges Aufsehen, und zwar in mehrfacher Beziehung. Die vom Chef der deutschen Expedition gestellte Forderung wurde von der Regierung bewilligt, aber nicht, ohne daß einige Friktion vorangegangen wäre. Die kurze Frist, die jener gestellt hatte, machte den Eindruck von Härte, erregte unter einigen Deutschen in Port au Prince Besorgnis, was diese zu einem nicht sehr national gesinnten Protest veranlaßte. Es haben sich demselben aber nicht alle Landsleute angeschlossen, was zum Ruhm der letzteren wohl zu erwähnen ist.

Das deutsche Element spielt schon seit langer Zeit auf Hayti eine Rolle und hat seine Geschichte.

Und so ist die Geschichte dieses unglücklichen und doch von der Natur so bevorzugten Landes nichts als eine Reihe von Komplotten, Revolten und Vernichtungs-Intrigen der Schwarzen gegen die Farbigen in erster, gegen die Weißen in zweiter Linie, von Insurrektionen und im Gefolge derselben von militärischen Hinrichtungen in mehr als barbarischem Stil. Wenn es sich in einem solchen Staatswesen um eine Kontrolle der Finanzen überhaupt hätte handeln können, so würde man gefunden haben, daß die für Kultus, Schule, Volkserziehungsanstalten und die damit verbundenen so nötigen Ausgaben bewilligten Gelder immer und immer zur Beschaffung von Waffen und Pulver verwendet wurden. Kein einziger Regierungswechsel erfolgte aus patriotischen Motiven; nicht einer jener Aufstände, bei denen das ganze Land sich im Blute badete, hatte andere Beweggründe als die der niedrigsten Impulse persönlicher Interessen und des Ehrgeizes, der Stellenjägerei und der Habgier.

Betrachtet man das Haytianische Volk selbst etwas näher, so muß man wohl unterscheiden zwischen den Bewohnern der Städte und dem Landvolk. In den Städten ermangeln die höheren Klassen der Schwarzen wie der Farbigen nicht einer gewissen Bildung und Politur, die sie sich zum Teil durch Erziehung in Europa erworben haben. Wie weit diese Bildung in Fleisch und Blut übergegangen, läßt sich nicht ganz sicher beurteilen; namentlich in betreff der Schwarzen gestattet der Schutz, der dem Vaudoux-Kultus zuteil wird, einige Zweifel. Die Abschließung, deren die Schwarzen sich befleißigen gegenüber den Farbigen, ist auch ein verdächtiges Symptom. So begegnet man auf den Soireen des Präsidenten nur selten schwarzen Damen, etwa drei Prozent, alles übrige Mulatten mit ihren Damen; schwarze Herren einige mehr, letztere aber, wie Sir Spenser behauptet, nur dann, wenn sie als Beamte eine Verpflichtung fühlen. In den niederen Klassen kontrastiert der städtische Neger sehr unvorteilhaft mit dem vom Lande. In beständiger Berührung mit dem, was Europa und die weiße Rasse überhaupt an rohen Elementen dorthin schickt, adoptiert der städtische Neger deren üble Eigenschaften und produziert sie in noch häßlicherer und abschreckenderer

---

So erzählt Bryan Edwards aus der Zeit der englischen Invasion (1793) folgendes:

„Die nächste Unternehmung unserer tapferen kleinen Armee nahm einen ungünstigeren Verlauf. Der Angriff galt einer etwa 15 englische Meilen von Kap St. Nikolas gelegenen befestigten Position und Niederlassung, Bompard genannt, im Besitz einer tapferen Schar von Leulen, einer Kolonie von Deutschen, die sich dort angesiedelt hatten und ein ziemlich anspruchsloses Leben führten."

„Man weiß nur, daß unsere Truppen mit einem Verlust von 40 Toten zurückgeschlagen wurden, daß ihr Verhalten aber ein sehr tapferes gewesen war!"

Die Mitglieder jener alten deutschen Kolonie scheinen von etwas härterem Holz gewesen zu sein wie ihre Nachkommen; der Protest der letzteren hatte dazu beigetragen, daß das Verfahren des deutschen Offiziers als ein unberechtigter Gewaltakt gestempelt wurde. Das war er aber nicht. Es war die von jeher stalutierte Art der Eintreibung eines Schadenersatzes, den die deutsche Regierung längst für fällig anerkannt hatte, und es handelte sich um die Entschädigung einiger Männer, welche von der im Amt befindlichen Regierung, als sie noch gegen den Präsidenten Salnave Revolutions-Komitee war, fast an den Bettelstab gebracht worden sind.

Form; nicht so der auf dem Lande; von den Weißen sieht er nur die besser gearteten Elemente, er achtet, verehrt sie und ist sich ihrer Überlegenheit bewußt; aber auch er hat keine Achtung gegen seinesgleichen, und in dem Haß gegen die Farbigen stimmen alle überein.

Sir Spenser erzählt, wie der spanische Konsul eines Tages auf dem Lande ein Negerweib getroffen, die ihr Kind mit einem Stock auf ganz unbarmherzige Art prügelte. Auf seine Einsprache habe sie verwundert gesagt: „Konsul, es ist nur ein Negerkind, es schadet ihm nicht!"

Betrachtet man alle jene Erscheinungen, so kann man wohl fragen, woher es denn kommt, daß gerade die schwarze Rasse, die der Neger Afrikas, ein solches Stigma auf sich gezogen. Bei keiner anderen Farbe ist dasselbe auch nur annähernd der Fall. Die Rothaut, der Sudanese, der Hindu, der Mongole, der Maori und der Polynesier, sie sind Aristokraten, wo immer der Congo-Neger neben ihnen auftritt. Die lange Sklaverei ist es, die ihm das Kainszeichen aufgedrückt hat. Der Neger fühlt es und rächt sich in seiner Weise. In Hayti könnte man den Eindruck gewinnen, als läge im Kultus des Vaudoux der Trost, der ihn für die Unbill seiner Farbe entschädigt. Auf derselben Stufe wie die Nichtachtung gegen seinesgleichen steht der Haß gegen den Mischling mit dessen Anspruch auf Vorrang in der Gesellschaft. Und dennoch macht ihm seine Eitelkeit einen Stolz zur Pflicht, den er zur Schau trägt, ohne ihn zu fühlen.

Die Lehren und Sakramente der Kirche haben es nicht vermocht, der größeren Menge irgend welchen innerlichen Halt zu geben; nur die Äußerlichkeiten werden gepflegt, und daß der Heiland als gekreuzigter Neger dargestellt wird, kann man in manchen ihrer Kirchen gewahr werden. Ungeregeltes Zusammenleben nach Übereinkunft vertritt noch häufig die Stelle der Ehe. Daß Boyer, als er ins Amt trat, mit der Präsidentur auch die soi-disant Witwe Pétions übernahm, galt als selbstverständlich. Im Kirchenwesen war und ist es noch eine eigentümliche Erscheinung, daß man es verstand und sich nicht scheute, manche Gebräuche der Kirche mit dem Kultus des Vaudoux in Verbindung zu setzen. So hatten die Hohenpriester der Vaudoux-Sekte eine Mutter, deren Tochter bei einer dem Fetisch veranstalteten Orgie als Blutopfer dargebracht wurde, veranlaßt, einige Weihkerzen für den Altar der Ortskirche zu stiften.

Unzweifelhaft tragen solche Dinge wesentlich dazu bei, allen häßlichen Eigenschaften der Rasse gerade in diesem Lande schärferen Ausdruck zu geben. Nirgends tritt die äffische Eitelkeit und Nachahmungssucht des ungebildeten Negers so grell hervor wie hier, und nirgends kann man mit mehr Recht von der „jactance" der „Ruhmredigkeit und Prahlerei" des Mulatten reden wie gerade in Hayti. So erzählt Mackenzie von einem Mulatten-Obersten, der, hingerissen vom Übermaß der ihm innewohnden Tugenden, ausgerufen habe: „Je vous assure, Monsieur, que je suis le plus brave de tous les mulâtres de ce pays-ci!"

Einen ähnlichen Gegenstand der Volks-Eitelkeit bildet die Nachäffung aristokratischen Wesens. Der Kaiser Soulouque hatte sich, um seine Generale zufriedenzustellen, genötigt gesehen, eine Aristokratie zu schaffen. Er ernannte

4 Fürsten und 59 Herzöge, nebst einer großen Zahl von Marquis, Grafen und Baronen, selbstverständlich nur Schwarze vom ungemischtesten Blut. Und doch soll er sich nur ungern zu dieser Maßregel verstanden haben und verschiedentlichem Andrängen in dieser Richtung mit der Antwort entgegengetreten sein: „Moi, je suis le seul gentilhomme du pays!“ Er sah sich aber genötigt, der wachsenden Unzufriedenheit ein solches Zugeständnis zu machen, und es hatte für den Augenblick Erfolg. Die Zugeständnisse auf diesem Gebiet wie auf dem des Heerwesens wuchsen seit jener Zeit in großem Maßstabe. Jedes vermeintliche Verdienst in der Politik wurde und wird noch mit dem Range eines Generals oder Stabsoffiziers belohnt. Auf diese Weise ist es bei einem Präsenzstand von etwa 7000 Soldaten zu einer Anzahl von 6500 Generalen und Stabsoffizieren gekommen, der noch etwa 7000 unregimentierte Offiziere hinzutraten. Natürlich ist Glanz und Flitter der Uniform das Hauptobjekt für die Eitelkeit des Schwarzen.

Von dem Bildungsgrad jener Leute kann man sich einen Begriff machen, wenn man Sir Spenser St. John erzählen hört von einem General, den er in voller Gala-Uniform in einem Kramladen habe Talglichter verkaufen sehen. Mackenzie berichtet von einem Adjutanten, der im Auftrag des Präsidenten in brillanter Uniform zu ihm gekommen sei, und den er einige Tage später als den Koch eines seiner Freunde wiedergetroffen habe. Verfasser dieses erinnert sich eines Besuches beim Gouverneur der Nord-Provinz, wo höhere Offiziere in sehr vernachlässigtem Kostüm, namentlich im Punkte der Fußbekleidung, den Aufwarte-Dienst versahen. Einer von ihnen hatte die nackten Füße wenigstens mit niedergetretenen Pantoffeln bekleidet.

Aber für das Lächerliche, was in alledem liegt, ist der schwarze und farbige Haytianer blind in seinem maßlosen Selbstbewußtsein. Und daß dem so ist, auch dafür fehlt dem Mutterwitz dieses Volkes nicht so ganz das Verständnis; denn Sir Spenser erzählt, wie er bei einer öffentlichen Feier in seiner goldgestickten Uniform erschienen sei, hätten umstehende Neger mit Lachen geäußert: „Seht diesen Konsul, er liebt es auch, sich zu putzen!“

So erzählt man sich in Hayti in bezug auf das Charakteristische der verschiedenen Rassen eine bezeichnende Legende. Ein Weißer, ein Mulatte und ein Neger wurden im Himmel gefragt, was sie sich wünschten. Der Weiße sagte, er wünsche sich Weisheit in Künsten und Wissenschaften, der Mulatte schöne Pferde und schöne Frauen, der Neger aber meinte, er sei überhaupt erst vom Mulatten genötigt worden, zu kommen, und erst auf besonderes Drängen, seinen Wunsch zu äußern, bat er um etwas goldene Tresse.

In ähnlichem Sinne erzählt man sich, daß, wenn die drei sich im Gefängnis befänden, so verlange der Weiße Papier und Tinte, um einen Protest aufzusetzen, der Mulatte sinne auf Mittel zum Entkommen, der Neger aber lege sich sogleich hin und schlafe 24 Stunden, nach dem Erwachen knurre er etwas, lege sich auf die andere Seite und schlafe noch weitere 24 Stunden.

Betrachtet man die Zustände dieses sonderbaren Landes und Volkes insgesamt, so fragt man sich, ob bei den rapiden Rückschritten, die es im Laufe der zweiten

Hälfte des Jahrhunderts gemacht hat, noch Raum zur Hoffnung ist. Man wäre versucht, die Frage zu verneinen, wenn nicht in der Thatsache, daß dieses Volk wirklich einige edelgeartete Machthaber gezeitigt hat, eine Ermutigung läge. Die Hoffnung würde zunehmen, wenn das zivilisierende Element der Mischlings-Rasse im Zunehmen wäre und Aussicht hätte auf weitere, rüstige Entwickelung. Das ist gegenwärtig leider nicht der Fall. Die Zahl der Mulatten hat sich im Lauf des Jahrhunderts stetig vermindert, weil die Einwanderung der Weißen durch alle möglichen Hindernisse, die man ihnen in den Weg legt, niedergehalten wird. Ein wahrhaftes, aufrichtiges Streben aber, die größere Menge der schwarzen Rasse der Gesittung zuzuführen, kommt nicht zur Geltung. Die Befestigung der eigenen Stellung gegen revolutionäre Umtriebe absorbiert der Machthaber ganze Energie. Während in der Mitte des Jahrhunderts die Bevölkerung von Hayti etwa 7—800 000 Köpfe zählte, von denen der zehnte Teil Mulatten — ein Verhältnis, welches noch zu Geffrards Zeit stattfand — soll es sich seitdem stark zu Gunsten der Schwarzen verändert haben.

Bei den zahlreich vorhandenen geeigneten Arbeitskräften könnte eine verständig betriebene Landwirtschaft, der Anbau von Baumwolle, Zucker und eine mit mehr Sorgfalt als jetzt betriebene Kakao- und Kaffee-Kultur das Land reich und blühend machen. Aber von Zucker darf nicht gesprochen werden, weil es zu sehr an die Periode der Sklaverei erinnert. Es würde ein leichtes sein, binnen kurzer Frist die so schwer drückende Schuld an Frankreich abzuzahlen. Aber freilich fordert dies ein weniger feindliches Verhalten gegen das weiße Element und eine Beseitigung jenes Verfassungs-Artikel, der da lautet: „Aucun blanc . . . . . ne pourra mettre le pied sur ce territoire à titre de maître ou de propriétaire.“ Der östliche, größere Teil der Insel Domingo, die spanisch sprechende Republik gleichen Namens prosperiert, weil die Einwanderung des weißen Elementes nicht auf gleiche Schwierigkeiten stößt; und nur in stetigem Kontakt mit dem weißen Element liegt Hoffnung für die schwarze Rasse. Sich allein überlassen, hat der Neger, selbst nach dem Urteil seiner besten Freunde, keine zivilisatorische oder politische Zukunft. Trotz Konkordates ist es auch der Kirche Roms nicht gelungen, günstig einzuwirken; der Kommunikanten sind eine nicht geringe Zahl, und es ist nur die Frage, inwieweit sie wirklichem Christentum gewonnen sind. Die große Mehrzahl, — und sie wächst von Jahr zu Jahr, — verrät eine bedenkliche Hinneigung zum Fetischismus. Und wo heidnischer Aberglaube die Ideale des Volkes beherrscht, da wird der Segen eines üppigen Bodens zum Fluch, und die schrankenlose Freiheit erzeugt Verachtung jener nützlichen, unersetzbaren Säule der Zivilisation, der menschlichen Arbeit.

Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnzüge in Deutschland.

Die gebildete Welt in Deutschland beginnt dem Eisenbahnwesen, welches das öffentliche Leben so vielfach und einschneidend berührt, mehr und mehr Interesse zuzuwenden, so daß es angezeigt erscheint, auch solche, das Eisenbahnwesen betreffende Fragen der öffentlichen Besprechung zu unterziehen, welche bisher nur im Kreise der Eisenbahn-Fachmänner behandelt worden sind.

Eine solche Frage, welche die Reisenden berührt, bezieht sich auf die Fahrgeschwindigkeit der Züge, und es will uns bedünken, als ob seit Jahren insofern bei den uns zunächst interessierenden deutschen Eisenbahnen ein Stillstand eingetreten sei, als eine schleunigere Verbindung zwischen den größeren Verkehrspunkten als bisher nicht zur Durchführung gekommen ist, und wir uns England gegenüber in dieser Beziehung noch nach wie vor erheblich im Rückstande befinden. Wenn auch naturgemäß die Leistungen der Bahnen stets dort den höchsten Grad erreichen werden, wo der Verkehr nicht allein die größten Ansprüche macht, sondern auch die Erfüllung der letzteren entsprechend lohnt, und wenn auch Deutschland in dieser Beziehung noch auf lange Zeit hinter England zurückstehen wird, so scheint es doch immerhin auffallend, wenn Jahre hindurch in einer bestimmten Richtung kein Fortschritt zutage tritt, und dies giebt die Anregung, dem Grunde dieses Stillstandes nachzuforschen. Schon seit Jahren gelten die Expreßzüge zwischen Berlin und Köln als die schnellfahrendsten Züge in Deutschland, und es ist denselben dieser Rang auch nicht von den sogenannten Blitzzügen abgelaufen worden, welche jetzt zwischen Paris und Giurgewo verkehren und das deutsche Gebiet auf der Strecke Simbach-D. Avricourt berühren.

Wenn die Zeitunterschiede der Endstationen infolge der geographischen Lage derselben berücksichtigt werden, so ergiebt sich — die Angaben des Postkoursbuches zu Grunde gelegt —, daß von den Expreßzügen zwischen Berlin (Fr.) und Köln 58 km und den Expreßzügen zwischen Simbach und D. Avricourt 53 km pro Stunde zurückgelegt werden, wobei allerdings zu berücksichtigen bleibt, daß die Linie Berlin-Köln außerordentlich günstig gestaltet, die Linie Simbach-D. Avricourt hingegen vielfach mit starken Steigungen und scharfen Krümmungen behaftet ist, welche die Fahrgeschwindigkeit der Züge ungünstig beeinflussen.

Die nachstehende Zusammenstellung zeigt, welche Fahrgeschwindigkeiten auf einigen Hauptrouten in Deutschland erreicht werden.

Es legen pro Stunde zurück einschließlich der Aufenthalte auf den Stationen:

Expreßzüge zwischen Berlin (Fr.) und Köln	58 km
Schnellzug Berlin (Schl.)—Königsberg . .	54 "
Expreßzug Berlin-Hamburg-Wantrup . .	53 "
Schnellzug Köln-Basel	52 "
Expreßzug Berlin-Breslau (Schl.) . . .	52 "
Expreßzug Simbach—D. Avricourt . . .	50 "
Kourierzug Berlin—Erfurt—Frankfurt a. M.	46 "

Schnellzug desgl. . . . . 45 km
Schnellzug Frankfurt a. M.-Basel . . . . 43 =

Diese Leistungen fallen erheblich gegen die einzelnen englischen Bahnen ab, da z. B. Züge auf der Strecke:

London—Edinburgh (Great-Northern) . . . 72 km
London-Glasgow . . . . . 70 =

pro Stunde zurücklegen, wobei die Fahrgeschwindigkeit auf günstigen Strecken bis zu 105 km pro Stunde ausgedehnt wird. Bei der Prüfung der Frage, welche Umstände darauf hinwirken, daß bei den Eisenbahnen in Deutschland eine geringere Geschwindigkeit in Anwendung kommt als in England, muß zunächst darauf zurückgegangen werden, wodurch diese Geschwindigkeit hauptsächlich beeinflußt wird. Die Möglichkeit der Anwendung einer größeren Fahrgeschwindigkeit ist nun abhängig von:

der Stärke des durchgehenden Verkehrs,
dem Vorhandensein eines kräftigen Oberbaues,
dem Vorhandensein solcher Vorrichtungen, welche dem Lokomotivführer eine sichere Fahrstraße gewährleisten, der Leistungsfähigkeit der Lokomotiven, der Durchführung möglichst leichter Züge,
Vorrichtungen, welche es ermöglichen, den Zug im Falle der Gefahr zum Stehen zu bringen.
der Gewöhnung der Reisenden, den Aufenthalt auf den Stationen nicht unnötig zu vermehren.

Die größere Leistung der englischen Bahnen ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß der durchgehende Verkehr schärfer vom Lokalverkehr getrennt ist, und infolge dessen mit den durchgehenden Zügen auf weniger Zwischenstationen gehalten wird als auf den deutschen Bahnen. Die Möglichkeit, den durchgehenden Verkehr vom Lokalverkehr getrennt zu halten ist in England gegeben, wo eine große Zahl reich bevölkerter Städte die Einlegung besonderer Züge zwischen denselben noch lohnend macht. Wenn auch die Verkehrsverhältnisse in Deutschland eine gleich scharfe Trennung des durchgehenden vom Lokalverkehr im allgemeinen nicht durchführbar erscheinen lassen, so dürfte dies doch immerhin auf einigen Strecken der Fall sein, wohingegen eine Prüfung der Fahrpläne ergiebt, daß auch auf diesen Strecken die Zahl der Zwischenstationen, auf welchen von den Schnellzügen gehalten wird, eine große ist, und daß in den letzten Jahren die Interessen des Lokalverkehrs bei einzelnen Zügen noch stärker als bisher zur Geltung gekommen sind.

Der Expreßzug Köln-Berlin (Lehrt.) hielt z. B. im Sommer 1878 nur an 9 Zwischenstationen, während der Expreßzug Köln-Berlin (Frstr.) jetzt an 16 Zwischenstationen anhält.

Der Tages-Schnellzug Berlin-Erfurt-Frankfurt a. M., welcher namentlich im Sommer einen verhältnismäßigen starken Durchgangsverkehr bewältigt, hält, bei 536,8 km Länge der zu durchfahrenden Strecke, an 26 Zwischenstationen an, so daß die Entfernung zwischen je 2 Haltestationen durchschnittlich nur 20 km beträgt,

während z. B. der Expreßzug London-Edinburg der Great-Northern bei 644 km Länge der zu durchfahrenden Strecke nur an 4 Zwischenstationen hält, mithin Entfernungen von durchschnittlich 128 km ohne anzuhalten durchfährt.

Die Aufenthalte auf den Zwischenstationen betragen bei den betreffenden Zügen: London-Edinburg = 46 Min. inkl. eines Aufenthaltes von 30 Min. zum Mittagessen, Köln-Berlin = 55 Min. inkl. eines Aufenthaltes von 14 Min. zum Abendessen, Berlin-Frankfurt a. M. = 107 Min. inkl. eines Aufenthaltes von 20 Min. zum Mittagessen. Rechnet man nur zwei Minuten für die Verzögerung, welche einem Zuge dadurch entsteht, daß er bei dem Einfahren in eine Haltestation seine Fahrgeschwindigkeit ermäßigen muß und bei dem Wiederanfahren Zeit braucht, um seine richtige Fahrgeschwindigkeit wieder zu erlangen, so werden bei dem Zuge Berlin-Frankfurt allein 52 Minuten für die durch das Anhalten verursachten Verzögerungen erfordert. Mit den Aufenthalten beträgt diese Zeit bei diesem Zuge 2 St. 41 Minuten, die Gesamtfahrzeit aber 11 St. 54 Min., während ein Expreßzug dieselbe Strecke auch bei Innehaltung einer Geschwindigkeit von 75 km pro Stunde auf günstiger Bahnstrecke in 9 Stunden zurücklegen könnte. Eine schärfere Trennung des durchgehenden Verkehrs von dem Zwischenverkehr läßt sich bei den schon längere Zeit laufenden Zügen allerdings nur schwierig durchführen, da hiermit das Aufgeben vieler Haltepunkte und Anschlüsse erforderlich sein würde, und das Aufgeben dieser Halte eine große Erregung in all' den Orten zur Folge haben würde, welche von der Maßregel betroffen werden.

Das Durchführen schnell fahrender Züge auf einer Bahnstrecke bedingt, daß die Bahn sich in einem guten Zustande befinde und die Schienenlage eine feste, gegen die Stöße und Schwankungen der schnellfahrenden Züge völlig gesicherte sei. Wenn auch die deutschen Bahnen in bezug auf die gute Unterhaltung der Geleislage den Vergleich mit den englischen Bahnen voll aufnehmen können, so ist doch nicht zu leugnen, daß die letzteren insofern im Vorteil sind, als der Oberbau derselben an sich schwerer und fester gelagert ist und somit auch ein schnelleres Fahren unbedenklich gestattet. Die englischen Ingenieure haben sich bei der Wahl der Art des Oberbaues weniger von theoretischen Ermittelungen und Erwägungen, die ja immer teilweise auf willkürlichen Annahmen beruhen, als von den praktischen Erfahrungen des Betriebes bestimmen lassen, welche darauf hinweisen, daß nur ein verhältnismäßig schwerer, fest gelagerter Oberbau imstande ist, die an sich unberechenbaren Stöße und Schläge der mit großer Geschwindigkeit fahrenden Züge ohne Gefährdung der Sicherheit des Betriebes aufnehmen zu können. Im ganzen ist der Oberbau auf den deutschen Bahnen jedoch so hergestellt und unterhalten, daß sein Zustand die Anwendung der nach dem Bahnpolizeireglement gestatteten größten Geschwindigkeit unbedenklich gestattet.

Eine weitere Vorbedingung des schnellen Fahrens ist die sichere Freihaltung der Fahrstraße.

Bei einer Geschwindigkeit von 75—90 km in der Stunde oder 1250 bis 1500 m in der Minute kann ein Zug auch bei Anwendung schnell und kräftig wirkender Bremsen erst auf mehrere hundert Meter Entfernung zum Stehen ge-

bracht werden. Da nun der Lokomotivführer seine Aufmerksamkeit nicht unausgesetzt der vor ihm liegenden Strecke zuwenden kann, letztere auch selbst auf kurze Entfernungen nicht immer vollständig übersichtlich ist, so bleibt die Sicherheit des Zuges nur dann gewahrt, wenn die Strecke für einen Zug von Station zu Station frei gehalten wird und bei allen Einfahrten und Durchfahrten von Stationen die Weichen, welche der Zug durchfährt, richtig liegen müssen, sobald durch den Abschlußtelegraphen die Erlaubnis zur Ein- resp. Durchfahrt gegeben ist. Nur unter solchen Verhältnissen behält der Lokomotivführer auch die nötige Ruhe und Zuversicht, deren er bei seiner verantwortungsvollen Thätigkeit durchaus bedarf. Für die Freihaltung der Strecke wird bei der Aufstellung des Fahrplans und durch besondere Vorschriften für das Fahren in Stations-Entfernung, das Kreuzen und Überholen der Züge Sorge getragen, und um eine sichere Fahrstraße in den Bahnhöfen und Haltestellen zu gewinnen, müssen die Abschlußtelegraphen vor den Bahnhöfen mit den im Bahnhofe liegenden und für die betreffende Fahrt in betracht kommenden Weichen so in gegenseitige Abhängigkeit gebracht werden, daß ein Fahrsignal am Abschlußtelegraphen nur dann gegeben werden kann, wenn die Weichen für die betreffende Fahrt richtig liegen und so lange in dieser Lage festgelegt bleiben, als an dem Abschlußtelegraphen Fahrsignal gegeben ist.

Diese Vorrichtungen sind zuerst in England zur Einführung gebracht worden, als notwendige Vorbedingung des beabsichtigten schnellen Fahrens, demnächst aber auch in Deutschland, und es ist namentlich in Norddeutschland schon seit Jahren mit großer Energie und unter Aufwendung erheblicher Mittel darauf hingewirkt worden, sämtliche Bahnhöfe und Haltestellen mit derartigen Sicherheitsvorrichtungen zu versehen. Nachdem die Verpflichtung zur Anbringung solcher Vorrichtungen — wenn auch der einfachsten Art — nunmehr den Bahnverwaltungen durch das Bahnpolizei-Reglement auferlegt ist, kann wohl diese Vorbedingung eines schnellen Fahrens auch für Deutschland als erfüllt angesehen werden, zumal auch das Signalwesen im allgemeinen in Deutschland sich auf einer hohen Stufe der Ausbildung befindet.

Von wesentlichem und zunächst maßgebendem Einflusse auf die mögliche Geschwindigkeit der Züge ist die Leistungsfähigkeit der Lokomotiven. Die Lokomotiven derjenigen Züge, welche mit wenig Aufenthalten und großen Geschwindigkeiten durchgeführt werden sollen, müssen ganz besonders gebaut sein; sie müssen nicht nur große Räder haben, sondern vor allem auch die Fähigkeit besitzen, in kurzer Zeit viel Dampf zu entwickeln. Eine Lokomotive mit hohen Rädern, aber ohne genügende Dampfentwickelung, ist ebensowenig zur Beförderung schnellfahrender Züge tauglich als ein Mensch mit langen Beinen aber schwachen Lungen zum Schnellläufer. In bezug auf den Bau von Schnellzuglokomotiven sind die englischen Bahnen den deutschen voraus; erstere haben Lokomotiven hergestellt, welche den bis jetzt in Deutschland gebauten sowohl in Hinsicht auf Raddurchmesser als Rost- und Heizfläche überlegen sind, dabei aber allerdings ein größeres Gewicht haben. Die deutschen Bahnen sind jedoch in neuerer Zeit eifrigst

bemüht, diesen Vorsprung auszugleichen, und sollen jetzt namentlich auf der Strecke Berlin-Lehrte Lokomotiven bauen, welche wesentlich günstigere Leistungen ergeben als die bis jetzt gebräuchlichen. Mit diesen Lokomotiven sollen Züge von 22 Achsen mit 90 km Geschwindigkeit in der Stunde auf größere Entfernungen befördert werden können.

Die Leistungsfähigkeit der Lokomotiven in bezug auf die Geschwindigkeit wird natürlich wesentlich beeinflußt durch die Schwere des Zuges, welcher befördert werden soll, und es würde sich z. B. die mögliche Geschwindigkeit auf die Hälfte ermäßigen, wenn statt 22 Achsen deren 50 zu befördern sein würden. Dieser Umstand drängt dahin, die Züge möglichst leicht zu halten und die Mitführung irgend entbehrlicher Wagen zu vermeiden, was aber wiederum in direktem Widerspruche mit den oft sehr weit gehenden Wünschen der Reisenden steht. Die große Zahl der in der einen oder anderen Beziehung wichtigen Städte, welche sich über ganz Deutschland verteilen, läßt es nicht zu, zur Verbindung derselben untereinander überall durchgehende Züge einzurichten, letztere können vielmehr nur zwischen den wichtigsten Punkten geführt werden, was zur Folge hat, daß bei vielen Reisen entweder ein Umsteigen der Reisenden auf den Übergangsstationen aus einem Zuge in einen andern notwendig wird, oder daß einzelne Wagen — sogenannte Durchgangswagen — in die Züge eingestellt werden müssen, welche auf den Übergangsstationen aus dem einen Zuge aus und in den anderen Zug einzustellen sind. Die Bequemlichkeit derartiger Durchgangswagen für die Reisenden soll keineswegs geleugnet werden, ihre Ausnützung bleibt aber meist eine ungenügende, und das Umsetzen derselben auf den Übergangsstationen verursacht nicht nur Kosten, sondern auch Aufenthalt. Die Ausnützung der Plätze und namentlich die der ersten Wagenklassen ist eine sehr ungenügende, sie betrug im vorletzten Jahre in der ersten Klasse 9,56%, in der zweiten Klasse 20,61%, in der dritten Klasse 25,06% und der vierten Klasse 30,04%, aus welchen Zahlen sich ergiebt, wie viel unnützes Material in den deutschen Zügen noch mitgeführt wird. Die ungünstige Ausnutzung der Plätze ist zum Teil auf den ungleichmäßigen Verkehr zwischen den einzelnen Stationen, sodann aber auf die Mitführung von 3—4 Wagenklassen, sowie besonderer Abteilungen für Damen und Nichtraucher zurückzuführen. Die Fachleute haben sich schon vielfach mit der Frage beschäftigt, wie eine bessere Ausnutzung der Plätze herbeizuführen sei, ohne daß die Reisenden in der ihnen bisher gewährten Bequemlichkeit beeinträchtigt, noch auch die Einnahmen der Bahnen vermindert würden. Die daraufhin in der letzten Zeit gemachten Vorschläge haben jedoch keinen allgemeinen Anklang gefunden. Der Vorschlag, statt der jetzt vielfach üblichen 3—4 Wagenklassen deren nur 2 mitzuführen, würde dem Übel gewiß am wirksamsten steuern, die Durchführung dieser Maßregel jedoch eine anderweite Festsetzung der Fahrpreise bedingen, deren Einwirkung auf die Einnahmen der Bahnen so wenig zu übersehen ist, daß man Bedenken trägt, mit einer solchen Maßregel vorzugehen, abgesehen davon, daß die Maßregel vielfache Anfeindungen von seiten desjenigen Teils der Reisenden erfahren würde, welcher in dem Zusammenbefördern der verschiedenen Berufs- und Ver-

mögensklassen in denselben Wagenabteilungen eines Zuges eine Schmälerung seiner Sonderrechte erblickt. Es dürfte sich empfehlen, in dieser Beziehung allmählich umbildend vorzugehen und zunächst aus allen Personenzügen die I. Klasse aus den schwach besetzten Personenzügen, aber auch die besonderen Damen- und Nichtraucher-Abteilungen zu entfernen und das Rauchen nur in einzelnen besonders zu bezeichnenden Abteilungen zuzulassen, resp. ganz zu verbieten, wie dies z. B. bei den meisten Pferdebahnen der Fall ist. Die vierte Klasse wäre aus allen Zügen auszuscheiden, welche dem durchgehenden Verkehr dienen, die dritte Klasse möglichst aus allen Schnellzügen, wenigstens aber aus denjenigen, welche demnächst noch eingelegt werden sollen. Hiernach wäre als Regel anzusehen, daß die Schnellzüge nur die I. u. II., die Personenzüge nur die II. u. III. Klasse führten.

Je größer die Fahrgeschwindigkeit der Züge ist, umsomehr tritt das Bedürfnis hervor, Einrichtungen zu treffen, daß die Züge im Falle der Gefahr auf möglichst kurze Entfernung zum Stehen gebracht werden können. Dies ist zu erreichen, wenn alle Wagen des Zuges mit Bremsen versehen und letztere so eingerichtet sind, daß sie alle gleichzeitig und in kürzester Frist zur Wirkung gebracht werden können. Letzteres ist bei den sogenannten durchgehenden Bremsen der Fall, welche sowohl von dem Lokomotivführer als auch dem Zugführer oder den Reisenden durch das Umlegen eines Hebels in wenigen Sekunden in Thätigkeit gesetzt werden können. Diese durchgehenden Bremsen, welche nach den verschiedensten Systemen — Friktionsbremsen, Luftdruckbremsen, Vakuumbremsen ꝛc. — hergestellt werden können, sind in England bei Schnellzügen durchgehends in Gebrauch, und es wird dies auch in kurzer Zeit in Deutschland bei allen mit mehr als 60 km Geschwindigkeit fahrenden Zügen der Fall sein, da das neue Bahnpolizei-Reglement eine bezügliche Forderung enthält, auch eine große Zahl der Züge jetzt schon entsprechend ausgerüstet ist.

Die schnelle Abfertigung der Züge wird in Deutschland noch vielfach dadurch beeinträchtigt, daß das reisende Publikum durch sein Verhalten beim Ein- und Aussteigen ganz unnötigen Aufenthalt bereitet. Bevor ein Reisender bei uns seinen Platz im Zuge einnimmt, glaubt er zunächst erst sämtliche Abteilungen des Zuges nachsehen zu müssen, um festzustellen, wo er sich am bequemsten niederlassen könne; die Perrons sind häufig so überfüllt, daß nicht allein die Übersicht des Zugpersonals über das Aus- und Einsteigen, sondern selbst die Bewegung auf dem Perron erschwert wird, die Überfüllung rührt aber vielfach weniger von solchen Personen her, welche den Zug benutzen, als von solchen, welche Ankommende empfangen oder Abfahrende begleiten, oder aber nur ihre Neugierde befriedigen wollen. Nicht selten hält sich die ganze Familie eines Reisenden verpflichtet, ihm nicht nur bis zum Bahnhofe, sondern auch bis zum Zuge das Geleit zu geben, um dort erst einen möglichst zeitraubenden Abschied zu nehmen; oft genug auch bildet diese Begleitung eine Schutzwehr um die Thür der Wagenabteilung, in welcher ihr Angehöriger Platz genommen hat, um andere Reisende von der Mitbenutzung der betreffenden Wagenabteilung abzuhalten, oder einzelne Personen der Begleitung steigen in die Wagen ein und besetzen die Plätze, bis

der Zug abgeht. Daß hierdurch nicht allein die schnelle Abfertigung der Züge, sondern auch die gleichmäßige Benutzung der Wagen verhindert wird, müßte dem einsichtigen Teile des Publikums ohne weiteres einleuchtend sein und ihm Veranlassung geben, selbst gegen derglelchen Ungehörigkeiten energisch vorzugehen. Die Absperrung der Perrons für das nichtreisende Publikum — für die unbedingt erforderliche Begleitung wären Perronbillets auszugeben — ist ein dringendes Bedürfnis für die Sicherheit des Betriebes und die pünktliche und ordnungsgemäße Abfertigung der Züge und sollte deshalb auch in Deutschland durchgeführt werden, gleichwie solches jetzt schon in England, Frankreich, Belgien ꝛc. geschieht. Leider ist das Verständnis des Publikums für eine solche Maßregel noch so gering, daß sich jedesmal ein Sturm der Entrüstung erhebt, wenn diese Absperrung selbst an denjenigen Orten zur Einführung gebracht werden soll, wo der Verkehr es in ganz erhöhtem Maße erheischt. Aus vorstehenden Ausführungen dürfte wohl der Schluß zu ziehen sein, daß auf den deutschen Eisenbahnen die Vorbedingungen vorhanden sind, die Fahrzeit der Eisenbahnzüge — auch unter Einhaltung der jetzt in den Reglements als zulässig gegebenen größten Fahrgeschwindigkeiten abzukürzen, daß es aber auch der Mitwirkung des Publikums bedarf, wenn eine solche Maßregel mit Erfolg durchgeführt werden soll.

Marco Minghetti.

Von

Malvida v. Meysenbug.

Es ist längst ein allgemein bekanntes Ereignis, daß am zehnten Dezember des vergangenen Jahres Italien wieder einen jener edeln Patrioten aus der Zeit seiner Wiedergeburt verlor, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermindert und mit denen eine Epoche seiner Geschichte schließt, die so reich war an großen, opferbereiten, selbstlosen, von glühender Vaterlandsliebe erfüllten Individualitäten wie kaum je die Geschichte eines anderen Landes. Mit Recht versetzt jeder solcher Verlust das Land in tiefe Trauer, und wer es mit erlebt hat, wie dasselbe um Cavour, um Viktor Emanuel (denn auch er gehört mit in die Reihe), um Garibaldi und um viele der minder Hervorragenden aus jener Schar trauerte, der wird sich nicht gewundert haben über den tiefen, aufrichtigen Schmerz, welcher aus allen Teilen des Landes und von seiten aller Parteien seinen Ausdruck fand, als der Telegraph noch am Abend des 10. Dezember durch ganz Italien die Nachricht trug: Marco Minghetti ist tot.

Er war der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bekanntlich schon seit Jahren fern, aber die Würde seiner Persönlichkeit, die hohe Achtung, welche Freund und Feind seinem Charakter zollen mußten, die Überlegenheit seines klassisch gebildeten, von philosophischem Ernst erfüllten Intellekts und die Urbanität und

milde Güte ſeines Weſens übten einen Einfluß aus, den er ſelbſt vielleicht nicht einmal ganz kannte und der dazu beitrug die Wirkung jeder ſeiner Reden in der Kammer, deren glänzendſter Redner er war, zu einer ſiegreichen zu machen. Seine Jugend fiel in jene Zeit, wo in dem edleren Teil der italieniſchen Jugend nur ein Ideal lebte: die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrſchaft und die Wiedergeburt der vereinzelten italieniſchen Stämme zu einer einigen, großen, freien Nation. Dieſes Ideal hatte alles Denken und Sinnen der Italiener mit einer Leidenſchaft in Beſitz genommen, wie man ſie kaum in einem anderen Lande geſehen hat, wie denn freilich auch kein anderes Land in Europa ſich in ſolcher Zerriſſenheit, unter ſolchem Druck deſpotiſcher, auswärtiger Regierungen und ſo fern von einem einheitlichen nationalen Leben befand wie Italien, von dem man ſagen durfte, es ſei nur noch ein geographiſcher Begriff. Die Leidenſchaft, mit der, wie geſagt, dies Ideal die Seelen füllte, hatte viele ins Verderben, in den Tod, in das entbehrungsvollſte Exil geführt, und wer es geſehen hatte, mit welcher Seelengröße dieſe feurigen Patrioten, Mazzini u. a., alle Opfer brachten und allem perſönlichen Glück entſagten um jenes Zieles Willen, der mußte eine hohe Idee von der Zukunft Italiens hegen, wenn dieſe Menſchen einmal ſeine Geſchicke zu leiten hätten.

Minghetti hatte ein milderes Schickſal als die im Exil Lebenden. Zu der Zeit der politiſchen Konſpirationen der Carbonari und des jungen Italiens war er noch zu jung und zu ſehr mit ſeinen Studien beſchäftigt, um ſich daran zu beteiligen. Doch iſt es kein Zweifel, daß auch in ſeiner Seele, von früheſter Jugend an, das Ideal der italieniſchen Patrioten lebendig war, wie es ſpäter das alles beherrſchende Prinzip ſeines Lebens wurde. In einer reichen, bürgerlichen Familie und, nach dem frühen Tod des Vaters, unter der Leitung einer überaus tüchtigen, charaktervollen Mutter aufgewachſen, hatte ſich in ihm jener feſte, ehrenwerte Bürgerſinn entwickelt, der nicht wenig dazu beitrug, ihm das ſchöne Gleichgewicht und die maßvolle Harmonie zu verleihen, welche ihn durch das ganze Leben hindurch begleiteten und auch in den ſturmvollſten Zeiten desſelben nicht verließen. Außer der gründlichen klaſſiſchen Bildung, die der Grundzug ſeines intellektuellen Lebens wurde, waren es die ökonomiſchen Studien, denen er ſich mit Vorliebe widmete. Schon im Jahr 1841, alſo in ſeinem dreiundzwanzigſten Lebensjahr, ſchrieb er zwei Abhandlungen, welche von vornherein den Geſichtspunkt bezeichneten, unter welchem er fortan immer entſchiedener den ökonomiſchen Fortſchritt betrachten würde, nämlich: daß jede materielle Verbeſſerung menſchlicher Zuſtände Hand in Hand mit dem moraliſchen Fortſchritt gehen müſſe. Vielleicht gingen dieſe Schriften in jugendlicher Begeiſterung manchmal über das Mögliche im Erreichbaren hinaus, aber die edle, humane Geſinnung, welche ſich in ihnen bekundete, fand die ſchönſte Zuſtimmung von ſeiten Sismondis, des berühmten Ökonomiſten und Geſchichtſchreibers. Derſelbe äußerte ſich darüber in einem Privatbrief und ſagte: „Für mich iſt der Augenblick gekommen aus dem Kampf zu ſcheiden, aber ich kann nicht ſagen, mit welcher Befriedigung ich neue Kämpfer meinen Platz einnehmen und die Sache des Volks, die Sache des Ackerbauers und Handwerkers, denen man

in unserer Zeit, im Namen des Fortschritts des öffentlichen Reichtums, alle Erholungen des Lebens versagt, — mit Geist und Talent führen sehe" ꝛc. —

Ebenso wie sich hier die Grundzüge seiner Ansichten über die sozialökonomischen Verhältnisse bereits vorfanden, findet sich in einer anderen früheren Veröffentlichung über die Philosophie der Geschichte das Bekenntnis der religiösen Empfindungen, welche, frei von dogmatischem Zwang, seiner Seele bis zur letzten Stunde des Lebens inne wohnten. Sein Glaube an die Freiheit des Willens, an die Existenz Gottes und eine in demselben wurzelnde sittliche Weltordnung stand bei ihm unerschütterlich fest; ebenso der Glaube an die persönliche Fortdauer nach dem Tode. Er sagte darüber in jener Schrift: „Man kann für das Übel keine genügende Erklärung finden, wenn man nicht an ein zukünftiges Leben glaubt, wo alle Widersprüche gelöst, alle Ungleichheiten ausgeglichen, alle Leiden vergütet werden. Was ist dieses unendliche Verlangen nach Glückseligkeit, welches uns immerfort bewegt und treibt, ohne daß je irdische Dinge es befriedigen können? Was ist dieser Zorn, der uns ergreift, wenn wir die Tugend unterliegen und das Laster triumphieren sehen? Was ist das Mitleid mit dem Elend, was die Bewunderung und Begeisterung für das Erhabene, zu allen Zeiten? Was ist der Eifer, mit dem wir das Wahre, Schöne, Gute suchen, das uns zu fliehen scheint und nur so viel von sich zeigt, als hinreicht, um es immer mehr zu lieben und zu ersehnen? Beweise sind es, daß der Mensch sich unwiderstehlich nach dem Unendlichen sehnt und sich nur in ihm beruhigen kann, da das Leben selbst etwas Vorübergehendes ist und zu einem überirdischen Ziele hinstrebt. Wenn die andern Argumente zu Gunsten der universellen Harmonie von diesem getrennt werden, so fallen sie zu Boden wie stumpfe Pfeile, und es bleibt nur das Eitle oder, besser gesagt, das Nichtige aller Dinge übrig. Aber wenn die irdischen Dinge sich an die ewigen anschließen, so erhalten sie einen verhältnismäßigen Wert, und es giebt alsdann kein Ereignis und kein Wesen mehr, welches nicht eine gewisse Bedeutung hätte in bezug auf jenes höchste Ziel, zu welchem die menschliche Perfektibilität, der Zug der Nationen und der menschliche Fortschritt nur Studien und Mittel sind." Er schließt dann: „So ist die Vorsehung das Postulat und der Anfang der Philosophie der Geschichte, und die Unsterblichkeit der Seele ist ihre Vollendung und ihr Schluß."

Wie sehr eine so feste, tröstende Überzeugung, die keiner Periode des Zweifels, der pessimistischen Anwandlungen je unterworfen war, dem ganzen Wesen eine heitere, harmonische Ruhe geben mußte, ist einleuchtend. Und diese heitere, gläubige Ruhe thronte in Minghettis Seele über den ganz unvermeidlich durch das Leben und die Ereignisse öfter veranlaßten leidenschaftlichen und zornigen Erregungen, wie der tiefblaue Himmel auf Alpenhöhen über den Gewitterwolken thront, die unter den Gipfeln dahin ziehen. Denn eine Flamme glühte auch in seiner Seele und zog ihn fort von ruhigen Studien, aus friedlicher, bürgerlicher, wohlhabender Existenz, zu den stürmischen Wechselfällen der patriotischen That.

Die ersten Zuckungen des erwachenden Lebens in Italien riefen ihn von schönen und lehrreichen Reisen in den zivilisiertesten Ländern Europas zurück, in

jeder Weise würdig vorbereitet einen entscheidenden Anteil an der Befreiung des Vaterlandes zu nehmen. Der Täuschung, daß dieselbe vom Papsttum ausgehen könne, gab auch Minghetti sich hin, folgte dem Rufe in das Finanzdepartement der Staatskonsulta in Rom 1847 und wurde im März 1848 Minister der öffentlichen Arbeiten im ersten Laienministerium Pio Nonos, als dieser der Befreier und Erlöser Italiens werden zu wollen schien. Da schon zeigten seine erfolgreiche Thätigkeit und sein richtiger Blick in der Wahl seiner Mitarbeiter, den künftigen großen Staatsmann, der nicht nur nach idealen Theorien handelt, sondern auch praktisch die richtigen Mittel zur Ausführung derselben zu finden weiß. Mit energischem Entschluß aber schnitt er die für seine Jugend so ehrenvolle Laufbahn ab, als er einsah, daß Pio IX. es bereute ein Segenbringer für Italien zu sein. Er eilte in die Lombardei um unter Karl Albert für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu kämpfen, wurde im Generalstab aufgenommen und zeichnete sich auch auf dem Schlachtfelde durch frohen Mut und begeisterte Thatkraft aus, so daß, nach der Schlacht bei Goito im Mai 1848, der König Karl Albert selbst ihm das Ritterkreuz umhing. Er pflegte öfter, wenn er von jenen Tagen sprach, zu sagen es sei die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. Nach der unheilvollen Schlacht bei Novara (März 1849), welche für den Augenblick die Hoffnungen Italiens vernichtete, zog sich Minghetti in die Einsamkeit seiner Heimat, zu seinen ökonomischen und agrarischen Studien zurück. Zwei Jahre später führten ihn häufige Reisen nach Turin, wo seine Freundschaft mit Cavour begann. Dieser schätzte ihn alsbald so hoch, daß er ihn 1856 zu dem für Italiens Zukunft so wichtigen Kongreß nach Paris mitnahm. In der letzten großen Rede, welche Cavour 1861 im Parlament in Turin hielt, legte er ein öffentliches Zeugnis seiner Anerkennung der Verdienste Minghettis bei jenem Kongreß ab, indem er sagte: „mächtig unterstützt von meinem ausgezeichneten Freunde, dem Minister Minghetti, der einen Hauptanteil an jenen Verhandlungen hatte“ u. s. w., „habe ich von da an bestimmt erklärt, das einzige Mittel, die Romagna und die Marken einem normalen Zustande zuzuführen, sei, zu bewirken, daß diese Länder sich ohne fremde Okkupation selbst regieren könnten, d. h. ihre Verwaltung durchaus von Rom zu trennen und sie administrativ und finanziell unabhängig zu machen.“

Es handelte sich nämlich in dieser Rede um die Notwendigkeit der Besitznahme Roms als Hauptstadt Italiens. Die Überzeugung von dieser Notwendigkeit bildet auch ein Hauptmoment in der politischen Laufbahn und Thätigkeit Minghettis. Die Maßregeln, welche aus dieser Überzeugung hervorgingen und Minghetti zum Teil seine Popularität kosteten, sind so verschieden beurteilt worden und die Veranlassung dazu ist so viel weniger bekannt als die übrigen Akte seiner staatsmännischen Thätigkeit, daß wir sie hier besonders betrachten wollen.

Im Juni 1861 starb Cavour und die Geschicke Italiens, die eben erst, mit Hilfe Frankreichs, angefangen hatten sich hoffnungsreich zu gestalten, schienen von neuem bedroht. Auf ausdrücklichen Wunsch des Königs Viktor Emanuel blieb Minghetti im Ministerium, kehrte nach kurzer Zwischenpause, als Finanzminister und, nach Farinis Austritt, als Ministerpräsident in dasselbe zurück und

schloß als solcher jene Konvention vom September 1865, wodurch die Hauptstadt von Turin nach Florenz verlegt wurde. Dem König von Piemont kostete es einen bittern Kampf dem Erbsitz seines glorreichen Hauses zu entsagen, aber als König von Italien zögerte er nicht der Konvention beizustimmen. Die Piemontesen empfanden es vielleicht noch mehr wie er als eine Kränkung und vergaben es Minghetti erst im letzten Jahre seines Lebens, freilich auf sehr schöne Weise, indem sie ihn aufforderten die Gedächtnisrede auf Cavour, am fünfundzwanzigsten Jahrestage von dessen Tod zu halten, was Minghetti, obschon schwer krank, mit Begeisterung that.

Jene Septemberkonvention wurde beschlossen weil, ohne den Wechsel der Hauptstadt, Napoleon III. niemals seine Truppen aus Rom zurückgezogen haben würde. Der letzte Gedanke Cavour's war gewesen, daß, gesetzt Italien würde sich ganz von der Herrschaft Österreichs in Venedig befreien, es schwer sein würde, sich dann von der Gegenwart der Franzosen in Rom und ihrer Obergewalt in Italien frei zu machen. Zu diesem Zwecke glaubte er, daß es nützlich sein würde damit anzufangen, die Franzosen von Rom zu entfernen, weil Frankreich, einmal aus Italien hinaus, durch seine traditionelle Politik selbst mehr geneigt sein würde auch die Österreicher daraus entfernt zu sehen. Von diesem staatsmännischen Gesichtspunkt aus kann man allein jene Konvention richtig verstehen. Die Okkupation Roms durch die Franzosen war, nach deren Politik, das Gegengewicht der österreichischen Okkupation Venedigs und konnte man sie von Rom entfernen, so war man sicher Frankreich eher zu einer Allianz mit Preußen und zu einem Krieg mit Österreich zu bewegen. Im Jahr 1864 wurden auch in der That die ersten Versuche zu einer deutsch-italienischen Allianz gemacht, deren *eifrigster Anhänger und Beförderer Minghetti bis an den Tod blieb*. Er und die Staatsmänner, welche mit ihm die Verantwortung teilten, verstanden sehr wohl, daß, wenn Napoleon III. Rom aufgegeben hätte, sein 1859 unterdrückter Wunsch Österreich aus Venedig zu vertreiben, wieder erwachen würde. Um Rom zu verlassen hatte aber der Kaiser gefordert, daß Italien die Hauptstadt nach Florenz verlege, damit er einen Vorwand habe sein Verlassen des Papstes zu rechtfertigen. Ob Napoleon es damit aufrichtig meinte bleibt dahingestellt, aber Minghetti begriff, daß der Abzug der Franzosen Rom Italien nähern würde, welches dann mit größerer Ruhe den Augenblick der letzten That erwarten konnte. Außerdem hatte aber auch gleichzeitig die Opposition im Parlament stürmisch nach einer Verlegung der Hauptstadt verlangt, da sie die Übermacht der Piemontesen fürchtete und es für unmöglich erklärte Italien von Turin aus zu regieren, weil der Süden zu entfernt sei von der *Anziehungskraft*, welche von der Hauptstadt ausgehe. Wäre Florenz nicht gewählt worden, so würde die Opposition es wahrscheinlich durchgesetzt haben, daß Neapel der Sitz der Regierung geworden wäre und dann wäre dieselbe niemals von da zurück nach Rom gekommen.

Daß die Männer, welche diese Angelegenheit leiteten, der erste unter ihnen Minghetti, sich selbst dieser, von einer weitaussehenden Politik gebotenen Maßregel, zum Opfer bringen mußten, versteht sich. Sie konnten ihre Pläne auf

Rom nicht der Öffentlichkeit preisgeben und mußten das Gehässige, welches die Verlegung der Hauptstadt anscheinend hatte, auf sich nehmen. Minghetti trat vom Ministerium zurück und wirkte nur als Deputierter eifrig zur Verbesserung der Finanzen mit. Der ausdrückliche Wille des Königs aber ernannte ihn 1869 zum Minister des Handels und Ackerbaues und obgleich er diesen Posten nur wenige Monate lang bekleidete, so bereitete er doch mit seiner unausgesetzten, von stets jugendlichem Eifer gespornten Thätigkeit eine Menge Reformen, besonders zum Besten der arbeitenden Klassen, vor und ging mit Plänen um seine national-ökonomischen Theorien zu verwirklichen, als ihn eine neue Ministerkrisis aus dem Ministerium entfernte. Aber nicht nur für die ökonomischen Reformen bewirkte er in dieser kurzen Zeit Großes, auch in der allgemeinen Politik war es seine Energie und sein staatsmännischer Scharfblick, welche eine für Italien äußerst wichtige Frage entschieden, obgleich er sich dabei im Widerspruch mit seinen Kollegen und sogar mit dem Könige befand. Es ist auch dies eine weniger allgemein bekannte Thatsache. Im Herbst 1869 nämlich bemühte sich Napoleon III. eifrig, ein Bündnis mit Österreich und Italien zu stande zu bringen zu dem Zweck, die Einheit Deutschlands, welche durch die Erfolge Preußens wahrscheinlich wurde, zu verhindern. Die drei Staaten sollten eine gemeinsame Politik verfolgen und im Falle eines Krieges zusammen handeln. Österreich und Italien waren dafür große territoriale Vergütungen versprochen. Napoleon selbst schrieb darüber an Viktor Emanuel und dieser war dem Plane geneigt, obgleich er die Notwendigkeit der Entfernung der Franzosen aus Rom, welche nach dem mißlungenen Unternehmen bei Mentana dahin zurückgekehrt waren, einsah. Auch im Ministerrate war große Verschiedenheit der Meinungen und viele stimmten dem Plane sehr bei. Da trat Minghetti mit aller Entschiedenheit dagegen auf und setzte einen Beschluß durch, wonach die Verhandlungen von folgenden zwei Punkten abhängig gemacht wurden, nämlich: daß Frankreich, indem es Rom verlasse, fernerhin das Prinzip der Nicht-Intervention daselbst anerkennen müsse und zweitens müsse festgestellt werden, daß der Zweck der Allianz weder die Vernichtung der Folgen des Krieges von 1866, noch die Verhinderung des Zustandekommens der deutschen Einheit sei. Es fanden mehrere vertrauliche Unterredungen zwischen dem König und Minghetti statt; der König begriff sehr wohl, daß diese Bedingungen den Vertrag scheitern machen würden und er beklagte das; aber auf der andern Seite würde der Rücktritt Minghetti's aus dem Ministerium eine Krisis herbeigeführt haben. Die Antwort lautete also wie Minghetti es verlangt hatte. Natürlich nahm Napoleon die Bedingungen nicht an und der kühne Widerstand des großen Staatsmannes rettete für sein Vaterland die Möglichkeit eines Bündnisses mit Deutschland.

Im Frühling 1870 erneuerte der Kaiser denselben Vorschlag, zwar nicht direkt, aber mittelst eines Bündnisses mit Österreich, von dem er hoffte, daß es notwendig den Beitritt Italiens nach sich ziehen werde. Minghetti, obgleich nicht mehr Minister, erkannte die noch größere Gefahr des Vertrags in dem Augenblick des Krieges zwischen Preußen und Frankreich und ging im Einver-

ständnis mit Visconti Venosta, dem damaligen Minister des Äußern, nach England um daselbst eine Übereinkunft zur Neutralität mit Anschluß der andern nicht beteiligten Mächte, zustande zu bringen, aus welcher keine derselben heraustreten sollte ohne die Zustimmung der übrigen.

So gelang es Minghetti das Ziel, welches er immer vor Augen gehabt hatte, zu erreichen, d. h. Italien Deutschland gegenüber nicht zu kompromittieren. Denn er sah ein, daß Deutschland dasselbe Recht auf nationale Einheit habe wie Italien und daß Preußen dabei dieselbe Aufgabe zufalle wie sie Piemont in Italien gehabt hatte, als der bestorganisierte und thatkräftigste der Einzelstaaten, um den sich eine große, dauerhafte Einheit zusammenschließen konnte.

Nach Florenz zurückgekehrt, wurde Minghetti alsbald wieder thätig, um ein anderes Ziel erreichen zu helfen, welches er ebenso unerschütterlich fest anstrebte, wie das oben erwähnte. Die Möglichkeit nach Rom zu gehen fing an wahrscheinlich zu werden und Minghetti ging nach Wien um einem möglichen Widerstand Österreichs vorzubeugen. Da er die Stimmung daselbst günstig fand, so beeilte er sich das italienische Kabinet zu raschem Handeln zu bewegen; hierfür sind die Beweise in seinen Noten da, welche alles widerlegen, was man in dieser Beziehung gegen ihn gesagt hat. Am 13. September 1870 schrieb er: „Meine sehr bestimmte Meinung ist, daß die gemäßigte Partei das Programm des Grafen Cavour durchaus verwirklichen und nicht mal vermuten lassen muß, daß sie auf Rom als Hauptstadt verzichte." Ferner: „Ein Kongreß wird uns nie mehr geben als was wir selbst genommen haben. Demzufolge werde ich alles thun, was menschenmöglich ist, um einen Konflikt zu vermeiden und um eine Manifestation der Römer hervorzurufen. Aber auf dem Punkte, wo wir jetzt sind, würde ich jedenfalls damit enden die Stadt zu besetzen." Und endlich: „Mein Rat ist, nach Rom zu gehen, gleich, um jeden Preis."

Und das große Resultat der diplomatischen Mission Minghettis war, daß gerade Österreich, durch den Grafen Beust, am ersten die vollbrachte Thatsache anerkannte.

Es ist gewiß, daß mit der Besetzung Roms als Hauptstadt Italiens, alle Empfindlichkeiten und ehrgeizigen Wünsche der anderen Zentren, welche früher Hauptstädte kleiner Einzelstaaten gewesen waren, schweigen mußten. Die Glorie, welche Rom umgab, hatte den Traum von dieser Bestimmung in den Herzen der Patrioten von jeher genährt; Mazzini hegte einen mystischen Glauben an die Bedeutung Roms, da der Name Roma, umgekehrt Amor heißt und er meinte, Rom müsse zum dritten Mal die Welt beherrschen, aber diesmal durch die Liebe, die Brüderlichkeit, ohne Unterschied der Nationalität; das vergeistigte, veredelte Ideal des Papsttums.

Minghetti verstand jedoch, wie auch Cavour es verstanden hatte, daß die Besitznahme von Rom noch nicht die ganze Lösung des Problems sei und daß es sich hier um ein ethisches Prinzip handelte, um die Freiheit der religiösen und moralischen Überzeugungen, deren Garantie die freie Kirche im freien Staat sein sollte. Daß diese, ihrem geschichtlich entwickelten Wesen nach, es nicht sein

konnte und nie ſein wird, war der Punkt, worin die beiden ausgezeichneten Staatsmänner ſich irrten. Aber beider Geſichtspunkt von der Freiheit der Kirche war ein durchaus hoher, idealer. Minghetti hatte ſchon 1855 Briefe über die religiöſen Freiheiten veröffentlicht; 1878 nun erſchien ſein Buch „Staat und Kirche“, welches ganz in dem milden, verſöhnenden Geiſt, welcher der ſeine war, geſchrieben, das Streben nach einem ſozialen Ideal ausſprach, das ſich nur im Verein mit der Entwicklung hoher ethiſcher Kräfte erreichen laſſe. In dieſem Sinne war auch der Anteil aufgefaßt, den er an dem Geſetz der Garantien genommen hatte. Aber es ging ihm hier wie es den Idealiſten zu gehen pflegt: er ſetzte eine ideale Löſung voraus, welcher die Anſprüche einer dogmatiſchen Kirche, die nach abſoluter Herrſchaft im geiſtigen wie im materiellen Leben verlangt, für immer entſchieden widerſprechen. Minghetti war ſo vollkommen überzeugt von der Notwendigkeit der Kirche, nachdem ihr die zeitliche Macht genommen war, eine uneingeſchränkte Freiheit in der Ausübung ihrer geiſtigen Vollmacht zu geben, daß er nicht zögerte zu behaupten daß, wenn man ſie nicht freiwillig gäbe, man gezwungen ſein würde ſie mit Gewalt genommen zu ſehen. In Beziehung auf die Verteilung und Verwaltung der Kirchengüter brachte er, im Verein mit Herrn Peruzzi, ein Amendement ein, welches jedoch damals zu kühn erſchien und es noch ſcheint. Auch ſchien Minghetti ſelbſt nicht ganz ſicher zu ſein über die Folgen und Wirkungen, welche dasſelbe haben könnte, denn er ſchloß es mit den Worten, „die Maßregeln, welche wir vorſchlagen, werden wie ein Keim ſein, der in die Erde geworfen iſt. Wenn der Keim einen günſtigen Boden für ſeine Befruchtung findet, ſo werden Sie das erwünſchte Reſultat erlangen und das Laientum wird überall an der Verwaltung der Kirchengüter teilnehmen. Wenn der Boden aber dürr und unfähig zur Produktion iſt, ſo wird das unleugbar beweiſen, daß alle Anſtrengungen, die wir machen könnten, nicht die Macht haben einen Leichnam wieder zu beleben.“ Der Leichnam war das katholiſche Laientum, welches ſich der Annahme des Amendements widerſetzte.

Dieſelbe Weite und Höhe der Ideen, welche Minghetti in die Frage der geiſtlichen Angelegenheiten brachte, trug er auch, wie ſchon bemerkt, auf ſeine ſozial-ökonomiſchen Anſichten über; ſein größtes ſchriftliches Werk iſt ſicher das Buch über die „politiſche Ökonomie in ihrem Zuſammenhang mit der Moral und dem Recht.“ Er neigte entſchieden zu den Anſichten der engliſchen Ökonomiſten und verwarf den ſogenannten Staatsſozialismus. Jedoch ſprach er auch dem Staate ein berechtigtes Eingreifen in die ökonomiſchen Angelegenheiten da zu, wo die Thätigkeit der Individuen nicht ausreiche. In einer bedeutenden Vorleſung, welche er im Mai 1882, im Theater Caſtelli zu Mailand hielt, führte er dieſen Gedanken in ſeiner glänzenden oratoriſchen Weiſe aus, indem er dabei auf die Lehre Romagnoſis hinwies, deſſen Anſichten auch die ſeinen waren.

„Ich ſpreche von G. D. Romagnoſi, welcher den Vorurteilen ſeinerzeit nicht nachgab und, ſich in der Mitte zwiſchen den Extremen der einen und der anderen Theorie haltend, jene mittleren Axiome feſtſetzte, die den Wert ſeiner Doktrin aus-

machen und jeder weisen Regierung als Norm dienen sollten. Denn er sagte keineswegs, daß der Staat ein notwendiges Übel sei, dem man die Flügel möglichst beschneiden müsse, indem man seine Befugnisse auf die Verteidigung des Rechts und der Ordnung beschränke, aber ebensowenig sagte er, daß derselbe allvermögend sei und den Zustand der Gesellschaft von Grund aus verändern könne. Jedoch gesetzt, daß die erste Aufgabe dem Individuum zufiele und die zweite den freiwilligen Assoziationen, so meinte er doch durchaus nicht, daß der Staat den großen öffentlichen Interessen fern bleiben könne, sondern sagte, daß derselbe nicht nur die Pflicht des Schutzes, sondern auch die der Hülfe habe, so daß er ihn als eine große Vormundschaft und eine große Erziehung definierte. Wenn aber die eine und die andere dieser Befugnisse sich auf alle Bürger ausdehnen soll, so ist es klar, daß dabei auch eine Vormundschaft der Rechte der ärmeren Klassen sein muß und daß die Hülfe, die Erziehung immer da zu wünschen sind, wo die Thätigkeit der Einzelnen und der Assoziationen nicht ausreichen."

Immer aber blieb, in seinen vielen darauf bezüglichen Schriften und Reden, der Gesichtspunkt der vorherrschende, daß die gerechtere Verteilung des Reichtums und der soziale Fortschritt überhaupt, sich auf die moralische Veredlung der Gesellschaft stützen müsse. So schloß er eine Rede, gehalten in der Universität zu Bologna bei der Verteilung der Preise für Ackerbau und Industrie, mit folgenden Worten: „Ich weiß wohl, daß alles dieses (die ökonomischen Maßregeln) nicht hinreicht, wenn nicht höhere Grundsätze und edlere Gefühle die Seelen erfüllen, wenn die Moral und die Religion nicht jeden andern Fortschritt der Zivilisation, so zu sagen, heiligen. Aber unter der Leitung dieser erhabenen Ideen ist es erlaubt das Herz der Hoffnung zu öffnen, daß sich eines Tages das bemerkenswerte Votum, welches eben in der Ausstellung zu Paris wiederholt wurde, erfüllen wird, nämlich, daß die Massen Teilnehmer an jenen Gütern werden können, die in den vergangenen Jahrhunderten nur das Eigentum weniger Privilegierter waren."

Was Minghetti in finanzieller Beziehung Großes für Italien geleistet hat, ist zu bekannt, um es hier zu wiederholen. Zu beklagen ist es, daß ein Zerwürfnis zwischen ihm und Sella eintrat, welches das Zusammenwirken dieser beiden vorzüglichen Finanzmänner unterbrach, gewiß zum größten Schaden Italiens und, daß sich auch bis zum Tode Sellas, das Einverständnis nicht wiederherstellte, sonst wären Italien sicher manche Fehlgriffe und deren schlimme Folgen erspart geblieben.

So sehr Minghetti aber auch in seinen ökonomischen Theorien für eine gerechtere Verteilung des Reichtums und für die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen stimmte, so war er doch so wenig ein Sozialist wie er ein Republikaner war. Sein politisches Ideal war die konstitutionelle Monarchie. Das im Jahr 1881 veröffentliche Buch: „Die politischen Parteien und ihre Einmischung in das Recht und die Verwaltung", ist wieder, außer der gründlichen Sachkenntnis, welche er zu allen Themen, die er behandelte, hinzubrachte, ein Beweis wie er auch bei diesem seinem politischen Ideal das Maß anlegte, welches immer zwischen den Extremen der Theorien jene Mitte suchte, in der sich die

ſchroffen Gegenſätze mildern und harmoniſch verſöhnen; dies war der Grundzug ſeiner Natur und, nach allen Richtungen hin, ſeiner Theorien.

Von dieſem Geſichtspunkt aus muß auch die ſcheinbare Abtrünnigkeit gegen ſeine frühere Partei, die Rechte, deren Haupt er ſtets geweſen war, beurteilt werden. Nachdem er ſeit 1876 aus dem Kabinet geſchieden und nicht wieder öffentlich in die Verwaltung des Staates eingetreten, ſondern nur als Deputierter thätig war, hatte er ſich ſeit einigen Jahren mehr und mehr dem Miniſterpräſidenten Depretis, welcher ihm in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gefolgt war, genähert. Das wurde ihm von vielen Mitgliedern der Gegenpartei, und zum Teil auch von ſeinen früheren Parteigängern, arg verdacht und mit dem ironiſch gebrauchten Namen des Transformismus belegt. Hatte man aber den Gang der Dinge in Italien etwas beobachtet, ſo mußte man erkennen, daß Minghetti hierbei auch wieder ganz ſelbſtlos, das eigene Anſehen opfernd, jener Tendenz der Vermittlung folgte, in der er das Heil ſah. Dem erbitterten Streit der alten Parteien, welcher in perſönlichen Hader ausartete und über welchem das Wohl des Landes hintenan geſetzt wurde, ein Ende zu machen, der Regierung eine ſtarke Majorität in einer neuen Partei zu verſchaffen und den Parlamentarismus wieder auf ſeine einzig rechtmäßige Aufgabe: die Thätigkeit für das öffentliche Wohl zurückzuführen, das war das geheime leitende Motiv Minghettis. Wie ſehr dabei die hohe Achtung vor ſeiner Perſönlichkeit, vor ſeinem ſelbſtloſen Patriotismus, dazu beitrug dieſes Ziel zu fördern, möge folgende Thatſache beweiſen, welche mir aus beglaubigter Quelle mitgeteilt wurde, aber noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen iſt. Zwei der einflußreichſten und hartnäckigſten am alten feſthaltenden Mitglieder der früheren Rechten, waren durch den Einfluß Minghettis ſo weit gekommen, daß ſie in einer Privat-Zuſammenkunft erklärten, ſie würden ſich der miniſteriellen Majorität anſchließen, aber nicht dem gegenwärtigen Miniſterpräſidenten, ſondern ihm, Minghetti, und durch ihn der Partei.

Dies geſchah wenige Tage vor Minghettis Tod, aber ob ſein Einfluß in dieſer Beziehung auch über das Grab hinaus dauern wird, bleibt dahin geſtellt. Jedenfalls fehlt nun im Parlament die Stimme, welche in klaſſiſch-ſchöner Rede voll Maß und Weisheit, Würde und vornehme Ruhe in die Verhandlungen zu bringen wußte und ſtets auch den erbittertſten Gegnern imponierte. Man konnte mit Recht von Minghetti ſagen: er war der vollkommene gentleman in der ſchönſten Bedeutung des Wortes. Nicht nur Italien, auch die Geſellſchaft der meiſten Hauptſtädte Europas haben den hochgebildeten liebenswürdigen Mann gekannt und die Freundſchaft der ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen hat ihm nicht gefehlt, unter ihnen viele auf den höchſten Stufen der geſellſchaftlichen Rangordnung ſtehend. Aus der bürgerlichen Sphäre, in die ihn die Geburt geſetzt hatte, hob er ſich durch Talent und Verdienſt zu der höchſten geſellſchaftlichen Stellung empor, ohne ſich je zu überheben und die Beſcheidenheit zu verlieren, welche den wahrhaft großen Menſchen immer eigen bleiben wird, weil nur dieſe recht wiſſen wie viel auch noch dem Größten zu erreichen übrig bleibt. Sein Haus war, beſonders durch die Fürſorge ſeiner, durch Geiſt, Schönheit und Grazie ausgezeichneten

Frau, zu einem Sammelplatz der bedeutendsten geistigen Persönlichkeiten geworden, und wer die italienische Gesellschaft von ihrer besten Seite kennen lernen wollte, mußte es dort thun. Auch da waltete immer der milde, gerechte Sinn des Hausherrn über den oft zu hitzig werdenden Gemütern und lenkte stets maßvoll die Unterhaltung in die Grenzen genußvoller Diskusion zurück. Wer aber Minghetti als einen wirklichen Kulturmenschen schätzen und kennen lernen wollte, der mußte ihn auf dem Lande, in der einen oder andern seiner Besitzungen bei Bologna sehen. Hier trat die Politik mehr in den Hintergrund und seine Freunde, die Klassiker, die ihn hier in schönsten Ausgaben in seiner Bibliothek umgaben, gewannen beinah den Vorrang vor den lebenden Freunden. Schon am frühen Morgen sah man ihn mit einem Buch in der Hand, lesend im Garten umher wandeln und fragte man was es sei, so war es sicher einer der lateinischen Dichter, unter denen er besonders den Virgil so liebte, daß er ihn sogar dem Homer vorzog. „Es ist gut den Tag mit Poesie zu beginnen," sagte er. Er hatte dies gemein mit seinem edlen Landsmann Garibaldi, der auch, sogar während seines heroischen Feldzuges in Sicilien, bei Tagesanbruch sich unsterbliche Gesänge rezitierte. In der herrlichen Einsamkeit von Settefonti, Minghettis Landgut hoch in den Apenninen, sagte er mir einmal daß, könnte er ganz nach seiner Neigung leben, so würde er etwa drei Wintermonate in größeren Städten, bald Rom, bald Paris, bald Palermo u. s. w. zubringen, den größten Teil des Jahres aber auf seinen Besitzungen in der Nähe seiner Vaterstadt. Denn er liebte sein Bologna und er verdankte ihm sicher einen großen Teil des schönen Gleichgewichts in seiner geistigen Entwicklung. Wenige Städte tragen so das Gepräge eines freien, in Wissenschaft und Kunst erblühten, unabhängigen Gemeinwesens wie diese herrliche Stadt. Wenn die Universität auch nicht mehr den alten Ruhm hatte, so besaß sie in der Jugendzeit Minghettis doch noch treffliche Lehrer wie u. a. Paolo Costa, welche den Jüngling für Wissenschaft und Litteratur begeisterten und die Bauten und köstlichen Kunstwerke, welche sein Auge von Kindheit auf an die Betrachtung des Schönen gewöhnten, entwickelten in ihm gleichzeitig das künstlerische Verständnis für alles wahrhaft Schöne und Erhabene. Man kann nicht sagen, daß er eine Natur der künstlerischen Initiative gewesen sei, wie er überhaupt keine schöpferische Natur war, sondern eine Natur, die nur produktiv wurde durch die tiefe und gründliche Assimilation der verschiedensten Kulturelemente, welche sich in ihm zu einem harmonischen Ganzen vereinigten, welches nun sein eigen war. Wie hoch und edel aber sein Gesichtspunkt auch gegenüber der Kunst war, geht aus den Schlußworten einer Rede hervor, welche er im Jahre 1854, bei Verteilung der Preise für die schönen Künste, hielt: „Wehe dem Künstler der sich ganz von den eigenen Werken befriedigt fühlt! Seinem Geist ist die Idee der vollkommenen Schönheit schon verdunkelt. So war Raffael nicht, der es beklagte, daß er die Bilder, die seinem Geist vorschwebten, nicht verkörpern konnte. So war Michel Angelo nicht, der, immer unbefriedigt von seinem Schaffen, es oft zornig hinwarf und es der Vollendung unwert hielt. Das sind die Vorbilder, zu welchen ihr aufblicken, denen ihr nachstreben müßt. Liebt die Kunst,

aber nicht als ein Mittel zu Gewinn und Gunſt, ſondern als den himmliſchen Strahl der ewigen Schönheit und erinnert euch, daß ſie eiferſüchtig iſt und es kaum verträgt, daß man ihr Reich mit anderen Neigungen teile. Sucht die Einſamkeit, nicht die Menge; die Studien, nicht den Zeitvertreib; die Würde, nicht die Schmeichelei; die höchſte Vollendung, nicht die Mittelmäßigkeit. Kurz: wollt groß ſein und ihr werdet es ſein. Das Vaterland bittet euch durch meine Stimme, ihm ſeinen alten Glanz wiederzugeben und bereitet euch den ſchönſten Preis für große Seelen: die Dankbarkeit der Nachwelt und unſterblichen Ruhm."

In der Muße, die ihm die Politik ließ, wandte er ſich mit Vorliebe Gegenſtänden der Kunſtgeſchichte zu, die ihm dann ſtets Anlaß zu gründlichen Studien wurden. So ſchrieb er einen intereſſanten Artikel über die italieniſchen Frauen, welche ſich in der Kunſt ausgezeichnet haben und im Jahre 1883, am 400. Geburtstage Raffaels, ſprach er öffentlich in Urbino über deſſen Genius und ließ ſeine dann weiter ausgearbeitete Auffaſſung in einer Reihe von Artikeln erſcheinen, die ſpäter in einen Band zuſammengefaßt wurden. Unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften wird ſich auch in dieſer Richtung wohl noch manches Fragment finden, deſſen Nichtvollendung wir bedauern müſſen. Vor allem aber wird es zu beklagen ſein, daß ſeine Memoiren nicht bis zu Ende geführt ſind, obwohl ſie auch ſo ein, für die Geſchichte Italiens gewiß höchſt wertvolles Werk ſein werden. Alle ſeine Papiere hat er ſeiner Gattin, der intimen Teilnehmerin ſeines geiſtigen Lebens, hinterlaſſen, welche darüber, im Verein mit ihrem Sohn erſter Ehe, dem Prinzen Camporeale, welcher in Minghetti einen zweiten Vater liebte, gewiß im Sinne des Verſtorbenen verfügen wird.

Wie vielſeitig aber auch die Kenntniſſe und die Intereſſen Minghettis waren, immer behauptete doch die Thätigkeit des Staatsmannes, des Politikers, des für das Wohl des Vaterlandes beſorgten Deputierten den erſten Platz in ſeiner Seele. Wie ſehr ihm manchmal auch, in Augenblicken der Ermüdung, jener oben erwähnte Wunſch nach dem Frieden des Landlebens aus dem Herzen kommen mochte, ſo hätte er doch ſicher nie auf längere Zeit müßig dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten zuſehen können. Es ging ihm darin wie es, nach ſeiner Ausſage in der Rede, welche er, ſchon ſchwer leidend, noch im Juni 1886 am Todestage Cavours in Turin hielt, dieſem gegangen war: „Inzwiſchen trat Cavour aus dem Miniſterium, aber er ſuchte umſonſt in angenehmen Reiſen oder in den geliebten Beſchäftigungen mit dem Ackerbau, die Befriedigung, er konnte hinfort nur noch Ruhe finden in der Erfüllung der großen Aufgabe, welche im Grunde ſeiner Seele lebte."

Schon dem Tode geweiht und es wiſſend, wankte der bleiche Mann noch wenige Tage vor ſeinem Ende, in die Kammerſitzungen, immer in der Abſicht zu befeſtigen, was er begonnen hatte, die Bildung einer gemäßigten, liberalen Majorität, die nach innen, ruhig fortſchreitend, die gewünſchten Reformen zu ſtande bringen und nach außen das Bündnis mit den Zentralmächten, beſonders Deutſchland, aufrecht erhalten könne.

Er brachte zu der Verwirklichung dieſer Abſicht, wie Bonghi ſagt, immer

das absolute Opfer seiner selbst hinzu, welches in seiner Natur war, und den absoluten Gedanken an die Dinge selbst, der seine Würde ausmachte. Wie ganz dies in seiner Art war, beweisen die Worte, die er bei seinem letzten Besuch in der Kammer, an den Präsidenten derselben richtete: „Erinnere Dich, daß ich durchaus keine Ovation in der Kammer nach meinem Tode will." Sein Werk sollte seine Lobrede sein, nicht eitle Worte, so fühlte er und als er, schon ein Sterbender, auf seinem Lager war und sein König und dessen Gemahlin (welche mehrere Jahre hindurch seine Schülerin in der lateinischen Sprache gewesen war und bei dem trefflichen Unterricht sich mit erstaunenswerter Schnelligkeit in den vollständigen Besitz derselben gesetzt hatte) zum letzten Lebewohl an dasselbe traten, da kehrte noch einmal der Grundgedanke seines Lebens wieder und mit Zusammenfassung der letzten Kraft, hob er das Mützchen, das den Kopf bedeckte, zu ehrerbietigem Gruß empor und hauchte die Worte: „Ich hätte noch leben mögen, um noch meinem Vaterlande und meinem Könige zu dienen."

Zwei Tage darauf ruhte er in demselben Zimmer, in dem er gestorben war, in schwarzer, würdiger Kleidung, von Blumenkränzen umgeben, von dem wechselvollen, ereignisschweren Leben aus. Ein feierlicher Friede lag auf dem bleichen Angesicht des Toten, ein Zeugnis, daß der Frieden eines in sich einigen Lebens auch die letzten bewußten Momente des Sterbenden erfüllt hatte. Er hatte, schon das Nahen des Todesengels fühlend, zu seiner Gattin gesagt: „Ich widerrufe nichts in meinem Leben, aber ich will in der Religion sterben, in der ich gelebt habe," und der milde Priester, welcher Viktor Emanuel die letzten Tröstungen der Religion gegeben hatte, stand auch an Minghettis Sterbelager um dem Scheidenden das Geleit der Kirche in das Jenseits zu geben.

Das schönste Geleit aber, welches dem Geschiedenen zu Teil wurde, war die allgemeine Trauer, die sich bei der Nachricht von seinem Tode, in aufrichtiger Weise kund gab. Ja man kann es sagen: an seinem Grabe trauerte eine ganze Nation; alle Parteiunterschiede schwiegen und auch seine politischen Gegner bekannten freimütig die Größe des Verlustes. Francesco Crispi, der ihm in der Association der Presse die Gedächtnisrede hielt, schloß seinen schönen Vortrag mit den Worten: „Jetzt wo das lange Leben des Patrioten beendet ist, wo wir dessen Phasen alle in ihrer Folge und ihrem letzten Ausdruck übersehen können, dürfen wir behaupten, daß in Minghetti jene Kraft war, welche wenige, während seines Lebens, ihm zugestehen wollten. Der rosige, künstlerische, liebenswürdige, gesprächige, fügsame Minghetti, war ein ganzer Charakter, eine unleugbare Kraft, eine eiserne Hand unter einem Handschuh von Samt."

Doch auch über ihn hat sich nun die Welle schon wieder geschlossen, die im großen Ozean der Zeiten, ein Opfer nach dem anderen verschlingt; aber so wie seine edle Gestalt in den Herzen derer die ihn kannten und verehrten, unvertilgbar lebendig dasteht, so wird sein Name in der Geschichte Italiens in lichtem Scheine in der Reihe derer glänzen, denen Italien seine Auferstehung von den Toten dankt. Möchten die kommenden Generationen die würdigen Enkel solcher Ahnen sein!

Digitized by Google

Anhang.

Dem vorſtehenden politiſchen Charakterbilde Marco Minghettis fügen wir folgendes Programm bei, welches, als der Ausdruck ſeiner letzten politiſchen Gedanken, kurz vor ſeinem Tode einem vertrauten Freunde mitgeteilt wurde und als ſein politiſches Teſtament für ſein Land gelten kann.

„Ziel: Die Bildung einer redlichen und ſtarken Regierung, unterſtützt von einer übereinſtimmenden und feſt geſchloſſenen Majorität.

Es ſind, wie wir nicht verkennen wollen, Schritte gethan worden nach dieſem erwünſchten Ziel, aber ſie ſind nicht hinreichend geweſen. Und wir glauben, daß die Zeit gekommen iſt, das Werk zu vollenden und dieſer Majorität, welche ſich in der letzten Zeit angefangen hat zu bilden, Feſtigkeit und Dauer zu verſchaffen.

Es handelt ſich zunächſt hier um die Diſſidenten. Ohne zu verlangen, daß einige von ihnen in das Miniſterium eintreten, erkennen wir es doch als angemeſſen, ſie in die Majorität zu berufen, was die Erreichung des Ziels ſehr erleichtern würde. Zu dieſem Zweck müßte man ſich mit den Häuptern der Diſſidenten ſelbſt zuvor über das Programm und ihre Bereitwilligkeit in die Majorität einzutreten, verſtändigen.

Programm.

Geſetze finanziellen und ökonomiſchen Charakters (Bilanzen, Umlauf, Zolltarife); Geſetze politiſchen Charakters (Kommunal- und Provinzialgeſetze und, wenn der Fall eintritt, ein Geſetz für die Reorganiſation der Miniſterien, wovon ſpäter die Rede ſein wird).

Man kann die Wahrheit einer uns gemachten Bemerkung nicht leugnen, nämlich: die Gefahr liegt vor, daß, wenn einige der Häupter der Diſſidenten in die Majorität eintreten, andere Mitglieder derſelben ſie verlaſſen werden, wie dies die Art und Weiſe der Zentren iſt. Man müßte ſich daher deſſen verſichern, daß der größte Teil als Quantität und alle die beſten als Qualität, wieder in die Majorität einträten, wenn das Programm, auf das oben hingewieſen iſt, ausgeführt würde und wenn ſie einen gerechten Anteil an der Regierung bekämen. Wenn es aber unmöglich wäre dies von den Diſſidenten zu erlangen, ſo hörte doch deshalb unſere legitime Forderung an den Miniſterpräſidenten nicht auf. Im Gegenteil, es wurde die Notwendigkeit noch einleuchtender, eine organiſche Majorität für die Regierung zu bilden, welche wirklich fähig wäre ſo vielen widerſpruchsvollen und zerſetzenden Elementen zu widerſtehen.

Dies iſt es, was wir von dem Miniſterpräſidenten verlangen. Sollte dieſer entſchloſſen ſein nicht darauf einzugehen, oder die Ausführung aufs Unbeſtimmte hinauszuſchieben, ſo ſind wir für unſer Teil feſt entſchloſſen, uns unſere völlige Freiheit des Handelns zurückzunehmen. Sollte der Miniſterpräſident aber auf dieſe Ideen eingehen, ſo müßte man vor Eröffnung des Parlaments die Methode beſtimmen, welche zu den genannten Folgerungen führen würde.

Wir verzichten nicht auf das Geſetz über die Miniſterien als geeignet dieſe Gelegenheit herbeizuführen, welche ſich indeſſen beſſer durch die Prüfung der

Finanzen darbieten würde. Was das Kommunalgesetz betrifft, so ist es zu fernabliegend und zu verwickelt, um es hierbei in Betracht zu ziehen. Ja wir glauben sogar, daß, wenn die Majorität nicht vorher gebildet und befestigt wäre, es eher geeignet wäre sie zu zersplittern als zu vereinen.

Welches auch das Thema sei, das der Ministerpräsident wählen wird, jedenfalls ist es nötig sich erst genau über die Art der Diskussion, über ihre Führung, über die Abstimmung und die Wirkungen, welche deren Folgen sein würden, zu verständigen."

Die Schritte zur Verständigung und zur Ausführung des Programms waren schon geschehen und die hohe Achtung, welche Minghettis Charakter auch seinen politischen Gegnern eingeflößt hatte, zog bereits viele abtrünnige Elemente, die seiner Autorität allein sich fügten, in die Majorität hinein. Da kam der Tod und zeigte wie gefährlich es für ein Staatsleben ist, wenn die Handlungen der Parteien, anstatt von festen, redlich befolgten Prinzipien, von einer Persönlichkeit abhängen, selbst wenn dieselbe eine so edle, uneigennützige ist, wie die Minghettis war. Kaum war sein versöhnender, maßvoller, immer auf das öffentliche Wohl gerichteter Einfluß vorüber, so zerfiel wieder, was er zu vereinigen gesucht hatte; feindlicher als je stehen sich heute die Parteien gegenüber und könnte der edle Staatsmann jetzt in das Leben zurückkehren, er würde mit tiefer Trauer auf die Zustände seines Vaterlandes blicken und die Stunde wieder herbeiwünschen, in der sein Auge sich vor allem Erdenwirrsal schloß.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Technische Notizen.

1. Überbrückung der Meerenge von Messina.

Bereits im Jahre 1866 hat der damalige italienische Minister der öffentlichen Arbeiten mit Rücksicht auf die hohe Wichtigkeit, welche eine unmittelbare Verbindung des italienischen Festlandes mit der Insel Sicilien sowohl in politischer als wirtschaftlicher Hinsicht bieten würde, dem Direktor des „Impresa industriale italiana", Herrn Cottrau, den Auftrag erteilt, Studien zu diesem Zwecke anzustellen. Cottraus Vorschlag ging dahin, eine stabile Brücke mit Spannweiten von 600 bis 800 m zu errichten. Er kam jedoch nach sorgfältig ausgeführten Untersuchungen dahin, daß der bedeutenden Wassertiefe und der großen Strömung wegen die Erbauung fester Pfeiler nur mit unverhältnismäßigem Kostenaufwande erreicht werden könne. Infolge dessen wurde dieser Plan auch weiter nicht verfolgt.

Im Dezember 1881, nachdem es den Anschein hatte, als ob man von ein-

flußreicher Seite das Projekt einer Überbrückung der Meerenge nicht mehr aufzunehmen gewillt wäre, überreichte Ingenieur Gabelli dem italienischen Ministerium für öffentliche Arbeiten ein Gesuch zur Erlangung der Konzession für die Vornahme von Studien, um auf Grund derselben sodann eine submarine Verbindung Calabriens, der Reggio di Calabria, mit der Insel Sicilien mit Messina, d. h. ein definitives Projekt für einen Tunnel ausarbeiten zu können. Gabelli erhielt die Bewilligung, machte auch ziemlich umfassende Vorerhebungen, Terrain- und geologische Aufnahmen und fertigte ein Projekt an. Nach diesem sollte der Tunnel eine Länge von 13,2 km erhalten; die Maximal-Tiefe des Wassers über dem Tunnel sollte 110 m und die Minimalstärke des felsigen, festen Grundes über dem Scheitel des Tunnelgewölbes am tiefsten Punkt der ganzen Anlage 35 m betragen.

Sowohl an der calabrischen wie an der sicilianischen Seite waren Rampen gleicher Länge zu 4,5 km und einem Gefälle von 3,5 pro Mille angenommen. Die Achse des Tunnels fällt nahezu mit jener von Süd-Ost nach Nord-West zusammen und würde direkt Punta del Pizzo einerseits mit Sant Agata andererseits verbinden. —

Nach den geologischen Untersuchungen besteht der zu durchbohrende Grund an der Meerenge von Messina aus kristallinischen Gesteinen: Granit, Gneiß und Glimmerschiefer; die Quartärschichten, welche sich sowohl auf der einen wie der anderen Seite über die kristallinische Formation ausbreiten, können keinesfalls eine Mächtigkeit haben, die bis zu der von der Tunnelanlage zu erreichenden Tiefe greifen würde. Die Ausführbarkeit des Tunnelbaues steht außer aller Frage, allein abgesehen von der wenigstens 6 Jahre dauernden Bauzeit beziffern sich die Baukosten nach den Angaben Gabellis auf 50 Millionen Mark.

Im Jahre 1882 hat der Oberingenieur der italienischen Zufahrtsstraßen zum Gotthard, A. Giambastiani, ein Brückenprojekt für die Meerenge von Messina mit vielem Aufwande von Fleiß und Sachkenntnis angefertigt. Nach diesem Entwurfe hätte die Brücke 5 Öffnungen, von denen die drei mittleren 1000, die beiden Seitenöffnungen 500 m freie Weite erhalten. Dieses Projekt sollte, nach den durch weiter angestellte örtliche Untersuchungen notwendig werdenden Veränderungen, dem italienischen Ministerium vorgelegt werden.

Auf der Turiner Ausstellung (1884) fand man nun den umgearbeiteten Entwurf dieser Brücke samt Erläuterungsbericht in der Abteilung für Zivilingenieurwesen durch die technische Direktion der Linie Novara-Pino dargestellt. Das Maiheft des „Giornale del genio civile“ 1884 enthält nun weitere Angaben über dieses großartige Werk, welche wir unseren Lesern kurz mitteilen wollen.

Die früher angegebene Meerestiefe von 110 m, befindet sich nicht an der schmalsten Stelle der Meerenge von 3200 m, sondern auf der 4000 m langen Strecke zwischen Ganzirri und dem Cap del Pezzo. An der schmalsten Stelle ist die Wassertiefe 159 m, und man wählte als Übergangsstelle daher die 4 km lange Strecke. —

Die Brücke ist für zwei Bahngeleise und eine Fahrstraße entworfen. Die

Gründung des Pfeilers bei 110 m Wassertiefe soll bis zu 20 m unter der Oberfläche auf einer Granitsteinschüttung erfolgen, bis zum Auflager der eisernen Tragkonstruktion 10 m über Wasser soll der Rest des Pfeilerschaftes mittelst komprimierter Luft aus Granitmauerwerk hergestellt werden. Die steinernen Landwiderlager, welche turmartigen Aufbau zeigen, sollen im Trockenen fundiert werden.

Die ganz aus Stahl herzustellende Tragkonstruktion besteht für jede Öffnung von 1000 m freier Weite und 100 m Pfeilerhöhe aus 4 Hauptträgern; die beiden inneren in einem gleichmäßigen Abstande von 10 m, die äußeren im Scheitel 5 m, am Auflager 25 m von den inneren entfernt. Diese Anordnung, bei welcher sich im Scheitel eine Gesamtbreite von 20 m, am Auflager 60 m ergiebt, wurde gewählt, um den so nötigen Widerstand gegen den starken Winddruck zu erzielen. Jeder Stahlbogen (Träger) hat am Auflager, dort wo er beginnt, 20 m Höhe, welche Höhe sich gegen den Scheitel hin verringert; oberhalb liegt horizontal unter der Fahrbahn ein eiserner, sogenannter Streckbalken, von 3 m Höhe. Um den bedeutenden Horizontalschub mit genügender Sicherheit aufnehmen zu können, sollen die Pfeiler, in Richtung der Brückenachse gemessen, eine Dicke von 60 m erhalten.

Die Montierung der Brücke soll ohne feste Gerüste von den Pfeilern aus in ähnlicher Weise erfolgen, wie wir dies im Septemberhefte 1885 dieser Zeitschrift auf Seite 307 erwähnten. Zuerst werden die beiden Teile rechts und links von jedem Pfeiler hergestellt, dann der mittlere 250 m lange Überbau dort fertig zusammengestellt, vorgeschoben, gesenkt und mit den Seitenteilen verbunden.

2. Ist es möglich das Klima der atlantischen Uferstaaten zu ändern?

Die Behandlung dieser echt amerikanischen Frage finden wir in der Nummer vom 31. Oktober 1885 des „Scientific American“. Es wird dort versucht ein Mittel anzugeben, um die bekanntlich höchst ungünstigen klimatischen Verhältnisse der Osthälfte des nordamerikanischen Kontinentes in günstigere umzuändern. Thatsache ist es, daß das amerikanische Ufer der Atlantis ein wesentlich kälteres Klima hat als das europäische; so hat New-York, welches mit Madrid und dem griechischen Archipel in gleichem Breitegrad liegt, kaum die mittlere Jahrestemperatur von London, und die Halbinsel Labrador, deren Häfen während mehrerer Monate vereist sind, hat die gleiche Breite mit England und Irland.

Forscht man nach der Ursache dieser Erscheinung, so findet man, daß es nur die Meeresströme sein können, welche dieselben bedingen. Der warme Golfstrom, nachdem er die Halbinsel Florida passiert hat, entfernt sich immer mehr und mehr von der amerikanischen Küste, zieht in nördlicher Richtung an den britischen Inseln vorbei; gleichzeitig kommt aus der Davisstraße der kalte Polarstrom, verstärkt durch den aus der Hudsons-Bai sich bewegenden kalten Strom, bespült die Küste von Labrador, geht durch die Straße von Belle-Isle zwischen dem Festland und der Insel New-Foundland, tritt in den Golf von St. Lorenz längs der Ostküste der Vereinigten Staaten nach Süden und sperrt auf diese Weise letztere von dem warmen Golfstrom ab.

Die sehr sorgfältig ausgeführten meteorologischen Arbeiten haben weiter gezeigt, daß die Geschwindigkeit des Polarstromes in der obenerwähnten Straße von Belle-Isle 3,7 km (2 Knoten) pro Stunde beträgt; die Temperatur des Wassers ist daselbst den größten Teil des Jahres hindurch nahe am Gefrierpunkt, und selbst im Monate August ist es nichts Seltenes, hunderte von Eisbergen dort durchpassieren zu sehen. —

Um diese ungünstigen klimatischen Verhältnisse voraussichtlich gänzlich umzuändern, wird der Vorschlag gemacht, die Meerenge von Belle-Isle mittelst eines Dammes abzuschließen! Durch diesen soll der Polarstrom gezwungen werden seinen Weg um die Insel New-Foundland zu nehmen, von dort sich südwärts zu wenden, mit dem warmen Golfstrom zusammentreffen, und, unter den Einfluß desselben sinken. Auf diese Art wäre die Küste des amerikanischen Kontinentes bis zur Mündung des Lorenzstromes hinauf von der eisigen Mauer, welche sie gegenwärtig vom warmen Golfstrom trennt, befreit und es müßten dann ähnliche klimatische Verhältnisse entstehen, wie sie die europäisch-atlantische Küste aufweist.

Durch die Vereinigung des warmen Golfstromes mit dem kalten Polarstrom würde ersterer aus seiner gegenwärtigen Richtung abgelenkt und mit seiner größeren Masse an der rückläufigen Bewegung teilnehmen, welche gegenwärtig schon wenigstens einen Teil desselben gegen die kanarischen Inseln und sodann abermals zurück in die karaibische See führt.

Die, nach dem Projekte des Mister John Goodrige, ungefähr 17 km breite und 50 m tiefe Meerenge von Belle-Isle müßte durch einen geschütteten Steindamm, dessen Material die hohen felsigen Ufer zu liefern hätten, abgesperrt werden. Goodrige berechnet die Kosten für diesen gigantischen Bau auf 40 Millionen Dollars.

Sollte — woran wir übrigens zweifeln — der Plan ernstlich gemeint sein, dann dürfte höchstwahrscheinlich England, in dessen Kolonialbesitz die betreffende Lokalität fällt, seine Einwilligung hierzu wohl kaum geben und es könnte sogar die Herstellung dieses Dammes die Veranlassung zu einem Kriege werden.[1])

3. Bau einer Steinbrücke von 12 m Weite in einem Tage.

Diese wohl bemerkenswerte Leistung auf dem Gebiete des Brückenbaues, wurde nach den Mitteilungen der Schweizer-Bauzeitung 1885 thatsächlich in Aarau anstandslos zustande gebracht.

Die Portlandcement-Fabrik Zurlinde & Komp. in Aarau hatte einen Werkskanal ausgeführt und es wurde ihr von der Stadtgemeinde zur Verpflichtung gemacht, die durch den Kanal gestörte Kommunikation wieder herzustellen. Um dies zu ermöglichen wurden zwei Brücken notwendig, eine den Zulaufskanal übersetzende schiefe (80 Grad Neigungswinkel) und eine senkrechte über den Ablaufkanal; beide Brücken erhielten, um dieselben Gerüste und Lehrbogen verwenden zu können, gleiche Weite von 12 und gleiche Länge von 18 m bei einer Fahr-

[1]) Wochenschrift des öst. Ing.- und Architekten-Vereines 1886.

bahnbreite von 4 m. Zur Herstellung dieser Brücken wurde Béton, d. i. ein Gemenge aus Cement, Sand und Kies, verwendet.

Das Terrain bei beiden Brücken bestand aus ziemlich festem Kiesboden und es erschienen daher Widerlager von 1,5 m Höhe und 3 m Tiefe ausreichend.

Zuerst wurde das Fundament für die Widerlager ausgehoben und das Holzgerüst mit Einschalung aufgestellt, Sand und Kies war vom Aushubmaterial des Kanals, wenn auch nicht von besonderer Qualität vorhanden, so daß man den Béton mischen konnte. Während die schiefe Brücke, wegen etwas mangelhaften Vorkehrungen längere Bauzeit erforderte, konnte die senkrechte, von 65 Mann, die von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends arbeiteten, an einem Tage fertig gestellt werden. Es wurde der im Durchschnitte 20 m entfernte liegende Sand und Kies schubkarrenweise gefahren, der Béton gemischt, eingebracht und in Schichten festgestampft; die Flügelmauern wurden mit Bétonplatten abgedeckt, dazwischen kam Kiesausfüllung und ein gewöhnliches Steinbett mit Beschotterung als Fahrbahn. Durch diesen Vorgang entstand ein Monolith von 80 kbm Inhalt.

Die Ausschalung der Brücken fand nach 8 bis 10 Tagen statt und in 4 Wochen wurden dieselben dem öffentlichen Verkehr übergeben, wobei sich bis jetzt, selbst durch die schwersten Fuhrwerke, weder Risse noch Sprünge zeigten.

Mit Einschluß der Bekiesung der Fahrbahn und eines eisernen Geländers kostete eine Brücke 2320 Mark, ein sicher höchst annehmbarer Preis.

4. Eiserner Turm von 300 m Höhe für die Weltausstellung in Paris im Jahre 1889.[1])

Schon für die Weltausstellung in Philadelphia im Jahre 1876 wollte man in der Mitte des Ausstellungsparkes einen 1000 Fuß hohen Turm errichten, derselbe kam jedoch nicht zur Ausführung, allein diese Idee gab Veranlassung bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung, welche im Jahre 1889 abgehalten werden soll, einen eisernen Turm in der beträchtlichen Höhe von 300 m zu projektieren. Da der Kölner Dom nur 159 m und die Cheopspyramide nur 151 m Höhe hat, so ergiebt sich daraus die bemerkenswerte Höhenausdehnung des in Rede stehenden Bauwerkes.

Um diese bedeutende Höhe zu erreichen, hat der Schöpfer dieses Projektes, M. G. Eiffel, als Hauptmaterial zur Erbauung des Turmes, welcher Ausstellungs-Objekt werden soll, Schmiedeeisen vorgeschlagen. Das Gerippe des Turmes setzt sich vornehmlich aus 4 aufwärts gehenden schwach gekrümmten Ständern, welche gleichsam die Kanten einer Pyramide bilden, zusammen. Jeder solche Ständer bietet einen Querschnitt mit Anzug (Neigung) von der Basis zum Gipfel und bildet einen gekrümmten Gitterkasten mit 15 m zur Seite an der Basis und 5 m am Gipfel. Die Entfernung der Füße der Stützen beträgt 100 m; sie vereinigen sich in der oberen Partie und bilden dort eine Plattform von 10 m Breite und Länge. Die Stützen sind selbstverständlich auf solides Mauerwerk gestellt

[1]) Aus der Schweizer Bauzeitung 1884.

und fest verankert, werden in verschiedenen Höhen durch eiserne horizontale Kränze verbunden, welche gleichzeitig zur Unterstützung geräumiger Säle, die gewissen Zwecken dienen sollen, benützt werden. Der Saal in der 1. Etage, dessen Fußboden 5000 Quadratmeter mißt, liegt 70 m über der Sohle.

Um dem ganzen Bau den monumentalen Charakter, unabhängig von den sonstigen, später anzugebenden Bestimmungen des Turmes zu wahren, wurde die unterste Partie an jeder Seite mit einem Bogen von 70 m Öffnung versehen, was als Hauptelement der Dekoration wirkt.

Am Gipfel ist eine Glaskuppel gedacht, von wo aus das Auge des Beobachters sich einer großartigen Rundschau erfreuen würde. Innerhalb der früher erwähnten 4 Hauptstützen sind 4 Aufzüge, die zur Plattform reichen, angeordnet. —

Ungeachtet des Reizes der Neuheit und des monumentalen Charakters dieses Objektes, würde dasselbe abermals die großen Fortschritte des Ingenieurwesens unserer Zeit in beredter Art bezeugen und überdies noch zu den folgenden Zwecken benützt werden:

1. Im Falle eines Krieges könnte man strategische Beobachtungen anstellen die in Paris erbauten Forts und die Bewegungen des Feindes auf 60 km wahrzunehmen.
2. Von diesem Turme aus ließen sich optisch-telegraphische Verbindungen für den Fall einer Unterbrechung der gewöhnlichen telegraphischen Linien, bequem einrichten, z. B. wäre es leicht von Paris nach Rouen (200 km) zu telegraphieren, wenn der zweite Beobachter sich auf einer Anhöhe befindet.
3. Weil ein 300 m hohes Observatorium noch nicht besteht, würde sich der Turm ganz vorzüglich zu meteorologischen Studien verwenden lassen; könnte man ferner eine größere Zahl von Fragen, insbesondere über Richtung und Heftigkeit der atmosphärischen Strömungen in jener Höhe, zu beantworten versuchen.
4. In dem oberen Teile ließe sich ein hinreichend starkes elektrisches Licht (2 Millionen Normalkerzen) anordnen und solcherweise den ganzen Ausstellungsraum und die Umgebung beleuchten.

Schließlich seien weitere Anwendungen auf praktischen und theoretischen Gebieten erwähnt und zwar: Die Zeitmarkierung auf sehr große Distanzen; den Fall der Körper in der Luft, die Beschaffenheit der letzteren bei verschiedener Geschwindigkeit, die Anstellung von Studien über gewisse Gesetze der Elastizität, die Zusammendrückbarkeit von Gasen und Dämpfen, und über die Pendelbewegung ꝛc.

Während wir diese kurze Skizze schreiben, kommt uns die Nachricht zu, daß der eiserne Turm wahrscheinlich nicht erbaut werden dürfte, sondern daß Bourdais ein Projekt für einen sogenannten „Sonnenturm" aus Stein in einer Höhe von 360 m ausarbeitet, welchen er bis zum Jahre 1889 auszuführen gedenkt. Das Kapitäl des Sonnenturmes soll Platz für 1000 Menschen bieten, daselbst ist ebenfalls für eine elektrische Lichtquelle vorgesorgt, durch welche ganz Paris beleuchtet werden könnte. Er will eigene Reflektoren konstruieren, welche bezwecken, die etwas grellen störenden Schlagschatten des elektrischen Lichtes zu mildern. Die Kosten des Steinturmes werden auf 2 800 000 Franken beziffert.

5. Das größte Bildwerk der Welt

ist die von Bildhauer Bartholdi entworfene Figur der „Liberté éclairant le monde," welche die Bürger der französischen Republik den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika als Geschenk zur Aufstellung am Hafen von New York dargeboten haben. Über dieses Monument hat Baurat Professor Köhler im Architekten- und Ingenieurverein zu Hannover im Vorjahre einen Bericht erstattet, aus dem wir einige interessante Daten hervorheben wollen.

Die ganze Figur ist aus Kupferblech getrieben und wurde im Atelier der Herren Gaget-Gauthier & Ko. in Paris ausgeführt; im Innern der Statue ist ein von dem bekannten Konstrukteur Herrn Eiffel entworfenes, sehr leichtes Gerippe aus Schmiedeisen eingebaut. Die Gesamthöhe beträgt bis zu der mit der rechten Hand emporgehaltenen Fackel 46 m, die Höhe bis zum Scheitel des 4,4 m hohen Kopfes 34 m.

Um die hervorragende Bedeutung dieses Werkes in bezug auf Abmessungen einzusehen, führen wir hier einige Monumente anderer Länder an.

Ägypten. Standbild des Osiris nach Herodot 28,3m; Reste des ausgegrabenen Standbildes von Ramses II. sind 17,5 m hoch); Memnons-Säulen (Monolithe) und die 4 Statuen vor dem Tempel von Ibsambul (sitzend) 19 und 20 m.

Griechenland. Pallas des Phidias 12 m hoch; Zeus in Olympia 13 m; Pallas (Athene) Promachos in Bronzeguß 17 bis 20 m; Koloß von Rhodus, auch Bronze, nach einigen 40 und 43 m nach andern etwas über 30 m.

Rom. Unter den vielen Kolossal-Standbildern zu Ehren der Kaiser ist insbesondere der Nero des Xenodorus, von Bronze, wahrscheinlich eines der größten, das 35,65 m hoch war.

Japan. Ein sitzendes Buddha-Bild von 16,5 m Höhe.

Von den Werken neuerer Zeit wären diesbezüglich zu nennen:

Der Apennin von Giovanni da Bologna, aus Stein, 21 m hoch); die Bavaria in München 15,8 m; die Vierge du Puy von Bonassieux 16,0 m; der Hermann auf der Grotenburg von Bandel mit dem Schwerte 28,0 m. Das aus Kupferblech getriebene Standbild des S. Carlo Borromeo bei Arona am Lago Maggiore von Cerani, kommt in der Konstruktion dem Werke Bartholdis am nächsten. Es ist 23,4 m mit dem Unterbau 35,0 m hoch und hat eine Stärke des Kupferbleches von 15 mm.

Bei Gelegenheit der 100jährigen Gedächtnisfeier der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten im Jahre 1876 faßte man in Frankreich den Gedanken zur Ausführung dieser Riesenfigur der Freiheit. Inbezug auf die Herstellung sei folgendes erwähnt.

Zuerst fertigte Bartholdi nach der genehmigten Skizze ein Modell in $^1/_{16}$, dann in $^1/_4$ der wirklichen Größe, also 8,5 m bis zum Scheitel an, welches dazu benutzt wurde, um die durch perspektivische Wirkungen bedingten Verbesserungen daran vornehmen zu können. Nach diesem Modell wurde die weitere vierfache Vergrößerung einzelner getrennter Teile mittelst Drahtnetz und Punktierens durchgeführt. Die Formen wurden dabei zunächst annähernd richtig als Lattengerüst

ausgeführt, auf welchen man die genauen Außenflächen aus Gips herstellte. Nun wurde jedes einzelne Stück des so entstandenen Modells in wahrer Größe in Hirnholz aufgepaßt, indem man hölzerne Stäbchen neben einander mit dem Hirnende genau auf die Flächen des Modells passend aufarbeitete und dann fest mit einander verband. Auf diese Art entstanden 300 getrennte Hohlformen aus Hirnholz, in die man die 300 Platten der Figur aus 25 mm starkem Kupferblech treiben konnte.

Nachdem das 120 Tonnen schwere Eisengerippe aufgestellt war, konnten die 80 Tonnen schweren Kupferplatten genau zusammengepaßt werden. Die Verbindung der einzelnen Platten an den Fugen geschah durch 20 bis 30 mm starke Laschenstreifen aus Kupferblech mit Benützung von Kupfernieten.

Das Gerüst und die ganz fertig gestellte Figur kosten 800 000 Mark. Der ziemlich schwierige steinerne Unterbau und die Gründung desselben, für welche die vereinigten Staaten zu sorgen haben, dürfte gleichfalls 800 000 Mark benötigen, so daß das fertige Standbild samt Transportkosten über 1 600 000 Mark kosten wird.[1])

Graz. A. Gabriely.

Botanik.

Neues über die Pflanzenzelle.

„Das Protoplasma repräsentiert den lebenden Leib der Zelle. Die Zellhaut, welche das Protoplasma umhüllt, ist hingegen ein lebloses Gebilde."

So lautet einer der wichtigsten Sätze der heutigen Pflanzenanatomie.

Dieser Auffassung zufolge verhält sich das Protoplasma zur Zellhaut so, wie das Schneckentier zum umhüllenden Gehäuse.

Es hat lange gedauert, bis man erkannte, daß das Protoplasma etwas Lebendiges, ein „Organismus" ist; vordem hielt man es für ein Schleimtröpfchen.

Nun erfährt die Zellhaut ein ähnliches Schicksal wie das Protoplasma: es reift die Erkenntnis heran, daß auch sie ein lebendes Gebilde, daß auch sie, wie das Protoplasma, oder wie ein Blatt, eine Blüte oder wie ein Baum als ein „Organismus" betrachtet werden müsse.

Freilich jene Selbständigkeit als Organismus, wie selbe einem Baume zukommt, wird man der Zellhaut nicht zuerkennen können; eher wird man sie als „Organismus" mit einem Blatt vergleichen dürfen, welches wohl für sich eine organische Individualität repräsentiert, aber doch nur einen Teil einer Pflanze, also eines individuell vollständig abgegrenzten Organismus bildet.

Was aber allen Organismen, dem Baume ebensogut wie dem Blatte oder dem Protoplasma, und wie wir sehen werden, auch der Zellhaut eigen ist: das ist die Fähigkeit gewissermaßen aus sich selbst herauszuwachsen, also nicht etwa so zu wachsen wie ein Krystall, welcher nur durch Anlagerung neuer Substanzen von außen her sich vergrößert, und mehrere jener zahlreichen harmonisch kombinierten unter fortwährender Veränderung vorsichgehender Funktionen (Ernährung ꝛc.) zu verrichten, durch welche sich das Lebende von allem Leblosen und von allen Mechanismen unterscheidet. —

[1]) Zeitschrift des Architekten- und Ingenieurvereins für Hannover. 1885

In einer vor Kurzem erschienenen Abhandlung[1]) habe ich den Versuch gemacht, die Unhaltbarkeit unserer heutigen Ansichten über die vegetabilische Zellhaut darzulegen und an die Stelle der alten Lehre die oben angedeutete neue zu setzen, welche in dem Satze gipfelt: auch die Zellhaut lebt, wenigstens solange als sie wächst.

Schon liegen mehrere Thatsachen vor, welche mit der herrschenden Lehre nicht in Einklang zu bringen sind. Vor allem höchst merkwürdige Veränderungen in der Form, Größe und anderweitigen morphologischen Verhältnissen größerer Zellhautteile. Z. B.: Mit einemmale wächst aus einer bestimmten unansehnlichen Partie der Haut ein mächtiger Körper hervor, welcher den weiten, freien Raum der Zelle erfüllt, aber doch alle Eigentümlichkeiten der Zellhaut an sich trägt (Cystolithen). Oder: Eine ringförmig gestaltete Hautpartie wächst zu einem Wulst heran, der nun plötzlich einreißt und, in seiner Masse sich verdünnend, zu einer breiten Zone der Zellhaut wird (in den Zellen mancher Algen zu beobachten). Und noch ein anderer merkwürdiger Fall: Im Inhalte einer Zelle individualisiert sich eine neue Zelle, eine Spore. Die Haut dieser Spore verwächst mit der innersten sich ablösenden Schichte der Mutterzellhaut zu einer scharf individualisierten Sporenhaut (bei einigen Moosen ꝛc. beobachtet). —

Alles Lebende zeichnet sich stets durch eine sehr komplizierte chemische Zusammensetzung aus. Solange man in der vegetabilischen Zellhaut nur eine Anhäufung von Cellulose erblickte, gewissermaßen als einen Bestandteil, dem gegenüber die andern nebenher in der Haut auftretenden Körper an Masse und Bedeutung verschwinden, hatte die bisherige Auffassung, daß die Zellhaut ein lebloses Gebilde ist, den Anschein der Berechtigung. Allein, jetzt steht die Sache anders: Wie in den kleinsten sichtbaren Teilen aller effektiv organisierten Körper, so kommen in jedem kleinsten sichtbaren Teile der Zellhaut zahlreiche chemische Individuen vor. Darunter, wie meine Untersuchungen lehrten, stets Eiweißkörper.

Nun weiß man aber, daß die Eiweißkörper den wesentlichsten Bestandteil des „lebenden Zellenleibes", das Protoplasma, bilden. Dies in Verbindung mit den früher kurz geschilderten merkwürdigen in der Zellhaut sich abspielenden zum mindesten dem Anschein nach vitalistischen Prozessen, liegt die Frage nahe: Bildet nicht auch das Protoplasma einen wesentlichen Bestandteil der (wachsenden) Zellhaut? Ich habe zahlreiche, zum Teil bereits bekannte, zum Teil von mir aufgefundene Thatsachen zur Entscheidung dieser Frage herangezogen. Einige dieser Thatsachen seien hier angeführt. Die erste Anlage der Zellhaut ist, wie schon Prlngsheim und später Strasburger zeigten, nichts anderes als Protoplasma. Wie Tangl zuerst bewies, kommen in den Zellhäuten mancher Pflanzen Protoplasmazüge vor, welche nach bestimmten Vorbehandlungen der Gewebe, direkt mittelst des Mikroskops gesehen werden können. In den Häuten ganz jugendlicher (noch im sogenannten Meristemzustande befindlichen) Zellen ist die Menge der Eiweißkörper eine sehr große, oft eine so beträchtliche, daß der Nachweis der Cellulose

[1]) „Untersuchungen über die Organisation der vegetabilischen Zellhaut". Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien Bd. 93. 1886.

auf Schwierigkeiten stößt. Nach einer leicht anzustellenden Berechnung ist der Hohlraum der Zellen in den Geweben mancher Pilze viel zu klein, um die aus dem Stickstoffgehalt des Gewebes sich ergebende Protoplasmamenge aufnehmen zu können; in diesen Zellen liegt also geradezu die Hauptmasse des Protoplasma in der Zellhaut.

Einen neuen sehr schönen Beweis für die Richtigkeit der Lehre vom Leben der Zellhaut hat jüngsthin Herr Frid. Krasser[1]) aufgefunden. Er stützt sich auf die bekannte Entdeckung der Herren O. Löw und Bokorny, „lebendes Eiweiß" — richtiger gesagt: lebendes Protoplasma von totem und von chemisch rein dargestellten Eiweißkörpern zu unterscheiden. Im sogenannten „lebenden Eiweiß" kommen Körper (Aldehyde) von außerordentlicher Reduktionsfähigkeit vor, welche ungemein verdünnte alkalische Silberlösungen vollständig (zu Silber) reduzieren, während andere organische Körper diese Wirkung nicht mehr auszuüben vermögen. Herr Krasser hat sich nun davon überzeugt, daß in jungen noch im Wachstum begriffenen Zellhäuten in der Regel die Löw-Bokorny Reaktion auf das lebende Protoplasma gelingt.

Die Gegenwart von Eiweiß in der vegetabilischen Zellwand ist von mir und später von Krasser in mehreren Hunderten verschiedenen Pflanzen aus den verschiedensten Abteilungen des Gewächsreichs festgestellt worden. Und da dieses Eiweiß einen Bestandteil lebenden Protoplasmas bildet, so ist die Zellhaut selbst als belebt anzusehen.

Durch diesen Nachweis gewinnen wir in zweierlei Richtung; erstlich erklären sich die in der Zellhaut vor sich gehenden Prozesse des Wachstums nunmehr in der natürlichsten Weise, und jetzt erst werden die in der Zellhaut stattfindenden chemischen Prozesse verständlich.

In der Zellhaut kommen nämlich, wie schon oben angedeutet wurde, zahlreiche chemische Individuen vor, Körper, welche den beiden Hauptreihen der organischen Verbindungen angehören, den aromatischen Körpern (Benzolabkömmlingen) und den Fettkörpern (Methanabkömmlingen). Alle diese Substanzen ließ man, so weit dieselben in der Zellhaut auftreten, aus Cellulose hervorgehen. Die Chemiker haben zu dieser Ableitung mit Recht den Kopf geschüttelt. Nunmehr leiten wir alle diese Substanzen aus den namentlich in jungen Zellhäuten reichlich auftretenden Eiweißkörpern ab. Diese letzteren enthalten aber, wie man weiß, sowohl aromatische als Fettkörpergruppen. Die nunmehrige Ableitung der in der Zellhaut neben der Cellulose auftretenden Körper wie Fette, Vanillin, Coniferin, ꝛc. ꝛc. wird mithin gewiß als eine ganz naturgemäße betrachtet werden.

Im Lichte der neuen Lehre werden uns auch die Gewebe der Pflanzen verständlicher. Daß sie als lebend zu betrachten sind, hat niemand bezweifelt; und dennoch nahm man an, daß sie in der Regel — wenn nämlich nicht die Zellhäute durchsetzende, benachbarte Protoplasmen verbindende Züge nachweislich sind — aus

[1]) In seinen „Untersuchungen über das Vorkommen von Eiweiß in der pflanzlichen Zellhaut und über den mikrochemischen Nachweis der Eiweißkörper". Sitzungsber. der Kaiserl. Akad. d. Wiss. Bd. 94.

lebenden Teilchen (Protoplasmen) bestehen, welche durch tote Diaphragmen (Zellhäute) von einander getrennt werden. Diese toten Diaphragmen kennt die neue Lehre nicht mehr und nun mehr erscheint uns das lebende Gewebe durchaus aus lebenden Teilen zusammengesetzt. —

Meine Arbeit wendet sich auch gegen einen unfruchtbaren Streit, welcher in unserer Wissenschaft seit Dezennien einen Teil der besten Kräfte absorbiert. Wie — so fragte man — ist das Protoplasma, wie ist die Zellhaut molekular gebaut? Aus dem molekularen Baue wollte man die Funktionen der Zelle ableiten.

Es wird wohl jeder Naturforscher zugeben, daß die Auffindung des molekularen Baues und die Mechanik der Atome und Moleküle, welche die organisierten Bildungen des Pflanzen- und Tierreiches konstituieren, das Endziel der Physiologie bildet. Allein ist jetzt schon Hoffnung vorhanden, diese Haupt- und Endfragen der Naturforschung mit Erfolg in Angriff nehmen zu können? Wir kennen die molekulare Konstruktion der Krystalle und der Flüssigkeiten nicht, selbst nicht jener Krystalle und Flüssigkeiten, welche wie Diamant beziehungsweise Quecksilber Grundstoffe sind. Wie können wir es also unternehmen, in die molekulare Konstruktion der Zellhaut eindringen zu wollen, wo in mikroskopischen Bezirken eine große Zahl hochzusammengesetzter Verbindungen in zweifellos gesetzmäßiger Weise nebeneinanderliegt.

Wir verlassen also einstweilen den Weg, welcher uns zur Kenntnis des molekularen Baues der Zellhaut führen soll, und wollen uns damit begnügen, die organische Struktur der Zellhaut zu verfolgen.

Früher glaubte man das Protoplasma sei eine Flüssigkeit. Seit man dasselbe als „Organismus" auffaßt, ist es gelungen einige Verhältnisse der organischen Struktur dieses Gebildes aufzufinden.

Früher hielt man die Zellhaut für etwas totes, das wie ein spaltbarer Krystall Blätterdurchgänge aufweist, und durch Schichtung und Streifung ausgezeichnet ist. Hoffentlich wird es uns jetzt, da wir die Zellhaut als etwas Lebendes ansehen, auch gelingen die organische Struktur der Zellhaut kennen zu lernen.

Wien. J. Wiesner.

Naturwissenschaftliche Revue.

Philosophie und Naturwissenschaft — Idealismus und Materialismus — Die naturwissenschaftliche Methode in der Philosophie — Der Kosmos und die ewigen Ideen — Ist Häckel Materialist? — Der Kreislauf der Kräfte in den belebten Wesen — Das körperliche Gefühl — Spiritismus und tierischer Magnetismus — Sphinx — Magnetismus und Hypnotismus — Das Wetter und der Mond — Encyklopädie der Naturwissenschaften (Chemie, Zoologie ꝛc., Botanik.) — Ausländische Handels- und Nährpflanzen — Kaffeeproduktion und Konsum — Phomarkrankheit der Rebe — Bacillen im künstlichen Selterswasser — Impfen gegen die Tollwut — Schulhygiene — Handbuch für Schmetterlingssammler — Diatomeen — Scheitelauge der Saurier — Wissenschaftliche Vorträge von Weber — Didym — Enckes Komet.

Philosophie und Naturwissenschaften stehen in inniger Wechselbeziehung, wenn auch nicht gerade immer in freundschaftlichem Verhältnis. Da nämlich die Naturwissenschaft in der Lage ist, in ihren Forschungen ganz selbstständig vorzugehen, die Philosophie aber, obgleich in

ihren Fortschritten von dem Fortschreiten jener abhängig, als Lehre vom Menschen im weitesten Sinne den Anspruch erheben muß, die allgemeinste aller Wissenschaften zu sein und alle andern als ihr untergeordnet anzusehen, diesen Anspruch aber durch ihre eigenen Resultate nur selten als einen berechtigten zur Anerkennung zu bringen vermag, so konnte es nicht ausbleiben, daß man ihr von seiten der Naturforscher mit Mißtrauen, ja mit Verachtung gegenübertrat. Dazu trug denn auch die völlig verschiedene Methode beider nicht wenig bei. Dort sicheres Fußen auf wohlbegründeten, empirischen Resultaten, die sofort verlassen wurden, sobald sich in ihnen irgend welcher Widerspruch ergab, Verzicht auf den Anspruch alles zu wissen zu Gunsten sicherer Begründung des als erkannt Aufgenommenen, hier die aus den so gänzlich anders gearteten Verhältnissen des Altertums entnommene Sitte alles Existierende in ein System zu zwängen und die von der empirischen Forschung offen gelassenen Lücken durch oft nur zu sehr bestechende Konsequenzen auszufüllen; es war unmöglich, daß bei solcher Verschiedenheit eine gegenseitige Wertschätzung festgehalten werden konnte.

Die Lehre vom Menschen mußte der Gefahr verfallen, den erkennenden Geist zu überschätzen. Zogen auch nur die Sophisten die Konsequenz, daß außer diesem überhaupt nichts vorhanden sei, so standen ihnen die idealistischen Richtungen, die als eigentlich existierend nicht das Einzelwesen, sondern die Idee, den nur das Gleichartige einer großen Anzahl derselben zusammenfassenden Begriff ansahen, nicht allzu fern, denn dieser Begriff ist lediglich eine vom menschlichen Geiste gemachte Abstraktion. Die Reaktion gegen diese Einseitigkeit konnte nicht ausbleiben, der Materialismus trat dem Idealismus entgegen, indem er das Geistige im Menschen ganz daran gab und nur noch die Materie und ihre Bewegungserscheinungen bestehen ließ. Aber der Fehler der Methode war dadurch nicht verbessert. War es doch kein großer Unterschied, ob man nur den unmateriellen Geist voraussetzte oder seine Äußerungen durch materielle Vorgänge erklärte, und so war es völlig begreiflich, daß einer der krassesten Idealisten zum Materialismus überging.

Trotzdem hatte bereits seit langer Zeit Cartesius den Gedanken ausgesprochen, der allein aus dem Labyrinth dieser unfruchtbaren Spekulationen führen konnte, den Gedanken, der die naturwissenschaftliche Methode in die Philosophie einführen mußte, daß man von vornherein Subjekt und Objekt anzunehmen, aber mit der Kritik des Erkenntnisvermögens des erstern, durch welches das letztere uns allein zugänglich ist, zu beginnen habe. Cartesius gelang es freilich noch nicht, diesen Gedanken auch wissenschaftlich durchzuführen, dies brachte erst Kant zustande, und indem er als ein zunächst seinem Wesen noch unbekanntes Objektives, das Ding an sich, stehen ließ, zeigte er den Weg, der die Philosophie, wie die Naturwissenschaft in gleicher Weise fördern mußte. Die Kritik unseres Erkenntnisvermögens war aber auf doppelte Weise möglich, man konnte mit der Betrachtung der Wirkungsweise unserer Sinne, der Organe, die unsere Verbindung mit der Außenwelt herstellen, beginnen und dann zur Aufnahme der Eindrücke derselben in unseren Geist weitergehen oder man konnte den umgekehrten Weg einschlagen. Die unbefangene Naturforschung wählte unter Helmholtz's Führung den ersten, die vorurteilsfreie Philosophie des mit Unrecht fast vergessenen Waitz den zweiten. Die große Menge der Philosophen aber überhörte die Mahnungen des großen Königsberger Weisen, sie warf sich dem Idealismus rückhaltloser als je in die Arme und der vollständige Bruch mit den Naturwissenschaften war die Folge.

Doch konnte die Philosophie die Resultate der naturwissenschaftlichen Forschung weder entbehren, noch verleugnen. Sie suchte sich auf die verschiedenste Art damit auseinanderzusetzen, und wie früher bereits mehrmals, so hat auch unsere heutige Revue über solche Versuche zu berichten. Die Absicht Bessers [1]), „die allgemeine Bedeutung des Endlichen, also auch den Zusammenhang des Kosmos mit dem Ewigen ins Licht zu setzen" hätte freilich mit den idealistischen Grundsätzen mehr brechen müssen, wenn sie brauchbar sein sollte. Ihm ist „das Allgemeine" ein wirkliches reales Wesen von höherer Macht, obwohl dem Einzelnen die Realität nicht abgesprochen wird, und wenn auch die vielfach poetische Art seiner Darstellung fesselt, so

[1]) Besser, der Kosmos und die ewigen Ideen. Heidelberg. Georg Weiß.

erinnert seine Arbeit doch zu sehr an die bewundernswürdige Rede des Agathon im Platonischen Symposion, von der Zeller sagt, daß sie trotz ihrer logischen Einteilung auf jeden bestimmten Gesichtspunkt verzichtet, um mit Geist und Kunst in allgemein panegyrischer Weise ihren Gegenstand zu verherrlichen.

So seltsam es klingt, so fand diese Richtung doch auch ihre Vertreter unter den Naturforschern selbst. Dazu hatte die deutsche Naturphilosophie den Weg gezeigt. Ihr folgend wandte sich Häckel einem Monismus zu, der, wie Köber[1]) sagt, in der Form der Identität von Natur und Geist der einzige von allen philosophischen Standpunkten ist, von dem aus wir die gesamte Wirklichkeit als Entwicklung begreifen können. Indem nun Häckel, wie Köber fernerhin darthut, als das eine Weltprinzip einen der Welt immanenten Gott anerkennt, also die Natur dem Geiste identifiziert, kann man ihn nicht mit Zacharias den Materialisten zurechnen, er gehört der idealistischen Richtung an.

Weitaus mehr Vertreter des Materialismus hat die Naturwissenschaft aufzuweisen. Zwar ist auch er ein Monismus, aber er setzt umgekehrt den Geist der Natur gleich. Auf diesem Standpunkt steht die Schrift von Natanson[2]), welcher glaubt mit Hülfe eines angenommenen Kreislaufes der Kraft die psychischen Vorgänge erklären zu können. Natürlich muß er alsdann Empfindung, Perception, Denken, Wollen, Gefühl, Affekte ꝛc. als Kräfte betrachten und die Annahme machen, daß die von außen kommenden molekularen oder mechanischen Kräfte die Sinnesorgane, die psychischen Organe, die motorischen Nerven und das kontraktile Gewebe auf jeder Etappe ihre Form ändernd passieren, als mechanische Bewegungen aber den Organismus wieder verlassen. Muten uns nun diese Ansichten auch etwas fremd an, so sind wir rückhaltlos mit der Bemerkung Natansons einverstanden, daß wir noch recht wenig von diesem Spiel der Kräfte wissen. Namentlich würde uns die nähere Bestimmung der mechanischen Bewegungen interessieren, die auftraten, als er seine Theorie — nicht aufschrieb, sondern still für sich erdachte.

Es ist vielleicht nicht richtig hier die Arbeit Kröners[3]) „über das das körperliche Gefühl" anzuschließen. Die Absicht zu untersuchen, ob nicht auch für die Lehre von der geistigen Seite des Menschen und der Tiere ein Gewinn zu hoffen sei, wenn die Prinzipien der Fortbildungstheorie auch über das morphologische Gebiet ausgedehnt würden (worüber sich bei Darwin selbst nur schwache Andeutungen finden, deren „tendenziösen Charakter" wir jedoch in Abrede stellen möchten), weist auf den Weg der Empirie hin, der die Naturwissenschaft so großes hat erreichen lassen. So lange der Verfasser auf demselben bleibt, erhält er sehr zu beachtende Resultate, doch verläßt er denselben zu Gunsten der Jägerschen Duftiheorie. Ihr folgend erklärt er die Affekte durch Gase, welche ihre Entstehung mikrochemischen Zersetzungen verdanken, von denen er selbst gestehen muß, daß sein Geruchsorgan sie nicht habe wahrnehmen können, obgleich ihn Träume von ihrer Gegenwart überzeugten. Bedenkt man, daß solche Ansichten, welche das augenblickliche Durchdringen mikrochemischer Gase durch Körperteile voraussetzen, die dem Durchgang derselben Gase, wenn sie makrochemisch auftreten, erfolgreich widerstehen, daß sie ferner ganz und gar nicht nachgewiesen werden können und daß endlich irgend etwas anderes, wie jene Mutmaßung den Zusammenhang zwischen Gasen und Geistesthätigkeiten noch nicht ergeben hat, so wird man zugeben müssen, daß hier jede empirische Grundlage zu Gunsten einer an's Wunderbare grenzenden Annahme aufgegeben ist.

Das ist freilich völlig zeitgemäß. Da der Philosophie die natürlich nur langsam fortschreitende Naturwissenschaft nicht in der gewünschten Geschwindigkeit für sie brauchbare Resultate lieferte, so wandte sie sich zu einer völligen Negation alles außer uns existierenden zurück, um dann auch die Geistesthätigkeiten aus dem Unbewußten und mithin aller Empirie unzu-

[1]) Köber, Ist E. Häckel Materialist? Berlin, Karl Duncker.

[2]) Natanson, La circulation des forces dans l'êtres animés. Essai de Psychologie scientifique. Paris, Bureau des deux Revues.

[3]) Kröner, Das körperliche Gefühl. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Geistes. Breslau. Eduard Trewendt.

gänglichen zu erklären. Dadurch aber war dem Köhlerglauben in Regionen Thür und Thor geöffnet, in welche er sonst nicht sich hatte wagen dürfen, und — es gereicht unserer Zeit nicht zur Ehre — eine nur allzu große Zahl Gebildeter sucht nun Einblick in das Weltgefüge aus direkten Nachrichten von der Geisterwelt und von Individuen, die sich als mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet ausgeben, zu erhalten. Neben dem Spiritismus erhob der tierische Magnetismus, den man längst als das, was er wirklich ist, dargestellt glaubte, kühner wie je sein Haupt und so dürfen wir auch einige derartige Veröffentlichungen nicht unerwähnt lassen.

Im zweiten Jahrgang erscheint bereits die Monatsschrift Sphinx[1]), welche den Zweck verfolgt, in wissenschaftlichem Sinne die Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und der Natur zu fördern. Da spielen denn die höchst wissenschaftlichen Begriffe des Astralleibs, des Doppelgängers, des zweiten Gesichts, des Hellsehens die entsprechende Rolle, auch wird ein von dem Schutzgeist des englischen Mediums Eglington in deutscher Sprache abgefaßter Brief in Nachbildung mitgeteilt, der freilich wahrscheinlich aus Rücksicht für seinen Schützling nur das unvollkommene Deutsch eines Engländers schreibt u. s. w. An Mitteln aber fehlt es noch der Sphinx, und, da die ihr zur Verfügung stehenden Geister nicht so freigebig sind, wie die uns aus unsern Märchen bekannten, so sollen einstweilen die bereits aktiven Abonnenten für Anwerbung neuer sorgen.

Wer sich übrigens über diese Dinge eingehender unterrichten will, der studiere Geßmanns[2]) Magnetismus und Hypnotismus. Es wird kaum nötig sein, hier nochmals auf diese Materie ausführlicher einzugehen. Die supponierten Wirkungen des Magneten auf den menschlichen Körper wird die Physik stets aus dem einfachen Grunde ablehnen müssen, daß ihr diese Wirkungen und ihre Ursachen nach allen Richtungen zu wohlbekannt sind, als daß sie die angenommenen, nicht im besten Falle für Täuschungen erklären müßte. Das Interesse der Physiologen an der Sache beschränkt sich auf die nervösen Wirkungen, die gewiß wichtig, aber auch gefährlich sind. Reagieren doch in erster Linie nervenkranke Personen auf dieselben! Wie seiner Zeit Meßmer können deshalb die heutigen Magnetiseure über den Neid der Ärzte nicht klagen. Daß aber andererseits dem von ihnen vielfach verübten Unfug ein polizeiliches Verbot entgegengestellt wird, ist ebenso gerechtfertigt. Hoffen wir, daß wir Deutsche unsere Gelassenheit dem von amerikanischer Wundersucht getragenen Spiritismus und von französischer Überspanntheit großgezogenem Hypnotismus gegenüber, wie in früheren Zeiten, so auch jetzt bewahren.

Jenen Bestrebungen wahlverwandt ist die von Falb[3]) beabsichtigte Wetterprognose, der sich seine Vorhersagungsmethode der Erdbeben anschließt. Beide haben in den Zeitungen so viel von sich reden gemacht, daß wir sie hier wohl als bekannt voraussetzen dürfen. Wenn Falb der Wissenschaft vorwirft, daß sie seine neuen Beweise, so klar und überzeugend sie auch seien, vollständig ignoriere, so ist ihm dieser Vorwurf einfach zurückzugeben. Sucht man doch in seiner Schrift vergebens den Namen van Bebbers, desjenigen Meteorologen, dem wir, wie der Leser weiß, die gründlichsten Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf das Wetter verdanken. Freilich folgert van Bebber aus dem sorgfältig geordneten gesamten Beobachtungsmaterial, daß dasselbe ein sicheres oder doch zahlenmäßig festzustellendes Urteil über die Wirkung des Mondes auf Luftdruck, Regen, Wind, Bewölkung, Gewitter und Temperatur noch nicht zuläßt, daß die von ihm hervorgerufene atmosphärische Ebbe und Flut aber nur in niederen Breiten nachweisbar und selbst dort so gering ist, daß sie, ebenso wie die sonstigen Einflüsse des Mondes, das Wetter unmöglich beeinflussen kann. Trotzdem erklärt er es für wichtig, die Beobachtungen dieses Einflusses auf das sorgfältigste fortzusetzen.

Den Boden ernster naturwissenschaftlicher Forschung betreten wir mit der Besprechung vier neuer Hefte der Encyklopädie[4]) der Naturwissenschaften. Zwei der Chemie gewidmete reichen

[1]) Sphinx, Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage von Hübbe-Schleiden.

[2]) Geßmann, Magnetismus und Hypnotismus. Wien, A. Hartleben.

[3]) Falb, Das Wetter und der Mond. Wien, A. Hartleben.

[4]) Breslau, Eduard Trewendt.

von Harze bis Isomerie. Neben vielen für den Chemiker nur interessanten Abhandlungen enthalten sie hauptsächlich die Besprechung der Horngewebe, wobei mitgeteilt wird, daß die Haare viel Schwefel und Kieselsäure enthalten, daß aber die Farbe auf ihre Zusammensetzung keinen Einfluß hat, wie denn auch über die Farbstoffe derselben noch wenig bekannt ist, ferner Abhandlungen über das Indium, das vierte der mittelst des Spektralapparates, in dem es nur eine blaue Linie giebt, entdeckten Metalle, das als Heilmittel so wichtige Jod und das Iridium, welches mit Platin so feste und luftbeständige Legierungen giebt, daß man aus ihnen die internationalen Maßstäbe hergestellt hat. Das Handwörterbuch der Zoologie ꝛc. geht von Lithodomus bis Magyaren und enthält von längeren Artikeln Lokomotionsorgane, Logik, Luft, Lunge, Lurchentwicklung, Luft, Lymphe und Lymphgefäßsystem, Labyrinth, Leibesform und Leibeshöhlenentwicklung, männliche Charaktere, Magenbewegungen, -Saft und -Verdauung, endlich tierischen Magnetismus. Da der letztere Artikel von Jäger herrührt, so kann man von vornherein erwarten, daß er in einem dem Magnetismus günstigen Sinne verfaßt ist. Die Einwirkung des Stahlmagneten leugnet Jäger zwar, um dann um so mehr diejenige der Duftstoffe, daneben allerdings aus einer rein geistigen Beeinflussung, die nicht näher erklärt wird, anzuerkennen. Bei allen diesen Dingen scheint uns namentlich tröstlich, daß „der Zustand der Blindheit gegenüber so wichtigen biologischen Vorgängen seine höchste Blüte bei den Kulturstaaten des alten Kontinents und ganz besonders in Deutschland erlangte." Der Leser wird sich aus früherem erinnern, daß der Schöpfer der Dufttheorie auf die Kultur nicht besonders gut zu sprechen ist.

Sehr viel Interessantes enthält das neue Heft des Handbuchs der Botanik, welches den Schluß der Drude'schen systematischen und geographischen Anordnung der Phanerogamen und den Anfang der von Zimmermann bearbeiteten Morphologie und Physiologie der Pflanzenzelle bringt. Hat die letztere Arbeit hauptsächlich für den Botaniker von Fach Interesse, so haben wir aus der ersteren bereits früher genug angeführt, was für jeden wissenswert ist. Die drei großen Florenreiche werden aufgesucht und begrenzt, das tropische, welches das tropische Afrika mit den in seinem Osten gelegenen Inseln, Indien und das tropische Amerika, das australe, welches Südafrika, Australasien, die Anden, Neuseeland und die antarktischen Gebiete umfaßt, endlich das boreale, über das Mittelmeer, den Orient, Inner- und Ostasien, Nordamerika und die arktischen Länder ausgebreitet. Entstehungszentren aber ergeben sich nur zwei: eines am Äquator, ein zweites jüngeres am Nordpol, während die australe Flora sich von der tropischen abzweigt. Doch weist die boreale Flora deutlich den Einfluß der Eiszeit auf, eine ältere geht von den hochnordischen Plätzen gleichzeitig aus, während sich in der Eiszeit nördlich von dem asiatischen Wüstengürtel und der Mittelmeerflora eine zweite nordische ausbildet, die in den drei den Nordpol umlagernden Erdteilen gleichmäßig auftritt ja, wie bereits früher erwähnt, auf der Brücke der Anden den Äquator überschritt und bis an das antarktische Gebiet eindrang. Innerhalb dieses großen, durch Parallelkreise umgrenzten Gebietes stellt dann jeder Erdteil ein selbständiges Ganze auch für sich vor, und so bilden sich weitere Gruppen, deren Grenzen den Meridianen folgen. Von den 240 Blüten entwickelnden (phanerogamischen) Gewächsen gehören den Tropen allein 69, der borealen Flora 40, der australen 22 Ordnungen, 17 sind in einigen dieser Gebiete, 92 aber in allen verbreitet.

Erregen diese Mitteilungen, wie es begreiflich ist, in einem jeden den Wunsch, sie weiter zu verfolgen, so wird man sich vielfach in diesem Bestreben gehindert sehen durch die Unkenntnis der betreffenden Ordnungen und Familien. Die deshalb nötige Ergänzung aber wird in hervorragender Weise das in seinen beiden ersten Lieferungen vorliegende Werk von Engler und Prantl[1]) liefern und so jedes Hindernis beseitigen. Die erste Lieferung enthält den Anfang der Palmen von Drude, die zweite die Juncaceen von Buchenau, die Stemonaceen und den Anfang der Liliaceen von Engler bearbeitet. Vortreffliche Holzschnitte kommen dem Verständnis auf das nachdrücklichste zu Hilfe. Die vor allem aufgestellten Merkmale der Familie lassen diese leicht von anderen unterscheiden, weitere Abschnitte schildern ihre Vegetationsorgane, anatomischen und

[1]) Engler und Prantl, die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten. Leipzig, Engelmann.

Blütenverhältnisse, Bestäubung und Fruchtbildung, Verbreitung und Verwandtschaft, ihren Nutzen und ihre Einteilung, endlich die genaue Beschreibung ihrer einzelnen Arten und Spezies. Da auch die fossilen Arten angeführt werden, so setzt uns das Werk in den Stand, alle uns begegnenden Pflanzen zu bestimmen, eingehenderes Studium ermöglicht dem, der es wünscht, ein ebenfalls beigegebenes genaues Litteraturverzeichnis.

Uns außerdem zur Verfügung stehende Florenverzeichnisse beschränken sich stets auf ein kleines Gebiet, sind für ein solches freilich ebensowenig zu entbehren. So liegt uns heute in handlicher Form und schöner Ausstattung eine neue Harzflora von Reinecke[1]) vor: Indem dieselbe eine Einführung in die Terminologie und eine Anleitung zum Sammeln, Bestimmen und Konservieren der Pflanzen giebt, läßt sie uns den Namen derselben sicher finden und indem sie gerade den Harz behandelt, der neben den Pflanzen der Umgebung auch alpine und boreale sich erhalten hat, führt sie uns in eines der interessantesten Florengebiete unseres Vaterlandes ein. Für die Kenntnis der Nutzpflanzen ist freilich ein solches Buch nur von untergeordneter Bedeutung. Den bei weitem größten Teil derselben liefern ja gesegnetere Erdstriche. Jedem, der sich mit Warenkunde zu beschäftigen hat, wird deshalb die Darstellung dieser durch Zippel[2]) äußerst willkommen sein und dies nicht zum letzten wegen der sehr schönen und reichlichen Farbendrucktafeln, die jedes der besprochenen Gewächse in getreuer Nachbildung zugleich vor Augen führen. In vier Abteilungen werden sie behandelt, als Genußmittel, Gewürze und Arzneimittel liefernde, als Industrie und Nährpflanzen. Dabei sind stets vorkommende Verfälschungen berücksichtigt, während handelsstatistische und geschichtliche Notizen den Wert der Mitteilungen wesentlich erhöhen. Ist es auch vielfach rätselhaft, wie die Menschen die Wirkung der Genußmittel, deren Anwendung oft, man denke nur an die des Tabaks, doch durchaus nicht nahe liegt, kennen lernten, so liefert die Art der Einführung in Europa doch den wichtigsten Beitrag zur Geschichte jenes großen Zeitalters der Entdeckungen, das Veränderungen in Kultur und Leben hervorrief, wie sie sonst nie möglich gewesen sind. Nehmen wir gleich den Kaffee, der die Reihe der beschriebenen Pflanzen beginnt und ergänzen Zippels Angaben durch einige der deutschen Weltpost[3]) entnommene, so produziert jetzt die Erde 12 Mill. Zentner jährlich gegen 1 900 000 im Jahre 1832 und 6 072 000 im Jahre 1886. Davon verbraucht Deutschland 2 Mill. gegen 40 000 Zentner Thee, und während früher der Haupthandelsplatz dafür London war, ist dies jetzt Hamburg. Da sich die deutschen Kolonien namentlich zum Anbau des Kaffees eignen, so ist Hoffnung, daß die Wichtigkeit Deutschlands und seiner Handelsflotte für den Kaffeehandel noch immer größer werden wird.

Die wertvollen Besitztümer, welche wir in den Kulturpflanzen besitzen, müssen freilich stets gegen die kleinen aber übermächtigen Feinde, die zum Geschlecht der Pilze gehören, verteidigt werden. So schmarotzen auf dem Weinstock allein nahezu 350 Arten dieser kleinen Gesellen, und es ist ja bekannt, wie prekär dadurch, sowie durch einige hülfreiche Tierchen der Weinbau geworden ist. Eine Gattung derselben die Phomaarten, von denen 18 den Weinstock bewohnen, davon 9 den Stamm, die Ranken und die Äste, 5 das Laub und 4 die Beeren hat neuerdings Thümen[4]) zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht und darunter zwei besonders gefährlich gefunden durch Zerstörung der Rinde und der Ranken, wodurch die Ernährung beeinträchtigt wird und der Holzkörper der Fäulnis verfällt. Die dagegen angewendeten Mittel starkes Zurückschneiden und operative Eingriffe haben sich nicht bewährt, ein sicheres Mittel zu ihrer Vernichtung liefert aber Anpinseln mit Eisenvitriol, das zugleich den Vorteil gewährt auch andere tierische und pflanzliche Parasiten zu töten. Da jene Phomaarten nirgends fehlen, so ist dies wichtig genug, und, wer weiß, ob der Umstand, daß die amerikanische Rebe diesem Feinde nicht verfällt, ihr nicht ein Übergewicht über die unserige geben wird.

Ja, diese Mikroorganismen! Nicht nur den Pflanzenkörper auch den unseren greifen sie an

---

[1]) Reinecke, Exkursions-Flora des Harzes. Quedlinburg. Vieweg.

[2]) Zippel, ausländische Handels- und Nährpflanzen. Braunschweig. Vieweg & Sohn.

[3]) S. Industrieblätter 1887. S. 111.

[4]) Thümen, die Phoma-Krankheit der Weinrebe, verursacht durch die parasitischen Pilze Phoma vitis und Phoma Cookei.

und wenn ihrem Vordringen wie bei früheren Epidemieen auch jetzt nicht mehr Tausende zum Opfer fallen, so hört der Kampf gegen sie doch nie auf. Namentlich hat sich das Trinkwasser verdächtig gemacht, zu ihrer Verbreitung besonders beizutragen, und man hat in Zeiten von Epidemien sich seines Genusses lieber ganz enthalten. Als einfaches Ersatzmittel desselben bot sich das künstliche Selterswasser dar. Aber auch vor diesem warnt neuerdings das kaiserliche Gesundheitsamt.[1]) Zwar gehen Milzbrand-, Cholera- und die Finkler-Priorschen Bacillen wenige Stunden nach Herstellung des Wassers zu Grunde, die Typhusbacillen und die Sporen des Schimmelpilzes dagegen halten die jenen so rasch tötliche Wirkung der Kohlensäure Tage-, ja Wochenlang aus. Eine Verbreitung des Abdominaltyphus ist durch sie deshalb recht wohl möglich, und es wäre dringend notwendig, daß zu Zeiten von Seuchen auch das künstliche Selterswasser nur aus destilliertem Wasser, welches von allen Bacillen frei ist, bereitet werden dürfte.

Ob das Wutgift der Tollwut der Hunde in Mikroorganismen besteht, ist noch zu ermitteln, das aber ist gewiß, daß es sich in konzentriertester Form im Gehirn und Rückenmark findet. Durch Austrocknung von Markstückchen bei 20° C. kann das Gift geschwächt werden und nach 14—16 tägiger Trocknung ist es erloschen. Darauf hatte Pasteur eine Heilmethode gegen die Tollwut gegründet, indem er durch Trocknung unwirksamer gemachte Stücke unter Annahme, daß auch hier Pilze die Übertragung vermittelten, einimpfte. Die Resultate eingehender Versuche mit solchen, welche Frisch überzeugt haben, daß diese Präventiv-Impfung mit ziemlich unwirksam gemachten Stückchen keine Wirkung haben, wirksamere dagegen die Krankheit übertragen, haben Pasteurs Methode als nutzlos oder gefährlich, seine Ansicht über die Übertragung der Krankheit durch Pilze also als unrichtig erscheinen lassen.

Das beste Mittel gegen solche ist und bleibt, wie ja auch längst bekannt ist, ein sonst gesunder und widerstandsfähiger Körper und diesen zu erhalten, muß deshalb das oberste Ziel auch namentlich der Schulhygiene sein. Aufzudecken, wie unsere jetzigen Schuleinrichtungen sich vielfach der gröbsten Verstöße dagegen zu Schulden kommen lassen, ist das anerkennenswerte Streben einer kleinen Schrift von Burgerstein[2]), die freilich eine ungleich bessere Wirkung haben würde, wenn sie sich von stilistischen und sachlichen Übertreibungen freier hielte und namentlich von Forderungen absähe, welche die Unterrichtsbehörde keines Landes, namentlich nicht bei den jetzt doch einmal bestehenden Einrichtungen erfüllen kann. Aber das ist nicht genug zu betonen, daß das blasierte Wesen, das sich unserer Jugend bemächtigt hat, die es unter ihrer Würde findet, sich wie sonst in den Freistunden in frischer Luft, sei es in kräftigenden Spielen oder Geist und Körper anregenden Ausflügen zu tummeln und den heranwachsenden Körper zu stählen, auch in hygienischer Beziehung eine große Gefahr darstellt. Da muß Abhilfe geschafft werden, und das kann insbesondere in Preußen geschehen, wenn man nur weniger Gewicht auf Formen legen und namentlich auch dem Lehrer mehr Freiheit lassen wollte. Nur er wird im stande sein, der Jugend die Frische zu erhalten, die sie, so sehr sie ihr eigenstes Vorrecht ist, in Gefahr steht zu verlieren, dazu aber muß er selbst Frische bewahren können.

So sind denn auch die Interessen, welche sonst hinaustrieben, Schmetterlinge, Pflanzen, Käfer, Conchylien und was sonst zu sammeln, verhältnismäßig selten geworden. Wenn auch diese Sammlungen an sich keinen großen Wert hatten und später wohl immer den Motten und Staube zum Raube fielen, so ging es ihnen hierin, wie mit so vielem andern auch, was die Schule überliefert. Aber das, was daran gelernt war, blieb, und es ist mancher durch solche kleinen Anfänge zum Studium der Naturwissenschaften gekommen, in denen er nachher Tüchtiges geleistet hat. Ebenso sind die Fälle nicht selten, wo diese Jugendliebhaberei den Mann durchs Leben begleitete und ihm willkommene Erholung von schwerer Berufsarbeit bot. Namentlich haben die Schmetterlinge die meisten Liebhaber gefunden, und die Sachkundigen waren deshalb stets bestrebt, ihren jugendlichen Genossen die Mittel in die Hand zu geben, sich zu ihrer Höhe emporzuarbeiten. Ein einschlägiger Versuch von Bau[3]) liegt uns heute vor, der die

[1]) Nach Industrieblätter 1887. S. 161.

[2]) Burgerstein, Die Gesundheitspflege in der Mittelschule. Wien, Hölder.

[3]) Bau, Handbuch für Schmetterlingssammler. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung.

Liebhaber und Sammler, namentlich auch die Anfänger in den Stand setzen will, ihren Fang selbst zu bestimmen. Dazu dient eine Tabelle, der das jetzt allgemein angenommene Staudinger'sche System zu Grunde gelegt ist, deren Einleitung freilich vollständiger sein müßte. Da nämlich die folgenden Beschreibungen der einzelnen Spezies die Kenntnis von Dingen voraussetzt, die diese Einleitung nicht erwähnt, so dürfte namentlich der Anfänger außer stande sein, aus den Beschreibungen klar zu werden, und ohne dieses wird sein Bestimmen nie zu sicherem Ziele führen können. Eine wahre Zierde des Buches, das recht vollständig ist, wenn auch hier und da in der Erwähnung der Fundorte und Nährpflanzen größere Vorsicht wünschenswert gewesen wäre, sind sodann die in den Text eingefügten Abbildungen. Namentlich die der Tagschmetterlinge sind sehr bestechend, aber ein offenbarer Mangel ist, daß ihrer immer weniger werden, je schwieriger die Bestimmung wird, so daß endlich die Kleinschmetterlinge gar nicht mehr vertreten sind. Auch hätte ihnen unbedingt eine Größenangabe zugefügt werden müssen. Dagegen wird sich der Anhang, der insbesondere über den Fang, das Töten, Aufspannen und die Züchtung der Schmetterlinge Auskunft giebt, namentlich dem Anfänger als sehr nützlich erweisen.

Wie wichtig es ist, für die Aufklärung so mancher geheimnisvoller Ereignisse, die uns die Tierwelt noch bietet, genügend sachverständige Forscher, wozu sich eifrige Sammler immer herausbilden, auf größeren Länderstrecken zur Verfügung zu haben, beweist eine Beobachtung, die Shrubsole[1]) an der Themsemündung zu wiederholten Malen gemacht hat, und zu deren genaueren Erforschung er Beobachter an die britischen Küsten eingeladet. Schon früher hatte Shrubsole in der See schwimmend eine ungeheure Menge zu schleimigen Massen zusammengeballter Diatomeen beobachtet. Die Zahl der Mollusken und Garneelen blieb an diesen Stellen die gewöhnliche, aber die Butten hatten sich von solchen Stellen entfernt; ähnliches hatte man an den Küsten der Shetlands-Inseln 1884 und ebenso bei Liverpool 1885 beobachtet. Da aber an solchen getrübten Stellen hier und da auch Butten gefischt wurden, so scheint es nicht unmöglich, daß das Auftreten der Diatomeen und das Verschwinden der Butten an den meisten Stellen andere noch nicht erforschte Ursachen hat, „daß sich dort die Bedingungen des marinen Lebens geändert haben," und dies wäre nur durch eine Menge an verschiedenen Orten angestellter Beobachtungen zu eruieren.

Besonders wichtig können auch solche in der Naturwissenschaft Bewanderte werden, die ihr eigentliches Geschäft an Orten zu leben zwingt, wo sonst diese Wissenschaften nicht gepflegt werden, bei Funden von archäologischer oder geologischer Wichtigkeit. Bei der verhältnismäßigen Seltenheit von derartigen Überresten, welche besonders geeignet sind Aufklärung zu geben, ist ein so verlorenes Stück ein unersetzlicher Verlust. Wie viel ist aber so verloren gegangen! Wir wollen dem Leser ein bezügliches höchst interessantes geologisches Beispiel nicht vorenthalten. Die Saurier besitzen eine Öffnung im Scheitelknochen, deren Bedeutung nicht verständlich war. Es ergab sich als der rudimentäre Rest eines dritten, nach oben schauenden Auges, als Credner[2]) ein Fossil unter die Hände bekam, das noch die Schuppen trug. Die betreffende Stelle war von kleinen, aber dicken, dachziegelförmigen Schuppen besetzt, deren Größe nach dem Rande der fraglichen Öffnung abnahm und hier eine konzentrierte Anordnung gaben, ein Verhalten, wie es die die Augenhöhlen umgebenden Schuppen der Saurier stets zeigen. Die Deutung war damit gegeben, es war ein drittes, ein Parietalauge, wie solche in mehrfacher Zahl die Insekten nicht selten besitzen.

Derartige glückliche Funde können freilich in der Physik wohl nie in der Astronomie nur ganz selten von Bedeutung werden. Auf beide Wissenschaften haben wir noch einen kurzen Blick zu werfen. Wer das Bedürfnis haben sollte sich über elektrotechnische Gegenstände aufzuklären, dem können wir die Vorträge von H. Weber[3]) zu solchem Zwecke

[1]) Nature, 9. Juni 1887.

[2]) Credner, das Foramen parietale und das Parietalauge der Stenocephalen. Zeitschrift der deutsch. geolog. Gesellsch. 1886. Bd. 38. S. 592.

[3]) Weber, Fünf populäre wissenschaftliche Vorträge. Braunschweig, Vieweg u. Sohn.

empfehlen, von denen vier diese Themata, der fünfte das Perpetuum mobile oder eigentlich das Prinzip der Erhaltung der Energie behandelt. Er wird zwar bei der etwas trockenen Lektüre die Versuche, welche den Vortrag belebten, hier aber nur durch schematische Zeichnungen ersetzt sind, recht vermissen, aber er wird über den Gegenstand die wünschenswerte Aufklärung erhalten. Das Prinzip der Erhaltung der Energie bildete früher, wie jetzt die Elektrotechnik, den beliebtesten Gegenstand populärer Vorlesungen. Dazwischen fällt die Periode der Spektralanalyse. Es versteht sich nun von selbst, daß die Wissenschaft sich nicht daran kehrt, ob ein Gegenstand auf das große Publikum noch den Reiz der Neuheit ausübt, sondern ruhig weiter schafft, und so ist es auch mit der Spektralanalyse gewesen. Als nun vor kurzem Becquerel[1]) das Spektrum des Didyms untersuchte, das aus einer hellen Linie besteht, zeigte es sich, daß verschiedene Verbindungen derselben verschiedene dieser Linien verschoben zeigten. Da sich jede dieser Verbindungen hierin in eigentümlicher Weise verhielt, so dürfte hieraus geschlossen werden müssen, daß der bisher als Element betrachtete Körper, wie es Lockyer von vielen anderen ja auch vermutet, nicht ein solches ist, sondern aus wirklich einfachen Stoffen besteht.

Sind diese Fragen noch in dem Stadium ihrer ersten Entwickelung, so scheinen die empirischen Beweise für das Vorhandensein des den Weltenraum durchdringenden, die Lichtbewegung tragenden Äthers sich zu häufen. Der Leser erinnert sich, daß dieselben aus der Verzögerung der Bewegung der Kometen von kurzer Umlaufzeit geschlossen werden mußte und daß die genaue Berechnung des Kometen von Encke, die von Asten vorgenommen hatte, wenigstens in der Nähe der Sonne, wo der Äther als am dichtesten den größten Widerstand leisten muß, diese Verzögerung gezeigt hatte. Von Asten war gestorben, ehe seine Arbeit vollständig beendigt worden war, sie ist neuerdings von Backlund[2]) wieder aufgenommen, auf weitere Beobachtungen, deren Zahl bei der Verschwommenheit des Objektes von großer Wichtigkeit ist, ausgedehnt und hat zu demselben Ergebnis geführt. Auch die Beobachtungen des Kometen von Winnecke lassen die gleiche Konsequenz ziehen; daß der dritte der Kometen von kurzer Umlaufszeit, der Faye'sche, jenen Widerstand aber nicht beobachten läßt, ändert nichts daran, weil er stets in größerer Entfernung von der Sonne bleibt.

Litterarische Berichte.

Fürst Alexander von Bulgarien. Mitteilungen aus seinem Leben und seiner Regierung. Von Adolf Koch. Darmstadt 1887. Verlag von Arnold Bergsträßer.

Wer diese „Mitteilungen" — eine Art von Tagebuch des als Hofprediger des Fürsten Alexander von Bulgarien dem Schauplatz nahestehenden deutschen Schriftstellers liest, wird in Erinnerung an das Prognostikon Napoleons, daß Europa entweder kosakisch oder republikanisch werden müßte, ein Pröbchen finden, wie sich die Welt unter der ersteren Alternative ausnehmen würde. Brutaleres und zu gleicher Zeit Sinnloseres als das Umherzerren des armen Bulgarien durch Rußland hat die neuere Geschichte seit den Tagen der Unterjochung Polens nicht mehr aufzuweisen. Den Polen wollte man es nicht mehr glauben, wie Rußland mit den von seinen „Wohlthaten" unglücklicherweise betroffenen Staaten umspringt. Jetzt giebt es einen zweiten Zeugen. Welch' ein Haufen von Lüge, Widerspruch, Treulosigkeit, Verrat wurde hier zusammengetürmt, um einen jungen Fürsten zu stürzen, der das Unglück hatte, einen eigenen Willen haben zu wollen, Deutsch seine Muttersprache zu nennen und das Land, das ihn auf einen Thron gesetzt, auf eine seinen wohl erkannten Interessen entsprechende Weise fördern und heben zu wollen. Der Verfasser hat sich ein entschiedenes Verdienst damit erworben, daß er dem deutschen Publikum diese fernliegenden und durch die Zeitungs-Presse vielfach verzerrten Verhältnisse in objektiver Darstellung vermittelt und über die Persönlichkeiten, die in jenem immer noch seines Ab-

[1]) Comptes rendus C. IV. pag. 777.

[2]) Backlund, Bulletins de l'Academie des Sciences de St. Petersburg nach naturwissenschaftliche Rundschau. 24.

schlusses harrenden Drama auftraten, Licht verbreitet hat. Dem Leser wird, um nur ein Beispiel zu erwähnen, der General Kaulbars doch weniger abstoßend vorkommen, als sonst der Eindruck gewesen war, aber um so mehr wird er den Kopf schütteln über diejenigen, die ihm und den andern Agenten in Bulgarien die Instruktionen erteilten. — Die lebhaften Schilderungen von Land und Leuten, die der Erzählung eingeflochten sind, verleihen ihr so viel Farbe und Glanz, daß man dem Verfasser mit Spannung und Interesse zuhört. C.

Opern-Handbuch. Von Dr. Hugo Riemann. Repertorium der dramatisch-musikalischen Litteratur (Opern, Operetten, Ballette, Melodramen, Pantomimen, Oratorien, dramatische Kantaten u. s. w.) Leipzig 1887. Verlag von C. A. Koch.

Indem wir den Titelzusatz: „Ein notwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon" mit gutem Gewissen unterschreiben, ist der Wert dieses mühselig und mit außerordentlichem Fleiße und großer Sachkenntnis zusammengetragenen Nachschlagewerkes wohl gekennzeichnet. Das alphabetisch geordnete Verzeichnis enthält nicht nur bei jedem Titel die Namen aller Komponisten, welche denselben Stoff benutzt und bearbeitet haben in chronologischer Reihenfolge, sondern auch bei den alphabetisch geordneten Komponistennamen alle komponierten Werke nebst wichtigen biographischen und historischen Bemerkungen sowie die Inhaltsangabe wichtigerer Opern. Das reiche Wissen und der besondere Fleiß des Verfassers, dem wir auch das ausgezeichnete Musiklexikon verdanken, haben in dem Opernhandbuch wieder schöne Früchte getragen. Die Berücksichtigung der neuesten Forschungen, welche musikalische Lexikographen so gern übersehen, zeichnet in gleicher Weise jenes Riemannsche Musiklexikon und dessen Opernhandbuch aus. Beide Werke seien Musikern und Musikfreunden angelegentlich empfohlen. Rob. H.

Geschichte der englischen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert, von Karl Bleibtreu. Leipzig 1887. Wilhelm Friedrich.

In dem vorliegenden Bande der Friedrichschen Sammlung von Litteraturgeschichten hat Herr K. Bleibtreu die englische und anglo-amerikanische schöne Litteratur des 19. Jahrhunderts behandelt. Er hat das Buch in zwei Teile zerlegt: die Revolution und die Viktoria-Epoche überschrieben. Die erste hebt mit R. Burns an und schließt mit Byron. Walther Scott, Campbell, Rogers, Coleridge, Wordsworth, Th. Moore, Shelley u. a. werden außer jenen beiden hier besprochen. Der zweite Teil behandelt den Roman (Dickens, Thackeray, Bulwer, Disraely) der neueren Zeit, dann Carlyle, Tennyson, die amerikanischen Dichter, die neue als Epigonenpoesie bezeichnete englische Litteratur und schließt mit Bret Harte. Vielfach sind Uebersetzungen eingeschaltet (besonders reichlich bei Tennyson und Longfellow), die größtenteils von Herrn Bl. herrühren und formgewandt und gut klingend sind. Das ganze Buch ist eine Reihe von Feuilletonartikeln, die je nach Raum und Stimmung bald länger und freundlicher, bald kürzer und mißmutiger die einzelnen Erscheinungen vorführen. Auch der Stil ist rascher, ungefeilter, auf gewisse Spitzen ausgehender Stil unter dem Strich. Brocken wie Freiheitsbummler, Konventionalität, ein kommunes Geschöpf, ein merkwürdiges dokumentäres Buch und dergleichen Geschmacklosigkeiten begegnen überall. Am eingehendsten und begeistertsten ist Byron behandelt. Vielen andern Gestalten, wie Carlyle und G. Elliot wird der Verfasser nicht gerecht. Q.

Führer durch den Konzertsaal. Von Hermann Kretzschmar. 1. Abteilung: Sinfonie und Suite. Leipzig 1886. Verlag von A. G. Liedeskind.

Der Verfasser hat mit großem Geschick in einem Bande einen großen Stoff zusammengedrängt und dem musikalischen Publikum eine sehr wertvolle Gabe geboten. Wir haben ein ausführliches Repertorium der gesamten symphonischen Litteratur vor uns, in welchem auch minder bekannte Symphoniker nicht fehlen. Der Wegweiser führt uns in historischer Folge von Bach bis Bruckner und wird nach Möglichkeit allen Meistern gerecht. Meist finden wir freilich den Weg nur dürftig markiert, und die Analysen, durch zahlreiche Notenbeispiele unterstützt, nehmen größtenteils nur einen lobenswerten Anlauf. Der Autor bewahrt einen völlig objektiven Standpunkt und benutzt die eingestreuten ästhetischen und biographischen Notizen keineswegs, um den Leser in das Lager irgend einer streitbaren Partei oder Clique zu leiten. Manche Analyse dürfte zwar einer eingehenden Kritik kaum Stand halten, wenn sie gleichwohl den Zweck, ein Konzertpublikum vorzubereiten und dessen Aufmerksamkeit wachzurufen, recht gut erfüllt. Den letzten Satz der Brahms-Symphonie Nr. 4, auf welche der Autor mit Recht so viel hält, scheint er trotzdem völlig mißverstanden zu haben. Er hat gänzlich übersehen, daß hier grandiose Variationen in Form einer Chaconne über einen aufsteigenden Tongang vorliegen. Daher haben die Notenbeispiele und ihre irreführende Erläuterung auf S. 293 keinen Wert. Doch ist dieser Lapsus mit dem Hinweis, daß die Partitur zur Zeit der Abfassung des Führers noch nicht gedruckt vorlag, leicht zu entschuldigen. Rob. H.

Goethe und Frau von Stein. Von E. Adler. Leipzig und Wien 1887. Toeplitz und Deuticke (Separatabdruck aus der deutschen Wochenschrift in Wien).

Die kleine Schrift beruht auf den Eindrücken, welche der Verfasser aus dem 2. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft (Tage-

bücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein) erhalten hat. Sie ist sehr sympathisch für Goethe und unleugbar antipathisch gegen die Frau, welche durch länger als zehn Jahre für Goethe die Sonne am Weimarer Himmel gewesen war. Wir können dem Verfasser nicht Unrecht geben, soweit es sich um Frau von Steins Verstimmung während und nach der italienischen Reise handelt. Im übrigen aber ist das wunderbare Verhältnis von andern gründlicher und richtiger besprochen worden als hier geschieht. Q.

Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem litterarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin von Hermann Hüffer. Mit drei bildlichen Beilagen. Gotha 1887. Verlag von F. A. Perthes.

Ein umfangreiches litterargeschichtliches Werk aus der Feder Hermann Hüffers muß notwendig schon durch den Namen des Verfassers die Aufmerksamkeit in allen beteiligten Kreisen auf sich ziehen. Hüffer hat eine auffallende Geschicklichkeit im Finden unschätzbaren Materials, das in Briefen oder nachgelassenen Papieren sich über den Entwicklungsgang bedeutender Persönlichkeiten erhalten hat; zur Biographie Heinrich Heines hat er wiederholt die wertvollsten und unerwartetsten Dokumente ans Licht gebracht. Aber er ist kein gewöhnlicher Schatzgräber; das Gold, das er gefunden, kommt bei ihm nicht eher in Umlauf, bis es von allen Schlacken gereinigt und in vollwertige Münze verwandelt ist. Das gilt in hervorragendem Maße auch von der neuesten Gabe des unermüdlichen Arbeiters. Ein glücklicher Zufall hat ihm den gesamten litterarischen Nachlaß der großen westfälischen Dichterin in die Hände gespielt, mehrere hundert Bogen, Blätter und Blättchen, zum Teil bedeckt mit einer Schrift, welche an die Uebungen erinnert, die Namen der römischen Kaiser oder andere nützliche Dinge auf den Raum eines Thalers oder Groschenstückes zu verzeichnen, und dazu zahlreiche Briefe an die Schwester und eine Art Tagebuch dieser letzteren. Mit solchem Pfunde zu wuchern, war allerdings eine leichtere Aufgabe, als sie bisher den Biographen Annettens zu Teil geworden. Dennoch bedurfte es der ganzen Kraft des Meisters, um auch aus diesem fast überreichen Stoffe ein deutliches Bild der merkwürdigen Dichternatur zu gestalten. Wie in eigenwilliger Versenkung in einen kleinen, beschränkten Erdenwinkel haftet dieses Leben jahraus jahrein an denselben paar Orten, alle Stürme des leidenschaftlichen Herzens verrauschen auf engstem Raum, und wenn die ganze Stimmung, die über diesen einfachen Schicksalen liegt, auch eher eine freudige ist als eine trübe, so geht doch ein Zug der Entsagung hindurch, der vielleicht am lebhaftesten schon in dem Umstande gegeben ist, daß dieser reiche, schaffenskräftige weibliche Charakter, nie die Weihe des befriedigten Liebeslebens, der Ehe und des Mutterglückes erfahren hat. Nicht der emsige Compilator reichte hier aus, sondern der Psychologe mußte in den Vordergrund treten, vielfach auch der feine Stilist, der dem mühsamen Werke des Aufreihens fremder Aussprüche und Briefstellen ein festes organisches Gefüge verlieh. Aus allen diesen Gesichtspunkten musterhaft aufgebaut, ist Hüffers Buch eine in jeder Hinsicht befriedigende Leistung. Zu den Gaben des Gelehrten und des Sprachkünstlers gesellt sich hin und wieder auch das Urteil des Landsmannes der Geschilderten: Hüffer ist selbst Westfale, Annettens Bild tritt noch persönlich vor ihn hin, wenn auch nur als flüchtige Erinnerung seiner Kinderjahre. In religiösen Fragen, die manchem vielleicht hinderlich geworden wären, wahrt der Biograph die vollkommene Ruhe und Objektivität des wirklich gebildeten Geschichtsschreibers, der Menschen sucht und keine Dogmen. Es ist außer Zweifel, daß in Gelehrtenkreisen das Buch seinen sichern Weg finden wird. Aber auch dem einfach genießenden Freunde unserer deutschen Litteratur sollte es ein willkommenes Lesebuch sein, denn nicht jeder Tag bringt uns beides vereinigt: eine so edle Persönlichkeit und einen so guten Biographen. Bo.

Der Mont-Cenis (Fréjus) von V. Bardier, übersetzt von J. H. Mit 78 Illustrationen von J. Weber und Rühlen nebst zwei Karten. Zürich. Verlag, Druck und Illustration von Orell Füßli u. C.

Das Verdienst dieses kleinen Buches, welches ein Bändchen der „Europäischen Wanderbilder" bildet, besteht darin, daß es die Aufmerksamkeit des reisenden Publikums auf die an landschaftlichen Schönheiten, interessanten Bauwerken und historischen Erinnerungen sehr reichen, von einem interessanten Menschenschlage, in welchem die Frauen vielfach noch die alten Trachten bewahrt haben, bewohnten Gegenden des durchbohrten Mont-Cenis und der zu ihm führenden Zugangswege lenkt. Höheren Ansprüchen will das Buch wohl kaum genügen. Die Uebersetzung ist eben nur leidlich. Die Bilder sind aber allein schon die 2 Mk. wert, welche das Heft kostet. A. B.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Geſammelt
von
Helene von Hülsen.

(Fortſetzung.)

Siebenter Abſchnitt. 1848.

Der 18. März 1848 war heraufgezogen und hatte einen Teil unſeres geliebten Vaterlandes aus den Fugen gehoben. Eine neue Zeit mit neuen Anſchauungen, neuen Wünſchen und wilden Parteikämpfen war hereingebrochen. In Öſterreich wie in Frankreich und der Mehrzahl der kleineren und größeren deutſchen Länder hatte die Hydra der Revolution ihr Haupt erhoben und mancherlei, was bisher für ehrwürdig und unantaſtbar gegolten, rückſichtslos hinweggeſpült. Nur die Armee ſtand noch wie ein rocher de bronze in Preußen zu ihrem Könige, obgleich derſelbe ihre Treue auf eine in den Annalen der Weltgeſchichte wohl einzig daſtehende Probe geſtellt, indem er ſeine Truppen, mit den Waffen in der Hand, Berlin zu verlaſſen gezwungen hatte, ohne daß dieſelben — ſelbſt unter den Inſulten des Pöbels — davon Gebrauch machen durften. Sie hatten gehorcht, die kampfesmutigen, herrlichen Garderegimenter! Treu ihrem Eide, treu ihrer Pflicht, wenn ſie, innerlich aufs tiefſte ergrimmt, äußerlich muſterhaft ruhig, durch die Straßen der preußiſchen Reſidenz, durch die ſie teilweiſe umjohlenden und verhöhnenden Maſſen geſchritten, um ihren König ſeiner neu inſtallierten Bürgerwehr, dem Schutze derſelben zu überlaſſen. Was mehr oder weniger an jenem 19. März von 1848 wohl jeder preußiſche Offizier und was inſonderheit auch dazumal Botho von Hülſen empfand und gelitten hat, wie ſollte es meine ſchwache Feder zu ſchildern vermögen! Er hatte die Nacht zum 19. März faſt unausgeſetzt auf dem Schloſſe und in unmittelbarer Nähe des Königspaares und des Prinzen von Preußen zugebracht. Selten nur, und zu ſeinen Vertrauteſten, ſprach er davon, und auch mir verbietet die Diskretion, hier in dieſen Erinnerungen näher darauf einzugehen. Es gehört dieſe Schreckensnacht der Geſchichte an, und vielleicht wird dieſelbe auch Botho von Hülſen einſt völlig gerecht werden. Jedenfalls hatte ſich derſelbe aber auch bei dieſer Gelegenheit ſo ſchneidig, umſichtsvoll und tüchtig bewährt, daß ihm die Gunſt von Vorgeſetzten,

wie des General von Möllendorf, Neumann u. s. w. lebenslänglich gesichert blieb. Doch, genug davon! — Ich will nicht mehr von diesen Einzelheiten, sondern von dem Momente sprechen, wo ich meinen geliebten Mann zuerst persönlich kennen und dann alltäglich höher achten und inniger lieben lernte. —

Ein Abendrot von wunderbarer Schönheit folgte dem sonnenhellen 23. September von 1848. Ich saß, in tiefe Betrachtung versunken, am Fenster meines Elternhauses zu Blankenfelde und blickte träumerisch über den von Wirtschaftsgebäuden umgebenen Hof nach der Dorfstraße und in die mehr und mehr erbleichenden Abendgluten.

Da sah ich plötzlich langsam und bedächtig einen Reiter in den Thorweg biegen, der sein Pferd einem Stallknecht übergab und auf das Haus zuschritt. Es war eine hohe Gestalt in Offiziersmütze und Überrock. Das mußte der Leutnant Botho von Hülsen sein, der mit seinem Regimente, von dem Feldzuge nach Schleswig zurückgekehrt, und mit dessen jetzigem Kommandeur, dem nachherigen Kriegsminister Grafen von Waldersee, auf dem Nachbargute Diedersdorf einquartiert war. Das hatten uns bereits mehrere seiner sich nach seinem Besuche sehnenden Kameraden gesagt, die bei meinen Eltern im Quartiere lagen, und ich zweifelte nicht an der Richtigkeit meiner Voraussetzung. Schnell sprang ich empor, um meiner durch die Beanspruchung des Tages ziemlich angegriffenen Mutter den späten Gast anzumelden. Sie war nicht eben freudig überrascht. Der „berühmte" Herr von Hülsen ließ sich indessen, so meinte sie, nicht wohl abweisen. Eilig wurden also die Lichter angesteckt und die Meldung des Besuches entgegengenommen.

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, daß ich, als ein Ihnen völlig Unbekannter, ohne besondere Vorstellung Ihr Haus betrete!" begann Herr von Hülsen und verneigte sich leicht, jedoch mit vornehmer Höflichkeit.

„Unbekannt? Durchaus nicht!" entgegnete meine Mutter schnell. „Wir haben bereits so viel von Ihrem schönen Talente gehört oder gesehen," — mit Hinblick auf meine Wenigkeit — „daß wir Sie kaum als fremd betrachten können. Jedenfalls werden Sie uns aufrichtig willkommen sein." So war die persönliche Bekanntschaft gemacht, bei der ich mich nun zugleich zweier Begegnungen erinnerte, in denen ich mit Botho von Hülsen, ohne dieselbe zu erreichen, zusammengetroffen war.

Das erstemal war dieses im Winter von 1847 auf einem kleinen Hofballe bei Friedrich Wilhelm IV. der Fall gewesen. Es war eines jener wunderhübschen kleinen Feste, welche die Majestäten im sogenannten Rittersaale zu geben liebten, und wo sich an jenem Abende nur ein Kreis von ca. 300 Personen versammelte. Eine Einladung dazu zu erhalten galt mit Recht für eine Auszeichnung, da man seitens des Hofmarschalls einen strengen Strich zu machen hatte, um über die bestimmte Personenzahl nicht fortzugehen. Kurz zuvor hatte Henriette Sonntag, die jetzige, noch immer bildhübsche Gemahlin des Gesandten Grafen Rossi, in ähnlich ausgewähltem Kreise hierselbst Komödie gespielt, und ich dieselbe als „Rosine" im „Barbier von Sevilla" zu bewundern den Vorzug gehabt. Jetzt nun sollte Botho von Hülsen mit der Gräfin zusammen vor dem Könige und der liebenswerten

Königin Elisabeth spielen und er freute sich lebhaft darauf. Natürlich wurde also der junge, seit den Vorstellungen in der Kaserne und im Schauspielhause so rühmlich hervorgetretene Offizier nun auch in die kleineren Hofkreise gezogen, und wer kann sagen, ob derselbe nicht schon früher Generalintendant geworden, wenn das Schreckensjahr von 48 nicht dazwischen gekommen wäre. Sei dem indessen, wie ihm wolle; — jedenfalls hatte Botho von Hülsen die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelm IV. sowie das Interesse des Prinzen von Preußen ganz besonders auf sich gezogen.

„Sieh nur, Helene, da steht der Herr von Hülsen, der neulich so wundervoll zum besten der Schlesier gespielt und gesungen!“ sagte meine Mutter, an der ich, Kopf und Herz voller Ballgedanken, durch die glänzende, von Blumen, Diamanten und Orden strahlende Versammlung vorüberstreifte. Ich wollte soeben mit Graf Bernhard Schulenburg vom 2. Garde-Regiment zur Française antreten und wandte ziemlich gleichgültig den Kopf. Botho von Hülsen stand, die Lorgnette vor den Augen, in einer Ecke des von Lichtern, Purpur und Goldverzierungen funkelnden Saales, als sei er „aus einer anderen Welt“ entstammt, die mit dem schillernden, schwatzenden Menschengewühle vor ihm nicht das Mindeste gemeinsam habe. Vierzig Jahre sind seit jenem Abend vorübergerauscht, und selten wohl hat ein halbes Säkulum der Geschichte eine so großartige Umwälzung in sich geschlossen. Das bescheidene Königreich Preußen und das jetzige deutsche Kaisertum, — der Schwerpunkt der europäischen Politik von Rußland über Frankreich, von Kaiser Nikolaus über Napoléon III. zu Kaiser Wilhelm und nach Berlin verlegt! — Man schwindelt, wenn man es nur zu denken wagt. — Und dennoch ist es mir, als habe ich Botho von Hülsen erst gestern in jener Ecke des Rittersaales mit meinen Blicken gestreift, als müßte ich ihn in diesem Augenblicke noch zeichnen können. Vornehm, etwas blaß und merkwürdig abgeschlossen, ein kühler, stummer Beobachter, aber wie ein völlig Unbeteiligter, stand er da. Niemals werde ich diesen Eindruck vergessen können.

Meine zweite, auch gänzlich unpersönliche Begegnung mit Botho von Hülsen fällt gleichfalls in den Winter von 1847 und ist wirklich originell zu nennen. Man hatte ihn, den vielgesuchten Arrangeur aller, in gewissen Kreisen stattfindenden Theateraufführungen und Polterabendscherze, auch in das Haus des damals in Berlin angestellten Oberberghauptmann Grafen Beust zu ziehen, und ihn für das Arrangement des Polterabends von dessen Nichte, Marie von Hardenberg, zu gewinnen gewußt. Ich war mit dieser Intim bekannt und mit dem Grafen und dessen Gemahlin sogar noch oberflächlich verwandt, so daß denn meine Eltern auch meine Mitwirkung bei dieser Gelegenheit gestattet hatten. Es waren lebende Bilder in Aussicht genommen, die Herr von Hülsen in dem Rahmen eines Liebhaber-Theaters zu stellen und deren Arrangement er liebenswürdig versprochen hatte. Ich sollte als Mathilde, Erwählte des Heinrich von Ofterdingen, stehen, welcher letztere von dem jetzigen Oberlandesforstmeister von Alvensleben dargestellt ward. Im glänzenden Kostüme, im goldgestickten, grünen Sammtmieder und mit blitzendem Diademe von funkelnden Steinen saß ich auf meinem Stuhle, während Heinrich

zu meinen Füßen kniete, und alle dabei Beteiligten Herrn von Hülsens harrten. — Man fragt, man läuft hin und her, flüstert, schilt auf den so lange Zögernden und giebt sich, ratlos, schon den schlimmsten Befürchtungen seiner möglichen Erkrankung u. s. w. hin. Da, o Schrecken! erscheint plötzlich Graf Schulenburg mit Händeringen und in völliger Ratlosigkeit: „Er ist ja da, aber er will nicht arrangieren, will die Bilder nicht stellen, will sich nicht blamieren!“ ruft der Graf mit komischer Verzweiflung. „Hülsen will nicht stellen? Er will nicht arrangieren? Aber wie ist das möglich, da er doch so eisern zuverlässig ist?“ tönt es von Beteiligten und Kameraden erschreckt und bestürzt durcheinander. Graf Schulenburg gestikuliert in ärgerlicher Täuschung und Ungeduld. „Gewiß ist Hülsen zuverlässig wie nur einer, aber er läßt sich nicht an der Nase herumführen!“ ruft er ingrimmig. „Da hat ihm Gräfin B. den Rahmen eines Liebhabertheaters versprochen und dann gemeint, daß dieser doch wohl nicht nötig und daß die Bilder ganz ebensogut in der Doppelthüre hier zu stellen seien. Das thut aber Herr von Hülsen nicht. Er meint, daß dieses weder mit den Personen noch mit den Requisiten und der Beleuchtung hübsch und wirkungsvoll zu arrangieren sei, und deshalb möge man sich nunmehr einen anderen suchen. Er hat so unrecht nicht, denn die Sache und diese ganz ohne seine Zustimmung gemachte Veränderung ist unverantwortlich. Aber was soll denn, um des Himmelswillen, werden, wenn er, der allein es versteht, die Bilder nun nicht stellt, und die ganze Gesellschaft ratlos vor einer Blamage steht?“

Es war wirklich eine enorme Verlegenheit, und die einzige Rettung auf der schließlich doch allbekannten Herzensliebenswürdigkeit Botho von Hülsens beruhend. Letztere siegte dann auch den Bitten der Freunde und Kameraden zufolge, aber Hülsens Lust zu der Sache und die Stimmung war fort, und nur flüchtig, mit dunklen Wetterwolken auf der Stirn, sah ich ihn an unsere Bilder treten. „Wie sitzt der Heinrich? Hat Komteſſe Haeseler Schminke genug?“ hörte ich den Grafen fragen, indem er sich zu Herrn von Hülsen wandte, der jetzt schräg vor uns stand.

Er streifte mich, höchst verletzend für meine durch vielfache Bewunderung verwöhnte Wenigkeit, mit flüchtigem, durchaus nicht wohlgefälligem Blick.

„Der Osterdingen sitzt nicht tief genug, er muß weit enthusiastischer emporblicken!“

„Aber die Komteß? Ist das Rot denn scharf genug aufgelegt?“ „Sie ist schon viel zu sehr geschminkt, viel zu rot!“ rief Botho von Hülsen, wandte sich und überließ mich meinem Schicksal, ohne sich mir auch nur bekannt machen zu lassen. Eitel auf den Eindruck, den ich ihm als Mathilde gemacht, habe ich wenigstens nicht werden können! —

Doch zurück nach Blankenfelde und zu dem Abende, der mir nun wirklich die persönliche Bekanntschaft Botho von Hülsens gebracht und damit eine ganz neue Anregung für den Kreis unserer Häuslichkeit gegeben hatte. Musik und Poesie, Liebhabertheater und Gesellschaftsspiele verkürzten nunmehr mir und den Meinen sowie Hülsens bei meinen Eltern einquartierten Kameraden die täglich länger werdenden Herbstabende. Je bunter und unerfreulicher sich das politische

Treiben in der Außenwelt und speziell in unserem deutschen Vaterlande gestaltete, um so lieber gab man sich heiteren, geselligen Unterhaltungen im engen Kreise der benachbarten Verwandten und der neugewonnenen militärischen Freunde hin, die nach dem Schleswiger Feldzuge auch doppelt empfänglich für häuslich gemütliches Zusammensein waren. Es versteht sich, daß Botho von Hülsen je länger, je mehr die Seele des Ganzen ward. Er hatte auf dem benachbarten Landgute Diedersdorf, wo er als nunmehriger Regimentsadjutant vom Kaiser Alexander lag, ohnehin an den Besitzern desselben, einem fast achtzigjährigen alten Herrn mit einer fünfzig Jahre alten Tochter, keine besonders fesselnde Gesellschaft gefunden. So kam er denn, in der Zeit des Kantonnements der Truppen in der Umgegend von Berlin, welche vom September bis 11. November 1848 dauerte, zuerst öfter und allmählich täglich nach Blankenfelde herüber, bis diese unvergeßlich reizende Lebensepisode an dem Tage des Einmarsches des Feldmarschalles Grafen Wrangel in die preußische Residenz und in unserer Verlobung ihren hochbeglückenden Abschluß fand. — Botho von Hülsen hatte sich nicht nur mit seinem unvergleichlichen Vortrage Adhèmar'scher und Mendelsohn'scher Lieder in mein Herz gesungen und mir durch die Einstudierung eines von ihm gedichteten Polterabendscherzes, in dem ich den Genius der Liebe darstellte, höchste Bewunderung erregt, sondern er hatte mir besonders auch durch die Unabhängigkeit seines Urteils, die rücksichtslose Offenheit seines Wesens, mit einem Worte: als Charakter imponiert. Ein unbeschreiblicher Hauch tiefer Gemütlichkeit und echter Poesie durchwehte jene ganze, in ihren Gegensätzen so außergewöhnliche Zeit, deren politisches Wirrsal und unheimliches Revolutionsgebahren die friedvolle ländliche Abgeschlossenheit, welche damals mein Elternhaus bot, doppelt anheimelnd machte. Kam dann Botho von Hülsen oder einer seiner Regimentskameraden, ganz von Hiobsposten erfüllt, von einem Ausfluge nach Berlin abends nach Blankenfelde zurück, oder hatten die Zeitungen mit ihren Schilderungen der Zustände in Österreich oder der Vorgänge in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. uns alle in mehr oder weniger lebhafte Aufregung versetzt, so fühlten wir die Wirkung musikalischer Anregung und Erhebung um so wohlthuender. Wie zahllose Male habe ich damals Beethoven, Wilms und Meyerbeer gespielt, wie freudig Botho von Hülsen zu Schubert'schen und Mendelsohn'schen Liedern begleitet, oder unter leisem Erbeben seinem wunderbaren Vortrage des Adhèmar'schen Liedes gelauscht:

Ja, ich empfing deinen Schwur, deinen Eid,
Doch Kriegesruf läßt von ferne sich hören,
So magst du denn heute noch einmal mir schwören,
Daß du für immer dein Herz mir geweiht u. s. w.

Und wenn dann nach der sturmvoll leidenschaftlichen Eingangsweise die Melodie in den weichsten, sehnsuchtsvollsten Akkorden der Strophe austönte:

Denn du bist mein Leben,
Bist mein einzig Streben,
Und mein Augenlicht,

Hoffnung, Quell der Freuden,
Sei mein Trost beim Scheiden,
Täusch', o täusch' mich nicht!

dann war es oft nicht mein Herz allein, das erbebte, nicht mein Auge allein, das sich feuchtete. — Am 10. November also waren die Truppen unter dem Oberbefehl des General von Wrangel und allen Drohungen eines Teiles der Berliner Einwohnerschaft zum Trotze dahin eingerückt, und alles war ruhig geblieben. Mein Mann lag mit seinem Kommandeur, dem Grafen Waldersee, und dem Stabe des Regiments Alexander im Saale des Königlichen Schauspielhauses einquartiert, und hier war es, wo derselbe seinen Anhaltbrief an meine Eltern schrieb, wo er deren Zusage für Bewilligung meiner Hand erhielt. Er hat es oft unter die merkwürdigsten Fügungen seines Lebens gezählt, daß er gerade an dieser Stätte seiner schönsten Jünglingsträume und seiner kräftigsten Manneswirksamkeit auch das Glück seines späteren Ehebundes entschieden sah. Jedenfalls dachte Botho von Hülsen beim Anblick dieser Räume noch häufig und stets mit dankbarer Rührung daran! Ich aber legte den 10. Dezember 1848, an seinem Geburtstage, an dem unsere öffentliche Verlobung zu Blankenfelde gefeiert wurde, in der innigsten Liebe und mit festem Vertrauen meine Hand in die seinige und habe es, gelobt sei Gott, niemals zu bereuen gehabt!

Achter Abschnitt. 1849.

Berlin war in den Belagerungszustand erklärt, da beunruhigende Drohungen und Gerüchte noch immer einen neuen Aufstand fürchten ließen. Es war also der dringende Wunsch Bothos von Hülsens, meines nunmehrigen Verlobten, daß meine Eltern ihren Landaufenthalt mit der Residenz vertauschten, da an Urlaub für ihn nicht zu denken, und er sonst also völlig abgeschnitten von dem Verkehr mit mir gewesen wäre. So folgten denn meine Eltern unseren beiderseitigen Wünschen und Bitten und siedelten schon im Januar 1849 nach Berlin über. Auch der alte Vater Bothos, der inzwischen an beiden Füßen gelähmt und vom Schlage getroffen war, freute sich innig, die geliebte Braut des einzigen Sohnes somit in der Stadt und in erreichbarer Nähe zu wissen. Er hatte jetzt fast alle seine Interessen auf seinen Sohn konzentriert, den vermählt und in der Wahl seines Herzens glücklich zu sehen, das Hauptziel aller seiner Wünsche bildete. Vorläufig war aber unsere Hochzeit noch weit hinausgeschoben, da zumal mein Vater in diesen, doch immerhin noch sehr bedrohlichen und bewegten Zeiten durchaus nichts davon wissen wollte. — Es sah in diesem, im übrigen von unserem bräutlichen Glück durchstrahlten Winter von 1849 doch leider noch recht unheildrohend aus. König Friedrich Wilhelm IV. residierte, anscheinend ganz zufrieden, in seinem schönen Sanssouci und Charlottenburg und suchte sich von dem Jammer der politischen Zustände möglichst durch geistreiche Beschäftigungen, Musik und Lektüre, besonders aber auch durch den Umgang mit Männern wie Alexander von Humboldt, Gerlach, Radowitz, Willisen und anderen abzuziehen. Dieses verhältnismäßige

Stillleben entsprach zudem auch völlig dem Geschmack der Königin Elisabeth, und so fiel denn natürlich der Berliner Karneval in seinen Hoffesten gänzlich aus, so daß unsere Brautzeit in dieser Hinsicht ganz ungestört verlief. Ich erinnere mich aus diesem Winter nur einer Hoffestlichkeit, die aber zu meinen schönsten Jugenderlebnissen zählt. Prinz Albrecht von Preußen, Bruder König Friedrich Wilhelm IV., gab einen Ball zu Ehren seiner ältesten Tochter, der damals soeben erblühenden, ebenso klugen als graziösen Prinzessin Charlotte, der nachherigen, leider so früh verstorbenen Erbprinzessin von Meiningen. Unser für mich seit jenem Abende stets huldvoll gesinnter Kronprinz tanzte mit mir den Kotillon und wandte auch meinem Verlobten seitdem sein besonderes Interesse zu. Dieses wurde aber durch folgende glückliche Veranlassung für Botho von Hülsen noch bedeutend erhöht. S. K. Hoheit, der Kronprinz des Deutschen Reiches, traf mit uns beiden in der Familie des auch schon verstorbenen alten Freundes, des ehemaligen Kriegsministers von Boyen zusammen. Der hohe Herr stand im Begriff nach Bonn abzureisen, um dort sein Universitätsjahr zu absolvieren, und wünschte nun lebhaft, von meinem Manne das berühmt gewordene „Lied vom Herzen" singen zu hören. Selbstverständlich war derselbe freudigst zu dessen Vortrag bereit, und derselbe hat S. K. Hoheit einen so unauslöschlichen Eindruck gemacht, daß Höchstderselbe, sowohl brieflich wie auch mündlich, wiederholentlich darauf zurückgekommen ist. Botho von Hülsen hatte übrigens auch auf andere Weise seine Beziehungen zu den hohen Herrschaften in diesem Winter von 1849 zu erneuern Gelegenheit gefunden. Sein alter Gönner, der Prinz von Preußen, war aus England zurückgekehrt und von seinen unzähligen Getreuen, besonders aber von allen, die den Soldatenrock trugen, mit jubelnden Herzen und gleichen Ovationen empfangen worden. So hatte denn auch Botho von Hülsen, der sich inzwischen in dem Schleswiger Feldzuge ausgezeichnet und mit dem Roten Adler-Orden mit Schwertern dekoriert worden war, eine besondere Begrüßungsfestlichkeit für den geliebten Prinzen, unseren jetzigen glorreichen Kaiser Wilhelm, arrangiert und nach Möglichkeit dafür geschrieben und gedichtet. Ein wunderhübscher, von ihm verfaßter Prolog leitete das Festspiel ein, und ich will demselben, da er Botho von Hülsen selbst und zugleich auch jene Zeitepisode charakterisiert, in diesen Erinnerungen einen Platz anweisen. Er lautete:

S. K. Hoheit dem Prinzen von Preußen.

„Du kehrst zurück, den wir so heiß ersehnet,
Du, unser Führer, unser Kamerad.
Du, ritterlicher Prinz, du warst verfehmet.
Ein edel Opfer auf der Ehre Pfad!
Du schiedest plötzlich, wurdest uns entrissen,
Erschütternd brach das Schicksal hart herein,
Und jene hofften treulos uns zu wissen,
Doch uns're Kugeln schwirrten kräftig „Nein!"

Ob sie uns schmähten, blieben wir doch alle
Treu uns'rem Eide, un'srer heil'gen Pflicht.

Gehorsam war, o, daß es weithin schalle,
Der preußische Soldat, er wankte nicht!
Worüber jedermann im Vaterlande,
Hoch jauchzen sollte, jeder deutsche Mann,
Sich innig freu'n, daß rein wir sind von Schande, —
Sie schmähen es, was man nur preisen kann.

Doch regt sich schon in allen deutschen Gauen
Ein besserer, ein echter deutscher Geist,
Der zwar ein Neues, Gutes will erbauen,
Doch auch das Alte, Würd'ge ehrend preist.
Wir kämpfen nicht für eitle Sympathien,
Wir kämpfen für die Ehre, für die Pflicht,
Der König rief, das deutsche Schwert zu ziehen,
Es zögerte der preuß'sche Krieger nicht.

Wir zogen aus und schützten Deutschlands Grenze,
Weil unser Herr und König es befahl,
Wir fochten gern und flochten neue Kränze,
Zu jener alten Lorbeerkränze Zahl!
Wir dachten deiner, Prinz, und unsrer Ehre,
So wurde uns, mit Gott, der Sieg verlieh'n,
Du kehrst zurück, wie dich ein jeder ehre,
Wird er beweisen, darf er mit dir zieh'n.

Führst du uns, Prinz, so führst du uns zum Siege;
„Mit Gott für König und für Vaterland,"
Das heil'ge Wort es werde niemals Lüge,
Es schlinge fest ein festes, enges Band
Um Preußens Landwehr, Linie und Garde,
Sie einet sich zu einer Siegesschar,
Dann tragen gerne wir des Deutschen Reichs Kokarde,
Denn über uns schwebt schützend Preußens Aar! —

Botho von Hülsens poetische Ader hat im Laufe der Jahre, selbst in den letzten Dezennien und unter der oft fast erdrückenden Last seiner Geschäfte als Generalintendant, gar manches patriotisch ernste, wie auch heitere Gedicht ausgeströmt. Aber wenige unter denselben haben wohl in so prophetisch schwungvollen Worten zu den Lesern und Hörern geredet als gerade das soeben mitgeteilte, und die erste Zeile des letzten Verses:

„Führst du uns Prinz, so führst du uns zum Siege ꝛc."

hat in den Jahren 1866 und 1870 in den kaum in der Weltgeschichte ähnlich dagewesenen Siegen über Österreich und Frankreich ihre 1849 noch nicht entfernt vorauszusehende glorreiche Bestätigung gefunden.

Im übrigen war die politische Lage und Stimmung der Berliner Bevölkerung in jenem Winter und Frühjahr 49 noch immerhin eine zum größten Teil recht unerquickliche. Um dieselbe ganz treffend zu schildern, lasse ich einige Auszüge aus den Briefen Botho von Hülsens an mich, seine damalige Verlobte, wörtlich folgen, da solche stets als unmittelbarer Ausdruck der Empfindung die Situation

am besten zu veranschaulichen pflegen. So schreibt z. B. Botho von Hülsen am 18. Mai 1849. Abends.

„Welche martervollen Stunden, die man hier erneut durchlebt! Bis 4 Uhr Nachmittag war alles ruhig. Zwar strömten viele Menschen hin und her, doch gab es keine Exzesse. Gegen 5 Uhr aber steckten einige Kerle Fahnen auf dem Alexanderplatz auf, und so rückte eine Kompagnie aus, um weiteres zu verhindern. Die Fahnenaufstecker waren indessen schon davongelaufen, und bei dem Wirbel der Trommeln verzogen sich auch die übrigen Leute. Seitdem ist nun die Frequenz vor unserer Alexanderkaserne nur die an Sonntagen gewöhnliche. —

Unruh ist übrigens zu Pferde draußen gewesen, wo Waldeck eine Rede gehalten haben soll. Hauptmann von Clausewitz, der in Zivil ausgegangen, soll aber erkannt und vom Volke arg mißhandelt worden sein. Bis jetzt ist er nicht zurückgekehrt, und sind wir seinetwegen in großer Besorgnis. Auch am Büschingsplatze haben die Kerle, vom Branntwein begeistert, angefangen, Barrikaden zu bauen. Die Konstabler hieben aber ein, und soll es jetzt beseitigt sein. Wir haben aber doch noch zwei Kompagnien hingeschickt. Sobald es ganz dunkel ist, glaube ich indessen für heute an keine Konflikte mehr." —

Der zweite Brief aus dieser mich natürlich höchlich beunruhigenden Konsignierperiode meines Verlobten ist vom 19. März frühmorgens datiert und fährt fort:

„Den herzlichsten, innigsten Dank für deine Zeilen, meine liebe, einzige Helene, und den gleichen deiner gütigen Mutter mit Handkuß in meinem Namen. Eure Zeilen haben mir so wohl gethan, und ich danke dir 1000mal dafür! — Den Rest des gestrigen Abends gab es, ganz wie ich vermutet hatte, nichts Bedeutendes mehr. Ein Pöbelhaufe hatte es, größtenteils betrunken, auf das Konstabler-Wachtlokal und die Weberstraße abgesehen, das erstere demoliert und die Konstabler verhauen. Öftere Truppensendungen aber zerstreuten die Haufen, und einen politischen Charakter trugen diese Ruhestörungen, meiner Ansicht nach, nicht, da die Demokraten alles thun, um jeden Exzeß zu vermeiden. Um 11½ Uhr gestern Abend wurden denn auch die Pickets und die Wachverstärkungen eingezogen, und um ½1 Uhr lag ich im Bette und habe ruhig geschlafen. Was nun heute wird, steht zu erwarten, — doch — wenn auch blauer Montag ist — kann ich nicht denken, daß es böser werden sollte. Nous verrons! — Sei nur meine gute, feste und mutige Braut, du meine liebe, geliebte Helene! Dein Botho.

N. S. Clausewitz ist wieder bei uns. Das Gerücht hatte übertrieben. Er hat freilich Püffe bekommen, doch ohne Schrammen. Nur ist er mit einem dicken Finger zurückgekehrt. Ein solches Soldatenleben und Wirken, wie wir es momentan haben, ist aber sehr unerquicklich." —

Botho von Hülsen hatte recht gehabt. Es blieb, gottlob, im Frühjahr 1849 in Berlin bei solchen und ähnlichen, soeben von ihm geschilderten Vorkommnissen, die zwar sehr unerfreulich, aber doch nur ein Sturm im Waschbecken gegen die Barrikadenkämpfe des 18. März 1848 und ein schwaches Vorspiel derer waren, die der Lenzmond in Dresden bringen sollte. Man hatte sich, da der April in Berlin ziemlich ungestört verlief, bereits in die sichere Hoffnung nunmehriger voll-

ständiger Herstellung der Ruhe und Ordnung eingewiegt, und wir begannen Pläne für unsere für den Herbst in Aussicht genommene Vermählung und Häuslichkeit zu machen. Da, — es war am Morgen des 4. Mai, — für dessen Abend wir den Besuch des Königl. Opernhauses, um Fanny Elsler tanzen zu sehen, angesetzt hatten, — weckte mich plötzlich meine Mutter bei dem ersten Tagesgrauen.

„Stehe auf, Helene, dein Verlobter wird gleich hier sein, um Abschied zu nehmen, oder wir werden, ist ihm dieses nicht möglich, nach dem Anhalter Bahnhof fahren, um ihm Lebewohl zu sagen. Denn das Regiment Alexander hat gestern Abend plötzlich Befehl erhalten, heute Morgen zur Niederwerfung eines Aufstandes in Dresden dorthin abzurücken, und natürlich will er doch seine Braut noch sehen. Also schnell aufgestanden!“

Ich war sprachlos vor Schreck und Betrübnis. Mein täglich inniger geliebter und höher geschätzter Verlobter sollte fort, sich, als Regimentsadjutant zwiefach exponiert, neuen, wie der Blitz aus heiterem Himmel über ihn hereinbrechenden Gefahren aussetzen, ich ihn, fern von der Heimat, allen mir noch in lebendigster Erinnerung stehenden Schrecknissen eines erneuten Barrikadenkampfes preisgegeben sehen!“ Es war ein entsetzlicher, mit ehernem Griffel in mein Gedächtnis geschriebener Augenblick, dem ein gleicher, ebenso ahnungs- als sorgenbanger Abschied folgte.

Was ich damals, in jenem längst nicht mehr existierenden Anhalter Bahnhofsgebäude empfunden — was mein Verlobter und ich bei dieser, so unerwartet und grausam über uns hereinbrechenden Trennung gelitten haben, wie könnte es meine Feder zu schildern versuchen! Noch sehe ich aber alles deutlich, o wie deutlich, vor mir! — Ich sehe, wie derselbe auf mich zueilt, mich an seine Brust zieht, ich höre den schrillen Pfiff der Lokomotive, die ihn davon, weit fort von mir, und zu welchem Ziele führt! — Nun hebt man mich in den Wagen, in dem meine Mutter so tief betrübt sitzt, um mich in unsere Wohnung, Linden 5, zurückzugeleiten. Ist es denn alles Wirklichkeit oder nur ein furchtbarer Traum, der mich in seine Fesseln schlug? — Fast glaube ich es, als ich, in Thränen schwimmend, die Wilhelmstraße hinauf fahre, denn die Sonne ist so fahl, die Menschen gehen so marionettenhaft umher, es erscheint mir alles so verändert und seelenlos. Und doch kann es leider kein Traum, muß es wahr und wirklich Erlebtes sein. Das fühle ich an dem Schmerz, den ich auch physisch empfinde, und der mich, trotz meines starken Vertrauens in Gottes Vatertreue hinfort nur auf Stunden verlassen soll, bis ich ihn, den Heißgeliebten, wieder habe! —

Neunter Abschnitt. 1849.

Fünf Tage hindurch wütete, mehr oder weniger zerstörend, der Barrikadenkampf in den Straßen des schönen Elbathen. Die Vorgänge desselben und ihre Einzelheiten sind in den Büchern der Geschichte sowohl als auch in dem Gedächtnis aller, die sich an diesen Kämpfen beteiligt und ihren Greuelszenen bei-

gewohnt haben, wohl zu unauslöschlich verzeichnet, als daß sie in diesen Blättern noch genauere Erwähnung zu finden hätten. So furchtbar aber auch manches dabei war, kann es doch glücklicherweise nicht entfernt den Gerüchten gleich, welche unablässig, — zum Entsetzen aller näher Beteiligten, — in der preußischen Residenz und Umgegend über diese Schreckenskatastrophe verbreitet wurden. Bald sollte ein Teil der Stadt Dresden mit den preußischen Truppen in die Luft gesprengt, bald die Elbbrücke eingestürzt und die Neustadt völlig in Brand gesteckt worden sein. Die Zahl der von preußischen Offizieren und Soldaten bei den Barrikadenkämpfen Verstümmelten oder Gefallenen war demzufolge natürlich ungeheuer, und es sollte auch der Bräutigam der jungen Gräfin Häseler geblieben sein. Was ich, was meine Umgebung in diesen Tagen litt, es bedarf keiner Worte! Aber meine feste Zuversicht auf des allmächtigen Gottes Gnadenschutz und Durchhilfe verließ mich nicht, und bald sollte ich ihn, erneut mit dem Verlobten vereint, zu preisen haben. Selbstverständlich benutzte dieser jede Gelegenheit, um mir brieflich oder durch einen guten Freund Nachricht zu senden, und man kann sich vorstellen, mit welchem Jubel und Dank gegen Gott dieselben von mir empfangen wurden. Es gingen natürlich seitens des Grafen Waldersee, des Regimentskommandeurs von Alexander, unablässig Berichte an den Kriegsminister und König Friedrich Wilhelm IV. über den Stand der Dinge ab, und da Botho von Hülsen noch immer bei *diesem* als Regimentsadjutant fungierte, standen ihm solche Mitteilungen leichter zu Gebot als den übrigen.

Immerhin mögen einige Auszüge aus seinen damals aus Dresden an mich gerichteten Briefen für manche meiner Leser also doch von Interesse sein, und so will ich solche diesen Erinnerungen noch einverleiben. Botho von Hülsen schreibt vom 5. Mai, gleich nach dem Einrücken des Regiments Alexander in Dresden:

„Welch ein schwerer Tag, und *welche* werden folgen! — Gott allein weiß es! — Ich werde meine Pflicht thun, ohne mich unnötig zu exponieren, denn in diesem Kampfe ist wenig Ehre zu holen. Die sächsischen Truppen sind hier $8\frac{1}{2}$ Bataillone stark und vom besten Geiste beseelt, treu ihrem Könige. Die Neustadt, die Brücke, das Schloß, die Terrasse und das Arsenal ist in ihren Händen, und heute sind sie im Laufe des Tages bis zum Neumarkt vorgedrungen. Der König ist auf dem Königstein, und eine provisorische Regierung hat sich an die Spitze der Insurgenten gestellt, denen die Altstadt entrissen werden soll. Unsere Truppen brennen vor Begierde ihre Zündnadelgewehre anzuwenden. —

Die Kontraste sind eben zu grell. Die herrliche Umgegend, die grünenden Saaten, der freundliche, feierliche Empfang hier, und drüben in der Altstadt Gewehrfeuer und Kanonendonner!

Ich bin sehr müde und schließe. Gott schütze uns, grüße alle Lieben und bete für Deinen Botho."

„Dresden, den 6. Mai 1849.

„Nur in wenigen Zeilen kann ich Dir, meine geliebte Helene, sagen, daß ich, gottlob, wohlauf bin. Seit heute Morgen wird fortwährend gekämpft, und unsere

Füsiliere benehmen sich prächtig. Viele Häuser und der Neumarkt sind genommen, und soeben wird so viel geschossen und so anhaltend „hurrah!“ gerufen, daß sie wahrscheinlich noch weiter vorgedrungen sind. Ich benutze diesen Augenblick, wo ich soeben einen Bericht an das Kriegsministerium beendet, diesen Brief an dich zu schreiben. Meine Gedanken weilen bei dir, und ich weiß, die deinen verlassen mich nicht.

Also, weiter in diesen Mitteilungen! — Das Opernhaus und ein Teil des Zwingers ist von den Empörern angesteckt und, wie es heißt, abgebrannt. Die sächsischen Truppen sind sehr gut, und die beste Kameradschaft herrscht zwischen ihnen und unseren Leuten. Dort ist deutsche Einigkeit! —

Hauptmann von Budritzky ist mit seiner Kompagnie Alexander drüben und steht seit heute Vormittag im Kampfe. Bis jetzt aber soll er unverletzt sein!“ —

Den 7. Mai.

„Jetzt benutze ich einige Zeit, wo mein Kommandeur Walbersee dem Schreiber Berichte diktiert, um dir, mein Lieb, zu schreiben. — Den Tag über hat der Kampf gewährt, und noch ein Herr von Kuglinstierna, Bruder dessen, der bei Schleswig blieb, ist gefallen. Es ist zu traurig! — Bis jetzt hatte das Füsilierbataillon zwei Offiziere und einen Soldaten tot, und 12 sind verwundet. Wie hartnäckig sich die Empörer verteidigen, ist kaum glaublich. So ist z. B. ein einzeln dastehendes Haus, eine Spiegelfabrik, erst nach 13½ stündigem Kampfe in unsere Hände gefallen. Es sind aber auch alle Notabilitäten der Barrikadenbaukunst drüben, Rodbertus aus Wien, Würth und Pelasky. Die zwei letzteren sind gefangen. Heintze soll erschossen worden sein. Noch immer ist nicht zerniert, und einzelne Oberoffiziere der Sachsen sind sehr lau und human. Die schlechteste Maßregel ist aber hier, — meiner Ansicht nach, — die Nachsicht, da sie verdreifachte Menschenleben zu kosten pflegt. — Ist es denn ein Resultat, wenn man nach 13½ stündigem Kampfe ein Haus hat? — Also keine Gefechte, Gegenbarrikaden, mehr Truppen, nach der Rückseite gesperrt, und dann und wann eine Bombe! — Das ist die Art, wie man verfahren muß! Doch — unter uns dies! —

Gott beschütze uns ferner! Budritzky ist soeben unverwundet aus der Altstadt zurückgekehrt. Er hat sich sehr brav benommen, leider einen Offizier, Herrn von Liebeherr, verloren, der durch den Kopf geschossen wurde. Mit dem ersten Bataillon kam sein Bruder, und mir wurde die schwere Aufgabe, es diesem mitzuteilen. Heintze (später Hofmarschall des Prinzen Friedrich Wilhelm) fährt nach Berlin und will selbst zu dir, meine Helene, gehen, um dir durch eigene Anschauung und persönlich von mir zu berichten.“

Den 8. Mai. Nachmittags 4 Uhr.

„Soeben auf dem Markte stehend, und mit dem Hauptmann von Bentheim sprechend, gab mir der Postbote deinen Brief vom 6. Mai. Wie ich mich gefreut habe — ich kann es nicht sagen, will es aber sogleich dir und der lieben Mama aussprechen. — Die Sache steht noch wie gestern. Nur geht man, Gottlob, nicht weiter vor, sondern wartet, bis mehr Truppen da sind, um zu

zernieren, so daß zu hoffen steht, Blut werde geschont werden. Es sind hier so ziemlich unsere Berliner Märzzustände. Schlimm, daß wir sie noch einmal durchmachen müssen. Heute Nacht ist der Chef der Insurgenten, der griechische Oberstleutnant außer Diensten, Heinzen, arretiert worden, und soeben soll man auf einer Expedition außerhalb der Stadt noch mehrere Führer, namentlich einen gewissen Reskel, gefunden haben. Die Reihen der Insurgenten sollen sich also zwar lichten, aber auch durch Zuzüge wieder mehren. Übrigens soll drinnen gräßlich gehaust werden! Wie eine solche Straße mit ihren Barrikaden aussieht, du hast — Geliebte — keinen Begriff davon! Lebe wohl, meine Helene! Gott schütze uns und unsere Liebe! Immer dein

Botho."

Mit welchen Gefühlen ich diese Briefe empfing, — stets in der bangen Sorge, es könne ein jeder der letzte sein, — und doch mit der jubelvollen Gewißheit, daß der Geliebte am Leben, daß er mir erneut in aller Gefahr erhalten sei, — es bedarf keiner Worte. Aber es sollte mir, als Ermutigung und Glücksstrahl für diese nächste, sorgenvolle Prüfungszeit, noch eine ungeahnte, überwältigend große Überraschung werden.

Der letzte hier angeführte Brief Botho von Hülsens war in meine Hand gelangt und hatte erneut eine hoffnungsfrohe Freude in meine Brust gesenkt. So schlief ich denn, wie nur geistige und körperliche Erschöpfung es vermag, als mich plötzlich ein greller Lichtschein weckte. Im Begriff, über diese vermeintliche Rücksichtslosigkeit ungeduldig aufzufahren, sah ich in meiner Mutter strahlendes Gesicht, welche sich, ein Licht in der Hand, zärtlich über mich neigte.

„Schnell, schnell aufgestanden, meine Herzenstochter!" rief sie fröhlich. „Dein Verlobter kann jeden Augenblick hier sein. Deine Schwester hat, bei ihrer Rückkehr aus einer Gesellschaft, den Polizeipräsidenten von Hinkeldey gesprochen, der Hülsen selbst auf dem Anhalter Bahnhofe gesehen. Dresden ist genommen, und Graf Waldersee schickt Botho, seinen Regimentsadjutanten, als Kourier mit der Siegesbotschaft zum Könige. Also schnell! In wenigen Minuten kann dein Verlobter zur Stelle sein."

Botho von Hülsen, mein Verlobter, Hinkeldey? Ich war wie im Traume, aber in welchem glückseligen, und in wenigen Augenblicken durfte ich denn auch den Heißgeliebten in meinen Armen halten. — Aber, alles Schönste und Beste hinieden pflegt schnell vorüber zu gehen, und so folgte denn dem Rausche des unverhofften, beglückenden Wiedersehens, dem flüchtigen Austausch überströmender Gedanken alsbald schon wieder das Trennungsweh. Denn Botho von Hülsen war vor allem Siegeskourier. Er mußte in erster Linie seinen dienstlichen Obliegenheiten genügen, — zu König Friedrich Wilhelm IV. nach Charlottenburg eilen, wo ihn die Majestäten natürlich zur Tafel befahlen, um sich die Dresdner Katastrophe mit ihren Erlebnissen auf das eingehendste von ihm schildern zu lassen. Und dann war es Abend, die Stunden gezählt und die Rückkehr nach Dresden herbeigekommen, bevor man noch recht zum Bewußtsein der ganzen Situation und alles so unerwartet Erlebten gekommen war. Aber es blieb uns außer der

beglückenden Erinnerung eines zurück: Die Hoffnung, daß neue Unruhen vorläufig nicht zu fürchten und die Aussichten auf unsere bisher noch auf das Unbestimmte hinausgeschobene Verbindung durch dieses kriegerische Ereignis sehr gefördert worden waren. Noch mehrere Monate blieben die preußischen Truppen in Dresden, zumal der inzwischen ausgebrochene Aufstand in Baden ihr Nachrücken dorthin, wo der Prinz von Preußen den Oberbefehl zur Besiegung desselben erhalten hatte, sehr wahrscheinlich machte. — Die Möglichkeit einer weiteren Trennung und eines längeren Feldzuges machten demnach den Brautstand für Botho von Hülsen und mich sehr ungemütlich, und die Sorge, ihn im Falle einer Verwundung weder erreichen noch pflegen zu können, nagte an uns. So gaben denn meine Eltern nach, und unsere Hochzeit wurde auf den 6. August, dem Geburtstage des alten General von Hülsen, meines mich zärtlich liebenden zukünftigen Schwiegervaters, festgesetzt und auch wirklich zu Blankenfelde feierlich begangen.

Das Regiment Alexander war glücklicherweise nicht nach Baden beordert und seit Mitte Juli schon nach Berlin zurückgekehrt. — Hier ließen es sich nun Botho von Hülsens Regimentskameraden nicht nehmen, uns einen der glänzendsten Polterabende auszurichten, die wohl jemals stattgefunden haben. Hatte er doch so viele solcher Feste inszeniert und mit seiner genialen Darstellungskunst froh zu gestalten gewußt. Der Dank dafür sollte ihm nun, nach bestem Vermögen, abgetragen werden. — Ein Ständchen, lebende Bilder und dramatische Darstellungen und Bezüglichkeiten aller Art hatten das Festprogramm gebildet, und meine 16jährige, blendend schöne Schwester Adelheid, jetzt Frau von Treskow-Friedrichsfelde, durch ihre von Vetter Hermann Hülsen gedichtete Deklamation der „Elfe von Schloß Lenthen" (einst gräflich Häseler'scher Familienbesitz) dem reizend arrangierten Ganzen die Krone aufgesetzt. Auch verschiedene Regimentskameraden Botho von Hülsens, z. B. die Herren von Thiele, Schrabisch, Döring ꝛc. bethätigten sich mehr oder minder glänzend unter den Teilnehmern, und es waren mein Verlobter, wie auch ich selbst, entzückt und tief bewegt von aller Liebe und Anerkennung, die man uns entgegentrug.

Leider konnte sich aber Bothos alter Vater weder an diesem einzig hübschen Polterabend noch an der Feier der Hochzeit selbst beteiligen, da er an den Füßen gelähmt und zu leidend war. Aber er war unbeschreiblich glücklich, seinen einzigen, geliebten Sohn unversehrt aus Dresden zurück und nun auch, hinsichtlich der Wahl seines Herzens, am Ziele seiner Wünsche zu wissen, und ungezählte Gebete für die Erhaltung unseres Glückes sind auch von ihm wohl zu Gott emporgestiegen.

Meine Trauung mit Botho von Hülsen, meinem nunmehrigen Gatten, fand also am 6. August 1849 in der Kirche zu Blankenfelde statt, woselbst uns mein hochverehrter Lehrer und Freund, Prediger Kallenbach, ehelich zusammensprach. Von meinem Großvater Kneseбeck und dem General, nachherigen Feldmarschall von Wrangel geleitet, von ca. 60 geladenen Gästen gefolgt, schritten wir die blumenbestreute Dorfstraße zur Kirche dahin, während die

Bewohner von Blankenfelde und die ländliche Bevölkerung der Umgegend Spalier bildete, und Freudenbezeigungen aller Art uns zu Teil wurden. Eine der ſchönſten und Botho von Hülſen und mich beglückendſten Kundgebungen warmer Anteilnahme aber wurde uns durch den Prinzen von Preußen, der meinen Onkel v. d. Knesebeck expreß aus dem Badener Feldzuge zu unſerer Hochzeitsfeier und als Überbringer ſeiner Wünſche zu uns entſandte. Er fügte einer Broſche mit ſeinem Bilde, die natürlich eines meiner koſtbarſten Andenken bildet, einen Brief hinzu, den ich dieſen Erinnerungen nicht vorenthalten möchte, da er ebenſo ehrend für den hohen Schreiber, unſeren glorreichen Kaiſer Wilhelm, als für Botho und mich geworden. —

Der Brief ſpielt auf das Maskenfeſt im Weißen Saale des Königlichen Schloſſes im Jahre 1846 an, bei dem ich zuerſt als 16jähriges Mädchen am Berliner Hofe figurierte.

Es wurden vor König Friedrich Wilhelm IV. einige der Muſäus'ſchen Volksmärchen aufgeführt, und ich war in dem Märchen von „Fiſch, Adler und Bär" zur Braut des Adlers, der damalige Prinz von Preußen aber zum Adlervater erkoren worden. Dieſer in ſeiner Art ſicher einzige Brief, der mit dem Danke für die Anzeige unſerer Verlobung beginnt, lautet wie folgt:

„Der Gräfin Helene Häſeler zu Blankenfelde bei Großbeeren.

Soeben empfange ich Ihr, ſo überaus freundliches Schreiben, in welchem Sie die übergroße Güte haben, mir Ihre bevorſtehende Verbindung mit Herrn von Hülſen anzuzeigen. Mit der größten Teilnahme hatte ich bereits die ſo glückliche Wendung Ihres Lebens erfahren, und überlegt, ob ich „meiner Tochter" wohl meine Glückwünſche darbringen ſollte. Da giebt mir nun Ihr Andenken an meine kurze Vaterſchaft die erfreuliche Veranlaſſung, mich an Sie direkt wenden zu dürfen, und ſo ſpreche ich Ihnen alſo meine herzlichſten Wünſche für Ihre ganze Zukunft aus, die mir, an der Seite Ihres Auserwählten, völlig geſichert erſcheint. Für die ſo ungemein angenehme Überraſchung aber, die mir Ihre deliziöſen Zeilen brachten, ſage ich Ihnen, gnädigſte Komteſſe, meinen tiefgefühlteſten Dank, und preiſe ich das Geſchick, welches, — im heiteren Maskenfeſte, — mich Ihnen nahe ſtellte. Da die Adlerbraut nun die Adlerflügel künftig in ihrem Wappen führen wird, und der Maskenpapa ſich ſeines Adlers im Wappen auch nicht zu ſchämen braucht, ſo dürfte der König der Vögel hinfort heilbringend über Ihrem Leben ſchweben. Dieſes wünſcht von Herzen Ihr treu ergebener

Prinz von Preußen."

Dieſer von dem hohen Schreiber damals ſo warm und ehrend ausgeſprochene Wunſch iſt, ich darf es mit innigem Danke gegen Gott und unſer erlauchtes Herrſcherhaus ſagen, im Laufe der Zeit in ungeahnter Weiſe an mir und meinem geliebten Manne in Erfüllung gegangen. Geprieſen ſei der Allgütige! —

(Fortſetzung folgt.)

Am Scheidewege.

Novelle

von

Konrad Telmann.

(Schluß.)

Frau Claire Rolant hatte nach Babette geschellt, die ihr beim Auskleiden behülflich sein sollte. „Gnädige Frau haben wohl vergessen, die Geburtstagsgeschenke im roten Salon fortzuräumen," sagte die Zofe, während sie Claire zur Hand ging; „oder sollten sie noch länger stehen bleiben?"

„Räumen Sie alles fort, Babette. Morgen früh will ich nichts mehr davon sehen."

Es klang wieder so müde, zerstreut und gelangweilt wie heute Morgen. „Das Armband legen gnädige Frau wohl morgen Abend gleich um," sagte Babette.

„Morgen Abend?" Claire mußte sich einen Augenblick besinnen, was morgen Abend sein würde. „Ja so — Nein; verschließen Sie es, Babette! Ich werde es nicht tragen, — es hat meinen Beifall nicht — Lassen Sie nur. Das Übrige thue ich allein — Gute Nacht."

Babette ging. Sie war es gewohnt, ihre Herrin launisch und wetterwendisch zu finden, und heute war sie es mehr gewesen als je; aber Babette wußte mit so verwöhnten, reichen Damen schon umzugehen und sie dachte beim Verlassen des Schlafzimmers daran, daß Claire morgen Abend wahrscheinlich das Brasselett, das ihren Beifall nicht hatte, doch umlegen würde.

Claire selber aber, die in ihrem weißen Nachtgewand unter ihre Decken schlüpfte und das Licht neben ihrem Lager auslöschte, murmelte vor sich hin: „Es mag für meine Nachfolgerin aufbewahrt bleiben;" — Und sie lächelte dazu. dann versuchte sie zu schlafen. Sie hatte sich nun müde gedacht und brauchte der Ruhe; denn morgen würde ein Tag der Aufregungen werden. Seltsam, daß ihr Herz noch so ungestüm, so rebellisch schlug. Im Grunde hätte es nun doch friedlich weiter klopfen können, da es keinerlei Kampf, Qual oder Unruhe mehr für Claire gab. Ihr Schicksal war entschieden; sie wollte Schlaf haben. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Claire warf sich unruhig in ihren weichen Kissen hin und her; es lief ihr abwechselnd kalt und heiß über den Leib hin, die Gedanken jagten in ihr, die Nerven zuckten, und das Blut sang und brauste ihr in den Ohren. Sie mußte immer auf das Ticken der Kaminuhr im Nebenzimmer horchen, und wenn der kleine, goldene Hammer derselben die verrinnenden Stunden anschlug, durchfuhr es sie wie ein elektrischer Schlag. Die letzte Nacht in diesem Hause! Claire konnte den Gedanken nicht los werden, sie fand über diesem Gedanken keinen Schlaf. Es war umsonst, daß sie sich vorstellte, wie viel freudvoller und lichter fortan ihr Leben sein würde und daß heute der ge-

kommen sei, der sie aus ihrem Gefängnis hier befreien wolle und den sie liebe, wie er sie, mit der ganzen Glut und Innigkeit ihrer Seele. Stunde auf Stunde schlug der Hammer der Uhr mit schrillem Klang an, und Frau Claire Rolant schlief noch immer nicht.

Und nun hörte sie durch die Stille der Nacht einen Wagen heranrollen. Wenn Hellmut schon diese Nacht käme, um sie an seine Brust zu reißen und mit sich fortzuführen; es wäre das Beste gewesen. Aber wie thöricht das war! Der Wagen hielt vor ihrem Hause, der Schlag wurde aufgerissen und wieder zugeworfen, und die rollenden Räder entfernten sich. Nun ging die Hausthür, und Schritte wurden auf dem Korridor laut. Es war der Kommerzienrat, der heimkehrte. Als er an ihrer Schlafzimmerthür vorüberkam, dämpfte er seine Tritte, und ganz leise hörte sie ihn die Thür seines eigenen Gemaches nebenan öffnen. Er wollte sie nicht stören. Wie spät er auch kam! Freilich: er würde von den Fabriken in den Klub gefahren sein, würde Champagner getrunken und gespielt haben, — was trieb man dort sonst? Vielleicht noch schlimmeres, sie wußte es nicht, und es kümmerte sie auch nichts; sie hatte sich nie Gedanken darüber gemacht. Und morgen, wenn sie fort war und er seine Schritte nicht mehr dämpfen mußte, während er an ihrem Zimmer vorbeiging, würde er es ebenso treiben wie heute und wie alle Tage. Und sie hatte sein Weib geheißen! Eine Anwandlung von Ekel war's, die sie heimsuchte.

Warum er nicht jetzt wenigstens sein Lager aufsuchte? Nach einer geraumen Weile, während deren er in einem Sessel geruht haben mußte, und als Claire ihn schon lange zur Ruhe gegangen glaubte, hörte sie ihn plötzlich sein Zimmer der Länge und der Breite nach mit ruhelosen Schritten durchmessen. Was bedeutete das? Hatte er zu viel getrunken, um Schlaf zu finden? Zuviel gespielt, — im Spiel verloren? Pah, ein Millionär! Eine einzige, glückliche Börsenspekulation brachte das wieder ein, und er hatte dergleichen noch nie schwer genommen. Oder war er gar krank? Ein paar Mal meinte sie, ihn aufstöhnen zu hören, so tief und schmerzlich, als ob das Schwerste ihm widerfahren sei, was Menschen nur erleben können. Sie wollte schon aufspringen, nach dem Mädchen schellen, Friedrich wecken lassen — Da wurde drüben alles ganz still. Sie hörte Bernhard zwar nicht zu Bette gehen aber sie vernahm auch kein weiteres Geräusch, das darauf gedeutet hätte, er sei krank geworden, — er, der ohnehin nie in seinem Leben krank gewesen. Er mochte sich in seinen Kleidern aufs Lager geworfen haben. Wenn sie selbst nur endlich hätte Ruhe finden können! Aber erst, als schon das Morgengrau durch die Stäbe der Fensterjalousien hereinbrach und mit schwankenden, ungewissen Lichtern an den Wänden ihres Gemaches spielte, verfiel Frau Claire Rolant erschöpft in tiefen, traumfreien Schlaf.

Als sie Babette am anderen Vormittage zu sich beschied, war ihre erste Frage nach dem Kommerzienrat. Es war ihr selber wunderlich, daß es so war. Und als Babette ihr berichtete, der Herr Kommerzienrat sei schon vor mehreren Stunden fortgefahren, lächelte Claire über ihre eigene Besorgnis, die sich nur durch ihre wirr aufgeregten, von nächtlichen Phantasiegebilden gequälten Nerven entschuldigen

ließ, und fragte nicht weiter. Es war ohnehin schon spät geworden, fast Mittag. Je eher dieser Tag aber vorüberging, desto besser. Es lebte ja doch nur ein einziger Gedanke in ihr, und alles trieb und drängte auf ihn hin, und der Abend brachte die Entscheidung über ihr ganzes Leben. Wenn es nur schon Abend gewesen wäre! Sie kam sich in diesen Räumen vor, als gehöre sie gar nicht mehr dahinein; alles um sie her erschien ihr fremd, und als sähe sie es zum erstenmale vor sich und habe keinen Teil daran. Sie fühlte ganz, daß sie niemals hier heimisch geworden, es niemals hätte werden können.

Die Zeit verstrich unerträglich langsam. Wozu nur dieser Aufschub überhaupt dienen sollte? Sie hätte schon lange frei sein können und wäre dieser Qual des Wartens und Harrens überhoben gewesen. Claire wußte nicht, was sie beginnen, wie sie sich über die Stunden forttäuschen sollte; was sie angriff, langweilte sie, regte ihr die Nerven auf und trieb sie unruhig empor. Sie blätterte in den Büchern, ohne lesen zu können, sie durchwanderte die Zimmer, ohne an irgend etwas darin Interesse zu nehmen. Am liebsten wäre sie ausgefahren oder noch besser geritten; aber der Regen stürzte in wilden Güssen vom Himmel und klatschte gegen die Scheiben, während der Sturm die letzten Blätter von den Linden riß; es war schon trostlos und durchfröstelte die junge Frau bis ins Mark, nur durch die Scheiben in dies Unwetter hinauszublicken. Zwar brannte das Feuer in Öfen und Kaminen, aber es wollte nicht Tag werden, und man fühlte sich versucht, auch noch die Lampen anzuzünden. Claire mußte daran denken, ob morgen um diese Zeit Melanie von Eiben wohl schon von Haus zu Haus gehen werde, um das Ungeheuerliche zu verbreiten: Claire Rolant habe ihren Mann verlassen, um mit Helmut Hernsdorf in die Welt hinauszugehen? Wie sie wohl die Augen verdrehen und die Hände zusammenschlagen und ihnen beiden giftige, boshafte, entrüstete Worte nachschleudern und sich in ihrer moralischen Unantastbarkeit brüsten und blähen würden, alle diese Pharisäer, die da im geheimen tausendmal sündigten und das Gesetz wahrer Sittlichkeit beleidigten und verhöhnten, um nach außen hin als die Träger und Verfechter des Anstandes und der Moral zu erscheinen! Mochten sie doch zischeln und züngeln und sich an die Brust schlagen und Gott danken, daß sie nicht waren gleich jenen Verworfenen! Was würde sie beide das alles kümmern in ihrem Glück?

Gegen Mittag langte eine Nachricht von dem Kommerzienrat aus der Fabrik an, daß er zu Tische wieder nicht zurück sein könne, sondern seine Frau erst abends auf dem Vollbert'schen Feste treffen werde, wohin er seinerseits direkt von dort aus fahren wolle, sobald er abkomme; Claire möge sich nicht ängstigen, wenn dies sich etwa weit hinauszögere. Claire atmete auf. Sie hatte einem letzten Zusammensein mit ihrem Manne nicht ohne peinliche Empfindungen entgegengesehen; nun gestaltete sich alles aufs beste. Sie würde eine Absage zu Vollberts schicken, ihr Mann würde das Fest ohne sie mitmachen, ahnungslos von dort erst gegen Morgen heimkehren und nicht eher als am folgenden Vormittag erfahren, was geschehen war. Der Himmel schien ihrem Vorhaben besonders gnädig zu sein. Claire geriet in eine ruhigere Stimmung. Sie ließ zu Agnes Gundler hinübersenden und

anfragen, ob das junge Mädchen sie nicht besuchen wolle, sie sei so allein. In Wahrheit sehnte sie sich danach, mit Agnes von Helmut zu sprechen; alles, was nicht ihn betraf, zog ohnehin schattenhaft an ihr vorüber und fand keinen Zugang zu ihrem Herzen, kaum zu ihrem Verständnis.

Nach dem Diner, das Claire wiederum ganz allein eingenommen und bei dem sie wiederum die Speisen wenig berührt hatte, erschien Agnes. Sie war auch heute holdselig und voll keuschen Liebreizes, wie ein junger Frühlingstag; sie kannte offenbar keine Launen, keinen Stimmungswechsel, keine Abhängigkeit vom Wetter. Wenn Claire das Mädchen anschaute, das so schlicht gekleidet und so einfach in ihrem Wesen und Gehaben war, das ihr, der strahlenden, schönen Frau gegenüber eine so bescheidene Rolle spielte, überkam sie etwas wie Neid, — sie wußte nicht, weshalb? und sie wußte nicht, worauf? Aber sie konnte dies peinvolle Gefühl nicht loswerden. Fast instinktiv vermied sie es nun plötzlich, Helmuts Namen zu erwähnen, und Agnes umging ihn gleichfalls. Als er dann doch endlich fiel, sah Claire, daß das Mädchen errötete. „Armes Närrchen," dachte sie, „hast du dir auch Hoffnungen gemacht, die ich zerstören muß?" Und nun war es ein unwillkürliches Verlangen danach, über dies lachende Kind, das sich neben sie zu stellen gewagt hatte, triumphieren zu dürfen, was Frau Claire Rolant stachelte, von Helmut Hermsdorf und nur immer von ihm zu sprechen. „Als wir schon die besten Freunde waren, spielten Sie noch mit Puppen!" sagte sie. Es war ein nervöses Lachen, mit dem sie die Worte begleitete. Gleich danach sah sie ein, daß sie etwas sehr Thörichtes gesagt hatte.

Selbst Agnes war es aufgefallen. „Als ob Sie schon gar so alt wären, Frau Kommerzienrätin!"

Die letztere Anrede hatte Claire immer peinlich geklungen, in diesem Augenblick war sie ihr vollends unerträglich. Und Agnes setzte eifrig hinzu: „Helmut merkt man es auch nicht an, daß er der Jüngste nicht mehr ist und daß er schon so viele ernste Gefahren überstanden hat und als gereifter Mann gelten darf und in seiner Wissenschaft berühmt ist wie wenige. Er kann lachen und tollen wie ein rechter Junge. Und mit mir hat er immer seinen Scherz. Er sagt, daß er's gar nicht begreifen kann, schon eine erwachsene Base zu haben. Und wenn er mitten in seinen Berichten über Land und Leute des dunklen Kontinents steckt und man ihm in atemloser Spannung zuhört, wie er lebendig zu schildern weiß und eine fremde, märchengleiche Welt vor uns heraufzaubert mit allen Schrecknissen der Wildnis und mit allen Wundern der Tropen, dann sieht er mich plötzlich an, nimmt mich in seine beiden Arme und tanzt mit mir, selbst wie ein Wilder, im Zimmer umher und sagt: „Aber das größte Wunder von allen, die ich erlebt habe, bist und bleibst doch du, kleine Agnes!" „Kleine Agnes!" sagt er. Und ich bin nächstens achtzehn Jahre!"

Die Sprecherin begriff nicht, weshalb Frau Claire Rolant bei ihrem lustig-harmlosen Geplauder plötzlich die Stirn in Falten gezogen hatte, während sie in nervösem Spiel die blitzenden Ringe von den Fingern zog und wieder heraufstreifte.

„Von den achtzehn Jahren merkt man freilich nicht viel!“ klang es spöttisch zwischen den weißen Zähnen hindurch.

Das Mädchen war rot geworden. „Oh, aber wir sind gestern und heute auch schon fleißig gewesen,“ fuhr sie lebhaft fort, „und Sie müssen nicht glauben, daß es immer so zwischen uns zugeht, Frau Kommerzienrätin. Ich habe schon eine ganze Anzahl von Skizzen fertig, und wenn Sie es erlauben, bringe ich Ihnen nächster Tage einmal einige davon. Wie das interessant ist, sie nach seinen Tagebüchern entwerfen zu dürfen! Und er sitzt dann neben mir und sieht mir zu und erzählt in einem fort, und alles lebt einem da gleich vor den Augen, als ob man's selber gesehen hätte, und das Herz zittert einem noch nachträglich in Schreck und Angst vor all' dem Furchtbaren, das er überstanden hat, und man möchte am liebsten die Hand immer auf die seine legen, um sich zu überzeugen, daß er noch wahr und wirklich neben einem sitzt und dem Gräßlichen nicht erlegen ist. Was das für schöne Stunden sind! Ich meine immer, um solche Stunden verlohnte sich's schon allein, zu leben. Und welch ein lieber, prächtiger Mann er ist, recht einer, wie man sie sich vorstellt, wenn man von modernen Helden spricht!“

„Und wie du in ihn vernarrt bist!“ mußte Claire denken, auf deren weißer Stirn eine dunkle Wolke lag. Und während Agnes noch weiter sprach, war sie schon aufgestanden und machte sich am Kamin zu thun, und in ihr murrte und grollte es seltsam. Was war das? War sie auf das Kind eifersüchtig? That es ihr weh, daß er seine Zeit bei diesem Kinde vertändelt und mit ihm alle ernsthaften und wichtigsten Interessen seines Lebens zu teilen begonnen und vor ihm sich gezeigt hatte, wie er war, in seiner ganzen sieghaften Männlichkeit? War das Neid und Mißgunst, was sie da bewegte? Oder stieg gar etwas wie Furcht in ihr auf? Aber er wollte ja heut Abend kommen und sie als sein Weib mit sich nehmen und sich nie wieder von ihr trennen. Was hätte sie denn zu fürchten gehabt? Daß er diese Tändelei ernsthaft genommen? Pah! Was konnte ein verliebtes Bäschen für ihn bedeuten? Es schmerzte sie wohl nur, daß auch noch eine andere einen Platz in seinem Herzen für sich beanspruchte; oder nein, auch das nicht, es war nur Bedauern, was sie empfand, Mitleid. — Und Claire stand auf und legte Agnes ihre schmale Hand auf's Haupt und sah wehmütig lächelnd zu ihr nieder. „Ein Kindertraum,“ murmelte sie, „vergessen Sie ihn wieder, Agnes, vergessen Sie ihn wieder! Manche, die ihn hegte, ging nachher in ihrer Enttäuschung hin und schloß eine Ehe, die nicht durch die Liebe versittlicht wurde, und erwachte eines Tages und sah, daß sie ein unglückliches Weib war mitten in Glanz und Reichtum. — Es ist besser, keine Träume zu hegen, Kind —“

Ihre Stimme hatte zuletzt fast hart geklungen. Agnes blickte sie halb erstaunt, halb erschrocken an; sie aber wandte sich langsam und schaute mit gefurchter Stirn und großen, reglosen Augen, die Arme über dem Busen verschränkt, stumm vor sich hinaus ins Leere. Da stand das Mädchen leise auf und schickte sich zum Gehen an. Was in der schönen Frau da neben ihr vorging, wußte sie nicht und verstand sie nicht, aber sie war verschüchtert und still geworden. „Ich möchte

nun wieder nachhause, Frau Kommerzienrätin," sagte sie, Claire die Hand hinstreckend, und sah mit einem Ausdruck rührender Hilflosigkeit zu ihr auf, „und wenn ich Ihnen zu viel närrisches Zeug vorgeschwatzt habe, so nehmen Sie mir's nicht übel, nicht wahr? Ich bin wohl wirklich noch ein Kind, — Helmut sagt es ja auch. Und vielleicht schickte es sich garnicht, soviel von einem jungen Manne zu sprechen, wenn er auch mein Vetter ist — Aber ich habe ihn ja so lieb, — so lieb —"

Sie verstummte jäh und schlug vor dem Blick, der sie aus Claires Augen traf, furchtsam die ihrigen nieder, um in der nächsten Minute nach abermals gestammeltem Gruß, der nur durch ein leises Kopfnicken erwidert wurde, wie mit Blut übergossen, das Zimmer zu verlassen. Was war das? Claire fuhr sich, wie besinnend, über die Stirn hin. Dies Mädchen liebte ihn wirklich? Wagte es, ihn zu lieben? Ihn, der keinem auf der Welt angehören durfte und sollte als ihr selbst? Das hätte ihr freilich gleich gelten können. Und wenn sich alle Weiber der Welt in ihn vergafften, er war doch ihr eigen; und wenn sie mit allen Weibern der Welt hätte um ihn kämpfen müssen, sie würde es gethan und ihn doch keinem anderen gegönnt haben. Aber es war etwas in der Luft um sie her, das wie phantastische Spukerscheinung sich draußen aus den dicht zusammengeballten grauen Spätherbstnebeln ablöste und ihr entgegenwallte und sich ihr auf die mühsamer atmende Brust legte, gleich einem Alp, der sich nicht abschütteln ließ. Als er damals in die Welt hinaus gezogen war, war sie ein lachendes, unschuldsvolles Kind gewesen, wie dies Mädchen, das da eben von ihr gegangen, in dem sie ihr dereinstiges Ebenbild zu erblicken gewähnt; und nun er heimgekommen und sie wiederzufinden gemeint, wie sie damals gewesen, hatte er ihr gesagt, er liebe sie noch wie damals. Sie aber war nicht mehr die, welche er damals verlassen, sondern eine andere. Liebte er nun diese andere auch? Er kannte sie nicht einmal, hatte sie gestern zum ersten Male gesehen, wo er ihr gleich von Flucht und Vereinigung gesprochen. Nicht sie hatte er im Rausch der Sinne überraschen und besiegen wollen, sondern ihr Zeit gegönnt, sich selber zu prüfen, aber er war vielleicht ohne diese Selbstprüfung, ohne seinen Kopf um Rat zu fragen, den Wallungen seines Herzens gefolgt. Und wie, wenn er nun nicht sie liebte, sie, wie sie heute war und morgen sein würde, sondern sie, die einst gewesen, deren Bild er in der Seele trug; wenn er in ihr nur die Erinnerung an goldene Zeit, in ihr nur die Jugend und alle holden und thörichten Träume seiner Jugend liebte? Und eines Tages kam ihm die Reue über das, was er gethan, und dann war es zu spät? Sie war nicht mehr jung, — diesem Kinde gegenüber hatte sie es heute so deutlich empfunden wie noch in keiner Stunde ihres Lebens, — sie würde nicht mehr mit ihm lachen und tollen können, wie ein Kind, und mit ihm durch's Zimmer tanzen und jubeln. Es war in diesen Jahren etwas in ihr erstorben, was nicht wieder lebendig werden konnte; man war eben nicht ungestraft jahrelang eine Frau der großen Welt und lebte mitten im Rausch und im Getriebe dieser großen Welt. Solch' ein Leben streifte den Blütenstaub und Farbenschmelz unbarmherzig ab; und wenn Helmut Herms-

dorf Verlangen trug nach dem ganzen bestrickenden Zauber der Jugend und der ersten Liebe, — und wie sollte er nicht, er, der sich fern von aller Zivilisation in stetiger Berührung mit einer jungfräulichen Natur das Empfinden des Herzens frisch und jung und unberührt erhalten hatte, — bei ihr fand er keine Befriedigung desselben mehr.

Am Scheidewege stehe sie, hatte er ihr gesagt. An einem Scheidewege bleibt man doch eine Weile stehen und überlegt, welche Richtung man einschlagen muß, um an das gewollte Ziel zu gelangen. Sie aber hatte bis zu dieser Stunde auch nicht minutenlang einmal gesonnen, nachgedacht oder geschwankt; für sie hatte es nur den einen Weg, die eine Richtung gegeben, und stürmischen, trotzigen Herzens war sie ihr nachgefolgt. Warum? Weil die Liebe mächtiger in ihr war als alles andere? Oder weil sie das Leben ekelte, das sie bis heute an der Seite eines ungeliebten Mannes geführt? Und wer hatte ihr dies Leben aufgezwungen, wer hatte es gestaltet, wenn nicht sie sich selber? Am Scheidewege! — Und war der Weg auch wirklich der rechte, den sie einschlagen wollte? Für sich — und für ihn? Denn auch seiner mußte sie doch gedenken und seiner vor allem. Für sie stand wenig auf dem Spiele. Wie hätte es für sie ein Dasein geben können, das ihr noch weniger Sonnenschein, noch weniger echte Wärme des Lebens geboten wie das, welches sie jetzt führte? Verleitete der heiße Kampf, den sie um ihre Zukunft bestehen wollte, verleitete das lechzende Begehren nach Liebe sie aber nicht doch dazu, selbstsüchtig nur das eigene Glück im Auge zu behalten und das des geliebten Mannes außer acht zu lassen? Warum hatte sie damals seiner nicht gedacht, als Bernhard Rolant ihr seine Hand und mit dieser Hand Reichtum und Glanz und Überfluß geboten? Damals hatte sie auch an einem Scheidewege ihres Lebens gestanden und hatte sich auch verblenden lassen, nur die Reize und Vorzüge zu gewahren, welche der eine Weg ihr bot, und hatte die falsche Richtung eingeschlagen und war nicht an das gewollte Ziel gelangt, sondern in die Irre geraten und hatte zuletzt keinen Ausweg mehr finden können aus dem Dickicht, in dem ihr Weg sich verloren. Wie, wenn es heute ebenso war? Wenn sie auch heute verabsäumte, der beiden Wege Richtung und Endziel klar und deutlich sich vor die Seele zu stellen und nur des einen dachte und dieser eine sich eines Tages als der falsche erwies?

Die Gedanken jagten jetzt plötzlich in Claire Rolants Hirn und überstürzten sich wild. Ihr Herz schlug zum Zerspringen. Sie hatte bis zu dieser Stunde gewähnt, es könne kein Zweifel in ihr aufsteigen, und nun, — nun folterten immer neue Zweifel ihre Seele. Horch! was war das? Klang da nicht die Thür ihres Schlafzimmers? Und jetzt kamen leise, vorsichtig tappende Schritte über den Korridor und näherten sich rasch der Hausthür — Wer war da gekommen? Konnte Helmut die Zeit nicht erwarten, um sie zu holen? Claire riß die Thür auf und horchte auf den Gang hinaus. Alles still. — Sie schellte nach Friedrich und fragte, ob jemand gekommen sei. Aber Friedrich verneinte; die Hausthürglocke war seit Agnes Gundlers Erscheinen noch nicht wieder in Bewegung gesetzt worden. Seltsam. Und Claire hätte darauf schwören mögen, daß sie die Schritte eines Menschen

draußen vernommen. Wie überreizt ihre Nerven, wie schreckhaft ihre Einbildungskraft geworden war! Dieser Zustand mußte ein Ende nehmen, so ertrug sie es nicht länger. —

Sie lehnte ihre Stirn, an der die Adern ihr wild und stürmisch klopften, gegen die Fensterscheibe und starrte hinaus in die sinkende Dämmerung, in das graue Gespinst, das der unablässig rieselnde Regen wob, in das Gebraue des Nebels. Da glaubte sie die Umrisse einer männlichen Gestalt zu entdecken, die drüben an einem Baumstamm lehnte und unablässig zu ihren Fenstern hinaufstarrte. War auch das eine Täuschung? Eine Phantasmagorie, die ihre Sinne ihr heraufzauberten? Unmöglich, nein. — Sie gewahrte ganz deutlich diese in einen dunklen Regenmantel gehüllte Erscheinung, sie sah, daß sie sich bewegte. — War das Helmut? Aber die Gestalt war viel kleiner als die Helmuts, viel gedrungener; und wie der Mann, der sie droben am Fenster erblickt haben mochte, sich nun mit einer hastigen Bewegung abwandte und nach einem letzten Blick auf das Haus zurück der Gartenpforte zueilte, meinte Claire, es könne niemand anders sein als Bernhard Rolant. Das war seine Haltung, sein Gang, seine Gestalt. — Und doch: wie wäre er hierhergekommen, ohne sich bei ihr melden zu lassen, ohne daß Friedrich davon wußte, zu Fuße, in diesem Wetter, und weshalb hätte er dort drüben unter der laublosen Linde stehend nach dem Hause herüberblicken sollen? Aber wenn nicht er, wer konnte es sonst gewesen sein? Oder beargwöhnte er sie etwa und schlich sich heimlich hier ein, um sie bei einem Fehltritt zu ertappen? Hatte er Verdacht geschöpft und wollte sie hindern, zu fliehen? Das alles sah ihm so wenig ähnlich, widersprach so ganz seiner offenen, harmlosen Natur, daß sie nicht daran zu glauben vermochte. Und wenn er es selbst gewesen wäre, — sein Mißtrauen, sein Widerstand hätten sie nicht wankend gemacht, hätten nur ihren Trotz verstärkt und sie rücksichtsloser handeln lassen, als es sonst in ihrer Absicht lag. Um deswillen hätte sie am wenigsten gezaudert, zu thun, was die innere Stimme ihr zu thun riet.

Claire dachte daran, daß sie noch keine Absage für das heutige Fest gesandt hatte und daß die Stunde nicht mehr fern war, wo man sie dort erwartete. Sie wollte ein Billet schreiben, das unverzüglich befördert werden mußte. Aber während sie es schrieb und sich mühte, Ausdrücke zu finden, die ihren Gatten nicht etwa veranlassen konnten, vorzeitig das Fest um ihretwillen zu verlassen, wenn er dort von den Gründen ihrer Absage erfuhr, mußte sie immer noch daran denken, was Bernhard — wenn er es wirklich gewesen war, — in Haus und Garten so heimlich konnte zu suchen gehabt haben. Und es hatte etwas so Müdes, so Gedrücktes in seiner ganzen Haltung gelegen. Als sie das Blatt beendigt und abgesandt hatte, trieb es sie plötzlich mit einem unbestimmten Verlangen in ihr Schlafzimmer hinüber. Sie meinte, dort irgend eine Spur, irgend ein Anzeichen des geheimnisvollen Besuchers finden zu können, und eine sonderbare Angst, über die sie sich keine Rechenschaft geben konnte, wühlte in ihr. Aber sie fand nichts; alles lag und stand auf dem gleichen Platze wie sonst, nirgends etwas Ungewöhnliches, nirgends etwas, das auf die Anwesenheit eines Menschen hingedeutet hätte,

Claire mußte sich doch wohl getäuscht haben. Sie wollte eben aufatmend das Gemach wieder verlassen, als ihr umschweifender Blick zuletzt noch zufällig zwischen den Tüllvorhängen ihres Bettes ein zusammengefaltetes Papier gewahrte, das auf dem seidenen Kopfkissen lag; es mußte durch den Spalt der Gardinen hineingeschoben worden sein. Was war das? Eine Botschaft ihres Gatten, die er selbst ihr heimlich dorthin gelegt und die sie erst heute Abend hatte finden sollen, wenn sie vom Fest heimkam und ihr Lager aufsuchte? Es ging wie ein Zucken durch ihr Herz hin. Ihre Finger tasteten nach dem Blatte. Wahrhaftig, — seine Schrift: „An mein Weib —"

Claire zitterte so heftig, daß sie das Blatt kaum zu halten vermochte. Dann sank sie in einen Stuhl. Sie zwang sich, mit ihren krampfartig bebenden Händen das Blatt aufzureißen, und beim Flackerschein der Wachskerze, die sie vorher angezündet, las sie mit stockendem Herzen und fliegenden Pulsen:

„Meine geliebte Claire!

Es ist das letzte Mal, daß ich dich so nenne, und ich glaube fast, es ist auch das erste Mal. Denn, wenn mein Herz dich auch immer und immer so genannt hat, meine Lippe vermochte es nicht, und du selbst wirst wissen, warum? Du liebst mich ja nicht und hast mich wohl auch nie geliebt. Das soll kein Vorwurf sein, denn keinen trifft ein Vorwurf als mich, und heute, in dieser Stunde zumal nahe ich dir nicht als ein Ankläger, sondern als ein Flehender. Vergieb mir, Claire, vergieb mir, wenn du kannst, um meiner Liebe willen, denn ich habe dich je und je geliebt.

Ich bin heute ein ruinierter Mann. Wie das hat geschehen können, da ich doch reich, sehr reich gewesen, frage mich nicht. Arbeiterstrikes, die ungünstigen, geschäftlichen Konjunkturen und das Fallissement mehrerer befreundeter Häuser, bei denen ich mit hohen Summen engagiert gewesen, haben es dahin gebracht. Und daß ich nichts beschönige: auch unglückliche Operationen an der Börse. Warum ich mich auf die letzteren eingelassen, da meine Fabriken doch prosperierten und ich als einer der Reichsten in unserer Stadt galt? Ich wollte noch reicher werden; — laß es mich aussprechen, Claire! — um deinetwillen. Es gab immer noch Wünsche, die ich dir nicht hätte erfüllen können, wenn sich mein Vermögen nicht vergrößerte, und ich wollte dir keinen versagen müssen, — buchstäblich keinen. Denn ich wußte, Claire, was dich an mich fesselte, und daß du mein Weib geworden, weil ich dir an Glanz und Reichtum und Überfluß mehr bot wie jeder andere deiner Freier. Nur deshalb. Früher trug ich mich eine Zeit lang einmal mit andern Hoffnungen, aber bald genug sah ich ein, daß sie thöricht und vermessen waren. Du liebtest nicht mich, sondern das Los, das ich dir bot. Und ich, Claire, — weshalb soll ich dir nicht jetzt auch das noch gestehen? — ich war selbst damit noch zufrieden, ja, ich war glücklich. Denn ich selber liebte dich und wollte dich an meiner Seite haben und lernte, auf alle weitergehenden, heißeren Wünsche verzichten und sonnte mich in deiner Nähe, im Bewußtsein, dich vor der Welt mein Weib heißen zu dürfen, dich als mein Weib in meinem

Hause schalten zu sehen. Es war nicht das Glück, das ich mir ersehnt und nach dem ich die Hände ausgestreckt hatte, aber Glück war es doch auch.

Und ich wußte, ich müsse dich an mich fesseln durch immer gesteigerten Luxus, mit dem ich dich verwöhnte, durch immer bedingungslosere Erfüllung deiner Wünsche, die ich dir so gelegentlich entlockte, — denn du batest mich ja nie um etwas, — weil du sonst keine Befriedigung in deinem Lose finden und Reue dich anwandeln würde. Und um zu können, wie ich wollte, mußte ich noch reicher sein, wie ich war. Ich wollte es werden, und es mißlang. Meine Ausgaben standen schon seit einiger Zeit nicht mehr im Einklang mit meinen Einnahmen, ohne daß ich darauf achten wollte; verschiedene Unglücksfälle kamen hinzu, und heute bin ich trotz aller fieberhaften Anstrengungen der letzten Tage, das Furchtbare abzuwenden, ein verlorener Mann.

Du begreifst, was das für mich und für dich heißt, Claire. Keinen Augenblick lang geb' ich mich einer Täuschung darüber hin. Es bedeutet Trennung. Du, die mein Weib wurde, um jeden ihrer Wünsche und jede Laune sich erfüllen zu sehn, die auf den Höhen des Lebens wandeln wollte, solltest die Beschränkung, die Armut kennen lernen an der Seite eines Mannes, den du nicht liebst, den du nur für deinen Verderber ansehen kannst, der dich auf seine abschüssige Bahn mit sich fortgerissen, den du hassen mußt! Unmöglich, undenkbar. Ich begreife das. Ich könnte mein Auge nicht mehr zu dir aufheben, würde in dem deinen nur Vorwurf und schwere Anklage lesen und wüßte nichts, mich zu verteidigen. Es war ein gewagtes Spiel, ich habe es verloren. Was kümmert's dich, daß ich's um deinetwillen wagte, — weil ich dich liebte? Was du von mir zu fordern ein Recht hast, bis heute fordern durftest, ich müßt' es dir von Stund' an versagen. Verstehst du's, daß die Scham darüber mich zu Boden drückt? Daß ich den Hohn und die Schadenfreude der Welt, die Heuchelei und die Niedrigkeit der Gesinnung, die mir — ich weiß es — jetzt überall, auf Schritt und Tritt in den Weg treten werden, zu ertragen vermöchte, ein Lächeln der Verachtung auf den Lippen, aber nicht deinen anklagenden Blick, nicht ein einziges, hartes Wort von deinen Lippen?

Und deshalb, Claire, wirst du mich heute auf dem Feste, wo du im Arm eines andern tanzen, plaudern und lachen wirst, nicht finden. Man wird dir sagen, daß ich in letzter Stunde verhindert worden, zu kommen. Und du wirst deshalb doch fröhlich sein und meiner nicht denken. Und wenn du spät vom Feste heimkommst, wirst du auf deinem Kissen dies Blatt finden, das dir sagt, du sähest mich nicht wieder. Ich selbst will es dorthin legen und gleicherzeit wortlos und, ohne daß du es ahnst, Abschied nehmen von dir, von dem Hause, darin wir zusammen gewohnt, und vom Leben, das nicht mehr zu tragen ist, wenn ich dir nicht mehr gerade ins Auge blicken könnte. Leb' wohl, Claire! Wenn du kannst, verzeih' mir. Ich handelte wie ein Thor, wie ein Leichtsinniger, wie ein Verbrecher; aber ich war nicht schlecht, ich handelte so, weil ich dich liebte, — um deinetwillen. —

Ich kehre, wenn ich zum letzten Male unsere Schwelle, gleich einem Ein-

brecher, betreten, noch einmal in die Fabrik zurück, um das Letzte zu ordnen. Was zurückbleibt, wenn der Nachlaß reguliert worden, wird ausreichen, um dich sicher zu stellen, bis du eine neue Ehe eingehst; für bescheidene Ansprüche reichte es auch wohl weiter. Wer aber dürfte von dir verlangen, daß du entbehren und verzichten solltest? Ich habe keinen andern Wunsch mehr für dich als den, du mögest glücklich werden. Ich hab' es nicht vermocht, dich glücklich zu machen. Als ich dich an mich riß, ohne deiner Liebe gewiß zu sein, nahm ich eine schwere Verantwortung und eine heilige Verpflichtung auf mich; ich habe sie nicht halten können. Dir selber mache keinen Vorwurf, Claire! Du thatest in allem Recht, aber mein war die Schuld. Wenn ich sterben sollte, so wird es nicht nur um deinetwillen sein, sondern es wird sein als eine Sühne für Leichtsinn und Frevel. Leb' wohl! Verzeih'! Ich habe dich sehr lieb gehabt — trotz allem.

Bernhard."

Frau Claire Rolant hatte die Zeilen, die mit rascher, schwer leserlicher Schrift hingeworfen waren, anfangs gelesen, ohne sie zu begreifen. Das Ungeheuerliche, das ihr da entgegentrat, wollte den Weg zu ihrem Verständnis nicht finden. Das klang wie ein Abschied von ihm, während doch sie es war, die Abschied nehmen wollte. Und dann plötzlich stand alles vor ihr, ganz klar und deutlich, als hätte sie es immer schon vorausgewußt und es hätte nicht anders kommen können und sollen. Ein lähmendes Entsetzen überfiel sie. Und es war ihr, als sterbe unter dem Gefühl des Grausens, das sie anpackte, in ihr alles, was von Eitelkeit und Genußsucht, was von Leichtsinn und Herzenshärte ihr Teil gewesen war; ein Fieberschauer rüttelte an ihr; mit großen, glanzlosen Augen stierte sie minutenlang geisterhaft ins Leere, als stünde dort etwas Furchtbares wider sie auf, das ihr die Haare sich sträuben, das Blut in den Adern zu Eis gerinnen ließ. In ihr war eine Stimme lebendig geworden, die da unaufhörlich raunte: du hast ihn zu Grunde gerichtet, und nun wirst du ihn auch noch töten; du bist seine Verderberin, du wirst seine Mörderin werden! Dann fuhr Claire auf. Sie griff sich mit beiden Händen an die Stirn, wie um sich zu überzeugen, daß sie das alles nicht etwa nur träume, wie um sich gewaltsam zur Besinnung zurückzurufen. Und nun schrillte der Ton der elektrischen Klingel durchs Haus.

„Johann soll sofort anspannen. In zehn Minuten müssen wir abfahren. Eilen Sie sich!"

Die Stimme, die ihm den Befehl erteilte, klang Friedrich ganz fremd, als hätte er sie nie gehört. Und jetzt schon fahren? Und die Frau Kommerzienrätin war noch in Haustoilette? Unbegreiflich. Aber doch eilte er hinaus, die Bestellung zu machen, denn im Ton, mit dem der Befehl gegeben worden war, hatte etwas gelegen, was Friedrich auf Minuten sogar seine Würde vergessen ließ und seine Schritte beflügelte.

Und ehe der Wagen noch vorgefahren war, stand Claire, in ihren Regenmantel gehüllt, schon auf der Rampe und wartete ungeduldig. Friedrich und Babette, die ratlos neben ihr standen und sich gegenseitig hülfesuchend ansahen, wagten kein Wort. Claire hatte die Arme über dem Busen verschränkt, die

Kapotte über die Stirn gezogen, das Antlitz mit einem Schleier verhüllt. Sie war regungslos wie ein Marmorbildnis und blickte in die sinkende Nacht und in den niederfließenden Regen hinaus, als sehne sie sich danach, unter sie hinauszutreten, in ihnen unterzutauchen, vielleicht auf immer darin zu verschwinden. Und in ihrem Innern klang es auf: das Fenster wird dunkel bleiben, es wird ihn nicht hereinlassen; ich habe am Scheidewege gestanden, und es kam ein Zeichen vom Himmel, das mir kundthat, welche Richtung ich einschlagen sollte; fahr' wohl auf immer!

Da endlich kam der Wagen. Johann saß im weißen Wachstuchmantel auf dem Bock, und die beiden Grauschimmel dampften und schnoben vor dem leichten Gefährt. „Nach der Fabrik!" gebot Claire. Der Wagenschlag flog zu, und das Koupee stob mit seinen beiden rotglühenden Laternen durch die Dunkelheit davon, die Räder ließen den Schlamm der aufgeweichten Landstraße hoch aufwirbeln, wie sie dahinrollten. Sie hätten einen einsamen Wanderer, der eben jetzt unter den laublosen Alleebäumen den Weg nach der Villa einschlug, bespritzt, wäre derselbe nicht noch rechtzeitig beiseite getreten.

Anfangs hatte er nur eine Verwünschung vor sich hin in den Bart gemurmelt, dann aber war er plötzlich stehen geblieben und hatte dem schon in der lichtlosen Finsternis verschwundenen Gefährt betroffen nachgeblickt, um mit einem Kopfschütteln dann seinen Weg fortzusetzen. Und nun stand er, gegen einen Backsteinpfosten der Holzpforte gelehnt, und blickte zu den Fenstern des Landhauses auf, die sämtlich dunkel waren, und achtete des niedergießenden Regens nicht und nicht des Sturms, der ihm fast den Hut vom Kopfe riß, sondern starrte und starrte hinüber, als könne sein Blick hinter eines jener Fenster Licht zaubern. Aber solange er auch stand und solange er blickte, das Fenster blieb dunkel, so dunkel, wie die ganze Welt um ihn her. Da raffte er sich endlich auf, hüllte sich dichter in seinen Mantel und schritt langsam durch Nacht, Sturm und Regen davon. Und er murmelte vor sich hin: „Vielleicht ist es das beste so. — Es war ein Traum. — Fahr' wohl!" — —

Frau Claire Rolant wiederholte sich, in den Sitz des Wagens geschmiegt, Wort für Wort den Inhalt des Briefes, den Bernhard ihr geschrieben hatte. Wie mit Flammenbuchstaben hatte er sich ihr in die Seele geprägt. Und jedes seiner Worte war eine stumme und doch so beredte Anklage gegen sie, und jede dieser Anklagen war vollberechtigt und jede heischte Sühne. Er hatte nur wider sich selber Vorwürfe erhoben und sie um Verzeihung gefleht; sie aber wußte jetzt, daß er schuldlos war, daß er nur zu gut und zu schwach und zu edelmütig gewesen, daß alle Schuld aber an dem, was gewesen und geworden war, sie selber traf. Sie hatte sich erkühnt, ihm zu grollen und ihn anzuklagen, daß er sie zu seinem Weibe gemacht, ohne daß die Liebe sie beide zusammengeführt hätte, und sie allein traf doch die Verantwortung, daß sie ihn erhört hatte, ohne ihr Herz dabei zu Rate zu ziehen. Ja, noch mehr: er liebte sie ja wirklich, hatte sie damals geliebt, als er ihr seine Hand gereicht; er sagte ihr's jetzt und sagte ihr's so, daß kein Zweifel in ihr darüber auftauchen konnte, und war nur zu mutlos

und zu verschlossen gewesen, ihr's früher einzugestehen und klarzumachen und um ihre Gegenliebe zu werben, da er doch einsehen gemußt, daß sie ihn zurückstieß und daß er ihr gleichgiltig war. Vielleicht war er auch zu stolz gewesen. Sie aber war sein Weib geworden, ohne ihn zu lieben, war in diese Ehe eingetreten, der keine sittliche Weihe zur Seite stand; sie allein war die Schuldige. Statt ihm zu zürnen, hätte sie, da sie nun einmal seinen Namen trug, versuchen müssen, ihn lieben zu lernen. Sie aber hatte ihn von sich abgewehrt, war ihre eigenen Wege gegangen und hatte ihr Herz immer mehr verhärtet gegen ihn und gegen jede weichere Regung ihres Inneren, bis er gleichfalls äußerlich sich ihr entfremdet hatte. Wann hatte sie sich jemals darum bemüht, auch nur mühen wollen, ein wechselseitiges Verständnis zwischen ihm und sich herzustellen? Wann hatte sie mit einem Wort, nur mit einem Gedanken teilgenommen an seinen Arbeiten und Sorgen, an seinem Wollen und Thun? Was war er ihr gewesen? Hatte sie je überhaupt die Probe angestellt, ob er ihre Achtung, Freundschaft, Liebe verdiene, ob er alles mit ihr teilen könne, was an Schmerz und Freude ihre Brust barg, ob er ihr ein Helfer und Berater, ein mitfühlender Genosse in allen Lagen des Lebens sein könne und wolle? Nie! Nie! Kalt und fremd war sie neben ihm hingegangen, und nicht um einen Schritt breit waren sie beide sich nach ihrer Vereinigung näher gekommen. Warum nicht? Wessen war die Schuld, wenn es nicht die ihrige war? Sie hätte sie gern von sich abgewälzt, hätte sie gern gemindert. Aber in ihr schrie es mit unbarmherzigem Ton auf: Dein allein ist die Schuld. — Und die rollenden Räder des Wagens wiederholten mit eintönigem Geräusch: Dein allein — dein allein. —

Ja, ihre Schuld war noch größer. Sie war dieses Mannes Weib geworden, trotzdem nichts von Liebe zu ihm in ihr redete, weil sie in Reichtum und Glanz und Überfluß hatte schwelgen wollen. Die klägliche Sehnsucht, das widrige Verlangen nach dem, was man so gemeinhin den Genuß des Lebens nannte, sie allein waren es gewesen, die sie ihm in die Arme getrieben hatten. Sie durfte sich's nicht ersparen, auch diese Schmach sich selber noch einzugestehen. So niedrig hatte sie gedacht, so elend war sie geworden, daß sie um Prunk und Pracht ihr Herz verschachert und ihr Leben zerstört hatte. Und ihr wäre schlimmeres zu teil geworden, als sie es verdient? Nein, besseres, tausendmal besseres, denn sie hätte sich an einen Elenden verkaufen können, und Bernhard Rolant war ihrer nicht unwürdig, war nicht unedel und niedrig gesinnt, — sein Brief bewies es, hätte genügt, es ihr mit leuchtender Klarheit vor die Seele zu rücken, — sondern nur sie hatte ihn verkannt, mißachtet, übersehen. Er liebte sie, hatte sie von jeher geliebt, ohne daß sie es gewußt; und doch hätte sie sich sagen müssen, daß es nur Liebe gewesen, was ihn hatte sie zum Weibe begehren lassen, daß er mit all' seinem Thun und Handeln um eine Erwiderung seiner Zuneigung bei ihr warb, daß die zarte Rücksicht, welche er ihr bewies, die Scheu, die er zeigte, sie in irgend etwas zu bestimmen oder zu beschränken, daß die Aufmerksamkeiten, mit denen er sie überhäufte, ohne sich ihr aufzudrängen, alles das nur einen Rückschluß

auf die Empfindung echter und starker Neigung zuließ, die er zu der Frau hegte, welche ihn zurückstieß, welche alles von ihm annahm und nichts ihm gewährte.

Wie war es nur möglich gewesen, daß sie ihr Inneres in instinktivem Groll gegen ihn verhärtete, als ob nicht sie aus freiem Entschlusse ihm gefolgt wäre, sondern er sie gezwungen hätte, daß sie den tüchtigen, edlen, guten Kern in diesem Manne nicht erkannt hatte, der sie liebte, der alles für sie hingab, und daß sie nie versucht, ein festes, inneres Band zwischen ihm und sich zu knüpfen? Statt dessen hatte sie mit einem andren Manne fliehen wollen, an den ein Jugendtraum sie fesselte, den sie seit langen Jahren nicht gesehen, an den sie nicht mehr gedacht hatte und der gestern stürmisch und siegeszuversichtlich vor sie hingetreten war, um sie, wie ein herrenloses Gut, an seine Brust zu reißen. Und sie hatte auf seine einschmeichelnden, bethörenden Worte gelauscht, und sie hatten ihr wie das Evangelium einer neuen Gottesoffenbarung ins Ohr geklungen, nicht, weil sie ihn liebte, der es verkündete, — denn wie hätte sie den lieben können, dem jahrelang kein Schlag ihres Herzens mehr gegolten? — sondern weil sie keinen liebte, auf dieser weiten, großen Erde keinen als sich selbst, und ihr Inneres sich doch nach einer wahren, echten Liebe sehnte, die es ganz erfüllen und beherrschen sollte. Das war's gewesen, und darum allein hatte sie in aufjubelnder Seligkeit dem Manne folgen wollen, der sie lehren sollte, des Weibes höchsten und herrlichsten Beruf zu erfüllen, — zu lieben. — Und nun hatte der, dessen Namen sie trug, stillschweigend ihre Kälte und Nichachtung über sich ergehen lassen, hatte im Bewußtsein dessen, daß er durch sich selber ihre Liebe nicht erringen könne und derselben auch nicht wert sei, zum wenigsten doch jeden ihrer extravaganten Wünsche erfüllen, jedes Gelüst befriedigen gewollt und so sich dem Ruine nah und näher gebracht, — um ihretwillen, — um seiner zwecklosen, wahnsinnigen Liebe willen zu dem Weibe, das die Welt sein Weib nannte und das sein Weib doch nicht war, das ihn verschmähte, verachtete und nun auch noch verlassen wollte, um mit einem anderen in die Welt hinauszuziehen, — wie eine Dirne! Oh der Schmach! der Schmach! Wie würde sie je ihre Augen wieder zu ihm emporheben können? Und er hatte gemeint, er müsse die seinen vor ihr niederschlagen, weil er nicht mehr reich war, weil er, um jede ihrer Launen zu befriedigen, die einzige Eigenschaft eingebüßt hatte, die sie je an ihm geschätzt, — reich zu sein! Drückte die Scham sie dieser Erkenntnis gegenüber nicht zu Boden? Freilich: jedes Wort seines Briefes, so rücksichtsvoll, so scheu, so liebevoll er ihn auch abgefaßt haben mochte, enthielt ja eine Anklage wider sie, die sie zermalmte, drang ihr, wie mit einem spitzigen Instrument, in die Brust und bohrte sich ihr so scharf ins Herz ein, daß sie darunter hätte aufschreien mögen wie eine, die da auf den Tod verwundet worden ist und verbluten muß. — Ob ein ganzes Leben ausreichen würde, um ihre Schuld diesem Manne gegenüber zu sühnen?

Wie langsam der Wagen weiterkroch, während das alles durch Claires Hirn wirbelte und kreiste und die Gedanken stürmisch in ihr umgingen und das Herz klopfte, als werde es sich niemals wieder beruhigen lassen! Claire wäre am liebsten hinausgesprungen, um zu Fuße ihm voraus weiter zu eilen durch den

zolltiefen Morast der Landstraße, in dem die feurigen Tiere den Wagen nicht anders als im Schritt vorwärtsbewegen konnten, durch den Sturm und den Regen dieser wilden, furchtbaren Nacht. Ihr Kopf hätte vielleicht minder heiß gebrannt und ihr Blut minder heiß gewogt, wenn sie es gekonnt hätte; aber sie mußte ihre Kräfte sparen. Wenn sie nur nicht ohnehin schon zu spät kam!

Wie ein Alp legte es sich ihr plötzlich aufs Herz, als sie es dachte. Durch Bernhards ganzen Brief hatte es geklungen, als wolle und könne er den Ruin seines hochangesehenen Hauses nicht überleben, als wage er nicht, ein verlorener Mann, seinem Weibe vor Augen zu treten, als wolle er in dieser Nacht nicht mehr nachhause zurückkehren, sondern das Furchtbare vollbringen, während er sie auf dem Feste glaubte, damit sie, wenn sie heimkam, erfuhr, er sei nicht mehr, er habe die Schande nicht überstehen können. Wenn sie auch noch zu seiner Mörderin wurde! Claire stürzte es, wie ein Gebet, von den Lippen: nur das nicht! nur nicht auch das noch! Es hätte zum Wahnsinn führen müssen —

Waren sie denn immer noch nicht am Ziel? Wie unendlich sich die lange Chaussee hindehnte, deren kahle Pyramidenpappeln im Sturm ächzten und stöhnten! Da endlich glänzten die ersten Lichter hinter den trüben Fensterscheiben der kleinen Häuser auf. Das war die Vorstadt, in der Bernhard Rolants Fabriken, die großen Eisengießereien der altberühmten Firma, lagen. Claire kannte sie freilich nicht, hatte sie nie besichtigt, nie irgend ein Interesse dafür bezeigt oder empfunden. Sie mußte eben jetzt daran denken, welch' ein weites Feld der Thätigkeit sich ihr hier eröffnet hätte, wenn sie als die Gattin und Helferin, als die mitstrebende Genossin des Herrn und Eigentümers aller dieser großartigen Fabrikanlagen sich um die Schicksale der Hunderte von Arbeiterfamilien bekümmert hätte, deren Wohl und Wehe mit denselben in engstem Zusammenhang stand, wenn sie sich der Armen erbarmt, wenn sie sich um die Kranken gesorgt, wenn sie harte Lose erleichtert, wenn sie an Freude und Leid der Unterdrückten und Enterbten werkthätig teilgenommen hätte. Sie hatte immer über die öde Einförmigkeit ihres Daseins geklagt, da das Leben, das sie zwischen Besuchen, Gesellschaften und Theater teilte, sie nur aufrieb aber nicht befriedigte, da allmählich ein unbezähmbarer Widerwillen dagegen in ihr aufgestiegen war; hier hätte sie ihre brachliegenden Kräfte bethätigen, hier sich in rüstiger, nutzbringender Arbeit regen und rühren können, statt daß sie in leerer Dumpfheit ihre Jahre verträumt und versäumt hatte! Aber noch war es ja nicht zu spät, um das alles einzuholen und wieder gut zu machen, durfte es nicht zu spät sein, wenn ein Gott im Himmel lebte, der da Gnade und Barmherzigkeit übte an denen, die wider seine Gebote leichtsinnig gefrevelt hatten!

Der Wagen hielt vor einem langgestreckten, dunklen Gebäude, und Johann sprang vom Bock herab, um den Schlag aufzureißen und seiner Herrin beim Aussteigen behülflich zu sein. Claire gewahrte, sich umblickend, die wuchtigen Massen der Fabrikgebäude, die wie drohend sich in die Dunkelheit heranreckten; hier und da sprühte noch Feuerschein hinter den Fenstern auf. „Hier geht's in die Kontore, Frau Kommerzienrätin!" sagte Johann und wies Claire den Weg.

Sie mußte eine enge, düstere Holztreppe emporsteigen. Oben öffnete sie aufs Geratewohl die ihr zunächstliegende Thür und trat in ein geräumiges, von mehreren Gasflammen erhelltes Gemach, in dem eine Anzahl von Männern vor den mit Büchern und Papieren bedeckten Pulten saß und eifrig rechnete oder schrieb. Man hörte nichts darin als das Knirschen der Federn und das Atemholen der Anwesenden. Eine heiße, dumpfe Luft schlug der Eintretenden entgegen. „Ist der Kommerzienrat hier?“ stieß Claire heraus, während ihr das Herz bis zum Halse hinauf schlug.

Keiner von den Männern kannte sie oder ahnte, wen er in der Frau vor sich hatte, die hier so mit allen Zeichen innerer Erregung hereinstürmte. Einer, der sich nach ihr umblickte, schüttelte nur den Kopf und sagte gleichgültig: „Der Kommerzienrat ist nach der Fabrik hinübergegangen.“

Claire hastete die Treppe wieder herab und schritt quer über den Platz auf das Hauptgebäude zu. Aufs Geratewohl betrat sie dasselbe durch einen offenstehenden Eingang. Ein ohrenzerreißendes Gelärm, Gerassel und Gestampfe scholl ihr hier entgegen. Sie hatte niemals das Innere einer Fabrik betreten, niemals die Stätte der Wirksamkeit ihres Gatten, niemals den Ort kennen gelernt, wo er das Geld erwarb, das sie so achtlos und nutzlos verschwendet. Es kam etwas wie Furcht über sie, nun sie sich diesem Gewaltigen, das sie nicht kannte, gegenübersah, nun sie diese hundert und aber hundert Räder ineinandergreifen, dunkle Gestalten in dem weißlich grauen Dampf auftauchen gewahrte, der hier alles umhüllte; in dem furchtbaren Kreischen und Ächzen, das ihr wie aus der Hölle heraufzudringen schien, die alle ihre Dämonen losgelassen, wurde ihr die riesenhafte Dampfmaschine zu einem glutäugigen, lebendigen Ungetüm, das mit zahllosen Armen nach ihr griff und sie unter den mächtigen Treibriemen zerren und zermalmen und den Rachen gierig nach ihr öffnen wollte. Sie stieß einen lauten Schrei aus, nicht der Angst aber des Entsetzens. Sie dachte an Bernhard. Wenn er die Schande nicht hatte überleben wollen, daß das altberühmte Handelshaus der Rolants in Konkurs geriet, wie leicht war es, hier bei der Besichtigung der Maschinen einen Fehltritt zu thun, der als unabsichtlich gelten konnte und in Sekundenschnelle ihn allem entriß, was die nächste Zukunft an Schmach und Demütigung über ihn hätte hereinbrechen lassen. Und wenn sie ihr in eben diesem Augenblick seinen zerschmetterten Leichnam vor die Füße gelegt hätten, so hätte sie es laut und gellend in die Welt hinausschreien müssen: Ich, — ich habe ihn getötet!

„Was wollen Sie? Was giebt's denn? Wie kommen Sie hier herein?“

Es war ein über und über mit Ruß bedeckter Arbeiter, der, eine Kohlenschaufel in der Hand, auf die er sich stützte, in eine sackartige Gewandung gehüllt, plötzlich im Widerschein des grell lodernden Maschinenfeuers vor Claire stand und sie in barschem Ton nochmals anfuhr: „Was suchen Sie hier?“

„Ich suche den Kommerzienrat Rolant.“

„Der ist nicht mehr hier. Vorher war er da und hat inspiziert. Jetzt wird

er drüben beim Oberingenieur im Büreau sein, — im linken Nebengebäude die dritte Thür, gleich rechts unten im Hausflur."

Claire stammelte ein Dankwort und ging. Sie nahm alle ihre Kräfte, alle ihre Denkfähigkeit zusammen, um sich zurechtzufinden, um keine Minute unnötig zu verlieren. Ihr Herz schlug laut und wild in dem Gedanken, im nächsten Moment vielleicht schon ihrem Gatten gegenüberzustehen. Was würde sie ihm sagen? Und würde es erst der Worte bedürfen, um ihm klar zu machen, was in ihr vorgegangen war, und daß nun alles, alles anders und besser werden sollte? — Das mußte die richtige Thür sein. Claires Finger hatte schon daran gepocht, noch ehe sie sich besonnen, und von drinnen erfolgte ein Hereinruf. Abermals wiederholte Claire wie mechanisch, wie wenn sie etwas Auswendiggelerntes hersage: „Ich suche den Kommerzienrat Rolant."

Der Oberingenieur hatte die Frau seines Chefs, der er auf einer Gesellschaft vorgestellt worden, nicht gleich erkannt, wie sie in ihrer dunklen Verhüllung auf der Schwelle seines Büreaus stand; wie hätte er diesen Besuch auch jetzt und hier vermuten können? Aber es war etwas in der Stimme der Sprecherin, was ihn bekannt anmutete, und er sprang hastig von seinem Ledersessel vor dem Schreibtische auf und ging der Eintretenden entgegen. „Den Kommerzienrat?" fragte er höflich, „ich bedaure — Der Herr Kommerzienrat war zwar auf einen Augenblick hier, aber er ist schon wieder fort. Ich vermute ihn drüben in den Kontoren, wenn er nicht schon nachhause — Darf ich Sie hinüberführen, gnädige Frau?"

Der Sprecher hatte zu gewahren geglaubt, daß die Dame bei seiner Auskunft zu wanken begann; jedenfalls sah er, daß sie sich müde jetzt gegen den Thürpfosten lehnte. Und wie er nun dicht neben ihr stand und hilfebereit ihr seinen Arm bieten wollte, blickte er plötzlich in das unter dem Schleier deutlich erkennbare, angstverzerrte Gesicht der Kommerzienrätin Rolant. „Mein Gott," stammelte er verwirrt, „Sie — Sie selber, gnädige Frau? Ist denn etwas geschehen? Ihr Herr Gemahl — Ich werde gleich alles aufbieten, ihn zu finden, er kann nur in der Nähe sein."

„In den Kontoren fand ich ihn nicht," sagte Claire trübe.

„So wollen wir überall sonst Umfrage halten, gnädige Frau. Ich bitte, beunruhigen Sie sich doch nicht! Der Herr Kommerzienrat war vor zehn Minuten in bestem Wohlsein hier, wenn auch begreiflicherweise seine Stimmung — Gnädigste Frau wissen voraussichtlich bereits alles — Aber bei einigermaßen eingeschränkter Haushaltung — Der Herr Kommerzienrat sehen viel zu schwarz, sind auch zu stolz, um einen Gefälligkeitskredit in Anspruch zu nehmen, der uns seitens des Hauses Adolf Frey und Komp. bereits unter der Hand offeriert worden ist, und doch läßt sich positiv annehmen, daß eine Sanierung möglich wäre, wenn" —

Der Oberingenieur hatte Claire am Arm hinausgeführt, bemerkte erst jetzt, daß sie nicht einmal einen Schirm bei sich trug, lief zurück, um einen solchen zu holen, gab ein Zeichen mit der Signalglocke unten auf dem Hofe und legte den

herbeieilenden Aufsehern der Reihe nach die Frage vor, ob sie den Kommerzienrat gesehen hätten oder von seinem Verbleib etwas wüßten. Aus allen Kreuz- und Quer-Fragen ergab sich schließlich, daß der Kommerzienrat zuletzt bei dem Oberingenieur gewesen war, und daß man ihn von da an innerhalb der Fabrikräume nirgends mehr gesehen hatte. Endlich fand sich ein Arbeiter, der mit Bestimmtheit aussagen konnte, der Kommerzienrat habe vor einer kleinen Viertelstunde den Fabrikhof durch die Seitenpforte, die ins freie Feld hinausführte, verlassen; wahrscheinlich werde er quer übers Bruchland bis zu der kleinen Haltestelle der Eisenbahn gegangen sein, um mit dem letzten Zuge in die Stadt zurückzufahren, da er sich seine Equipage wohl entweder zu spät bestellt habe oder eher daheim sein wolle, als er ursprünglich vorgehabt. Da Bernhard Rolant diese Fahrgelegenheit zur Heimkehr nicht gerade selten benutzte, lag auch heute darin keineswegs etwas Auffälliges, zumal er in der That die rechte Zeit gewählt hatte, um den Zug zu erreichen.

Der Oberingenieur setzte Claire diese Sachlage ruhig und mit einer gewissen Erleichterung, die sich in seiner Sprechweise geltend machte, auseinander, um hinzuzufügen: wenn die gnädigste Frau jetzt direkt nachhause fahre und den Kutscher etwas zur Eile ermahne, werde sie sicherlich noch ungefähr gleichzeitig mit dem Herrn Kommerzienrat in der Villa eintreffen. Falls es übrigens der gnädigsten Frau die geringste Beruhigung gewähre, wolle er es sich zur Ehre schätzen, sie zu begleiten.

Claire schüttelte den Kopf, als er sie mit dieser höflichen Versicherung bis an den Wagen geleitet hatte, der noch immer vor dem Seitengebäude mit den Kontoren hielt und auf sie wartete. „O nein, nein, ich danke Ihnen, — Sie sind sehr gütig," sagte sie. Aber von allem, was er zu ihr gesprochen hatte, glaubte sie kein Wort; sie wußte es besser. Bernhard Rolant war nicht durch die Seitenpforte des Fabrikhofs ins freie Feld hinausgegangen, um den Weg zu dem kleinen Stationsgebäude einzuschlagen, sondern um da draußen, abseits von den Menschen, in der Stille der Nacht, unter freiem Himmel die grausige That zu vollbringen, zu der sie, sie allein ihn getrieben. Es war plötzlich etwas Hellseherisches über sie gekommen.

Und als sie den Wagen bestiegen hatte, vor dem der Oberingenieur, den Hut in der Hand, stehen geblieben war, um ihr den Schirm zu halten, sagte sie sich, daß sie nicht nachhause fahren, sondern daß sie gehen und Bernhard Rolant suchen werde, bis sie ihn gefunden, lebend oder tot, und wenn tot, daß sie dann mit ihm sterben werde. Und kaum war der Wagen aus dem Fabrikhofe gerollt und den Blicken der ihm nachstarrenden Beamten entrückt, da ließ Claire den Kutscher schon wieder halten. „Wir fahren nach der Station," rief sie ihm zu.

Johann kletterte vom Bocke herab und riß den Wagenschlag auf, um der gnädigen Frau klar zu machen, daß man nach der Station überhaupt nicht fahren könne, sondern daß da nur ein schmaler Fußsteg übers Feld hinführe, denn es sei eine einfache Haltestelle ohne Gepäckannahme, und nur zweimal binnen vierundzwanzig Stunden mache der Lokalzug dort Rast. Johann begriff nicht, was

die gnädige Frau auf der Station zu suchen haben könne, da er sich verpflichten wollte, ohne die Pferde im geringsten zu überjagen, rascher von hier nachhause zu gelangen als der Zug, und überdies verliere man noch zehn Minuten mit dem Gang übers Feld.

Aber Claire hatte, noch während er sprach, den Wagen bereits verlassen, ließ sich die Richtung deuten, die in der herrschenden Finsternis für den Uneingeweihten schwer zu erkennen war, und gebot ihm, zu warten. Und ehe Johann noch ein Wort des Einspruchs hätte hören lassen oder seiner Verwunderung sonst Ausdruck verleihen können, war die Kommerzienrätin bereits in der lichtlosen Dunkelheit verschwunden, und Johann kletterte mit seinem langen, weißen Wachsmantel und seinem hohen, ebenfalls weiß überzogenen Hut wieder auf seinen Bock zurück, setzte sich zurecht, hielt die Peitsche mit dem aufs Knie gestemmten Arm steif vor sich und sagte in den erbarmungslos herabrieselnden Regen vor sich hinaus: „Reichtum macht auch nicht immer glücklich!"

Claire Rolant eilte indes durch den Sturm und Regen der Spätherbstnacht über das öde Blachfeld dem kleinen Stationsgebäude zu, das manchmal mit einem schwankenden Lichtschimmer durch das trübe Gebraue des Nebels und hinter dem grauen Gitter des Regens heraufzutauchen schien. Sie beschleunigte ihre Schritte, soweit es ihre schwindenden Kräfte erlaubten; ihre Brust wogte ungestüm, und ihr Herz schlug wild. Das naß gewordene Haar hatte sich gelöst, hing ihr in langen, feuchten Strähnen in den Nacken herab und schlug ihr, wenn sie lief, ins Gesicht. In dem aufgeweichten Boden vermochten ihre Füße nicht fortzuhasten, jeden Augenblick blieb sie stecken und hatte Mühe, sich wieder emporzuarbeiten. Und doch mußte und wollte sie vorwärts. Und je mehr Zeit nutzlos verrann, desto heftiger schnürte ihr eine unaussprechliche Angst die Kehle zusammen. Wie, wenn sie zu spät kam? Wenn es sich nur um Minuten gehandelt hätte und nur ihre Schwäche und Unentschlossenheit hätten es vereitelt, daß sie rechtzeitig eintraf, um das Ungeheuerliche zu verhindern, das sie nicht einmal in Worte zu kleiden wagte? Was wollte sie freilich auch? Würde sie ihn denn am Stationsgebäude finden? Und weshalb gerade dort? Wenn er hier hinausgegangen war, um eine dunkle That zu vollbringen, fand sie ihn überall eher als dort, und wenn er nicht eine Weile gezaudert hatte, das Furchtbare zu thun, fand sie ihn überhaupt nirgends mehr; dann war alles lange vorüber. —

Es überlief Claire bei diesem Gedanken wie ein heißer Strom vom Nacken bis in die Fußspitzen hinab. Zu spät zu kommen! Es war eine Vorstellung, die alle Sinne in ihr kreisen und wirbeln ließ, als müsse sie rasend werden. Und plötzlich begann sie zu rufen. Ein Schrei rang sich von ihren trockenen, lechzenden Lippen los und hallte durch die Regenschauer und den stöhnenden Wind, der manchmal dem Wimmern eines Kindes gleich sie unheimlich umbrauste, über das dunkle, nebelumwallte Blachfeld hin: „Bernhard!" Und wieder mit dem hämmernden Herzschlag in der Brust, mit dem Sausen und Singen in den Schläfen um die Wette: „Bernhard! Bernhard!" Aber es kam keine Antwort. Sekundenlang horchte Claire wohl in das wüste Getöse der Sturmnacht hinaus und meinte, sie vernähme

einen Ton in dem Brausen und Prasseln um sie her, der ihr die Gewißheit gäbe, man höre sie und er, dem ihr Rufen galt, lebe noch. Aber immer war es der Wind, der sie genarrt hatte, oder sie vermochte nicht mehr zu unterscheiden, was sie draußen und was sie in ihrer eigenen Brust vernahm, und ihr eigenes, wahnsinniges Verlangen täuschte ihr Stimmen und Töne vor, die in Wahrheit nicht existierten. — „Bernhard!"

Und nun war sie in ihrer sinnlosen Angst und Erregung auch noch vom rechten Wege abgekommen. Wenigstens gewahrte sie das Licht, das sie vorher zu verschiedenen Malen hatte aufschimmern sehen, nicht mehr, und alles lag gleichmäßig finster um sie her. Sie hätte beten mögen, wenn nicht alles in ihr jetzt so verworren, so leer und so tot gewesen wäre. Beten! Sie war ja seine Mörderin; wie hätte sie für ihn beten sollen? Da! was war das? Ganz deutlich vernahm sie jetzt aus der Ferne durch Regenrauschen und Windgepfeif ein Rollen, Schüttern und Dröhnen des Erdbodens. Das war keine Täuschung mehr. Es kam immer näher, immer deutlicher heran, und Claire erkannte auch die Richtung, von wo es kam. Und wie sie darauf zuschritt, gewahrte sie eine dunkle, hügelartige Erhöhung des Erdbodens, die wie von schweren, wuchtigen Schritten leise zu erzittern schien. Und nun wußte sie plötzlich, was es war: es war der Eisenbahndamm, der hier mitten durch das Feld schnitt, und dort hinten kam der Eilzug herangerasselt, der an dem kleinen Stationsgebäude nicht halten, sondern mit einem schrillen Pfiff daran vorüberschnauben würde, um der Stadt zuzujagen. Aber Claire wußte noch mehr als das. Sie wußte, daß auf diesen heranröhnenden Zug Bernhard Rolant, ihr Gatte, gewartet habe und daß derselbe über ihn hindonnern und ihn zerschmettern werde, weil er sich ihm entgegengeworfen, wenn nicht sie, Claire, in der letzten Minute noch ihn zurückreißen könne von dem sicheren Verderben und Untergang.

Woher sie das wußte, fragte sie nicht. Es stand ihr aber so deutlich vor der Seele, wie sie vordem gewußt hatte, daß Bernhard von der Fabrik noch nicht heimgekehrt, sondern ins freie Feld hinausgelaufen sei, um im Gefühl seiner Schmach und Erniedrigung Hand an sich selber zu legen. Und nun fiel gleichzeitig alles von ihr ab, was an sinnloser Angst und verblendender Erregung ihr die Seele durchwühlt hatte, der Sturm ihres Inneren legte sich. In der gleichen Sekundenhast, mit der sie zu dem Schlusse gelangt war, daß sie ihren Gatten jetzt und hier finden werde, fühlte sie auch eine Ruhe, Kraft und Besonnenheit in sich, die sie früher nie gekannt. Und sie wußte, daß hier alles auf dem Spiele stand und daß sich in Gedankenschnelle entscheiden müsse, ob sie Bernhard Rolant retten oder zu seiner Mörderin werden solle. „Bernhard!" gellte ihr Schrei aus befreiter Brust durch die Nacht, und abermals: „Bernhard!"

Keine Antwort; nur näher heran dröhnte das Schüttern und Stampfen des jagenden Zuges. „Bernhard!" Sollte alles doch nur eine Vision, eine Einbildung gewesen sein, welche die jähe Verzweiflung dieser Nacht ihr geboren? Unmöglich; er mußte hier sein, auf der Strecke zwischen ihrem Standpunkt und dem Stationsgebäude mußte sie ihn finden, ihn zurückreißen von dem Abgrund, dem er entgegenwankte.

Sie blickte um sich. Da blitzten zu ihrer Linken die Lichter des kleinen Bahnhofs auf; der Beamte hatte sie angezündet, um dem vorbeirasselnden Zug salutieren zu können. Und nun glühten die roten Laternen an der Maschine dieses letzteren von rechts her schon durch die Finsternis, und ein Schnauben und Rollen, wie von einem beutegierigen Ungetüm, das sich fauchend heranwälzt, scholl hinterdrein. Es war eine Sekunde unbeschreibbarer Todesqual für Claire. Dann lief sie an der Böschung des Eisenbahndammes entlang in der Richtung auf das Stationsgebäude zu, als wolle sie mit dem jagenden Zuge, der hinter ihr drein war, um die Wette zu laufen versuchen, und immer lauter, immer verzweiflungsvoller erklang ihr Ruf: „Bernhard! Bernhard!“

Dann wäre sie fast zusammengebrochen. Es war ihr, als sei das lechzende Ungeheuer, das seinen gewaltigen Schuppenleib schlangenartig heranbewegte, schon so dicht hinter ihr, daß sein heißer, lohender Atem sie beinahe versengte, als griffe es mit seiner Riesentatze nach ihr und schlüge sie zu Boden; und im gleichen Augenblick gewahrte sie dicht vor sich eine dunkle Gestalt, die gebückten Ganges, fast als berührten ihre vorgestreckten Hände den Erdboden, sich die Dammböschung hinaufwand. In der nächsten Sekunde mußte diese Gestalt oben angelangt sein; eine Sekunde später brauste, donnerte der Eilzug über sie hin — „Bernhard! Bernhard!“ Mit versagender Stimme, anklagend, wehevoll klang es durch die Nacht.

Die Gestalt hielt inne, ein totenblasses, gramverzerrtes Männerantlitz wandte sich, ein paar schreckensstarre Augen suchten die lichtlose Finsternis der Sturmnacht zu durchdringen. Bernhard Rolant lauschte wie entgeistert hinab. War das mehr wie die Stimme seines Gewissens, mehr wie die irre Sehnsucht und die Mahnung seines Herzens? — „Zu Hilfe, Bernhard, zu Hilfe!“ — —

Der Eilzug rasselte und donnerte droben auf dem Damm entlang, mit schrillem, ohrzerreißendem Pfiff flog er an dem kleinen Bahnhof vorüber, dessen Beamter salutierend auf dem Perron neben der Signalstange stand, und ein paar Sekunden später verhallte sein Dröhnen und Schüttern in der Ferne. An der Böschung, unweit der Haltestelle, aber kniete in Sturm und Regen der Spätherbstnacht Bernhard Rolant neben seinem ohnmächtig gewordenen Weibe. Er gab ihr hundert Schmeichelnamen, er bedeckte ihr kaltes Antlitz mit seinen lodernden Küssen, er wärmte ihren schlanken, erstarrten Leib in seinen Armen, an seiner Brust. „Claire!“ rief er immer wieder, „heiliger Gott, wie kommst du hierher? Und wache doch auf, Claire, mein liebes, mein geliebtes Weib! Wache auf! Ich will ja nicht sterben, will leben, leben für dich, — mit dir, — leben, leben, und du hast mich gerettet.“ —

Er rang die Nässe aus ihren aufgelöst niederhangenden Haaren, er trocknete ihr die beperlte Stirn, er riß sie endlich, da sie müde die Wimpern aufschlug, zu sich empor und hielt sie an seinem Herzen. „Claire!“ sagte er, und sein Auge verfolgte mit strahlendem Entzücken jede Regung des wiederkehrenden Lebens an ihr, „nur das eine Wort sprich mir, — sonst will ich dich nichts mehr fragen,

nichts mehr von dir wissen: — kamst du hierher um meinetwillen? Weil du mich suchtest? Weil du für mich fürchtetest?"

„Ja," sagte sie mit ganz klarer Stimme und sah ihn demütig und flehentlich zugleich an wie noch nie in ihrem Leben, „ja, Bernhard. Ich las deinen Brief, den ich erst hatte lesen sollen, wenn alles vorüber war, und ich wußte, daß ich gehen müsse, dich zu suchen, und ich wußte auch, daß ich dich finden würde, weil es eine zu harte Strafe für meinen Leichtsinn und meine Lieblosigkeit gewesen wäre, wenn ich deine Mörderin geworden."

„Du?" fiel er ein und suchte und fand ihre Lippen, „du, Claire? Wie hätte dich eine Schuld treffen können? Ich allein war feig und schwach und erbärmlich. Und weshalb warb ich nicht um dich, bis du mich liebtest? Weshalb rang und kämpfte ich nicht um deine Liebe, da sie doch in deinem Herzen schlummerte und nur der gesegneten Stunde harrte, um zu erwachen?"

„Wir beide kannten einander nicht, Bernhard," sagte sie, mit ihren Augen in den seinen ruhend, als wolle sie alles dort lesen, was seine Lippen ihr nie zu gestehen gewagt hatten. „Und heute Nacht standen wir am Scheidewege und hätten beide den Irrpfad eingeschlagen, wenn nicht das Wunder dieser Stunde uns davor bewahrt hätte. Wir haben einander viel zu beichten, Bernhard, und viel zu verzeihen. Unser künftiges Leben soll unsere Sühne sein, — wenn du so willst."

Er nickte ernst. „Weißt du auch, welch' ein Leben das sein wird, Claire?" fragte er düster.

„Ja," sagte sie festen Tons, „ein Leben der Arbeit und der Pflichterfüllung, der Treue gegen uns selbst und gegen die andern; keines mehr des Luxus und des Wohllebens, die wie ein fressendes Gift alles Edle und Gute in mir zerstört hatten. Ich bin bereit, diesen Weg mit dir zu gehen, Bernhard; du sollst nicht mehr über mich zu klagen haben. Sollte es aber einmal sein, so mahne mich an diese Nacht und an diese Stunde!"

Da schloß Bernhard Rolant aufjubelnd sein Weib in seine Arme und hob sie zu sich empor und trug sie an seiner Brust durch den Sturm und Regen der wilden Nacht über das Feld dem Wagen zu, der die beiden Geretteten ihrem Hause entgegenführte. Sie sprachen kaum mehr etwas zusammen, aber heilige Gelöbnisse wurden wach in ihrer Seele, als sie so Schulter an Schulter, mit verschlungenen Armen einem neuen Leben zustrebten. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr später kreuzte sich die Anzeige des Kommerzienrats Bernhard Rolant von der Entbindung seiner Frau, die ihm einen Knaben geschenkt hatte, mit der Verlobungskarte des Privatdozenten Dr. Helmut Hermsdorf, der seine Kousine Agnes Gundler heimführen wollte.

Die Brahmanenstadt am Ganges.

Von
Richard Garbe.

(Schluß.)

Benares ist außerordentlich reich an alten und wertvollen Sanskrit-Handschriften; ich bin überzeugt, daß sich dort im Privatbesitz mehr als hunderttausend befinden, darunter die seltensten, längst vergessenen und verschollenen Werke. Die Erwerbung solcher Schätze, ja selbst das Einsehen derselben, ist für den Europäer mit ungeahnten Schwierigkeiten verknüpft; die Besitzer betrachten alte Manuskripte, insbesondere vedische, als ein Familienheiligtum, das sie nicht nur vor „Unreinen", sondern vielfach auch vor ihren Brüdern in Brahma verborgen halten. Ich weiß von einem Falle, in dem ein Schüler ein seltenes auf ihn vererbtes Manuskript nicht einmal seinem Lehrer zeigen wollte. Die Veräußerung von Handschriften, vornehmlich der Verkauf an Europäer, gilt im Kreise der altmodischen orthodoxen Hindus geradezu für unehrenhaft; mir sind deshalb solche Sachen mehrfach heimlich im Dunkel des Abends und von Leuten gebracht worden, welche ihre Namensnennung verweigerten. Unglaubliche Ausreden werden von Pandits gebraucht, wenn sie ihre Handschriften nicht zeigen wollen; bald sind dieselben verliehen, bald an auswärtige Freunde geschickt, bald ist der Schlüssel zu der Truhe verloren gegangen; zwei Besitzern, welche mir ihre Schätze zu bringen versprochen hatten, stürzte das Haus ein, dessen Trümmer sämtliche Manuskripte begruben; und dergleichen mehr. Eine der peinlichsten Empfindungen für den europäischen Interessenten ist es, zu wissen, daß allwöchentlich alte Handschriften zu Grunde gehen, dadurch, — daß sie als Opfergaben in den heiligen Strom versenkt werden. Unberechenbar viel könnte für die Wissenschaft gewonnen und gerettet werden, wenn die höheren Regierungsbeamten sich mit einigem Interesse dieser Aufgabe annehmen würden; dem Commissioner Sâhib (Regierungspräsidenten) gefällig zu sein, thut der Eingeborene alles Mögliche und opfert einen großen Teil seiner Vorurteile. Aber die Regierung der Nordwestprovinzen steht, obwohl sich zur Zeit an ihrer Spitze ein Mann von der Begabung und litterarischen Größe Sir Alfred Lyalls befindet, der Wissenschaft mit einer Indifferenz gegenüber, welche für den Deutschen etwas geradezu Verblüffendes hat. Wie oft habe ich mir vorgestellt, was eine preußische Regierung in Benares thun würde, um die dort angesammelten litterarischen Schätze vor dem Verkommen und Vermodern zu bewahren! Der Commissioner und Collector von Benares sind zwei tüchtige Verwaltungsbeamte, aber ohne jedes wissenschaftliche Interesse und ohne eine Ahnung davon, daß sie sich dort ein monumentum aere perennius errichten könnten. Nun ist freilich Dr. Thibaut am Ort, der durch seine Stellung autoritativen Einfluß den Natives gegenüber besitzt, wenn auch nicht in dem Maße wie die beiden genannten Herren; wie aber verwendet die englische Regierung dessen Arbeitskraft, die mir oft Bewunderung abgenötigt hat! Jede andere Regierung würde sich glücklich schätzen, einen solchen Mann für einen solchen Ort gewonnen zu

haben, und ihn nach Kräften zu entlasten suchen, damit er Zeit zur Erfüllung wissenschaftlicher Aufgaben gewinne, für welche nur wenige befähigt sind; die englische Regierung thut genau das Gegenteil: sie überbürdet den arbeitsamen deutschen Gelehrten in einer Weise, wie keiner seiner Kollegen im übrigen Indien belastet ist, mit administrativen Bagatellen, Examinationen, der Verpflichtung am College englische Litteratur und Geschichte, europäische Philosophie, Nationalökonomie u. dergl. zu lehren; kurz sie vergeudet Dr. Thibauts Kräfte für Dinge, die von tausend anderen ebenso gut besorgt werden könnten. Die Unterrichts-Verwaltung in Indien ist in einer Weise korrupt, daß ich fürchte, wenn ich an einem andern Orte eine Darstellung derselben liefern werde, sie von meinen Lesern ungläubig aufgenommen zu sehen.

Dr. Thibaut wußte aus langjähriger Erfahrung, daß die vis inertiae der Distriktsregierung von Benares nicht aufzurütteln ist, ermunterte mich aber trotzdem, auf eigene Faust mein Heil zu versuchen. Ich stellte den Chefs der Verwaltung mit allem Eifer vor, was sie durch ihren Einfluß für die Wissenschaft und speziell zur Förderung der Zwecke meines Aufenthalts in Benares thun könnten. Man hörte mich, da ich von oben her empfohlen war, wohlwollend an, lud mich zum Dinner und schrieb schließlich ein paar Briefe an hochstehende, aber gänzlich unzuverlässige Eingeborene, um die Verpflichtung, meine Pläne zu fördern, auf sie abzuwälzen. Damit war „das Mögliche" geschehen, das heißt: nichts. Zum Glück merkte ich rechtzeitig, daß der gute Wille eines einzigen Pandits für meine Nachforschungen nach Sanskrit-Handschriften von unendlich viel größerem Nutzen sein würde als der ganze indifferente Regierungs-Apparat von Benares. Ich fand den geeigneten Mann in der Person des verhältnismäßig vorurteilsfreien Vindhyeçvaripraſad, der — selbst ein gelehrter Brahmane — ein merkwürdiges Geschick besitzt die Eigentümer von Manuskripten zum Verkaufe zu veranlassen. Der Mann ist rastlos thätig gewesen, um meine Wünsche zu erfüllen, und ich danke es fast allein seinen diskreten Unterhandlungen, daß ich schließlich im ganzen ein paar Hundert Handschriften für die königlichen Bibliotheken in Berlin und Tübingen erwerben konnte. Auch bin ich dem Pandit noch in anderer Weise verpflichtet. Zwar ist es ihm trotz aller Mühen nicht gelungen, mir den Anblick eines der altvedischen Opfer, die noch heute in Benares vollzogen werden, zu vermitteln — und ich stehe nicht an, die Zulassung eines Europäers zu denselben für eine absolute Unmöglichkeit zu erklären —; doch hat er mir Leute zugeführt, welche ich zu sehen und auszufragen wünschte, aber niemals gesehen haben würde, wenn sein Zureden ihre Voreingenommenheit und Ängstlichkeit nicht beseitigt hätte. Die folgende Begebenheit mag ein Beleg für die Schwierigkeiten sein, welche wissenschaftlichen Untersuchungen in Benares im Wege stehen; auch ergiebt sich aus ihr, wie wenig dort im Handumdrehen zu thun ist. Bald nach meiner Ankunft hatte ich bekannt werden lassen, daß ich Çakadvipiya-Brahmanen zu sprechen wünschte, an deren Herkunft sich interessante Fragen knüpfen. Diese Leute sind nämlich, wie Professor A. Weber gefunden hat, in historischen Zeiten aus Iran nach Indien gekommen und

haben höchst merkwürdiger Weise dort Eingang in die Brahmanenkaste gefunden; doch haben sie lange um ihre Anerkennung kämpfen müssen und sie auch heute noch nicht von allen Brahmanengeschlechtern erhalten. Ich war begierig die Traditionen dieser Çakadvipiyas zu erfragen; die Gelegenheit schien außergewöhnlich günstig, denn in Benares leben etwa dreihundert Angehörige dieses Stammes. Doch wartete ich vergebens. Erst nach nahezu einem halben Jahre brachte mir Vindhyeçvaripraśad einen solchen Brahmanen ins Haus: einen älteren, nur mit einem Schurze bekleideten Mann, der noch niemals mit einem Europäer geredet und sich deshalb höchst ängstlich geberdete. Mein Pandit sprach ihm Mut zu; und so begann er denn zu erzählen: die Kunde, daß der „Sahib von auswärts" sich für die Çakadvipiya-Brahmanen interessiere, habe in ihrem Kreise großen Schrecken hervorgerufen; was könne der Sahib von ihnen wollen? Es müsse doch wohl seine Absicht sein, sie sämtlich ergreifen und nach Wilayet (Europa) transportieren zu lassen! Um diese drohende Gefahr abzuwenden, hätten sie sich gegenseitig versprochen, sich von mir ganz ferne zu halten. „Noch heute früh," sagte er, „haben mich meine Freunde beschworen nicht zu dem Sahib zu gehen; aber Pandit Vindhyeçvaripraśad hat mir viel von Euch erzählt und versichert, daß Ihr kein Brahmanenräuber seid." Ich lachte, und der sonderbare Kauz war leidlich beruhigt; doch kam seine Angst wieder zum Ausbruch, als ich anfing ihn zu examinieren und mir Notizen zu machen; bei jeder Erkundigung fragte er mich mißtrauisch, warum ich das wissen wolle; die „Wißbegierde" ließ er nicht gelten. Schließlich gelang es mir, seine Bedenken zu beseitigen: „Weil ich unter allen Brahmanen die Çakadvipiya-Brahmanen am meisten verehre." Man mag bei uns den Kopf darüber schütteln, daß in diesem Tone dort geredet werden kann und unter Umständen geredet werden muß; aber je plumper, desto wirksamer sind Schmeicheleien in Indien. Der Gute verließ mich ganz glücklich: er wäre mit solcher Angst gekommen und nun habe er einen so freundlichen Sahib gefunden, dessen Umgang selbst für Brahmanen ein „Reinigungsmittel" sei. Er versprach wiederzukommen und hielt Wort.

Damit will ich von den Pandits und den Brahmanen Abschied nehmen. Meine Aufzeichnungen über Benares enthalten sonst nicht viel, was von allgemeinerem Interesse sein dürfte; doch wird eine Charakteristik einiger der vornehmsten Eingeborenen am Platze sein.

An der Spitze der einheimischen Gesellschaft steht der alte Maharaja von Benares, einer der zahlreichen indischen Fürsten ohne Land, der in dem Palaste von Ramnagar auf dem Benares gegenüberliegenden Flußufer in aller Stille die behagliche Existenz eines Scheinkönigs führt. Der alte Herr ist jetzt, wie die meisten seinesgleichen, der treueste Unterthan der „hohen Mutter", der Maharani von Wilayet „der Großkönigin von Europa" — oder wie die Königin von England sonst genannt werden mag —, und dafür mit dem Großkreuz des Order of the Indian Empire geschmückt. Doch erzählt man sich ganz andere Dinge aus dem dunklen Jahre 1857, in dem der Maharaja eine so zweideutige Rolle gespielt hat, daß er nach der Pazifizierung von Benares gehängt werden

sollte. Er verdankt sein Leben nur der geschickten Intervention des Raja Çivaprasad, der noch heute sein vertrautester Freund und, obwohl in keiner amtlichen Stellung sich befindend, doch thatsächlich Premierminister in Ramnagar ist. Der Maharaja spricht nur Hindustani und ist so vorurtellsvoll-orthodox, wie nur ein Hindu sein kann; seit Jahren verwacht er die Nächte im Gebet und Götzendienst, um die Sünden eines ausschweifenden Lebens gut zu machen. Die handschriftliche Bibliothek des Maharaja zu sehen, welche noch nie der Fuß eines Europäers betreten, war von Anfang an mein glühender Wunsch gewesen; ich habe mich mit allen Mitteln bemüht, dort Einlaß zu erhalten, dem alten wohlwollenden Herrn selbst und Çivaprasad unablässig zugesetzt — und mit einem vollständigen Mißerfolge geendet. Nach echt orientalischer Weise ist meine Bitte nie direkt abgeschlagen, sondern stets dilatorisch behandelt worden. Schon als meine Hoffnungen sich darauf reduziert hatten, nur wenige Werke, die mich speziell interessieren mußten, zu sehen, verstand es Çivaprasad sehr geschickt, mich Monate über Monate hinzuhalten, und zwar in gleichmäßig süßlich-verbindlicher Weise. Er versprach die betreffenden Sachen in einem geeigneten Zeitpunkt für sich selbst aus der Bibliothek des Maharaja zu entnehmen und mir dann zukommen zu lassen. Nachdem ich lange genug gewartet, wurde mir mitgeteilt, daß die Litteraturgebiete, nach denen ich gefragt, überhaupt nicht vertreten seien. Darauf bat ich mir eine Durchsicht des geschriebenen Katalogs zu gestatten, damit ich einige Werke bezeichnen könne, die für mich in der Bibliothek von einem eingeborenen Schreiber auf meine Kosten zu kopieren seien. Dies wurde mir zwar in Aussicht gestellt, aber nie erfüllt. Çivaprasad hat plein pouvoir in Ramnagar und hätte mir, wie von meinen Pandits und sonstigen eingeborenen Bekannten auf das bestimmteste versichert wurde, die Benutzung der fürstlichen Bibliothek ohne jede Mühe ermöglichen können; thatsächlich hat er nie die Absicht gehabt den Maharaja, welchem er, selbst von Hause aus unbemittelt, allen äußeren Glanz verdankt, der ihn jetzt umgiebt, zu einem ausnahmsweisen Aufgeben seiner Vorurteile zu bestimmen. Ich kann im Grunde dem Mann nur deshalb böse sein, daß er mir nicht gleich zu Anfang mit einem entschiedenen Nein geantwortet hat.

Am 10. Dezember 1885 war die Gesellschaft von Benares und den naheliegenden kleineren Städten, etwa 140 Personen, nebst den angesehensten Eingeborenen zu einer großen Festlichkeit vom Maharaja nach Ramnagar geladen; leider mußte der Vicekönig, dem zu Ehren dieselbe gegeben wurde, sein Erscheinen absagen lassen, da er am Fieber erkrankt war. Es war viel geschehen, um die Nacht glänzend zu gestalten; die Frau Collector hatte alles bis in das Detail arrangiert und Sr. Hoheit nur die Ehre überlassen die Rechnungen zu bezahlen. So haben wir in Ramnagar die Gotteslästerung begangen und — Rindfleisch gegessen; den Wirten muß die Haut dabei geschaudert haben, denn vor nicht langer Zeit hatte erst der Maharaja auf Anstiftung seiner Priester bei den Herren von der Regierung durchzusetzen versucht, daß ein Verbot erlassen werde, in der heiligen Stadt Rindvieh zu schlachten. Nachträglich erfuhren wir, daß sämtliche Räumlichkeiten, in denen wir uns in jener Nacht bewegt, Tags darauf nicht nur gescheuert, sondern

frisch gekalkt worden sind, um die durch unsere Anwesenheit hervorgerufene Besudelung zu entfernen; indessen empfindet der Europäer so etwas in Indien nicht als Beleidigung.

Schon der Eintritt in die mit Teppichen bedeckten und durch Fackeln und Ballons erleuchteten Höfe war vielversprechend. Diener wimmelten durch einander, und Sänften drängten sich hin und her, in denen die geladenen Damen von den Wagen zu dem eigentlichen Palast befördert wurden. In dem Audienzsaal empfing uns der alte Maharaja, der auf einen Stock gestützt geht und stets von mehreren Dienern geleitet wird, nebst seinem Erben und Adoptivsohn, dem Kumvar Sahib (Herrn Prinzen), einem finsteren, mißvergnügten Mann, dessen tückische Mienen sich den ganzen Abend auch nicht zu einem Lächeln verzogen. An dem Empfangssaal waren die Dutzende, in drei langen Reihen dicht neben einander hängenden Kronleuchter aus grünem und rotbraunem Glas vornehmlich bemerkenswert: der besondere Stolz aller reichen Natives in jenem glasarmen Lande, das diesen Luxus aus Europa beziehen muß. Der anstoßende Speisesaal, in dem uns unter den Klängen einer englischen Militärkapelle ein Dinner, das Konvert zu 15 Rupien und allein für mehr als 1000 Rupien Champagner, serviert wurde, machte einen imposanten Eindruck: in der Mitte des Saales ein Wasserbassin mit Blumenanlagen; die mit tausenden von Rosen geschmückten Tafeln zwischen diesen und den Wänden; die Decke gebildet durch baldachinartig herabwallendes Zeug. Die geladenen Hindus saßen natürlich nicht bei Tisch; nur der Maharaja, der Kumvar und der von dem letzteren glühend gehaßte Çivaprasad gaben uns die Ehre, selbstverständlich ohne zu essen und zu trinken. Gegen das Ende des Mahles brachte der Maharaja die erforderlichen Toaste auf die „uns beschützende Königin" und Lord Dufferin aus, mit einem allgemeinen Jubel erregenden, spöttischen Seitenhieb auf den Maharaja von Rus (den Zaren). Çivaprasad übersetzte die beiden Toaste aus dem Hindustani ins Englische. Der Kumvar versuchte bei dem ersten in ostensibler Weise sitzen zu bleiben und mußte von einem hochstehenden Engländer brüsk aufgefordert werden sich zu erheben. Noch eine andere kleine Episode kann ich meinen Lesern nicht vorenthalten; denn sie ist, obwohl shocking, doch gar zu charakteristisch. Einer der älteren Missionare, Reverend ..., ein Mann in den Fünfzigen, „der Polonius von Benares", hatte wieder einmal des Guten zu viel gethan und fühlte sich plötzlich unbehaglich; entweder war er zu trunken, oder das Unwohlsein hatte einen zu akuten Charakter, um ihm ein Verlassen des Mahles zu gestatten; kurz: er erhob sich, wendete sich einfach um, lehnte sich über seinen Stuhl und deponierte die Masse seiner Genüsse in unförmlicher Gestalt mitten in den Speisesaal. Eine treffliche Ermutigung für die indischen Dienerscharen sich von dem Herrn bekehren zu lassen! Der status quo ante ist bei einem solchen Vorkommnis in indischen Häusern nicht so leicht wiederhergestellt als bei uns, denn kein Hindu berührt etwas derartiges außer den Angehörigen der tief verachteten Kaste der Kehrer, und solch ein Mann war zur Nachtzeit nicht zu finden. Die Dienerscharen standen ratlos, und eine Zeit lang schien es, als ob keine Möglichkeit sei, die Spuren der missionarischen Thätigkeit zu entfernen; bis jemand auf den

guten Einfall kam, die Tafeln ihres Schmuckes zu entkleiden und Haufen über Haufen von Rosen auf die verhängnisvolle Stätte zu schütten.

An das Dinner schloß sich zuerst ein Natsch (hindûst. Tanz) an, wie ich ihn dort zum ersten Mal, aber später mehrfach in den Häusern wohlhabender Hindus gesehen habe. Man mag sich das denkbar langweiligste und einförmigste dieses Genres vorstellen; der indische Natsch wird auch hinter den mäßigsten Erwartungen des Europäers zurückbleiben. Eine ganze Nacht hindurch drehen sich einige vom Hals bis zu den Fußsohlen in dichten, schweren Kleidern steckende Mädchen langsam trippelnd unter beständigen Verrenkungen der Arme herum; ihr näselnder, eintöniger Gesang wird von den schrillen Tönen mehrerer einheimischer Instrumente begleitet, d. h. von zwei oder drei Takten in unablässiger Wiederholung, so viel ich wenigstens hören konnte. Der Hindu, selbst der gebildetste, wird nie eines solchen Augen- und Ohrenschmauses müde. Die meisten Reisenden pflegen in Entzücken zu geraten über diese schmutzigsten aller Töchter Indiens, die Natsch-Mädchen, und dieselben eigens zu dem Zwecke, ihnen einen poetischen Glanz zu verleihen, mit dem seit Jahrzehnten in Indien außer Kurs gesetzten, volltönenden portugiesischen Namen „Bajaderen" zu bezeichnen. Es sind das dieselben Männer, welche mit Devotion von Rajas als „Fürsten" sprechen und ihre europäischen Wirte, deren keiner einen Raja als seinesgleichen ansieht, täglich und stündlich aufs neue durch ihre Phantastereien über alles, was indisch ist, verblüffen.

Der Natsch in Rammagar wurde unterbrochen durch eine wahrhaft schauerliche Darstellung einer Begebenheit aus dem nationalen Epos Mahabharata: schrecklich ausgeputzte Kerle stürzten beständig mit blanken Schwertern schreiend auf einander los, doch gelang es mir nicht einen Zusammenhang in diese clownhafte Vorstellung zu bringen. Gegen Mitternacht folgte ein glänzendes Feuerwerk auf dem Flusse, das wir von einer Veranda mitansahen: die Darstellung einer Seeschlacht. Darauf wurden den Damen Blumensträuße gebracht und die Herren von dem Kunwar mit silberfarbigen Flitterketten geschmückt. Dies pflegt zum Abschied zu geschehen, aber der Wink wurde nicht beachtet. Da die europäische Gesellschaft noch nicht gesonnen war das Fest zu verlassen, arrangierte der Commissioner in dem Empfangssaale einen Ball, dessen munteres Treiben den Kunwar ganz besonders mißvergnügt zu stimmen schien. Um drei Uhr Morgens nahmen wir endlich Abschied von dem „Großkönig von Benares".

Ich habe den Abend etwas ausführlich beschrieben, weil nach diesem Muster alle Festlichkeiten im Palaste zu Rammagar vor sich gehen. Sieben Wochen später genoß ich eine teilweise Wiederholung des dort Gesehenen und Gehörten bei Gelegenheit eines Vormittagsempfanges, der am 27. Januar 1886 den fremden, von den großen Manövern in Dehli kommenden Offizieren gegeben wurde. Der distinguierten Gesellschaft, welche ich begleiten durfte, zu Ehren war das Programm durch einige Extraeinlagen ausgezeichnet. Als wir vor Rammagar landeten, standen die riesigen Elefanten des Maharaja am Ufer, bereit uns die kurze Strecke Weges zum Palaste zu befördern. Der Lärm von Pauken und Trommeln begleitete uns bis in den Hof, in welchem er vor einer God save the Queen intonierenden

Kapelle verstummte. Eine stattliche Front Sepoys salutierte. Nach orientalischer Etikette empfing uns der älteste, etwa zwölfjährige Sohn des Kunwar in der Mitte des Hofes, am Thore des eigentlichen Palastes der Kunwar und auf halber Treppe der Maharaja. In dem Empfangssaale nahmen wir auf Stühlen im Halbkreise Platz, in der Mitte der Maharaja und zu seiner Rechten der österreichische Delegierte Prinz Esterhazy. Für beide wurden gigantische Wasserpfeifen gebracht, und der bedauernswerte Prinz zog an dem endlosen Schlauch mit einem Unbehagen, das an Intensität der Wonne des Maharaja gleichzukommen schien. Für alle anderen wurden Zigarren herumgereicht. Als der Maharaja darauf seine Rede begann, welche wiederum von Çivaprasad verdolmetscht wurde, vermochte er nicht zu verschweigen, daß ihm die Offiziere durch ihr Erscheinen in Zivil den Spaß verdorben hätten; er habe sich so darauf gefreut, alle die verschiedenen bunten Uniformen zu sehen. Trotzdem bewillkommte er seine Gäste in enthusiastischer Weise und war bald bei dem „Quirlen des Ozeans", einem Vorgang, der in der indischen Mythologie eine Rolle spielt und den Hindus als eine besonders großartige Idee erscheint. Also: unter den schönen Dingen, welche das Buttern des Ozeans zu Tage förderte, befanden sich auch die vierzehn Edelsteine; und — o Wunder — diese vierzehn Edelsteine im Original mit leiblichen Augen zu schauen, war dem beglückten alten Herrn heute beschieden. Der Gute ließ sich in seiner offenbar vorbereiteten Rede nicht im mindesten dadurch beirren, daß von den vierzehn Edelsteinen fünf erkrankt und drüben in Benares geblieben waren. Darauf derselbe Ratsch, dieselbe sogenannte Musik, dieselbe Prügelvorstellung wie vor einigen Wochen. Zugegeben wurde „ein Kampf des Gottes Indra mit zwei Dämonen", als welche übrigens die aufgeputzten Schensale aus der vorangegangenen Pantomime ohne irgend welchen Wechsel der Kostüme figurierten. Bald gingen die Dämonen heraus, und Indra stand mit würdevoller Geberde im Saal, bis seine beiden Feinde wieder hereinspazierten und sich mit ihm unter Gebrüll herumschlugen; bald stolzierte Indra heraus, den Dämonen das Feld überlassend; und schließlich verlief der ganze Kampf resultatlos. Die vornehmen Natives waren entzückt. Der Maharaja bekränzte uns darauf mit den üblichen, diesmal prunkvolleren Ketten und geleitete uns auf eine Veranda, wo der Kunwar Proben seiner Geschicklichkeit im Schießen zum besten gab. Er ließ durch einen Diener Münzen in die Luft werfen, verfehlte aber dieselben zweimal zu seinem unverhohlenen Unmut; beim dritten Mal mußte er seines Zieles gewiß sein: der Wurf wurde wohl fünfzigfach wiederholt, befriedigte aber den Kunwar nicht, obwohl allmählich die Münze in unmittelbare Nähe des Gewehrlaufes gewirbelt wurde. Der boshafte Ausdruck seines Gesichtes wurde immer tückischer, und einer der Offiziere flüsterte mir zu: „Wenn ihm die Münze jetzt nicht richtig in die Schußlinie kommt, schießt er auf den Mann." Nun, glücklicher Weise konnten wir im nächsten Augenblick unseren obligaten Beifall klatschen; denn die Münze flog getroffen ins Weite. Nachdem der Maharaja noch jedem von uns einige Tropfen Rosenöl aufs Taschentuch gegossen, drückten wir ihm mit Good bye, Your Highness oder Sâlâm, Mahârâja Sâhib im Empfangssaal die Rechte, dem Kunwar

mit einer ähnlichen Wendung am Eingangsthor und dem Enkel in der Mitte des Hofes. Während wir die Elefanten bestiegen, brachten Diener für jeden von uns einen Rosenstrauß, und in wenigen Minuten waren wir wieder auf dem Flusse. Die Offiziere, welche am Nachmittag mit einem Extrazug nach Kalkutta weiterfuhren, erklärten, daß seit Bombay nichts ihnen so interessant gewesen sei als dieses altindische Leben und Treiben von Benares.

Ungleich viel interessanter als die Familie in Ramnagar ist Çivaprasad, der sich von einem einfachen Sprachlehrer zu der bedeutendsten Persönlichkeit unter den Eingeborenen der Nordwest-Provinzen emporgearbeitet hat und jetzt den Engländern, von denen er den Raja-Titel sowie den Star of India erhalten, als diplomatischer Vermittler ebenso unentbehrlich geworden ist wie dem Maharaja von Benares. Çivaprasad gehört der heterodoxen Sekte der Jaina an, spielt aber den rechtgläubigen Hindu und beobachtet die entsprechenden religiösen Gebräuche, schätzt jedoch europäische Wissenschaft und spricht englisch mit Eleganz. Er ist eine Zeit lang Mitglied des gesetzgebenden Rates (legislative council) in Kalkutta gewesen und hat bei der Diskussion der berüchtigten Ilbert Bill, d. h. des Gesetzentwurfes, welcher Europäer unter die Jurisdiktion einheimischer Richter stellen wollte, als der einzige Eingeborene Indiens auf seiten der europäischen Opposition gestanden; — ob als Streber oder weil er wirklich von der höheren intellektuellen und moralischen Kraft der Europäer überzeugt ist, wird schwer zu entscheiden sein. Von meinen verschiedenen Besuchen bei dem Raja, der des Nachmittags in seinem Gartenhause inmitten der Stadt sich sprechen läßt, ist der erste der merkwürdigste gewesen. Eine Schar von Dienern empfing mich am Eingang, und ein etwas englisch sprechender Mann führte mich durch die hübschen Anlagen nach einer Veranda, in der er mich einstweilen zu unterhalten suchte; denn der Raja übte in einer Ecke des Gartens seine ostensible Puja (Gottesdienst), die von einem alten vorlesenden Pandit geleitet wurde. Viele Leute von der Straße hatten sich dazu eingefunden: bei solcher Gelegenheit ist jeder willkommen und dem Raja Çivaprasad doppelt willkommen. Mein Führer erkundigte sich, ob ich der Freund des Principals des College wäre, den der Raja neulich besucht habe. Als ich bejahte, bat er um meine Visitenkarte. Er las, sah mich an und sprach: You are a great man. Mein Leugnen half mir nichts: No, no; a professor is a great man. Nach einigen Minuten war die Puja zu Ende, und der Raja kam an der Spitze eines zahlreichen Gefolges zu mir, mehrfach um Entschuldigung bittend, daß er mich habe warten lassen. Dann stellte er mich zunächst dem Pandit vor, dem er auf Hindustani erzählte, daß dieser gelehrte Sahib eigens deshalb aus Wilayet nach Benares gekommen sei, um indische Philosophie an der Quelle zu studieren. „Asmadîyam bhâgyam, unser Glück," sagte der zitternde Greis zu mir auf Sanskrit. „Nein, madîyam bhâgyam, mein Glück", erwiderte ich. Freudiges Gemurmel. „Mahatî kripâ, großes Mitleid," antwortete der geschmeichelte Alte, und als ich darauf die Gelehrsamkeit der Benares-Pandits im allgemeinen und besonders einiger lobte, welche ich namhaft machte, unterbrach mich die ganze Gesellschaft mit mehrfachen Beifallsrufen.

Der Raja führte mich nun in sein Haus und erzählte mir mancherlei Interessantes; namentlich sprach er mit großer Bewunderung von dem ersten Deutschen, den er kennen gelernt, dem Prinzen Waldemar von Preußen, welcher von 1844—1846 in Indien gereist war. „In Lahore, berichtete Çivaprasad, empfing der Prinz die Nachricht von der Erkrankung seiner fürstlichen Mutter und entschloß sich zu sofortiger Rückkehr. Der dortige Gouverneur erklärte dieselbe für eine absolute Unmöglichkeit, da der Weg von Lahore nach Bombay — etwa 200 deutsche Meilen — durch unwirtliche Gegenden und verschiedene unabhängige Staaten führe; die Reise sei höchst gefährlich. Der Prinz aber nahm eine Karte von Indien und zog mit dem Bleistift eine gerade Linie von Lahore nach Bombay: „So werde ich reisen." Sämtliche eingeborne Diener nahmen sofort ihre Entlassung, und der Prinz stand mit seinen beiden Adjutanten allein; doch ließ er sich in seinem Vorhaben nicht beirren, sondern wählte unter 300 Kamelen die stärksten aus und rüstete sich, unter alleiniger Begleitung zweier Sepoys, die ihm der Gouverneur zur Verfügung stellte, aufzubrechen. Da ging ich (Çivaprasad) zu dem Prinzen und bot ihm meine Dienste als Dolmetscher an; der Prinz empfing mich aufs wärmste wie einen alten Bekannten und eroberte mein Herz im Umsehen. Freilich hatte ich zu Anfang keine Ahnung von den Anstrengungen der bevorstehenden Reise; ich hatte geglaubt in einem Palankin getragen zu werden und mußte nun auf ein Kamel steigen, was ich nie zuvor gethan. Aber das Beispiel des Prinzen und seiner Attachés — der Raja erinnerte sich noch des Namens eines derselben: Count Gröben — begeisterte mich und die beiden Sepoys so, daß wir nach wenigen Tagen nichts mehr von den Strapazen empfanden. In Eilmärschen von 50 (englischen) Meilen täglich legten wir die Reise zurück, passierten Bikaneer und langten nach drei Wochen in Bombay an, ohne ein Abenteuer erlebt zu haben. Nichts hat der Prinz vor uns voraus haben wollen; die Nächte schlief er auf genau eben solchem Feldbett wie die Sepoys und ich. Ach, wenn wir in Indien solche Fürsten gehabt hätten! Unsere Herrscher standen in den Schlachten hinter der Front und nicht wie preußische Heerführer vor derselben. Ich habe mit so vielen Aufständigen vom Jahre 1857 gesprochen, und sie alle klagten, daß es uns nur an tüchtigen Führern gefehlt; wir hatten das Land ja schon in unserer Hand; die Engländer mußten alles Kriegsmaterial erst wieder aus Europa bringen und doch . . ." Ich blickte überrascht auf; denn zu mir redete der loyalste Freund der englischen Regierung. Die Unterhaltung wendete sich auf die Philosophie, und Çivaprasad sprach mit Sachkenntnis über Spinoza; das höchste aber, schloß er, sei doch in seinem Heimatlande gedacht; und wie er mich durch die tiefgebückten Dienerscharen hindurch an mein draußen wartendes Pferd geleitete, rezitierte er singend eine berühmte Stelle aus der Brihadaranyaka-Upanishad, die Abschiedsrede Yajnavalkya's zu seiner Gattin Maitreyi: „. . . Kein Bewußtsein giebt es nach dem Tode; höre, also rede ich zu dir. Wo eine Zweiheit von Wesen ist, da kann einer den andern sehen, einer zum andern reden, da kann einer den andern hören, vorstellen, erkennen. Wo aber einem alles zu seinem Ich geworden ist, durch

wen soll er und wen soll er dann sehen, durch wen und zu wem soll er dann reden, durch wen und wen soll er dann hören, vorstellen, erkennen?"

Es leben noch einige weitere Rajas, auch depossedierte muhammedanische Fürsten, in Benares; doch ist keiner von solcher Bedeutung, daß er verdiente außerhalb Indiens genannt zu werden, ebensowenig wie alle die reichen Hindu-Bankiers und sonstigen Nabobs, die in stattlicher Anzahl in Benares leben und besonders als solche zu erkennen sind, wenn sie gegen Abend in eleganten europäischen Wagen nach ihren vor der Stadt gelegenen Gartenhäusern herausfahren, um sich von des Tages Last und Arbeit zu erholen — in den Armen der dorthin bestellten Natsch-Mädchen.

In der zweiten Hälfte des diesjährigen Januars waren meine Arbeiten in Benares vollendet und meine Koffer mit Manuskripten gefüllt. Ich habe selten ein solche Befriedigung empfunden wie in dem Augenblicke, da der Zug sich in Bewegung setzte, der mich in 43 Stunden an den Ausgangspunkt meiner indischen Reise, nach Bombay, zurückbringen sollte. Die Bahnfahrt ist mir nicht lang geworden; denn die bunten Bilder einer reichen Erinnerung wogten vor meinem Geiste auf und nieder. Einen kleinen Teil derselben habe ich in den vorliegenden Blättern zu fixieren versucht.

Der Ausdruck des Auges in gesunden und kranken Tagen.

Von

Hugo Magnus.

Die Rolle, welche das Auge bei der plastischen Darstellung der seelischen Zustände spielt, ist eine so bedeutungsvolle, daß sie durch die mimische Thätigkeit keines anderen Organes unseres Körpers erreicht, geschweige denn übertroffen würde. Deshalb hat auch der Mensch sehr früh, sobald er überhaupt auf diejenige Höhe seiner kulturellen Entwickelung gelangt war, welche ihm ein Reflektieren über sein eigenes Ich gestattete, sich lebhaft mit der mimischen Bedeutung des Auges zu beschäftigen begonnen. Und so erfreut sich denn das Auge bei allen Völkern einer sehr bedeutenden mimischen Wertschätzung; und die Literaturen aller Zeiten und Nationen geben beredtes Zeugnis davon, wie hoch man die mimische Leistungsfähigkeit des Sehorganes achtete. Alle Gefühle, welche das Menschenherz bewegen, sollten durch das Auge zum Ausdrucke gelangen; das höchste Glück wie der tiefste Schmerz, sie sollten aus dem Auge so deutlich strahlen, daß jeder diese Sprache der Seele zu verstehen und zu deuten vermöchte. Denn das Auge ist der Spiegel der Seele, so lehrte Wissenschaft und frommer Glaube Jahrhunderte lang, und noch heute erfreut sich dieses geflügelte Wort in weitesten Kreisen unbedingtester Anerkennung. Der Zweck dieser Zeilen soll nun keineswegs der sein,

das Auge dieser seiner mimischen Superiorität zu entkleiden, sondern dieselben sind nur bestrebt, all' das Irrtümliche, mit dem Aberglaube, Mythus, frommer Wahn und Phantasie die mimische Thätigkeit des Auges umkleidet haben, zu beseitigen und die eigene Leistungsfähigkeit des Sehorgans bei der Verkörperung seelischer Affekte zur Darstellung zu bringen.

Im allgemeinen ist man bisher der Ansicht gewesen, daß das Sehorgan bei der Wiedergabe seelischer Vorgänge eine ganz besondere aktive Thätigkeit entfalte; und zwar hat man geglaubt, daß der Augapfel allein der Träger all' und jeder mimischen Leistung sei. Das Auge sollte durch eine geheimnisvolle, seinen Tiefen enteilende Strahlung die verschiedensten Zustände des Geistes verraten. Ein rätselhaftes, der unfaßbaren Natur der Seele verwandtes oder gar mit ihr identisches Fluidum sollte dem Augapfel fort und fort entstrahlen und bei seinem Übertritt in die sinnliche Welt der Erscheinungen die Stimmungen des Geistes anzeigen. Das blitzende Feuer des in Freude aufleuchtenden Auges sowie der umflorte Blick des Traurigen, der klare und helle Blick des Gesunden sowie der verschleierte Ausdruck des von schwerer Krankheit Befallenen, sie alle sollten durch die dem Augapfel selbst eigene Thätigkeit erzeugt werden, sie sollten das ausschließliche Verdienst des Sehorganes sein. Und zwar wurde dieser Ansicht nicht nur in den Kreisen der Laien gehuldigt, sondern auch die Wissenschaft bekannte sich unbedingt zu ihr. Noch in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts, zu jener Zeit, wo die Naturwissenschaften und mit ihr die Medizin die Wege der philosophischen Spekulation wandelten, galt es als ein unbestreitbares Dogma, daß eine dem Augapfel eigentümliche nervös-geistige Strahlung die vornehmste Repräsentantin der mimischen Funktionen sei. Die berühmtesten physiognomischen Werke jener Zeit, wie die von Lavater, Carus u. a. vertreten diesen Standpunkt. Erst der moderneren Medizin, welche ihre Erkenntnis aus dem Experiment und der klinischen Erfahrung schöpft, war es beschieden, die wahre, mimische Leistungsfähigkeit des Auges zu erkennen und die physiognomischen Erscheinungen in ihre einzelnen Faktoren aufzulösen. Der erste, welcher auf dem uns hier beschäftigenden Gebiet Klarheit schuf und an Stelle eines Jahrhunderte, ja Jahrtausende alten Irrtums und Aberglaubens klare, sichere Erkenntnis setzte, war der berühmte Johannes Müller, der Vater der heutigen Physiologie. Er erkannte mit seinem nüchternen, kritischen Blicke, daß die mimisch-physiognomischen Funktionen des Auges mit einer geheimnisvollen, nervös-geistigen Strahlung ganz und gar nichts zu teilen hätten, vielmehr ausschließlich nur durch jene physikalisch-optischen Gesetze beherrscht würden, denen die Thätigkeit des Auges überhaupt gehorsamt. Auf diesem streng wissenschaftlichen Boden darf allein die Untersuchung der physiognomischen Vorgänge folgen und sie giebt uns auch, wie dies die folgenden Zeilen darthun sollen, vollsten Aufschluß über die mimische Bedeutung des Auges.

Beschäftigen wir uns zuvörderst mit dem auffallendsten mimischen Produkt des Auges, mit dem Feuer desselben. Die antike Medizin sah in dem Feuer, dem Leuchten und Blitzen des Auges die unmittelbare Äußerung einer im Inneren des Sehorganes vorhandenen geistigen Materie. Diese eigentümliche Anschauung

wurzelte in den physiologischen Vorstellungen, welche sich die antike Medizin über das Zustandekommen des Sehaktes gebildet hatte. Mochten auch die Lehren, welche die alten Philosophen und Naturforscher über das Sehen produziert hatten, noch so verschiedene sein, der Grundgedanke wohnte den meisten derselben inne, daß ein aus dem Gehirn in die Augen und von da in die Außenwelt strahlendes Fluidum der Träger und Vermittler des Sehaktes sei; diese Ansicht vertraten Plato, Galen u. a. m. Die im Auge weilende geistige Materie sollte bei dem Zustandekommen des Sehaktes ungefähr die Rolle spielen wie die Fühler bei gewissen Tieren. Wie z. B. die Schnecke mit ihren Fühlhörnern sich über die Beschaffenheit ihrer Umgebung unterrichtet, wie sie sorgsam hier und dorthin ihre Taster ausstreckt, um Kundschaft einzuziehen, so sollte auch das Auge mittelst der ihm entstrahlenden nervös-geistigen Materie die Objekte in direktester Weise betasten und befühlen. Lucrez hat in seinem bekannten Lehrgedicht „über die Natur der Dinge" dieser Vorstellung in höchst charakteristischer Weise zur Darstellung verholfen.

Sobald man aber der Meinung war, daß im Inneren des Sehorganes unter allen Umständen ein seelisches Fluidum wohnen müsse, daß ohne dasselbe der Sehakt nicht sich vollziehen könne, lag die Versuchung sehr nahe, diese dem Auge vindicierte geistige Materie nun auch für die Verkörperung aller Affekte der Seele in Anspruch zu nehmen. Und die antike Welt hat auch keinerlei Bedenken getragen, dieser Versuchung Folge zu geben; vielmehr stellte man die Behauptung auf, daß der im Inneren des Augapfels hausende seelische Stoff die Zustände der Seele in unmittelbarer Weise durch Ausstrahlung aus dem Auge der Außenwelt verrate. Der eigenartige Glanz, welcher dem Auge eigentümlich ist und der durch seine verschiedenen Intensitätsgrade die seelischen Affekte kennzeichnet, sollte eben nichts Anderes sein als jenes hypothetische geistige Fluidum, welches aus dem Gehirn in das Auge und aus dem Auge in die umgebende Welt ausstrahle. Bei gehobenen, freudigen Affekten sollte nun eine Vermehrung des Zuflusses jenes geistigen Stoffes zum Sehorgan stattfinden und dementsprechend dann auch eine größere Ausstrahlung desselben aus dem Auge erfolgen. Diese stärkere Ausstrahlung sollte dann wieder die Erklärung bieten für den vermehrten Glanz, welcher bei allen freudigen Erregungen der Seele erfahrungsgemäß am Auge sich zeigt. In ähnlicher Weise faßt man die Ausdrücke der Trauer sowie aller die Seele deprimierenden Affekte auf. Im Zustand der Betrübnis sollte der Abfluß der geistigen Materie aus dem Gehirn in das Auge erheblich verringert sein und infolge dessen auch ein verminderter Ausfluß aus dem Auge resp. eine Herabsetzung der Intensität des Augenfeuers erfolgen. Und genau auf demselben Wege suchte man auch die Veränderungen des Augenfeuers, wie sie in schweren Krankheiten zur Beobachtung gelangen, zu erklären. Auch hier sollte durch die Erkrankung in dem Zuströmen des seelischen Stoffes zum Auge eine erhebliche Verminderung sich geltend machen, und so sollte der trübe, umflorte Blick des Kranken nichts weiter zu bedeuten haben als die Schwächung der nervös-geistigen Strahlung aus dem Auge.

Auf Grund dieser Vorstellungen suchte nun die antike Medizin den Zustand des Auges während des Krankseins für die Prognose der Krankheit in ausgehendster Weise zu verwerten. Dauer, Bedeutung, Sitz der Erkrankung und noch verschiedene andere Eigentümlichkeiten derselben sollten durch die Beschaffenheit des Sehorgans klar zu erkennen sein. Und bis in unser Jahrhundert hinein erhielt sich diese Lehre in weitestem Umfang; erschien doch noch in den ersten Dezennien unseres Säkulums eine ziemlich umfangreiche Semiologie des Auges von Dr. Löbenstein-Löbel, in welcher das Auge für die Diagnose und Prognose der meisten Körperkrankheiten verwertet wurde und zwar in einer Weise verwertet wurde, welche jene antike Vorstellung von der nervös-geistigen Strahlung zum Ausgangspunkt all' ihrer Schlüsse machte.

Die moderne Medizin hat nun mit dem eben erörterten System voll und ganz gebrochen. Die Strömung vom Gehirn zum Auge, welche in der antiken Physiologie und Pathologie eine so bedeutende Rolle spielte, ist längst als absolut unmöglich nachgewiesen, und mit der Beseitigung dieses spekulativen Phantoms hat natürlich auch die Lehre von dem Augenfeuer eine andere, geläutertere Form annehmen müssen. Wenn es auch heutzutage noch an Gläubigen nicht fehlt, nach deren Meinung die Seele mit all' ihren Affekten in direkteste Weise aus dem Auge herausschaut, so hat doch die Wissenschaft mit dieser Vorstellung nichts mehr gemein; für sie ist der Glanz des Auges nichts weiter als eine Spiegelerscheinung. Die Hornhaut des Auges, jene glashelle, die sogenannten Augensterne bedeckende Lamelle, wirkt vermöge ihrer Form und ihrer glatten Oberfläche wie ein Spiegel. Die das Auge treffenden Lichtstrahlen erzeugen auf dieser Hornhaut ein glänzendes Spiegelbild, und dieses Spiegelbild ist eben der viel gerühmte Glanz, das so oft besungene Feuer des Auges. Wir sehen also, der Glanz des Auges, um welchen frommer Glaube und Phantasie einen poesiereichen Kranz gewoben haben, ist nichts wie ein streng physikalischer Vorgang, eine Spiegelerscheinung, wie sie jeder an der Wand hängende Spiegel, jeder glatte, polierte Gegenstand genau in der nämlichen Weise zeigt. Das Auge spielt bei der Erzeugung dieses seines Feuers also eine völlig passive Rolle; ebenso wie man wohl kaum gesonnen sein dürfte, dem Spiegel an der Wand eine aktive Thätigkeit zuzuerkennen, ebensowenig darf man das Feuer des Auges für eine aktive Leistung des Auges ansehen.

Wenn demnach die moderne Augenheilkunde in dem Glanz des Auges eine Spiegelerscheinung nachgewiesen hat, welche ohne jede eigene Thätigkeit des Auges vor sich geht und lediglich nur denselben strengen physikalischen Gesetzen folgt, wie dies jeder andere Spiegel auch thut, wie ist dann aber die Thatsache zu erklären, daß das Feuer des Auges in schnellstem Wechsel sich zu ändern vermag, sich dem Gemütszustande in der promptesten Weise anpaßt? Sieht diese Erscheinung nicht so aus, als wenn in dem Feuer des Auges doch etwas Beseeltes, mit den Lebevorgängen unseres Organismus in den engsten Wechselbeziehungen Stehendes verborgen liege? Nun auch auf diese Frage giebt uns die moderne Wissenschaft vollkommenen Aufschluß. Es ist unbestreitbar, daß in dem Feuer des Auges schnelle Veränderungen erfolgen können und thatsächlich auch erfolgen.

Sehen wir doch alle insgesamt täglich, ja stündlich derartige Veränderungen des Augenglanzes. Bald scheint das Feuer des Auges in glänzender Lohe aufzuflammen, bald wieder sinkt es zu einem stark gedämpften Glühen herab. So unbestreitbar diese Thatsache an sich aber auch ist, so würde man doch in argen Irrtum geraten, wenn man dieses scheinbare Leben des Augenfeuers für ein wirkliches Leben ansehen wollte, für ein Leben, welches mit den Zuständen der Seele in enger Beziehung stünde. Denn die einzige Veranlassung für dieses lebensvolle Spiel des Augenglanzes liegt in den Bewegungen der Augenlider. Werden die Lider weit aufgerissen, so erscheint in der vergrößerten Lidspalte natürlich alsbald auch die spiegelnde Hornhaut in einem weiteren Umfang, als dies gewöhnlich der Fall ist, mit dieser in größerer Ausdehnung sichtbar gewordenen Spiegelfläche muß aber naturgemäß auch die Größe des Spiegelreflexes zunehmen; für den Beschauer äußert sich dieser Umstand aber als eine beträchtliche Zunahme in der Intensität des Augenfeuers. Das Auge erscheint in einem stärkeren, besonders hell und mächtig funkelnden Glanze.

Wird dagegen die Lidspalte durch Senken des Oberlides verengt, so wird die spiegelnde Fläche und damit auch wieder der Umfang des Spiegelreflexes mehr oder minder verkleinert, denn das obere Lid zieht sich wie ein verhüllender Schleier über die spiegelnde Hornhautfläche und läßt nur einen kleinen Teil ihres Reflexes sichtbar werden. Und selbst dieser noch bemerkbare Teil des Hornhautspiegels wird durch den breiten Kranz der Wimpern in seiner Intensität erheblich beeinträchtigt. Die unmittelbare Folge hiervon ist eine ganz auffallende Dämpfung des Augenglanzes; das lebhafte, glänzende Feuer des Auges ist plötzlich fast ganz verschwunden und an seine Stelle ein mattes, schwaches Glühen getreten.

Im allgemeinen wissen wir nun, daß alle starken seelischen Erregungen mit einer Erweiterung der Lidspalte verbunden sind, während dagegen diejenigen Affekte, welche die geistige Thätigkeit herabstimmen, mit einer Verengung der Lidspalte einhergehen. Es wird damit aber sofort verständlich, warum alle psychischen Erregungszustände durch eine Erhöhung des Augenglanzes charakterisiert sein müssen; denn Erweiterung der Lidspalte und Vermehrung der Intensität des Hornhautspiegels gehen ja, wie wir dies soeben dargethan haben, Hand in Hand. Wir werden aber auch verstehen, warum die deprimierenden Affekte durch eine auffallende Dämpfung des Augenfeuers charakterisiert sind. Wenn also die Begeisterung, die Freude, der Stolz und der Mut durch ein besonders glänzendes und leuchtendes Augenfeuer sich auszeichnen, so ist es nicht die erregte Seele, welche aus dem Auge schaut, sondern es ist eine nüchterne physikalische Thatsache, die größere Freilegung des Hornhautspiegels, welche diese Vermehrung des Augenfeuers bedingt.

Auch für den Ausdruck des Auges bei krankhaften Affektionen des Organismus ist die Größe der Lidspalte der allein maßgebende Faktor. Jede Erkrankung unseres Körpers geht mit einer gewissen Schwächung einher, und als direkte Folge derselben macht sich eine mehr oder weniger ausgesprochene Senkung des

Oberlides bemerkbar, aus welcher dann wieder eine Dämpfung des Augenfeuers hervorgeht.

Man könnte nun noch mit vollstem Recht die Frage aufwerfen: woher es denn komme, daß gerade die Erregungen der Seele mit einer Erweiterung der Lidspalte vergesellschaftet seinen, während die Depressionen derselben sich durch Verengung der Lidspalte auszeichneten. Die Antwort auf diese Frage ist bald gegeben. Mit allen Erregungszuständen des Geistes, als da sind: Freude, Zorn, Wut, Neugierde, Erwartung und dergl., scheint eine vermehrte Erregung des Nervensystems verbunden zu sein, welche sich hauptsächlich durch eine gesteigerte Thätigkeit der Körpermuskulatur zu erkennen giebt. Es ist ja eine allgemein bekannte Thatsache, daß bei vielen Erregungszuständen eine allgemeine Muskelunruhe eintritt; man denke nur an die Hast und Beweglichkeit des Freudigen, an die heftigen Bewegungen des Wütenden und Zornigen und man wird ein klares Bild von der Vermehrung der Muskelthätigkeit haben, welche ich soeben für ein charakteristisches Zeichen aller psychischen Erregungen bezeichnet habe. Übrigens verrät sich diese gesteigerte Muskelthätigeit auch noch durch eine auffallend vermehrte Beweglichkeit des Auges selbst. Die Augäpfel befinden sich bei vielen Erregungsvorgängen der Seele in einer beständigen lebhaften Bewegung; sie rollen in ihren Höhlen hin und her, und dieser Faktor spielt in der physiognomischen Thätigkeit des Sehorganes eine recht bedeutende Rolle. Für gewisse Geisteszustände sind bestimmte Augenbewegungen höchst charakteristisch; so ist z. B. das schnelle Hin- und Herjagen der Augen ein ständiger, sehr bezeichnender Zug in dem physiognomischen Bilde der Wut. Auch der Neugierige pflegt die Augen hin- und herzudrehen, wenn auch diese Bewegungen in einem viel gemäßigteren Tempo hier zu erfolgen pflegen. Und schließlich ist die erhöhte Beweglichkeit der Augäpfel auch für gewisse Körpererkrankungen charakteristisch; so pflegt z. B. bei gewissen fieberhaften Erkrankungen mit einer allgemeinen Erregung der Nerventhätigkeit auch eine auffallende Unruhe des Auges bemerkbar zu sein. Das Nämliche gilt auch von gewissen Formen der Geisteskrankheiten.

Im allgemeinen darf man sagen, daß durch die gesteigerte Beweglichkeit der Augen der Ausdruck etwas Wildes, Schreckhaftes gewinnt, ganz abgesehen von dem Bilde der Unruhe, welches mit dem starken Rollen der Augen naturgemäß verknüpft sein muß.

Für die Depressionen der Seele gilt das Gesetz, daß durch sie das gesamte Nerven- und Muskelleben eine Schwächung erfährt, welche sich am Auge durch Senkung des Oberlides und Verengung der Lidspalte bemerkbar macht.

Bis jetzt glauben wir in überzeugender Weise dargethan zu haben, daß die plastische Wiedergabe aller seelischen Affekte lediglich auf rein mechanischem Wege durch Steigerung oder Verminderung der Hornhautsplegelung erfolgt, und daß von einer eigenartigen Thätigkeit des Augapfels selbst dabei in keiner Weise die Rede sein kann. Doch könnte man in dieser unserer Darstellung vielleicht insofern eine Lücke bemerken wollen, als wir von dem eigentümlichen Ausdruck, welcher dem Gesicht einzelner Personen überhaupt eigentümlich ist, keinerlei Notiz genommen haben. Ist

es ja doch eine männiglich bekannte Thatsache, daß jedes Individuum einen nur ihm eigentümlichen, nur seiner individuellen geistigen Temperatur ausschließlich zukommenden Ausdruck besitzt; der eine soll einen klugen, der andere einen beschränkten, dieser einen sanften, jener einen lebhaften Ausdruck besitzen. Wenn nun aber jemand diese unbestreitbare Thatsache benützen wollte, um aus ihr eine eigenartige physiognomische Leistung des Sehorganes herzuleiten; wenn er durch sie den Beweis für eine im Augapfel hausende seelische Materie führen wollte, so würde er mit diesem Beginnen keinen sonderlichen Erfolg erringen. Denn auch der das einzelne Individuum charakterisierende Blick hat mit einer dem Augapfel selbst eigentümlichen physiognomischen Thätigkeit gar nichts zu thun. Der Augapfel vermag nicht durch irgend welche nervös-geistige Strahlung oder dergleichen das Charakteristische des Blickes zu erzeugen, sondern dasselbe entsteht teils auf demselben Wege wie das Augenfeuer, teils durch die Thätigkeit gewisser den Augapfel bewegender Muskelgruppen.

Was zuvörderst den sanften sowie den lebhaften Ausdruck anlangt, durch welchen gewisse Augen charakterisiert sind, so ist als ausschließliche Ursache derselben lediglich die Hornhautspiegelung auszusprechen. Spannt sich nämlich die glashelle Hornhaut über eine hellfarbige Iris, z. B. über eine blaue, so bietet dieser hellfarbige Untergrund für den Vorgang der Hornhautspiegelung keine besonders günstige Bedingung dar, während dagegen eine dunkle Iris den denkbar günstigsten Hintergrund für die Spiegelung bildet. Gerade sowie ein Glasspiegel mit dünnem Amalgam einen schlechten, ein mit dickem, gleichmäßigem Belag versehener Spiegel dagegen einen ganz ausgezeichneten Reflektor abgiebt, so ist dies bei dem hellen und dunklen Auge auch der Fall. Darum wird also in einem dunklen Auge das Augenfeuer stets ein lebhafteres, glänzenderes sein als in einem hellen Auge.

Und indem wir unter dem Eindruck dieses mehr oder weniger intensiven Augenfeuers stehen, fällen wir unser Urteil über die geistige Temperatur des Betreffenden; wir identifizieren lebhaften Augenglanz mit lebhafter, sanftes Augenfeuer mit sanfter Gemütsrichtung; und so ist es denn gekommen, daß schlechthin jeder helläugige Mensch von Haus aus, bis man sich eines Besseren überzeugt hat, für sanftmütig gilt, während das dunkle Auge das sichere Zeichen eines lebhaften, feurigen Charakters abgeben soll. Wie trügerisch dieses Zeichen aber oft genug ist, das brauche ich meinen Lesern wohl nicht besonders zu versichern. Jeder wird selbst so viel physiognomische Erfahrungen gesammelt haben, um über die Tragweite des genannten mimischen Merkzeichens sich ein Urteil bilden zu können.

Außer dem mehr oder weniger lebhaften Feuer pflegt aber dem Auge des einzelnen Individuums noch ein charakteristisches Etwas eigentümlich zu sein, das sich am Lebenden wohl wahrnehmen, aber kaum oder doch wenigstens recht schwer beschreiben läßt. Ein jeder hat, wenn man von einem hoheitsvollen oder unschuldigen, bösartigen oder liebevollen Blicke spricht, wohl eine ungefähre Vorstellung von dem Ausdrucke eines solchen Blickes, aber beschreiben, und wäre

es auch nur in den allgemeinsten Umrissen, würden einen solchen Blick nur wenige von uns können. Sehen wir uns in der Litteratur um, prüfen wir, wie die gewandtesten Federn die Eigenartigkeit des Blickes geschildert haben, so wird uns auch hier nur in den seltensten Fällen ein klares Bild des betreffenden Ausdruckes begegnen. Meist bleibt die Schilderung, und mag sie im übrigen noch so klar, noch so beseelt und vortrefflich sein, in diesem Punkt verschwommen und undeutlich. Der Grund hierfür liegt eben in dem Umstand, daß sich die Eigenartigkeit des Blickes zum größten Teil viel besser empfinden als beschreiben läßt oder daß wenigstens zu einer treffenden Schilderung des Blickes eine gewisse Kenntnis der anatomischen und physiologischen Verhältnisse des Sehorganes gehört, wie sie Laien eben in der Regel nicht zu besitzen pflegen. Denn vornehmlich sind es zwei Momente, welche bei dem Zustandekommen des charakteristischen Blickes konkurrieren, nämlich die Haltung der Lider und die Richtung der Augenachsen zu einander, beides Faktoren, welche für den Laien nicht leicht in all' ihren feinen Nüancen zu durchschauen sind.

Was zuvörderst die Haltung der Lider anlangt, so ist es wieder hauptsächlich das obere Augenlid, welches durch seine Stellung dem Ausdrucke ein charakteristisches Gepräge verleiht. Im allgemeinen dürfen wir sagen, daß eine stärkere Hebung des Oberlides dem Auge einen majestätischen, erhabenen Ausdruck verleiht. Man pflegt zwar von einem Stolzen zu sagen: er trage die Nase hoch, aber nicht minder bezeichnend wäre es, wenn man sagen würde: er trage die Augenlider hoch; so schildert z. B. die Bibel (Sprüche Salomonis XXX, 13) den Hoffährtigen mit den Worten: „Eine Art, die ihre Augen hoch trägt und ihre Augenlider emporhält." Und die plastische Kunst hat diese Form der Augen für die Verkörperung der irdischen Größe mit Vorteil oft genug benützt: so finden wir z. B. in der antiken Kunst die starke Wölbung der Lidspalte stets, wenn der Ausdruck geistiger Größe oder irdischer Machtfülle zum Ausdruck gebracht werden soll. Die Augen der Juno, des Jupiter zeigen diese mächtige Wölbung des oberen Lidrandes in besonders ausgeprägter Weise.

Senkung des oberen Lides und dadurch bedingte Verengung der Lidspalte prägt dem Auge den charakteristischen Ausdruck der Lüsternheit und Sinnlichkeit auf; darum finden wir auch in der antiken Plastik das Auge der Venus, als der Vertreterin der Sinnlichkeit, stets mit deutlich gesenktem Oberlid. Auch der Ausdruck des Schlauen, Verschlagenen pflegt sich durch eine enge Lidspalte zu verraten. Augen, welche also von Haus aus ein mehr oder minder gesenktes Oberlid besitzen, werden leicht mit dem Ausdrucke des Verliebtseins oder der Schlauheit belegt werden. Der Beschauer wird sich der Meinung nicht entschlagen können, daß das betreffende, mit der geschilderten Lidhaltung behaftete Individuum verliebten oder verschlagenen Charakters sei, weil er aus eigenster Erfahrung sich wiederholt überzeugt hat, daß Senkung des Oberlides zur plastischen Wiedergabe der genannten seelischen Affekte benützt wird.

Ganz besonders wichtig für die Entstehung der Charakteristik des Blickes ist ferner die Stellung der Augenachsen zu einander. Je nachdem die Augenachsen

eine größere oder geringere Konvergenz oder gar Divergenz zeigen, wechselt der Ausdruck des Auges in auffallendster Weise. Im allgemeinen können wir sagen, daß bei der Betrachtung eines dem Gesicht nahe gerückten Gegenstandes die Augenachsen konvergieren und daß sich der Grad dieser ihrer Konvergenz nach der Entfernung des fixierten Objektes richtet, während beim Blick in die Ferne die Augenachsen parallel stehen. So richtig dieses Gesetz nun auch im allgemeinen ist, für das einzelne Individuum läßt dasselbe doch gewisse Schwankungen zu. Es hat sich nämlich gezeigt, daß jedes Individuum, sei es durch Eigenartigkeiten in der Beschaffenheit des Auges, infolge seiner Berufsthätigkeit oder unter dem Gewicht seiner Geistesanlage, eine gewisse Augenstellung annimmt, welche sich, wofern das Auge nicht behufs genauer Fixierung auf ein Objekt fest gerichtet ist, geltend macht. Und zwar bewegen sich diese individuellen Eigentümlichkeiten der Augenstellung hauptsächlich in zwei verschiedenen Stellungsformen, indem nämlich einmal die Augen auch im Zustande der Ruhe eine gewisse Konvergenz, das andere Mal eine Divergenz zeigen. Diese konvergente oder divergente Richtung der Augenachsen des ruhenden Auges geben demselben nunmehr einen ganz bestimmten physiognomischen Ausdruck. Augen, welche in divergenter Achsenstellung stehen, geben ihrem Besitzer den Ausdruck eines Denkers oder überhaupt eines den konkreten irdischen Dingen wenig Beachtung schenkenden Menschen. Es ist nämlich eine physiologische Thatsache, daß beim tiefen Nachdenken, also bei einer Thätigkeit, wo der Geist von der umgebenden Welt vollständig abstrahiert, die Augenachsen divergent stehen. Das Nämliche gilt für den Zustand der Begeisterung, der Verzückung; ist die Seele auf etwas Überirdisches gerichtet, hat sie sich über die Erscheinungen der Sinnenwelt erhoben, so pflegen die Augenachsen gleichfalls in eine sehr auffällige Divergenz zu treten. Deshalb hat man auch der Divergenz der Augenachsen einen bestimmten physiognomischen Wert zuerkannt und erachtet sie für die mimische Repräsentation eines vorwiegend auf geistige oder überirdische Dinge gerichteten Gemütes. In welch' treffender Weise diese Gemütsstimmung durch divergente Stellung der Augenachsen sich wiedergeben läßt, zeigt die berühmte sixtinische Madonna; Raffael hat den hohen, nur dem Himmel zugewandten Sinn der Jungfrau Maria, darüber kann wohl kein Zweifel sein, in diesem Bilde auf das unübertrefflichste zur Darstellung gebracht. Betrachtet man sich aber das Gesicht der Madonna genau, sucht man dasselbe physiognomisch zu zergliedern und seinen mimischen Wert in seine einzelnen Faktoren aufzulösen, so wird man alsbald bemerken, wie auffällig die divergente Augenstellung von Raffael betont worden ist; und das Nämliche gilt auch von dem Gesicht des Jesuskindes, welches die Himmelskönigin im Arm trägt. Solange nun das Auge zu einer ernsten Arbeit nicht herangezogen wird, hat es die Neigung, seine Augenachsen parallel oder divergent zu stellen; seine mittlere Stellung ist, bedienen wir uns einmal eines fachmännischen Ausdruckes, die Divergenz resp. die Parallelität der Achsen. Da nun das Kinderauge ernste Arbeit nicht kennt, so pflegt es diese Stellung auch in sehr ausgeprägter Weise zur Schau zu tragen, und derselben verdankt es den herrlichen Ausdruck der Un-

Digitized by Google

schuld. Es ist also nicht die unschuldige, reine Kinderseele, welche aus dem Auge in die Welt schaut, sondern die Stellung der Augen zu einander ist es, welche ganz ausschließlich jenen Ausdruck des engelhaft Reinen erzeugt.

Finden wir bei Erwachsenen den Ausdruck des Genialen und Geistvollen, so werden wir bei einigermaßen sorgsamem Beobachten stets finden, daß die Augenachsen divergieren, d. h. daß die Pupillen der Nase weniger genähert sind, als dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Beschäftigen wir uns nunmehr noch mit der konvergenten Augenstellung, d. h. mit jener Stellung, bei der die Pupillen der Mittellinie des Gesichtes näher gerückt sind als gewöhnlich. Diese Stellung ist das Ergebnis einer jeden, längere Zeit fortgesetzten Augenarbeit. Durch anhaltende Beschäftigung werden nämlich diejenigen Augenmuskeln, welche das Auge nach innen stellen, stark in Anspruch genommen und erlangen so allmählich ein gewisses funktionelles Übergewicht über die übrige Muskulatur des Sehorganes. Durch die ausgesprochene Konvergenz gewinnt aber das Auge den Eindruck des Blöden, Scheuen. Es hat stets den Anschein, als ob die Augen ängstlich den Blick ins Weite scheuten und immer nur an der nächsten Umgebung haften blieben. Übrigens kann auch der Bau des Auges selbst Veranlassung zu der besagten Stellung geben. Stark kurzsichtige Augen machen nämlich bedeutende Ansprüche an die das Auge nach innen drehenden Muskeln, und so machen Menschen mit solchen Augen und solcher Blickrichtung stets den Eindruck, als wagten sie nicht ihre Umgebung zu mustern. Recht deutlich kann man die genannten Verhältnisse bei Kurzsichtigen beobachten, welche einer Brille sich bedienen. Nehmen solche Individuen die Brille ab, so gewinnt das Auge alsbald einen auffallend blöden Ausdruck. Der Grund liegt eben darin, daß ohne Brille die betreffende Person den Blick nicht in weitere Umgebungen schweifen lassen kann, vielmehr nur auf Betrachtung der nächsten Umgebung angewiesen ist.

Während also hochgradige Konvergenz der Augenachsen dem Auge einen höchst auffallenden Ausdruck des Blöden, Scheuen, Ängstlichen verleiht, giebt eine Konvergenz mittleren Grades dem Auge einen klugen, verständigen Ausdruck. Solche Augen scheinen die ganze Umgebung in weiterer und geringerer Umgebung zu durchmustern, sie scheinen überall hinzublicken und nehmen eben dadurch den Ausdruck des Klugen an.

Es kann nun unter pathologischen Verhältnissen auch der Fall eintreten, daß eine mittlere Augenstellung überhaupt nicht möglich ist. Dies wird immer dann eintreten, wenn das eine Auge dauernd stark nach außen oder innen gerichtet ist, d. h. wenn es schielt. Es wird durch diese abnorme Stellung den Augen der charakteristische Ausdruck, wenn auch nicht ganz, so doch zu einem guten Teil genommen. Der Beschauer vermag deshalb auf die geistige Beschaffenheit des betreffenden Individuums keinen Rückschluß zu machen, es fehlt ihm die physiologische Handhabe dazu zum großen Teil, und deshalb gelten schielende Augen im Volksmund als sichere Anzeichen einer schlechten Gemütsrichtung. Der physiognomische Zweifel, den wir schielenden Augen gegenüber empfinden, erfüllt

uns mit Unbehagen und Unluſt, und indem wir für dieſes Gefühl den Träger der ſchielenden Augen verantwortlich machen, vindizieren wir ihm allerlei ſchlechte Charaktereigenſchaften.

Wir haben alſo gefunden, daß das Auge zwar die geiſtigen Eigenſchaften und Zuſtände mimiſch zu verkörpern im ſtande iſt, wir haben uns aber auch überzeugt, daß das Auge dazu nicht einer geheimnisvollen geiſtigen Kraft oder abſonderlichen Thätigkeit bedarf, ſondern daß die Muskulatur der Lider und des Auges ſowie die phyſikaliſchen Erſcheinungen des Hornhautſpiegels ſich zu wechſelſeitiger Leiſtung vereinen, um dem Auge ſeinen mimiſchen Wert zu verleihen.

Plaudereien in Münchener Meiſterateliers.

Von

Adolf Fleiſchmann.

Wer in München lebt und den wahren und vollen Wert ſeines Aufenthaltes in der ſchönen Iſarſtadt genießen und ausnützen will, muß — ich will nicht gerade ſagen der Vielgötterei huldigen, aber er muß wenigſtens neben ſeinem einen Gott und Schöpfer noch den zwei Göttinnen dienen, die den ethiſchen Teil der Herrſchaft in der Welt überhaupt und unter einzelnen hervorragenden Punkten derſelben beſonders auch in München inne haben, nämlich der Wiſſenſchaft und der Kunſt. In ihren Werken ſteigen ſie immer zu den Sterblichen herab, die ſich in erhebender Bewunderung um ſie ſcharen und in ſie vertiefen, aber in Perſon miſchen ſie ſich nicht mehr unter ſie wie in den Zeiten, von denen Homer ſang, als ſie vom Olymp herabſtiegen. Deſto wohlthuender iſt es, ihren Prieſtern ſich nahen zu können. Freilich ſind dieſe an die Beſuche der Erſten der Geſellſchaft gewöhnt, und andere, die das Atelier eines großen Meiſters oder das Studierzimmer eines Gelehrten betreten, kommen gar oft nicht über eine gewiſſe Verlegenheit hinaus, wenn ſie nicht in der Lage ſind, durch beſondere Rückſichten und Verhältniſſe begünſtigt, ſich einer traulichen Unterhaltung mit den Herren verſichern zu können. Da ich mich ſolcher Begünſtigung zum öfteren rühmen durfte, mögen einmal einige Mitteilungen über Plaudereien in den Ateliers hieſiger Meiſter in dieſen Blättern eine Stelle finden, vielleicht ſpäter auch einmal über Plaudereien in dieſem und jenem Studierzimmer.

Gewiß jeder von uns, der, vor einem Gemälde oder ſonſtigen Kunſtwerke der Gegenwart ſtehend, ſich ſo recht davon gefeſſelt fühlt, wird von dem Wunſch durchdrungen ſein, den Meiſter zu kennen, der es geſchaffen, vielleicht ſogar mit ihm ſeine Gedanken über das Werk austauſchen zu dürfen. Und je bedeutender das Werk, deſto inhaltvoller wird der Wunſch und deſto mehr erhebt er ſich über dies Gewöhnliche — die Neugier — hinaus. Mir ging es oft ſo, und als ich hier in der neuen Pinakothek das Bild von Piloty ſah: Seni an der

Leiche Wallensteins, zog jener Wunsch mir wieder recht warm durchs Herz, besonders schien sich mir eine fast geheimnisvolle Geisterverbindung mit der Schiller'schen Dichtung zu offenbaren, obgleich, oder — gerade weil die Situation des Bildes im Trauerspiel nicht vorkommt. Wallenstein liegt blutend, entseelt auf dem roten Teppich, den wir schon aus der Tragödie kennen; vor der Leiche steht Seni in schwarzer, italienischer Gelehrtentracht, die Hände gefaltet, Gram und Trauer auf den bleichen Zügen. Das sind die einzigen Menschen, die das Bild darstellt, aber man fühlt, daß soeben noch andere da waren, die nach vollbrachter That davongelaufen sind; man sieht im Geist ihre Gestalten und ihre Mordwaffen. Die Thür des Schlafzimmers ist offen und aus den Angeln gebrochen. Der Herzog muß aus dem Bett herausgesprungen sein, denn das weiße Linnen hängt teils an der Leiche, die vor dem Bett liegt, teils haftet es noch an den blauseidenen Kissen; die schwere Decke des vor dem Bett stehenden Tisches, der Bücher, Karten, Globus u. dergl. trägt, ist von dem Körper des in den Tod hinsinkenden Helden gefaßt und so heruntergezogen worden, daß jene Gegenstände nahe daran waren, mit heruntergestürzt zu werden. So erfaßt man mit einem Blick aus der Darstellung des Künstlers, mit welcher er die Menschen und die Sachen gezeichnet hat, das Gesamtbild des schreckenvollen Vorganges, der sich soeben hier abspielte. — Mein Wunsch, Piloty über dies Bild zu sprechen, sein Atelier zu besuchen und namentlich von ihm zu hören, in welchem Zusammenhang seine Auffassung des historischen Augenblicks mit Schillers Dichtung gestanden, ein Zusammenhang, den man sofort herausfühlt, ja der sich einem aufdrängt — war zur Begierde geworden, und es gelang mir, dem Meister vorgestellt zu werden.

Es war einige Monate vor seinem Tode, als ich ihn besuchte. Das Atelier bot soviel Herrliches der Kunst, daß es mir kaum möglich war, vom Schauen zum Reden überzugehen. Aber die Liebenswürdigkeit des Mannes baute mir selbst die Brücke, als ich kurz erwähnte, wie tief mich jenes Werk seiner Hand ergriffen hätte. Er brachte sogleich die Rede auf die Geschichte Wallensteins, auf die Art und Weise, wie Schiller sie in der Trilogie behandelt habe, und wie ihm in seinem Leben nicht leicht irgend etwas mehr imponiert habe als gerade jene Dichtung. Hierin berührten sich unsere Gedanken aufs innigste; er bemerkte: er sei bei seinen historischen Studien selbstredend nie darauf ausgegangen, den Forschungen der Wissenschaft so zu folgen, daß er an ihrer Hand die Getriebe der Politik kennen zu lernen gesucht hätte; als Künstler habe ihm stets die historische Thatsache oder auch die von Dichtern geschaffene Situation den Vorwurf zu seinen teils nur geplanten, teils wirklich ausgeführten Arbeiten geboten. „Jahrelang — so sagte er — habe ich das Schillersche Werk studiert und genossen, und so ist's heute noch; ich habe schließlich gar nichts mehr danach gefragt, wo und wie weit es etwa mit der Geschichte nicht in Einklang zu bringen sei, denn — von Max und Thekla abgesehen — ist ja doch im großen und ganzen eben doch alles so gewesen, wie es uns der Dichter zeigt. Ich hatte einmal den Plan, zwei größere Werke, Szenen aus der Trilogie zu

schaffen, ein streng historisches und ein der dichterischen Phantasie entsprungenes, nämlich das Gastmahl der Generale aus den beiden Piccolomini und die Szene, in welcher Max, von Thekla scheidend, den Kürassieren folgt, die ihn abholen und zu denen er sagt:

Blast! Blast! O wären es die schwed'schen Hörner
Und ging's von hier gleich in das Feld des Todes u. s. w.

Nichts hinderte mich mehr, als bei dem ersteren Bild den Moment herauszugreifen, wo Illo dem Max die Schrift vorhält und mit gezücktem Degen zuruft: „Schreib', Judas!" Aber dieser Moment, so großartig er dramatisch erscheint, ist ja eben, wie Max selbst, gerade nicht historisch, und deshalb stand ich vorläufig von der Idee ab. Fragen Sie mich aber, warum nun weder das eine noch das andere Bild zur Ausführung gelangt sei, so kann ich, abgesehen von jenem Bedenken, eigentlich bezüglich beider nur antworten: Weil ich meinem Pinsel nicht die Macht zugetraut habe, die Feder des Dichters zu erreichen. Jeder, der seinen Wallenstein im Kopf hat und vor die Bilder hingetreten wäre, würde sich im Stillen unwillkürlich die Verse des Dichters in jenen Szenen vorrecitiert haben, und vor der Erhabenheit und dem Glanz dieser Dichtung wären meine Farben verblaßt."

Wohl kein auch noch so glühender Verehrer der Schiller'schen Muse würde dem Meister hierin beigestimmt, jeder würde gesagt haben, daß die Dichtung ganz andere Saiten der menschlichen Seele berührt als das Bild. Wo diejenigen erklingen, die dort berührt werden, bleiben die anderen stumm, auf die ein Gemälde wirkt. Ähnliches erwiderte ich dem Künstler, während er, eben nach dem Buche greifend, mir jene bekannten Stellen vorlas. Als er es zuklappend mit einer Bewegung auf den Tisch gelegt hatte, als habe er das Allerheiligste in der Hand gehabt, fuhr ich fort:

„Jeder sinnige und geistig angeregte Mensch entwirft sich von geschichtlichen Begebenheiten oder von gewissen Szenen eines dramatischen Gedichtes ein bestimmtes Bild. Dies fixiert sich in seiner Seele. So wie er es heute vor seinem geistigen Auge sieht, ebenso wird er es noch nach Jahren sehen. Natürlich ist das Bild ganz individuell, und wenn der Künstler jene Begebenheit oder jene Szene im Bilde darstellt, so ist eben seine Auffassung ebenso individuell und deshalb gewöhnlich ganz anders als jene, und je glücklicher der Künstler in seiner Auffassung war, desto mehr wird sie sich dem Beschauer aufdrängen, und er wird sein eigenes Phantasiebild schwinden sehen vor demjenigen des Künstlers. Dieser Vorgang in der Seele des Beschauers ist so fesselnd und beherrscht seine Stimmung so vollständig, daß er, wo eine dramatische Szene in Frage ist, den Dichter ganz vergessen und keines seiner noch so entzückenden Verse gedenken wird. Er beschäftigt sich vielmehr damit, daß er sein Phantasiebild an dem Gemälde mißt und entweder dem einen oder dem anderen den Vorrang einräumt. Und — fügte ich hinzu — wie viele giebt es denn, die ihren Schiller so im Kopf haben, daß ihnen sofort die Dichtung alles überwältigend vor die Seele treten würde, wenn sie die von Ihnen geplanten beiden Bilder zu sehen bekommen hätten?

Wahrlich! es ist sehr schade, daß Sie sie nicht gemalt haben und daß Ihr Genius sich gerade hier vor demjenigen des großen Dichters beugen zu müssen geglaubt hat!" —

Darauf entgegnete er rasch: „Für Leute, die ihren Schiller nicht im Kopf haben, hätte ich vollends nicht malen mögen. Doch — was Sie da gesagt haben, hat manches Wahre; vielleicht mache ich mich später noch an jene beiden Aufgaben. Aber daß ich bis jetzt nur den Seni an der Leiche Wallensteins fertig gebracht habe, hat eben doch seinen Grund in der Anschauung und Befürchtung, die ich vorhin aussprach. Den Wallenstein kennt jeder aus der Geschichte, den Seni, der übrigens ebenfalls eine historische Figur ist — er war italienischer Astrolog im Gefolge Wallensteins — kennt jeder aus dem Schiller'schen Drama, nur wenige werden ihm bei ihrer Geschichtslektüre begegnet sein. Den Augenblick, wie ihn das Bild darstellt, hat der Dichter nicht ins Trauerspiel aufgenommen, aber er muß doch meiner innersten Überzeugung nach in der Wirklichkeit vorgekommen sein, wenn sich's auch urkundlich nicht beweisen läßt. Ebenso wird sich jeder, der das Bild sieht, der Vorstellung nicht entziehen können, daß der Dichter jenen Augenblick gewiß ebenfalls im Sinne gehabt haben muß, wenn er auch im Rahmen seines Werkes keinen Platz dafür hatte. So habe ich — glaub' ich — erreicht, daß man dem Bilde, obgleich es einige Kritiker gethan haben — den historischen Charakter nicht absprechen kann und daß man doch auch im Augenblick an die Tragödie denkt, selbst wenn bloß die Kleinigkeit, der rote Teppich, dazu führen sollte. Ich habe aber zugleich vermieden, von der poetischen Darstellung überflügelt zu werden, weil sie eben der Dichter für den von mir erfaßten Augenblick nicht gegeben hat. Neben seinem historischen Charakter nimmt also das Bild Fühlung mit der Tragödie; gerade das — dächte ich — müßte recht wohl thun."

Und das war es ja eben, was ich im ersten Augenblick empfunden hatte.

Von dieser Unterhaltung angeregt blieben meine Gedanken lange an der Kunst haften, und ich führte deshalb einige Tage später meinen schon längst gefaßten Vorsatz aus, den Schlachtenmaler Heinrich Lang zu besuchen. Erst kürzlich war ein Gemälde von ihm für die hiesige Pinakothek angekauft worden. Ich zog die Glocke an seinem Atelier, welches mit demjenigen seiner Gattin, der rühmlich bekannten Blumen- und Landschaftsmalerin Lina Blau, auf demselben Hausflur liegt. Sie öffnete. „Darf ich eintreten?" „Bitte, kommen Sie in mein Atelier, mein Mann ist auf dem Pferdemarkt." „So? Will er sich ein Reitpferd halten?" „O nein! Er studiert seit einigen Wochen wieder einmal nichts als Pferde; er muß eine Chevauxlegers-Parade malen. Alles zu Pferd, die Generalität alles Porträt. Er ist gar nicht guter Laune. Es giebt auch gerade jetzt soviel vorzubereiten für unseren bevorstehenden Frühlingsaufenthalt in Wien, und doch soll die Parade erst fertig sein. Aber ich freue mich auf Wien. Ich habe dort mein Atelier mitten im Prater. Da ist's leicht, Bilder der Natur unter den Baumriesen zu finden, die man anderswo oft erst mit Mühe suchen muß. Was uns gerade für ein Gemälde paßt — und wenn es noch so schön

und passend zu sein scheint, drängt sich nicht so leicht auf. Der scheinbar unbedeutendste Gegenstand gestaltet sich oft gerade am glücklichsten in uns selbst zum Bilde."

Da trat Lang ins Atelier. Meinerseits fand ich ihn in bester Stimmung, und auf die ihm von mir sofort verratene Bemerkung seiner Gattin über sein Pferdestudium sagte er: „Es ist ganz richtig. Aber nicht nur jetzt oder „wieder einmal" —, sondern von frühester Jugend an bis jetzt war ununterbrochen Beobachtung und Studium des Pferdes und seiner Bewegungen meine Lieblingsbeschäftigung. Ich habe oft einen einzigen Schritt desselben in zehn einzelne Bewegungsteile zerlegt und jeden einzeln gezeichnet und bei meinem Verkehr mit Stallmeistern, den ich so gern pflog, zwar oft Widerspruch gefunden, aber ich konnte ihnen doch gewöhnlich den Beweis der Richtigkeit meiner Beobachtung führen. Leidenschaftlich gern besuchte ich jeden möglichen Zirkus und vollends die Manövers. Bei diesen fing bald das Soldatentum an, mein Interesse zu erwecken und mich zu begeistern, und der Krieg, des Soldatentums höchste Aufgabe und sein Ausgangspunkt, wurde der Vorwurf für meine Kunst. Aber — wir Deutsche sind eben eine sehr friedliebende Nation. Die wenigsten kaufen Schlachtenbilder. Mit meinen Zirkus-, Kunstreiter- und Gaukler-Albums ging's besser. Die Clown-Szenen haben dem Publikum viel Spaß gemacht.

Als ich ihm erwiderte, daß wir trotz unserer Friedensliebe seine Schlachtenbilder mit demselben Interesse, ja mit derselben Begierde aufsuchten und betrachteten, wie wir während der Kriegsjahre von 1866 und 1870 die Berichte über Schlachten und einzelne Szenen derselben verschlungen und darüber oft die Hauptsache, ihre Veranlassung und Folgen zu studieren, versäumt hätten, um die sich freilich der Maler erst recht nicht kümmern, daß aber ich und mit mir so viele bei unserem laienhaften Denken es kaum begreifen könnten, wie es überhaupt dem Künstler möglich sei, bei einigem Anspruch auf Wahrheit des Bildes auch nur den kleinsten Teil einer Schlacht darzustellen — bemerkte Lang: „Hier kommt die sogenannte Momentphotographie zu Hilfe. Für den Grad ihrer Vervollkommnung, den sie heutzutage erreicht hat, genügt ein Zeitatom, um eine Aktion als Bild zu fixieren, wenn die Herren den Mut haben, sich der Gefahr auszusetzen, und wenn ihnen das Glück hold ist, eine Aktion von Bedeutung erfassen zu können. Beides ist selten. Ich selbst habe diese Hilfe noch nicht benutzt, 1870 war man noch lange nicht soweit. Jetzt wird sie beim Manöver ausgenutzt. Selbstverständlich läuft dabei sehr viel Häßliches unter, was der Künstler nicht brauchen kann, wohl aber von der Mittelmäßigkeit mit in den Kauf genommen wird, und für Anfänger ist die Momentphotographie geradezu eine Gefahr, weil sie im Grunde doch eine Eselsbrücke ist. Mehr Wert hat natürlich die Anschauung. Ich habe sie im Krieg von 1870 und 1871 reichlich genossen und geübt, mich aber dabei vielen Gefahren aussetzen müssen, ohne dabei oft vom Glück begünstigt gewesen zu sein, abgesehen davon, daß Aufregung, Hunger, Durst, Wetter das Skizzieren unendlich erschweren.

Da er wahrnahm, daß ich während seiner Rede ein Bild, das mir gegenüber an

der Wand hing, fixierte, fuhr er fort. „Das war ein merkwürdiger Tag. Es ist der erste Entwurf zu einem Gemälde, welches die Aktion bei Floing, eine kleine, vereinzelte, aber gewaltige Episode der Schlacht von Sedan, darstellt. Das Bild ist ausnahmsweise besser geworden wie der Entwurf. Gewöhnlich ist's umgekehrt. Dort stand ich ganz nah, hier auf diesem Ranzen. Der Kampf fand statt zwischen einer Abteilung des 11. preußischen Artillerieregimentes unter dem Kommando des jetzt verstorbenen Majors von Uslar aus Wiesbaden und berittenen chasseurs d'Afrique. Weiter entfernt, dort hinter diesem Hügel, war das thüring'sche 95. Regiment engagiert, ebenso stark wie bei Wörth, wo es das Prachtregiment der französischen Küraſſiere dezimierte, was ich leider nicht mit ansehen konnte. Ein Bild jener Szene hinter dem Hügel bei Floing zu malen, war mein seeliger Freund, Franz Adam, vom Herzog von Meiningen beauftragt worden. Nachdem die chasseurs d'Afrique vernichtet waren und Ruhe auf dem Schlachtfelde eintrat, durchwanderte ich dasselbe, und die Schlußfolgerung aus den sich hier mir darbietenden Bildern auf die Gestaltung des unmittelbar vorhergegangenen Kampfes, verbunden mit meiner Bleistiftskizze, half mir dazu, jenen Entwurf fertig zu bringen. Gerade das Studium der Schlachtfelder gleich nach der Aktion habe ich oft mit Erfolg gepflogen. Man kann aus der Lage der Leichen, der Pferde wie der Menschen, vermischt mit der vorhergegangenen Anschauung des lebensvollen Getümmels sich die Überzeugung verschaffen: So muß es gewesen sein. Dies gewährt den einzig möglichen Grad der Wahrheit solcher Gemälde. Mein Entwurf war fertig, bevor Adam jenen Auftrag erhielt. Ich sagte ihm, ich wolle ihm doch denselben zeigen; aber das lehnte er ab. Entweder — so sagte er — gefällt er mir, dann fühle ich mich beeinflußt und verliere die Freiheit der Auffassung, oder er gefällt mir nicht, dann ist's wertlos, ihn gesehen zu haben. Als er aber seinen Entwurf fertig hatte, verglichen wir beide, seinen und meinen. Da fiel er mir um den Hals vor Freude darüber, wie oft wir uns in vielen Zügen, trotz der Verschiedenheit des Gegenstandes, begegnet waren. Er verfuhr ebenso wie ich und studierte ebenfalls die Schlachtfelder.

Auf ein ganz anderes Gebiet der Kunst führt uns Defregger. Gern würde ich bei der Beschreibung seines Ateliers verweilen, wenn es hier der Raum gestattete. Bei einem Besuch, den ich ihm machen durfte, wurde leider unsere Unterhaltung durch einen Zufall abgebrochen. Es schien mir immer, als sei bei der ihm eigenen und eigenartigen Naturwahrheit in seiner Darstellung, sowohl der einzelnen Figuren als auch der Situationen, die Möglichkeit ausgeschlossen, solche Bilder zu schaffen, ohne daß eine bestimmte Anschauung und Veranlassung, irgend ein Erlebnis, eine Begegnung vorausgegangen wären. Das fragte ich ihn geradezu und deutete dabei auf die bekannte Äußerung Goethes hin, daß alle seine Arbeiten durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheiten angeregt und im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden seien. Defreggers Bild, der Salontiroler, eine augenscheinlich nicht dem schönen Bergland angehörige Person, die aber im ländlichen Kostüm des Tirolers, die Büchse neben sich gelehnt, beim Bier im Wirtshause sitzt und mit großsprecherischer Miene die scheinbar

wichtigsten Dinge, jedenfalls Jagdgeschichten, erzählt, worüber die ihm gegenübersitzenden beiden Mädchen lachen und kichern, während die echten am Tisch mit ihm sitzenden Bauern und Jäger, scheinbar gläubig, in Wahrheit aber überzeugt, daß er nichts wie Lügen erzählt, mit unverzogener Miene auf die Ellbogen gestützt, zuhören, dieses Bild, so meint man, und namentlich die Figur des Helden, muß dem Künstler sich im Leben wirklich oder wenigstens in seinen Grundzügen dargeboten haben. Er entgegnete mir aber: „Figuren wie jener Salontiroler begegnen einem dort allerdings, aber nicht eine, sondern hunderte. Ihr Typus hat sich auch mir aufgedrängt. Aber mehr noch als diese Figur selbst regten mich die Findigkeit und der Scharfsinn der tiroler Landleute an, womit sie sofort den Fex aus der Unzahl der Touristen herausfinden. Auf jenem Bilde habe ich gerade dies mit zum Ausdruck bringen wollen. Als ich den „Urlauber" malte, schwebte mir ebensowenig eine bestimmte Szene vor, die ich erlebt hätte, wohl aber begegneten mir Typen derselben; man sieht den erwachsenen Sohn aus der Garnison kommend in die Familie eintreten und sich auf die schlichte Holzbank setzen, wo sich Eltern und Geschwister um ihn versammeln und mit treuherziger Gläubigkeit seinen wahrhaftigen Erzählungen lauschen. Ähnlich ist's mit dem Bilde hier auf der Staffelei. Der junge Krieger erzählt im Wirtshaus den Bauern seine Erlebnisse schmucklos und wahr. Anders aber ist der Ausdruck hier im Wirtshaus und anders dort in der Familie."

Man braucht gar nicht auf diesen Unterschied hingewiesen zu werden, sondern er fällt sofort in die Augen. Als ich noch des schönen Bildes „das letzte Aufgebot", aus dem tiroler Krieg von 1809, erwähnte, fuhr er fort: „Da habe ich mich der Historienmalerei genähert. Sie ist eben viel pathetischer und oft läßt sie, meines Erachtens, die Gruppen so erscheinen, als wären es Szenen auf dem Theater; und doch haben namentlich in älterer Zeit die Menschen viel weniger Theater gespielt wie heute. Es sind zwar keine geschichtlichen Individuen auf jenem Bilde. Deshalb konnte ich das Pathetische vermeiden; aber die Sache selbst ist rein historisch. Die jungen Leute sind alle schon hinausgezogen und zum größten Teil geopfert. Drum laufen jetzt zuletzt noch die Alten zusammen und eilen unter die Fahne."

Kürzlich saß ich bei meinem Vetter Barfus, dem Kupferstecher, als er an Wilh. Lindenschmits Auerbachskeller arbeitete. Die wundervolle Arbeit war fast fertig. An dem Bilde, das mir noch neu war, fiel mir auf, daß mitten in der Gruppe der zechenden Studenten eine Kellnerin erscheint. Siebel hält sie an der Hand, sie zieht sich lachend zurück. Beide sprechen; das sieht man den Figuren sofort an. Nun kommt aber doch in jener Szene keine Kellnerin vor, und was beide sprechen, hat eben deshalb der Dichter nicht geschrieben. Diese Skrupel vergißt man zwar fast gänzlich über der vollendeten Meisterschaft, mit welcher alle, besonders jene beiden Figuren gezeichnet sind. Und daß in einem Wirtskeller eine Kellnerin von kneipenden Studenten, die im Wein schon gerade genug des Guten gethan haben, an der Hand buchstäblich mit in die Unterhaltung gezogen wird, ist so naheliegend, daß es an sich gar nicht auffiele, wenn es in jener

Szene auch nur mit einem Wort angedeutet wäre. Aber auch anderen Bekannten, die sich inzwischen bei Barfus eingefunden hatten, kamen die Skrupel, und man beschloß, daß Lindenschmit interpelliert werden müsse, wozu man meine Wenigkeit bevollmächtigte. Ich faßte Mut und drechselte mir, während ich nach einigen Tagen den langen mit Statuen besetzten Prachtkorridor des neuen Akademiegebäudes, wo sein Atelier liegt, entlang ging, meine Anrede und die kritische Frage nach Möglichkeit zurecht. Als er mich in seiner freundlichen Art empfangen hatte, kam ich leicht — es gab sich ganz von selbst — auf seinen Auerbachskeller und auf die verhängnisvolle Kellnerin zu sprechen. Da fing er an zu lachen und kam meinen weiteren Fragen mit der Bemerkung entgegen: „Es ist wahr, eine poetische Lizenz ist es; aber wir Maler können sie in solchen Fällen nicht entbehren. Der Dichter hat es leichter; er läßt seine Menschen die ganze Szene hindurch sprechen, unsere gemalten Menschen aber sind stumm, und wir können natürlich von der ganzen Szene nur einen Moment festhalten. Um nun doch den Beschauer schnell für das Bild zu gewinnen und sein Interesse zu erregen, schaffen wir, wo es irgend möglich, Gegensätze, d. h. wir fügen z. B. in Gruppen, die nach der Dichtung nur aus Männern bestehen, wo es nicht direkt gegen Willen und Wort des Dichters verstößt, auch eine oder mehrere Frauengestalten hinzu und umgekehrt. Gerade in einem Wirtslokal schien mir daher die Kellnerin ganz zulässig, ohne daß der Intention des Bildes, jene bestimmte Szene aus Faust darzustellen, in welcher allerdings keine Kellnerin vorkommt, Schaden geschehen wäre." „Und — entgegnete ich — auch Ihrer ganzen Auffassung der Szene schadet sie nicht. Denn Sie gaben im Bilde den Augenblick, wo Brander und Frosch allein reden. Der eine verlangt „eine Dummheit, eine Sauerei", der andere gießt ihm zur Erfüllung seines Wunsches ein Glas Wein über den Kopf und empfängt dafür das bekannte Schimpfwort. Jetzt erst mischt sich Siebel hinein: „Zur Thür hinaus, wer sich entzweit!" Vorher war er am Dialog gar nicht beteiligt. Sie konnten ihn also während des Vorgangs zwischen Frosch und Brander recht wohl mit der Kellnerin schäkern lassen. Darum haben Sie auch nicht den Augenblick gemalt, wo das Glas Wein schon ausgegossen *wird* oder *ist*, sondern, wo es Frosch in die Höhe hebt und *sich eben anschickt*, es auszugießen. Im ersten Fall würde, da Siebel durch den Ausruf „Doppelschwein"! auf seine Kameraden aufmerksam wird, die Schäkerei nicht mehr gepaßt haben.

Ja — sagte Lindenschmit — das ist allerdings so ziemlich auch mein Gedankengang gewesen. Aber es kommt noch dazu, daß wir, namentlich wir einer und derselben Richtung ergebenen Künstler, z. B. auch Piloty, der Ansicht sind, man müsse dem Beschauer des Bildes Gelegenheit geben und ihn dazu zwingen, seine eigene Phantasie thätig werden zu lassen, zu denken und *hierdurch* zu genießen. Wir ziehen es daher vor — und dies billigt auch *Lessing* — entweder das *Werden* darzustellen und nicht das Gewordene, so daß der Beschauer sich dies letztere selbst denken muß, oder den *Erfolg*, so daß seine eigene Phantasie sich darüber klar werden muß, was vorherging. Ich hätte, vielleicht mit einer gewissen drastischen Wirkung, malen können, wie der Wein aus dem

Glas hinausfließt und dem Brauder auf den Kopf spritzt, also das Gewordene. Aber das wollte ich eben nicht, weil jeder, der das Bild ansieht, es sich viel besser selbst denkt. Als ich nach der Erzählung von David Strauß den Hutten malte, den Augenblick, wo er im Wirtshaus zu Bologna mit den französischen Soldaten anbindet, die über Kaiser und Reich schimpfen, habe ich viel Erfolg damit erzielt, daß ich nicht die Prügelei selbst darstellte, sondern ihre Folgen, den einen Franzosen tot am Boden liegend, die andern fliehend, Hutten selbst das bloße Schwert in der Hand. Das Handgemenge selbst, das vorhergegangen sein muß, mag sich jeder selbst denken und nach seiner Individualität ausmalen. Gerade so verfuhr Piloty, als er das herrliche Bild: Seni an der Leiche Wallensteins schuf.

Daß ich nunmehr nicht nur selbst, sondern daß auch jene Bekannten bei Barfuß ihre Skrupel wegen der Kellnerin aufgaben, wird keiner weiteren Versicherung bedürfen.

Während jener Unterhaltung hatte von der uns gegenüberliegenden Wand des Ateliers her ein großer Karton meine Aufmerksamkeit gefesselt. Es war der erst im Entstehen begriffene Karton zu einem Kolossalbild, welches die Stadt München zum Schmuck des Rathaussaales von Lindenschmit herstellen läßt. König Ludwig I. krönt eine vor ihm knieende Frauengestalt, Munichia, also das personifizierte München, als die Königin der Städte Bayerns. Zugleich führt ihr der König die Kunst und die Wissenschaft zu, beide wieder in zwei Frauengestalten personifiziert, die letztere mit ernsten, sinnenden Zügen, die erstere eine heitere, frohe Erscheinung — denn heiter ist ja die Kunst, — alle Gestalten wunderschön. „Die Kunst" nimmt soeben aus den Händen des in einer männlichen Figur dargestellten Kunstgewerbes eine große, mit Schmucksachen und köstlichem Geschmeide gefüllte Schale entgegen und schickt sich an, die Munichia zu schmücken. „Die Arbeit — sagte der Künstler — macht mir viel Freude. Es ist mehr ein allegorisches Bild, es muß aber dennoch die historische Thatsache zur Anschauung bringen, daß es in Wirklichkeit erst König Ludwig I. gewesen ist, der Kunst und Wissenschaft in München hat einziehen und die Stadt durch Kunst und Kunstgewerbe hat schmücken lassen. Ich werde wohl zwei Jahre dazu brauchen, bis es aufgestellt werden kann. Nicht nur jede Figur, auch die sie umgebenden Dinge verlangen ja ein besonderes Studium. Das gebietet schon der Ort, für den das Bild bestimmt ist. Sie sehen dort in der Ecke die Spezialstudie der Kunst, dort diejenige der Wissenschaft, beide nach Modellen gearbeitet, die man bei solchen Bildern gar nicht entbehren kann. Wer sie ansieht, muß dran glauben, ich meine überzeugt sein oder das Gefühl der Überzeugung haben, daß — von der Allegorie abgesehen — alles so ist oder so war oder so hätte sein können, ja müssen, wie er es auf dem Bilde dargestellt sieht, und das läßt sich eben ohne persönliche und sachliche Modelle nicht erreichen."

So plauderten wir bei einer vorzüglichen Zigarre noch einige Zeit lang fort, bis ich um meine Entlassung bat, um die dem Künstler so kostbare Zeit nicht noch mehr in Anspruch zu nehmen.

Ich muß auch eines Besuches im Atelier Fritz Aug. v. Kaulbachs, des derzeitigen Direktors der Akademie, gedenken. Als ich eintrat, fiel mein erster Blick auf das Porträt einer schönen, jungen Frau in ganzer Figur; über Rücken und Hals wendet sich der Kopf in graziöser Biegung dem Beschauer zu, der das Bild ansieht. Als ich, freilich etwas anmaßend — fragte, man pflege doch solche Stellungen nur bei besonders schönen Rücken zu wählen, was hier nicht der Fall zu sein scheine, entgegnete er: „Wenn Ihnen der Rücken nicht gefällt, so ist der Maler schuld, die Dame hat einen sehr schönen Rücken. Es kommt in der Kunst ja überhaupt alles auf das Wie an, wenigstens nach meiner Auffassung, viel weniger auf das Was, einerlei ob Rücken oder Brust. Daß etwas von Bedeutung, ein Ereignis u. dergl. dargestellt werde, interessiert mich weniger. Die einfachste Sache schön dargestellt — das ist's! Giebt es was Schöneres als das Bild des Holländers Terborg, (eines Zeitgenossen von Rubens), der seine Frau malte, wie sie sich die Hände wäscht? So machten's überhaupt die Alten. Jetzt wird mehr komponiert, die Historienmalerei beruht ja darauf; sie ist erzählender Natur. Ich huldige dieser Richtung weniger, aber ich erkenne ihre Berechtigung an, tausend Wege führen nach Rom. Nur scheint mir, als ob das Wie, wenn es gelungen ist, viel mehr auf das Herz wirke als das Was. Die komponierten Bilder, auch die historischen passen euch Gelehrten für euern Verstand recht gut. Ist das Wie gelungen, so packt es jeden Menschen, der überhaupt für Kunst und nicht nur für nervenerregende sogenannte Effekte empfänglich ist. Es erzielt auch materiell die besten Erfolge beim Publikum. Mögen noch so viele Narren darunter sein, es ist im großen und ganzen doch ein verflucht gescheiter Kerl mit der feinsten Nase. Ich lege deshalb den größten Wert auf das Urteil gebildeter Laien."

In dem mit allerlei altertümlichen Möbeln und dergl. ausgestatteten Nebenzimmer des Ateliers zeigte er mir ein großes Fruchtbild von Schneider, an dem er viel Freude hatte, und als ich ihm erzählte, welches Vergnügen ich früher, als ich noch Dienstwohnung mit Weingeländen und Garten hatte, daran gefunden, große, zierlich geformte Schalen mit Trauben und anderen Früchten in schöner Zusammensetzung aufzubauen, sprach er sich sehr sympathisch hierfür aus und zeigte mir zwei Entwürfe zu mächtig großen Wandbildern, die er für des Herrn Major v. Heyl zu Worms am Rhein gelegenes Haus zu malen habe. „Hieran, sagte er. arbeite ich mit großer Freude, es sind zwei Stillleben, das eine ein Jagdbild, das andere gleichsam die Heiterkeit am Rhein darstellend mit allerhand schönen Früchten, Gewinden, lustigen Amoretten und Geniengruppen, recht phantastisch, aber lustig. Ich freue mich überhaupt so sehr an der Natur, selbst im kleinsten, sie schafft nichts absolut Unschönes, selbst nicht in der Kröte. Die Grazie des Vogels entzückt mich; wäre ich ein reicher Mann, so hielte ich mir einen zoologischen Garten."

Ich konnte nicht unterlassen, meine Bewunderung über diese Vielseitigkeit auszusprechen, worauf er entgegnete:

„Das Schöne muß und wird in allen Erscheinungen den Künstler erwärmen und zur Darstellung anregen. Ja! ich habe schon viel und recht Verschiedenes zusammengepinselt — dort stehen zwei hingeworfene Blumenbilder aus der letzten Ausstellung und dergl. mehr. Jetzt male ich aber am liebsten Porträts.

Wenn ich aber Gellerts schönen Spruch:

Lebe wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben!

für den Maler übersetze und sage:

Male was du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gemalt zu haben,

so fürchte ich, die Mahnung ist für mich am Ende doch umsonst gewesen. Ich lebe und schaffe eben so hin; am liebsten still für mich, in meiner Klause. Gefällt mein Werk, so freut es mich, gefällt's nicht, so kann ich's auch nicht ändern." —

Kürzlich begegnete ich einer kleinen Gruppe Landleute aus dem Gebirge und hörte die Worte: 's is unser Herrgott leibhafti, wie er am Kreuz hangi thut!" Sie kamen soeben aus Bruno Piglheins Panorama: „die Kreuzigung Christi" und gaben ihrer Verwunderung und der Stimmung, in die sie sich versetzt fühlten, durch diese naiven Worte Ausdruck. Da fiel mir's auf die Seele, daß ich das Panorama noch nicht gesehen hatte. Ich beschloß, das Versäumte bald nachzuholen, vorher aber zu versuchen, den jugendlichen Künstler in seinem Atelier sprechen zu können. Er war eben mit Pastellmalerei beschäftigt, die er nach der Methode des französischen Meisters de Litis, wie er mir sagte, gern kultiviert. Sie weicht von der älteren Art, wo man, mit winzigen, farbigen Staubfädchen tupfend, die Bilder herstellte — „malte", kann man kaum sagen — wesentlich ab. Piglhein arbeitet mit farbigen Stiften, mit deren Spitzen er nur hie und da markiert, während er sie im übrigen breit auffetzt und so eine wohlthuende Weichheit der Formen und Züge des Gesichtes erzielt. Das so gemalte Porträt der Prinzessin Elvira von Bayern, einer Enkelin König Ludwig I., stand auf der Staffelei. Es sei dieser Kopf die Vorstudie, teilte er mir mit, zu einem lebensgroßen Porträt der Dame, welches er vergangene Weihnachten eiligst für den Kaiser von Österreich habe malen müssen. „Aber — sagte er — ich muß mir erst die Hände waschen von dem Pastellstaub." Dann reichte er mir die schaffende Rechte, und wir setzten uns. „Dort der Kopf auf der anderen Staffelei, erklärte er mir, ist in anderer Pastellmanier auf Pappendeckel gemalt oder richtiger „gezeichnet" und mit wenig Farbe belebt, alles flüchtig, skizzenhaft in großen Linien und dichten Massen, eine Manier, die auch Lenbach gern anwendet. Übrigens — fuhr er fort — glauben Sie nicht, daß Sie aus dem Labyrinth dieses Ateliers meine künstlerische Richtung würden beurteilen können. Hier herrscht das Leichte vor, wovon man leben muß und was dem Gros des deutschen Publikums behagt, Pastellporträts, junge und alte Damen, auch eine Diva darunter. Der ernste Zug nach einer hohen sittlichen Idee, den ich in mir fühle, paßt nur für wenige,

wie der Gekreuzigte dort im Nebenzimmer, auf den der Seraph herabschwebt im Augenblick des Todes und den er mit dem Himmelskuß am Eingang ins Jenseits begrüßt — daher das „moritur in deo“, — oder er muß in ganz aparter Form, die als solche die Menge anzieht, auftreten, wie jetzt im Panorama: die Kreuzigung Christi, wovon ich Ihnen noch besonders erzählen will. Ich führe Sie selbst hin, da Sie noch nicht dort waren. Man hält mich leider vielfach wegen jener Pastellbilder, namentlich wegen derjenigen, die ich kürzlich für Ackermanns Kunstalbum wie warme Semmeln liefern mußte, für einen leichten Vogel, ja für einen Kokottenmaler, so daß manche Dame sich nicht von mir porträtieren lassen mag, weil sie denkt, ich fasse sie als Kokotte auf. Aber mit kleinen Ohren und markierter Nase wollen sie doch alle gemalt sein, sie mögen sie haben oder nicht. Auf der letzten Kunstausstellung war ich mit einem Christuskopf, den ich einmal an einem Charfreitag in Charfreitagsstimmung malte, mit einer Diva in gelbem Atlas und mit einem Centauren vertreten. Gleich hängten sie die Diva vorn hin und recht tief, aber den edlen, ernsten Christuskopf in den Hintergrund. Man kann und darf doch neben dem Hohen und Ernsten sich auch für die leichte Sorte der Menschen interessieren, wenn sie schön ist!“

Ich hatte zufällig am Abend vor diesem Besuch einen beliebigen Band von Goethes Werken in die Hand genommen, was ich oft zu thun pflege, und stieß auf den Satz (Bd. 3. der 40. Bd.-Ausg. S. 257):

„Die Kunst (nämlich jede) ruht auf einer Art von religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst, weswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt.“

Hiervon war der alte Herr tief durchdrungen, ließ es aber bekanntlich an künstlerischem Interesse für leichte Ware auch nicht fehlen und gesteht einen Teil jenes verhängnisvollen Dualismus, den freilich die Bibel viel kürzer ausdrückt, unumwunden zu, wenn er Faust sagen läßt:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Dies sagte ich dem Künstler zum Trost für seinen Ärger über jenes alberne Urteil, und wir verabredeten den Besuch des Panoramas für den nächsten Tag.

Panoramas haben schon seit einigen Jahren hier in München eine große Anziehungskraft auf das Publikum geübt, namentlich dasjenige über die Schlacht von Wörth. Das Piglhein'sche Werk, welches die Kreuzigung Christi in Panoramaform darstellt, wird in seiner Großartigkeit erst recht von allen Klassen der Gesellschaft besucht. Der Künstler wählte zu unserm Besuch die Abendstunde wegen des günstigen Lichteffektes der tiefer stehenden Sonne. Und welch' einen Eindruck empfand ich! Piglhein mochte mir's anmerken und flüsterte mir zu: „Sie müssen bedenken, daß Sie unter dem Eindruck der Sonnenfinsternis stehen,

die an jenem ersten Charfreitag in der Sterbestunde des Heilands eintrat. Nur dort im Osten glänzt noch der ungetrübte Sonnenstrahl auf dem kahlen Gebirge."

Es ist, als wenn die dunkelen Schwingen des Todes, der soeben dort drüben auf Golgatha den Herrn uns entrückt hat, über der ganzen Landschaft schwebten, über welche hin der Blick mit magischem Trug in weite, weite Ferne sich geführt fühlt. Der kühnste Zweifler wird — so empfindet man sofort — sich des Eindrucks nicht erwehren können: Ja, es ist doch wahr, so ist's gewesen, ich sehe es ja hier vor Augen. Es kostet mich eine große Überwindung, nicht gleich weiter in eine eingehende Darstellung des Ganzen mich vertiefen zu dürfen, was ich mir für später vorbehalten muß. Ich habe mich diesmal ja nur auf die Plauderei mit dem Meister zu beschränken, der mir im Lauf des Gespräches etwa folgendes mitteilte. „Ich habe die umfassendsten Studien an Ort und Stelle gemacht. Die Zeit dieser Studien und der Reise eingerechnet, habe ich zu der Arbeit ein Jahr gebraucht. Ich mußte sehr fleißig sein, denn das ganze Bild hält etwa 1700 Quadratmeter, 111 ½ Meter hoch und 120 Meter lang. Die Stadt Jerusalem in ihrer damaligen Gestalt darzustellen, war eine der schwersten Aufgaben. Die Ermittelungen der Gelehrten — es sind deren 24 — leiden an Unklarheit, Unvollständigkeit, sogar Widerspruch. Die Hauptfrage war mir aber: Soll ich den Augenblik in derjenigen Bewegung und Unruhe darstellen, die gewiß bei der Menge des zusammenströmenden Volkes, der römischen Soldaten, die bei der Exekution beteiligt und mit Zurückdrängen der Menschen beschäftigt waren, bei dem ganzen Charakter der Szene eine gewisse Berechtigung hätte? Oder soll ich es vorziehen, der ebenso berechtigten Ruhe Ausdruck zu geben, die in dem damals so gewaltigen Eindruck der Sonnenfinsternis, in dem tiefen Ernst der ganzen Handlung, in der für unsere Anschauung vom Historischen zum Heiligen emporgehobenen Situation ihr Motiv finden würde, wozu noch kommt, daß hastig hin und her laufende Menschen, einhersprengende Pferde und dergl. ohnehin doch keine recht wohlthuende Wirkung auf den Beschauer äußern und mir daran lag, namentlich den imponierenden, Ruhe gebietenden Zug des Augenblickes: „es ist vollbracht" möglichst zu kennzeichnen? Ich wählte, wie Sie fühlen werden, den letzteren Weg. In technischer Beziehung lag eine zu überwindende Schwierigkeit nicht geringeren Grades in der optischen Wirkung der Panoramaform. Wenn ich eine von den Figuren dort in der Ferne auch nur um ¼ Zentimeter zu groß gegriffen hätte, so würde sie riesenhaft aussehen; so mußte ich alle Figuren fast mathematisch berechnen, um an dieser Klippe nicht zu scheitern. Ob es wohl allenthalben gelungen ist, namentlich bei dem römischen Centurio dort vor dem Kreuz, der, die Hand zum Gekreuzigten erhebend, in den Ausruf ausbricht: „Wahrhaftig! Sohn Gottes war dieser!"

Der Eigentümer des Panoramas, Herr Hauptmann Halder aus Dresden, ließ mir noch in liebenswürdiger Freundlichkeit den im Druck erschienenen „Führer durch das Panorama" zum Nachlesen überreichen, und bewegt und dankbar dem Meister die Hand drückend ging ich heim.

Professor Löffts, der mich vor einigen Tagen auf seinem Atelier im neuen Akademiegebäude empfing, ist mit einem Altarbild für den Dom in Freising, Mariä Himmelfahrt darstellend, beschäftigt. Die imponierende Größe des im Entstehen begriffenen Gemäldes nimmt einen ansehnlichen Raum des Ateliers in Anspruch, daneben aber steht doch noch gar mancherlei Verschiedenes. „Ich kann nicht, sagte er, einer einzigen scharf abgeschlossenen Kunstrichtung mich hingeben und darin aufgehen. Sie sehen dort sogar landschaftliche Skizzen. Denn so wie jeder nach gethaner Arbeit sich nach der freien Natur sehnt, ebenso ist es mir Erquickung und Erholung, nach der eigentlichen Tagesberufsarbeit, die man sich doch einmal vornehmen muß, eine Landschaftsskizze auf die Leinwand zu werfen, und wenn es auch nur ein Stückchen Garten wäre. Meine Tagesarbeit ist jetzt das Altarbild. Es ist leider zum Teil aufgerollt, den unteren Teil sehen Sie nicht, der den Engel darstellt, wie er mit ausgebreiteten Schwingen das ganze Wolkengebilde in der Luft schwebend trägt, auf dem die Mutter Gottes steht und gen Himmel gehoben wird. Unterhalb dieser Engelsgestalt schwebt eine andere, die Rosen streut, eine Hindeutung auf die Legende von den Rosen im Grabe der heiligen Jungfrau. Der Engel weiter oben, den Sie sehen, und der so scharf beleuchtet ist, reicht der Madonna die Lilie, das Symbol der reinen Weiblichkeit, und eine Gruppe von Engelskindern, die dort links erst ganz roh angelegt ist, bringt ihr den Palmenzweig, gleichsam das Symbol des Sieges über das Leben, welches nun hinter ihr liegt. Sie selbst schwebt in warmem, goldigem Luftglorienschein, als wenn er von ihr selbst ausstrahlte, während ihre Gewandung mehr in kalten Farben gehalten ist. — Dort in der Ecke steht ein ganz anderes, leider unvollendetes Bild, ein irdisches junges Weib, das im Sterben liegt, ruhig dahingestreckt, hinter ihr im öden, dunklen Raum ein verglimmendes Licht.“ „Ist's vielleicht — so fragte ich — Clärchen, Egmonts Geliebte? Während sie in den Tod geht, läßt ja auch der Dichter ihre Lampe im leeren, öden Raum der Bühne verglimmen?“ „Nein — sagte er — daran dachte ich nicht, aber 's ist wahr, das gäbe ein rührendes Bild, ich werde mir's merken.“

Ich hätte vielleicht besser gethan, vor diesem Besuch bei Löffts von demjenigen zu erzählen, den mir Gabriel Max gestattete, und diesen letzteren an meiner Unterhaltung bei v. Kaulbach anzuschließen, weil ich dann Gegensätze hätte unmittelbar nebeneinander stellen können, wie sie sich schärfer in künstlerischen Richtungen kaum denken lassen. Während v. Kaulbach das phantastisch Lustige betonte, dem er namentlich in dem Bilde „am Rhein“ zu huldigen bemüht ist, zieht tiefer Ernst sich durch Max's Werke. Er sagte selbst: „Die Leiden und Schmerzen des menschlichen Seelenlebens sind es, aus denen ich gern, ja fast allein, die Motive zu meinen Bildern hole, das Lyrisch-tragische möchte ich's nennen; dabei immer nur wenige Figuren, oft nur eine einzige; wenig Buntes in der Farbe, vielleicht nur eine Hauptfarbe; womöglich weiß, grau und dergl. wie hier auf dem Bilde, an dem ich jetzt arbeite, „ein Vaterunser“ möchte ich es taufen. Sie kniet, kaum erwacht, im Bett mit schmerzhaft gefalteten Händen, den thränenreichen Blick im blassen Antlitz nach oben gerichtet, Trost suchend für einen erlittenen, tief empfundenen

Verlust; sie sieht vielleicht draußen auf der Straße eben einen Zug vorübergehen, den Leichenzug oder auch den Hochzeitszug des Geliebten, der ihr gestorben oder der sie verlassen und dem sie den Epheukranz gewidmet hat, der über ihrem Bett hängt, der einzige Schmuck der Wand." — Er machte auf mich einen rührenden Eindruck, dieser Kranz mit dem bescheidenen roten Band auf der dunkelgrauen Tapete, besonders dies bischen Rot thut eine tiefe Wirkung, was ich auch gleich aussprach. Er fuhr dann fort: „Hier im anstoßenden zweiten Atelierſaal (es sind nämlich drei nebeneinander) kann ich Ihnen noch zwei angefangene, recht ernste Entwürfe zeigen. Hier eine Arena. Der Tierkampf hat einem Mann das Leben gekostet; er liegt entseelt am Boden des düsteren Nebenraumes, der den größten Teil des Bildes füllt; nur durch den etwas zurückgeschlagenen Vorhang sieht man in die Arena selbst hinein und auf ihre amphitheatralischen, dicht mit Menschen gefüllten Zuschauerräume. Den Toten haben zwei Frauen vom Kampfplatz weggetragen und reichen sich über der Leiche die Hände zur Versöhnung alter Feindschaft, vielleicht Eifersucht. Dort der andere Entwurf ein Jahrmarkt im Hintergrund, vorn meine drei Kinder (Porträts), über denen ihr Schutzengel schwebt und sein flammendes Schwert zornblickend auf die Frau hier rechts zückt, die die Kinder in ihre Theaterbude locken will. Ich werde auch hier nur wenig Farbe geben, namentlich in den Hauptfiguren. Das ist's, was mir eigentlich an Makart nicht gefällt, seine Farbenmasse und Pracht; es ist seine Virtuosität, aber großartig ist er eigentlich nie. Die Arena will ich mit in meinen Sommersitz am Starnberger See nehmen und fertig machen."

Dann öffnete er mir das dritte Atelier, wo ich zu meinem Erstaunen ein prächtiges Pianino und eine Orgel fand. „Welch' wohlthuende, sinnige Verbindung! sagte ich, daß Sie der Musik in Ihrem Musensitz auch einen Raum geben. Ich habe auch das Bedürfnis, daß in meinem Arbeitszimmer mein Pianino steht. Spielen Sie selbst?" „O ja, entgegnete er, aber andere noch mehr. Mich unterstützt die Musik in meinen Konzeptionen, aber sie muß ernst sein; heitere Tanzmusik male ich nicht. Nur wenige Meister befriedigen mich, von den neueren Schumann und Wagner, von den älteren das bekannte Trimvirat: Haydn, Mozart, Beethoven; Wagner wenigstens in seinen früheren Werken." „Dann wundert es mich, warf ich ein, daß Sie für Makart keine rechte Sympathie zu haben scheinen, den man doch den Wagner unter den Malern genannt hat." „Das ist, entgegnete er, ein dummer Vergleich. Wagner ist kein Virtuos, vielmehr ist er immer großartig; man sollte diese beiden lieber nicht zusammenstellen."

Zuletzt kam er noch auf sein Gemälde, „die stigmatisierte Katharina Emmerich", zu sprechen, legte mir ein kleineres Exemplar derselben vor und sagte: „Es ist der Augenblick, wo sie schon recht leidend und gepeinigt von dem Schmerz des blutenden Kreuzes, welches sich durch ein Wunder auf ihrer Brust gebildet hatte, in Ekstase, die Hände gegen die Schläfe gedrückt, und auf das vor ihr liegende Kruzifix starrend, im Geist die Geschichte der Leiden Christi geoffenbart erhält, die sie dann verschiedenen geistlichen Personen, auch hohen Würdenträgern der Kirche mitteilt. Dieselben haben ihre Erzählungen treu aufzeichnen lassen, wie

man sie in Clemens Brentanos: „das bittere Leiden Christi“ nachlesen kann. Natürlich ist auch der Ausdruck ihrer Züge ein höchst leidender, wie fast überall bei meinen Bildern, weil sie eben den Schmerz der Seele ausdrücken und die Seele den Körper formt und bildet. Das ist wenigstens die Philosophie, zu der ich mich bekennen muß, nicht die umgekehrte der Materialisten.“

Was mir, so weit ich mich erinnere, kaum jemals beim Besuch eines Künstlerateliers begegnet ist, daß ich nämlich im Eintreten und mit dem ersten Blick auf das Bild, mit dem noch beschäftigt der Künstler vor der Staffelei sitzt, hellaut zu lachen anfangen muß, das passierte mir bei Claus Meyer. Da sitzt in einem schmucklosen, ultraeinfachen Zimmerraume ein alter Herr, wohlbeleibt und sehr behäbig. Man sieht nur, daß er kein Geistlicher ist; im übrigen kann man sich einen Ratsherrn, einen Patrizier, einen Gelehrten, ja auch einen Kriegsmann aus älterer Zeit und holländer Nationalität unter der Figur vorstellen; auf dem Stuhl neben dem Tisch, an dem er sitzt — ganz einfache Möbels ohne jegliches elegante Komfort — liegt sein Schlapphut und das Schwert mit stählernem Korbgriff. Er ist bequem zurückgelehnt, die eine Hand ruht auf dem Tisch, die andere hält ein Glas mit Rotwein, das er zum Mund geführt hat. Er kann es jeden Augenblick fallen lassen und merkt es kaum, denn er ist im Einduseln begriffen, und die Sonne, die durch das Fenster hinter ihm auf seinen mit weißem, etwas struppigem Haar bedeckten Schädel brennt, das einzige scharfe Licht auf dem geröteten fleischigen Gesicht, geniert ihn gar nicht. „Der soll mitten in seinem Paradies sitzen, sagte der Meister, denn hier auf den Tisch und dort auf den Schrank setze ich ihm noch alle möglichen Delikatessen hin, Hummer, Braten, Fische, Früchte und dergl. Da kann er glücklich einschlummern. Ich habe sie gar gern, diese niederländischen Typen aus früherer Zeit. Von jeher erwärmte ich mich für die niederländischen älteren und neueren Meister, für die Stimmung auf ihren Bildern, ihre Beleuchtungseffekte, ihre Interieurs der Zimmer, die Tracht der Leute und die Architektur, auf die man gewöhnlich durchs Fenster hinaussieht und dort die eigenartigen Giebel wahrnimmt. Immer komme ich bei meinen Konzeptionen darauf zurück: so ist es zu einer Spezialität geworden und erst recht, seitdem ich selbst einige Monate dort gelebt habe. Leider! oder vielmehr glücklicherweise ist mein Atelier ziemlich leer; Sie sehen nur Studien an den Wänden.“ „Und diese — entgegnete ich — tragen alle denselben Charakter, dieselbe Tonfarbe, möchte ich sagen. So erkennt man auch an dieser Tonfarbe den Meister der Töne immer wieder. Mag Mozart seinen steineren Gast singen lassen, wenn er den Frevler, den er krampfhaft festhält, zur Buße und Besserung ermahnt, mag er Papageno und Papagena tändeln, mag er den Grafen Almaviva nach einer Schäferstunde mit Susanna im Garten schmachten lassen, — immer ist es der fertige, vollendete, eigenartige Meisterstil in olympischer Ruhe und Erhabenheit, und auch der Unkundige braucht nicht auf dem Theaterzettel nach dem Komponisten zu sehen, er weiß schon, daß das nur Mozart ist, den er hört. So geht mir's bei Ihren Bildern auch. Ich hätte freilich gern Ihre „Würfler“ gesehen, die bei der Berliner Jubiläumsausstellung mit der großen

goldenen Medaile (die einzige, die München erhielt) geehrt und fürs Nationalmuseum angekauft worden sind!" „Die kann ich Ihnen — so sagte er — wenigstens in einer guten Photographie zeigen;" und dabei brachte er eine Mappe mit einer Masse prächtiger Hanfstängelschen Photopraphien herbei. „Da sind die Würfler — da mein erstes Bild, mit dem ich Anerkennung vor der Welt fand, ein holländisches Ehepaar im Gespräch, er aus der Tonpfeife rauchend, sie an einem neuen Gewand nähend — hier zwei Gruppen von Nonnen eines niederländischen Begninenklosters, eine Musikübung am Flügel und ein Arbeitszimmer, wo die Priorin jede Naht prüfend durch die Finger gleiten läßt und die anderen, mit Näharbeit beschäftigt, am Tisch dabei sitzen auf hölzernen Stühlen und hölzernen Bänken — und hier noch eine Gesellschaft Kannegießer bei Bier und Tabak im wichtigen Gespräch über die hohe Politik begriffen; oben an der Decke hängt ein Schiffsmodell." Er gab mir die Photographien mit nachhause, und da erfreute ich mich noch lange daran. Wie dort bei den Würflern die eben aus dem Becher geworfenen Glücks- oder Unglückssteine auf dem Tisch tanzen und mit Neugier, aber nicht mit Leidenschaft, beobachtet werden — mit welcher gemütlichen Ruhe der Ehegatte neben seiner hübschen, jungen Frau sitzt, aber nicht diese, sondern den Rauch seiner Pfeife mit den Augen verfolgt, wieder keine Spur von Leidenschaft, — wie die alten Kannegießer die Köpfe zusammenstecken und leise ihre Gedanken austauschen, als hörten sie draußen auf der Straße Albas Wachen und Patrouillen marschieren — wie die Nonne am Flügel sitzt, durch die Brille aufmerksam die Noten lesend, daß keine ihren Fingern entwische, und zwei Novizen singend, beide aus demselben Blatt lesend, ehrfurchtsvoll daneben stehen, während zwei ältere ruhig, fast andächtig zuhören — wie dort in der Arbeitsstube jene Alte am Tisch, die Brille auf der markierten Nase, die Nadel einfädelt und wie man fühlt, daß alle nur denken, arbeiten, aber kein Wort sprechen!

Ich hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, in diesem Sommer, wo ich ausnahmsweise einmal nach langer Zeit meine Beschäftigung auch der Kunst gewidmet hatte, noch einen Besuch bei Professor v. Lenbach machen zu können. Er war schon im Frühjahr nach Rom gegangen, und im Hause sagte man mir, er werde vor dem Herbst nicht wiederkommen. Dann las ich von seiner Verlobung und sah ihn im Geist mit der jungen Gattin während des Sommers und Herbstes auf Reisen. Da er sich aber, wie ich hörte, ein eigenes Haus und Atelier bauen läßt, wozu schon alles vorbereitet ist, faßte ich neue Hoffnung und sah sie wenigstens insofern bald erfüllt, als er im Juli hierher kam. So war er doch in der Stadt, wenn auch noch nicht ich bei ihm. Denn — Flitterwochen, Unwohlsein, Zudrang vieler Fremde und Fremder, die ihn um ein Porträt baten — alles versperrte mir den Weg, und selbst brieflich gelang es mir nicht, einen Besuch in seinem Atelier gewährt zu erhalten. Endlich gestern, als ich wieder an der eisernen Gartenpforte in der Luisenstraße vorbeiging und kurzweg einzutreten beschloß, auch im laufschigen Laubgang, der zum Atelier führt, von seinem Diener erfuhr, daß er dort und heute wohl auch zu sprechen sei, trat

ich ins Haus und war eben im Begriff, an die Thüre des Ateliers anzuklopfen, als ich im Innern brausenden Orgelklang hörte. Als die Töne verstummt waren, kam er auf mein Klopfen selbst, um zu öffnen. Es waren noch mehrere Personen im Salon, und er führte mich in das eigentliche Atelier, am Ende der Zimmerflucht, still mit dem Bemerken, er werde gleich fertig sein, habe seine Gäste mit Orgelspiel unterhalten, er wolle mir Gladstone vorstellen. In seiner raschen Weise stellte er mir ein großes Ölbild auf und ging wieder. Gladstone hatte ich nie gesehen und stand fremd vor dem alten Herrn mit dem geistvoll-aristokratischen Ausdruck des echten, vornehmen Briten, mit der mutigen Haltung, als scheue er nicht davor zurück, die Lösung der irischen Frage auf die Spitze des Schwertes zu stellen. Destomehr bekannte Gesichter schauten aber aus allen Ecken hervor, wo sie bunt durcheinander aufgestellt waren. Da stand der greise Döllinger, als wenn man ihn neben sich auf dem Sopha sitzen und sinnend zuhören sähe, was man zu ihm spreche, wie ich ihn vor wenigen Wochen selbst angetroffen hatte; dort stand Liszt, als alter Herr, aber mit jugendlichem Glanz des Auges, Lenbach nennt ihn den Extrakt der Liebenswürdigkeit. Dort in der Ecke Bismarck, die Zeitung lesend, ernst und streng, als ob ihn diese Presse verstimme, die er schon oft in seinen gewaltigen Reden so energisch verurteilt hatte. Doch — wer mag die jugendliche Dame sein, deren Skizze in Lebensgröße auf jener Leinwand begonnen ist? Der Kopf fast fertig; halb profil, markierte Züge, fesselnde Lieblichkeit, schmucklose, aber aparte Toilette, königliche Haltung? Ich nahm mein Notizbuch zur Hand, denn daß mir der Künstler schon von dem Wenigen, was ich in dieser Minute gesehen hatte, viel erzählen werde, durfte ich schon erwarten. Ich setzte mich auf das Eckfofa, vertiefte mich bald in die Enträtselung der interessanten alten Gobelintapeten des Zimmers mit ihren Figurengruppen märchenhafter Formen, bald kehrte mein Blick zu jenem Frauenbild zurück. Sollte es vielleicht die junge Gattin sein? „Nein, das ist, sagte er mir, als er eben wieder eintrat und wahrnahm, was mich fesselte — das ist die Königin Margaritta von Italien. Sie sehen leider an dieser Skizze nicht viel von dieser anziehendsten Persönlichkeit, wie mir kaum eine begegnet ist, mit ihrer geistigen Regsamkeit und ihrem umfassenden Interesse für alles geistige Leben, wie man es kaum wieder bei Frauen finden wird. Ich habe sie im Sommer vorigen Jahres gemalt." „Da haben Sie, bemerkte ich, wohl auch hier und da ein Aperçu über die Dinge aus diesem schönen Mund gehört, die jetzt das öffentliche Leben der Italiener erfüllen? Königreich und Kirchenstaat und dergl?" „Keine Silbe, entgegnete er. Beide, der König und die Königin sind der personifizierte Takt. Nichts, was nur irgend mit Persönlichkeiten zusammenhängt, mit denen nur irgend politische Beziehungen stattfinden, kommt über ihre Lippen, überall Respekt vor allen delikaten Fragen — natürlich wohl nur mir, dem Künstler gegenüber, mit dem sie auf dem freilich immerhin sehr umfassenden Gebiet der Kunst und des Humanismus verkehrten. Ganz anders der Papst. Vom Königspaar und vom Königreich Italien und Kirchenstaat sprach er zwar auch kein Wort, aber desto mehr vom Fürsten Bismarck, von dem er alles, auch das Kleinste, wissen möchte.

Mit mir hat er, während ich ihn malte, kaum etwas Anderes gesprochen, und hat sich ein Porträt von ihm von mir erbeten. Umgekehrt ist's nicht der Fall, d. h. der Reichskanzler spricht kaum von ihm. Natürlich. Der ist so voll von Gedanken allgemeinster Natur, so erfüllt und ausgefüllt von den Ideen, denen er seine ungeheuere Thätigkeit widmen muß, daß er überhaupt — abgesehen von seinen parlamentarischen Soireen, die ja halb dienstlichen Charakter haben — kaum einmal von Personen spricht, die im Kontakt mit der Politik stehen. Die Geschäfte des Papstes sind eintöniger, bewegen sich größtenteils in gewohnten Traditionen; deshalb beschäftigt er sich auch gern litterarisch und diplomatisch, und da er gerade in der Diplomatie seinen Konkurrenten im Fürsten Bismarck sieht, wird er jeden, der etwas von ihm wissen kann, auch über ihn ausfragen, wie er mit mir es machte, der ich so viel im Hause beim Reichskanzler und mit der Familie verkehrt habe."

Während wir so sprachen, war er stets mit dem Porträt einer alten Dame beschäftigt, das auf der Staffelei stand. Im Augenblick ward hier ein Lichtpunkt im Auge oder dort ein feiner Zug in den Falten des Gesichts wahrnehmbar, und ich fragte, ob dies, ohne daß das Original gegenwärtig sei, geschehen könne? „Ja — entgegnete er — ich muß gar oft so arbeiten; auch wenn sie da sind, sitzen sie mir gewöhnlich nicht, wie man sagt, sondern wir unterhalten uns. Oder glauben Sie, daß Bismarck sich hinsetzt, um sich malen zu lassen? Es ist ihm überhaupt verhaßt, durch das Bild verewigt zu werden, und wenn er es nicht thut, um für Museen oder für bedeutende Personen sein Bild schaffen zu lassen, geht er nicht bei. So oft ich ihn malte, kümmerte er sich nicht um die Arbeit, nur abends zuweilen, bei Licht und bei der Pfeife, ließ er sie sich zeigen. Ich habe drüben noch ein anderes Bild von ihm als das hier stehende." Indem er es herbeiholte, fuhr er fort: „Es ist eben ein elementarer Mann, der Reichskanzler. Ich versichere Ihnen, wenn er zur Thür hereintritt, ist sein Eindruck fertig, unnahbar, eine alle Vertraulichkeit entfernende Würde, trotz seiner jetzt etwas unbehülflichen, mächtigen Figur und dabei doch voll Liebenswürdigkeit. Nie ein Herabsteigen ins Philiströse, nie derb — so oft man dies auch sagt — sondern vornehm und fein in jedem Zug. Er fragt kaum, wenn er spricht, ich möchte sagen, er monologisiert und dabei spricht er langsam und gewählt; man fühlt, daß er sich bemüht, im Wort und mit dem Wort seine Gedanken schön zu gestalten. In diesem Schöngestalten, worin man den künstlerischen Zug seines Wesens erkennt, sucht und findet er Erquickung. Ich meine „künstlerisch" im weitesten Sinn, der gewiß auch dem Staatsmann eigen sein und sich in der Schöngestaltung diplomatischer Noten äußern kann. Sein tiefes, sonores Organ hat etwas Väterliches, Wohlwollendes. Sein Haus ist das entzückendste, was man sehen kann, und der Eindruck des Herrn, wenn er, wie gesagt, zur Thüre hereintritt, ist unverwischbar. Da weder er selbst noch jemand der Seinigen über andere spricht, was man eben so „über andere sprechen" nennt, ist jedes Vergleichsgespräch ausgeschlossen, das giebt's nicht. Er spricht z. B. nicht einmal von Moltke, und als ich einmal einem bedeutenden Herrn gegenüber deshalb meine Ver-

wunderung aussprach, da doch gerade auf der gemeinsamen Arbeit dieser beiden das neue Reich und die Größe Deutschlands beruhe, antwortete mir dieser: „Zwischen Bismarck und Moltke weht kühle Luft, wie zwischen zwei Gletschern. So ist er jetzt, wo er so unendlich viel im Lauf der Jahre in sich aufgenommen und verarbeitet hat."

Da legte er die Palette aus der Hand und holte ein in großen, flüchtigen Zügen hingeworfenes Doppelporträt hervor, das er mir aufstellte. Beide alte Herrn unterhalten sich. „Sie haben beide, sagte er, nicht gemerkt, daß ich sie male, die Herren Gladstone und Döllinger, als sie gemütlich hier saßen und plauderten. Es war im vorigen Sommer. Gladstone war nur wegen Döllinger, den er sehr hoch hält, herübergekommen und um mit ihm sich zu unterhalten. Er will immer, daß alle religiösen Sekten aufhören und eine allgemeine Vereinigung stattfinde. Das geht aber nach Döllinger nicht, so gern er dem alten Freunde zuhört, wenn er davon spricht. Da wir einmal in die Nähe der Geistlichkeit gekommen sind, können Sie auch dort den Bischof Stroßmeier sehen. Den Mann hatte ich mir freilich weniger struppig und borstig vorgestellt."

Es war ein sehr heißer Tag gewesen, v. Lenbach zog die Jalousien auf, wir lehnten uns ins offene Fenster. „Da unten — sagte er — entsteht mein Haus; es wird rüstig dran gearbeitet. Dort in die Ecke des Grundstückes kommt das Atelier." „Und — bemerkte ich — das Bassin in der Mitte des Ganzen ist schon fertig, wie ich sehe?" „Das hat — entgegnete er lächelnd — seinen besonderen Grund. Als ich diesen Sommer in Rom war, wo ich mich verlobte, wurde eine schöne römische Antike in der Villa Caute feil, eine Venus, zu Füßen ihren Amor, der zu ihr hinaufsieht — ein interessantes, schönes Werk und ganz echt. Ich kaufte es und ließ mit der Aufstellung in dem sogleich hergerichteten Bassin die ganze Anlage beginnen. Wenn Sie nachher vorbeigehen, sehen Sie sich die Göttin einmal an."

Wir waren wieder in das mittlere Zimmer getreten, wo er mich auf eine ganz eigenartig dargestellte Sammlung der seltensten und prachtvollsten Schmetterlinge, die an einem etwa 1 ½ m hohen Zweig sitzen (das Ganze unter einem hohen Glaskasten verwahrt), aufmerksam machte. „Sie stammen von der Königin von England, sagte er, die sie dem Herrn N. N. schenkte, und von diesem erhielt ich sie. Doch — wir haben ja den Moltke noch nicht gesehen. Ich werde ihn aufstellen."

Da stand das Bild des großen Strategen wie lebend vor mir und daneben eine kleinere Skizze, reichlich 1 m hoch — eine Dame in leichter, weißer Sommertoilette am Sonnenschirm unter Bäumen wandelnd, den Kopf nach links dem Beschauer zugewendet, hellblond, gleichfarbiger, geschmackvoll geschwungener Strohhut, den eine weiche, buschige Straußenfeder überwallt. „Aber welche Familienähnlichkeit! rief ich aus, das ist Ihre Frau Gemahlin." „Ganz recht, sagte er, es ist dieselbe feine Biegung der Nase — und doch ist sie nur die Tochter seines Vetters. Und der alte Herr, so ernst und doch so mild und heiter, der eiserne Mann. Er muß alle Abende seine Partie Whist spielen und ärgert sich, wenn er verliert — aber nur weil er sich nichts, wohl aber anderen alles gönnt. Es ist wahr, er spricht

nicht viel, aber er freut sich an allem wie ein Kind, an jeder Aufmerksamkeit, die ihm erzeigt wird. Vom Krieg spricht er fast nie, nur daß er sich nicht genug über die Franzosen wundern kann, weil sie mit ihrer Revanche so lange warten. Er ist jetzt 87 Jahre alt, hat aber doch an unserer Hochzeit mit meiner Frau, die erst 24 Jahre zählt, getanzt."

Mit diesem heiteren Bilde will ich meine Plaudereien schließen. Sie werden manchen Lesern gewiß manches Interessante geboten haben. Daß mir es möglich war, es zu erzählen, verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Meister, von denen ich einige noch gar nicht kannte. Alle waren bereit, für die „Deutsche Revue" mir Unterhaltungen zu gönnen, die, soweit es nur irgend möglich, mit den eigensten Worten, wie sie gesprochen wurden, in vorstehenden Blättern von mir wiedergegeben worden sind. Nur selten sagte einer oder der andere, wenn ich mir Notizen machte:

„Das brauchen Sie nicht aufzuschreiben!"

Über politische Kunstausdrücke.

Von

Lothar Bucher.

II. Politisches Gleichgewicht.

Mit dem Ausdruck „politisches Gleichgewicht" werden zwei französische und zwei englische Ausdrücke wiedergegeben: équilibre und balance du pouvoir, equilibrium und balance of power. Sind diese vier gleichbedeutend mit einander? Ist es richtig, sie mit einem und demselben deutschen zu übersetzen?

Die Abstammung der aus dem Lateinischen fast unverändert überkommenen beiden Wörter ist leicht zu verfolgen; man hat nur auf Baco von Verulam, gestorben 1626, zurückzugehen, der sich in den Sermones fideles, No. XIX, De Imperio so ausspricht:

„In betreff der Nachbarn läßt sich wegen der Verschiedenartigkeit der Fälle eine bestimmte Regel der Vorsicht nicht geben, ausgenommen eine, welche immer zutrifft. Es ist die, daß die Fürsten stets darüber zu wachen haben, daß keiner ihrer Nachbarn (durch) neuen Gebietserwerb oder durch Ansichziehen des Handels oder durch Näherrücken oder auf ähnliche Weise) dergestalt wachse, daß er eine größere Macht zu schaden erlange, als er vorher gehabt. So hat während jenes Triumvirats der Könige Heinrichs VIII. von England, Franz I. von Frankreich und Karls V. von Spanien eine so lebhafte wechselseitige Achtsamkeit zwischen ihnen bestanden, daß keiner von den dreien auch nur eine Handbreit erwerben konnte, ohne daß die beiden anderen sofort die Sache ins Gleichgewicht gebracht hätten (rem ad aequilibrium deducerent). Dieselbe Wirkung hatte

jenes Bündnis (dem Guicciardini die Sicherheit Italiens zuschreibt) zwischen dem Könige Ferdinand von Neapel, den Fürsten Lorenz von Medici von Florenz und Ludwig Sforza von Mailand. Auch ist die Meinung einiger Scholastiker keineswegs anzunehmen, daß ein Krieg gerechter Weise nur unternommen werden könne wegen einer Rechtsverletzung oder auf eine vorangegangene Herausforderung. Denn die begründete Besorgnis einer nahen Gefahr ist, auch wenn keine Gewaltthätigkeit vorgefallen ist, zweifellos ein ausreichender und rechtfertigender Grund zum Kriege."

Um zunächst bei England zu bleiben, so findet sich in dem Berichte des venezianischen Gesandten Gussini vom 16. Mai 1634 folgende Meldung: der Staatssekretär Coke habe ihm in einem Gespräch über die politische Lage gesagt: „Es steht alles gut, aber es ist nötig ein Auge darauf zu haben, daß die Dinge schließlich in dem gehörigen Gleichgewichte bleiben und daß die Wage weder nach der einen, noch nach der anderen Seite ausschlägt (che le cose restino in fine nel proprio equilibrio e che la bilancia non preponderi nè dell uno nè dell altro canto)." In welcher Sprache sich die beiden Staatsmänner unterhalten haben, ist nicht ersichtlich; Coke ist schwerlich des Italienischen mächtig gewesen; vielleicht haben sie lateinisch gesprochen, wie Georg I. mit seinen Ministern. Jedenfalls muß Coke sich des Wortes aequilibrium oder einer Ableitung desselben bedient haben. Nachdem der Grundsatz, daß es ein Gleichgewicht zwischen den europäischen Mächten geben müsse, bei den Staaten, welche sich von Ludwig XIV. bedroht sahen, zur Anerkennung gekommen war und als derselbe zum Abschluß von Bündnissen führte, dauerte es doch noch lange, ehe das Wort aequilibrium in den Verträgen ausgesprochen wurde. Es findet sich nicht in dem Vertrage zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten vom 12. Mai 1689, später magnum foedus genannt, noch in dem Beitritt des Königs von England, noch in den beiden Teilungsverträgen über die spanische Monarchie vom 11. Oktober 1698 und 25. März 1700; sie alle sprechen in der begründenden Einleitung nur von Sicherung der Ruhe und Abwendung zu befürchtender Kriege.

Der am 7. September 1701 zwischen Österreich, England und Holland lateinisch geschlossene Vertrag drückt sich deutlicher aus: „Die Franzosen und Spanier würden verbunden allen furchtbar werden und die Herrschaft über ganz Europa leicht an sich reißen." Derselbe Gedanke erscheint noch bestimmter in dem Eingange des am 11. November 1701 zwischen England und Holland in französischer Sprache geschlossenen Bündnisses: „Nachdem der König von Frankreich sich zum Herrn der ganzen spanischen Erbschaft zu Gunsten seines Enkels gemacht, sei er so furchtbar, daß nach der einstimmigen Ansicht der ganzen Welt Europa sich in der dringenden Gefahr befinde seine Freiheit zu verlieren und unter das Joch einer monarchie universelle zu gerathen."

Erst in dem Verzicht Philipps V. auf die Erbfolge in Frankreich vom 5. November 1712 erscheint das Wort Gleichgewicht. „Der Grundsatz, das gemeine Beste und die Ruhe Europas für immer zu sichern en un equibrio de

potencias, so daß die Vereinigung von vielem in einem nicht die Wage (balanza) sinken machen zum Vorteil des einen und zur Gefahr und Beunruhigung der Übrigen" u. s. w. Ebenso in dem Frieden zwischen dem Kaiser und dem Könige von Spanien: „Da das Mittel zur Herstellung eines dauernden Gleichgewichts in Europa (duraturum in Europa aequilibrium) nur die Fortsetzung der Regel gedacht werden kann, daß die Reiche Frankreich und Spanien zu einer Zeit in einer und derselben Person oder Linie vereinigt werden dürfen u. s. w."

In dem Verzicht Philipps V. und schon in der Äußerung Cokes gegen den venezianischen Gesandten kommt ein zweites Wort vor, welches an einen Ausdruck anklingt, der in England während der spanischen Wirren aufgekommen war, balance (oder wie man damals schrieb ballance) of power. Wer ihn zuerst gebraucht hat, wissen wir nicht; einer der ersten ist jedenfalls Swift, der in einer 1701 unter dem Titel „Abhandlung über die Kämpfe der Edlen und der Gemeinen in Athen und Rom" veröffentlichten Verteidigung der Politik der Whigs folgendes schreibt:

„Es wird eine ewige Regel der Politik in einem freien Volke sein, daß eine balance of power vorhanden ist, sorgfältig zu erhalten sowohl innerhalb des Staates als zwischen verschiedenen Staaten. Der wahre Sinn einer balance of power im Innern wie nach außen wird am besten begriffen, wenn man sich vorstellt, was eine Wage ist. Zu einer solchen gehört dreierlei, erstens der Balken und die Hand, die ihn hält, dann die beiden Schalen mit dem, was drin gewogen wird. Nun denke man sich mehrere benachbarte Staaten; um den Frieden zwischen ihnen zu erhalten, ist es notwendig eine balance aus ihnen zu bilden mit einem oder mehreren directors, welche die übrigen in gleiche Schalen zu verteilen, nach Umständen aus der einen in die andere zu thun oder auch ihr eigenes Gewicht in die leichtere zu werfen haben. Es ist nicht notwendig, daß die Macht unter die drei gleich verteilt sei; die Wage kann auch von dem Schwächsten gehalten werden, wenn er durch geschicktes Verfahren, indem er aus der einen Schale etwas wegnimmt und der andern etwas von seinem eigenen hinzuthut, die Schalen gleich schwer erhält."

Freilich hat Swift später, nachdem er mit den Whigs zerfallen war, die Anwendung seiner Lehre beißend verspottet in dem Entwurf einer Geschichte John Bulls. Kapitel IV. sollte handeln „von den Methoden, nach welchen John den Frieden unter seinen Nachbarn zu erhalten suchte; wie er sich ein paar steelyards (Desemer, Schnellwagen) hielt, um sie zu wiegen und sich bemühte, sie durch schmale Kost, Abführ- und Brechmittel und Aderlässe zu gleichem Gehalt und gleicher Stärke zu bringen. Kapitel VII. Wie Sir Swain Northy (etwa Herr von Nördling, Karl XII.) durch Aderlassen, Abführen und Diät zur Auszehrung gebracht wurde; und wie John später genötigt wurde to give him the cold cordial (die kalte Herzstärkung zu geben; Wortspiel mit to give the cold shoulder, jemanden abfallen lassen.) Kapitel VIII. Wie Peter Bär (Rußland) überfüttert wurde und sich nachher weigerte die Arznei zu nehmen."

Im amtlichen Sprachgebrauch finden sich die Worte a just ballance of

Europe in einem Protest der Minderheit der Lords vom 15. März 1700 gegen den zweiten Teilungsvertrag, und der Ausdruck ballance of power kommt in späteren Protesten mehrmals vor, ohne daß sich aus dem Zusammenhange eine scharfe Begriffsbestimmung gewinnen ließe. Sehr deutlich liegt dagegen eine solche in der Rede, mit welcher Georg II. am 17. Juli 1727 das Parlament vertagte. Er spricht seine Befriedigung darüber aus, sein Volk in einem gedeihlichen Zustande zu sehen, holding the balance of Europe d. h. die Wage in der Hand haltend, den Ausschlag gebend. Er versteht das Wort balance im Sinne von Swift; und englische Dichter feierten diese bevorzugte Stellung ihres Landes, z. B. Edmund Waller:

Heav'n that has plac'd this island to give law
To balance Europe and her states to awe.

Es konnte nicht ausbleiben, daß jenes königliche Wort auch zum Gegenstande schriftstellerischer Untersuchungen gemacht wurde, was namentlich von dem Geschichtsschreiber Joseph Hume geschah, in dessen Essays and Treaties (1755) sich eine Abhandlung über balance of power befindet. Bevor man dieselbe liest, ist es gut sich der Vieldeutigkeit des Wortes balance zu erinnern. Nach dem Wörterbuch von Worcester (London und Boston in Amerika 1859) bezeichnet es 1. die Wage, 2. das gleiche Gewicht zweier Gegenstände, 3. das Übergewicht eines Gegenstandes über einen andern. Die beiden letzteren, einander entgegengesetzten Bedeutungen spielen bei Hume in einander über. Zum Beweise, daß der Gedanke einer balance of power nicht neu sei, führt er, ohne sie scharf zu trennen, aus der alten Geschichte Fälle an, in denen Bündnisse geschlossen wurden gegen einen Staat, der die übrigen bedrohte, und andere, in welchen ein Staat es bald mit dem einen, bald mit dem andern von zwei Gegnern hielt. An eine Stelle des Polybius, in welcher die Weisheit des Königs Hiero von Syrakus gerühmt wird, der, obgleich Bundesgenosse der Römer, den Karthagern in ihrem Kampfe mit den Hilfstruppen Beistand geleistet, knüpft Hume die Bemerkung, Polybius habe den Zweck der modernen Politik ausgesprochen. In Humes Abhandlung, obwohl zur Zeit ihres Erscheinens wenig beachtet, steckt der Keim des Trugschlusses, welches sich in den Schriftstellern, sogar bei Völkerrechtslehrern, weit verfolgen läßt: daß Gleichgewicht und balance of power gleichbedeutende Ausdrücke seien. Burlamacqui z. B., dessen ausführliches Werk über Natur- und Völkerrecht, zweite Ausgabe von M. Dupin 1820, laut einer älteren Bestimmung bei der Prüfung der Legationssekretäre in England zum Grunde gelegt werden soll, sagt einfach: balance de l'Europe ou équilibre politique. Die Wahrheit aber ist: aequilibrium in dem Sinne der oben angeführten Aktenstücke soll verhindern, daß einer stark genug werde, um die Übrigen zu bezwingen; eine Politik der balance of power, mit Erfolg betrieben, würde dahin führen, daß einer, wenn auch nicht der Stärkste, den Willen der Übrigen beherrschte.

Bevor wir die Geschichte der Ausdrücke weiter verfolgen, mag eines anderen, wenig bekannten Werkes erwähnt werden, welches auch in der Eingangs angeführten Stelle von Bacon wurzelt. Man begegnet im 18. Jahrhundert mehr-

mals englischen Büchern, die mit Wissen, Urteil und Geschäftserfahrung geschrieben sind, daher einen großen Einfluß ausgeübt, viele Auflagen erlebt haben, deren Verfasser jedoch unbekannt geblieben sind. Zu ihnen gehört ein Werk unter dem Titel The present state of Europe, fünfte Auflage 1757, welches „die Interessen, Verbindungen, politischen und wirtschaftlichen Ansichten der verschiedenen Staaten darstellen soll" und zwar unter dem Gesichtspunkt der Interessen Englands. Obwohl diese kleine Arbeit sich nicht mit Politik, sondern mit Sprache beschäftigen will, so wird die Schwierigkeit, eine Grenzlinie zu ziehen, es rechtfertigen, eine merkwürdige Stelle aus dem genannten Werke einzurücken.

„In betreff des Handels ist noch auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der meines Wissens bisher von keinem politischen Schriftsteller in Betracht gezogen worden ist, nämlich daß die aus dem Handel entspringenden wechselseitigen Verbindungen den Zustand der Dinge völlig geändert und während der letzten zwei oder drei Jahrhunderte ein neues System in dem christlichen Teile Europas hervorgebracht haben, vermöge dessen ein jeder Staat viel mehr Grund hat, sich um das zu bekümmern, was einem anderen geschehen mag. Ein Beispiel wird das deutlich machen.

„In früheren Zeitaltern konnte ein Streit im Norden nur den Norden angehen, im vorigen Jahrhundert ist das anders geworden. Die Holländer und wir schickten Flotten in die Ostsee, als kurz vor der Rückkehr Karls II. ein Streit zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochen war. Bald darauf trat Schweden der Tripleallianz bei. Gegen das Ende der Regierung König Wilhelms geschah dasselbe mit derselben Wirkung; und ähnliches ist seitdem vorgekommen. Der Vorwand in allen diesen Fällen war Gerechtigkeitsliebe und genaue Erfüllung der Verträge; aber der große und wahre Zweck war, die Unzuträglichkeiten abzuwenden, welche für die Seemächte hätten entstehen müssen, wenn entweder Schweden oder Dänemark durch ihre Kriege völlig ruiniert worden wären. Wir können daher zuversichtlich sagen, daß die ballance of power in dem genauen Sinne des Ausdrucks durch den Handel erzeugt worden ist und das Ziel besonders der Handelsvölker bleiben muß, solange sie ihren Handel und ihre Freiheit bewahren. — Ballance of power ist also nicht ein leerer Name, sondern ein sehr richtiger und bedeutungsvoller, wenn auch neuer und bildlicher Ausdruck.

„Wir haben ohne Schwierigkeit gezeigt, woher die balance of power kommt; nicht so leicht ist es zu sagen, worin sie besteht. Denn in dieser Beziehung finden es die besten Schriftsteller sehr schwer, sich ihrer Vorurteile zu entkleiden. Ein französischer Politiker betrachtet es als ausgemacht, daß die ballance in der Hand seines Königs sein müsse. In Wien ist nichts klarer als das Recht des kaiserlichen Hofes dazu. Die verständigsten Schriftsteller über diesen Gegenstand, die ich angetroffen habe, sind die Italiener, besonders die Venezianer. Gebe man ihnen zu, daß das Meer so gut wie das Land der Herrschaft unterworfen sei, und daß ihre Republik ein unzweifelhaftes Recht auf die Souveränetät über das Adriatische Meer habe, so werden sie bereitwillig alles zugestehen, was zu

Gunsten anderer Fürsten und Staaten gefordert werden mag. Der Kampf um die ballance of power ist daher in der That der Kampf um Macht."

Aus der Thronrede Georgs II. ging der Ausdruck bald in die französische Sprache über, welche nach dem Utrechter Frieden anstatt der lateinischen die Sprache der Staatsverträge wurde, und ließ das französische équilibre und das englische equilibrium wenig aufkommen. Probestücke sind am besten zu entnehmen den Denkschriften, welche von dem Grafen Broglie und seinem Gehilfen Favier für Ludwig XV. ausgearbeitet, während der Revolution gefunden und unter dem Titel Politique de tous les Cabinets de l'Europe gedruckt wurden. (Bereichert durch Aktenstücke, welche der von Ludwig XVI. befohlenen Vernichtung entgangen sind, abgedruckt in dem Werke, welches der Herzog von Broglie, Großneffe des Grafen, 1878 unter dem Titel Le Secret du Roi herausgegeben hat.) Jene Arbeiten eignen sich besonders, weil sie sich viel mit einem Vorgange beschäftigen, über den man sich in Angriff und Rechtfertigung auf die balance berief, die Teilung Polens, und weil der Graf Segur, der 1802 eine neue Ausgabe mit Anmerkungen besorgte, in seiner Vorrede bezeugt, daß Favier das Evangelium aller jungen Diplomaten sei. Equilibre kommt selten vor, und es wird beifällig die Äußerung erzählt, welche der sardinische Minister Marchese d'Orvea gegen den englischen und den österreichischen Gesandten gethan, die ihm immer von dem équilibre de l'Europe gesprochen. Ermüdet von diesen Gemeinplätzen der alten Diplomatie habe er ihnen geantwortet: „Das ist eine Chimäre: dies Gleichgewicht existiert nicht, könnte nirgend anders existieren als in dem Kabinet von Versailles; solange dieses keine Fehler macht, ist ein Gleichgewicht in Europa nicht vorhanden." Dagegen lieben die Verfasser das Wort balance und machen einen so verschiedenartigen Gebrauch davon, daß der deutsche Übersetzer in Schwierigkeit geraten würde. An einer Stelle lesen wir: Dans les beaux jours de Louis XIV. la France profita de l'animosité nationale, de la jalousie du commerce entre les Anglois et les Hollandois, pour tenir la balance entre les deux puissances maritimes." An einer anderen: „Le bon état de ses finances permit à l'Autriche de rester puissamment armée, tandis que le ministère français laissoit la France desarmée et sa frontière presqu'ouverte. Dès-lors le crédit de considération fit pencher de plus en plus la balance politique du côté de la cour de Vienne." Und wieder an einer anderen: „La puissance (la Prusse) nouvellement aggrandie et mise dans l'Empire en équilibre avec l'Autriche, ne sembloit pas avoir acquis une consistance assez ferme pour se maintenir elle-même et pour soutenir sa balance sans l'appui ou du moins sans le concours de la France." In der ersten bezieht sich die balance auf drei Personen, in der zweiten auf zwei, in der dritten auf eine.

Die Revolutionskriege und die napoleonische Zeit waren zu Staatsverhandlungen über das Gleichgewicht nicht angethan. Französische Schriftsteller und deutsche, die im Sinne der Franzosen wirkten, bemühten sich, das Wort und den Begriff in der öffentlichen Meinung zu verwischen und durch die Anpreisung „des neuen Föderativsystems," dessen Schwerpunkt Frankreich, zu ersetzen.

In dem Eingang des pariser Friedensvertrages vom 30. Mai 1814 bezeichnen die Mächte als ihren Zweck une paix solide, fondée une juste répartition de forces entre les puissances — eine leise Erinnerung an den Plan, Europa in so und so viel gleichstarke Gruppen zu teilen, von dem der Abbé Saint Pierre geträumt hat und über dem Heinrich IV. gerechnet haben soll. Auf dem wiener Kongreß wurde denn auch von équilibre geredet und noch mehr darüber gedacht, besonders von Talleyrand, der darunter das ausschlaggebende Gewicht Frankreichs und die Verkrüppelung Preußens verstand, wie wir jetzt aus seinem Briefwechsel mit Ludwig XVIII. wissen. In den folgenden Zeiten wird von équilibre noch hin und wieder gesprochen z. B. in den Aktenstücken über Krakau, in dem londoner Vertrage vom 8. Mai 1851 über die Erbfolge in Dänemark und den Herzogtümern, von balance du pouvoir fast nie mehr. Aber die Gesetzessprache in England hat den Ausdruck balance of power festgehalten; die jährlich erneuerte Meuterei-Akte, auf welcher die Disziplin des Heeres beruht, lautet:

„Sintemal das Aufbringen oder Unterhalten eines stehenden Heeres innerhalb des vereinigten Königreichs im Frieden anders als mit Zustimmung des Parlaments wider das Gesetz ist; und sintemal es von J. M. und dem gegenwärtigen Parlamente für notwendig erachtet worden ist, daß eine bewaffnete Macht fortbestehe zur Sicherheit des Vereinigten Königreichs, zur Verteidigung der Besitzungen der Krone, and the preservation of the balance of power in Europe, . . . so wird verordnet u. s. w." Man darf annehmen, daß der Ausdruck auch heute noch in dem alten Sinne verstanden wird.

Desto häufiger ist von „concert" die Rede, von welchem Worte die „Times" am 5. Januar 1852 sagte, es lasse sich nicht ins Englische übersetzen. Nach Artikel 7 des pariser Vertrages vom 13. März 1856 sollte die Türkei künftig an den Vorteilen dieses concert teilnehmen. Dem dritten Napoleon, der in der Thronrede vom 5. November 1863 erklärte, die Vorträge von 1815 existierten nicht mehr, konnte das Wort Gleichgewicht so wenig zusagen wie dem ersten; er hielt es mit der „compensation", Ausgleichung. Nur in seiner Kriegserklärung an Preußen läßt er l'équilibre général mitspielen. Die letzte bemerkenswerte Äußerung über das europäische Gleichgewicht kam in der französischen Nationalversammlung am 22. Juli 1871 vor. Thiers sagte équilibre und dachte balance du pouvoir, als er, den Antrag der Bischöfe auf Wiederherstellung der weltlichen Gewalt des Papstes bekämpfend, sich so äußerte:

„Das europäische Gleichgewicht war ein Gegenstand des Spotts geworden, und doch war es der Grundgedanke Heinrichs IV. gewesen, des anziehendsten Staatsmannes, den es je gegeben hat, Richeliens, des großen Gesetzgebers, Mazarins, des arbeitsamen Politikers, welcher den bewunderungswürdigen westfälischen Frieden entworfen hat. Im Jahre 1815 stellte eine gütige Vorsehung dieses Gleichgewicht noch einmal her. Wir verloren die Früchte unserer Siege, aber nicht einen maßgebenden Platz im europäischen Staatensystem. Wir waren zwischen Österreich und Preußen gestellt, um zu verhindern, daß das eine das andere unterwerfe, zwischen England und Rußland, um zu verhindern, daß

diese beiden gewaltigen Mächte die Weltherrschaft an sich rissen. Dieses Gleichgewicht haben wir in einer Anwandlung von Verblendung selbst zerstört, indem wir dafür das Nationalitätsprinzip auf unsere Fahne schrieben, welches uns schließlich die unheilvollsten Tage gebracht hat. — Die Einheit Italiens und Deutschlands sind fertige Thatsachen."

Es sind also, um zu dem Anfang zurückzukehren, die zwei französischen und die zwei englischen Ausdrücke nicht gleichbedeutend mit einander, und es ist nicht richtig, sie alle mit dem Worte Gleichgewicht zu übersetzen. Es wird aber wohl dabei bleiben müssen, denn eine andere Verdeutschung von balance du pouvoir dürfte nicht zu finden sein, und es kann dem Zeitungsleser nur anheimgegeben werden, in jedem Falle darauf zu achten, von wem, in welcher Verbindung und unter welchen Umständen das unübersetzbare Wort ausgesprochen wird.

Komponistenhonorare einst und jetzt.

Von

Ludwig von Herbeck.

Es dürfte schwerlich je gelingen, das Mißverhältnis, in welchem die materielle Entlohnung geistig Produzierender zu dem wahren Werte ihrer Schöpfungen häufig noch steht, gänzlich zu beseitigen. Eine liederliche Operette wird in der Regel hundert-, ja tausendfach besser bezahlt als eine gute Symphonie, nach einem flachen, pikant geschriebenen Romane haschen viele Verleger förmlich, während sie Anträge von Verfassern gediegener wissenschaftlicher Schriften meist mit bedauerlichem Achselzucken erwidern. Diese Thatsachen müssen in sittlicher Hinsicht bedauert werden, in geschäftlicher läßt sich dagegen nichts einwenden. Hier gelten rein kaufmännische Grundsätze: Die Nachfrage ist dem Verleger einzig und allein maßgebend, und so lange das Publikum an Werken, welche lediglich Zerstreuung und gedankenlose Unterhaltung bezwecken, mehr Gefallen findet als an solchen, deren Genuß geistige Sammlung erfordert und die sittliche Bildung der Menschen befördern soll, so lange wird dieses Mißverhältnis eben bestehen.

Doch es würde von wenig Einsicht und Sachkenntnis zeugen, wollte man die Thatsache nicht erkennen, daß die materielle Lage der Künstler und Gelehrten in den letzten Jahrzehnten sich in erfreulicher Weise geändert hat, mit anderen Worten, daß der Lohn für geistiges Schaffen heute ausgiebiger, entsprechender ist als vor 80—90 Jahren. Dem Leser nun die krassen Unterschiede, welche in dieser Beziehung auf dem Gebiete musikalischen Schaffens zwischen einst und jetzt bestehen, recht deutlich vor Augen zu führen, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Mozart erfuhr während der kurzen Zeit seines Erdenwallens oft genug, was es heißt, mit den Bitternissen des Lebens kämpfen. Die Entlohnung, welche ihm für seine Meisterwerke in klingender Münze zu teil ward, nimmt sich gerade-

zu erbärmlich aus. Für „Die Entführung aus dem Serail" erhielt er vom Wiener Hoftheater ein Honorar von 100 Dukaten. Das schien ihm selbst, der wahrlich nicht unbescheiden war, zu wenig. „Denn ich werde," schreibt Mozart damals, „eine Oper schreiben, aber nicht um mit 100 Dukaten zu sehen, wie das Theater in vierzehn Tägen dadurch viermal so viel gewinnt, sondern auf eigene Kosten aufführen. . . . ." Er ließ es jedoch beim Plane bewenden und weder für „Figaros Hochzeit" noch vermutlich auch für „Cosi fan tutte" erhielt er mehr als 100 Dukaten, für „Don Juan," welcher die erste Aufführung in Prag erlebte, gar nur 225 Gulden! Diese Honorare galten ein- für allemal, und außer dem Ertrage einer Benefiz-Vorstellung erhielt Mozart von den betreffenden Bühnenverwaltungen keinen Kreuzer mehr. War aber eine Oper einmal aufgeführt, dann galt sie für vogelfrei, denn von einem Rechte geistiger Urheberschaft ließ man sich in den guten alten Zeiten nichts träumen. Der übliche Weg, sich eine Opernpartitur zu verschaffen, war der, daß man dieselbe, ohne dem Komponisten einen Pfennig zu bezahlen, von jener Bühne, auf welcher die erste Aufführung von statten gegangen war, ganz einfach — um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen — requirierte oder eine Abschrift vom Kopisten kaufte.

Deshalb war strenges Bewahren der Partitur und strenge Beaufsichtigung des Kopisten das einzige Mittel, das Betreten dieses zweiten Weges unmöglich zu machen. Wie der gewissenhafte Jahn in seiner Mozart-Biographie vermutet, dürfte Mozart für eine Oper schwerlich jemals von mehr denn einer Bühne honoriert worden sein, wenigstens fehlt es an Beweisen für eine gegenteilige Annahme, und diese wäre gewiß auch vorhanden, da der Meister genaue Aufschreibungen führte und sich in Briefen über dergleichen Dinge mit Vorliebe ausließ.

Viel schlechter noch stand es um die Honorierung der Konzertmusik. Bei Lebzeiten Mozarts erschienen nur die wenigsten seiner Orchester- und Klavierkompositionen im Stich, die meisten derselben wurden durch Abschriften bekannt. Der Kaufpreis solcher Abschriften war äußerst gering und dürfte die Höhe des von ihm selbst bezahlten Kopistenlohnes kaum überschritten haben. Die Abschrift eines Klavier-Konzertes, „schön kopiert und von ihm selbst übersehen", bot er um 4 Dukaten an, 1788 verlangte er für 3 Quintetts ebenfalls 4 Dukaten. Auch in diesem Punkte wurde er hintergangen. Jahn führt verschiedenene Musikverleger an, welche dergleichen hinterrücks erworbene Abschriften öffentlich zum Verkaufe ausboten, ohne daß dem Autor irgend eine gesetzliche Handhabe gegen dergleichen Unfug geboten gewesen wäre. Es galt dies eben „nicht als unrechtlich." Fälle, daß Mozart für Konzertmusik, die auf Bestellung komponiert worden war, bedeutende Honorare erhielt, sind selten, und so muß aus alledem der Schluß gezogen werden, daß Mozart nicht hätte leben können, wenn er nicht eine kleine Anstellung als Hofmusiker gehabt, sich nicht mit Unterrichtgeben befaßt und Konzertreisen veranstaltet; welch' letztere ihm noch das meiste Geld eintrugen. Er lebte beinahe beständig in Geldverlegenheiten. Jahn weist allerdings nach, daß, wenn seine Gattin eine praktische

Hausfrau gewesen wäre, Mozart in geregelten Verhältnissen leben hätte können und daß ihm Verlegenheiten, aus denen er sich durch Versetzen des Silberzeuges, Aufnahme von Geld gegen Wucherzinsen ꝛc. retten mußte, erspart geblieben wären. Aber selbst in diesem Falle hätte sein Hausstand keine Spur jenes Komforts aufgewiesen, welchen man etwa bei einem gut situierten Kaufmanne jener Zeit wahrzunehmen gewohnt war; an Erwerbung von Reichtümern aber, die man einem Manne, welcher die Welt mit einer Fülle der köstlichsten Tonwerke beschenkte, von Herzen wünschte, wäre selbst unter solchen günstigen Umständen nicht zu denken gewesen. Es giebt freilich Leute, welche behaupten, ein Genie schaffe in bequemen Lebensverhältnissen nicht mehr in dem Maße wie in ärmlichen. Ich will nicht untersuchen, inwieweit es mit dieser These, welche bei Jagdhunden, die das Laufen verlernen, wenn sie besser gefüttert werden, zutreffen mag, seine Richtigkeit habe, allein so viel ist gewiß, daß die Ursache von Mozarts frühem Tode in jenen — nicht von ihm verschuldeten — Nahrungssorgen und Kümmernissen aller Art zu suchen ist, daß er aber in glänzenden Lebensverhältnissen jedenfalls länger gelebt und infolgedessen auch mehr geschaffen hätte.

Viel schlechter als um Mozart stand es um Franz Schubert. Die Vorteile, welche ersterer als dramatischer Komponist noch genoß, fielen bei letzterem völlig weg. Wiewohl seine reizende, feine Spieloper „Der häusliche Krieg“ heute beinahe auf allen besseren deutschen, ja selbst auf französischen und englischen Opernbühnen heimisch ist, wäre es zu Lebzeiten Schuberts wohl niemandem eingefallen, ihn als dramatischen Komponisten ernst zu nehmen. Von bedeutenderen Honorierungen seiner Bühnenmusiken ist denn auch nichts auf die Nachwelt gekommen, und die Entlohnungen, welche er für seine Symphonien und Lieder erhielt, reichten kaum hin, das zum Leben Nötige zu schaffen. Zwischen kahlen Wänden, auf einem wurmstichigen Pulte schuf der Meister seine unsterblichen Gesänge und — horribile dictu — er mußte oft rasch ein Lied schreiben, um sich ein paar Kreuzer auf Brot beim Verleger holen zu können. Man hat versucht, ihm selbst die Schuld an seiner Not in die Schuhe zu schieben, darauf hinweisend, daß er eine ihm angebotene Kapellmeisterstelle am Wiener Operntheater ausschlug. Daß Schubert keine Abneigung für Stellungen hatte, mit welchen eine regelmäßige Beschäftigung verbunden war, beweist seine erfolglose Bewerbung um Kapellmeisterstellen der Philharmonischen Gesellschaft in Laibach und der kaiserlichen Hofkapelle in Wien. Auf jedem dieser Posten hätte er ersprießlich wirken können, zum Theaterkapellmeister fühlte er sich eben nicht geboren. Es war also sicherlich nicht Unlust zur Arbeit, sondern die Einsicht, daß er sich den Anforderungen jener Stellung nicht gewachsen fühlte, welche ihn zu solchen mißverstandenen Schritten veranlaßte. Man gestehe also lieber die Thatsache ein, daß die Mitwelt den Schöpfer so herrlicher Lieder, mit welchen Verleger und Sänger nachträglich Millionen verdienten, eben hungern ließ, weil sie ihn nicht erkannte.

Das war nun bei Beethoven anders. Ihm ward ein höheres Alter beschieden als Schubert, und die Mitwelt hatte also Zeit, sich über den Wert seiner Schöpfungen klar zu werden. Besonders glänzende Honorare sind übrigens auch

bei Beethoven eine Seltenheit. Hätten nicht mehrere Kavaliere ihm einen Jahresgehalt von 4000 Gulden ausgeworfen, der sich infolge des österreichischen Staatsbankerottes 1811 allerdings bedeutend verringerte, er würde gewiß oft gedarbt haben.

In einem behaglichen Wohlstande konnte C. M. von Weber in der Epoche seiner Reife leben. Seine gute pekuniäre Lage hatte er freilich meist seiner musikalischen Thätigkeit am Dresdener Hoftheater zu verdanken. Die Honorare für viele seiner heute noch die Herzen eines Volkes von 50 Millionen erlabenden Schöpfungen nehmen sich jetzt, wo oft mittelmäßige Komponisten Schätze anhäufen, geradezu lächerlich gering aus. Für „Freischütz," dieses kostbare Vermächtnis eines beglückenden Genius, erhielt Weber von der Berliner Hofbühne ein Honorar von 80 Friedrichsd'or, wovon jedoch die Kosten des Textes zu zahlen waren, so daß für ihn nicht mehr als 388 Thaler abfielen. Gelegentlich der fünfzigsten Aufführung dieser Oper, welche bis dahin 30000 Thaler eingetragen hatte, fand sich die Intendanz veranlaßt, dem Komponisten ein Honorar von 100, sage hundert Thalern zu widmen, welches Geschenk Weber natürlich ablehnte. In dem an den Grafen Brühl gerichteten Briefe, in welchem sich Webers Stolz und Bescheidenheit gleich anmutend äußern, heißt es u. a.: „Ich bin einmal ein Deutscher, was ist da zu erwarten." Im Vergleiche zu dieser elenden Schätzung eines Talentes muß die Honorierung des Freischütz-Klavierauszuges durch den Verleger Schlesinger mit 270 Thalern sehr bedeutend genannt werden. Für die „Euryanthe" erhielt er vom Berliner Hoftheater 800 Thlr. (Spontini wurde für jede Oper mit 1050 Thalern honoriert), von der Wiener Oper ungefähr 1300 Thlr. Glänzend im Verhältnisse zu den armseligen Honoraren der deutschen Bühnen nimmt sich das Honorar, welches Weber für „Oberon" vom Verleger Kemble in London erhielt, aus. Es betrug 500 Pfund Sterling, wohl die größte Summe, welche Weber je für eines seiner Werke erhalten hat. Da außerdem seine persönliche Direktion von 12 Vorstellungen mit 255 Pfund bezahlt wurde und mehrere Privatkonzerte 340 Pfund eintrugen, so belief sich sein durch den mehrmonatlichen Aufenthalt in London erworbenes Einkommen auf mehr als 1000 Pfund Sterling. Wie sehr Weber mit seinem vorher zitierten Ausspruche Recht gehabt hatte, zeigte sich hier recht deutlich. Während man dem deutschen Meister von dem ursprünglich geforderten Honorare ungefähr vier Fünfteile abhandelte, zahlte man Rossini, der nicht eine Note für London geschrieben hatte, lediglich für die Leitung dreier Opern und die Mitwirkung seiner Gattin als Sängerin die geforderten 2500 Pfund Sterling, für jedes Konzert 50 Pfund ohne Widerrede, und ein einziges, von der englischen Aristokratie veranstaltetes Konzert warf ihm ein Erträgnis von 40000 Franks ab. „Er hatte," sagt Webers Sohn und Biograph „dem Volke des Geldwerts imponiert, und die Erinnerung an ihn übte einen schweren Druck auf des schlicht auftretenden Weber Erscheinung und Verhältnisse."

Wie in Deutschland oft bedeutende Talente mißachtet wurden, davon liefert der überaus traurige Lebenslauf eines unserer begabtesten Opernkomponisten, Albert Lortzings, den deutlichsten Beweis. Jedes andere Land hätte einen

Mann, der Werken wie „Der Waffenschmied" das Leben gegeben, eine sorgenfreie Existenz geschaffen: in Deutschland mußte er zu Grunde gehen und wahrlich nicht durch seine eigene Schuld. Seine Opern wurden in der Regel mit 12 Louisd'or bezahlt, und er nennt es „nobel", daß Hamburg ihm für „Undine" deren 20 bietet. Für seinen populär gewordenen „Czar und Zimmermann" erhielt er vom Verleger, der in kürzester Zeit acht Auflagen des Klavierauszuges erscheinen ließ, 40 Friedrichs'dor (circa 220 Thaler)! Die geradezu betrügerische Art, wie sich Theaterdirektionen bereits einmal aufgeführte Opern zu verschaffen suchten und worunter, wie wir sehen, auch Mozart zu leiden hatte, mußte sich natürlich auch Lortzing gefallen lassen.

Der Kölner Theaterdirektor machte sich nicht den mindesten Skrupel daraus, Lortzings „Undine", welche er vom Komponisten für seine Bühne gekauft hatte, an einen anderen Direktor weiter zu verkaufen. Als der Komponist ihn deshalb zur Rede stellte und ein Honorar von 15 Louisd'or verlangte, bot ihm der Direktor deren 12 an; Lortzing erhielt aber keinen Pfennig davon, trotzdem die Aufführungen volle Häuser machten. Man sieht, daß die deutschen Komponisten sich von den griechischen Heloten nicht sonderlich unterschieden. Es ist geradezu herzzerreißend, Lortzing einige Monate vor seinem Tode gestehen zu hören, daß er gänzlich verarmt sei, „so verarmt, daß Deutschland darob erröten könnte, wenn es anders Scham im Leibe hätte." Kein Wunder, daß selbst ein Mann vom Humor und von der Widerstandskraft Lortzings dem Elende und der Krankheit endlich erlag.

Diese Verhältnisse haben sich im Laufe unseres Jahrhunderts gewaltig geändert. Während Mozart und Weber von ihren Honoraren nicht leben konnten, haben die dramatischen Komponisten unserer Zeit, dank der Einführung der im Verhältnisse zu den Einnahmen berechneten Honorare (Tantiemen), meist ein glänzendes Einkommen. Man weiß, daß Richard Wagner einen geradezu fürstlichen Aufwand trieb, was übrigens, nebenbei bemerkt, auch ohne die großmütige Beihülfe des Königs von Bayern möglich gewesen wäre. (Im Jahre 1871 betrugen z. B. die mit Wagners Opern am Wiener Hoftheater erzielten Einnahmen für 45 Vorstellungen 120650 Gulden, d. i. ungefähr $^1/_8$ der gesamten Einnahmen dieses Theaters.) Von seinem Luxus wußte man sich die fabelhaftesten Dinge zu erzählen, und seine Feinde bemühten sich, ihn damit lächerlich zu machen — als ob die schönen und guten Sachen bloß der Narren und Pflastertreter halber auf der Erde wären. Gerade an Wagner hat sich die Nichtigkeit des beliebten Ammenmärchens, daß Genie und Hunger untrennbare Begriffe seien, schlagend erwiesen. Seine Nibelungen, welche von den extremen Anhängern als das höchste gepriesen wurden, hat er im größten Wohlstande geschaffen; auch während des Komponierens der wertvollsten seiner Schöpfungen, der Meistersinger, lebte er bereits im behaglichsten Wohlstande.

Am glänzendsten unter den lebenden Komponisten dürfte Johann Strauß gestellt sein. Die Tantiemen, welche ihm aus Berlin allein zugeflossen, müssen einer oberflächlichen Schätzung zufolge die Summe von 100000 Mark weit über-

schritten haben. Für den Klavierauszug seiner neusten Oper, „Der Zigeunerbaron", soll er vom Verleger 27000 Gulden erhalten haben. Man erzählt sich, daß Johannes Brahms, nachdem er ein ihm von einem Verleger gemachtes Anerbieten von 10000 Gulden ausgeschlagen hatte, von einem anderen 32000 Mark für seine dritte Symphonie erhalten habe. Wie nehmen sich dagegen die 225 Gulden für einen „Don Juan" aus! Leider, daß heute niemand im stande ist einen „Don Juan" zu schreiben; wäre dies aber der Fall, dieser Mann müßte in kurzem Millionär werden. Der arme Hermann Goetz, der vor dem Bekanntwerden seiner herrlichen Oper, der „Widerspänstigen Zähmung", das saure Brot eines Klavierlehrers aß, könnte vom alleinigen Ertrage dieses weitverbreiteten Werkes beinahe leben, und was hätte er inzwischen Neues geschaffen!

Es ist ein erfreuliches Zeichen eines tief eingewurzelten Rechtsbewußtseins, daß die größeren deutschen Männergesangvereine für jede erste Aufführung eines Männerchores dem Komponisten ein kleines Honorar zukommen lassen. (Der Wiener Männergesangverein giebt einen Dukaten, kleine Vereine honorieren mit 2 Gulden, 1 Thaler ꝛc.) Dadurch ist schon manchem braven Schöpfer eines gesunden Kraftliedes eine ansehnliche Unterstützung zu teil geworden, denn die übliche Honorierung der Verleger mag dem Werte eines mittelmäßigen, keinesfalls aber eines guten, die Runde durch Deutschland machenden Männerchores entsprechen. Es wäre zu wünschen, daß dieses System auch von den Konzertgesellschaften bezüglich größerer Orchesterstücke angewendet würde. Natürlich müßten solche Tantiemen von ersten Aufführungen etwas höher als mit einem Dukaten, — etwa im Verhältnisse zur Bruttoeinnahme — bemessen werden, wodurch die Gleichstellung der Symphonie- mit den dramatischen Komponisten angebahnt wäre. Hat sich das Los der schöpferisch veranlagten Musiker, wie eben dargelegt wurde, bedeutend verbessert, so kann dies von den ausführenden Künstlern — abgesehen von den leidigen reisenden Virtuosen und Künstlern ersten Ranges — eben nicht behauptet werden. Die materielle Entlohnung des Orchesterpersonals der deutschen Theater, vielleicht wenige Hoftheater abgerechnet, ist bei weitem keine den Leistungen desselben entsprechende. Selbst die Leitung des Wiener Hof-Operntheaters, von welchem Institute behauptet wird, daß es das beste Orchester der Welt besitze, muß in dieser Beziehung ein Vorwurf treffen. Die Gehälter der Mitglieder schwanken zwischen 600 und 1400 Gulden, welch' letzterer Gehalt aber erst nach langer Dienstzeit erreicht werden kann. Wenn man bedenkt, daß der Gehalt eines recht mittelmäßigen Sängers oft das drei- und mehrfache dieser Summe beträgt, so muß die Unhaltbarkeit solcher Zustände sofort klar werden.

Ein guter Orchesterspieler muß neben langjährigen Studien auch einiges Talent aufzuweisen haben, und die verlangten Leistungen sind wirklich enorm. Es wird in Wien täglich gespielt, ein alter Krebsschade, den bereits der alte Zelter Goethe gegenüber berührte, beinahe täglich werden Proben abgehalten, welche fast den ganzen Vormittag ausfüllen, so daß dem Orchestermitgliede für Stundengeben und anderen Privatverdienst kaum der Nachmittag übrig bleibt

Unter solchen Umständen sind die beiden freien Abende, welche wöchentlich auf ein Mitglied entfallen, wirklich sauer verdient. Die Steigerung der Orchester-Gagen seit den letzten hundert Jahren steht zu jener, welche die Gehälter erster Sänger erfahren haben, in einem starken Mißverhältnisse. Der erste Tenorist Adamberger bezog im Jahre 1781 einen Gehalt von 2100 Gulden, heute werden erste Tenoristen mit 16—18000 Gulden (gewöhnlich in Verbindung mit viermonatlichem Urlaube) bezahlt; ein Violinist bezog damals eine Gage von 350 Gulden, heute kann er sich glücklich schätzen, wenn er 1200 Gulden erreicht. Um sich das Mißverhältnis recht anschaulich zu machen, bedenke man, welch' großer Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen Repertoire besteht. Welche Anforderungen stellen Meyerbeer und Wagner an das Orchester, und wie zart wurde dasselbe in alten Zeiten behandelt! Als Mozart einmal ein rechtes Allegro vom Orchester verlangte, entstand in dessen Reihen ein solches Murren, daß der Meister zu gütigem Zureden Zuflucht nehmen mußte, um seinen Willen endlich doch durchzusetzen. Was würden aber die Herrn von dazumal sagen, wenn sie in eine moderne Orchester-Partitur blickten?

Die wahren Parias des Theaters sind die Choristen. Sie müssen eine gute musikalische Bildung genossen haben, müssen leidliche Stimme, ansehnliche Erscheinung, einiges schauspielerisches Gehaben und weiß Gott was noch alles besitzen, und doch giebt es ihrer viele, die nicht mehr als 40 Gulden Gage im Monat beziehen. Ein wahres Wunder, daß diese Kreise von den sozialistischen Bestrebungen noch unberührt sind, ein Wunder, welches sich nur durch die wahrhaft rührende Liebe dieser Leute zu den Brettern erklären läßt.

Unseren ersten Sängern und Sängerinnen, welche oft an einer unersättlichen Geldgier leiden, wäre einiges von der Begeisterung der kleinen Leute zu wünschen, diesen aber, von deren Leistungen die Gesamtwirkung eines Theaterabends meist ebenso abhängt wie von der guten Disposition des ersten Tenoristen, ein geringerer Teil von den Einnahmen erster Sänger. Einem Privat-Theaterdirektor muß man es verzeihen, wenn er zu ersparen trachtet, was er eben ersparen kann, die Hoftheater, denen es ja auf ein paar Tausend im Jahre nicht ankommt, könnten und sollten in dieser Beziehung mit gutem Beispiel vorangehen.

Aus der Jugendzeit der Königin Elisabeth.

Von

Luise von Kobell.

Im Jahre 1533 ward Sonntag, den 7. September, nachmittags zwischen drei und vier Uhr, Elisabeth, Tochter Heinrich des VIII. und Anna Boleyns im sogenannten „jungfräulichen Zimmer" im Schlosse zu Greenwich geboren. Das Gemach führte den Namen wegen der darin befindlichen Gobelins, welche Legenden heiliger Jungfrauen in kunstvollem Gewebe darstellten.

Der große Tag der Taufe war der 10. September. Trotz des Königs Verdruß, eine Tochter statt eines Sohnes gezeugt zu haben, befahl er, die kirchliche Feier mit dem größten Prunke abzuhalten. Lange vor Sonnenaufgang zogen Schaaren Neugieriger auf den mit grünen Binsen bestreuten Wegen zur Kirche der grauen Brüder in Greenwich. Nach 1 Uhr landeten die in bekränzten Barken aus London herbeigeschifften Ratsherren, der Lordmajor und dessen Rechtskonsulenten in schweren Roben und glitzernden Ketten, und vereinten sich mit den Lords, Rittern und Knappen des Taufzuges.

Alsbald setzte sich derselbe in Bewegung. Trompeter schmetterten ihre angelsächsischen Weisen in die nebelige Luft, paarweise schritten die Bürger in vorgeschriebener Tracht, dann die „gentlemen", Esquires, Kapläne, Richter, die Mitglieder des geheimen Rates, die Pairs und Prälaten. Reiter drängten mit lauten Rufen das gaffende Volk zurück — — — ein Hin- und Herwogen von englischen Spitzhauben und seltsamen Hüten — ein Chaos von Dialekten — ein Funkeln und Blitzen, denn die Prinzessin nahte mit ihrer Begleitung. Welch' vornehmes, von Edelsteinen, Schönheit und Bewußtsein strotzendes Gefolge! Welch' drastische Illustration zu einem Zukunftstotentanz! — Walter Devereux Graf Essex,[1]) der das Taufbecken trug, wurde einige Jahre darauf vergiftet. Die Wachskerze hielt Lord Exeter, seinem Leben machte der Strang ein Ende. Der das Salz darreichte, Lord Dorset, der Vater der unglücklichen Jane Gray, mußte sein Haupt auf den Block legen. Lord Rochford, Anna Boleyns Bruder und Lord Hussey endeten auf dem Schaffott. Cranmer,[2]) der Taufpate, bestieg den Scheiterhaufen, Graf Wiltshire nahm zwar kein blutiges Ende, sah aber, wie seine Kinder geköpft wurden, und Graf Derby, der Glücklichste dieser unheimlichen Gesellschaft, kam sogar so glimpflich durch, daß nur sein Schwiegersohn, Lord Stourton, gehängt ward.

Der Täufling ruhte auf den mit mittelalterlichen Muskeln und Nerven begabten Armen der Herzogin von Norfolk. Der golddurchwobene „Himmel", die purpurne, hermelinbesetzte Schleppe des Kindes, wurden von den vornehmsten Lords und Ladies des Königreiches getragen. Inmitten der geschmückten Kirche erhob sich der Taufstein, ringsherum standen Gentlemen mit Schürzen und Tüchern um den Hals.[3]) Zwischen dem Chor und der Kanzel brannte ein Feuer, damit sich das königliche „Baby" nicht erkälte.

Umgeben von Geistlichen aller Rangstufen empfing der Bischof von London die kleine Prinzessin am Eingange der Kirche und taufte das dereinstige Haupt der Protestanten mit der ganzen Weihe des Katholizismus. Cranmer war der

[1]) Vater des berühmten Günstlings der Königin Elisabeth.

[2]) Cranmer wurde von der Königin Maria, der Blutigen, nebst anderen Beförderern der Reformation als Ketzer zum Tode verurteilt. Er bestieg entschlossen den Scheiterhaufen, erklärte, daß nur Todesfurcht ihn im Gefängnis verleitet hatte, Erklärungen zu Gunsten der römischen Lehre niederzuschreiben, streckte seine Hand, die den Widerruf unterzeichnete, zuerst in das Feuer und ließ sie langsam verbrennen. 21. März 1556.

[3]) Ein Überrest des alten Gebrauches den zu Taufenden ganz in das Wasser zu tauchen und durch die Umstehenden abtrocknen zu lassen.

Pate, die Herzogin von Norfolk und Marquise von Dorset waren Taufpatinnen. Nachdem die junge Heldin der Zeremonie den Namen Elisabeth erhalten, schrie der Herold aus Leibeskräften: „Gottes Gnade, ein langes, glückliches Leben der hochgeborenen, mächtigen Prinzessin von England, Elisabeth." Wieder Fanfaren, Gebete und Zeremonien, dann überreichten die Beteiligten dem Täuflinge kostbare Geschenke. Zum Schlusse wurden den Versammelten Waffeln und Zuckerwerk in Hülle und Fülle geboten, so daß „der hungrigste Magen unter den Anwesenden befriedigt von dannen ging." Im Scheine von 600 Fackeln kehrte der Zug ins Schloß zurück. —

Im Liebes- und Freudentaumel enterbte Heinrich VIII. seine in erster Ehe mit Katharina von Aragonien erzeugte Tochter Maria, um Elisabeth die Thronfolge zuzusichern. Das unterwürfige Parlament bestärkte Heinrichs Bestimmung durch ein Stegreifgesetz, demzufolge nur die Nachkommen aus zweiter Ehe successionsfähig seien. — — Despotisch in Staatsgeschäften wie in Familienangelegenheiten, bestand Heinrich darauf, Elisabeth einer Amme anzuvertrauen, trotz Anna Boleyns Wunsch, ihr Kind selbst zu stillen. Dann ernannte er den Hofstaat Elisabeths und erwählte zu ihrem Aufenthalte abwechselnd Greenwich, Chelsea, Hundson und Hatfield. In demselben Grade, in dem Heinrichs Liebesbarometer zu Elisabeths Mutter stieg und sank, stieg und sank auch seine Sorgfalt für deren Tochter, und bei jedem Minimum geriet die kleine Prinzessin vom größten Luxus in die härteste Entbehrung. Nach Anna Boleyns Hinrichtung, 19. Mai 1536 und Heinrich VIII. Vermählung mit der schönen Hofdame Johanna Seymour, 20. Mai 1536, schrieb sogar Elisabeths Erzieherin (Lady Bryan) an Cromwell[1]) einen jammervollen Brief, in welchem sie flehentlich um Hemdlein bittet für ihre arme, verlassene Pflegebefohlene. Und charakteristisch ist dabei, wie die Bittstellerin beständig schwankt zwischen der Hoffnung, das Hemdlein zu erlangen, und der Furcht, den Kopf darob zu verlieren!

Unter Null sank Heinrichs Wohlwollen für seine zweitgeborene Tochter bei der Geburt Eduard VI.[2])

Elisabeth ward mit Illegitimität gebrandmarkt und der Thronfolge verlustig erklärt. Eduard, die unschuldige Ursache dieser Zurücksetzung, wurde indes bald darauf Elisabeths willkommener Gefährte und blieb ihr bis zu seinem Tode in brüderlicher Liebe zugethan.

Bei der Taufe desselben hatte Elisabeths Ungnade sogar ihr Ende erreicht; sie erschien da zum erstenmal wieder in der Öffentlichkeit und schritt mit der ganzen Würde, welche ein vierjähriges Kind zuwege bringen kann, Hand in Hand mit ihrer Schwester Maria im festlichen Zuge. An Eduards zweitem Geburtstag, an dem die Großen des Landes dem zukünftigen König Gold- und Silbergeräte zu Füßen legten, schenkte ihm Elisabeth ein Battist-Hemd, das sie selbst ge-

[1]) Oheim des berühmten Oliver Cromwell.

[2]) Der Sohn Heinrich VIII. und Jane Seymours, geboren in Hampton Court, 12. Oktober 1537, gestorben in Greenwich, 6. Juli 1553. Johanna Seymour schied wenige Tage nach der Geburt Eduards aus dem Leben.

näht hatte. Und damit der Prinz gut und gerne lerne, wurde ihm später Elisabeth als Mitschülerin beigesellt. Gemeinsam im Schlosse zu Hertford erzogen, verbanden sich die beiden Kinder in geschwisterlicher Zuneigung und im Studium. Ihre Lehrer Asham, Cheeke, Cooke ꝛc. zeichneten sich durch Bildung aus und des letzteren Töchter durch aneifernde Gelehrsamkeit. Die älteste, Mildreda, welche gleich vorzüglich griechisch wie englisch sprach, vermählte sich seinerzeit mit Elisabeths späterem Minister Cecil; die zweite, Eduards VI. Gouvernante, wurde die Mutter des großen Philosophen Franz Bacon, und die dritte, nachmalige Lady Killigrew, war Meisterin im Latein, wie in der griechischen und hebräischen Sprache. Eduard sprach und schrieb mit sechs Jahren lateinisch und im dreizehnten Jahre war er „ein Muster der Frömmigkeit und ein Wunder des Wissens.“ [1]) — Elisabeth übertraf noch den frühreifen Knaben an Kenntnissen. Sie trieb Theologie, vertiefte sich in die Schriften der Kirchenväter, studierte Astronomie, Mathematik, Geographie, Architektur und Geschichte, lernte Französisch, Latein, Griechisch, Spanisch, Italienisch und Flämisch, las alle Klassiker, übte sich in der Dichtkunst und im Lautenspiele. Durch ihre Handarbeiten erregte sie die Bewunderung des Hofes. Daß sie sich Klugheit in ihren schwierigen Lebensverhältnissen angeeignet hatte, bewies sie bereits als Kind, noch mehr in späteren Jahren während ihrer Regierung. Wie geschickt wußte sie sich in die Gunst ihrer verschiedenen Stiefmütter zu setzen! Sie ward der Liebling der Anna von Cleve, mit der sich Heinrich 6. Januar 1540 vermählte. Der Anstifter dieser unheilvollen Heirat war nebst Cromwell, Hans Holbein, der Anna porträtierte, dabei aber aus ästhetischen Rücksichten ein paar hundert Pockennarben zu malen vergaß, welche das Gesicht entstellten. Heinrich sah das Bild, verliebte sich darein, ließ um das Original werben und wäre bald vor Schrecken erstarrt, als er Anna sah. Sie wurde seine Gemahlin, aber vierzehn Tage darauf hatte er sich „von der flandrischen Mähre, welche weder Musik noch Sprachen verstand“, durch eine Ehescheidung befreit.

Cromwell starb als Verräter und Häretiker auf dem Schaffott, und Heinrich VIII. schritt, „von den Lords demütigst aufgemuntert“, zu einer abermaligen Vermählung mit der anmuthigen Katharina Howard, Nichte des Grafen von Norfolk. Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten (8. August 1540) mußte Elisabeth gleichfalls auf den Wunsch der jungen Königin den Ehrenplatz an ihrer Seite einnehmen.[2]) Und bald darauf unternahm die diplomatische Prinzessin in Havering die Herkulesarbeit, sich mit ihrer eifersüchtigen Schwester Maria in gutes Einvernehmen zu setzen. 1543 hatte sie bereits die Aufgabe, das Herz ihrer fünften Stiefmutter, Katharina Parr, zu gewinnen! Zu diesen Pflichten gesellte sich „die Vorliebe für ein zurückgezogenes, stilles Landleben darzulegen“ — sie schwärmte also ziemend für die Idylle, verfehlte jedoch nicht ihren Vertrauten voll Überzeugung zu sagen:

---

[1]) In der Bibliothek des: Britisch Museum III, Miscellaneus No. 8. befindet sich Collection maide by King Edward VI. of texts of Scripture in french, in proof of the doctrine of Justification by Faith. Compiled in 1547 or 1548.

[2]) Katharina Howard wurde 12. Februar 1542 auf dem Towerhill wegen angeblicher Zusammenkünfte mit einem früheren Geliebten enthauptet.

„Gott, der mich mit so seltenen Vorzügen ausgestattet, hat mich zu einer hohen Machtstufe berufen." Nach der alten Sitte „le roi est mort, vive le roi" weinte Elisabeth heiße Thränen über den Tod Heinrich VIII.[1]), huldigte aber zugleich voll Wärme dem neuen Könige Eduard VI. Dankbar hatte sie den letzten Willen ihres Vaters vernommen, daß sie die Thronfolgerin sei, falls Eduard, oder nach diesem Maria, kinderlos sterben würde.

Um sich bei ihrer Schwester einen Stein ins Brett zu setzen, teilte Elisabeth deren Entrüstung über die Eile, mit welcher die Königin Witwe sich mit dem Lordadmiral der Flotte, Thomas Seymour, ehelich verband, lehnte aber nichts destoweniger den Vorschlag ab, Katharina Parr zu verlassen, um zu Maria zu ziehen. Der Absagebrief der vierzehnjährigen Schreiberin ist ein Diplomatenkunststück. Was sie zurückhielt, war Seymour, ihr Anbeter, der trotz seines neueingegangenen Ehestandes auf den einstigen Besitz Elisabeths durchaus nicht verzichten wollte, umsomehr als letztere ihn durch ihre fortwährende Koketterie zur Zärtlichkeit ermunterte. Somit blieb Elisabeth teils in Chelsea, teils in London bei den Neuvermählten. Katharina entdeckte bald, daß der lose Amor zwischen beiden hin und her flog. Sie beschloß diesem Treiben ein Ende zu machen, und fühlte sich Elisabeth daher veranlaßt, Kraft eines Befehles Eduards und einer „etikettvollen Aufforderung" ihren Aufenthalt bei Seymours aufzugeben und nach Chesson überzusiedeln.

Im September desselben Jahres starb Katharina nach einer Entbindung, und der Lordadmiral freite nun desto ungehinderter um Elisabeth. Allein so lieb sie ihn zum Kosen und Küssen hatte, so wenig dachte sie daran, seine Gattin zu werden. „Zum Gemahl ist ein Unterthan zu geringe," äußerte sie. Seymour ereilte sein Schicksal — verschiedene von ihm begangene Ungesetzlichkeiten in der Münzverwaltung und der Haß seines Bruders, des Lordprotektors, waren willkommene Hebel, um den Ehrgeizigen, dessen hochgehende Pläne keinem ein Geheimnis waren, aus dem Sattel zu heben.

Thomas Seymour endigte als Hochverräter auf dem Schaffott 17. März 1549. Da jede Gefühlsäußerung für den Enthaupteten Gefahr für das eigene Leben brachte, beherrschte sich Elisabeth und vertiefte sich nun ganz und gar in das Studium, „denn," sagte sie, „ich habe mit den satanischen Versuchungen des Stolzes und der Koketterie gebrochen." Ihr einflußreicher Lehrer Asham unterstützte den Fleiß und die geistigen Anlagen seiner Schülerin nach Kräften. Er war ein eifriger Protestant, und von ihm stammt wohl die Vorliebe Elisabeths für den Protestantismus. Freimütig konnte sie jetzt denselben bekennen, da Eduard VI. sowie seine Umgebung Luthers Lehre mit Leib und Seele anhingen, und er dieselbe zur Staatsreligion machte, ohne die üblichen Grausamkeiten an Andersgläubige zu verschwenden. Auch scheint der junge König auf Ashams Verwendung hin bald verziehen zu haben, daß Elisabeth sich mit Seymour eine Blöße gegeben hatte, denn wie in früheren Tagen nannte er sie wieder in seinen

[1]) Heinrich VIII. starb 28. Januar 1547, nachdem er am selben Tage das Todesurteil seines treuen Ministers Herzog von Norfolk unterzeichnet hatte.

Briefen „my sweetest sister Temperance.“ Am 17. März 1551 verließ diese süßeste Schwester sogar auf des Königs Einladung ihr stilles Asyl in Hatfield, um ihm einen Besuch abzustatten. Sie ritt durch London mit großem Gefolge von Lords und Ladies und ward am Thore des St. James Palastes mit feierlichem Zeremoniell bewillkommt. Setzte Elisabeth etwas darein, gegen die geschminkten, wie Pfauen prangenden Damen durch strenge Einfachheit abzustechen, so verfolgte ihre Schwester Marie bei ihrem londoner Einzuge tags darauf das entgegengesetzte Prinzip. Wie auffällig erschien diese Prinzessin in der Kavalkade der Damen, die gleich ihrer Herrin schwarze Rosenkränze und Kreuze mit dem angenagelten Christus an goldenen Gürteln trugen.[1])

Und welche Aufgabe für die Höflinge und Staatsmänner, den Gesinnungen dieses hohen Geschwisterkleeblattes gerecht zu werden! Sie lavierten hin und her, um nicht zu viel und nicht zu wenig zu huldigen, um die rechten Saiten anzuschlagen. Unter der Decke spielten sie anders. Da spekulierten die ehrgeizigen Somersets und Northumberlands, und wie all' die geheimen Thronprätendenten hießen, da verleumdeten sie die königlichen Schwestern, und als das Terrain von deren Gegenwart frei war, bemächtigten sie sich gänzlich des siechen Eduards und setzten ihm das Testament auf, das er sterbend unterschrieb. Jane Gray ward als Thronerbin ernannt, Marie und seine sweetest sister Temperance, Elisabeth, von der Nachfolge ausgeschlossen, die Erstere wegen ihres katholischen Glaubens, beide wegen Illegitimität,[2]) außerdem weil sie sich mit fremden Prinzen verbinden könnten, die das päpstliche Regiment wieder in England einführen würden. Bei Jane Gray war eine derartige Gefahr nicht zu befürchten, da sie bereits mit dem protestantischen Sohne des Herzogs von Northumberland vermählt war.

Eduard starb in Greenwich 6. Juli 1553. Sein Tod wurde zwei Tage verheimlicht, Elisabeth und Marie erhielten heuchlerische Briefe über des Königs Unwohlsein, selbst die Aufforderung an dessen Krankenlager zu eilen. Lord Gray, Herzog von Suffolk, gedachte die beiden königlichen Schwestern auf diese Art in seine Gewalt zu bringen. Maria brach sogleich auf, wurde unterwegs gewarnt, entwischte Northumberlands Schlingen, sammelte ihre Verbündeten, schlug die Rebellen nieder und siegte. Elisabeth, welche durch eine geheime Botschaft den wahren Sachverhalt erfahren, blieb in Hatfield. Auf die fernere Aufforderung Northumberlands „sich ihre Kronrechte abkaufen zu lassen,“ erwiderte sie: „die Herren mögen sich doch an ihre ältere Schwester Marie wenden, da sie vorerst weder Titel noch Thronfolge zu beanspruchen habe, auch sei sie zu krank, um nach London reisen zu können.“ —

Die sechzehnjährige, von Vater und Gatten gezwungene Jane Gray, die bisher ihr Leben in stiller Zurückgezogenheit verbracht und sich das Studium der Klassiker und der Bibel angelegen sein ließ, wurde in die von dem Herzoge berufene Versammlung geleitet und dort als Königin ausgerufen. Sie geriet

[1]) Wiesner, La jeunesse d'Elisabeth d'Angleterre, pag. 80.

[2]) Nach Heinrich VIII. Bestimmung anno 1544.

bei der unerwarteten Huldigung in solche Aufregung, daß sie mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden sank. — — Sie sah sich nun auf einmal fortgerissen in den Strudel eines gefahrvollen, von mächtigen Leidenschaften durchwühlten Daseins, auf einen Posten gestellt, der ihr nach dem Gesetze nicht gebührte und zu dessen Behauptung Eigenschaften erforderlich waren, die sie nicht besaß. Sie ergab sich in ihr Schicksal, indem sie sagte: „Gott möge ihr Kraft verleihen, das Zepter zu seiner Ehre und zum Segen der Nation zu führen." Nach neun Tagen ward sie durch die Anhänger Marias vom Throne gestoßen und mit ihrer Sippe in den Tower gesperrt[1]) und hingerichtet.[2])

Maria wurde als Königin am 30. September 1553 proklamiert. Da schüttelte Elisabeth hastig ihre Krankheit ab, rief ihre Getreuen zusammen, ließ die Rosse satteln und ritt spornstreichs mit den Gewappneten nach London. Von Ort zu Ort schlossen sich Reiter und Reiterinnen an, und als Elisabeth in Wanstead mit Maria zusammenstieß, bestand ihr Troß aus Tausenden und Tausenden, und der Kuß, den die königlichen Schwestern austauschten, setzte die Herzen der Versammelten in Begeisterung und die Kehlen in alle möglichen Diskant- und Baßschwingungen. Bei dem darauf folgenden Krönungszuge in London spielte Elisabeth nicht mehr die strenge Verächterin des Putzes.

Maria[3]) trug ein blaues, mit Hermelin verbrämtes Samtkleid, einen Überwurf aus Silberbrokat und im Haare ein goldenes Netz, welches derart mit Perlen und Edelsteinen beschwert war, daß sie den Kopf mit der Hand stützen mußte. Sie saß in einer Sänfte unter einem goldgestickten Himmel, von reich aufgezäumten Maultieren getragen; ihr folgte ein mit Silberstoff bedeckter Wagen, bespannt mit silberfunkelnden Pferden. Darin saß Elisabeth mit Anna von Cleve, der einzigen noch lebenden Witwe Heinrichs des VIII., beide in Silberbrokat „à la française" gekleidet. Dann kamen in zwei Wagen acht Prinzessinnen und dahinter 70 berittene Damen in französischer Tracht: karmoisinrotes Samtkleid mit Goldtressen, Hermelinbesatz, weite offene Hängeärmel, Mantel aus Gold- und Silberbrokat.

Die freudentrunkene Elisabeth überstrahlte durch ihre Jugend und Schönheit ihre schmächtige Schwester, deren Antlitz frühe Sorgen durchfurcht hatten. Jeder Blick Elisabeths, jeder Gruß, jedes Wort, jede Handbewegung war ein Kunsteffekt, der seine Wirkung auf das Volk that. Und instinktiv vermutend, daß sie das erkorene Haupt der bereits erstarkten protestantischen Partei sei, zeigte Elisabeth jetzt ebensoviel Freimütigkeit, wie sie sich früher in Verschlossenheit gehüllt hatte. Gleich bei dem ersten Regierungsakte Marias, die katholische Religion mit der Messe und all' den alten Zeremonien wieder einzusetzen, verweigerte Elisabeth als Protestantin, die Messe zu hören. Diese Standhaftigkeit brachte bei ihren Glaubensgenossen Bewunderung, Entrüstung bei Maria und den Katholischen hervor. Der

[1]) Allgemeine Weltgeschichte von Dr. Georg Weber. Bd. 10, S. 858.

[2]) Die Hinrichtung Jane Grays und ihrer Verwandten bildete den Anfang der Schreckensherrschaft der blutigen Maria.

[3]) Wiesner, La jeunesse d'Elisabeth d'Angleterre, pag. 107.

Groll, den Maria einst empfunden, als sie, die Tochter der verstoßenen Katharina von Aragonien, bei der Geburt Elisabeths gegenwärtig sein mußte, der Ingrimm, den sie gefühlt, als ihr verboten wurde, die Prinzessin Elisabeth Schwester zu nennen, erwachte wieder aufs lebhafteste in ihr. Dazu schürten die päpstlich Gesinnten, und um Öl ins Feuer zu gießen, verflochten sie Elisabeth in ein gegen die Königin entdecktes Komplott. Elisabeth beteuerte und bewies ihre Unschuld, bat um katholische Bücher, um sich unterrichten und ändern zu können, und ging am 8. September mit der Königin in die Messe.

Dieses Manöver wiederholte die Geängstigte, so oft die auftauchenden Anschuldigungen der Ketzerei oder des Hochverrates bei Maria Gehör fanden. Endlich erreichten die unermüdlichen Feinde ihren Zweck: Elisabeth wanderte in den gefräßigen Rachen des Towers am Palmsonntag 1554. Sie führte dort ein Leben voll Furcht und Verstellung. Von Maria aufgestellte Späher trachteten unausgesetzt, Elisabeth durch spitzfindige Fragen über die Religion in die Falle des Ketzertums zu locken. Und wenngleich die Gefangene streng nach katholischen Gebräuchen lebte, hatte man sie nicht mit Unrecht im Verdachte, der protestantischen Religion anhänglicher zu sein als der römischen. Dr. Storey, Kanzler Gardiner und sonstige Eiferer entflammten den Fanatismus der Königin durch die Erklärung „alle Bemühungen, das Ketzertum auszurotten, seien fruchtlos, solange sie nicht die Axt an die Wurzel lege." Unter der Wurzel war Elisabeth gemeint. Zu den religiösen Verdächtigungen gesellten sich fortwährend die hochverräterischen. Tag für Tag schwebte Elisabeth in Todes Gefahr. Ihre Wohnung im Tower lag unter der großen Alarmglocke, welche bei einem Fluchtversuche Sturm läuten sollte und weit und breit, zur raschen Gefangennahme der Flüchtigen auffordernd, getobt hätte. Der Zeitgenosse Holinsched erzählt, „daß Elisabeths Dienerinnen flehten, ihrer Herrin die spärliche Mahlzeit wenigstens selbst überbringen zu dürfen, statt daß sie durch die Hände der gemeinen Soldatenschufte gingen."

„Lady Elisabeth ist eine Gefangene und wird als solche behandelt," antwortete der Kommandant des Towers, Sir John Gage, „lehnt ihr euch dagegen auf, so werfe ich euch dahin, wo ihr weder Sonne noch Mond seht."

Da Elisabeths Gesundheit unter der harten Haft litt, wurde ihr auf vieles Bitten gestattet, in einem kleinen, umwallten Garten Luft zu schöpfen.

Überdies trat ein mächtiger Beschützer für sie auf, Philipp II. von Spanien. Er hatte dem Wunsche seines Vaters, Karl V., gemäß um Maria geworben. Diese katholische Ehe sollte ein neuer Hebel sein für die Weltherrschaft der Habsburger.

Marias früherer Günstling Courtenay[1]), den sie zum Grafen von Devonshire erhoben, und welchen das Parlament als Gemahl der Königin befür-

[1]) Courtenay war in einen Aufstand gegen die Königin verwickelt worden, welcher die spanische Heirat und die Herstellung des Katholizismus verhindern wollte; da ihm aber keine Verbindung mit den Insurgenten nachgewiesen werden konnte, begnügte man sich, ihn im Tower zu überwachen. Gleichzeitig war Robert Dudley dort eingesperrt. Erkühnten sich die beiden

wortete, wurde abgewiesen, Philipp ausersehen. Die Zusage ist charakteristisch für Maria Tudor.

Es war Nacht, als Maria den kaiserlichen Gesandten Renard empfing; nur eine Dame, Lady Clarence, war bei ihr. Die Königin kniete in ihrem Zimmer vor dem Allerheiligsten nieder und sprach das Gebet veni creator spiritus, die beiden Anwesenden sagten es mit ihr. Als sie sich erhob, schwur sie, wie von Gottes Eingebung gedrängt, den Prinzen von Spanien zum Gemahl zu nehmen. „Sire," schrieb Renard an Karl V., „Eure Majestät können sich die Größe meiner Freude vorstellen, als ich der Königin Entschluß vernahm: sie hatte nur zum heiligen Geist, ich aber zur ganzen Dreieinigkeit gefleht, der Königin die erwünschte Antwort einzugeben." 29. Oktober 1553.[1]) —

Nach neun Monaten hielt Philipp II, „König von Neapel und Sizilien", seinen Einzug in London und wurde am 25. Juli 1554 in der Kathedrale von Winchester durch Gardiner mit Maria vermählt. Weder aus Edelmut noch aus Tugend, sondern aus Politik wendete Philipp einen Gewaltstreich von Elisabeth ab. Er fürchtete, falls Elisabeth sterbe, werde Maria Stuart, Frankreichs Verbündete, einstmals Königin von England. Diese Befürchtung rettete Elisabeth das Dasein.

Maria Tudor stand auf der Höhe ihrer Macht. Sie regierte an der Seite ihres geliebten Gemahles Philipp im streng katholischen Sinne, warf anglikanische Bischöfe in den Kerker, löste das Parlament auf und rief es wieder zusammen, ließ unter dem Vorsitze von Gardiner und Bonner auf Grund der alten Kirchengesetze die Ketzerei ausrotten, verfolgte und verbrannte die Protestanten.

Diese Ehe war wohl die religiös-fanatischste auf unserem Planeten und wird hoffentlich ohne Nachahmung bleiben. Trotz ihrer Macht war Maria nicht auf Rosen gebettet. Denn die Liebe, die der lüsterne, kaltherzige Philipp für Maria zur Schau trug, so lange er hoffte einen Sohn zu bekommen, verwandelte sich durch Marias Unfruchtbarkeit in eine verletzende Frostigkeit. Das Gemüt der ohnedies düsteren Königin verfinsterte sich, sie erkrankte an einem nervösen Leiden, das darin bestand, daß sie, sich und die Beschaffenheit ihrer Krankheit verkennend, einbildete, gesegneten Leibes zu sein. Gardiner nützte diesen Umstand aus und soll, nachdem er im geheimen Rate gesprochen, auf eigene Hand dem Kommandanten des Towers den Befehl erteilt haben, „Elisabeth sofort hinzurichten."

Wohl wissend, daß Elisabeth beim ersten Anlasse blutige Rache an ihm nehmen würde, wollte er seinen Kopf auf Unkosten des ihrigen retten.[2]) Als die Königin von diesen Machinationen Kunde erhielt, erzürnte sie trotz ihrer Ab-

Kavallere Elisabeth einen Blumenstrauß zukommen zu lassen, so wurde derselbe verdächtigt und eingezogen. Elisabeth aber bewahrte dieser Aufmerksamkeit ein treues Gedächtnis.

[1]) Wiesner, La jeunesse d'Elisabeth d'Angleterre, pag. 140—141.

[2]) Gardiner starb am 12. Nov. 1555. Holinshed (Bd. II S. 1159) dankt „der barmherzigen Vorsehung, welche in ihrer Gnade Gardiner abrief und dadurch das Leben dieser herrlichen Prinzessin Elisabeth, dem Schatze Englands, erhielt. Der elende Ahitophel ging in die eigene Falle, nach dem Grundsatze, wer andern eine Grube gräbt." — —

(Malum consilium consultori pessimum.)

neigung gegen die Gefangene, und befahl Elisabeth aus dem Tower nach Woodstock zu führen.

Am 20. Mai 1554 bestieg also Elisabeth ein Boot mit dem Schatzmeister Wincheſter, mit einem Kämmerer und mit ihrer Bedienung. In Richmond mußte ſie ſich von der letzteren trennen; unter Thränen nahm ſie mit den Worten Abſchied: „Betet für mich, tanquam ovis.“ (Ich werde wie ein Schaf zur Schlachtbank geführt.) Die Nachricht von Elisabeths Reiſe verbreitete ſich blitzſchnell, und dieſelbe als Freiheits- und Luſtfahrt mißverſtehend, begrüßte ſie das Volk. Aber die Leute wurden als Königsverräter zurückgeſtoßen, und die Glöckner, die in der Herzensfreude ihre Glocken ſchwangen, wurden in den Stock geſpannt. Einen Ruhetag machte Elisabeth auf dem Landſitze Ricote (Oxfordshire) bei Lord Tame. Er hatte ſein Haus geſchmückt, viele Gäſte geladen und erzeigte der Prinzeſſin all' die Ehre, die einer Schweſter der Königin gebührte. Auf die Frage, ob er wiſſe, daß ihm ſolche Gaſtfreundſchaft den Kopf koſten könne, antwortete der wackere Lord: „Geſchehe, was wolle, Ihre Hoheit ſoll fröhlich in meinem Hauſe ſein.“ — — In Woodſtock lebte Elisabeth im Belagerungszuſtande, auch dort wurden ihr Luft, Speiſe und Trank durch Inquiſitorenkniffe und Advokatenränke verbittert[1]).

Die Wahrheit hinter dem Berge haltend, ſpielte ſie die treuergebene Unterthanin und gläubige Katholikin. Aber der Argwohn iſt wie eine Schlange, kaum ſchlägt man ein Glied ab, ſo wächſt ein neues nach. Maria mißtraute und eines ſchönen Morgens ließ ſie ohne jegliche Einleitung, ohne Alarmſignal, durch einen Abgeſandten die Frage an Elisabeth ſtellen: „Was ſie von der Transſubſtantiation glaube?“

Elisabeth fühlte, daß ihr Schickſal von ihrer Antwort abhinge. Mit der Geiſtesgegenwart, welche die Lebensgefahr eingiebt, verſetzte ſie: „Chriſtus war das Wort, das er ſprach, da er nahm das Brot und es brach, und was an dieſem ſein Wort gethan, das glaube ich und halt' mich dran.“ Gegen dieſe Auslegung wagten weder Katholiken noch Proteſtanten eine Einwendung. So beruhigte ſich diesmal die blutige Maria, und Philipp, der Wohlthäter aus Egoismus, erklärte ſich abermals als Elisabeths Protektor, immer ſeiner geheimen Maxime getreu. Elisabeth muß am Leben bleiben, damit ſie, nicht Maria

[1]) Elisabeth hat ihrer inneren Empörung durch folgende Verſe Luft gemacht, welche ſie in ihrem Gefängnis auf einen Fenſterladen mit Kohle niederſchrieb:

Oh Fortune now thy restlesse wavering state
Has fraught with cares my troubled witt!
Witness this present prison, whither fate
Could bear me, and the joys I quit.
Thou causedest the guiltie to be losed

From bandes wherein are innocents inclosed
Causing the guiltles to be straite reserved
And freeing those that death hath well deserved.
But by her envie can be nothing, wroughte
So God send to my foes all they have thoughte.

Stuart auf den Thron komme, falls seine kränkelnde Gemahlin mit Tod abgehen würde. Und so ward Elisabeth, auf sein Geheiß, von dem eisernen Gefängnis in einen goldenen Käfig versetzt, welcher Hatfield hieß. Überdies begegnete ihr Sir Thomas Pope, unter dessen Aufsicht sie stand, mit Wohlwollen und Milde. Elisabeth wurde sogar von den Majestäten eingeladen, die heilige Weihnacht mit der königlichen Familie in Hampton zu feiern.

Dort ging sie mit Maria in die Messe und Vesper und erregte am Stephanstage durch ihre Schönheit und durch ihr weißes, perlenbesätes Atlaskleid so viel Aufsehen in der Kirche, „daß die Höflinge sich beständig den Hals verdrehten, um nach ihr zu blicken." Leichte Wolken der Eifersucht überzogen den Himmel der Huld, unter welchem Elisabeth momentan wandelte.

Am 29. Dezember fand das so lang' verschobene Turnier zu Ehren der Hochzeit des königlichen Paares statt, wobei Elisabeth mit den Gefeierten in ein und derselben Loge glänzte. Die Zeitgenossen ergehen sich in weitläufigen Schilderungen über das großartige Schauspiel, in dem zweihundert Speere von den edelsten Briten, Italienern, Flamländern und Spaniern gebrochen wurden. Jeder Kämpe erschien in seiner Nationaltracht, mancher Streitende wie Alba, Ruy Gomez, Egmont, Philipp von Savoyen ꝛc. hatte bereits Europa mit dem Rufe seines Namens erfüllt.

Beim Bankette saßen hochadelige Ladies auf niederen Schemeln zu Füßen der Königin und hielten deren Taschentuch, Börse und Fächer, indeß ihr früherer Zwingherr, Lord Paget, kniend Elisabeth das parfümierte Handtuch und Süßigkeiten überreichen mußte.

Im folgenden Herbste, bei seiner Einschiffung nach Flandern, nahm Philipp Abschied von Heinrich VIII. Töchtern. Dabei war er kühl bis zur herzlosen Kälte gegen seine Gemahlin und zukunftszärtlich gegen Elisabeth.

Sie lebte nun abwechselnd am königlichen Hofe und in Hatfield, stets streng katholisch, im übrigen konnte sie in ihrem weiten Gefängnislandsitze nach Begehr studieren, tanzen und jagen. Die Waidmannslust hatte sie von ihrem Vater geerbt, denn Chronisten erzählen von ihm: „an einem gewöhnlichen Tage hörte der König fünf Messen, nur drei an einem Jagdtage." Gleich Heinrich hetzte Elisabeth oft acht bis zehn Pferde ab. So sprengte sie im April 1557 zu Roß, weißgekleidete Damen und grün ausstaffierte Trabanten im Gefolge, nach Enfield, um einen Hirsch zu jagen. Fünfzehn Bogenschützen mit scharlachroten Stiefeln und gelben Mützen empfingen die Prinzessin am Eingange des Waldes, und einer derselben überreichte ihr einen silbernen Pfeil mit Pfauenfedern verziert. Es erklangen Hörnerrufe und Waidgeschrei, die Hunde gaben Laut in wilder Sportslust, Herren und Damen hausten unter dem Vorritte der Piqueurs an Busch und Baum vorbei, über Stock und Stein, an den Standort des Hirsches, dann fort und fort dem gehetzten Wild nach, bis es der Meute erlag.

„Um dem Jagdherrn die Ehre des Abfangens oder Fällens zu lassen, wurden die Hunde oft zurückgehalten, wenn der Hirsch nicht mehr weiter konnte, und der Fürstenruf wurde geblasen."

Obgleich das Abfangen gefährlich ist, ließ sich die für Bärenkämpfe und Jagd begeisterte Elisabeth die Ehre des Fällens nicht nehmen, und das Halali erscholl, ihr zur Lust, dem totgejagten Hirsch zu Leid. — Zwischen diesen Ergötzlichkeiten, den Hin- und Herritten von Hatfield nach Somersethaus, von da nach London, von London nach Whitehall u. s. w. laufen häufig Komplotte gegen Maria, Anklagen, Rechtfertigungen und Beglückwünschungen von Elisabeth mitunter. Zu den geschraubtesten, charakteristischsten Freundschaftsbeteuerungen gehört wohl folgende Stelle aus Elisabeths Schreiben an Maria:

Erhabene Königin!

Wenn ich in meinem Geiste erwäge die alte Liebe der Heiden zu ihren Fürsten und die ehrfürchtige Scheu der Römer vor ihrem Senat, so kann ich meinerseits nur nachdenklich werden und für jene erröten, da ich die rebellischen Herzen und teuflischen Absichten dieser Menschen, die Christen dem Namen nach, aber Juden in der That gegen ihren gesalbten König sind, sehe. Wenn sie auch den Staat nicht lieben konnten, so hätten sie doch aus Furcht sich selber zu schaden, diese Bosheit unterdrücken sollen, welche ihre geheiligte Pflicht gegen Ew. Maj. nicht zurückgehalten hat. Wenn ich mich aber erinnere, daß der Teufel als ein brüllender Löwe herumgeht, suchend, wen er verschlingen könne, so wundere ich mich um so weniger, daß der Teufel solche Schüler in sein (professed home) Schulhaus bekommen hat, als Gefäße, die besser geeignet sind in dem Palast des Teufels zu dienen als fähig englischen Boden zu bewohnen. Ich nenne sie um so zuversichtlicher des Teufels Knechte weil der heilige Paulus sagt: Aufrührer sind Söhne des Teufels. Und da ich einen so guten Bürgen habe, so scheue ich mich um so weniger mit ihnen ins Gericht zu gehen.

„When I revolve in mind most noble queen the old love of paynims to their princes, and the reverent fear of the Romans to their senate I cannot but muse for my part and blush for theirs, to see the rebellious hearts and develish intents of Christians in name, but jews in deed towards their anointed king, (though they could not have loved the state) they should for the dread of their own plague, have refrained that wickedness which their bounden duty to your majesty had not restrained. But when I call to remembrance that the devil, tamquam leo rugiens circumit quaerens quem devorare potest, like a waring lion goeth about seeking whom he may devour, I do the less marvel that the devil have gotten such novices into his professed house, as vessels more apt to serve the devil's palace than meet to inhabit english land. I am the bolder to call them his imps, for that St. Paul saith, seditiosi sunt filii diaboli; and since I have so good a buckler I fear less to enter into their judgment."

Dies royalistisch und biblisch gehaltene Schreiben befriedigte derart Maria, daß sie der Briefstellerin einen wertvollen Ring mit liebevollem Gruß sandte und sie im Sommer 1556 besuchte. Wie eine Idylle kontrastierte das von Elisabeth bereitete Empfangsfest in Hatfield gegen die düsteren Szenen, die sich

in Marias Lebenstragödie abgespielt. Denn bei jenem Feste bewegte sich die Königin in einem mit Blumen geschmückten Saale, talentvolle Chorknaben von St. Paul führten ein geistliches Schauspiel auf, ein kleiner Orpheus sang fromme Lieder, und Elisabeth begleitete ihn auf dem Spinette. — Freudenfeuer erhellten den Schloßgarten. Aber Maria blickte nicht fröhlich wie die andern auf die auflodernden Flammen, denn sie sah im Geiste den edlen Bischof Nikolaus Ridley, Latimer und Thomas Cranmer,[1]) welche unlängst auf ihren Befehl den Feuertod erlitten — sie sah eine lange Reihe vornehmer Verurteilter bis hinab zu dem armen Weibe, von welchem sie die neue Jezabel genannt worden, und welche sie dafür so grausam verbrennen ließ. Der lustigen Beleuchtung des Schloßgartens in Hatfield stellten sich in ihrer Phantasie die vor einigen Tagen gesehenen phosphorischen Ausdünstungen um London[2]) entgegen, die das Volk als Spukgeister der verbrannten Protestanten bezeichnete und als Vorläufer der Pest „zur Strafe für begangene Greuel." — — — — —

Zu den getäuschten Hoffnungen in Marias Familienleben kam der Verlust der wichtigen Seestadt Calais, die kriegerische und staatliche Schmach für England und seine Königin.

„Dieser Verlust ist mein Tod," hatte Maria nach der niederschmetternden Nachricht gerufen, „und wenn Ihr meinen Leib öffnen werdet, so mögt Ihr sehen, daß Calais in meinem Herzen geschrieben steht."

Dem unermüdlichen Drängen ihres Gemahles[3]) Folge leistend, überschickte die unter vielen körperlichen und seelischen Schmerzen sterbende Königin am 14. November 1558 durch zwei Räte die Kronjuwelen an ihre Schwester, und Philipp hatte den Schätzen ein mit Edelsteinen besetztes Kästchen beifügen lassen, das in früheren Tagen Elisabeths Bewunderung erregt hatte. Als Erwiederung der Aufmerksamkeit hängte Elisabeth sein Porträt in ihr Schlafzimmer! Mit dieser platonischen Liebesbezeugung fertigte die Listigere den listigen Philipp ab.

Maria hatte kaum den Todeskampf begonnen, als Hatfield schon von Höflingen wimmelte, die Eile hatten, sich vor der Thronfolgerin in den Staub zu werfen.

Am 17. November 1558 ging die Lebenssonne dieser unglücklichen Königin unter, und Elisabeth feierte ihren Sonnenaufgang. Obgleich gut vorbereitet für die neue Würde, welche ihr nach Heinrichs Bestimmung und nach dem Willen der Nation zuteil wurde, empfing sie voll der traurigsten Verwunderung die Räte der Verstorbenen, warf sich auf die Knie und rief: „A Domino factum est illud, et est mirabile in oculis nostris."

Nach einem Monate sprach Elisabeth mit dem französischen Gesandten

---

[1]) Sie zählten zu den 288 Opfern, welche Maria, unterstützt durch den unerbittlichen Inquisitor Paul IV., in den vier letzten Regierungsjahren zum Tode verurteilte.

[2]) Um Finsbury und an der Windmühle von Moorfield.

[3]) Philipp bemühte sich nicht mehr nach England, sondern sandte seiner sterbenden Gattin einen Gruß und einen Ring durch den Grafen de Feria, nebst dem Rate, die geeigneten Mittel zu ergreifen, um Elisabeth als Thronfolgerin einzusetzen.

Chasteauneuf und Bellievre von den Thränen, die sie bei Mariens Todesnachricht vergossen. Diese Thränen hat aber kein Sterblicher, nicht einmal Elisabeth selbst wahrgenommen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Ästhetik.

Die Phantasie in der Erzählung.

Von allen Phantasieerzählungen und Märchenbildern hat keines je in mir einen so tief erschütternden Eindruck hinterlassen als Gogols König der Erdgeister[1]): gespannt lauschen wir der Entwickelung; mit leisem, unheimlichem Fittich sehen wir die unheimlichen Mächte nahen, die irdische Atmosphäre wird unheimlich gespannt — sind wir es noch? Unversehens weilen wir im Lande der Träume: nicht im Lande wonniger Träume, aber im Lande der Träume, wo die Übermacht geistiger Faktoren über unser sinnlich-geistiges Dasein uns überwältigt; wir unterliegen, aber es mußte so sein.

Welche Bedeutung hat das Phantasiestück im Bereiche der Dichtung? Die Zeiten sind nicht weit hinter uns, wo man von dem Märchen den Ausdruck einer sinnigen menschlichen Wahrheit, die poetische Verherrlichung irdischer Verhältnisse erwartete, so daß aus dem märchenhaften Kleide — eine bürgerliche, prosaische Gestalt hervortreten müßte. Das heißt aber die freie Bildung des Märchens, diese Wolken menschlicher Träume, in welchen sich eine andere Welt mit anderen Bildungen und Bestrebungen, mit anderen Bedürfnissen und anderen Lebensbedingungen spiegelt, in die Niederungen seichter, verstandesmäßiger Allegorie herabzerren; das, was das Wesen des Märchens ausmacht, wurde zum bloßen Ausputz, das, was den Kern seiner Bildung darstellt, wurde zum bloßen Zierat, zur leeren Schale. Das Märchen hat ebensowenig als jede sonstige Kunstform den Zweck, uns eine Lebenswahrheit zu bieten. Die Phantasie hat für sich ihr Recht, und das Märchen hat für sich seine poetische Bedeutung.

Denn gerade das Märchen und Phantasiestück — und darin beruht ihre poetische Berechtigung — haben die wichtige Bestimmung, daß sie uns die Relativität aller vorhandenen körperlichen Erscheinung kundgeben, daß sie uns ad hominem beweisen, wie alle Erscheinung eben nur Erscheinung, eben nur die eine Emanation, nur die eine Strahlung des Allwesens ist, nur der eine Reflex, welchen das ewig Göttliche in die zeitliche Welt des Seins und — nicht des Scheins, aber der Erscheinung wirft. Das Märchen setzt sich über diese Erscheinung hinweg, um neue Erscheinungen zu zaubern: an Stelle der irdischen Welt bildet es ein neues Universum geistiger Potenzen; neue Reflexe tauchen aus dem Lichtquell

[1]) Eine deutsche Übersetzung von Wilhelm Lange ist in Reclams Universalbibliothek Nr. 1744; eine andere mit Einleitung von Bodenstedt in der Kollektion Spemann Nr. 6.

ewiger Gestaltungsfülle auf, und indem wir staunend in einer tropischen Welt wandeln, wo Sonne und Mond sich ändern, wo das Leichte schwer und das Schwere leicht wird, wo eine Umkehrung aller Naturgesetze, ein Wandel der Tages- und Jahreszeiten stattfindet, dämmert in uns das Gefühl auf von der unendlichen Kraft des Allwesens, das bleibt, wenn alle Erscheinung wechselt — das Gefühl von der Unwesentlichkeit und Scheinhaftigkeit alles dessen, was dem Geiste als tote Masse entgegensteht. Wie der Humor im Gefühle des übermütigen Scherzes alles Dasein zum Schattenspiel auflöst und über die ungeheure Kleinheit und nebelhafte Leichtigkeit einer Welt scherzt, die sich uns von Stunde zu Stunde mit solchem Aplomb aufdrängt; wie die poetische Vision Raum und Zeit zusammenschlägt, so daß die Vergangenheit mit ehernem Schritt in die Gegenwart eintritt und Hamlets Vater von ungeheuren Verbrechen erzählt; wie die Tragödie ein ganzes Zeitalter mit seinen Bildungselementen, eine ganze Menschheitskatastrophe in eine einzelne Menschenbrust legt und die Strahlen einer ganzen Zeitbewegung in einen Fokus leitet — ebenso zertrümmert das Märchen die Selbstherrlichkeit der Welt, auf der wir festen Schrittes wandeln, der Schleier fällt von unsern Augen, die Nebel lichten sich, und das Meer des Ewigen, in welchem alle Erscheinung auf und abwogt, liegt vor unserem Blicken.

Wie alle Poesie im jugendlichen Glauben der Völker groß geworden ist, so auch das Märchen. Der Glaube der Völker ist ursprünglich das adäquate Medium ihres Denkens; ihr Dichten und Trachten ist ursprünglich Poesie. Poetisch ist der Animismus, welcher alle Welt vergeistigt, in Pflanzen und Tiere, in Gesteine, in Wolken und Sterne ein Seelenleben hineingezaubert und dieses mit der Seele der Lebenden und der Verstorbenen in anmutigem oder furchtbar ernstem Traume verwebt. Was ist dieser Animismus anders als die Auflösung der materialen Natur, welche uns als ernste, unkontrolierbare Wirklichkeit entgegentreten will, zum bloßen Fluidum des Geistes, welcher in der Natur waltet? Und indem die Poesie der Völker Einheit und Mehrheit und Mehrheit und Einheit mit einander abwechseln läßt, weiß sie in sinniger Weise zum Ausdruck zu bringen, wie ein und dasselbe Allwesen in der ganzen Natur lebt, ein und dieselbe Allgewalt in allen kaleidoskopischen Erscheinungen zu Tage tritt. Die merkwürdigsten Verwandlungen und Metamorphosen weiß der Glaube der Völker auszuspinnen: die Seele macht die seltsamsten Bildungen durch, sie verläßt den Körper, puppt sich in ein unheimliches Tier, blüht und treibt im Baume des Lebens, — ein Geist durchzieht in ständiger Metempsychose die eine Naturform nach der andern. Indem die Seele sich umbildet, nimmt die Seelenform die möglichsten Gestaltungen an, und die seltsamsten Lebenskonjunkturen entstehen: der Baum klagt und weint, das Tier, in welches die Seele geflüchtet, huscht unstät durch die Luft, zieht wie ein geheimer Zauber andere Lebende an — und wer in ihren Bereich gelangt, verfällt dem Zauber, seine Kraft verschwindet, seine Hüfte zerfällt, sein Leib vergeht — Vampyrismus, Hexenglauben sind die furchtbaren Ausläufer der animistischen Weltanschauung.

Jedermann kennt die unheimliche Sage von der Braut, die, dem Gatten versagt, noch aus der Unterwelt steigt, um den heißgeliebten Mann zu genießen — doch morgen ist seine Locke grau, und das junge Volk erliegt der Macht der Unterwelt, von deren Liebe es gekostet. Ebenso universell ist die Sage von der Mutter, die, in den Kindeswehen verstorben, den Kindern nachstellt und, wo ein Kind geboren ist, es in ihre finstere Macht verstricken möchte.

Was so die Vorfahren einst in heiliger Scheu verehrten, das mutet uns, ihre Epigonen, im Märchen an. Wie Stimmen der Kindheit klingt es an unser Ohr, und nachdem die Entzweiung zwischen subjektiver und objektiver Welt in uns vollbracht ist, nachdem die exakte Naturbeobachtung jenen Naturglauben von Baum zu Baum, von Tier zu Tier, aus Feld und Wald verscheucht hat, tritt der animistische Geisterglaube in neuer Schönheit, von den Schlacken gemeinen Erdenlebens geläutert, in Gestalt der Poesie an uns heran. In ihr offenbart sich uns der innere Einklang aller „Wesen als tiefstes Geheimnis der Natur.[1])" Der Himmel küßt die Erde wieder, und wieder seufzt der Baum, und wieder klagt Philomele; und wieder tritt der Vampyrismus in das Leben ein und wie ein zerstörender Dämon fordert er seine Opfer.

Uns aber, denen die Poesie nur als Poesie erscheint, ist das beneidenswerteste Gut zuteil geworden; wir fühlen mit den Geistern, welche in der Dichtung walten, ihr Klagen tönt an unser Ohr, ihre Verzweiflung, ihr Todeskampf berührt unsere Seele; aber es ist nicht mehr unser egoistisches Selbst, welches mit empfindet: wir sind von den Wesen, die uns im verklärten Bilde erscheinen, durch ganze Welten getrennt, ein mystischer Abgrund scheidet uns: wir fühlen mit ihnen, weil sie mit uns die Manifestationen eines Allwesens sind, aber wir fühlen, wie wir etwa für die Bewohner eines andern Planeten fühlen würden, wir fühlen mit dem Bewußtsein, daß im Gebiete der Poesie eine jede wogende Welle sich wieder senkt und eine jede Disharmonie sich lösen muß. An Stelle der Leiden und Freuden einer wirklichen Welt tritt der ästhetische Genuß der Poesie.

Die Märchenwelt hat, wie jede Welt, ihre Gesetze — nur sind die Gesetze nicht diejenigen unserer wirklichen Welt. Die Gesetzmäßigkeit in der scheinbaren Willkür ist die große Kunst des Märchens; ein bloß äußerliches Schaustück, welches unorganisch in unsere Welt eingefügt wäre, ist unpoetisch und verwerflich, Erzählungen, wie Turgenjews Visionen, lassen unser Gemüt kalt und wirken nur als Kuriosa. In diesem gesetzmäßigen Kreis, in dieser Märchenatmosphäre ist es das Walten des Geistes, welches unser poetisches Sensorium weckt und die Fittiche unseres poetischen Wesens belebt. Je reicher, je gewaltiger der Geist in den verschiedenen Formen spricht, je energischer er seine Rechte durch den Bann der widerstrebenden Gewalten hindurch zum Ausdruck bringt, desto höher, desto poetischer, desto verklärter steht die dichterische Schöpfung vor uns. Kuriosa wie Gogols „Nase" gehören nicht in die Poesie.

[1]) Hoffmann, der goldene Topf.

Von größter Bedeutung ist die Verbindungsbrücke, welche der Dichter von der wirklichen Welt zur Idealgestalt des Märchens hinüberschlägt. Es giebt Phantasten, welche Realität und Idealität so miteinander verweben, daß wir nicht zum ruhigen Genusse der Schöpfung gelangen, sondern uns selbst an die Stirne greifen, ob nicht eine Verwirrung aller Sinne in uns eingezogen ist; wo mitten in der wirklichen Szene des Lebens ein dämonischer Spuk alles in Ungelegenheiten bringt, und wenn wir uns dem Spuk hingeben, wir auf einmal erfahren, daß er leibliche Wirklichkeit sein soll; wo uns visionäre Doppelgestalten verfolgen, oder ein gemütlicher deutscher Archivar sich als Salamander enthüllt. Wir werden hier von der wirklichen Welt in die Welt der Idealität und von dieser wieder in die wirkliche Welt hinübergehetzt und sind immer auf dem Sprung über den mystischen Abgrund, unter welchem das Chaos ewiger Nacht uns entgegengähnt. Daß dies den poetischen Genuß zersetzt und vergiftet, ist von selbst klar, und die Werke unseres Hoffmann, so großartig sie sind als Denkmäler einer phantastischen Schöpferkraft, haben darum etwas Ungesundes, sie überschreiten weitaus die Grenzen, welche die poetische Schöpfung von den wirren Einbildungen unruhiger Geistesnacht scheiden sollen.

Gerade nun, was den Übergang in die Idealwelt betrifft, ist Gogols Schöpfung bewunderungswürdig. Bei Beginn der Geschichte lacht uns die reale Welt in der heitersten Morgensonne entgegen. Die klein-russischen Studentengestalten in Kiew mit ihren Heften und Büchern, ihren zerbrochenen Backwaren in der Tasche, ihren Pfeifen, ihrem Branntwein, der Kiewer Markt mit seinen Pasteten und Würsten ist in einer Weise gezeichnet, welche dem Pinsel eines Niederländers Ehre machen würde. Es fehlen nicht die schmutzigen Hände der Wursthändlerin; und die köstlichen Balgereien in der Schulstube wechseln mit dem kategorischen Imperativ der Erziehung — eine ansehnliche Zahl Hiebe mit dem Lederriemen vollenden das farbenreiche Bild.

Jetzt erweitert sich die Szene: die Studenten ziehen in die Häuser und führen Spiele auf, sie erhalten dafür ihre Bezahlung in Naturalibus — man sieht das ganze Abc-Schützentum des deutschen Mittelalters — sie erhalten eine halbe Gans, ein Stück Leinwand als Lohn, und wo möglich sucht der eine dem anderen die kostbare Beute aus der Tasche zu stehlen.

Die Ferien kommen, die Studierenden schwärmen aus, in ihre Heimat oder auf einen Hof, wo sie unterrichten und mit einem neuen Rock oder ein Paar Stiefel bezahlt werden. Beim Schwärmen heißt es auch: wehe den Bauerngütern; man läßt keines auf dem Wege liegen, ohne irgend welche Viktualien herauszupressen. — — —

So sind es auch drei Studierende, welche auf dem Heimwege begriffen sind — drei Prachtexemplare der verschiedenen Spezies, ein Theologe, ein Philosoph und ein Rhetoriker. Die Sonne ist schon untergegangen, ehe sie an eine bewohnte Farm kommen. Die Sache wird bedenklicher; „nicht einmal vom Teufel findet sich eine Spur," ruft der Philosoph — dieser Ausruf hat ihn gerichtet; doch das Unheil kommt allmählich. Wo die drei gehen, wird es wild und unheimlich,

die Stimme verliert sich, kaum hört man ein Stöhnen wie von einem Wolf. Endlich vernimmt man Hundegebell, ein Licht, ein Hof wird sichtbar, einige Sterne zeigen sich in finsterer Nacht — der Zauber rückt immer näher. Die Studenten werden einzeln untergebracht, der Philosoph in den Schafstall — er läßt sich zum Schlafen nieder, die Thür öffnet sich, die Alte, welche die Studenten aufgenommen, erscheint an der Thür — der Zauber ist vollbracht, die Alte ist die vampyrartige Hexe. Der Philosoph ist wie festgebannt, seine Stimme versagt, die Hexe setzt sich ihm auf die Schultern, und fort geht es in rasendem Galopp.

Diese ganze Entwickelung aus dem derben Tagesleben in das Weben der Nacht ist meisterhaft. Ganz allmählich von den kräftigsten Typen der Realität werden wir hineingeleitet, hineingetäuscht in die mondscheinartige Welt der Träume; je überzeugender, massiger die wirklichen Gestalten vor unser Auge treten, um so überzeugender die Bilder der Phantastik; indem der Dichter uns das jugendliche Leben im Seminar von Kiew so drastisch als möglich vor Augen stellt, öffnet er die Pforte des Glaubens, und sie ist noch geöffnet, wenn die Nachtgestalten der Dichtung an uns herantreten. So wirkt die Geisterwelt mit doppelter Wucht auf uns ein; wir haben unvermerkt die Brücke übersprungen, und der Eindruck der Wirklichkeit, unter dem wir stehen, bleibt, wenn auch der Boden unter unseren Füßen gewechselt hat und wir uns in der Wolkenwelt düsterer Phantastik ergehen.

Doch wozu die drei Seminaristen, wenn nur in einem die Gewalt des Zaubers wirkt? Auch das steigert den Eindruck der Wirklichkeit. Wir denken uns unwillkürlich die zwei anderen, den einen in der Hütte, den anderen in der leeren Vorratskammer ermüdet schlafen und schnarchen, nachdem sie sich hervorgesucht, was irgend wie zu essen ist; so wahr wie diese zwei Kameraden in nicht sehr anziehender Art schlummern werden, ebenso wahr ist uns die Szene des Philosophen, welcher die Hexe trägt und später selbst auf der Hexe davon reitet — daß wir die wirkliche Welt so nahe sehen, das potenziert die Macht der Täuschung.

Ganz wunderbar schön ist nun aber das Bild gezeichnet, welches die durch Zauber verwandelte Natur bietet; eine feuchtwarme Luft verdrängt die nächtliche Frische, pfeilscharf fallen die Schatten, ein Wasserspiegel breitet sich über die Steppe, eine Sonne leuchtet, Glocken läuten, die Wassernixe singt und tändelt; ein berauschendes Gefühl hat den „Philosophen" ergriffen, — es wird ihm so leicht, daß er kein Herz mehr fühlt.

Doch der Philosoph hat Gegenzauber. Er weiß mit seinen Beschwörungsformeln insoweit Herr zu werden, daß er die Rollen tauscht: er steigt auf die Hexe, und indem er mit einem aufgelesenen Stock auf sie schlägt, sinkt sie zur Erde — das alte Weib enthüllt sich als wunderschönes Mädchen mit langen Wimpern; der Zauber ist gebrochen, die Geisterwelt ist besiegt — für diesmal, aber die Rache bleibt nicht aus.

Jeder kennt die weitere Entwickelung der Sage; jeder weiß, wie der Seminarist an der Leiche eines Mädchens die Totengebete lesen muß — das Mädchen ist dasselbe, das unter seinen Streichen erlegen ist.

Ich unterlasse den Hinweis auf die meisterhafte Schilderung von jener Kosakenexpedition, welche den Seminaristen holt, von dem merkwürdigen Herrenhause, von dem traurigen Hauptmann, den sein Gefühl für die verstorbene Tochter zum Tyrannen macht, von den Gesprächen der klein-russischen Dienerschaft, welche das Bild der verstorbenen Hexe vervollständigen; auch hier ist es das Weben unheimlichen Zaubers, welches unseren Geist vor allem anzieht, — denn „das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil." Die Szene, wie die Tote sich auf dem Sarge aufrichtet, ist wiederum meisterhaft geschildert. Mit geschlossenen Augen schreitet sie auf den Philosophen zu, der sich mit Beschwörungsformeln in seinem Kreise verschanzt hat; diesen Kreis kann sie nicht durchbrechen, eine furchtbare Wut ergreift sie, sie ist wieder die tolle Hexe, doch der Philosoph ist gerettet. Er ist das erstemal gerettet, das zweitemal noch mit Mühe und Not: Die Hexe hat es versucht seine Beschwörung durch Gegenzauber zu brechen, aber noch rechtzeitig hat das Hahnekrähen den unheimlichen Spuk gestört. Die dritte Nacht ist des Philosophen Ende. Er hat sich den Tag über betrunken; es ist nicht mehr der natürliche Mut, welcher ihn aufrecht erhält, die Geistesgegenwart fehlt ihm. Furchtbar ist die Nacht; ein Wolfsgeheul durchbebt sie, und dieses Wolfsgeheul hat etwas fremdartig Unheimliches. Die Hexe ist schrecklicher als je; schauerliche Zaubersprüche entringen sich ihrem Munde; grause Ungeheuer dringen in die Kirche und kreisen um den Zirkel des Philosophen — der Erdgeist, der König der Erdgeister, der Wij selbst erscheint; seine Wimpern reichen bis zur Erde, Hände und Füße sind Wurzelknollen. Wie der Schoß der Erde die Wohnung unheimlicher Kräfte, so ist der Erdgeist der mächtigste der Geister. Hätte der Philosoph ihn nicht angesehen, es wäre noch Rettung möglich; aber er blickt hin — und er hat gegen das Ungeheuer keine Macht mehr; sein Tod ist besiegelt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es giebt im Himmel und auf Erden Dinge, die außerhalb des Kreises unserer Wissenschaft liegen; und es lebt hinter der Körperwelt eine Welt des unendlichen Geistes, die sich in tausendfachen anderen Modalitäten objektivieren könnte.

Gogol hat das Märchen der Volkssage entlehnt; es trägt den unheimlichen Schauer russischer Phantastik, die uns in Lermontoffs Schöpfungen so ergreifend berührt. Ein Gefühl nie erfüllter Sehnsucht durchdringt es, es ist derselbe düstere Hauch wie der, welcher die russische Musik durchzieht.

Schließlich muß ich die selbstverständliche Bemerkung beifügen, welche den seltsamen Mißverständnissen gegenüber trotzdem nicht überflüssig ist: daß man meine Ausführungen unrichtig auffaßte, wenn man vermeinte, Gogol oder das Volk, welches das Märchen schuf, habe in raffinierter Weise alle die genannten Punkte berücksichtigt, um unter bewußter Kombination der realen und idealen Elemente den Eindruck zu erzielen, welchen es sich vorgenommen habe. Das wahre Genie, das Genie des Volkes wie das Genie des wahren Dichters, schafft unbewußt und intuitiv[1]); es trifft mit instinktiver Sicherheit die richtigen Punkte;

[1]) Jean Paul, Vorschule der Ästhetik (Sämtliche Werke XVIII, S. 60), „Das Mächtigste im Dichter, welches seinen Werken die gute und die böse Seele einblähet, ist gerade das Unbewußte."

Aufgabe des Ästhetikers aber ist es, in dieser Schöpfung gottbegnadeter Naturen die internen Gesetze des Schönen zu finden — wie es Sache des Naturforschers ist, in dem Walten der Naturmächte die Gesetze der physischen Welt zu entdecken.

Würzburg. J. Kohler.

Geschichte.

Ein deutscher Präfekt von Chalons-sur-Marne.

Freiherr von Linden, der langjährige Führer des württembergischen Staatsministeriums, saß ruhig auf seinem Landgute und verfolgte die Siege der deutschen Truppen in den Blättern des Spätjahres 1870. Scherzend warf er hin, „sollte Mömpelgard wieder württembergisch werden, so melde ich mich um die Stelle des dortigen Regierungspräsidenten," als, kaum gesagt, der Postbote ein Schreiben mit großem amtlichen Siegel überbrachte, worin angefragt war, ob Linden geneigt sei, eine Präfektur in Frankreich zu übernehmen. Allgemeine Heiterkeit, am besten geeignet, etwaige Bedenken gegen das Anerbieten zu beseitigen!

Nach kurzen Verhandlungen befand sich Linden in Begleitung des Regierungsrates Holland auf dem Wege nach Frankreich. Militärische Eskorte stand überall zu Diensten, so daß er nach sechstägiger Reise beim Rotschild'schen Schlosse Ferrieny, dem deutschen Hauptquartier, eintraf. In Nancy hatte der liebenswürdige Wirt sein Bedauern zu verstehen gegeben, daß Linden und sein Begleiter ihr Vaterland wohl nicht wiedersehen würden.

Bismarck war gerade abwesend; er verhandelte auf einem benachbarten Schlosse mit Jules Favre wegen des Friedens. Erst gegen Abend traf er ein, empfing Linden freundlich und befahl vor allem eine Erfrischung. Bezeichnend rief der Graf seinem Kammerdiener dabei zu: „Es darf aber nicht nach der Satteltasche riechen!" Einige „belegte Bröte," eine Flasche Bordeaux und ein Glas wurden gebracht, der Graf schenkte ein und reichte das Glas seinem Gaste. Vergeblich blieb dessen Sträuben; er leerte es auf das Wohl des Kanzlers, worauf Bismarck auf das des Königs von Württemberg trank und es alsdann dem Regierungsrate gab.

Nach dem Imbisse sagte der Graf: „Nun zu den Geschäften, also Sie wollen Präfekt in Frankreich werden? Es wundert mich, bei Ihren Jahren."

Linden erwiderte: „Ich wollte es nicht, aber man hat mich darum ersucht, und ich bin bereit."

Bismarck: „Welche Präfektur wünschen Sie?"

Linden: „Wenn thunlich, so nahe als möglich bei Paris."

Bismarck: „Das ist nicht möglich, weil wir dort noch keine feste Stellung haben."

Linden: „Dann bitte ich um die Präfektur des Departements der Marne; ich war auf der Reise in dem dortigen Regierungsgebäude; es hat mir gefallen."

Bismarck: „Gut, die sollen Sie haben."

Ein Zug an der Glocke befahl den Adjutanten, dem der Graf zurief:

„Staatsminister, Freiherr von Linden aus Württemberg wird von Sr. M. dem Könige zum Präfekten des Departements der Marne ernannt. Fertigen Sie es sogleich aus." Zu Linden gewandt bemerkte er: „Ich habe die nötige Vollmacht; S. M. wird es morgen bestätigen."

Konzept und Reinschrift waren bald hergestellt, Bismarck überreichte sie mit den Worten: „Sie sehen, wir sind rasch in den Geschäften. Und nun lassen Sie uns plaudern;" worauf er sich in liebenswürdigster Laune erging bis zu seiner Kindheit in Schönhausen und erst spät abends fragte: „Wo wollen Sie übernachten?" Auf die Äußerung Lindens, er möchte darüber eine Andeutung erbitten, entgegnete Bismarck bedauernd, ihm und seinem Begleiter kein Quartier im Schlosse anbieten zu können, weil alles besetzt sei. Vielleicht müsse er selber mit Jules Favre in einem Zimmer schlafen und so wenig er sonst die Demokraten liebe, so könne er es sich diesmal schon gefallen lassen; er wolle aber ein „sauf conduit" nach Lagny geben, wo der Aufenthalt keinem Bedenken unterliegen könne. Nach Ausfertigung desselben entließ der Graf seinen Besuch mit dem Wunsche glücklicher Reise.

Ein zufälliges Zusammentreffen mit württembergischen Truppen im Dorfe Ferrières verschaffte Linden und seinem Begleiter dort freundliche Aufnahme. Am folgenden Morgen traf König Wilhelm im Schlosse des Dorfes ein. Linden wurde zur Tafel befohlen und ihm sein Platz an der Seite des deutschen Kriegsherrn angewiesen. Einen Auftrag des Königs von Württemberg nahm derselbe freundlich entgegen, und als nur ein Wein auf der Tafel erschien, bemerkte er scherzend: „Sie sehen, daß wir einfach leben müssen." Nach dem Essen begab man sich auf eine Terrasse des Schlosses mit reizender Aussicht, wo sich der König in wahrhaft gemütlicher Weise mit den Anwesenden unterhielt, sie erfreuend durch Erzählung von Erlebnissen aus früherer Zeit. Beim Verabschieden der Gesellschaft entließ er Linden mit den Worten: „Ich danke Ihnen, daß Sie sich an diese Galeere schmieden ließen."

Am 25. September begann Linden sein Amt als Präfekt. Die ihm angebotenen Zimmer, welche Kaiser Napoleon bei seinen Besuchen des Lagers von Chalons zu beziehen pflegte, lehnte er ab und nahm die Wohnung des Präfekten. Dieser hatte sie so rasch verlassen, daß in den Räumen noch viele Gegenstände des täglichen Gebrauches umherlagen. Der nunmehrige Inhaber ließ alles unter Verschluß bringen mit Ausnahme einiger Erfrischungen auf der Toilette der Frau Präfektin, für deren ihm sehr angenehmen Gebrauch er sich später auf einer zurückgelassenen Visitenkarte bedankte.

Die Verwaltung der Präfektur geschah nach bestem Wissen und mit gutem Erfolge unter Beihilfe der teilweise sehr mühevollen Dienste der Unterbeamten. Zu eigentlichen Verwaltungsgeschäften kam es allerdings selten, die Hauptthätigkeit bestand in Einziehung von Steuern und Kontributionsgeldern, in Exekutionen verschiedener Art und dergl. Dem deutschen Beamten fiel die ungemein eingreifende

persönliche Thätigkeit des Präfekten auf; nicht die Kreisregierung, sondern der Regierungspräsident beschließt, befiehlt, vollzieht und hat deshalb eine weit einflußreichere Stellung als in Deutschland. Eine gang und gäbe Redensart ist in Frankreich: „Un mot de Monsieur le Préfet et tout sera en ordre," während es bei uns heißt: „ich werde es an das Kollegium bringen", wo die Mehrheit beschließt. Dort wird der Präfekturrat in Verwaltungssachen nur gehört, sofern der Präfekt es für gut befindet; er handelt aber auch dann nach eigenem Ermessen. Nur in strittigen Fällen, in der Verwaltungsjustiz, erkennt der Präfekturrat.

Linden war als altgedienter, hoher Beamter, als Katholik und Edelmann am rechten Platze. Auf seine Einladung erschienen die Mitglieder des Departementsrates vollzählig. Der Präfekt empfing sie in den Gemächern des Kaisers, sie durch Liebenswürdigkeit gewinnend und ihnen durch Ministeruniform mit zahlreichen Ordenssternen imponierend. Zwar erklärten sie, nur als Privatpersonen gekommen zu sein, gaben aber doch bereitwillig Aufschluß über alles, was man wünschte. Der Bischof von Chalons war erfreut, Linden regelmäßig am Gottesdienste teilnehmen zu sehen, und drückte sein Bedauern aus, während des Krieges nicht in nähere Beziehung mit ihm treten zu können. Der Presse gegenüber wurde der Grundsatz zur Geltung gebracht, daß den Redakteuren gestattet bleibe, als Franzosen zu schreiben, daß sie sich aber auf nichts einlassen dürfen, was der deutschen Kriegs- und Zivilverwaltung Eintrag zu thun vermöge. Die Aufsicht selber wurde in einer den Bedürfnissen entsprechenden Weise gehandhabt.

Viele Schwierigkeiten erwuchsen aus den ununterbrochenen Truppen- und sonstigen Transporten, wobei die Stadt selber bisweilen nur von schwacher Besatzung gedeckt blieb. Um dies den zahlreich einherziehenden Freischärlern zu verbergen, wurde des Abends mit lautem Trommelgerassel von Thor zu Thor gezogen, was auch den Zweck erreichte. Am Geburtstage des deutschen Kaisers nahm der Präfekt über die gerade in Chalons anwesenden Truppen eine feierliche Parade ab.

Vermöge Ranges und Alters führte Linden den Vorsitz bei den gemeinsamen Mittagsmahlen der Militär- und Zivilbeamten und verlas dort die Telegramme vom Kriegsschauplatze, die Kunde von Sieg um Sieg, unter lautem Jubel. Die Geburtstage des Kaisers und des Königs von Württemberg wurden freudig begangen. Man sah den Franzosen an, wie sie die Deutschen um die Feier beneideten; Linden brachte beidemal den Toast aus, den Toast im Feindeslande. Es war ihm das Glück beschieden, beide Herrscher begrüßen zu dürfen; den König Karl auf seiner Reise nach Frankreich, den Kaiser bei der Rückkehr ins Vaterland. Auch durfte er einem liebenswürdigen Vorgange beiwohnen, als dem deutschen Kronprinzen von drei barmherzigen Schwestern auf einmal Veilchensträuße überreicht und er eingeladen wurde, ihre Spitäler zu besuchen. Beehrte er eines derselben nicht, so wäre die Vorsteherin gekränkt gewesen, und kurz blieb die Zeit; was zu thun? In raschem Schritte eilte er in alle drei, die be-

glückten Schwestern hinterdrein. Ergreifend war das Fest der Friedenspräliminarien: ein strahlendes Transparent trug die Worte:

Ehre sei Gott in der Höhe
Und Friede den Menschen auf Erden,

und die Klänge der Musik jauchzten das Amen, Amen dazu.

Der Ernst der Geschäfte brachte bisweilen selbst heitere Auftritte, zumal von seiten des schönen Geschlechtes. Einst wurde Monsieur le Préfet in später Abendstunde von einer großen Zahl Damen angerufen, ja beschworen: ihre Töchter, Nichten oder sonstige Verwandte vor der Schmach zu bewahren, die Nacht im Gefängnisse zubringen zu müssen. Die jungen Damen waren nämlich in Verdacht geraten, gefangenen verwundeten Landsleuten durch Beschaffung bürgerlicher Kleidung zur Flucht aus den Spitälern verholfen zu haben, wie es schien, grundlos. Die Verhaftung konnte ihnen erspart werden, der Schrecken wirkte heilsam, und der gute Präfekt, der Engel in der Not, wurde mit Dank überhäuft.

Ein andermal war eine Dame, die Besitzerin eines Schlosses, beargwohnt, eine geheime Post zu unterhalten, und hatte sich dadurch die Unannehmlichkeit einer Haussuchung zugezogen. Diese mußte sich bis auf die Briefmappe erstrecken, weil die Dienerschaft behauptete, sie kenne die Schrift der Herrschaft nicht. Erregt kam die Dame auf die Präfektur, weinte, jammerte und rief ungestüm aus, französische Truppen würden so etwas nicht gethan haben, worauf sich der Präfekt nach vergeblichen Beruhigungsversuchen erbot, ihr Mitteilung zu machen, was französische Krieger sich in Deutschland zu erlauben pflegten. Dem gleichfalls anwesenden Gemahle schien dies bedenklich, er entfernte sie bei Zeiten.

Als der Friede das Ende der Besetzung brachte, hatten sich die deutschen Beamten von Chalons die Achtung der Besiegten erworben. Die Anerkennung fand in verschiedener Weise Ausdruck, zumal von seiten der Maires und Notablen, mündlich und schriftlich.

Zweimal war der Präfekt zum Landtage nach Stuttgart berufen, das zweite Mal insbesondere, um der Kammer der Standesherren über den Eintritt Württembergs in das deutsche Reich zu referieren. Erfüllt von den Eindrücken der gewaltigen Ereignisse, denen er so nahe gestanden, entledigte er sich der Aufgabe mit Freuden.

Dieser von ihm kaum erwartete Bericht zog die Augen seiner Landsleute in anderer Weise auf ihn, als sie sich gewöhnt hatten, ihn anzuschauen. Bei den Reichstagswahlen wurde er für zwei Wahlkreise vorgeschlagen. Er entschied sich für den, in welchem sein Landsitz liegt: Sulz, Horb, Oberndorf. Am 22. März erhielt er ein Telegramm des Ministers des Inneren von Scheuerlen: „gratuliere zu glänzender Wahl." Große Freude darüber im Kreise der Tischgesellschaft, wo ziemlich das Umgekehrte wie in Württemberg obwaltete, weil die norddeutschen Edelleute den Württembergischen Reaktionär für eine Art von Demokraten hielten. Doch o weh! am folgenden Tage folgte eine zweite Depesche: „gestriges Telegramm ungenau, bezog sich auf die Wahl in Sulz;" und ein

drittes lautete: „Heimat kommen, sprechen, Stichwahl notwendig.“ Linden antwortete: „Kann nicht Heimat kommen, für mich sprechen.“ Der Mitbewerber siegte, und die Freunde in Chalons waren betrübt.

Den 3. April 1871, nach etwa sechsmonatlicher Verwaltung, verließ Linden Chalons, von allen Seiten freundlich verabschiedet, sogar mit einem Gedichte in schwäbischer Mundart. Der Portier des Präfekturhotels verbreitete sich wortreich über die humanen Gesinnungen des Scheidenden, und der alsdann heimkehrende französische Beamte dankte später für die diskrete Behandlung von Amt und Haus.

Der Kaiser verlieh Linden das eiserne Kreuz und König Karl den Olga-Orden für Dienstleistung in Spitälern.

Basel. Julius von Pflugk-Harttung.

Zeitbeschwerden.

Mängel im Unterricht.

„Wenn Sie jetzt fortgehen, gnädige Frau,“ sagte der Prokurator, der sich in Eifer geredet hatte, „so ist damit wohl dies interessante Gespräch zu Ende. Schade, daß Sie sich nicht dazu bewegen ließen, über die praktische Seite, was gelehrt werden soll, sich auszusprechen; könnten Sie mir nicht die Fächer nennen?“

„O gewiß,“ sagte die Professorin rasch, „es sollte Naturgeschichte gelehrt werden, Medizin, Jurisprudenz, Astronomie —“

„Mich dünkt, du nanntest Medizin, Wencke?“

„Nun ja, natürlich: Kenntnis des eigenen Körpers, der Krankheiten und Heilmittel.“

„Aber ich bitte dich, Wencke, wie kannst du dir doch einbilden —“

„Sagst du denn nicht selbst, mein Freund, hundertmal im Jahr: Hätte der Mensch doch in seiner Jugend auf seine Augen acht gegeben, so ginge er hier jetzt nicht wie ein armer Halbblinder umher. Wie sollen Sie aber auf ihre Augen Obacht geben können, wenn Sie nichts andres lernen als: Wenn dich dein rechtes Auge ärgert, dann reiß es aus; oder wie sollten Sie Ihren Körper überhaupt in acht nehmen, wenn Sie lernen, derselbe sei ein verwerfliches und unwürdiges Gefäß für die unsterbliche Seele!“

„Aber Jurisprudenz, was! Sollten die Jungen auch schon die Rechtsverdrehungen in der Schule lernen?“ schrie der Adjunkt, dessen Erbitterung während des Gesprächs immer höher stieg, da er nichts fand, woran er seine Wut auslassen konnte.

„Ja, natürlich sollen sie in der Gesetzgebung ihres Landes Bescheid wissen, und wie und von wem Gerechtigkeit und Ordnung gehandhabt wird. Fragen Sie mir einmal meinen Abraham, der sonst ein recht aufgeweckter Junge ist, ob er weiß, was ein Kreisrichter ist — er hat keine Ahnung davon!“

„Aber fragen Sie ihn nach den curules, den aediles, den tribuni plebis und dergleichen, so kann er es Ihnen an den Fingern herzählen,“ sagte Nordtmann.

„Jawohl, von solchem alten Unsinn hat er den Kopf voll, der arme Junge, aber von seinem eigenen Vaterlande, dessen Staatsverfassung, dessen Kämpfen für die Freiheit —“

„Politik, Politik, sollen die Jungen auch Politik lernen?“ riefen viele Stimmen, und ein neuer, fieberhafter Eifer ergriff sie alle.

„Natürlich sollen sie auch Politik lernen,“ sagte Michael Nordtmann unverdrossen u. s. w.

Diese Stelle aus Kiellands Gift[1]) habe ich nicht aus dem Gedächtnisse verlieren können. Wie Abraham Lövdall ging es mir auch und geht es wohl Tausenden, die da möchten, daß es ihren Kindern anders gehe. Was wußten wir, als wir die Schule verließen, von staatlichen, gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnissen? Was wissen aber erst die davon, die mit 14 Jahren die Volksschule verlassen, um ins Leben zu treten! Und wer unterrichtet sie dann über solche Verhältnisse? Entweder das Leben selbst oder die — Sozialdemokraten! Denn, das ist der Punkt, wo die Sozialisten einsetzen: die Unwissenheit des Volkes über staatliche, rechtliche und gesellschaftliche Verhältnisse. Sollte man glauben, daß die wahnwitzigen Lehren vom sozialistischen Zukunftsstaate so viele gläubige Ohren fänden, wenn die Hörer eine klare Vorstellung von unserem Staatswesen, seinem Werden, dem Ineinandergreifen seiner Teile und der Möglichkeit es zu ändern hätten? Ich glaube es nicht. Bei jedem Wahlkampfe kann man die Beobachtung machen, welch' unreife Gesellen die Handlanger der Häupter meist sind, und mit welchem Fanatismus *gerade diese unreifen* Burschen sich der sozialistischen Sache in die Arme stürzen. Man erinnert sich noch an die peinliche Lage der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, als ein preußischer Minister Abschnitte aus einem Buche Bebels vorlas. Die Sozialdemokraten sind niemals ärger bloßgestellt worden als in dem Augenblicke, wo der lediglich für Unwissende, Fanatisierte und Bethörte geschriebene Unsinn vor hochgebildeten Männern an den Pranger gestellt wurde. Können wir die Schüler der Volksschule nicht mit der hohen Bildung ausstatten, welche jene erwählte Versammlung aufweist, so können wir ihnen doch vielleicht etwas von dem kühl prüfenden Verstande auf den Weg geben, vor dem die sozialdemokratischen Lehren schwinden wie nächtlicher Spuk vor der Morgenröte.

Sollte die Schule das Gespenst des Sozialismus vollständig bannen können? Sowie sie jetzt ist, nicht. Indes, sollte man nicht jedes Mittel versuchen, das nur einigermaßen Erfolg verspricht? Innigste Liebe zum Vaterlande, zu Sitte, Gesetz und Ordnung im Kinde schon zu erzeugen, das Gefühl der Pflichttreue und der persönlichen Verantwortlichkeit seiner Thaten zu erregen und zu stärken, das sollte ein Hauptzweck der Schule sein.

Dazu ist es notwendig, daß die deutsche Staatsverfassung, deutsches Recht, die staatliche und gesellschaftliche Ordnung unter die Unterrichtsfächer der Schule aufgenommen werden, daß praktische Pflichtenlehre neben der Religion Gegenstand des Unterrichts wird. Schwer durchzuführen ist diese Neuerung nicht. Was in Elsaß-Lothringen (auch bei uns in einigen Gewerbeschulen) möglich ist, ist auch im *ganzen* deutschen Reiche und in allen Volksschulen möglich, umsomehr möglich, weil es notwendig ist. Der Lehrplan der elsaß-lothringischen Volksschulen enthält die Bestimmung, daß die Schüler der Oberstufe mit den politischen Einrichtungen des deutschen Reiches sowie mit den hauptsächlichsten Einrichtungen der Verwaltung, des Gemeindelebens und der Rechtspflege des Landes in allgemeinen Umrissen bekannt gemacht werden sollen. Warum diese Bestimmungen? Damit die Elsaß-Lothringer zu Deutschen erzogen werden! Warum im übrigen deutschen Lande nicht? Weil man von der Notwendigkeit solchen Unterrichts bisher nicht überzeugt war. Indes die Gegenwart predigt mit tausend Zungen, daß man sich die Ohren kaum noch lange wird zuhalten können, und der letzte Wahlkampf mit seinen tragikomischen Mißverständnissen hat es von neuem gezeigt, daß wir etwas thun müssen, um der Unwissenheit in den beregten Verhältnissen zu steuern. Die Franzosen sind uns bekanntlich in der Beziehung voraus: Paul Berts Instruction civique und ähnliche Bücher sind in tausenden von Stücken in den Volksschulen eingeführt und ein mächtiges staatserhaltendes Hilfsmittel geworden. (Freilich, kenne ich diese französischen Bücher gut genug, um zu wissen, daß sie gewisse Mängel besitzen und in gewissen Beziehungen arg mißbraucht werden). Es giebt auch deutsche Bücher, die den französischen an die Seite gestellt werden, z. B. Zellers Katechismus des deutschen Reiches, Max Haushofers kleiner Staatsbürger. Zellers[2]) Buch ist für die Schule, namentlich für die Volksschule zu hoch. Dagegen ist das Max Haushofers[2])

[1]) Gift, Roman von A. L. Kielland. Stuttgart, Engelhorn. 75 Pf.

[2]) Zeller, Katechismus des Deutschen Reiches. Leipig, J. J. Weber. — Haushofer, Der kleine Staatsbürger. Stuttgart, J. Maier.

von dem Ideal, für Schulzwecke brauchbar zu sein, nicht allzuweit entfernt. Es ist in wahrhaft volkstümlichem Sinne geschrieben und giebt über alle möglichen Lebensverhältnisse, namentlich in bezug auf Staat und Recht ausführliche Auskunft. Ich vermisse nur die Kapitel Bildungswesen, Kunst, Wissenschaft und Litteratur. Die Richtschnur, nach welcher ein Schulbuch der besprochenen Art verfaßt sein müßte, ist nach den obigen Ausführungen einfach die: zuerst natürlich soll der Schüler die betr. Verhältnisse kennen lernen, damit er sie kennt: also muß die Darstellung klar und einfach sein. Er soll sie aber auch in ihrer Notwendigkeit erkennen, soll sie auffassen lernen als gegebene Verhältnisse, mit denen man als zu Recht bestehend rechnen muß, die man nicht ohne Schaden für alle auf den Kopf stellen kann. Das Interesse aller zu wahren, soll ihm Grundsatz für das Leben werden, und das, meine ich, sollte eine Hauptaufgabe jeder, vor allem der Volksschule sein. Auch abgesehen von jenem staatserhaltenden Zwecke ist dieser Unterricht von höchstem Werte. Das bedarf keiner Ausführung, nur des Hinweises, welchen Nutzen es dem Kaufmann, dem Handwerker, dem Landwirte u. s. w. gewähren würde, wenn er über die einfachsten Rechte und Staatsverhältnisse von vorn herein im klaren wäre und sich nicht erst durch kostspielige Erfahrungen die Kenntnisse erwerben müßte, die kein Staatsbürger entbehren kann. Den geforderten Unterricht dem Lehrplane der Schulen einzufügen, bietet keine Schwierigkeiten. In den höheren Schulen kann unendlich viel Zeit gewonnen werden, wenn man sich z. B. entschließt, allen grammatischen Unterricht in fremden Sprachen auf den deutschen aufzubauen (solange man nämlich überhaupt der Grammatik ihre Herrschaft zugestehen will), anstatt in jeder Sprache von neuem anzufangen und die bekannten Dinge immer wieder in neuem Gewande auftreten zu lassen. In den Seminarien kann man auch die unnützen Lateinstunden dem geforderten Unterrichte opfern. Für die Volksschulen ließe sich die nötige Zeit am leichtesten in den Fortbildungskursen gewinnen. Im ganzen gilt auch hierfür das Wort: Wo der Wille vorhanden ist, findet sich auch ein Weg. P. S.

Mode-Unwesen.

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an;
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen
Das alles wohl sich zieme, was geschieht."

Also sprach der große Dichter aus seiner reichen Erfahrung heraus, er hatte viel gelernt im Umgang mit Frauen und hat es ihnen — denn er war ein galanter Herr — heimgezahlt in goldenen Spruchversen: und nicht bloß aus Galanterie, sondern aus Dankbarkeit und Überzeugung. Würde er die oben zitierten Verse heute noch schreiben? Ganz gewiß; denn die Frauen sind ja, im ganzen und großen, nicht anders geworden, sie sind das schöne und das — schwache Geschlecht geblieben, als das erste verdienen sie unsere Huldigung, als das zweite unsern Beistand und unsere Nachsicht. Ist es ein Verstoß gegen die im gewöhnlichen Leben sogenannte Galanterie, gegen die Pflichten zarter Rücksicht und gesellschaftlicher Konvenienz, wenn behauptet wird, daß die Nachsicht gar oft nicht bloß der natürlichen, d. h. physischen Schwäche gilt, daß keine Pflicht gebeut, diese Nachsicht zu üben, und daß es den Männern, wenn nicht unmöglich, so doch schwer genug gemacht wird, ihr wirkliches Recht nicht an die Stelle einer vermeintlichen Pflicht treten zu lassen, d. h. gegenüber moralischen Schwächen, die mit der Physis des weiblichen Geschlechtes durchaus nichts zu schaffen haben, stumm und passiv zu verharren? Die Antwort ist einfach: Nicht jede Wahrheit ist an jedem Ort zulässig; es giebt persönliche, d. h. nur an bestimmten Individuen sich vollziehende oder von ihnen vollzogene Wahrheiten, welche ruhig verschwiegen werden dürfen, sogar sollen, teils weil sie uns nicht interessieren, teils weil ihre Mitteilung die gesellschaftliche Konvenienz — die eben auch eine Wahrheit, und zwar höherer Ordnung ist — verletzen würde. Im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick, in einer Gesellschaft von Männern wird man nicht von den Eigenschaften einer neu erfundenen Strumpfwebemaschine und in einem Damenzirkel nicht von den

Vorzügen einer neuen Ordonnanzwaffe, oder gar von den skandalösen Licenzen der Ballettänzerin so und so sprechen. Auch gewisse, allgemeine Naturvorgänge betreffende Wahrheiten, die auf dem Katheder oder im Sezierſaal sehr gut angebracht sind, dürfen nicht verraten und zu jeder Zeit mitgeteilt werden; dieſelbe Scheu hindert uns daran, die uns unſere Blöße bedecken heißt. Wahrheiten der ſittlichen und gesellſchaftlichen Ordnung dagegen braucht keiner ſich scheuen auszuſprechen, beſonders wenn ſie ihm verletzt scheinen. Ob der Verletzende ein Mann oder eine Frau, ob er ein Stand oder ein ganzes Geſchlecht — einerlei. Das fortiter in re bleibt ſich in allen Fällen gleich und läßt kein Markten zu, das suaviter in modo kennt ein mehr und ein weniger; das mehr iſt die einzige Rückſicht, welche das ſchwächere Geſchlecht verlangen kann.

Die Mode mit allem, was drum und dran hängt — und beides, das drum wie das dran iſt bekanntlich über die Maßen reichlich vertreten — hat ſchon manchen Ehemann auf eine harte Geduldsprobe geſtellt und zwar, ohne daß die moraliſche Seite derſelben ihm zu denken gab; die finanzielle Phyſiognomie dieſer Figur war für ihn ernſt genug. Und wenn ein Satiriker ſie zur Zielſcheibe ſeines Spottes machte, ſo that er es, weil ſein äſthetiſches Empfinden ſich beleidigt fühlte, ſeine Pfeile waren gegen die Karikatur des Schönen, gegen das Lächerliche und Geſchmackloſe gerichtet, es galt ridendo dicere verum. Jene Tonnengewölbe von Reifröcken, jene Behemothe von Haartouren, jene Kirchtürme von Kopfputz und was alles „das Genie“ wirklicher oder zu werden befliſſener Königsmaitreſſen geſchaffen hat, boten den Projektilen des Witzes und Spottes Spielflächen genug, es waren die Regungen des geſunden Geſchmacks, die ſich dieſe Erleichterung von dem Alpdrücken der Unnatur gönnten, und wenn der Schnürleib mit mörderiſcher Schraubenkraft die arme Taille zuſammenpreßte und die Verbindung von Ober- und Unterleib auf den Umfang eines Serviettenbandes reduzierte, ſo war dem Unwillen über dieſen Unverſtand, der einem Wahngebild von Schönheitslinie die Wirklichkeit der Geſundheit opferte, doch immer noch ein Gefühl von Mitleid mit dem gemarterten Frauenleib beigemiſcht; ja ſogar, wenn das Gegenteil der Unnatur geſchah, das heißt, wenn die natürlichen Formen allzu frei und zwanglos, ſei es durch eine Scheinhülle hindurch, ſei es ohne jede Hülle den Blicken der Umgebung ſich preisgaben, ſo konnte, was dem ſtrengen Sittenrichter mißfiel, wenigſtens einigermaßen wieder durch das menſchliche Wohlgefallen an der ſchönen Form wieder gemildert werden. Aber was geſchieht jetzt, inmitten einer Gegenwart, die ſich ſo viel weiß mit ihrem Anſtandsgefühl, die ſchon die unmündigen Kinder in das Gitterwerk der Sitte und des Wohlverhaltens hineinzwängt und den Fuß, der kaum noch ordentlich ſchreiten kann, nach den Regeln des Tanzſchrittes dreſſieren will? Die armen Kinder! Wenn eines von ihnen in ſeines Herzens Unſchuld an ſeine Mama die Frage richten würde: „Mama, warum geht bei dir der Rock ſo weit nach hinten hinaus?“ was würde dieſe wohl dem „vorwitzigen“ Frager antworten? Es iſt bezeichnend für die heute graſſierende Mode-Unſitte, daß man ſich, nur um ſie auf einigermaßen ſchickliche Weiſe benennen zu können, zu allerlei Umſchreibungen gezwungen ſieht; die dürre Definition, die Charakteriſtik sans phrase wäre eine Verletzung des Anſtandes! Und das iſt das Werk und die Schuld der Damen, der „Wächterinnen des Anſtandes“, von denen es bei Goethe weiter heißt: „Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht.“ Ja wohl, mit einer „Mauer,“ aber dieſe iſt nicht mehr ein Bau der Schicklichkeit, ſondern ein Ausbund von Unſchicklichkeit, Unnatur und Ungeſchmack, ein Ungetüm von vorſpringendem Bollwerk, welches in ſeinen gewölbten Kaſematten die arme Gefangene, die Natur, begraben hält. Grotesk, barok, verzerrt . . . wir wollen uns alles dies, alle Nuancen bis zum Unſchönen und Häßlichen gefallen laſſen, wir wollen's den Frauen, wenn auch ungern, nachſehen, aber unſchicklich, anſtandswidrig, ſchamverletzend — dieſe Stufenleiter ſie jetzt im Wetteifer erklimmen zu ſehen, das erfüllt mit Unmut und Unwillen und ſchließt jedes Verzeihen aus.

Der Nachahmungstrieb, beſſer die Nachahmungsſucht, mag, obſchon ſie eigentlich unſeren vierhändigen Vorfahren in Afrika beſſer anſteht als unſeren Damen, als verzeihliche Schwäche und ſomit als Entſchuldigungsgrund bis zur weiteſten Grenze toleriert werden — wenn einmal dieſe Grenze überſchritten iſt, muß im Namen der Sittlichkeit Proteſt erhoben werden. Wir

Digitized by Google

haben schon — allerdings nur in Abbildungen — Hottentottinnen gesehen, welche durch eine Verirrung der Natur und ohne ihr eigenes Zuthun mit dergleichen Ausbeugung nach hinten versehen waren, wie sie jetzt von unseren Damen so leidenschaftlich angestrebt und mit künstlichen Mitteln erreicht wird. Jenes hottentottische Naturphänomen galt allgemein für eine Monstrosität, eine wahre Incarnation des Häßlichen — und jetzt erheben die Hüterinnen des Anstandes diese Fratze auf den Thron und stellen sie als ihr Idol in ostentativster Weise den Blicken der Männerwelt zur Schau. — Wir aber wollen unser von Schamröte überhauchtes Angesicht von diesem Popanz abwenden, wobei allerdings ein mancher sich im Geiste mag nachrufen hören: „Fühlst denn du, der du dich als strenger Zionswächter weiblichen Anstandes aufspielst, dich frei von jeder Schuld?“ Und wenn der also Angerufene der Stimme seines Gewissens Gehör giebt, so mag ihm manches wie Vorwurf, sogar wie ein wohlverdienter Vorwurf zu klingen scheinen. Ist er Papa, so mag er sich fragen: Ist's denn recht, daß ich mein kleines Mädchen — alle Vorliebe der Papas für die Töchter als gerecht zugegeben — wie ein gelecktes Püppchen einhergehen und es mit Fleiß die Art und Tracht, die reiferen Jahren zukommt (oder auch nicht zukommt!), antizipieren lasse, daß ich ihre Händchen in Handschuhe ihre Füßchen in Stelzschuhe, ihren Oberkörper in einen Korsetpanzer einzwänge? Macht das nicht eher den Eindruck des zwerghaft Verbildeten als den eines anmutigen Miniaturbildes? — Indessen Papa darf und wird sich trösten, denn was Mama gegen sich selber sündigt, steht riesengroß da neben dieser kleinen Sünde: ihre Tournüre deckt alles andere überschwenglich zu. Es ist eigentlich allzugalant, ja ungerecht von der Sprache, daß sie nur für die Männerwelt die Namen *Stutzer* und *Geck* geschmiedet hat, und daß die Frauen, die doch in mehrerem Maße mit den diesen Worten zukömmlichen Eigenschaften behaftet sind, unbenamst und ungerügt davon kommen. Denn der Ausdruck „kokett“ bezeichnet etwas Anderes. Und nun beklage sich noch einer über die Derbheit oder gar Plumpheit unserer deutschen Sprache! In der *Sache* würde freilich wenig geholfen sein, auch wenn die Sprache etwas bärendeißiger mit den Damen verführe. Hier kann nur Hilfe geschafft werden, wenn einmal die *Vernunft* über den Wust und Wirrwarr von Wahn und Unsinn Meister wird, daß heißt, wie einige behaupten, am Ende der Dinge. Einstweilen aber sollte wenigstens das Männergeschlecht mit gutem Beispiel vorangehen und den Frauen jeden Grund entziehen, ihr Benehmen mit dem Vorgehen der Männer zu bemänteln und zu entschuldigen. Denn — „ol diese Männer“ sind allerdings auch nicht ohne Schuld, und unter ihnen vielleicht am allerwenigsten die, welche berufen wären, in erster Linie berufen wären, den Sinn für das Wohlanständige zu pflanzen, zu pflegen, vorbildlich zu machen. Sind es auch noch keine reiferen, sondern erst werdende Männer, so sind sie doch die Hoffnung, ja der Stolz der Nation und als solche geeignet den Ton anzugeben. Wir meinen die akademischen Jungmannschaften. Wie geben sie jetzt, wenigstens ihrer Mehrzahl nach und auf größeren Hochschulen, den Ton an? Mit Frack, Handschuh und schwarzseidenem Kopfaufsatz, der allerdings noch als schön gelten darf gegenüber den jetzt wieder beliebten Ausladungen weiblicher Gliedelformen. Wir wollen nicht behaupten, daß einer um so eher Student sei oder so zu heißen verdiene, je teutonischer und waldursprünglicher er aussehe, oder daß Mütze, Flaus, Ziegenhainer und Tabaksbeutel samt wallendem Haar zu den notwendigen Requisiten der Studententracht gehören — aber das wagen wir ohne Furcht zu sagen, daß ein studierendes Individuum in besagter Ausrüstung, sollte dieselbe auch von ihrer ursprünglichen Frische ein erkleckliches eingebüßt haben und die Spuren der Vergänglichkeit handgreiflich an sich tragen, unserem Geschmack viel eher zusagt als ein blank herausgeputzter, mit den allerneusten Modetrophäen ausstaffierter Jünger der Wissenschaft. Daß wir's jemals wieder zu einer natürlichen Fußbekleidung bringen werden, ist bei unserer Verwöhnung und unserem Klima nicht zu erwarten, die Füße werden also wohl für immer versteckt bleiben müssen — daß aber dieses Versteckspiel, das wie jedes andere Spiel, seine Zeit und seine Anläße haben sollte, auch bei den armen Händen zum ledernen und ununterbrochenen Ernst ungewandelt wird, das ist doch stark und für den Geschmack unserer Zeit ein fatales Zeugnis. Als ob wir uns unserer Hände zu schämen hätten! Wer Ursache dazu hat, nun ja, der brauche die Hülle,

Digitized by Google

auch den Frauen, die, um ihren weißen Teint zu schonen, lieber Handschuhe als Hand anzutegen geruhen, mag man sie ja gönnen — für Männer aber, deren Los die Arbeit, deren Symbol die „treue" oder „die starke Hand" ist, hat der Handschuh, als alltägliche Zuthat, etwas Entwürdigendes, Weichliches, das sie auf das Niveau des zarten Geschlechtes herabdrückt. Wer über die Wehen unserer guten Sprache nachdenkt, unter welchen sie diesen häßlichen Wechselbalg von Wort: „Handschuh" zur Welt brachte, mag ermessen, ob der Gegenstand selber unserem Wesen im Blute liege. Undeutsch dagegen klingt das Wort „Frack". Nicht gerade darum, aber doch wegen seines edlen Schnittes und geflügelten Wesens verdient er — an den ersten besten Nagel aufgehängt zu werden. J. M.

Litterarische Berichte.

Gedanken über Goethe von Viktor Hehn. Berlin 1887. Verlag von Gebrüder Borntträger. (Ed. Eggers).

Der Verfasser dieses Buches ist als tüchtiger Gelehrter durch sein verbreitetes Werk „Kulturpflanzen und Haustiere", sowie als geschmackvoller Schriftsteller und feiner Beobachter durch seine „Italien-Ansichten und Streiflichter" längst bekannt. Als Goethekenner hat er sich den Lesern des Goethe-Jahrbuchs auch bereits durch einige tüchtige Aufsätze vorgestellt. Hier legt er nun weitere Goethestudien vor, geistreiche Plaudereien in einer angenehm stilistischen Form, die jeden Freund eines guten, reinen und schönen Deutsch aufs wohlthuendste berührt. Und auch der Inhalt erhebt sich über die breite Flut der heutigen Goethe-Litteratur sehr entschieden. — In den sechs Aufsätzen dieses Bandes trägt der Verf. seine Gedanken über das Verhältnis Goethes zu dem Süden und Norden Deutschlands vor (Südwest und Nordost betitelt), dann über Goethe und das Publikum. In diesem eigentlichen Hauptstück (S. 49—185) entwickelt Herr H. mit großer Belesenheit die Stellung des großen Dichters im Urteil der Genossen seines langen Lebens von Klopstock und Lessing an bis zum jungen Deutschland, und knüpft daran die kritische Betrachtung der Stellung Goethes in der Gegenwart. Es folgen zwei Aufsätze „Naturformen des Menschenlebens; Stände", die wir als behagliche kulturhistorische Betrachtungen bezeichnen können, welche sich auf Goethe stützen. In dem fünften Stück „Naturphantasie" sind eine Reihe Stellen aus Goethes Gedichten an lose Fäden gereiht, die des Dichters Empfindungen über den Himmel und die Gestirne, über Erde, Berge, Nebel, Wasser und die Jahreszeiten aussprechen. Ein kleines Stück über Goethes Gleichnisse schließt den Band; dasselbe ist von andern schon eingehender behandelt worden. — Hehn ist ein Goetheenthusiast. In Goethe ist die vollendetste Blüte des Deutschen und darüber hinaus des modernen Menschen aufgegangen, der daher auch in allen Stunden seines Lebens recht gedacht und recht gehandelt hat. Von diesem Standpunkt aus beurteilt H. in den beiden ersten Aufsätzen des Buches, welche die interessantesten sind, alles. Die historische Kritik kommt dabei zu kurz; es kann nicht an Widersprüchen fehlen und an Auffassungen, welche nicht allen als richtig erscheinen können. Einseitiges läuft vieles unter, damit viel Parteilichkeit. Hier und da verrät sich auch, daß der Verf. nicht im vollen Strom des deutschen Lebens herangewachsen ist und daß er manches sich aus der Studierstube konstruiert. Starker Humanismus, ein pessimistischer Zug dabei, nordostdeutsches Kombinieren bei sehnsüchtiger Bewunderung süddeutscher Phantasie und naturalistischer Bildungskraft treten fühlbar heraus. Aber das Ganze zieht an, man hört den geistvollen Mann gern plaudern und freut sich, daß er vieles ausspricht, was man selbst längst gedacht hat. Wir hoffen, daß das Buch in vielen deutschen Häusern willkommen geheißen werde. Q.

Schulstreit und Schulreform. Dramatische Szenen, frei nach Aristophanes. Von Orbilius Empiricus. Wiesbaden 1887. Verlag von C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby).

Selten wohl ist in Beziehung auf das höhere Schulwesen, in den Fragen über seine Licht- und Schattenseiten, über die Notwendigkeit einer Umgestaltung und über die Art und Weise derselben der Kampf der hierbei sich gegenüberstehenden Ansichten ein so lebhafter gewesen wie in der Jetztzeit, wo in den Kreisen der Lehrerkollegien und des gebildeten Publikums, in fachwissenschaftlichen und anderen Blättern dieses Thema auf das genauste erörtert wird. Daß die vielen Fragen selbst und ihre eingehende Behandlung wichtig und notwendig sind, kann niemand leugnen; daß

diese Debatten besonders in der heutigen Zeit so lebendig geworden sind, erklärt sich sehr natürlich aus dem großen Umschwung, den das gesamte moderne Kulturleben erfahren hat. Ebenso natürlich ist es auch, daß in diesem Kampfe der Geister wie überall, wo Menschenkräfte wirken, viel Irrtum zu Tage tritt, ja auch, daß hier und da die wunderbarsten (um kein härteres Wort anzuwenden) Ansichten und Hoffnungen laut werden. Diese zu geißeln ist dem dafür notwendigerweise interessierten Schulmanne ebenso erlaubt wie dem Laien, welcher die Bedeutung dieser schulreformatorischen Fragen nicht verkennt; aber an eine satirische Kritik muß man die Ansprüche stellen, daß sie 1. mit Sachkenntnis, 2. mit dem ernsten Willen, zu bessern und zu belehren, nicht bloß zu spotten, geschrieben ist, 3. daß sie in Inhalt und Form der humoristischen Darstellung die Kernpunkte erfaßt und das richtige Maß hält. Den ersten beiden Ansprüchen genügt der pseudonyme Verfasser ohne Zweifel; die Objekte des schwebenden Streites sind ihm ebenso bekannt wie die in demselben gefallenen Schlagwörter; das Streben, durch Hinweisung auf die Falschheit und Lächerlichkeit unwichtiger Streitpunkte überspannter Ideen, verkehrter Ziele u. s. w. sichtend und klärend zu wirken, dürfen wir ebenfalls nicht verkennen; daß dagegen in Inhalt und Form sein kritisierender Humor den richtigen Ausdruck gefunden habe, möchten wir doch bestreiten. Daß er den Aeschylus das humanistische Gymnasium vertreten läßt, finden wir ganz berechtigt; doch aus welchen Gründen er den Euripides als den Repräsentanten des Realschulwesens hinstellt, will uns nicht recht klar werden. Durchaus unberechtigt aber ist die Art, wie er diese beiden mit einander streiten läßt; wir glauben bei aufmerksamer Beteiligung an diesen Tagesfragen noch nirgends bemerkt zu haben, daß der Kampf, bei aller Heftigkeit, in Gehässigkeit und in ungebildetes Schimpfen ausgeartet ist, und wenn diese letztere Darstellungsart mit der Anlehnung an Aristophanes entschuldigt werden sollte, so meinen wir, daß diese Anlehnung dann eben eine ganz verfehlte und unberechtigte ist. Die Hauptsache des Ganzen, das Abwägen der entgegengehaltenen Ansichten, ist witzlos, und der Verfasser hat kein Recht, den, wenn auch von Irrtümern und Verkehrtheiten nicht frei gebliebenen, Streit um wichtige ideale Fragen direkt als eine Narrheit oder mindestens als eine geist- und zwecklose Komödie hinzustellen. — Viel mehr Witz und Humor zeigt der zweite Teil, welcher die „Erziehungsschule" verspottet; denn Strepsiades und Pheidippides sind zwei vortrefflich gezeichnete Figuren, die uns interessieren und ergötzen, vor allem zeigen die Selbstgespräche, Fragen und Antworten des ersteren ein entschiedenes Talent des Verfassers für geistvollen Humor, der in der pädagogischen Behandlung des Liedes vom schwarzen Walfisch (nicht Wallfisch) zu Askalon seinen köstlichen Höhepunkt erreicht. Warum hat aber der Verfasser diesen dankbaren und glücklich begonnen Gegenstand nicht weiter ausgeführt? Es müßte ja höchst ergötzlich und belehrend sein (das letztere ist doch die Absicht der kleinen Dichtung), zu zeigen, was diese Musterwelt nun mit ihrem Zögling macht und erreicht, und diese weitere Darstellung würde dem unleugbaren Talente des Verfassers entschieden gelungen sein. Auffallend ist es übrigens, daß er als Leiter dieser Schule den Sokrates auftreten läßt, der diesen Spott wohl nicht verdient und dessen derartige Verwendung wir ebenso wenig mit der Anlehnung an Aristophanes entschuldigen können. Ueber den metrischen und poetischen Wert der Verse haben wir kein besonders hohes Urteil gewinnen können; möge der Leser, dem wir das Buch seines originellen Inhalts wegen doch empfehlen wollen, sich selbst durch aufmerksame Lektüre eine eigene Ansicht bilden! C. S.

L'Inde Anglaise. Son Etat Actuel - Son Avenir par J. Barthélémy-Saint Hilaire. Paris. Perrin et Cie.

Dieses Werk des hervorragenden französischen Schriftstellers und Politikers wird die allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Es ist im wesentlichen eine Zusammenstellung von Artikeln, die der Verfasser von Zeit zu Zeit in dem „Journal des Savants" veröffentlicht hatte, die nun, mit einer längeren Einleitung versehen, dem größeren Publikum übergeben werden. Die Einleitung ist hauptsächlich einer Betrachtung der russischen Machtstellung gewidmet, sie faßt dieselbe als in der Zukunft nicht allein Indien, sondern auch Europa gegenüber als gefahrdrohend auf. Der Verfasser schreibt darüber (Seite 80): „il occupe, par le Caucase, une position qui menace tout à la fois l'ouest et l'est, également dominés par cette forteresse inaccessible; il marche à la conquête de Constantinople et de la Turquie. Quand cet héritage, dont il a déjà ravi bien des lambeaux, lui sera échu tout entier, c'en sera fait, nous le croyons bien, de l'indépendance de l'Occident, qui n'aura pas su se défendre contre la barbarie." Das eigentliche Werk behandelt eingehend das System der englischen Verwaltung, das Land selbst, die indischen Sitten und Gebräuche und hält Englands Herrschaft für Indien segensreich. Zum Schlusse bringt der Autor eine imposante Liste der öffentlichen Arbeiten, welche Indien englischer Initiative verdankt, sowie auch einen Hinweis auf die vielen hochherzigen englischen Administratoren, die für Indien in Englands Diensten geabeitet haben. Von solchen sagt der Verfasser: „Quoiqu'il advienne de ces nobles espérances, il est juste de signaler, dès à présent à l'estime du monde les hommes de coeur dont les noms ont été cités ici. Cet hommage leur est dû d'autant

Digitized by Google

mieux, que, dans leur propre pays, soit modestie, soit indifférence, on n'a pas montré beaucoup d'empressement à le leur rendre. On dirait que l'Angleterre est habituée à ces dévonements invincibles et à ces triomphes de l'amour du bien." S. W.

Griechische Reisen und Studien. Von Hans Müller. Zwei Teile in einem Bande. Leipzig 1887. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die Absicht des Verfassers, das heutige Land und Volk der Griechen zum Gegenstande der Darstellung zu machen, ist ja eine ganz löbliche, die Ausführung derselben aber ist ihm wenig gelungen. Trotz seines guten Willens, als Philhellene sein liebes Griechenland recht eingehend zu studieren und zu beschauen und davon seinen deutschen Landsleuten recht viel Neues zu erzählen, begnügt er sich z. B. uns die Aussicht vom Hymettos als eine „weit umfassende" zu bezeichnen, woraus man sich ein Bild konstruieren soll. Daß er auf das Verhältnis, in dem unsere Landsleute zu den Athenern stehen, nur „oberflächlich" geachtet hat, ist sehr bedauerlich, ebenso, daß er mit der Besichtigung der antiken Ueberreste von Eleusis, weil er als kein Kunstfreund „ein tieferes Verständnis und Interesse dafür nicht mitbringt", bald fertig ist und aus demselben Grunde auch von Olympia nach einlägigem Verweilen nicht viel berichtet. Sparta hat er nicht besuchen können, weil er sich von Nauplia ein Schiffsbillet nach Katakolon an der Westküste des Peloponnes löste, ohne sich vorher nach den Wegverhältnissen von Nauplia nach Sparta erkundigt zu haben. Auch spricht es wenig zu Gunsten der Objektivität des Verfassers, daß er sich in Paträ langweilt, weil er hier einmal auf seine eigene Person angewiesen ist. Orchomenos hätte er bequem besuchen können, aber noch eine zweite Nacht sich von Wanzen beißen zu lassen, ist ihm Grund genug, daß er aus Angst davor Orchomenos aufgiebt und damit auch die Gelegenheit, dort Dr. Schliemann bei seinen Ausgrabungen persönlich kennen zu lernen. Hübsch können wir es auch nicht finden, daß er bei der Bemerkung, „der ärmste griechische Landmann schicke seinen Sohn in die Schule in der Hoffnung, daß er einst Minister werde", ausruft: „Wenn das ein deutscher Landmann offen dächte!" Wir möchten wissen, wer ihm das verbieten oder verübeln sollte! Was H. Müller über die Bedeutung des Neugriechischen für das höhere Schulwesen und die Reform desselben in Deutschland sagt, widerspricht der jetzt herrschenden Richtung. Eine Verstärkung des griechischen Unterrichts auf Unkosten des Lateinischen wird er schwerlich erleben. — Ist aus dem ersten Teile des Müllerschen Werkes als wirklich ansprechend nur die Schilderung seiner Reise durch einen Teil des nördlichen Euböa hervorzuheben, so bietet der zweite Teil eine ganz interessante Sammlung von Proben aus der modernen griechischen Litteratur im Originaltext mit wohlgelungener, zweckentsprechender Übersetzung, die sicher mit Beifall werden aufgenommen werden. Sollte der Verfasser wieder einmal reisen und seine Reisen herausgeben, so möchten wir ihm raten, nicht allzuviel ganz nebensächliche Dinge, die nur ihn selbst, aber andere nicht interessieren können, unerwähnt zu lassen, und, was den Text betrifft, sich einer einheitlichen Orthographie zu befleißigen. L.

Ergänzungsband zu Prof. Dr. Herzogs Abriß der gesamten Kirchengeschichte in drei Bänden. Abriß der Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, bearbeitet von Lic. theol. G. Koffmane, Pastor in Kunitz. Erlangen 1887. Verlag von Eduard Besold.

Wie religiöses Leben und ein lebhaftes Interesse für kirchliche Fragen und Bestrebungen in der neueren Zeit, außer anderen Gründen vielleicht auch durch den bedrohlich gewordenen antikirchlichen Sinn vieler Kreise hervorgerufen, jedem aufmerksamen Beobachter auffallen müssen, so ist es ebenfalls unleugbar, daß eine Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts bei Fachmännern und Laien, überhaupt in weiten Kreisen auf eingehende Beachtung rechnen darf. Ist doch unser Jahrhundert so reich an Neuerungen, Kämpfen, Irrtümern und Fortschritten auf religiösem Gebiete; sehen wir doch fast täglich neue Erscheinungen in den verschiedensten Zweigen kirchlichen Lebens, im großen Gange konfessioneller Entwickelung wie im kleinen Kreise des Gemeindelebens hervortreten! Geradezu dankenswert ist daher ein Werk zu nennen, welches uns in klarer und einfacher, auch für den gebildeten Laien verständlicher Darstellung einen genauen Ueberblick über die Kirchengeschichte unseres Jahrhunderts bietet und uns so in den Stand setzt, die neuesten Momente aus früheren oder — ihren Gegensatz zu erklären. Daß das als Fortsetzung zu Herzogs Kirchengeschichte erschienene Werk Koffmanes diesen Ansprüchen entschieden genügt, wird eine aufmerksame Lektüre in fast allen Kapiteln anerkennen müssen. Auf großer Belesenheit und genauesten Aufzeichnungen fußend, dabei ohne jede die historische Erkenntnis trübende theologische Abschweifung; in knapper Form, die uns freilich in einigen Kapiteln, z. B. in dem Abschnitt: „Katholische Frömmigkeit und Wissenschaft", in dem über den Altkatholizismus, wo die Gründe für die schwache Ausbreitung dieser Richtung nicht erschöpfend angegeben sind, im „Vatikanskonzil" u. a. etwas zu knapp erscheint; in maßvoller, streng sachlicher Sprache (eine wie uns scheint, bemerkbare Ausnahme in den Abschnitten über die Hierarchie und die Geschichte der Päpste ist wohl durch den Inhalt zu entschuldigen), in dieser Weise giebt uns das Werk eine vortreffliche Belehrung über die kirchlichen Ereignisse und Zustände unseres Jahrhunderts. Als be-

sonders gelungen nach Inhalt und Form sind die Kapitel: „Kulturkampf", „Rom und die romanischen Staaten" und „die neueren Sekten" hervorzuheben, während (um ein eingehendes Urteil abzugeben), die Abschnitte: „Das konfessionelle Luthertum" und „die Entwickelung der unierten Kirchen" uns zum Teil mehr in eine Professoren- als in eine Kirchengeschichte zu gehören scheinen; denn wenn auch die wissenschaftliche Bedeutung der darin besprochenen Theologen unleugbar ist, so sind doch wohl die meisten derselben nicht gerade für die Entwickelung der Kirchengeschichte epochemachend gewesen. Diese Einwürfe jedoch sind den so vielfach hervortretenden Vorzügen des Buches gegenüber keineswegs schwerwiegend; wir betonen noch einmal als besonderen Lobes würdig die Klarheit und Einfachheit der Darstellung und sind überzeugt, daß Leser und Studierende, denen wir das Werk dringend empfehlen, die ihm gezollte Anerkennung durchaus begründet finden und dem hier ausgesprochenen Urteile beistimmen werden. C. S.

Gebhard Leberecht von Blücher. Von Dr. Karl Blasendorff. Berlin 1887. Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung.

Unter den mehrfachen Versuchen, das Leben Blüchers zusammengefaßt dem deutschen Volke vorzuführen, nimmt der vorliegende einen eigenartigen und, wie hinzuzusetzen ist, ehrenvollen Platz ein. Es liegt ja in der Natur der Dinge, daß das Leben einer geschichtlichen Größe, die einen vielfältigen und weit verzweigten Einfluß auf eine so große weltgeschichtliche Epoche ausgeübt hat, wie die Befreiungskriege waren, die Darstellung dieser Weltereignisse voraussetzt. So hat sich das „Leben Steins" von Pertz zu einer detaillierten Geschichte jener denkwürdigen Zeit ausgeweitet, und so scheint es mit dem Leben Scharnhorsts, Gneisenaus, u. a. ebenfalls werden zu wollen. Erst wenn einmal alle Forschung beendigt und die Thatsachen an sich zu einer unerschütterten allgemeinen Bekanntschaft gelangt sein werden, wird die eigentliche biographische Kunst versuchen dürfen, Porträts zu malen, zusammengefaßte und allseitig gleich beleuchtete Lebensbilder vorzuführen. Auch das vorliegende liebenswürdige Buch leidet noch unter der Nötigung die Grundlagen festzustellen, ja es ist sogar aus einem solchen Motiv überhaupt hervorgegangen. Der Schatz von Blücher-Briefen, der sich im Besitz der Familie von Bonin befand, gab den Anstoß, und wie sehr sich nachher auch das Gebiet erweiterte, auf welchem der Verfasser seine Materialien suchte, so ist er doch im wesentlichen derjenigen Richtung nachgegangen, auf die der erste Anlaß hingewiesen hat. In jenen Briefen trat naturgemäß das eigentlich militärische Element vor den Eigenschaften des Generals als Mensch, als Patriot, als Freund, als Verwandter, als Bürger im politischen Sinne zurück. Und so hat der Erzähler auch seine weiteren Forschungen auf diese Seite gerichtet, die um so anziehender wirkt, als sie die eigentlich stärkere ist, als sie der Ausgangspunkt seiner weltgeschichtlichen Rolle ist. Die Militärwissenschaft hat an Blücher so viel auszusetzen und zu rügen, daß an ihm nichts weiter übrig bleiben würde als sein überwallender, rücksichtslos vorwärts dringender Geist und sein Glück. Die Militärwissenschaft erläutert aber nicht, wie dieser herrliche Mann die Gemüter zu fesseln und zu beherrschen wußte, wie er sich todesmutige Gehilfen und Untergebene zu schaffen wußte, die alle seine sogenannten Irrtümer mitmachten und das Leben dafür hinzugeben bereit waren, wie dieser unorthographisch schreibende Mann den Weisesten und Klügsten, den Berühmtesten und Mächtigsten der Zeit zu imponieren wußte, und wie er namentlich auch in der schlichten, aber feinfühligen Seele seines Königs einen so gesicherten Platz zu finden vermochte. Das ging aus seinem persönlichen Charakter hervor. Wie dieser sich bildete, wie dieser sich in mannigfachen Lebenslagen äußerte, wie in ihm die großen Dinge, in welche er gestellt war, reflektierten — das erzählt das vorliegende ungemein anmutige Buch. C.

Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert von Dr. Heinrich Koerting. Oppeln und Leipzig, Eugen Francks Buchhandlung (Georg Maske) Bd. I, 1885. Bd. II, 1887.

Das vorliegende Werk stellt sich die Aufgabe, die Entwickelung des französischen Romans im 17. Jahrhundert zu geben, und da dieselbe auch von großem Einfluß auf den deutschen Roman war, der im 17. Jahrhundert stark durch den französischen bestimmt worden ist, so ist das Buch von Interesse auch für unsere Litteratur. Freilich gewähren alle Romane jener Zeit nur noch eine geschichtliche Ausbeute. Für den Forscher selbst ist die Beschäftigung mit derselben ein hartes Stück, und daher erklärt sich die geringe Bearbeitung des breiten Feldes. Nur die Einzelforschung, die tiefer in die Quellen und in die sich verschlingenden Motive zu dringen sucht, giebt eine gewisse Befriedigung. — Der Herr Verf. geht von den Anregungen aus, durch welche der französische Roman des 17. Jahrh. entstanden ist. Es sind der Amadis, der griechische Liebesroman, der spanische picarische Roman, und die Schäferpoesie Italiens und Spaniens. So bilden sich, seitdem d'Urfé im Jahre 1610 mit seiner Astrée den ersten französischen modernen Roman gegeben, ziemlich rasch die verschiedenen Richtungen der Gattung heraus. 1621 erscheint bereits der politische Roman Argenis von Barclay und die heroisch-galante Caritée von Gomberville, und 1622 der erste realistische Roman der Franzosen, Sorels Francion. — In dem ersten Bande seines Werkes führt Herr K. die Ideal-Romane, im zweiten die realistischen dem Leser vor. Er begründet bei jedem Hauptvertreter

Digitized by Google

seine Erscheinung durch die biographische Grundlage, erzählt den Inhalt der Romane und giebt dann ästhetische und litterarhistorische Würdigung. Da die Realromane an sich weit interessanter und in gewissem Maße für uns genießbarer sind als die Idealromane, so ist der zweite Band des Körting'schen Werkes auch ansprechender als der erste. An Mühe und Fleiß hat es der Herr Verf. in beiden nicht fehlen lassen. Q.

Aus Frankreich. Bilder und Skizzen von F. C. Peterssen. Berlin 1887. J. Zenkers Verlag. Wilhelmstraße 12.

Frankreich, wie es ist, den Deutschen in lichtvollen, dem Leben unmittelbar entnommenen Bildern darzustellen, hat der Verfasser in vorliegendem Werke versucht. Während seines langjährigen Aufenthalts in Frankreich hat er Gelegenheit gehabt, die Franzosen, Pariser wie Provinzialen, aufs eingehendste zu studieren. Die Frucht dieser Studien verdient unsere Beachtung, zumal dieselben durchaus objektiv gehalten sind und sich streng an die Wahrheit halten. Variatio delectat ist ein Satz, den der schaffende Künstler stets zu berücksichtigen hat; ein solcher Künstler muß aber auch der Schriftsteller sein, wenn er durch „Bilder und Skizzen" das Publikum anziehen, unterhalten und fesseln soll; und das hat Peterssen verstanden. Er weiß Licht und Schatten in seinen „Federzeichnungen aus der Provinz" und in „Ernstes und Heiteres aus Paris" sehr geschickt zu verteilen, so daß er uns niemals langweilt, sondern immer von neuem zum Durchblättern seines Skizzenbuches anregt. Der erste Artikel, „Die Deutschen in Frankreich", vor sechzehn Jahren schon geschrieben, ist heute ebenso zutreffend wie damals und giebt beredtes Zeugnis von des Verfassers Unparteilichkeit. Wir wollen mit dem Verfasser hoffen, daß sein Buch im deutschen Lande zahlreiche Freunde finden möge, und würden wir mit Freuden eine Fortsetzung des sehr empfehlenswerten Werkes begrüßen. L.

Kritik moderner Rechtsphilosophie von L. Kühnast, Königlicher Landrichter. Berlin 1887. Verlag von Hermann Bahr.

Es dürften wenige praktische Juristen in Preußen leben, welche auf die Frage, worin Stahl oder Schelling das Wesen des Rechts gefunden, sofort eine klare Antwort zu geben wüßten. Man würde indessen den preußischen Justizbeamten zu nahe treten, wenn man diesen Mangel an Vertrautheit mit den modernen Theorien über die Grundlagen der Rechtswissenschaft in der Hauptsache auf Interesselosigkeit zurückführen wollte. Dem Praktiker gebricht es vielfach an Zeit, die dickleibigen Bände, in denen die Heroen der Philosophie ihre Ideen niedergelegt haben, durchzuarbeiten, und kurze zusammenfassende Darstellungen des betreffenden Rechtsgebiets fehlen fast gänzlich. Allerdings würde selbst bei knappster Behandlung ein Werk, welches die gesamte Rechtsphilosophie zum Gegenstand hat, wenn einigermaßen Vollständigkeit erreicht werden soll, bei weitem die Seitenzahl der obenbezeichneten Kühnast'schen Schrift überschreiten müssen. Beschränkt sich doch der Verfasser in letzterer lediglich auf die modernen rechtsphilosophischen Lehren, von denen er dem Titel gemäß nicht eine umfassende Darstellung, sondern eine Kritik liefert. Man kann ihm nachrühmen, daß er dabei, von einem dem Stahl'schen naheliegenden Standpunkte ausgehend, mit vielem Scharfsinn verfährt. Von bleibendem wissenschaftlichen Werte dürfte die Entwickelung des Begriffs „Kapital" sein, die den sechsten Abschnitt bildet. Hier, bei der nachfolgenden Besprechung der Marx'schen Theorie, und schon teilweise bei der voraufgegangenen Kritisierung der Ihering'schen Lehre vom Zweck im Recht, zeigt das Werkchen, das im allgemeinen den Eindruck des Skizzenhaften macht, breitere Ausführung. Dafür, daß Kühnast am Schlusse einen Brief Savigny's publiziert, wollen wir ihm, wenn in dem Briefe auch von Rechtsphilosophie nicht die Rede ist, doch um der Persönlichkeit des Briefschreibers willen, deren Eigenart in den mitgeteilten Zeilen zu unverkennbarem Ausdruck gekommen ist, unseren besten Dank sagen. A. Cl.

Lazarus von Bethanien. Christliches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Robert Hugo Hertzsch. 8. Leipzig. Verlag von Gustav Fock.

Es kommt zuweilen vor, daß über ein in die Oeffentlichkeit getretenes Werk die Kritik entweder aus staunender Bewunderung über die Größe oder aus Mitleid mit der absoluten Wertlosigkeit derselben völlig schweigt. Ein solches Schweigen aber würde bei dem vorliegenden Buche ein schweres Unrecht und selbst dem mildesten Kritiker eine Unmöglichkeit sein. Es ist geradezu unglaublich, was alles verfaßt und gedruckt wird, aber alles Unerhörte wird bei weitem überboten durch dieses sogenannte „christliche Trauerspiel", zu dessen Veröffentlichung ein seltener Mut notwendig gewesen ist. Zunächst drängt sich dem Leser die Frage auf, ob der Verfasser (wir hätten beinahe gesagt: der Dichter und hätten dann um Entschuldigung für dieses Wort bitten müssen) eine Blasphemie beabsichtigte, was allein zur Verurteilung des Werkes genügen würde. Wir meinen jedoch, eine Blasphemie ist nicht beabsichtigt, was daraus hervorzugehen scheint, daß wenigstens in den Worten Jesu die sonst mit überströmender Fülle angewendeten Widerwärtigkeiten (man entschuldige das milde Wort!) weggeblieben sind. Aber es ist ohne Absicht eine entsetzliche Schmähung geworden, man vergleiche nur die Kreuzigungsszene und andere Abscheulichkeiten in Inhalt und Ausdruck, und wenn wir nicht fürchteten, damit vielleicht gerade eine gewisse

Digitized by Google

Aufmerksamkeit zu erregen, so würden wir mit allem Eifer vor der Lektüre dieses Geistesproduktes warnen, und zwar nicht bloß vom religiösen, sondern vom allgemeinen künstlerischen Standpunkte aus. Wenn der Verfasser (was wir übrigens in seinem Interesse nicht annehmen wollen) wirklich an eine Aufführung seines „Trauerspiels" gedacht hat, so hätte er hinzufügen sollen, was für ein Publikum er sich dabei vorstellte; denn selbst das eines podolischen Bauernwirtshauses würde zweifelsohne den gebührenden Unwillen zu erkennen geben. Dem auch in keinem Punkte der leisesten Anerkennung würdigen Inhalt, über den weiter zu reden fast ein Unrecht wäre, stehen Ausdruck und Versbau ebenbürtig zur Seite. Soll man lachen oder zürnen, wenn der jüdische Arzt mit Herr Doktor, der Hohepriester mit Euer Eminenz, Pilatus mit Euer Exzellenz angeredet wird? Und was den Versbau betrifft, so können selbst bei ausgedehntester Anwendung der schwebenden Betonung solche Mißbräuche nicht entschuldigt werden wie: Messias als Creticus (–⏑–), Malche (Vocativ von Malchus), Judas, Wage u. a. als Jambus (⏑–), wie überhaupt der Versbau ganz holperig und ungelenk ist, sodaß man sich fast freut, wenn diese Art Poesie zuweilen durch Prosa unterbrochen wird. Wollte der Verfasser ferner etwa einen Anlauf zur Nachahmung Schillers machen, wenn er am Schluß eines Abschnitts in fünffüßigen ungereimten Jamben die beiden letzten einmal reimt? Das wäre ganz gut, wenn er nur vorher auf „Weibchen" nicht „Herzeleidchen" und nachher auf „Lamme" nicht „bang" gereimt hätte. Die sonst sehr ergiebige Kritik über andere Punkte, wie z. B. über den Wahnsinn des Lazarus und der Maria, die Ermordung des Judas und des jüdischen Obersten durch Lazarus und über andere der eigenen Phantasie entsprossene Sachen lassen wir nur deshalb weg, weil diese uns immer zu neuen Punkten führen würden, über welche wir unsere Entrüstung aussprechen müßten. Als einziges Lob, um gerecht zu sein, können wir nur die Bekanntschaft des Verfassers mit dem Inhalt der biblischen Erzählung erwähnen. C S.

Geschichte Karls V. Von Hermann Baumgarten. II. Bd. 1. Hälfte. Stuttgart 1886. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Es sind nur 4 Jahre, die in dieser ersten Hälfte des zweiten Bandes behandelt werden, aber man fühlt überall, daß es eine Epoche großer weltgeschichtlicher Entscheidung ist, über welche der Geschichtschreiber referiert. Dem schon früher aufgestellten Grundsatz, daß die Wurzeln der Macht Karls V. in Spanien zu suchen sind, und daß er von den Bewegungen und Wandlungen dieser seiner Heimat auch in seinem weithin reichenden europäischen Wirken beeinflußt wird, bleibt auch in der Fortführung des Werkes wie billig maßgebend. Die Kapitel „Spanien" und „Indien," wie sie durch Knappheit und Farbenglanz der Darstellung schon als die vortrefflichsten in diesem Teile angesehen werden mögen, sind doch auch als die eigentümlichsten zu betrachten, als diejenigen, durch welche sich der Verfasser ganz vornehmlich von allen seinen Vorgängern unterscheidet, insofern er bisher ganz unbeachtet gebliebene Motive in die Lebensgeschichte des Kaisers einführt. Wenn auch ferner die Darlegung der diplomatischen Intrigen der Epoche und die unendlich langweilige Kriegsführung, die nur ein oder zwei Mal sich zu entscheidenden Schlachten (bei Pavia) konzentriert, mit dem hingebungsvollsten Fleiße durchgeführt und durch lichte Klarheit ausgezeichnet ist, so ruht doch für uns wenigstens das Hauptinteresse in der Schilderung der deutschen Verhältnisse, in welchen sich die Fermente der neuen Zeit ausbildeten. Die Luther'sche Angelegenheit, weder vom Kaiser noch von seinem Biographen unterschätzt, tritt in der universalgeschichtlichen Oekonomie, die des Verfassers Aufgabe erfordert, einigermaßen in den Hintergrund vor der Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand, sowie zwischen diesen und dem Reichsregiment. In dieser Beziehung sowie in Rücksicht der Anfänge des Papstes Clemens VII. empfängt der Leser am meisten neue und erläuternde Aufschlüsse. Der Größe des Gegenstandes entspricht die Vornehmheit der Sprache und die klare Ordnung der Einzelheiten, so daß dieses Buch, hoffentlich zu Ende geführt, zu den hervorragendsten Leistungen der deutschen Geschichtsschreibung zu zählen sein wird. C.

Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. L. Büchner. Berlin 1887. Verlag des Allgemeinen Vereins für Literatur.

Die Schriften von L. Büchner sind für das naturwissenschaftlich gebildete Publikum stets von besonderem Interesse. Der Verfasser versteht es neue naturwissenschaftliche Thatsachen und Theorien in allgemein verständlicher und anregender Form zu schildern, er wird niemals, was der Fehler vieler Gelehrten und Schriftsteller ist, zu weitschweifig oder ermüdend, wenn er auch die schwierigsten, wissenschaftlichen Stoffe behandelt. Auch das vorliegende Buch, welches die Anfänge der Menschheit, die Erfindung des Feuers, die neue Schöpfungstheorie u. a. schildert, wird vielen Lesern eine anregende Lektüre bieten. Ein Kapitel in diesem Buche „über den Tertiär-Mensch" ist dem Revue-Publikum schon durch frühere Veröffentlichung dieser Abhandlung in unserer Zeitschrift bekannt; die übrigen Abschnitte sind nicht minder interessant und lehrreich, wenn sie auch teilweise vielleicht schon durch frühere Publikationen bekannt sind. R.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bruhnsen, Otto, Cerevis und Bürgerkappe. Erzählgn. 8. (Ackermann & Wulff, Hamburg).

Correspondance de Marie Louise 1799 — 1847. Lettres intimes et inédites à la comtesse de Collorcdo et à Mlle. de Poutet, depuis 1810 comtesse de Crenneville. 8. (Charles Gerold Fils, Vienne.)

Engel, Eduard, Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 2. Aufl. Lief. 1. gr. 8. (B. Elischer, Leipzig.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschn. I. Abt. Lief. 52. enthält: Handbuch der Botanik. Lief. 20. — Lief. 53: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie u. Ethnologie. Lief. 21. — II. Abt. Lief. 44. 45. Handwörterbuch der Chemie. Lief. 24. 25. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Fastenrath, Joh., Die XII Alfonsos von Castillen. Historischer Romanzen-Cyclus. 8. (Eduard Heinrich Mayer, Leipzig.)

Fritsche, Paul, Mein Herzenstestament. Lieder-Cyklus. 8. (Verlags-Magazin, Zürich.)

Gnad, Dr. Ernst, Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. Neue Folge. 8. (F. H. Schimpff, Trieft.)

Greif, Martin, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8. (J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart.)

Handwörterbuch der Chemie, herausgegeben von Prof. Dr. Ladenburg. Lex. 8. Bd. V. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Heger, Dr. Richard, Einführung in die Geometrie der Kegelschnitte. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Herrig, Hans, Columbus. Ein Drama in fünf Aufzügen. 8. (Friedrich Luckhardt, Berlin.)

Hertz, Eduard, Voltaire und die französische Strafrechtspflege im 18. Jahrh. gr. 8. (Ferdinand Enke, Stuttgart.)

Hübners, Otto, Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. v. Juraschek. 8. (Wilhelm Rommel, Frankfurt a. M.)

Kaden, Woldemar, Sonnenbrut. 8. (E. Piersons Verlag, Dresden).

Lazarus, Prof. Dr. M., Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judentum. 8. (C. F. Wintersche Verlagshandlung. Leipzig.)

Lehmann, Dr. Otto, Das Problem der Willensfreiheit. Beilage zum Osterprogramm des Königlichen Progymnasiums u. Realprogymnasiums zu Duderstadt 1887. 4. (Druck von Fr. Wagner, Duderstadt.)

Litteraturdenkmale, Deutsche, des 18. u. 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 26. Johann Elias Schlegels ästhetische und dramaturgische Schriften. 8. (Gebr. Henniger, Heilbronn.)

Mund von Pochhammer, Dr. E. D., Bildnisse der Deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis Kaiser Wilhelm I. Lex. 8. (Friedrich Andreas Perthes, Gotha.)

Neubourg, Hermann, Die Oertlichkeit der Varusschlacht. Mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstentum Lippe gefundenen römischen Münzen. 8. (Verlag d. Meyerschen Hofbuchhandlung, Detmold.)

Nordau, Max, Ausgewählte Pariser Briefe. 2. Auflage. 8. (Ed. Wartig's Verlag [Ernst Hoppe] Leipzig.)

Reimann, Dr. Max, Gesundheitslehre auf naturwissenschaftlicher Grundlage. 8. (Lipsius & Tischer, Kiel.)

Saller, Ludwig, Die Bau- und Kunst-Denkmäler weiland Sr. Majestät König Ludwig II. von Bayern. 8. (Caesar Fritsch, München.)

Schumanns, Robert, Leben. Aus seinen Briefen geschildert von Hermann Erler. 8. (Ries und Erler, Berlin.)

Rethwisch, Dr. Ernst, Die Bewegung im Weltraum. 8. (F. Schneider & Co., Berlin.)

Thudichum, Friedrich, Bismarcks parlamentarische Kämpfe und Siege. 8. (Ferdinand Enke, Stuttgart.)

Trewendts Hauskalender für 1888. Einundvierzigster Jahrgang. Mit einem Titelbild und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Trewendts Volkskalender für 1888. Vierundvierzigster Jahrgang. Mit vielen Vollbildern und zahlreichen, in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Zimmermann, Dr. A., Die Morphologie u. Physiologie der Pflanzenzelle. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutſche Revue

über das

geſamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleiſcher.

Zwölfter Jahrgang. — Vierter Band.

(Oktober bis Dezember 1887.)

Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XII.

(Oktober bis Dezember 1887.)

Seite

Erinnerungen an Botho von Hülsen gesammelt von Helene von Hülsen. IV. V. VI. 1. 129. 257

Ossip Schubin: Stummes Leid. Eine Skizze 19

Ludwig Büchner: Die Naturwissenschaft und die moderne Gesellschaft. I. II. (Schluß.) 27. 165

Aus den Tagebüchern Riemers, des vertrauten Freundes von Goethe. Mitgeteilt von Robert Keil. VIII. (Schluß.) 39

C. F. Batsch: Das „Eight-Stone"-Riff. Erzählung 47

H. Vambéry: Englands politische Stellung im mohammedanischen Osten. I. II. (Schluß.) 70. 188

Albert Fr. Schäffle: Die volkswirtschaftliche Mitleidenschaft des Rentenkapitals 78

Kari-udo: Eine Überfahrt von China nach Japan 89

O. Dumont: Die Ursachen und die Heilung der Zahnkrankheiten. Nach Vorlesungen von Prof. Dr. Miller 94

Rudolf Schmidt: Nörlund & Sohn. Novelle. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von J. Langfeldt. 149

Sigmund Münz: Das letzte Konklave 174

Kann eine feindliche Flotte sich auf die Dauer in unseren Gewässern halten? Von einem Seeoffizier 181

H. Lingg: Karl von Piloty 207

Bernhard Langkavel: Das Quälen der Tiere 215

Traugott Tamm: Die Südpolarräume. I. II. (Schluß.) . . . 223. 346

Ein Brief über die Reise Crispis 256

Johanna Feilmann: Hüben und drüben. Novelle. 275

Digitized by Google

Seite
E. Lommel: Die Entwickelung der elektromagnetischen Telegraphie . . . 296
Eine Erinnerung an den badischen Aufstand von 1849 und ein Bericht darüber von Dr. J. B. von Scheffel. Mit Erläuterungen von Gebhard Zernin 305
W. K. Graf Ssulima-Ssawitsch-Sablotzky: Meine Beziehungen zu Léon Gambetta 326
Adolf Mirus: Franz Liszts letzte Reise nach Rom 337

Berichte aus allen Wissenschaften:

Meteorologie.
E. Gerland: Der Ursprung der atmosphärischen Elektrizität . . 100
Litteraturgeschichte.
Victor Kiy: Vier Briefe Varnhagens an Heinrich Viehoff über Goethe 105
Staats- und Rechtswissenschaft.
Ludwig Fuld: Die Anfänge des deutschen Kolonialrechts . . . 112
Geologie.
Fr. Toula: Ein vulkanischer Ausbruch im Geisergebiete auf Neu-Seeland 231
Geschichte.
A. C. Wiesner: Eine Palastverschwörung in Petersburg. Ein Blatt aus Rußlands Geschichte 236
Erdkunde.
Wilhelm Krebs: Illusionen und Wahrheit über den Wert der deutschen Kolonien 242

Zeitbeschwerden.

Reklame in der Litteratur 121
Denunzianten und Beleidiger 123
Das Virtuosentum 366
Der Lokalpatriotismus 370
Der Krämergeist im deutschen Geschäft 373

Kleine Revuen:

Litterarische Revue 115
Litterarische Berichte 126. 375
Naturwissenschaftliche Revue 248
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Digitized by Google

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Gesammelt
von
Helene von Hülsen.

(Fortsetzung.)

II. Teil.

Elfter Abschnitt. 1850—1851

Unsere Hochzeitsreise nach Ostpreußen und zu den von Botho von Hülsen so innig geliebten gräflich Hülsen'schen Verwandten war beendet, und wir hatten uns eine bescheidene, aber reizend gemütliche Häuslichkeit in Berlin, Monbijouplatz Nr. 2, gegründet. Die Musik, welche wir beide so sehr liebten, bildete gewöhnlich den Schluß unserer Abende und verklärte dieselben in Gegenwart und Erinnerung. Mein Mann sang, wie zu der Zeit unserer ersten Bekanntschaft, Adhèmar, Mendelssohn, Rücken und Gluck, die er zu seinen Lieblingskomponisten zählte, und ich begleitete ihn auf dem Piano mit immer erneutem Entzücken. O goldene Tage und köstliche, stille Abende, wo uns Mendelssohns Suleika, oder sein: „Auf Flügeln des Gesanges" in weite, von Poesie und Liebe verklärte Ferne trug, oder die Freundschaftsarie aus Glucks Iphigenie mit ihrem sehnsuchtsvoll süßen: „Nur einen Wunsch, nur ein Verlangen, hab' ich mit dir mein Freund," die ganze Traulichkeit unseres stillen Hauses doppelt empfinden ließ!

„Eine unmusikalische Frau wäre für mich eine Unmöglichkeit gewesen," — pflegte dann wohl mein Mann zu sagen, wenn er, nachdem ich mit inniger Genugthuung seinem wunderbaren Vortrage gefolgt, mich leuchtenden Auges und völlig durch meine Begleitung befriedigt betrachtete. Und ich, selbst so musikliebend, fühlte dann mit stolzer Genugthuung die Wonne, meinem geliebten Manne auch nach dieser Richtung hin entsprechen zu können. Im Winter nach unserer Verheiratung starb leider mein Schwiegervater, der sich unter seinen schweren Leiden aber wenigstens doch noch des ehelichen Glückes seines Botho hatte erfreuen können, das im folgenden Jahre durch die Geburt unserer ältesten Tochter Marie, jetzt Gattin des Kommandeurs der Garde-Dragoner zu Darmstadt, Herrn von Raso, noch erhöht wurde. Denn Botho von Hülsen war, — was selbst tief gemütvolle

Männer nur selten sind, — einer der zärtlichsten Väter, die man sich denken kann, und ist deshalb von seinen Kindern ungewöhnlich geliebt, — fast möchte ich sagen „vergöttert" worden. In dienstlicher Beziehung fand ihn indessen das Jahr 1851 noch als Regiments-Adjutant. Der 9. Mai 1850 hatte ihm und somit auch mir eine große Täuschung gebracht, die wir beide lange nicht verwinden konnten. Einer seiner wohlmeinendsten Vorgesetzten teilte meinem Manne nämlich in bester Absicht, aber deshalb doch nicht minder unvorsichtig, mit: daß König Friedrich Wilhelm IV. ihn zum Flügeladjutanten bestimmt, und er seine Ernennung am obigen Tage bestimmt zu erwarten habe. Mit welchem, vor Freude über diese Auszeichnung bebendem Herzen sah ich also meinen geliebten Gatten zu der Parole-Ausgabe, der Stunde der Entscheidung, eilen und was empfand ich, als derselbe mir, tief niedergeschlagen, bei seiner Rückkehr sagte: „Frauchen, das war nichts! — Neumann ist anstatt meiner Flügeladjutant geworden."

Es war eine Täuschung, so groß und herb, daß ich noch jetzt, — nach fast 36 Jahren, — den Umfang derselben zu empfinden meine. — Hauptmann im Regimente Alexander oder Flügeladjudant bei einem so gnädigen, für Botho von Hülsen so besonders wohlwollenden Könige. Es war ein bitter herbes „Entweder, Oder", — auch selbst für unsere pekuniären, damals unglaublich bescheidenen Verhältnisse. Und dennoch! — Noch vor Ablauf eines Jahres sollten wir uns mit dankbarer Genugthuung sagen: „Ein Glück, daß es so kam, denn niemals, — ich bin noch heute davon überzeugt, — wäre mein Mann, wurde er damals Flügeladjutant, Generalintendant geworden."

Es war an einem stillen Wintertage, als mein geliebter Mann, die Zeitung in der Hand, plötzlich seine Lektüre unterbrach und auf mich blickte. „Herr von Küstner geht, und der Posten eines Generalintendanten der königlichen Schauspiele wird also vakant!" — sagte er, auf den betreffenden Zeitungsartikel deutend. „Das wäre eine Stellung, in der ich etwas leisten könnte!" „Nun, und ist sie Unmöglichkeit?" fragte ich, sofort höchlich erregt. Mein Gatte lächelte. „Eine völlige Unmöglichkeit. Denke doch, wer alles sich um diesen Posten bewerben wird! — Nein, es ist Thorheit, nur daran zu denken. Laß uns die Sache aus dem Sinne schlagen!" — — Ich sah wohl ein, daß wenig Chancen für die Sache vorhanden waren, und mit schmerzlichem Bedauern suchte ich meine Gedanken davon loszumachen. Es war mir dieses auch so ziemlich gelungen, wenngleich die sich Woche auf Woche verzögernde Wahl des neuen Generalintendanten immer noch hin und wieder Veranlassung zu einem Seufzer stillen Bedauerns bot. Da lag ich eines Nachmittags, — es war ein trüber Märztag des Jahres 1851, — in meinem stillen Kabinet, Monbijouplatz Nr. 2, auf dem Sofa, um mich nach anstrengendem, durch die Fürsorge für unsere kleine Tochter Marie doppelt beanspruchtem Tage ein wenig der Ruhe hinzugeben. Mein Mann hatte dieses besonders gewünscht, und so war mein Erstaunen groß, als er plötzlich die Thür öffnete und lebhaft erregt vor mir stand. „Ich muß dich verlassen, mein Lieb," sagte er eilig und offenbar gespannt. „Soeben schickte General Möllendorf, mein alter, treuer Gönner zu mir und läßt mich augenblicklich zu sich entbieten. Es

sei etwas höchst Wichtiges, das er mit mir zu besprechen habe." „Der Flügeladjutant," dachte ich und sprang empor. Daß an Ruhe jetzt für mich nicht mehr zu denken war, und daß meine ganze Seele sich in fieberhafter Erregung befand, ist selbstverständlich. Ich sollte indessen auf keine zu lange Folter gespannt werden, denn nach kaum einer Stunde schon hörte ich meinen geliebten Gatten die Treppe heraufstürmen, und mit blitzenden Augen, mit von Bewegung und Erregung gerötetem Antlitz, eilte er auf mich zu. „Helene, mein Lieb, was wirst du hören?" rief er mit jubelndem Tone. „Denke dir, daß Möllendorf mich im Allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des Königs, aber vorläufig unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, fragte, ob ich an Stelle Küstners Generalintendant der königlichen Schauspiele werden wollte?" — „Aber Sie müssen sich, — lieber Hülsen," — fügte er sofort hinzu — „augenblicklich entscheiden, denn der König glaubt, daß Sie diesen doch immerhin beschwerlichen und mit unsäglich großen Kämpfen und Schwierigkeiten verbundenen Posten nicht annehmen werden, zumal Ihnen doch auch militärisch eine gute Karriere offen steht. Also, — Entscheidung, lieber Freund! — Nicht eine Minute möchte ich dieselbe hinaus geschoben sehen!" — „Daß ich, meine Helene," fuhr mein Mann, unter meinem jubelnden Aufschrei des Entzückens fort, „mit meiner Antwort nicht zögerte, kannst du dir denken. So bleibt nun nur noch die Bestätigung des Königs zu erwarten, um mich mit einem Schlage vom Premierleutnant zum Generalintendanten zu machen. Hoffen wir, daß sie bald erfolgt, denn, — ich leugne es nicht, — diese Alternative ist denn doch so groß, — ihre Tragweite für unsere ganze Zukunft so unermeßlich und entscheidungsvoll, daß ich die Nacht wohl kaum ein Auge schließen und meine nervöse Spannung schwerlich bis zu einiger Gemütsruhe bewältigen werde." — Selbstredend empfand ich, ganz in dem Glück des Geliebten aufgehend, ebenso, und die folgenden Stunden und Tage waren nicht beneidenswert. Was habe auch ich in denselben und mit diesem Geheimnis auf dem Herzen durchgerungen! — Wie brünstig und heiß stiegen meine Gebete um Segen und Gnade für den Fall der so glühend ersehnten Bestätigung, für Kraft bei abermaliger — noch so herb in der Erinnerng getragener Enttäuschung zu ihm empor, der unser Hirt und Vater war und bleiben wird! — Am dritten Morgen nach dieser unsere ganze Existenz berührenden und vielleicht in neue, ungeahnte Bahnen lenkenden Anfrage des General von Möllendorf teilte der Sohn des damaligen Hausministers von Massow meinem geliebten Manne in sokratischer Weise mit, daß König Friedrich Wilhelm IV. die Kabinetsordre unterzeichnet habe, welche Botho von Hülsen, Premierleutnant und Regimentsadjutant beim Regiment Alexander, mit der interimistischen Leitung der Königl. Theater betraut und seine Übernahme derselben auf den 1. Juni 1851 befohlen habe. Unsere Freude, unsere Dankbarkeit gegen den so genial und gnädig in unser Geschick eingreifenden König läßt sich vorstellen. Daß natürlich unsere Verwandten und die Freunde meines Mannes, Kameraden, Vorgesetzte und Untergebene, wie auch seine einem hervorragendem Menschen niemals fehlenden Neider und Feinde sich vor Verwunderung gar nicht zu beruhigen und dem Erstaunen nicht genugsam Ausdruck zu geben wußten, ist selbstverständlich.

Erst allmählich und geraume Zeit später erfuhren wir indessen, wie sich die Sache zugetragen hatte. — Da dieselbe aber nicht nur an sich interessant, sondern auch höchst charakteristisch für König Friedrich Wilhelm IV. ist, so will ich den intimeren, von Augenzeugen bestätigten Vorgang doch noch eingehender, als ihn selbst die wohlwollendsten und detaillierteten Zeitungsberichte gebracht, diesen Erinnerungen einverleiben.

Es war kleiner Theeabendzirkel bei den Majestäten. Vieles hatte man besprochen und besonders auch die Bewerber um den Posten des Generalintendanten durchgenommen, ohne daß einer derselben besonders geeignet befunden worden wäre. — Da lenkte sich das Gespräch auf militärische Vorkommnisse, und der Minister von Massow erwähnte einer vortrefflichen Ansprache, die der Premierleutnant von Hülsen seiner ihm nun nächstens definitiv zuerkannten Kompagnie gehalten und von der ihm sein Sohn erzählt habe. Bei dem Namen „Hülsen" schlug sich der König plötzlich vor die Stirn. „Da haben wir ihn!" rief er in seiner einzig lebendigen Weise. „Der Hülsen ist ja, wie ich von seinen Aufführungen weiß, ein geradezu expreß geborener Generalintendant. Fragen Sie ihn doch, was er dazu meint. Glauben Sie denn, daß er diese Stellung annehmen und gern mit dem Offiziersrock vertauschen würde?"

Herr von Massow lächelte. „Zu Befehl, Euer Majestät!" entgegnete er ohne Zögern und von aufrichtigem Wohlwollen erfüllt. „Herr von Hülsen wird, wie ich ihn kenne, nicht nur gern dem ehrenvollen Rufe folgen, sondern er wird auch der Rechte sein, das in so vieler Hinsicht herabgekommene Institut schnell und mit Erfolg emporzubringen." — So war denn die Sache gemacht, die meines Mannes innerstem Wunsche entsprechen, ihn zuerst mit der interimistischen Leitung der königlichen Theater betrauen und sechs Monate später zum Generalintendanten machen sollte. Als dem Könige die Unterzeichnung der ihn dazu ernennenden Kabinetsordre unterbreitet wurde, überflog er noch einmal die Liste der Bewerber um diese ebenso einflußreiche als hervorragende Stellung, denen Hülsen als letzter angereiht worden war. — „Die Letzten sollen die Ersten sein!" — wie in der Bibel steht, bemerkte König Friedrich Wilhelm IV. gut gelaunt, indem er das wichtige Aktenstück mit raschem Federstrich unterzeichnete. „Was die Leute wohl zu diesem Aktus sagen, und wie sie sich die Köpfe und Zungen darüber zerbrechen werden!" — Er lächelte vergnügt, denn der Gedanke, wie man diesen, noch niemals dagewesenen Sprung vom Premierleutnant zu solchem Würdenträger in den Hofkreisen aufnehmen werde, hatte für den genialen Monarchen einen eigentümlichen Reiz. Daß sich unter den vielen, aufrichtig Erfreuten aber auch mannigfache Neider und mehrere Personen befanden, die Botho von Hülsen sein allerdings großes Glück mißgönnten, ist wohl natürlich, und er täuschte sich selbst keinen Augenblick darüber.

„Laß uns nach Kräften unsere Schuldigkeit thun, demütig bleiben und stets nach unten, niemals aber neidvoll nach irgend einer Seite über uns schauen!" pflegte er bei unzähligen Veranlassungen auszurufen, wenn er, zumal im Anfange der neuen Karriere, an Orden, wertvollen Geschenken und dergleichen leer ausging, wo er die Mühe und Arbeit, andere die Auszeichnungen davon getragen hatten. Ich

Digitized by Google

kann nicht sagen, daß ich stets mit meines Mannes allzuuninteressierter Bescheidenheit einverstanden gewesen, ja daß ich nicht zuweilen sogar tief in seiner Seele über manches, offenbar veranstaltete Übergehen bei solchen Gelegenheiten tief gekränkt gewesen wäre. Aber — was Neid und Mißgunst einzelner ihm damals entzog, das hat Gottes Gnade und die Liebe und Verehrung Ungezählter ihm später hundertfältig ersetzt. Mein Mann hatte doch recht gehabt! —

Zwölfter Abschnitt.

Aus dem Beginn der Fünfziger Jahre.

Botho von Hülsen war zum Königlichen Kammerherrn ernannt und hatte den 1. Juni 1851, an dem Tage der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen, die Leitung der Königlichen Theater mit: „Ein Feldlager in Schlesien" (Opernhaus) und „Minna von Barnhelm" (Schauspielhaus) übernommen. Ich wohnte der Aufführung des ersteren, zwar damals sehr leidend und von kaltem Fieber geplagt, zum erstenmal aus unserer Intendanten-Proszeniumsloge bei und kam mir, wie in einem Traume befangen, vor, als ich von dort aus und so in unmittelbarer Nähe auf die Bühne und die agierenden Künstler blickte. Besonders ist mir von jenem unvergeßlichen Abende her die Herrenburg-Fuscheck als Vielka in Erinnerung die, trotz ihrer nervösen Zuckungen, in dieser Rolle sehr reizend und damals ein ausgesprochener Liebling des Berliner Publikums war. Diese beiden so militärischen Vorstellungen bildeten übrigens einen hübschen Anfang für den jungen, so eben noch Offizier gewesenen Generalintendanten, der bereits mit seiner Antrittsrede bei den Künstlern und Untergebenen einen überaus günstigen Eindruck hervorgerufen hatte. Er hatte darin ausgesprochen, daß strengste Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Person, sein erstes Streben sein und er sich durch nichts in der Ausübung derselben, soweit es seine Einsicht gestatte, würde beirren oder beeinflussen lassen. Herr Döring, Hendrichs, Liedtke und sogar Frau Crelinger waren von dieser Antrittsrede entzückt, und letztere ergoß sich in lobender Anerkennung. Leider änderte sich aber ihre Ansicht über den neuen Intendanten bald, als sich, wie mein Mann selbst zum Teil erzählt, seine ersten Maßnahmen gegen diese eben so große als durch ihre Stellung verwöhnte Künstlerin richteten. Später mehr davon. — — —

Eine große Freude war es aber für meinen Gatten, daß der Prinz von Preußen, sein so gnädiger späterer König und Kaiser, einer der ersten war, die ihm zu seiner Ernennung gratulierten. Ich lasse den Brief des hohen Herrn folgen, der letzte, der an den Premierleutnant von Hülsen gerichtet war. Er ist, wie alle Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers, ohne Anrede in der Überschrift und lautet:

„Empfangen Sie meinen Dank, und meinen Glückwunsch für Ihre Anzeige, und zu Ihrer Ernennung. Was aus einem Premierleutnant nicht alles werden kann! Ich freue mich, daß ein Institut, das einen europäischen Ruf hatte und, trotz kuriosem Chef, sich noch hingeschleppt hat, in Hände kommt, die es gewiß

Digitized by Google

mit Würde und Noblesse leiten werden. — Durch meinen seligen Vater ist das Königliche Theater dem Hofe so nahe gestellt worden, daß dieses eine Berücksichtigung verlangt, wie sonst nirgends. Sie werden es hoffentlich wieder auf die Höhe bringen, die sein früherer Ruf verlangt. — Die Elemente sind zum Teil noch gut, bedürfen aber der Rekrutierung, namentlich in der Tragödie. Enfin. Sie werden viel zu thun haben, und doch einen starken Unterschied mit der Regie des — — „Kasernen-Theaters" finden! Empfehlen Sie mich Ihrer Frau, — meiner Tochter!"

Ihr Prinz von Preußen.

Daß ein solcher Brief des hohen Herrn nicht nur eine freudige Genugthuung, sondern auch eine frohe Ermutigung für die großen und schweren Kämpfe war, die Botho von Hülsen bald nach Beginn seiner Intendantenlaufbahn durchzufechten berufen war, bedarf keiner Worte. Er hat es durch die in der Verwaltung unabweislich notwendigen Änderungen und Reformen, durch die Gewöhnung an die dem schneidigen, an die größte Pünktlichkeit der Pflichterfüllung gewöhnten Soldaten ganz neuen Verhältnisse und seine anfänglich oft zu große Schroffheit schwerer gehabt, als er selbst dieses für möglich gehalten. Aber immer wieder erhob er sich an dem schrankenlosen Vertrauen seines Königs, an der unerschütterlichen Achtung und dem herzlichen Wohlwollen, welches ihm der Prinz von Preußen, der Hausminister von Massow, kurz alle, die ihm unter den hohen Herrschaften und Vorgesetzten irgendwie näher traten, berechtigter Weise entgegenbrachten. Zwei Sachen aber waren es besonders, mit denen Botho von Hülsen in seiner neuen Stellung debütierte. Er ließ der Presse gegenüber eine kurze Ansprache drucken, in der er seine leitenden Verwaltungsprinzipien einerseits zum Ausdruck brachte. Andererseits aber erklärte er zugleich, daß er allen Böswilligkeiten, Verleumdungen und Verdächtigungen, die bei seinen rücksichtslosen Reformen selbstverständlich nicht ausbleiben könnten, niemals ein Wort der Rechtfertigung entgegnen, sondern diese, wo es einer solchen bedürfe, der Zeit und den Früchten seiner Handlungen überlassen würde. — Und unter welchen Anfeindungen, unter welchen Bestürmungen seiner Freunde, doch zu reden, hat er darin Stand gehalten! Er hat es aber auch oft bei solchen Gelegenheiten ausgesprochen, daß nichts so toll und thöricht sei, was er sich nicht anheischig mache durch einen Teil von Berlin zu verbreiten und daß es lediglich darauf ankomme, ob redliche Menschen, denen solche Verleumdungen zu Ohren kämen, ihnen Glauben schenkten oder dieselben empört zurückwiesen. Und mein geliebter Mann hatte recht in seiner Konsequenz, in seinem ruhigen Erleiden und Abwarten. Glorreicher als er ist wohl niemand jemals aus solchen Anfechtungen hervorgegangen. —

Über das Zweite aber, was er als notwendige Maßnahme seiner Übernahme der Intendantenstelle anerkannte, lasse ich, wie vorher über seine schauspielerische Begabung, nochmals den Hofrat Louis Schneider sprechen. Derselbe sagt im dritten Band seiner Memoiren Seite 109 darüber folgendes: „Als nämlich Herr von Hülsen seine Geschäftsführung angetreten hatte, fand sich das Garderobe- und Dekorationswesen der Königlichen Bühne in einem solchen Zustande, daß er

auf eine Revision und gutachtliche Taxation antrug. — Ich wurde von dem hohen Ministerium des Königlichen Hauses beauftragt, diese Revision und Taxation vorzunehmen, und erbat mir für dieses ebenso schwierige als verantwortliche Geschäft die Hülfe eines anerkannt Sachverständigen, des Theaterdirektors Chéri Maurice aus Hamburg. Bereitwillig sagte er dem Freunde zu und kam nach Berlin, um sich mit mir dem schwierigen Geschäft zu unterziehen. Als es beendet und der Thatbestand bis an das kleinste Detail konstatiert und registriert worden war, lud Herr von Hülsen uns beide zu Tische, um den Befund noch einmal ausführlich zu besprechen. Es war in der Zeit der Mobilmachung, die zwar noch nicht ausgesprochen war, aber doch allgemein erwartet wurde. Natürlich drehte sich das Gespräch bald auch um die Fragen des Tages, und Frau Helene von Hülsen äußerte ihre Freude, „daß sie nun doch nicht mehr befürchten müsse, ihren Gatten in den Krieg ziehen zu sehen, da er ja nicht mehr im Militärdienste sei, und eine so großartige Verwaltung wie die der Königlichen Schauspiele doch nicht ohne Chef bleiben könne." So heiter bis dahin die Unterhaltung gewesen, so ernst wurde jetzt Herr von Hülsen. „Vor allen Dingen bin ich preußischer Offizier, und wenn die Armee marschiert, so mag Theaterdirektor sein, wer da will. Ich werde meine alten Kameraden nicht verlassen, und die Uniform ist dann schnell genug wieder angezogen." — „So wenig dies mein Hamburger Freund, der Direktor Maurice, begreifen wollte, so vollkommen begriff ich, welche Gesinnung hier gesprochen hatte, und ich gratulierte im stillen der Anstalt, der ich dreißig Jahre angehört, zu einem solchen Chef." — So erzählt Hofrat Louis Schneider. Jedenfalls war diese, von meinem Manne beantragte Revision der Garderobe, der Kulissen, Möbel und Gesamt-Effekten der Königlichen Theater eine der klügsten seiner Maßnahmen die sich als solche bestätigte. „Denn nur auf diese Weise," sagte er, „ist es einmal bei meinem Abgange möglich, einen Einblick in meine pekuniäre Verwaltung und meine Hebung des Institutes, auch nach dieser Seite hin, zu gewinnen." Und selbst seine Feinde haben ihm in seinen Leistungen dieserhalb ihre ehrende Anerkennung nicht zu versagen vermocht. — Daß aber nunmehr für den jugendlichen, von Feuereifer für die Hebung der übernommenen Institute beseelten Intendanten eine langjährige Reihenfolge der Kämpfe, Reformen und Schwierigkeiten begann, kann wohl niemand, der die obwaltenden Verhältnisse kannte, Wunder nehmen. Sowohl der Presse als auch den Künstlern und dem Publikum gegenüber waren die ersteren oft so gewaltig und aussichtslos, daß es der ganzen Energie und opferfreudigen Hingabe Botho von Hülsens bedurfte, um nicht zu ermatten, oder die Flinte, wie man zu sagen pflegt, ins Korn zu werfen. Unter den Künstlerinnen waren es besonders Frau Hoppé und Frau Crelinger, die dem neuen Chef zu schaffen machten und ihm manche bittere Stunde bereiteten. Die erstere war nämlich zu jener Zeit im fast ausschließlichen Besitze sämtlicher jugendlichen Liebhaberinnenrollen, und also das Repertoire gänzlich von ihr abhängig. Dieses erschien indessen dem Intendanten als eine Unmöglichkeit. Er wußte, so reizend auch Frau Hoppé in manchen ihrer Rollen, wie z. B. „Lorle" in „Dorf und Stadt", Gretchen im „Faust" u. s. w. war, schleunigst eine sogenannte „Fachsallerin"

Digitized by Google

zu finden und sich somit nicht nur im Falle einer Erkrankung der Hoppé zu decken, sondern auch dem königlichen Schauspiele eine neue Anziehungskraft zu sichern.

„Das geht so nicht, werte Frau!" sagte ihr also mein Mann bald nach den ersten unter ihm stattgefundenen Vorstellungen; „Es wird mein eifriges Bestreben sein, Ihnen ein hübsches, talentvolles und jugendfrisches Mädchen bald möglichst zur Seite zu stellen!" — Frau Hoppé sah ihn ungläubig an und lächelte. „Das werden Sie nicht thun, Herr Generalintendant!" „Ganz sicherlich, verlassen Sie sich fest darauf!" — Und schon nach wenigen Wochen war diese, alle obigen Bedingungen in sich vereinende junge Liebhaberin in Fräulein Lina Fuhr gefunden, und zugleich das bisher völlig verkannte Talent der wunderbar schönen Edwina Viereck an das Licht gezogen, so daß sich Frau Hoppé, wenigstens vorübergehend, völlig von beiden verdunkelt sah. Daß sie dieses bitter empfand und sich dem ihr so hart begegnenden Intendanten möglichst ungefügig zeigte, — ich kann es nicht recht, — muß es aber natürlich nennen. Auch mit den Damen Crelinger und Thomas, welche letztere meinem Manne im Spiel lebhaft mißfiel, sowie mit den Herren Döring, Hendrichs und Jerrmann hatte der neue Intendant anfänglich mehrfache, teilweise sehr heftige Konflikte. Verehrte er die erstere auch als Künstlerin sehr hoch, so war er deshalb doch nicht entfernt geneigt, ihr vor dem Recht und Gesetz irgendwelche Ausnahmestellung, wie sie dieselbe bisher genossen, einzuräumen. Botho von Hülsens Prinzip, daß vor dem Gesetze jeder gleich sein und somit Frau Crelinger, zum Beispiel, für etwaige Verspätung auf den Proben, Widersetzlichkeiten gegen den Regisseur und dergleichen ebenso bestraft werden müsse wie jede arme Statistin, empörte sie auf das heftigste. — Sie wütete mehrfach öffentlich gegen den neuen Chef, sprach von Korporalschaftswirtschaft und Gamaschendienst und konnte sich in dieses ihr unglaublich rücksichtslos erscheinende Verfahren durchaus nicht finden. Ärgernisse und Kämpfe erregtester Art entwickelten sich oftmals daraus, und häufig sah ich meinen geliebten Mann mit wehthuendsten Gefühlen abends so mißgestimmt aus dem Theater heimkehren, daß mich selbst ein Zagen ergriff, ob er diesen sich täglich mehrenden Angriffen und Schwierigkeiten werde andauernd die Spitze bieten können. Da nahte sich das 40jährige Künstler-Jubiläum der Crelinger.

„Du mußt einen Lorbeerkranz besorgen, Helene, um ihn heute Abend bei dieser Jubelfeier Frau Crelinger zu werfen," sagte mein Mann eines Morgens, als er in mein Zimmer trat. —

„Frau Crelinger? — Ihr einen Kranz aus unserer Loge werfen, wo du mit ihr in solchen dienstlichen Konflikten stehst?" — Ich meinte nicht recht gehört zu haben.

„Gerade deshalb um so mehr, mein Lieb! — Ich wünsche öffentlich zu zeigen, daß ich die Künstlerin von der Privatperson zu trennen und die große Meisterin in ersterer zu ehren weiß, auch wo ich mit der Frau und Untergebenen in völligem Zerwürfnis bin. — Besorge also den Kranz sofort und lasse ihn der Sache würdig sein." Ich werde diesen Abend, besonders aber den darauffolgenden

Morgen niemals vergessen, zumal er mir die einzige längere Unterredung mit dieser hervorragenden Künstlerin brachte. Frau Crelinger, deren mächtige Augen sagten, wie sie lieben, aber auch hassen konnte, ließ sich sofort bei mir melden, um ihren Dank, ihre gerührte Erkenntlichkeit auszusprechen. Sie war, ich merkte es ihr in jedem Worte, in der aufflammenden Weichheit ihrer meistens starren Züge mit tiefer Genugthuung an, von dieser unter den obwaltenden Umständen nicht entfernt für möglich gehaltenen Auszeichnung innerlich ergriffen worden. — Was sie sagte, wie sie an jenem denkwürdigen Morgen sprach, es gehört nicht diesen Memoiren an und würde zu weit führen, wenn ich es hier näher ausspinnen wollte. Nur so viel sei gesagt, daß sich — nach dieser Aussprache die Konflikte zwischen dem Intendanten und der großen Künstlerin mehr und mehr ebneten, und daß Frau Crelinger mit Thränen in den Augen mir beim Scheiden zurief:

„Sie glauben es mir vielleicht nach manchem, was vorhergegangen ist, nicht, aber — — ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück und Segen, und daß Ihr Herr Gemahl, zum Wohle und Besten des Instituts, denselben lange Jahre als Chef erhalten bleiben möge!“ — Dieser Wunsch ist, durch Gottes Gnade, in Erfüllung gegangen.

Dreizehnter Abschnitt.

Ein weiteres aus dem Beginn der fünfziger Jahre.

Es war für Botho von Hülsen ein Glück, daß es ihm — gleich nach Beginn seiner Intendantenlaufbahn — gelang für das Schauspiel die reizende Lina Fuhr, für die Oper Fräulein Johanna Wagner zu fesseln, die damals das bedeutendste Meteor an dem Kunsthimmel war. Ihre schöne, edle Persönlichkeit und ihr dramatisches Talent hatten ihr sogleich nach ihrem ersten Gastspiele in Berlin die Gunst des Hofes wie des Publikums im Sturm gewonnen, und es ist ihr dieselbe bis zu ihrem letzten Auftreten daselbst in reichem, wohlverdientem Maße erhalten geblieben. Wer sie in jener Zeit als Romeo oder Tankred, als Orpheus oder Lucretia Borgia in Gluck'schen oder Spontini'schen Opern gesehen und bewundert, dem wird sie sicher unvergeßlich, und das Glück solcher, niemals faillierenden Zugkraft für den Intendanten ebenso einleuchtend sein. — Mein Mann schreibt aus dem Sommer des Jahres 1851, der mich auf einige Zeit der Hitze Berlins zu einem Aufenthalte im Blankenfelder Landhause der Eltern entführt, mehrfach darüber und preist diese und manche andere Errungenschaft. — Ich lasse wiederum Stellen aus seinen damaligen Briefen folgen, weil sie das treuste Memorandum für jene Tage und das anschaulichste Bild ihrer Hauptinteressen und Bestrebungen liefern. Also:

Berlin, August 1851.

„Die Hitze ist sehr groß, doch thut sie mir weniger, da der Zivilanzug so leicht ist. — Gestern war ein fatiganter Tag, durch die Sprechstunde und das Begräbnis der alten Amalie Wolf entsetzlich abspannend. Ich habe auch nach der Konferenz die Gropius'schen Ateliers besucht und dort die Arbeiten zu Spontinis

Digitized by Google

Olympia besichtigt. — Die nächste Woche ist wieder der Teufel los, denn die Vorbereitungen zu dieser Oper machen eine besondere Bildung des Repertoires nötig, was, um es nicht schlecht zu machen, etwas künstlich wird. Allerdings habe ich meinen Kopf darauf gesetzt, gerade Macbeth und Iphigenie in Aulis aufführen zu lassen, was um so schwieriger ist, als Johanna Wagner nur einige Tage disponibel, und der Theaterchor ein Konzert geben wird. Dazu hat der König Montag Theater in Potsdam befohlen. Ich habe also viel zu schaffen, was mir lieber als je, da du nicht hier, und je mehr zu thun ist, um so besser für mich, weil ich dann das „Alleinsein" nicht so empfinde. Grüße mir die Lieben, küsse mein Töchterchen und behalte lieb

deinen Botho.

Einige Tage später.

„Neues ist nicht passiert, außer, daß gestern Abend die Oper Iphigenie in Aulis vortrefflich exekutiert wurde und heute Generalprobe von Macbeth ist. — Der König und die Königin Elisabeth waren im Opernhause, und wurde ich in die königliche Loge befohlen. Der König unterhielt sich über ¼ Stunde sehr gnädig mit mir, was ja auch die Königin immer ist. Es ist unglaublich, wie genau der König, auch in architektonischer Beziehung, Bescheid weiß, und wie ihm bezüglich der Dekoration in baulicher Hinsicht auch nicht das Geringste entgeht. Neulich fand er bei einem griechischen Tempel die eine Turmseite nicht ganz korrekt. Sofort schrieb er mir darüber und fügte sogleich eine mit eigener Hand aufgezeichnete Ansicht hinzu, nach der ich die Sache verändern lassen sollte. Bei der schwachen Sehkraft des Königs und der Mannigfaltigkeit seiner Interessen ist eine solche Schärfe und Genauigkeit der Kritik und Beobachtung doppelt bewundernswert!" —

September 1851.

„Gestern ging Macbeth denn also heraus und zwar vor einem fast ausverkauften Hause. Sogar der erste Rang war sehr besetzt. Hendrichs und die Crelinger waren wirklich vortrefflich, und ich habe mich, nach der Art und Weise wie Rott den Macduff spielte, wirklich gefreut, ihm nicht den Macbeth gegeben zu haben. Jedenfalls war der Eindruck auf das Publikum so ein sehr günstiger, und habe ich Ehre mit dem ersten, größeren klassischen Werke, das unter meiner Intendanz einstudiert wurde, eingelegt. Ich erwarte dich jedenfalls Montag auf einige Stunden in Berlin, doch auch, daß du bei dem herrlichen Wetter wieder hinaus zu den Eltern, nach Blankenfelde gehst. Jedenfalls überlasse ich dir alles, sage dir aber vorher, daß du jetzt wenig an mir haben wirst, denn die Aufführung der Olympia ist eine Ehrensache, wobei ich nichts versäumen, und bei keiner Probe fehlen darf. Gott halte seine Vaterhand über euch, und lasse unser Mariechen, das liebe Geschöpf, gedeihen an Geist und Körper!" —

Dein alter Mann.

Man sieht aus obigem, mit welchem Feuereifer sich der junge, schon zu Ende des Jahres definitiv zum Generalintendanten ernannte Chef seinen vielseitigen und großen Aufgaben widmete. Auch das königliche Ballett, das seit den letzten Gast-

spielen der Grisi und Ceritto keine besondere Anziehungskraft ausgeübt hatte, erhielt durch die 16jährige, von ihrem Vater zu einer Prima Ballerina herangebildete Marie Taglioni und die Pracht der alle Ballettenthusiasten mit Bewunderung erfüllenden neuen Balletts: „Aladin" und „Satanella" einen ungeahnten Aufschwung. Selbst König Friedrich Wilhelm IV., dieser Branche der Kunst nicht gewogen, interessierte sich jetzt lebhaft dafür, und es war auch unfraglich Fräulein Taglioni eine der vornehm anmutigsten, korrekt geschultesten Ballerinas, welche jemals einer Bühne zur Zierde gereicht haben. Sie hat in den 12—14 Jahren, die sie unter meines Mannes Intendanz geglänzt, ihre höchsten Triumphe gefeiert und stets in ihm einen gütigen Chef, einen wahren Gönner und Freund gefunden. — Wie sehr dieselbe aber auch dieses erkannt und mit welcher Dankbarkeit sie dem einstigen Vorgesetzten ergeben geblieben, das hat Marie Taglioni, die seit mehr als zwei Dezennien eine Fürstenkrone schmückt, mir noch jetzt, nach des Geliebten Tode, in rührender Weise ausgesprochen. — Wie sehr indessen auch Botho den Pflichten seines Berufes und den Interessen seiner Künstler und Untergebenen sich widmete, sein Familienleben suchte er sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie von allem diesen frei zu halten. Er wollte sein Haus, das Heiligtum, das ihn alle schweren Berufsaufgaben, Konflikte und Ärgernisse noch immer sofort wieder hatte vergessen lassen, auf keinen Fall in diese hineingezogen, oder mich sogar darin verwickelt sehen. Bis zu welchem Grade er nach dieser Seite empfindlich war, und mit welcher Sorgsamkeit er mich in jenen ersten Zeiten vor jeder näheren oder unliebsamen Berührung mit der Kulissenwelt zu hüten strebte, ist mir besonders bei folgender Begebenheit klar geworden.

Der Schauspieler Herr Jerrmann, den mein Mann als Künstler sehr gering schätzte, wünschte seinen Kontrakt mit einem ihm von Herrn von Küstner bewilligten, Gehalte zu erneuern. Der letztere hielt ihn schon weit über Verdienst bezahlt und glaubte somit dieses weitere Engagement nicht verantworten zu können. Er sprach dies mit gewohnter Offenheit Herrn Jerrmann aus und stellte ihm frei, für eine geringere Gage zu bleiben oder sich anderweitig zu engagieren. Nie werde ich den Brief dieses Mannes an mich vergessen, in dem er nun meine Vermittelung für sein Weiter-Engagement bat und mich mit Bitten und Segenswünschen überschüttete. Obgleich ich fühlte, daß meine Einmischung in solche Geschäftsangelegenheiten ein Wagnis und eigentlich unstatthaft sei, that mir Herr Jerrmann doch so leid, daß ich den Versuch, für ihn zu sprechen, bei einer Spazierfahrt unternahm. Hätte ich aber geahnt, wie sehr dieses meinen Mann erregen, und wie übel er dieses Interventionsanliegen Herrn Jerrmann nehmen würde, so hätte ich mich niemals mit der Sache eingelassen.

„Ich kann die unglaublichen Anforderungen und Plagen dieses Postens nur ertragen, wenn mein Haus, meine Frau, dabei aus dem Spiele bleibt!" rief er heftig. „Habe ich da keine Ruhe, so muß ich abdanken oder ein Nervenfieber bekommen. Ich werde das Herrn Jerrmann nie verzeihen!" — Erschreckt und betrübt strich ich die Segel. Ich wußte damals noch nicht, bis zu welchem Grade weich, gütig und großmütig das Herz meines Mannes war, und daß „Ver-

geben und Vergessen können", auch den herbsten Kränkungen gegenüber, ihm in niemals wiedergefundenem Maße eigen war. Somit war mir Herrn Jerrmanns stummer, ehrfurchtsvoller Gruß noch lange ein Stich ins Herz, und mir war oft dabei, als wenn ich ein in mich gesetztes Vertrauen getäuscht und durch meine Ungeschicklichkeit verraten hätte. Wie glücklich war ich daher, durch eine Verkettung der Umstände zu erfahren, wie wohl mein Mann doch schließlich noch Herrn Jerrmann gethan hatte. Derselbe litt nämlich, in zunehmender Wassersucht, an starker Anschwellung der Füße, sodaß er sich oft nur mit äußerster Anstrengung zu seinem Dienste schleppte. So begegnete ihm mein Mann einst bei einer Schauspielvorstellung abends auf der Treppe. „Wie ist es aber möglich, daß Sie sich nicht krank melden?" fragte derselbe mitleidsvoll. „Herr Generalintendant, ich kann das Spielgeld nicht entbehren," lautete die Erwiderung. — „Bleiben Sie daheim, es wird Ihnen von heute ab nach jeder von Ihnen versäumten Vorstellung ausgezahlt werden." — Es war dieses ein schöner Abschluß der traurigen Affaire, und Herr Jerrmann soll seinem Chef bis zum letzten Atemzuge gedankt haben und in warmer Erkenntlichkeit ergeben gewesen sein. — Auch noch ein anderes Beispiel, in welcher Weise der neue Intendant seine Stellung bezüglich seiner Untergebenen auffaßte, und wie er darinnen stets rücksichtslose, dienstliche Strenge mit warmem, menschlichem Wohlwollen zu vereinigen strebte, möge hier seine Erwähnung finden:

Botho von Hülsen suchte sich von allem möglichst selbst zu überführen und jedem Mißstande, jeder eingebürgerten Unordnung persönlich auf die Spur zu kommen. So inspizierte er z. B. hin und wieder ganz unerwartet das Opern- und Schauspielhaus in allen Teilen, kletterte auf das Amphitheater, um sich von dem Zustande der Zuschauerplätze daselbst und der gebotenen Ordnung zu überzeugen, und stieg sogar bis in die untersten Räume der Maschinerien hinab, auch daselbst zum Rechten zu sehen.

„Ich bin selbst nicht unfehlbar, aber ich will nach Kräften bis in das Kleinste hinein meine Schuldigkeit thun," pflegte er wohl bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten zu sagen. „Daß dieses ebenso wie manche meiner Prinzipien und Reformen Anerkennung bei dem größeren Publikum oder den Fernstehenden, Uneingeweihten findet, habe ich weder ein Recht zu erwarten, noch lege ich Wert darauf. — Einer kann nicht alles, und mein einstiger Nachfolger wird sicher vieles besser, manches aber auch schlechter machen als ich. Jedenfalls wird er gleichfalls erfahren, daß manche der besten Absichten und dringendsten Wünsche an unüberwindlichen Hindernissen scheitern, von denen weder das Publikum noch die Kritik eine Ahnung hat, noch auch mitunter haben darf. Wäre ich Rezensent und kennte die Schwierigkeiten dieses Theatergetriebes, das „Hinter den Kulissen" nicht, so würde ich wahrscheinlich noch ganz anders räsonnieren als selbst die ärgsten Schreier. Jedenfalls hoffe ich aber, daß mein Nachfolger es einst leichter haben wird, sich in die Sache hineinzuarbeiten." — Hier also von den zahllosen, kleineren oder größeren Unordnungen, die Botho von Hülsen vorfand und mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie bekämpfte, ein Beispiel.

Der Tänzer X. genoß, als Vater eines der beliebtesten ersten Solotänzer, besonderer Nachsicht und erfreute sich auf die Verdienste seines Sohnes hin gewisser, den anderen nicht gewährter Vorrechte. So hatte derselbe sich denn auch stillschweigend neben den Sälen der königlichen Balletschule seine Privattanzstunden eingerichtet und wurde daselbst, zu des Chefs höchster Verwunderung, durch ihn in voller Thätigkeit überrascht. Sofort kündete ihm mein Mann an, es sei dieses ein Mißbrauch, den er ihm, schon der Berufungen anderer halber, nicht mehr gestatten könne, und daß also diese Privat-Tanzstunde hierselbst von Stunde an aufzuhören habe. — Nach einiger Zeit vernahm er indessen, daß dieser Befehl nicht ausgeführt worden sei. Er ließ also Herrn X. nochmals verwarnen, überraschte ihn aber — trotzdem, inmitten seine Schüler, auf dem verbotenen Tanzboden. — Sofort wurde Herr X. mit seiner ganzen Tanzschule vor die Thür gesetzt, dieselbe verschlossen, und eine fulminante Instruktion an die noch etwas von dem unter Herrn von Küstner eingebürgerten Respekt vor den kleinen Machthabern befangenen Unterbeamten gerichtet, die ihnen verbot, solchen Übergriffen Vorschub zu leisten. — Die Sache schien hiermit abgemacht zu sein. Da plötzlich läßt sich am nächsten Morgen der gefeierte erste Solotänzer bei dem Generalintendanten melden. — „Was wünschen Sie?" — fragt derselbe ihn erstaunt. „Ich komme wegen meines Vaters," entgegnete Herr X.' Sohn und bewegte seinen Spazierstock in zierlichen Gestikulationen.

„Zuerst legen Sie Ihren Stock beiseite. Man kommt nicht zu mir, mit einem Stock in der Hand, und fuchtelt mir damit vor den Augen herum. So recht! — Wer ist Ihr Vater?"

„Der Tänzer H., den Sie gestern haben hinauswerfen lassen."

„Sind Sie im königlichen Engagement als sein Sohn? — Was geht Sie dienstlich Ihr Vater an?" „Sie haben ihn hinauswerfen lassen, und der Ballettmeister Taglioni hat doch von der Tanzstunde gewußt, und sie ist ihm von demselben gestattet worden." — „Wer hat hier zu befehlen, Herr Taglioni, oder ich? Königliche Lokale sind nicht für Privatzwecke! — Wenn der Tänzer X. sich beeinträchtigt glaubt, soll er klagen, und sein Recht wird ihm werden. Sie haben sich darum gar nicht zu kümmern!" „Es ist aber doch eine Beschimpfung meines Vaters, die ich mir nicht gefallen lassen kann!" — ruft Herr X.' Sohn mit Heftigkeit. — „Ich werde Sie sofort wegen Vergehens gegen die Disziplin belangen und aburteilen lassen!" entgegnet Botho von Hülsen kalt, öffnet die Thür seines Bureauzimmers und ruft dem gerade anwesenden Theater-Justitiar zu, einzutreten, um ihm die Sache sofort vorzutragen. Das Urteil lautete auf 24 Stunden Freiheitsberaubung. Darauf war der junge Mann nicht gefaßt gewesen. Er war außer sich, legte sich aufs Bitten und wiederholte immer: „Er habe doch nur für seinen Vater sprechen, und man könne ihn doch nicht einsperren wollen, da er ja doch am Abend tanzen müsse." — Der Generalintendant zog die Uhr. „Es ist jetzt 12 Uhr! — Um 6 Uhr werden Sie zu Ihrem Dienste nach dem Opernhause gebracht und danach bis morgen Nachmittag 4 Uhr wiederum eingesteckt. Ihr Mittagessen können Sie sich von „zuhause" in das Arrestlokal

Digitized by Google

holen lassen. Der Raum ist warm. Die Kur wird Ihnen nicht schaden und hoffentlich eine Lehre für die Zukunft sein." —

Natürlich war Herr X. außer sich, aber — — es half ihm nichts, und er wurde abgeführt. Um sechs Uhr aber schon ließ ihm Botho von Hülsen Gnade verkünden, und daß diese Sache hinfort abgemacht sei. Glückselig sprang der so leichten Kaufes davongekommene Arrestant aus seiner Haft, und er und sein Chef sind fortan und bis zur Scheidestunde im besten Einvernehmen geblieben. So wußte Hülsen sich Achtung und unbedingten Gehorsam zu verschaffen und doch stets wieder Wohlwollen und Milde walten zu lassen.

Vierzehnter Abschnitt.

Erste Kunstreisen. Gastspiele.

Mit gnädiger Bewilligung König Friedrich Wilhelm IV. benutzte der neue, mit fremden, großstädtischen Theatern bis dahin noch ziemlich unbekannte Intendant sogleich von 1852 ab die Sommerferienzeiten, um sich auf Reisen zu begeben. Natürlich wurde seine Einsicht und Personalkenntnis dadurch am schnellsten und wirksamsten gefördert und also gleich mit Wien, dessen Burgtheater sich damals einer unbestrittenen Berühmtheit erfreute, der Anfang gemacht. — Mein Mann schreibt vom 12. Juni 1852 über seine dortigen ersten Eindrücke folgendes:

„Wie mich dein Brief froh und heiter stimmte, wirst du begreiflich finden, und habe ich mich denn den freundlichen Eindrücken, die dieses herrliche Wien mit seinen wundervollen Umgebungen auf mich macht, frisch und munter hingegeben. — Gestern — in Brünn — also fertig an dich geschrieben, und dann in eine Restauration, um die Zeit bis 12 Uhr zu verbringen, wo ich meine Reise hierher doch erst fortsetzen konnte. Und wen finde ich dort? — Du entsinnst dich gewiß aus der Berliner Oper des Tenorsängers Krause, dem wir so oft begegneten. Er saß an der Wirtstafel und erkannte mich, was mir in dem Gefühl meiner Einsamkeit sehr willkommen war. Er erschien mir „unter lauter Larven die einzig fühlende Brust", was ich irgendwo gelesen habe. Nun lebt er jetzt einige Monate in Brünn und malt viel, was ja eine schöne Beschäftigung bildet. Jedenfalls fand ich in ihm einen sehr gebildeten Menschen, so daß mir, da er mich nicht verlassen und mir Gesellschaft leisten wollte, die Zeit sehr rasch verging. Ich fuhr dann ½1 Uhr von Brünn fort und war nun ¾7 Uhr in Wien und bald mit einem Fiaker in dem Hotel zum „Goldenen Lamm", wo ich zuerst aber nur ein Unterkommen im dritten Stockwerke fand. Jetzt aber sitze ich, Bel-Etage in einem sehr komfortablen Zimmer mit Blick auf die Donau und die Basteien der inneren Stadt. — Alle Straßen fand ich mit grünen Maien, wie bei uns auch zu Pfingsten, geschmückt, und bald wurden sie auch mit grünen Binsen bestreut. Es war nämlich, wohl zu Ehren des Peter und Paul-Tages, heute eine große Prozession, die ich zwar nur aus der Vogelperspektive, jedoch hinreichend sah. Ich erzähle dir mündlich mehr davon. Dann ging ich nach

der Post, wo ich deinen lieben, mich so unbeschreiblich beruhigenden Brief fand, und dann leichteren Herzens nach dem Burgtheater, um dort die Wohnung des hiesigen technischen Direktors, Doktor Laube, zu erfragen. Ein Herr nannte mir dieselbe und erbot sich sogar, mich nach dem „Stoß im Himmel", wo er wohnte, zu geleiten. Nun ging es durch ein Labyrinth von Gassen, Plätzen und Durchgängen, bis wir Direktor Laube endlich auf der Kanzlei fanden und ich seine interessante Bekanntschaft machte. Ich fand auch Beckmann, wie den berühmten Schauspieler La-Roche dort und besuchte danach den Regierungsrat Hollbein. Der Herr, der mich zuvor zu Laube geleitet, dokumentierte sich übrigens zu meiner Überraschung als der K. K. Hofschauspieler Dawison. Er war sehr erfreut, daß der Zufall uns zusammengeführt, und wetteiferte mit Beckmann, mir nunmehr als Cicerone zu dienen. So gingen wir denn über die Bastion vom Burgthor bis zum roten Turmthor, durch welches ich in meinen Gasthof gelangte. Obgleich sehr fatiguiert, mußte ich dort doch sofort einen langen Dienstbrief an das mich vertretende Komitee schreiben und drei Berichte beantworten, die keinen Aufschub erlitten. Ich dinierte dann und wollte ruhen, doch ging es nicht. So umschlenderte ich denn auf eigene Hand noch die Altstadt, besuchte den Volksgarten und begab mich alsdann meiner Meinung nach in das Burgtheater. Sehr verwundert über den starken Besuch — in dieser Sommerhitze — und noch mehr über das stark besetzte Orchester, entdeckte ich bei Aufzug der Gardine, daß ich im Kärnthner-Thor-Theater und, anstatt im Burgtheater, dort in der Italienischen Oper war. Ich hörte also zwei Akte von Lucia, die aber mehr geschrieen als gesungen wurden. Zum Schluß sang indessen eine Signora „Marray" das „Blüm'le von Prosch" ganz über die Maßen schön. — Es war eine gute Entschädigung!"

Hier bricht der Brief meines Mannes über die ersten Wiener Eindrücke ab, und ich bin also genötigt, da mir die Fortsetzung fehlt, einiges Weitere nach mündlichen Berichten zu ergänzen. Er war fortdauernd sehr entzückt von seinen beiden Cicerones Beckmann und Dawison und rühmte besonders die sprudelnde Laune des ersteren. Daß Botho von Hülsen sich der Kenntnisnahme und Besichtigung des kaiserlichen Burgtheaters auf das eingehendste unterzog und den Vorzügen von Laubes Regie sowie den hervorragenden Darstellern seine volle Anerkennung zollte, ist selbstverständlich. Aber sein Blick war zu scharf und sein Urteil zu selbständig, als daß er nicht auch einzelne Mängel erkannt und seine Meinung darüber offen ausgesprochen hätte. Nachdem der junge Intendant damals von Wien aus noch Pest besucht, sich an Salzburgs und Prags Schönheit geweidet und seine Rückreise nach Berlin über Karlsruhe und Baden-Baden angetreten hatte, schreibt er aus ersterem Anfang August an mich über dieselbe:

„Ich bin gottlob wohl und hoffe von dir, geliebte Frau, das Gleiche, auch daß du gute Nachrichten aus Blankenfelde hast, die ich somit bald empfangen werde. Also den 9. früh direkt von Mannheim über Kehl nach Straßburg, im Rebstock abgestiegen und von dort die Wanderung durch Straßburg im strömenden Regen, der mich auf der ganzen Reise begleitete, angetreten. Es klärte sich jedoch glücklicherweise daselbst auf, und ich konnte demnach alles Sehenswerte vom

Münster und dem berühmten Denkmal für Moritz von Sachsen an zu Fuß in Augenschein nehmen. Gestern früh ging es dann nach Baden, wo ich gegen ½9 Uhr eintraf und selbstverständlich unserem jetzt ja hier weilenden Prinzen von Preußen meine Aufwartung zu machen beschloß. Der Frau Prinzessin wurde ich, nachdem ich natürlich auch dem Hofstaate, Boyen, Hofmarschall Graf Pückler, den Hofdamen Gräfin Hacke und Oriolla u. s. w. Visite gemacht, um 4 Uhr nachmittags in der Trinkhalle zugeführt. — Sie ist eine schöne, jedenfalls sehr geistreiche Frau, und der Geschmack, den sie nach allen Seiten, besonders aber in ihrer Toilette offenbart, wirklich außerordentlich. Der Prinz von Preußen war, wie gewöhnlich, sehr gnädig. Er zeigte viel Anteil für dich, geliebte Helene, und läßt er dich, seine Tochter, wie er noch immer scherzend sagt, herzlich grüßen. — Baden-Baden liegt göttlich, soviel ich, trotz des stellenweisen Regens, sehen konnte. Der Aufenthalt muß aber hier, sowohl nach meinem, als auch nach deinem Sinn, dennoch gräulich sein. Ich habe dem Hazardspiele viel zugesehen, aber keine Karte in die Hand genommen. Es ist besser! Den Friedrichsdor, den ich anwenden wollte, habe ich also behalten, denn — gewonnen hätte ich doch nicht! — Heute ist kein Theater hier in Karlsruhe. Ich habe also Unglück und komme, da ich es doch kennen lernen will, vor Freitag früh schwerlich fort. — Ich bitte dich also dringend, erwarte mich nicht zu bestimmt den 14. in Berlin. Ich kann mich nicht binden, da meine Reise von den Vorstellungen in Mannheim, Wiesbaden u. s. w. abhängt. — Gottes schützende Hand über dir, uns allen!"

Dein Botho.

Er konnte sich nicht binden, mein geliebter Mann, kehrte aber dennoch pünktlich nach Berlin zurück, um dort einer für weniger leistungsfähige Naturen geradezu überwältigenden Arbeit und Anspannung entgegenzugehen. Auch Gastspiele verschiedenster Art, wie z. B. das des berühmten Pariser Tenoristen Roger für die Oper und das Ira Aldridges im Schauspielhause, nahmen die Aufmerksamkeit des neuen Intendanten sowie das Interesse des Hofes und des Publikums ganz besonders in Anspruch. Beide wurden mir vorgestellt, und ich lernte in Roger nicht nur einen der hervorragendsten Künstler, sondern auch der liebenswürdigsten Kavaliere und Gesellschafter kennen. Sein Erfolg war groß, und er führte dem Berliner Publikum, bei fast immer ausverkauften Häusern, einen Cyklus von Gestalten vor, die wohl nicht nur mir und meinem Manne, sondern allen, die das Glück gehabt, Roger dazumal zu hören, unvergeßlich geblieben sind. — Diesen bildhübschen, vortrefflich geschulten, in seiner Darstellung stets vornehmen Sänger als „Raoul" in den Hugenotten, als „Edgardo" in Lucia von Lammermoor, besonders aber auch in Rollen, wie in der „weißen Dame" zu bewundern, war ein künstlerischer Hochgenuß, und sein übermütiges, mit reizvoller Keckheit herausgeschmettertes: „Ich lasse mir es nach und nach von meiner Gage abziehen" — wurde nicht nur von Unzähligen bejubelt, sondern sogar zum „geflügelten Worte" für gewisse jugendliche Militärkreise. König Friedrich Wilhelm IV. war entzückt, und selbst die Königin Elisabeth, ein immerhin seltener Theatergast, wohnte solchen Vorstellungen mit lebhaftem Interesse bei. Auch die Wiederaufnahme verschiedener

Spontini'schen Opern, wie z. B. die Vestalin, Ferdinand Cortez, u. s. w. fand großen Beifall bei den Majestäten, zumal der König ein besonderer Verehrer dieses Komponisten war. Mein Mann hatte, da er an dem Regisseur Blume nicht die gewünschte Stütze fand, sich die Zeit genommen, Ferdinand Cortez ganz allein zu szenieren, und damit auch vor dem Künstlerpersonal der Oper ein demselben imponierendes Zeugnis seiner Befähigung hierzu ablegt. Noch heutigen Tages, also nach 38 Jahren, steht diese Oper unverändert da, feiert Herr Niemann einen seiner glänzendsten Triumphe in der Titelrolle. Nur, daß man die Pracht der Ausstattung nicht mehr wie einst zu jener Zeit bestaunt, ja daß man sie, nach jetzigen Begriffen, wohl häufig allzugering, wo nicht gar „unter der Würde" findet. — Die Zeiten, ihre Anschauungen, Ansprüche und Anforderungen sind eben wandelbar, und ich kann mich auch nach dieser Hinsicht bei den oft sehr ungerechtfertigten Angriffen auf die vielfach mangelhafte Ausstattung unter Botho von Hülsens Leitung nur mit den Worten unseres großen Dichters trösten:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!"

Doch zurück zu jenen Tagen Rogers und der Neubelebung Spontini'scher Opern, welche den jugendlichen Intendanten so lebhaft beschäftigten und ihn, durch die dabei in so reichem Maße geernteten Lorbeeren, oft manches Hindernis spielend überwinden, manches dienstliche und sonstige Ärgernis ebenso hinter sich werfen machten. So kam z. B. die Gattin des unlängst verstorbenen Maestro Spontini eigens nach Berlin, um sich an der Großartigkeit und Pracht der einige Zeit hindurch wenig beachteten Schöpfungen ihres Gatten zu weiden und dem meinigen unter Thränen zu danken, daß er dieselben erneut so herrlich zu Ehren gebracht hatte. Ich sehe sie noch vor mir und war selbst tiefbewegt davon. — Aber auch über das Interesse, welches König Friedrich Wilhelm IV. Spontini und dem Theater damals widmete, liegen mir hier mehrere Briefe des Königs vor, welche ich unter den unzähligen, oft leider nicht zu veröffentlichenden von „Hoher Hand" hervorgesucht und auch schon um der Charakteristik seines Verkehrs mit meinem Manne halber diesen Erinnerungen einverleibt habe. Der erste derselben lautet:

30. 9. Monats.

Mein bester Hülsen!

„Um keine Zeit zu versäumen, beantworte ich gleich Ihre gefälligen Zeilen, wenn auch nur im Fluge. — Die Vestalin würde wohl unter den vorgeschlagenen Opern die Zweckentsprechendste sein, aber unter der Bedingung der ausgezeichnetesten Besetzung, z. B. Fräulein Johanna Wagner als Oberpriesterin. Die notwendigen Verkürzungen müßten natürlich bedeutend sein. — Aber — ein anderer Gedanke. Wie wäre es mit der „Agnes von Hohenstaufen", von der ich, ohne eine Note je gehört zu haben, schon vor Jahren viel Lobenswertes, sowohl was die Musik, als auch die Behandlung des historischen Themas anbetrifft, vernommen habe. Legen Sie sich, bitte, diese Frage einmal vor und berichten Sie dann dem Ihnen sehr ergebenen

Friedrich Wilhelm R."

Ein anderer Brief des Königs behandelt den Besuch der königlichen Oper zur Zeit des Aufenthaltes seiner Schwester, der Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland. Er schreibt:

Mein bester Hülsen!

„Da meine Schwester etwas angegriffen ist infolge der Ermüdungen der letzten Tage, hat sie die Fahrt in die Hugenotten leider aufgeben müssen. Wäre es daher wohl möglich, übermorgen, als am Donnerstage, die „Weiße Dame" geben zu lassen, so würde es uns allen sehr erwünscht sein, zu vieler Dankbarkeit aber veranlassen Ihren sehr ergebenen

Friedrich Wilhelm R."

Man ersieht aus diesen Briefen, in welcher eingehend liebenswürdigen Weise König Friedrich Wilhelm IV. sich um das Theater bekümmerte und zugleich auch mit seinem Generalintendanten verkehrte. Auch das Gastspiel Ira Aldridges, des ersten Schwarzen, der als dramatischer Darsteller auf dem Kontinente zur Berühmtheit gelangte, bildete selbstverständlich einen Gegenstand der enthusiastischten Teilnahme. Der auch als Mensch wirklich liebenswürdige Mohr und Künstler trat, durch meinen Mann eingeführt, auch zu mir in persönliche Beziehung, was ich in meinem 1870 erschienenen Buche „Ungesucht — Gefunden" näher geschildert habe. Ich sehe ihn noch, meinen ältesten Sohn auf seinen Knieen wiegend und ihm mit zärtlichster Bewunderung durch die vollen Locken fahrend, während er sich mit mir in englischer Sprache unterhielt und nicht genugsam seine Dankbarkeit und Anerkennung für meinen Gatten auszusprechen wußte. Dieser war aber auch wirklich immer, wo er auf Zutrauen und Bescheidenheit, verbunden mit Unkenntnis der Verhältnisse, stieß, ganz besonders rücksichtsvoll und liebenswürdig, wie denn echte, sich ganz anspruchslos gebende Großmut überhaupt einen hervorstechenden Charakterzug Botho von Hülsens bildete. So waren ihm denn die künstlerischen Erfolge Ira Aldridges nicht nur ein Triumph, sondern eine wahre Herzensfreude, und entzückt bewunderte ich mit meinem geliebten Manne vereint aus unserer Schauspielhausloge diesen „Othello" von Gottes Gnaden, der in furchtbarer Wildheit und rührender Innigkeit alle, selbst die bedeutendsten Darsteller dieses Shakespeare'schen Muster-Trauerspiels übertraf, die ich in mehr als drei Dezennien habe an mir vorüberziehen sehen. Ira Aldridge, selbst Mohr, spielte sich auch in einzelnen Szenen selbst, und unvergeßlich hat er sich mir in der Furchtbarkeit seines Zornes, in der schmelzenden Weichheit und ergreifenden Innigkeit der an die unaussprechlich Geliebte gerichteten Worte eingeprägt: „come, Desdemona, come!" — die ihm wohl niemand jemals so nachgesprochen hat. Leider starb Ira Aldridge bald. — Aber noch von fernen Landen sind Beweise seiner Verehrung und Dankbarkeit zu uns gedrungen, die ich in Bild und Lied treulich bewahrt und hochgehalten habe.

(Fortsetzung folgt.)

Stummes Leid.

Skizze
von
Ossip Schubin.

Sie war groß, breit in den Schultern, mit kräftigen, langgestreckten Gliedern und einem braunen, scharfgeschnittenen Gesicht. In ihrem ganzen Wesen zeigte sich die weder durch die Ziererei einer kleinbürgerlichen Erziehung noch durch die Sklavenarbeit der Fabriken verkümmerte Einfachheit des Landvolks. Alle ihre Bewegungen waren zweckentsprechend und sicher. In ihrer einfachen Großartigkeit erinnerte sie einigermaßen an die Gestalten Millets. Nur besaß ihr Gesicht mehr Ausdruck, als ihn Millet zumeist in die verstumpften Züge seiner Bauern hineinzumalen pflegte. Ein tiefer Schmerz stand darauf zu lesen, undeutlich freilich, von der Zeit und allerhand Erlebnissen verwischt, wie die Grabschrift auf einem alten Leichenstein. Ihre Stimme war tief und heiser. Sie sprach selten und lachte nie. In der Arbeit zeigte sie sich unverdrossen und unermüdlich; vom Morgenrot bis in den Mondschein hinein schaffte sie zur Zeit der Ernte auf den Feldern herum wie ein Mann. Ich sah sie oft, den mächtigen Oberkörper nur von einem derben Leinwandhemd bedeckt, mit bloßen Armen und bloßem Hals, eine Garbe auf dem vorgebeugten Kopf, über die Stoppeln schreiten; ich begegnete ihr manchmal gegen Abend, wenn sie, das rote Tuch tief in die Stirne gezogen, einen gehäuften Futterkorb auf dem Rücken, eine Sense über der Schulter, durch den Wald nachhause ging. Die Abendsonne glänzte auf ihren braunen Armen, und die spärlichen Falten ihres kurzen, blauen Rocks, legten sich eng um ihre edlen Glieder.

Einmal sah ich sie an der Wand eines Kirchhofs stehen. Ihre düstere Figur zeichnete sich ab gegen die Feuersbrunst eines August-Sonnenuntergangs, und sie spähte hinüber zu einem Grab.

Es war ein öder Kirchhof, die Gräber mit Brennesseln und Armensünderblumen überwuchert, und niemand mehr darin bestattet seit der letzten großen Cholera-Epidemie. Ein kleines, moosüberwuchertes Kirchlein ragte aus seiner Mitte, und die Umfriedung bestand aus losem, von Dornbüschen zusammengehaltenem Steingeröll.

Wie eine Statue stand sie da, so starr und finster; ihre ganze Erscheinung war voll von jener Poesie, die sich bei dem slawischen Bauer mit der alltäglichen Lebensnüchternheit vermischt, und aus ihren Augen sprach die dumpfe Traurigkeit des mährischen Volksliedes. Plötzlich schlug sie mit der Bewegung einer Verzweifelnden die gefalteten Hände hinter dem Genick zusammen, sprang über die niedrige Mauer, streckte sich aus auf ein Grab und stöhnte in die Erde hinein wie ein verwundetes Tier.

Fast beschämt darüber, die sich offenbar allein Wähnende beobachtet zu haben, trat ich zurück. Da hörte ich neben mir ein unangenehmes Kichern. Ich sah

Digitized by Google

mich um und erblickte in meiner Nähe den Narrenhans, einen plattnasigen Unhold mit rettigfarbenem Gesicht und feuerroten Haarstoppeln — einen häßlichen Zwerg, der überall auftauchte, wo es eine Freude zu vergällen, einen Schmerz zu verhöhnen gab.

„Sie geht zu ihrem Geliebten," murmelte er spöttisch — „es kömmt alle Jahr um diese Zeit über sie . . . 's mag wohl sein Sterbetag sein!"

II.

Sie war die Frau des Müllers, dem die sogenannte „schwarze Mühle" im Thal unten gehörte und der immer betrunken war. Man hatte ihn seit Jahren nicht mehr nüchtern gesehen, und sie brachte ihr Leben damit zu, gut zu machen, was seine Nachlässigkeit an der Wirtschaft verschuldete und weiter — ihn entweder aus einem Wirtshaus zu zerren, in welchem er die Zeit vergessen, oder aus einem Straßengraben, in den er sich in seiner Unzurechnungsfähigkeit gebettet. Er war im Vergleich zu ihr, die trotz der tiefen Falten auf ihrer Stirn kaum achtundzwanzig Jahre zählen konnte, beinahe ein Greis, dazu widerwärtig und von zerrütteter Gesundheit; — aber sie murrte nie und trug ihr hartes Los ohne ein Achselzucken.

Wenn es ein Leid giebt, das beständig wie ein kleiner Bach zwischen seinen schmalen Ufern greint und nörgelt, schäumt und tobt, bis er die Last, die in ihn versenkt wurde, von sich stößt: so giebt es auch einen andern Schmerz, der wie ein großer Strom dumpf und ruhig weiter fließt über die Leichen, die in seiner Tiefe ruhen, die er bewahrt ernst und still wie ein Heiligtum bis in die Ewigkeit! —

III.

Eines nachmittags kam ich an der „schwarzen Mühle" vorbei. Wie ein brauner Kobold hockt sie in einem engen, von einem schmalen Bach durchsprudelten Thal. Ringsum ragen graue Berge, deren harte Umrisse an das Sinaigebirge erinnern. Die Gipfel bedeckt Geröll, zwischen welchem magere Kiefern emporragen, und die unteren Abhänge entlang ziehen sich Hutweiden, auf denen langbeinige Schafe ihr Leben fristen. Knorrige Erlen wachsen am Ufer des Baches. Die Mühle, deren Rad er dreht, ist ein viereckiges Gebäude mit einem moosübergrünten Schindeldach und grauen, schimmelangefressenen Wänden. Die glanzlosen Fenster stehen in geschwärzten Rahmen, unter jedem zeigt sich an der Mauer ein Schmutzfleck. Die dunkle Eichenthür in ihrer zerbröckelnden Wölbung ist mit großen Nägeln beschlagen — und das Bildnis einer schwarzen Mutter Gottes über derselben in die Wand eingelassen. Ringsum zieht sich ein widerlicher Geruch von Moder, Jauche und feuchten Sägespänen. —

Es war ein Septemberabend mit einer stechenden Sonne, die mehr braunte als wärmte, — der alte Weibersommer hing in der Luft. Von Blatt zu Blatt, von Blume zu Blume flatterten die weißen Fäden. Ich bemerkte ein kleines Mädchen von etwa neun Jahren, das, auf einer Erlenwurzel sitzend, aufmerksam in den Bach spähte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ murmelte sie in eintönigem Recitativ den Gruß der Schulkinder, da ich vorüberkam.

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte ich und blieb stehen. „Was thust du denn hier?“ fragte ich.

„Hüten.“

„Was?“ Vergeblich spähte ich nach irgend einem Getier, das ihrer Aufsicht anvertraut gewesen wäre.

„Seine Kleider,“ mit einem Blick auf die Mühle und einer energischen Kopfbewegung. —

Die Kleine war die Müllerin en miniature, braun, mit stark markiertem, dunkeläugigem Gesicht und festgeschnittenem Munde; nur drückten ihre Züge mutwilligen Spott aus, anstatt wie die ihrer Mutter mit Ekel vermischten Schmerz. „Seine Kleider,“ wiederholte sie — „wie der Müller heute früh aus der Schenke heimkam, ist er den ganzen Berg dort heruntergerollt, da war alles, was er an sich hatte, dann so schmutzig, daß Mutter sagt, sie könne es nicht mehr ausputzen. So hat sie das Zeug in den Bach gelegt und mit einem Strick an eine Erle gebunden und mir aufgetragen, acht zu haben, damit es niemand stiehlt!“

„Du bist die Tochter der Müllerin?“ fragte ich, „ist denn der Müller nicht dein Vater?“

„Bewahre,“ stieß sie verächtlich hervor, dann den Hals emporreckend, nicht ohne eine Art Stolz, wie Kinder, wenn sie von Dahingeschiedenen reden — „mein Vater ist tot!“ —

Indem öffnete sich die schwarze Thür der Mühle, und die Müllerin trat heraus. Es war, als träte ein Gespenst aus einer Gruft, — solch' dumpfige Grabatmosphäre entströmte dem Hause.

Sie erwiderte meinen Gruß sehr ehrerbietig, kauerte sich dann auf die Thürschwelle und beugte sich über eine Flickerei. Ihr Anblick fesselte mich wie ein Rätsel. „Werde ich sie zum Reden bringen?“ dachte ich bei mir und setzte mich unweit von ihr auf ein paar Holzklötze nieder.

„Was macht Euer Mann?“ begann ich.

„Er liegt,“ erwiderte sie kurz.

„Ist er krank?“

„Nein — betrunken!“

„Ist er oft in . . . diesem Zustand?“

„Immer!“

„Und war das . . . hm . . . schon früher so?“

„Ja, und wird so bleiben — bis in den Tod — es ist ein Fluch — manche Menschen haben das. Sie können nichts dafür . . .!“ Sie nähte ruhig weiter. —

„Um Gottes Willen!“ fuhr ich auf.

„Was wünscht der Herr?“

„Warum habt Ihr ihn denn zum Manne genommen?“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die slawischen Bauern, selbst die verschlossensten und wortkargsten, sind stolz darauf, wenn sich die Herrschaft um ihre Leiden kümmert — sie zeigen sich oft gegen höher Gestellte offener als gegen ihres Gleichen.

„Will's der Herr wissen?" fragte sie.

Ich nickte.

Die Müllerin holte tief Atem, dann hub sie zu erzählen an, kurz und bündig, immer mit demselben monotonen Stimmfall.

„Ich hatte einmal einen Burschen," begann sie — „einen Geliebten. Er war ein reicher Bauernsohn, — ich ein armes Mädchen, das im Taglohn arbeitete. Meine Mutter wusch für die Herrschaft — und Vater hab' ich nie einen gehabt. Die Bauerntöchter machten sich lustig über mich, und wenn sie des Sonntagnachmittags unter dem Kreuze saßen auf der Hutweide vor dem Dorf, so durft' ich nicht mitsitzen. Da kam er — Buza hieß er, und war aus einem anderen Ort — aus St. Margareth, dort drüben über dem Fluß — kam einmal auf den Tanzboden und sah mich . . . und dann . . . der Herr weiß, wie das geht. Er kam zu uns alle Sonntage. Seine Mutter wollte nichts von mir wissen, — sie wünschte eine vermögende Braut für ihn und hatte ihm des Vorstehers Tochter ausgesucht — ein schwächliches, blondes Ding — das zwei Jahre lang in der Stadt die Schule besucht und nun Hände hatte wie ein Fräulein — und immer in seidenem Kleid zur Kirche ging. Hm! Sie konnte keine Garbe auf dem Kopf tragen — und wär' nicht im stande gewesen eine losgerissene Kuh festzubinden. Er mochte sie nicht — obzwar sie schön war — weiß und rot und mit Haaren wie nasses Kornstroh, auf das die Sonne scheint. Er hat treu zu mir gehalten, und hätte mich zum Altar geführt . . . wenn nicht . . . wenn nicht . .! Wer kann etwas gegen das Schicksal —, und dem Tod ist keiner gewachsen! — Wen der einmal beim Genick packt, der muß gehn!

Ein heißer, trockner Sommer war's, auf den Teichen grüner Schlamm und wenig Wasser in den Brunnen; — da heißt's, die Cholera ist ausgebrochen. Wir jungen Leute wissen nicht, was das ist, — seit fünfzehn Jahren hat die Heimsuchung nicht bei uns gewütet, — aber die Alten erzählten uns, — das ist eine Krankheit, die in den Menschen hinein fährt wie ein Blitz, so daß er plötzlich schwarz wird, als sei er verfault bei lebendigem Leib, und mit sich herumschlägt wie vom Bösen besessen, bis er unter furchtbaren Qualen stirbt. Und man bekreuzt sich, und die Angst schleicht einem über den Rücken, langsam und eiskalt. Erst ist's wie ein Gespensterspuk, vor dem man sich fürchtet, ohne daran zu glauben, dann rückt's heran, langsam, allmählich, wie Gewitterwolken, in denen der Donner grollt — dann sterben in dem Nachbarsdorf zwei in einer Nacht! „Gott erbarme sich unser!" ruft man und schlägt ein Kreuz — und da schleppen sie schon einen vorüber, röchelnd und mit baumelnden Armen, einen Maurer, den's auf dem Gerüst gefaßt hat. Sein Gesicht ist blau, und die Haare kleben ihm um die Stirn. — — — Dieser Mund und diese Augen — vom Ansehen müßte einer krank werden. Zwei Stunden liegt er in Krämpfen — dann bim — bam! —

wie sich die Glocke in dem Schloßturm hin und her wirft . . . Es fährt einem in die Glieder, als ob's die Feuerglocke wär'. —

Den Milchmann trifft's unterwegs — eine Braut plättet noch am Abend an ihrem Brautkleid und am Morgen ist sie tot. Ach! wenn einer ein wenig kränkelt und sich ein paar Tage hinschleppt und dann niederlegt — nun meinetwegen! Aber wenn einer so dasitzt ganz ruhig und vergnügt bei Tische oder befindet sich auf dem Weg zur Kirche und hat seine besten Kleider an, und plötzlich überkommt's ihn, daß er mit sich schlagen muß, und verreckt, wie ein vergifteter Hund . . . brr! . . . Kaum hat man sich von einem erholt, so folgt ein zweiter, und die Glocke droben im Türmchen könnt gar nicht zur Ruh. — Man geht zur Arbeit, da hört man's bim — bam — bim — bam, man fragt, wer war das? . . . da heißt's, der und der . . . Es ist nicht möglich, man hat ihn vor ein paar Stunden gesprochen . . . ruft man. Aber es ist doch so, — er ist umgefallen im Wirtshaus, man hat ihn nachhause tragen müssen, und nun ist er tot! — fünf — acht Personen sterben an einem Tag — man zählt die Häuser, in denen die Cholera nicht war. Es faßt einen an der Gurgel und unter dem Herzen, man möchte fliehen und weiß nicht, wohin, noch vor was. — Unsichtbar schreitet das Gespenst zwischen uns — es steht vielleicht knapp neben mir — es streckt die Hand aus — jetzt! . . .

Die Herrschaft reist fort. Zwei Doktoren kommen, gehen jedes Haus ab und reichen einem zum Abschied ein gedrucktes Papier. Man denkt erst, das sei zum Anschlagen an die Wand gegen die bösen Geister, nein, zum Lesen ist's. Man liest. — Mein Gott, was steht da — nichts, als man möge fleißig die Fenster öffnen und die Fußböden waschen — und derlei Wichtigkeiten. In der Nacht, nachdem die Ärzte fort waren, starben fünf. Den nächsten Morgen heißt's, die Ärzte hätten die Brunnen vergiftet im Auftrage der Reichen, damit die Armen stürben — denn es sind ihrer zu viele und sie verlangen alle Brot. Ein Unsinn, gnädiger Herr — und doch! wenn man sich fürchtet!

Aber wie groß auch die Angst sein mag, der Leichtsinn ist größer. Bei allen Begräbnissen giebt's noch Musik und Schmauserei, und das ganze Dorf drängt sich um die Särge und schwelgt dann später im Wirtshaus; denn vor den Ärzten fürchten sich die Leute und vor dem Wasser — aber vor der Ansteckung fürchten sie sich nicht und schonen wollen sie sich auch nicht, insbesondere nicht die Alten. Die sagen, wenn einer sterben soll, so stirbt er und man kann nichts dafür thun und nichts dagegen. — Aber ich . . . ich fürchte mich nicht nur vor den Kranken, ich scheue mich vor ihnen. Ein böser Ekel schüttelt mich, wenn ich an einer Hütte vorbei muß, in der ein Sterbender liegt oder ein Toter — und ich seh' mir meine beste Freundin nicht an im Sarg.

Eines Sonntags war's, und Buza kam zu uns zu Besuch, gelb im Gesicht und schwarz unter den Augen, sein Kopf war heiß, und er schleppte die Füße schwer. Besorgt fragte ich ihn, ob ihm etwas fehle, er aber versicherte: „nein." Dann fragte die Mutter, ob auch in seinem Dorf drüben die Seuche schon ausgebrochen sei. Wiederum verneinte er . . . „Drüben ist alles still." Da faßt'

ich ihn um den Hals und rief: „geh — geh, eile zurück, dorthin, wo die Luft noch rein ist — bei uns holst du dir den Tod!"

Er aber sieht mich an, so groß und treu und fragt: „Würdest du dich fürchten und nicht zu mir kommen, wenn die Seuche bei uns wütete, anstatt bei euch?"

Was giebt's da zu antworten! — Und der Abend kommt, schwarz und schwül. Ich begleite ihn weit, weit — und da wir uns trennen, ist's mir, als risse man mir ein Stück Herz aus der Brust. Lange blick' ich ihm nach; — dann wie ich heimkehre, tanzt mir etwas Schwarzes vor den Augen, und, wenn ich die Hand danach ausstreck', ist doch nichts da . . . und bei unserer Hütte springt es mir voran durch die Thür.

Ich knie' neben meinem Bett und bete — da plötzlich, gerade wie ich an ihn denke, ertönt die Totenglocke. Ich schlage die Hände vor die Ohren, springe in das Bett und ziehe mir die Decke über den Kopf, — etwas Schweres sitzt mir auf der Brust. Jetzt kommt's an mich, sag' ich mir — oder — an ihn.

Lange bleib' ich wach, endlich aber fallen mir die Augen zu. Mir träumt von meinem Hochzeitstag. Auf den Bräutigam wartend, steh' ich im Brautkleid vor dem Spiegel. Da klopft's draußen, und wie ich öffne — tritt der Totengräber herein. — Indem wach' ich auf! Kein Traum ist's mehr. Wirklich klopft jetzt jemand an dem kleinen Fenster, schreit und poltert. Ich stürze aus dem Bett. — Vor dem Fenster steht ein halbwüchsiger Junge — Honsa — sein Ochsenknecht, und ruft: „Macht schnell, er hat die Cholera, und verlangt nach Euch."

Da fahr' ich in die Kleider und laufe hinaus, so schnell mich die Füße tragen, über die Stoppeln und das frisch geackerte Feld. Aber wie ich auch eile — mir ist's, als käm' ich nicht vom Fleck — mir ist's, wie wenn einem träumt, daß einem ein Stier nachstürzt und die Füße sind einem festgewachsen am Boden.

Wir kommen zur Fähre; — schläfrig kriecht der Fährmann aus seiner Hütte. — Der braune Fluß grollt unter uns — und das weißliche Morgenlicht schimmert durch die graue Luft. Endlich bin ich dort. Das kleine Thürchen im großen Wirtschaftsthor knarrt, und der Herr Pfarrer mit dem Allerheiligsten tritt heraus. Sie führen mich in die Stube, in der er liegt. Seine Mutter sitzt neben seinem Bett. — Wie ich eintrete, steht sie auf und verläßt das Zimmer ohne mich zu grüßen. Zu schaffen haben will sie nichts mit mir und hinaus weisen kann sie mich nicht — er hat ja die Arme nach mir ausgestreckt. Sein Gesicht ist blau und verzerrt wie das des Maurers, den sie damals herunter schleppten vom Gerüst. Die Augensterne kriechen ihm unter die Stirn, und doch erkennt er mich noch; fragt mich, ob ich's ihm verzeih', daß er mich rufen ließ, er hatte solche Sehnsucht nach mir, — und fragt zärtlich, ob ich mich denn nicht fürchte und nicht scheue? — Ich vor ihm! — Mein Gott, ich weiß es ja kaum mehr, woran er stirbt, nur, daß er stirbt, weiß ich noch!

Da sitz' ich neben ihm und hör' ihn ächzen und stöhnen — und das Herz bricht mir im Leib, weil ich ihm nicht helfen kann. Immer unruhiger wird er,

fängt an wirres Zeug zu reden und wirft sich herum wie ein Rasender. Man möge ihm nur die Arme und Beine abhauen, schreit er, dann wird ihm besser. so aber hält er's nicht aus und hält's nicht aus. Mit einemmal streckt er sich aus, lang und starr, blickt nach irgend etwas an der Zimmerdecke — dann hebt's ihn so zwei Mal, — und es ist zu Ende! — Heilige Maria, ruf' ich aus, und beug' mich über ihn und presse ihn an mich und suche seine Lippen, um das Gift darauf zu finden, das ihn getötet hat, um denselben Tod zu sterben mit ihm! —

Da tritt seine Mutter herein, den Rosenkranz in der Hand. Ich fahre zurück — einen raschen Blick wirft sie auf das Bett, dann zieht sie der Leiche das Leintuch über den Kopf und weist mir die Thür. — Noch im Hinausschwanken seh' ich, wie sie nieder kniet und betet. Mir war's nicht eingefallen zu beten! —

Dann sitz' ich draußen auf einem Feldrain und sag' mir, er ist tot. Aber 's will mir nicht in den Kopf und nicht ins Herz. Und das Herz schmerzt mich nicht — es liegt mir nur in der Brust wie ein kalter, harter Stein. In der Dämmerung schleich' ich mich an seine Wirtschaft hin, blicke in die Fenster und sage mir, wo er wohl liegen mag. Eine Kuhmagd geht vorüber, ich frage sie, die aber giebt mir keine Antwort und lächelt nur höhnisch. Ich komm' an einem Schuppen vorbei; — in der braunen Lehmwand ist ein kleiner, schmaler Fensterspalt, mit eisernen Stäben vergittert, Es zieht mich hin. — Ich schau, und schau — seh' erst nur allerhand Gerät, Rechen, Schaufeln und altes Holz. — Durch eine Ritze im Thor gegenüber jedoch dringt Licht, — es fällt auf etwas Langes, Schmales, das dort liegt unter einem grauen Laken auf einem Brett. Das ist er! Da steck' ich meinen Arm durch das Gitter, so weit es nur geht, als könnt' ich ihn erreichen und ruf' in die große, stumme Scheune hinein: „Buza! —Buza! . . ." da hör' ich hinter mir lachen. Der Hans ist's, der kleine Ochsenknecht. Er schabt mir ein Rübchen. Mir aber wird heiß und kalt und ich schleich' mich fort! —

Wie dumm doch die Leut' sind! Sie denken alle daran, was ich verliere, — ich aber weiß nur, wen ich verloren hab'.

Unter dem eisernen Kreuz inmitten des großen Dorfplatzes sitzen die Mädchen beisammen und erzählen einander, daß das Leichenbegängnis großartig gefeiert werden soll mit Musik und Tanz, wie sich's bei einem Junggesellen ziemt — und die schöne, blonde Mádla, die Vorsteherstochter, soll die erste Kranzeljungfer sein.

Die Mádla selbst erzählt nichts, sondern sitzt blaß und stumm, ich seh' ihr's an, wie sehr sie sich vor der Annäherung mit der Leiche fürchtet, und doch will sie nicht zurücktreten aus Angst, die Mutter des Verstorbenen zu verletzen. Sie meint wohl, sie könne den Bruder des Armen nehmen, der zum Begräbnis erwartet wird aus der Stadt.

Den nächsten Tag ist die Leiche. Sein Bruder ist richtig gekommen. Er trägt einen schwarzen Hut und Handschuhe wie ein Herr — und thut so süß . . . so süß mit der Mádla. Mich haben sie nicht eingeladen. Ich sitze einsam auf einem Stein vor dem Dorf und warte. Traurig tönen die Glocken durch die

Luft, — dann langgezogen, wie das Stöhnen der Sterbenden erklingt die Musik. Der Geruch von Weihrauch und Wachskerzen schwebt mir entgegen, — ich hör' viele verschiedene Schritte durcheinander straucheln, — langsam naht die Prozession, voran der Pfarrer und die Ministranten, der Weihrauchkessel in einer grauen Wolke, — lange Wachskerzen, viel schwarzen Rauch und kleine rote Flammen — und nun — der Sarg! Sechs Mädchen in weißen Kleidern und mit grünen Kränzen auf dem Kopf tragen ihn, — wie schwer ihnen die Bahre auf den Schultern lastet. Die blonde Mädla ist totenblaß. — Und sie gehen und gehen — und alle Bäuerinnen weinen . . . ich allein weine nicht! —

Spät — spät, während die andern alle in der Schänke tanzen, schleppe ich mich hinüber zum Kirchhof auf sein Grab. Da hör' ich eine hämische Stimme hinter mir: „Wann wird Hochzeit sein?" —

's ist wiederum der böse Hans. Dort sitzt er auf der Mauer, sich mit beiden Händen haltend und grinst wie ein Teufel. Mit einemmal geben die Steine nach — und rücklings fällt er in den Kirchhof herein, mit seinem Wirbel gegen ein Eisenkreuz. Seitdem ist er nicht mehr gewachsen, nein, nicht um einen Zoll und ist wirr geblieben im Kopf. Und heute heißt er der Narrenhans.

Wie ich endlich heim komme zur Mutter, fühl' ich die Krankheit in mir und lege mich nieder. Sie reichen mir allerhand Arzneien, ich aber schütte die insgesamt in die große Grube unter meinem Bett — die Grube, darin wir im Winter die Kartoffeln bewahren. Ich will nicht gesund werden. Aber — ach, gnädiger Herr! die Alten haben recht — man kann nichts dazu thun und nichts dagegen. Nach drei Tagen bin ich gesund. Da hör' ich, daß die Mädla am Morgen nach dem Begräbnis verschieden ist. Mich trifft's wie ein Messer ins Herz. — Sie ist bei ihm und ich — ich — — da lauf' ich hinunter zum Fluß — aber wie ich hineinspringen möchte, ist mir's, als steige etwas Kaltes aus dem Wasser und stoße mich zurück. Da weiß ich's, daß er mich nicht mehr will — er braucht mich nicht im Himmel.

Dann — dann sagen sie mir, daß ich leben muß — dann ist das Kind gekommen. — Armer Wurm! . . . da arbeitet man so weiter, und die Zeit vergeht! Aber das Leben ist teuer, und der Verdienst ist schmal — die Mutter war tot — die Kleine kränkelte — Mein Gott! sein Kind darben lassen! . . . Nun, und wie der Müller mich wollte, so — — sagte ich ja — und dann . . . ." sie schweigt und blickt weit vor sich hin! —

Da schleicht sich das kleine Mädchen an sie heran und legt den braunen Arm um ihren Hals. — „Mutter, du hast vom Väterchen erzählt, nicht wahr?"

Die Müllerin küßt das Kind auf die Stirn.

„Katschenka!" ruft eine heisere, greinende Stimme aus dem Hause.

Da erhebt sie sich, tritt hinein.

Ich sehe ihre große Gestalt noch, bis sie verschwindet in der Moderluft, in dem Dunkel! —

Digitized by Google

Die Naturwissenschaft und die moderne Gesellschaft.

Von

Ludwig Büchner.

Unter den verschiedenen Wissenschaftszweigen, mit denen sich der menschliche Geist beschäftigt, dürfte kaum einer genannt werden können, welcher sich eines verhältnismäßig so tiefgreifenden Einflusses auf die Denkweise des gegenwärtigen Jahrhunderts und damit auf den Charakter der modernen Gesellschaft zu berühmen hätte wie die Naturwissenschaften. Die Erklärung für diese Erscheinung ist leicht zu finden. Sie liegt teils in den überraschenden und wirklich großartigen Entdeckungen oder wissenschaftlichen Aufklärungen, welche die Naturforschung im Laufe der letzten hundert Jahre geliefert hat, teils in der großen Hilfeleistung, welche dieselbe den Fortschritten der Zeit in technischer und materieller Beziehung zu teil werden ließ, teils und zuletzt in der allgemeinen Richtung der Zeit auf das Erfahrungsmäßige — eine Tendenz, welche von den Naturwissenschaften vorzugsweise gepflegt und gefördert wird und welche einen wohlthuenden Gegensatz zu den resultatlosen Spekulationen vorhergehender Jahrzehnte bildet. Es soll in letzterer Beziehung nicht geleugnet werden, daß es an Spekulation und Hypothese auch in den Naturwissenschaften in keiner Weise fehlt; aber sie dienen hier nicht als Selbstzweck, sondern nur als Hilfsmittel des Weiterschreitens auf dem Wege erfahrungsmäßiger Forschung und als notwendige Brücken der Verbindung einzelner Forschungsresultate unter einander zur Aufstellung einheitlicher Gesichtspunkte. Der wirkliche oder vermeintliche Gegensatz, in welchen sich diese Resultate zu der religiösen Weltanschauung und Welterklärung setzen, soll hier nicht weiter berührt oder verfolgt werden; es mag jedem Einzelnen überlassen bleiben, sich in seinem Gewissen mit diesem Gegensatz abzufinden, so gut es geht oder auch nicht geht. Um so unerläßlicher wird es erscheinen, eine kurze Übersicht über die Resultate der Naturwissenschaft in den letzten hundert Jahren zu geben, soweit sie die allgemeine Bildungsrichtung der Zeit bestimmen, und daran erst den Nachweis ihres Einflusses auf die Gestaltung und Denkweise der modernen Gesellschaft anzureihen.

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts Lavoisier die Wage in die Chemie einführte, geschah die große Entdeckung der Unzerstörbarkeit des chemischen Atoms oder — wenn man neueren Theorieen Rechnung tragen will — des das Atom zusammensetzenden Amers. Damit war die sogenannte „Konstanz der Materie" wissenschaftlich erwiesen, nachdem dieselbe allerdings schon Jahrtausende vorher einen Glaubenssatz gewisser philosophischer Richtungen gebildet hatte, aber immer wieder von anderer Seite in Zweifel gezogen oder in Abrede gestellt worden war. Hätte diese Negation Recht behalten oder behalten können, so würde dem späteren Aufschwung der Naturwissenschaft gewissermaßen der Boden unter den Füßen weggezogen worden sein; denn eine stete Vernichtung und Neuschöpfung der Substanz würde jede innere Gesetzmäßigkeit im Entstehen und Vergehen unmöglich

gemacht und die Willkür an die Stelle der Ordnung gesetzt haben. Auch hat der gesunde Menschenverstand von jeher die Unvernichtbarkeit des Stoffs, wenn auch nur als allgemeinsten Begriff, festgehalten; und der große englische Dramatiker hat bekanntlich bereits vor dreihundert Jahren den Staub, welcher des großen Cäsar Leib bildete, bis zu dem Punkte verfolgt, wo er ein Loch der Wand verklebt.

Noch größer und folgewichtiger als die Entdeckung der Unsterblichkeit des Stoffs war die in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts gemachte Entdeckung von der Unsterblichkeit oder Erhaltung der Kraft oder die gewonnene Überzeugung, daß sich die Kraft in bezug auf Entstehen und Vergehen gerade so verhält wie ihr materielles Substrat oder der Stoff. Von diesem eigentümlichen Verhältnis hatte man früher keine Ahnung, sondern glaubte, daß Kräfte beliebig aus dem Nichts hervorgerufen werden und in nichts zurückkehren könnten. Hätte man zu der Zeit, als die Unsterblichkeit des Stoffs oder die Ewigkeit und Unvernichtbarkeit der Atome entdeckt wurde, dieselben Vorstellungen über das Verhältnis von Kraft und Stoff oder über deren absolute Untrennbarkeit gehabt wie heute, so hätte sich der Satz von der Unsterblichkeit der Kraft als notwendige logische Konsequenz sofort daraus entwickeln müssen. Aber dieses war so wenig der Fall, daß vielmehr lange Zeiträume vergehen mußten, in denen Kraft und Stoff als durchaus getrennte oder verschiedene Dinge oder Begriffe angesehen wurden — eine Anschauung, welche zwar aus den physikalischen Wissenschaften seit der Beseitigung der „Imponderabilien"-Lehre längst verschwunden ist, welche sich aber in den biologischen und philosophischen Disziplinen in der Form der berüchtigten „Lebenskraft" stellenweise und in derjenigen der Seelentheorie ziemlich allgemein bis auf den heutigen Tag erhalten hat. So konnte es kommen, daß erst verhältnismäßig spät nach der Entdeckung der Ewigkeit der Materie die ihr notwendiges Korrelat bildende Ewigkeit der Kraft entdeckt oder nachgewiesen wurde. Das neuentdeckte Prinzip selbst aber ist von solcher Wichtigkeit, daß es gegenwärtig wie ein belebender Odem die gesamten Naturwissenschaften durchdringt, und daß fast keine naturwissenschaftliche Untersuchung prinzipieller Art mehr angestellt werden kann ohne dessen stete Beobachtung oder Anwendung. Sehr vereinfacht wird das genannte Prinzip durch die von Tag zu Tag wahrscheinlicher werdende Annahme, daß es überhaupt nur eine Kraft giebt, und daß das, was wir als einzelne Kräfte bezeichnen, nur verschiedene Modifikationen oder Erscheinungsweisen derselben Ur- oder Grundkraft sind. Ihre gegenseitige Verwandlung nach dem Grundsatz der Äquivalenz wird dadurch um so leichter begreiflich, und dem ewigen Kreislauf der Stoffe oder des Stoffs (wenn man nur einen einzigen Ur- und Grundstoff annimmt) stellt sich der ewige Kreislauf der Kraft ebenbürtig zur Seite. Jedenfalls ist mit der Erkennung dieser beiden großen, sich gegenseitig bedingenden Prinzipien jede Art von Mystik oder Wundersucht aus dem Gebiet der Naturwissenschaften für immer verbannt. Alles in der Natur geht auf natürliche und gesetzmäßige Weise vor sich und kann auf keine andere Weise vor sich gehen, wenn wir auch nicht immer im stande sind, in

jedem einzelnen Falle diesen naturnotwendigen Zusammenhang zu durchschauen oder nachzuweisen.

Fast noch wichtiger als das Prinzip von der Verwandlung der Kraft selbst erscheint die an der Hand desselben gemachte große Entdeckung, daß alle auf der Erde wirksamen Kräfte oder Bewegungen in letzter Linie einer einzigen Quelle entstammen, oder daß sie ohne Ausnahme nichts Anderes sind als umgewandelte Energie der Sonnenstrahlen oder der durch diese Strahlen angeregten Schwingungen des Weltäthers. Es giebt keine Bewegung in der Natur, keine Kraft-Entfaltung irgend welcher Art, welche sich nicht (vielleicht mit einziger Ausnahme von Ebbe und Flut) auf diese Quelle zurückführen ließe; und wer diese große Wahrheit philosophisch ausdenken will, kann dem kühnen Ausspruch Tyndalls, daß unser ganzes Dasein, unsere ganze Poesie und Wissenschaft der Anlage nach einstmals in den Feuern der Sonne enthalten gewesen sein müssen, seine Zustimmung nicht versagen.

Wohl ist unser kleines Planetensystem, innerhalb dessen sich diese Vorgänge abspielen, nicht die Welt selbst, sondern nur ein verhältnismäßig sehr unbedeutender Teil des ewigen und unendlichen Alls. Aber die Forschungen der Astronomen und die großartigen Enthüllungen des Fernrohres haben uns überall, wohin dasselbe zu dringen im stande ist, nur dieselben Gesetze, Bewegungen und Entwicklungs-Vorgänge wie in unserer nächsten Nähe erkennen lassen, so daß man danach berechtigt ist, auf die durchgreifende Allgemeinheit der uns bekannten Weltordnung in den unserer Forschung zugängigen Himmelsräumen zu schließen. Fast noch mehr berechtigen uns hierzu die Ergebnisse der Astrophysik, welche mit Hilfe der wunderbaren, 1859 gemachten Entdeckung der Spektral-Analyse im stande gewesen ist, die auf den entferntesten Weltkörpern in glühendem Zustande befindlichen Grundstoffe als mit den unsrigen identisch oder mindestens ganz nahe verwandt nachzuweisen. Der berühmte Entdecker der Spektral-Analyse, Professor Kirchhoff selbst, hat seine aus seinen Untersuchungen gewonnene Überzeugung dahin ausgesprochen, „daß die Stoffe und Kräfte im ganzen Weltall im wesentlichen die gleichen sind." Es dürfte daher keine allzugewagte Annahme sein, daß überall, wo sich im Bereich des unendlichen Sternenheeres ähnliche Verhältnisse oder Zustände bilden oder zusammenfinden wie hier auf unserer Erde, auch die gleichen oder ähnlichen Resultate hervorgehen oder sich bilden müssen.

Freilich spielt, von diesem Standpunkte aus betrachtet, unter den Milliarden von Himmelskörpern, welche in stetem Entstehen und Vergehen begriffen sind, unser eigener Planet eine verhältnismäßig sehr untergeordnete Rolle, und die Stellung, welche er und das auf ihm lebende Menschengeschlecht ehedem als Mittelpunkt und Zweck des gesamten Daseins einnahm, ist gegenüber den Resultaten der astronomischen Wissenschaft gründlich verloren gegangen. Für uns Erdenbewohner selbst aber hat unser irdischer Wohnplatz trotz seiner Unbedeutendheit im großen Ganzen an Interesse oder Wichtigkeit nichts verloren; und die Forschungen über seine Bildung und geschichtliche Vergangenheit bilden in der Reihe der naturwissenschaftlichen Errungenschaften dieses Jahrhunderts nicht gerade den schwächsten der zahl-

reichen Glanzpunkte. Die Wissenschaften der Geologie und der Paläontologie haben enorme Fortschritte gemacht und an die Stelle der ehemaligen Kataklysmen-Theorie, welche dem Kausalitäts-Prinzip nicht zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg legte, die Prinzipien steter und langsamer Veränderung und Entwickelung gesetzt, an der Hand der nämlichen Vorgänge, welche auch heute noch an der Gestaltung der Erdoberfläche wirksam sind. Aber die größten Resultate sind erreicht worden durch die Verbindung der Geologie mit der Archäologie zu der Wissenschaft der sogenannten Archäogeologie, welche eine der wichtigsten Fragen, die sich der Mensch überhaupt vorlegen kann, zu einem definitiven Entscheid gebracht hat, und zwar in einem Sinne, welcher dem früher Geglaubten diametral entgegengesetzt ist. Es ist die Frage nach der Existenz des fossilen Menschen oder nach Alter und Herkunft des Menschengeschlechts als solchen. Noch fast bis in die Mitte des Jahrhunderts galt die Existenz des fossilen oder vorweltlichen Menschen für ein ebensolches Märchen wie diejenige fossiler oder vorweltlicher Affen. Inzwischen sind beide gefunden, und es ist das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde durch unzweifelhafte Entdeckungen in eine vergangene Ferne gerückt worden, welche mit der geschichtlich beglaubigten Überlieferung der Zeit nach in einem argen Mißverhältniß steht. Freilich würde die Thatsache jenes hohen Alters an und für sich auf die hochwichtige Frage über Entstehung und Herkunft des Menschengeschlechts kein Licht zu werfen im stande sein, wenn nicht hier eine Reihe weiterer naturwissenschaftlicher Disziplinen, welche in ihrer gegenwärtigen Vollendung ebenfalls mehr oder weniger Kinder der Neuzeit sind, mächtige Hülfe geleistet hätten. Es sind Anatomie und Physiologie mit Einschluß der Entwickelungsgeschichte, Ethnologie und Tier-Psychologie. Alle diese Wissenschaften weisen übereinstimmend auf diejenige Lösung des „Geheimnisses der Geheimnisse", wie es ein englischer Philosoph nennt, welche zugleich die natürlichste oder wenigst wunderbare ist; und es muß diese Lösung in Anbetracht der tiefen und, wie es schien, absolut undurchdringlichen Dunkelheit, durch welche früher die Frage nach Entstehung und Herkunft des Menschengeschlechts verschleiert war, als eine der größten und folgewichtigsten geistigen Errungenschaften des Jahrhunderts angesehen werden. Dieselbe steht übrigens im engsten Zusammenhang mit der überraschenden Lösung, welche die Entstehung und Herkunft der organischen Welt überhaupt durch die von Darwin veranlaßte allgemeine Wiederaufnahme der Entwickelungs- und Abstammungs-Lehre gefunden hat. Vorgänge und Ereignisse aus der Geschichte der Vergangenheit, welche früher der natürlichen Erklärung ganz unzugänglich waren und nur mit Hülfe übernatürlicher Einwirkung begreifbar erschienen, wurden dadurch plötzlich in das helle Licht wissenschaftlicher Erleuchtung und Erklärung gerückt, und selbst die bisher stets einen unverrückbaren Stein des Anstoßes bildende Frage der Urzeugung oder der Entstehung des ersten organischen Form-Elements bietet heutzutage der wissenschaftlichen Erklärung keine ernste Schwierigkeit mehr dar. Zugleich hat die Darwin'sche Lehre ein helles Licht auf das früher viel zu gering geschätzte oder selbst kaum gekannte Moment der Vererbung geworfen und damit eine Reihe der wichtigsten Aufschlüsse über Veränderung der organischen

Wesen und ihr allmähliches körperliches wie geistiges Voranschreiten geliefert. Insbesondere haben hierdurch die ehemaligen Vorstellungen über die Erscheinungen der sogenannten „Angeborenheit" und der aprioristischen Ideen eine gründliche und wohlthätige Umwandlung im Sinne der Erfahrung und der realen Wissenschaft erfahren. Auch ein weiteres der von Darwin für die Veränderung der organischen Welt geltend gemachten Momente oder der berühmte „Kampf um das Dasein" hat uns Verhältnisse von größter Wichtigkeit kennen gelehrt, an welche früher kaum jemand dachte, und welche namentlich in ihrer Anwendung auf die menschliche Gesellschaft und deren künftige Gestaltung von der einschneidendsten, im weiteren Verlauf unseres Aufsatzes genauer zu erörternden Bedeutung zu werden versprechen.

Endlich sind die Gehirn- und Seelenforschung, die letztere auf naturwissenschaftlicher Grundlage und nach induktiver Methode, hinter ihren schwesterlichen Disziplinen nicht zurückgeblieben und haben einerseits die anatomisch-physiologischen Grundlagen der Seelenthätigkeit nachgewiesen, andererseits gezeigt, wie auch die von physischen Bedingungen abhängige Geistes- und Seelenthätigkeit nach dem Prinzip von der Erhaltung und Verwandlung der Kraft beurteilt werden muß. Eine der schönsten und wertvollsten Errungenschaften in dieser Richtung bildet der Nachweis über die Zeitdauer des Gedankens oder der psychischen Thätigkeit überhaupt, sowie über die Elektrizität als Ursache oder Bedingung der Nerventhätigkeit.

Wenn wir alles dieses mit einem kurzen Blicke überschauen, so müssen wir zugeben, daß die Wissenschaft der Natur in den letzten hundert Jahren eine Reihe von Fortschritten gemacht hat, wie deren ein einziger früher vielleicht nur während eines ganzen Jahrhunderts gemacht wurde — obgleich hier nur solche Fortschritte in Betracht gezogen wurden, welche einen unmittelbaren Einfluß auf die allgemeine Bildungsrichtung der Zeit oder auf das wissenschaftliche Zeitbewußtsein zu äußern im stande sind, während so viele kleinere und an sich nicht minder wichtige Erweiterungen unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse keine Erwähnung fanden. Freilich darf man sich deshalb keinen übertriebenen Vorstellungen oder Hoffnungen hingeben und von dieser Wissenschaft Aufklärungen erwarten, welche sie nun und nimmer zu geben im stande ist. Alles, was wir von menschlicher Wissenschaft überhaupt zu erwarten berechtigt sind, sind Antworten auf die Frage nach dem Wie? natürlicher Vorgänge oder Zusammenhänge, während das Warum? als ewig unlösbares Rätsel dahinter stehen bleibt und jeder Anstrengung zu seiner Lösung spottet und immer spotten wird.

Das Warum? wird offenbar,
Wenn die Toten auferstehn;
Doch das Wie? ist sonnenklar,
Wenn die Welt wir recht verstehn.

Das Dasein, sowohl das individuelle wie das allgemeine, ist eben einfach eine Thatsache, die wir als solche hinnehmen und von der wir uns gestehen müssen, daß, da dasselbe nach den Gesetzen der Logik wie nach der Erfahrung als in Raum und Zeit end- und anfanglos angesehen werden muß, von einer bestimmten Ursache oder Verursachung desselben, von einem Warum? überhaupt nicht die Rede sein

kann. Dagegen hat uns die wissenschaftliche Forschung über das Wie? des Seins und des allmählichen Werdens Aufschlüsse geliefert, welche in früheren Jahrhunderten oder Zeiten für absolut unmöglich gehalten werden mußten; und es mag dieses als ein warnender Fingerzeig denjenigen dienen, welche das bekannte „Ignorabimus“ auf ihre Fahne geschrieben haben und dem menschlichen Forschungstrieb gewisse Grenzen zu ziehen bemüht sind, von welchen sie behaupten, daß dieselben niemals überschritten werden könnten. In Bezug auf die Fragen des Wie? oder des Was? oder des Wodurch? kann es keine solche Grenzen geben, während allerdings die Frage nach einer ersten oder obersten Ursache aller Entstehung oder nach dem Warum? des Daseins eine im philosophischen oder wissenschaftlichen Sinn gar nicht aufzuwerfende und nur im theologischen Sinne beantwortbare ist. Man wird sich daher um so weniger mit dieser Frage beschäftigen, je mehr das theologische Zeitbewußtsein nach und nach in das wissenschaftliche übergeht, dagegen seine Anstrengungen um so mehr auf das wirklich Erreichbare oder auf dasjenige richten, was wir mit unserer Erkenntnis und unserem Urteil zu umfassen im stande sind. Hier hat uns denn eine lange und mehr als tausendjährige Erfahrung gelehrt, daß unsere wissenschaftliche Erkenntnis uns andauernd um so enger mit der Natur und dem Erdenleben verknüpft, je mehr sie an Tiefe und Umfang voranschreitet, während sie uns in demselben Maße von den spiritualistischen Annahmen der Vergangenheit entfernt. Aber was wir damit auf der einen Seite an (vielleicht subjektiv mehr oder weniger beglückenden) Illusionen einbüßen oder verlieren, gewinnen wir auf der anderen Seite reichlich und doppelt zurück durch das Bewußtsein, daß in dem irdischen Entwickelungs-Prozeß bis jetzt ein Höheres und Vollkommneres nicht erzeugt wurde als der Mensch, und daß dessen gegenwärtiges wie künftiges Geschick ganz in seine eigene Hand gelegt ist. Die Natur hat sich in ihm gewissermaßen selbst erkannt, ist sich selbst mit Bewußtsein gegenübertreten und hat damit eine selbständige Aufgabe der Vorausbildung übernommen, deren Erfüllung sie selbst und den Menschen immer mehr aus dem ehemaligen traumhaften Naturdasein emporreißt und immer weiter von den rohen und unvollkommenen Zuständen der Vergangenheit entfernt. Es ist leicht einzusehen, daß damit ein ganz neues, vorher nicht gekanntes Prinzip in die Natur und in die Welt überhaupt hineingetragen worden ist — ein Prinzip, welches sich auf das wesentlichste von allem vorher Dagewesenen unterscheidet. Denn wenn vorher die Naturmacht in jeder Beziehung größer war als die Menschenmacht, so ist jetzt in sehr vieler Beziehung das gerade Gegenteil eingetreten, und die Natur mit ihren gewaltigen Kräften beugt sich willig unter den befehlenden Finger des Menschen, der die Rolle eines Natursklaven mit derjenigen eines Naturherrschers vertauscht hat und an die Stelle der unbewußten Mechanik die eigene freie Selbbestimmung setzt. Je mehr dieses geschieht, um so mehr wird der Mensch Mensch im eigentlichen Sinne des Wortes, und um so mehr nähert er sich denjenigen Zielen, welche als die Zukunft des Menschengeschlechtes angesehen werden müssen. Hierbei ist aber vor allem die Erkenntnis für ihn notwendig, daß seine natürliche Bestimmung niemals von ihm erreicht

werden kann, so lange er sich in ähnlicher Weise wie das Tier nur als Einzelwesen fühlt und seinen Kampf um das Dasein nur auf eigene Faust und geleitet von bloß persönlichen oder egoistischen Motiven kämpft. Der Mensch ist ein geselliges oder gesellschaftliches Wesen und kann seine Bestimmung und damit auch sein Glück offenbar nur in Verbindung mit gleichartigen oder innerhalb der menschlichen Gesellschaft selbst erreichen. Der Einzelne ist alles, was er ist, nur in und mit der Menschheit oder durch dieselbe, und sein Streben nach persönlichem Glück ist daher notwendig auf das innigste verknüpft mit dem Streben nach Wohlsein und Fortbildung der Menschheit überhaupt.

Diese Betrachtungen führen ganz wie von selbst zu dem eigentlichen Thema dieses Aufsatzes oder zu dem Verhältnis der Naturwissenschaften zu dem Zustand der modernen Gesellschaft. Wenn, wie gezeigt wurde, der Sieg der Vernunft- oder Menschenmacht über die Naturmacht in technischer oder materieller Beziehung längst entschieden ist, so sind wir weit davon entfernt, sagen zu können, daß auch das Gleiche der Fall sei in moralischer Beziehung; und wenn der natürliche Kampf um das Dasein seinen Einfluß auf den Menschen in demselben Grade verliert, in welchem derselbe zivilisatorisch voranschreitet, so tritt dafür der soziale Kampf um das Dasein ein, der in seiner Weise nicht weniger grausam und rücksichtslos geführt wird wie jener. Allerdings hat der zivilisierte Mensch die ursprünglichste und roheste Form jener Mitbewerbung oder den natürlichen Kampf aller gegen alle durch geordnete Staats- und Gesellschaftszustände längst bei sich überwunden und hat eine Menge von Einrichtungen geschaffen, welche dazu bestimmt oder geeignet sind, den Einzelnen wenigstens vor den verderblichsten Folgen jenes Kampfes zu behüten und dem Schwachen Schutz gegen den Starken oder gegen die Unbilden der Natur zu gewähren. Auch leistet die von den Grundsätzen der allgemeinen Menschenliebe getragene Privat-Wohlthätigkeit gar vieles, was geeignet ist, die Härten und Schreckuisse des Kampfes abzuschleifen oder doch den Unterliegenden vor dem mitleidslosen Zertretenwerden zu schützen. Aber daß dieses so ist, ist mehr ein Resultat der Zufälligkeit als der Notwendigkeit; und es darf nicht verkannt werden, daß die eigentlichen Grundsätze, auf denen der Bau der menschlichen Gesellschaft ruht, auch heute noch ganz die alten oder ehemaligen des rohen Naturkampfes sind, wenn sie auch durch ihre Übertragung auf das moralische Gebiet andere und weniger rohe Formen angenommen haben. Wo das Wohl oder Interesse des Einzelnen in Frage kommt, da kennt der gesellschaftliche Egoismus in der Regel ebensowenig Mitleid oder Schonung wie der Tiger, wenn er sein Opfer zerreißt; und man kann oder darf dieses dem Einzelnen nicht einmal zum Vorwurf machen, da der Trieb oder das Interesse der Selbsterhaltung innerhalb eines gesellschaftlichen Organismus, wie er zur Zeit noch besteht, ihm eine andere Wahl gar nicht möglich macht, wenn er nicht seinen eignen Untergang herbeiführen oder beschleunigen will. Dazu kommt, daß die Ungleichheit der Gesellschaft selbst den sozialen Kampf zu einem noch ungleicheren macht als den natürlichen, indem die Natur jedem Einzelwesen nahezu gleiche Mittel des Kampfes oder der Verteidigung oder der Flucht liefert, während im

Innern der menschlichen Gesellschaft der Stärkere, der Reichere, der gesellschaftlich höher Stehende, der Wissendere u. s. w. eine fast unbestrittene Herrschaft über den Schwachen, Unwissenden, niedrig Stehenden ausübt und infolge langjähriger Gewohnheit es ganz in der Ordnung findet, daß er dessen Kräfte bis zur äußersten Anspannung in seinem eignen Interesse thätig sein läßt. Bei einem solchen Zustande kann sich die Gesamtheit als solche unmöglich wohl fühlen, sie muß einsehen, daß es besser ist, wenn alle mit vereinten Kräften und gegenseitiger Unterstützung nach demselben Ziele oder nach Befreiung von den Schranken der Naturmacht streben, als wenn sich die besten Kräfte durch gegenseitige Zerfleischung und Ausbeutung unter einander selbst aufreiben. Der an sich so wohlthätige Wettbewerb kann und soll dabei bestehen bleiben; aber er soll aus der alten und rohen Form der gegenseitigen Befehdung und Vernichtung im Kampfe um das Dasein in die veredelte und eigentlich menschliche Form des Wettbewerbes für das allgemeine Beste übergeführt werden. Mit andern Worten: An die Stelle des Kampfes u m das Dasein soll der Kampf f ü r das Dasein, an die Stelle des Menschen soll die Menschheit, an die Stelle der gegenseitigen Befehdung soll die allgemeine Eintracht und gegenseitige Unterstützung, an die Stelle des persönlichen Unglücks soll das allgemeine Glück, an die Stelle des allgemeinen Hasses die allgemeine Liebe treten! Mit jedem Schritte auf diesem Wege wird sich der Mensch weiter von seiner tierischen Vergangenheit, von seiner Unterordung unter die Naturmacht und deren unerbittliche Gesetze entfernen und zum Schöpfer seines eigenen Glückes werden oder dem Ideal menschlicher Entwickelung näher kommen.

Hier und an diesem Punkte liegt also die große Aufgabe der Zukunft für die menschliche Gesellschaft, welcher dieselbe, wie es dem Verfasser scheint, an der Hand der von der Naturwissenschaft gegebenen Direktive oder Richtschnur zuzustreben hat. Was ihr diese Wissenschaft an über das Erdenleben hinaus reichenden Wünschen oder Hoffnungen vielleicht genommen hat, ersetzt sie ihr durch ihren Hinweis auf dieses Erdenleben selbst und dessen möglichste Vervollkommnung an der Hand der Vernunft und Wissenschaft; und wenn vielleicht der kindliche Glaube des Menschen an eine höhere Lenkung seiner Geschicke durch die Resultate jener Forschungen Einbuße erlitten haben sollte, so ersetzt sich dieser Verlust durch den Glauben an die eigene Kraft und durch die Überzeugung, daß, wie bereits erwähnt, das Geschick des Menschen auf der Erde ganz in seiner eignen Hand liegt, und daß seiner Herrschaft über die Natur und über sich selbst kein anderes Hindernis in den Weg gelegt ist als die eigene Schwäche und Unfähigkeit. In demselben Maße also, in welchem es ihm gelingt, dieser Schwäche und Unfähigkeit Herr zu werden, wird der Mensch besser, glücklicher und erfolgreicher in seinem großen Kampfe um das Dasein und um irdische Glückseligkeit werden.

Freilich genügt es nicht, diese Gesichtspunkte im großen oder allgemeinen festgestellt zu haben; man muß auch zu zeigen verstehen oder wenigstens zu zeigen versuchen, wie sich eine gesellschaftliche Reform, welche die Vernunftmacht an die Stelle der Naturmacht setzen und himmlische durch irdische Freuden ersetzen soll, im einzelnen zu gestalten haben würde; und man wagt sich damit an eine der

schwierigsten Aufgaben, welche sich der menschliche Geist überhaupt zu stellen vermag. Daher rechnet der Verfasser, wenn er dieses Wagnis im Folgenden unternimmt, auf die gütige Nachsicht seiner Leser nicht bloß, sondern auch und fast noch mehr auf deren Duldsamkeit, da soziale Übel und die Mittel zu deren Abhilfe nicht wohl besprochen werden können, ohne persönlichen Interessen einzelner oder einzelner Gesellschaftsklassen in einer oder der anderen Weise nahe zu treten. Von einer zu befürchtenden Gefahr kann dabei nicht die Rede sein, da ja die Erörterung selbst eine rein theoretische ist.

Um nun die gestellte Aufgabe lösen oder ihrer Lösung nahe kommen zu können, muß man sich vor allem die Thatsache klar zu machen suchen, daß auf keinem Gebiete menschlichen Seins der Kampf um das Dasein, nachdem er sich von dem physischen oder Naturgebiet mehr und mehr auf das moralische und geistige gezogen hat, ärger gewütet und tiefere Spuren seiner verheerenden Wirkung zurückgelassen hat als gerade auf dem sozialen oder gesellschaftlichen. Leider sind unsere Nerven durch die tägliche Gewohnheit und den ununterbrochenen Anblick so vielen Elends bis zu einem solchen Grade abgestumpft, daß wir die grenzenlosen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, welche der gesellschaftliche Krieg im Gefolge gehabt hat und fortwährend hat, kaum mehr zu bemerken scheinen und die ganze Sache ebenso natürlich und unvermeidbar finden wie den grausamen und ohne jede Rücksicht geführten Daseinskampf der Natur selbst. Aber wir vergessen dabei den großen Unterschied zwischen dem keine Ausnahme zulassenden Naturgesetz, welches seine Opfer meist schnell und ohne daß diese zum Bewußtsein ihrer Lage kommen, tötet, und dem mit Bewußtsein geführten Daseinskampfe des Menschen, welcher unter dem Drucke menschlicher und daher der Verbesserung fähiger Einrichtungen und Zustände geführt wird. Allerdings verdanken auch diese Einrichtungen und Zustände ihre Entstehung einer geschichtlichen Entwickelung, welche viele Ähnlichkeit mit dem Gang natürlicher Entwickelung bietet und welche von dem freien Zuthun des Menschen nur bis zu einem gewissen Grade beeinflußt werden konnte. Aber je mehr sich die Menschheit zu der ihr bestimmten Höhe entwickelt, und je mehr sie sich in die Lage versetzt sieht, das rohe Natur-Verhältnis durch die freie und vernünftige Selbstbestimmung ersetzen zu können, um so mehr wird und muß sie sich auch die Frage vorlegen, ob der Zustand der grenzenlosen gesellschaftlichen Ungleichheit und Ungerechtigkeit ein notwendiger oder zufälliger ist, und ob wir im stande sind, den nachteiligen Folgen dieses Zustandes für den Einzelnen wie für die Gesamtheit durch verbesserte Einrichtungen der Gesellschaft selbst entgegenzuwirken oder gar abzuhelfen.

Wenn wir nun das menschliche Leben als einen gegenseitigen Kampf, als einen Wettbewerb um die Lebensbedingungen auffassen, so ist es klar, daß dieser Kampf oder Wettbewerb von den einzelnen Kämpfern oder Bewerbern mit sehr ungleichen Kräften oder Mitteln geführt wird, und daß derselbe in dieser Beziehung, wie bereits erwähnt wurde, sogar hinter dem Naturkampf zurücksteht, bei welchem unter der Art nach gleichen Wesen von den Einzelnen mit ziemlich

gleichen Kräften und Aussichten gekämpft wird. Die Fülle und der Reichtum der Natur steht ihnen allen ziemlich gleichmäßig zu Gebote, und es giebt keine Privilegien, welche dem einen verbieten würden, etwas zu nehmen, was dem anderen gestattet ist. Nur individuelle Kraft oder Fähigkeit ist entscheidend. Ganz anders bei dem Menschen, welcher, wenn er zur Welt kommt, bereits alle oder alle guten Plätze an der Tafel des Lebens besetzt findet und, wenn ihm nicht Geburt, Reichtum, Rang u. s. w. zu Hilfe kommen, von vornherein dazu verurteilt ist, seine Kräfte und sein Leben im Dienste und zum Vorteil anderer aufzubrauchen. Nur sehr ausnahmsweise wird es dem Einzelnen gelingen, sich aus niederer Stellung durch eigene Anstrengung zu Rang und Reichtum zu erheben, während das Schicksal der großen Menge von vornherein besiegelt und das Glück weniger auf das Unglück oder die Entbehrung vieler gegründet ist. Wenn das Tier seine Höhle oder sein Nest allerdings auch sein Eigentum nennt, so muß es doch gewärtig sein, in diesem Besitz jeden Augenblick durch andere gestört oder daraus verdrängt zu werden, während der menschliche, wenn auch ohne jede eigene Anstrengung erworbene Besitz durch die Gesamtheit garantiert oder beschützt wird. Und da sich dieses Verhältnis von Generation zu Generation forterbt, so kann es nicht anders sein, als daß mit der Zeit jener Zustand der Ungleichheit daraus erwächst, welcher den eigentlichen Charakter der gegenwärtigen Gesellschaft bildet und in immer steigendem Maße bilden wird. Grenzenlose Armut neben grenzenlosem Reichtum, grenzenlose Gewalt neben grenzenloser Ohnmacht, grenzenloses Glück neben grenzenlosem Elend, grenzenloser Überfluß neben grenzenloser Entbehrung, höchstes Wissen neben tiefster Unwissenheit, angestrengteste Arbeit neben müheloſem Genuß, Schönes und Herrliches jeder Art neben tiefster Versunkenheit menschlichen Seins und Wesens — das ist — vorurteilslos betrachtet — der Charakter unserer heutigen Gesellschaft, welche in der Größe und dem Widerstreit dieser Gegensätze die ehemaligen Zeiten politischer Unterdrückung und Sklaverei fast noch überbietet. Tagtäglich sehen wir die erschütterndsten, aus jenen Gegensätzen entstehenden Tragödien an uns vorüberziehen, ohne ihnen mehr als einen Augenblick vorübergehenden Mitleids zu schenken, da uns, wie gesagt, die Gewohnheit stumpf dagegen gemacht hat, und da wir der festen Überzeugung leben, daß sich gegen diese Tragik ebenso wenig mit Erfolg ankämpfen lasse wie gegen verheerende Natur-Ereignisse.

Unaufhaltsam tobt der Strom des Lebens über die Unglücklichen, Gefallenen hinweg, und das allgemeine Feldgeschrei in diesem allgemeinen Wettrennen nach Glück und der angstvollen Flucht vor Not und Entbehrung lautet: Rette sich, wer kann! Unterliege, wer muß!

Es ist, wie gesagt, der noch nicht durch Prinzipien der Vernunft und Gerechtigkeit geregelte gesellschaftliche Kampf um das Dasein, welcher alle jene Ungleichheiten und Monstrositäten der Gesellschaft nach und nach hervorgerufen oder großgezogen hat. Schonung oder Mitleid kennt dieser gesellschaftliche Kampf oder dieser Krieg aller gegen alle in der Regel ebensowenig wie der von uns geschilderte rohe Daseinskampf der Natur, da sich jede Abweichung von den durch

den gesellschaftlichen Egoismus auferlegten Vorschriften auf das empfindlichste an dem Einzelnen rächt und ihn nötigt, sofort zu denselben zurückzukehren, wenn er nicht dem zwingenden Gebot der Selbsterhaltung untreu werden will. Selbst der aufopferndste Menschenfreund könnte sich diesen Geboten des gesellschaftlichen Egoismus nicht entziehen, ohne von den größten persönlichen Nachteilen betroffen oder sofort von dem allgemeinen Strom verschlungen zu werden. Es ist keine Harmonie, sondern ein Gegeneinanderarbeiten der individuellen Interessen, ein im stillen geführter Krieg, wobei jeder für sich selbst und jeder gegen alle arbeitet, und wobei nur allzuoft der Untergang des Einen das Glück des Andern begründet und begründen muß.

Es ist klar und kann nicht bestritten werden, daß ein solcher Zustand der Dinge nicht bloß in ökonomischer, sondern noch mehr in moralischer Beziehung die größten Nachteile hat und haben muß. Die Armut, das Elend, die Besitzlosigkeit neben Mangel der für alle Menschen notwendigen Bildung und die damit notwendig verbundenen Anreizungen stacheln zu Verbrechen auf, während andererseits die Langeweile und Arbeitslosigkeit der Besitzenden oder Reichen die Veranlassung zu allerhand Lastern und Fehltritten wird. Die allgemeine Konkurrenz erzeugt Neid, Haß, Mitleidslosigkeit und setzt an die Stelle der allgemeinen Liebe Neid und gegenseitige Verfolgung. In einer richtig organisierten Gesellschaft müßte jeder Einzelne durch das Leben oder durch die Anstrengungen und Erfolge der andern gewinnen, während jetzt das gerade Gegenteil der Fall zu sein pflegt. Unsere größten Gewinne erzielen wir durch eine der traurigsten Ursachen oder durch den Tod derjenigen, welche uns am nächsten stehen, und deren Leben uns das Liebste sein sollte, indem wir uns ihre Hinterlassenschaft aneignen. Der Baumeister und alle bei Bauten beschäftigten Arbeiter müssen sich freuen, wenn Häuser abbrennen oder einstürzen, gleichviel ob Menschen dabei Schaden erleiden; die Grubenarbeiter desgleichen, wenn hunderte ihrer unglücklichen Kameraden im Dunst der Bergwerke ersticken. Der Schneider, der Schuhmacher, der Hutfabrikant u. s. w. müssen sich freuen, wenn die Gegenstände, welche sie produzieren, übermäßig rasch verbraucht werden. Der Arzt muß Gefallen an vielen Krankheiten, am Auftreten von Epidemien u. s. w. finden; der Advokat nährt sich von Prozessen, welche seinen Mitbürgern Ruhe und Vermögen rauben, und sucht sie möglichst lange hinauszuziehen. Der Familienvater (wenn er nicht zufällig ein reicher Mann ist) muß sich freuen, wenn er möglichst wenig Kinder bekömmt, obgleich die Fortpflanzung des Geschlechtes eine der natürlichsten und Hauptaufgaben aller organischen Wesen ist, und obgleich Kinder-Reichtum und Zunahme der Bevölkerung als das größte Glück jedes staatlichen Gemeinwesens betrachtet werden sollten; und im vollen Widerspruch mit diesem Grundsatz werden unmoralische Theorien ausgedacht, um der Zunahme der Bevölkerung entgegenzuarbeiten, während in einer richtig organisierten Gesellschaft das Gegenteil angestrebt werden sollte. Der Verfertiger oder Verkäufer geistiger Getränke, der Wirt, der Kellner u. s. w. müssen Gefallen daran finden, wenn die Trunksucht zunimmt, während die verlorenen Töchter des Volkes mit der Zunahme des

Lasters das eigene Wohlsein steigen sehen. Ein Gewitter oder Hagelschlag, welcher anderen so großen Schaden bringt, wird von dem Glaser oder dem Versicherungsagenten gern gesehen; und das entsetzlichste Übel, welches die Menschen betreffen kann, nämlich der Krieg wird von hunderten und tausenden tapferer und edeldenkender Männer aus persönlichem Interesse auf das lebhafteste herbeigewünscht. Und was sollte aus unserem Heer von Beamten, Sicherheitswächtern, Gefängnisaufsehern, Advokaten u. s. w. werden, wenn, was doch höchlich zu wünschen wäre, Verbrecher und Prozesse auf einmal aus der Welt verschwinden würden! u. s. w., u. s. w.

Dazu kommt der widerwärtige und demoralisierende Charakter der Arbeit selbst, welche bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft in den meisten Fällen nicht mit Lust und Liebe oder aus Interesse für das Gesamtwohl gethan wird, sondern lediglich aus eisernem Zwang der Umstände und bei Strafe des Hungers oder der Entbehrung. Der moderne oder weiße Arbeiter jeder Branche oder Lebensstellung ist ein Sklave, wie es der Neger oder der Sklave des Altertums war, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht dem unmittelbaren Willen eines menschlichen Herrn, sondern dem eisernen Zwang der Umstände unterworfen ist, welcher seinen Arbeitgeber in mittelbarer Weise beinahe in gleicher Weise zum Herrn über Leben und Tod macht, wie es der ehemalige Sklavenhalter war. Ja, das Los des Arbeitgebers selbst ist in den meisten Fällen ein Sklavenlos. Er ist Sklave der Konkurrenz, welche ihn mit Gewalt zwingt, seine Preise herunterzusetzen und den Lohn und die Indiensthaltung seiner Arbeiter, seien es nun Hand- oder Kopfarbeiter, auf das möglichste Minimum, welches mit der Erhaltung des Lebens noch verträglich ist, herunterzuschrauben.

Ist so der Widersinn des Systems in moralischer Beziehung schon groß, so ist er in ökonomischer womöglich noch größer. Während die Erde so viele Nahrungsstoffe hervorbringt, daß die ganze lebende Menschheit reichlich damit versorgt werden kann, und bei richtiger Bewirtschaftung noch viel mehr hervorbringen könnte, und während der Nationalwohlstand und die Ansammlung kolossaler Reichtümer in einzelnen Händen eine nie gesehene Höhe erreichen, gehen fortwährend mitten im Schooße einer vom Überfluß umgebenen Gesellschaft eine Menge von Menschen aus Not und Entbehrung schnell oder langsam zu Grunde oder werden durch unzureichende Nahrung und Lebenshaltung an Leben und Gesundheit auf das schwerste geschädigt. Und derselbe Staat, welcher mit peinlicher Sorgfalt jedes entstehende Leben schützt und jede, auch die kleinste Versündigung gegen Leben, Gesundheit oder Eigentum seiner Angehörigen mit schwerer Strafe ahndet, welcher jährlich Millionen ausgiebt und Verordnungen über Verordnungen erläßt, um die öffentliche oder private Gesundheit und Sicherheit zu erhalten, sieht ruhig zu, wie fortwährend hunderte und tausende seiner Bürger durch Elend, Not und Entbehrung in einen bald freiwilligen, bald unfreiwilligen Tod getrieben werden! Er findet auch nichts dabei zu erinnern, wenn in zahllosen Proletarier-Familien ununterbrochen Millionen elender, an Körper und Geist verkrüppelter Wesen emporwachsen, welche, wenn sie erwachsen, der Gesellschaft zur Last fallen oder die

mit riesigen Kosten unterhaltenen Strafgerichte, Gefängnishäuser und öffentlichen Arbeits-Anstalten anfüllen oder beschäftigen! Wie unendlich viel ökonomischer würde es sein, wenn mit Hilfe einer besseren Organisation der Gesellschaft diese Kosten wenigstens teilweise erspart würden, und wenn damit gleichzeitig das allgemeine Wohlsein der Gesellschaft um ein bedeutendes erhöht werden könnte!

Daß ein solcher, auf den Egoismus der menschlichen Natur und auf den Grundsatz: „Jeder für sich" gegründete Zustand der menschlichen Gesellschaft ein gesunder, der Gesamtheit und den Interessen der Menschheit als solcher zuträglicher sei, wird wohl kaum jemand behaupten wollen. Die Schäden unserer gesellschaftlichen Zustände werden von allen denen, welche sich mit der Sache näher befassen, wie auch von vielen, welche nur ihren gesunden Menschenverstand reden lassen, sehr wohl eingesehen und zugegeben. Auch beweisen die zahllosen, fast täglich in neuer Gestalt auftauchenden Reform- oder Verbesserungs-Vorschläge so wie die vielen Palliativ-Maßregeln, welche zur Verbesserung der Lage der armen und arbeitenden Klassen der Bevölkerung ausgedacht und ausgeführt werden, deutlich genug, wie sehr man sich dieses Notstandes in den weitesten Kreisen bewußt ist. Aber die Schwierigkeiten, welche sich dem gesellschaftlichen Verbesserungsstreben nach allen Seiten entgegenstellen, sind andererseits so große und scheinbar unbesiegbare, daß alle gemachten Vorschläge bis jetzt zu einem Ziele nicht geführt haben und auch nicht dazu führen werden, so lange man glaubt, durch Kommunismus oder aber durch bloße Palliativ-Mittel dem Übel wirksam beikommen zu können. Namentlich sind alle Arten kommunistischer Vorschläge bei der gegenwärtigen Stimmung der Gesellschaft gänzlich aussichtslos, obgleich man dabei vergißt oder übersieht, daß unser gegenwärtiger Staat bereits eine große Menge kommunistischer Einrichtungen oder Prinzipien in sich aufgenommen und damit der herrschenden Manchester-Doktrin geradezu den Krieg erklärt hat. Aber auch die Palliativ-Mittel — so dankenswert sie an und für sich sein mögen — können das Übel nur weniger empfindlich machen, dasselbe aber nie ganz oder von Grund aus heben.

(Schluß folgt.)

Aus den Tagebüchern Riemers, des vertrauten Freundes von Goethe.

Mitgeteilt
von
Robert Keil.

V. Aus Riemers Tagebuch von 1810.

(Schluß.)

2. Juli. Goethe äußerte: Die Weiber möchten auf der einen Seite lieben und auf der andern geliebt werden und so beide Pole ihres Magneten beschäftigen. Wir wissen es; sie thun es unbewußt.

Digitized by Google

3. Juli. Abends Goethen mit Körners[1]) begegnet. Mich dazu gesellt. Mit Mams. Stock und dem jungen Körner unterhalten.

(Besonderes Blatt), d. 3. Juli 1810. Abends nach Tische. Nihil contra Deum, nisi Deus ipse.

Ein herrliches Dictum, von unendlicher Anwendung. Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher Keiner Ursache hat, sich gegen den größten gering zu achten. Denn wenn der größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. — N.,[2]) der den ganzen Kontinent erobert, findet es nicht unter sich, sich mit einem Deutschen über die Poesie und die tragische Kunst zu unterhalten, einen artis peritum zu konsultieren. — So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt (balanciert).

6. Juli. Abends zu Körners, die Zelter'sche noch ungedruckte Melodien vortrugen. Wo Goethe war.

„Vergnügungen (Bälle, Konzerte ꝛc.) zum Besten der Armen kommen mir vor wie eine Ökonomie, wo man mit dem Abgange des Eßbaren noch die Schweine füttert."

9. Juli. Bei G. Kam Frau v. Eybenberg, ihn zu besuchen. Nach Tische zu Frau v. Eyb., dann zu Körners, die ein kleines Konzert gaben. Hatte G. seinen Anfall bekommen, üble Nacht.

11. Juli. Bei G. Revision des 50 jährigen Mannes.[3]) Abends besuchte mich Goethe.

„Lieben heißt leiden. Man kann sich nur gezwungen (natura) dazu entschließen, d. h. man muß es nur, man will es nicht.

In der Jugend und Liebe macht man die frais von allem und hält die Weiber frei in Witz, Geist und Liebenswürdigkeit."

12. Juli. Kam Geh. Rat Wolf an und besuchte uns. Abends kam der junge Körner und brachte seine Ballade. Kam Goethe zu mir aufs Zimmer, über die Ballade gesprochen.

Goethe's Tagebuch v. 1810, d. 13. Juli: Gespräch mit Körner. Über die Unart der Deutschen, durch übertriebene Forderungen das Geleistete zu vernichten, da sie doch immerfort vom Mittelmäßigen leben und sich nähren.

15. Juli. Kam Zelter an, der mit speiste. Nach Tisch über Musik, Metrik, besonders Hexameter.

16. Juli. Kam Zelter, aß mit uns. Las Goethe seine ungedruckten Gedichte vor.

21. Juli. Nahm Zelter Abschied. Abends zu Hause, wo Wolf[4]) seine Aristoph. Wolken vorlas den ganzen Abend.

---

[1]) Christian Gottfried Körner von Dresden mit dem Sohne Theodor.

[2]) Napoleon.

[3]) Die Erzählung „Der Mann von fünfzig Jahren", die Goethe zu den Wanderjahren schrieb.

[4]) F. A. Wolf's, des berühmten Altertumsforschers, Bearbeitung von Aristophanes „Wolken", die im Jahre 1812 in Berlin erschien.

28. Juli. Mittags mit G. allein. Über Voltaire. Über die Methode, wie er die Tonlehre abhandeln will, vom Ohr und der Kehle als Subjektivem ausgehend.

30. Juli. Mit Fr. v. Eybenberg und Goethe nach Ellbogen. Dort gezeichnet. Spät nach Hause.

(Besonderes Blatt.) Carlsbad 1810. Spaziergang. Aussicht nach der Papiermühle. Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend; wie wir auf das Altertum, dessen Monumente alle Glaubenssachen waren und von uns nur aus und um Phantasterei und phantastisch nachgemacht werden.

(Besonderes Blatt.) 1810 in Carlsbad. Äußerungen Goethes: „Der Dilettantismus negiert den Meister." „Die Meisterschaft gilt für Egoismus."

4. August. Abgereist.[1]) In Schönhof schlechtes Wirtshaus. Ließen uns im Schlosse melden. Vom Hofmeister salutiert und in den Park zur Gesellschaft geführt. Vorher zum gotischen Gebäude. Lief der Wasserfall. Gutes Souper und gute Zimmer.

5. August. Kam der Hofmeister und führte uns in die übrigen Partien. Ward der Wasserfall losgelassen, den wir hernach überschritten. Auf dem Bocksberg, der aus merkwürdigem Basalt besteht, die Aussicht der Berge Milischauer, Biliner ꝛc. skizziert. Abends nach Tische legte die Gräfin Marie Czernin ihre Zeichnungen und radierten Blätter vor.

Goethe äußerte u. a.: „Der Mensch kann nicht lange im bewußtlosen Zustande oder im Bewußtsein verharren; er muß sich wieder ins Unbewußtsein flüchten, denn darin lebt seine Wurzel."[2])

6. August. Von Brix über Dux bei Regen in Teplitz eingetroffen.

11. August. Zu Bettinen[3]) und Savignys. Abends bei G. mit Zelter, war Bettine auch da und erzählte drollig von ihrer Aufzieherei der Vögel, auf dem Gute in Böhmen, die ihr schlecht gelungen.

Tieck habe die Wahlverwandtschaften Qualverwandtschaften genannt.

12. August. In den Park. Frau v. Levezow in blauem Samtkleide. Abends zuhause bei Goethe, wo Zelter, der uns den Anfang seiner Biographie vorlas.

Der König von Holland[4]) habe seinen Holländern gesagt, sie sollten ihre

---

[1]) Abreise von Goethe mit Riemer nach Teplitz, um dort eine Nachkur zu genießen und mit Freund Zelter, der schon einige Zeit im Bade Teplitz war, zusammenzutreffen.

[2]) Vergl. Riemers Briefe von und an Goethe. S. 335.

[3]) Goethe wurde von ihr in Teplitz überrascht. Sie war dort mit der Familie Savigny am 9. August angekommen und hatte ihn schon am 10. August besucht.

[4]) Ludwig Napoleon, König von Holland, der in Teplitz mit Goethe in demselben Hause wohnte. Goethe kam zu ihm in nähere Beziehungen und schätzte ihn als „die geborene Güte und Leutseligkeit." Am 1. Juli 1810 hatte der König Ludwig die Regierung niedergelegt; Goethe lernte ihn „gerade in dem Augenblick kennen, als er allen diesen Äußerlichkeiten entsagte und sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten sich im Privatstande weiter zu entwickeln trachteten."

Digitized by Google

Sprache reden und schreiben; wer denn sonst holländisch sprechen sollte, wenn sie es nicht thäten?

13. August. Spazieren mit Zelter auf den Juden-Kirchhof. Abends mit ihm im Park bei schönem Mondschein. Kam G. dazu. Noch einige Gänge gemacht und zuhause.

„Es kommt mir nichts so teuer vor, als das, wofür ich mich selbst hingeben muß."

„Die Eitelkeit ist ohngefähr das, was beim Essen der gute Appetit ist, das Wohlschmecken, das Innewerden des Genusses. Ohne diesen frißt man sich nur voll wie das Tier."

(Besondere Blätter.) Teplz. Aug. 1810.

„Die ganze Welt ist voll armer Teufel, denen mehr oder weniger — angst ist. Andere, die den Zustand kennen, sehen geduldig zu, wie sie sich dabei geberden. Es sagt keiner dem andern: das und das ist dein Zustand, und so mußt du's machen." „Es verrät keiner dem andern die Handgriffe einer Kunst oder eines Handwerks, geschweige denn die vom Leben." „Handgriff ist ein Compendium, d. h. mit dem wenigsten Aufwand das Zweckmäßige, das Beabsichtigte zu leisten ist der kürzeste Weg, die gerade Linie zum Rechten, zum Effekt."

(Beiliegende besondere Blätter.)

„Die Weiber wissen niemals, worüber eigentlich die Männer sich nicht vertragen können. Weil sie eben wie die Juden kein Point d'honneur haben und zuletzt immer noch transigieren."

„Wenn die Weiber Hypochonder sind, so werden sie immer nur die Objekte schelten, niemals sich. Ein Mann hingegen kann mit sich selbst unzufrieden sein und die Objekte zu sehr erheben."

17. August. Mit Goethe und Zelter nach Graupen gefahren. Dort einiges gezeichnet, schöne Aussichten.

21. August. Zu Goethe. Am musikalischen Schema.[1])

24. August. Mit Goethe und Dr. Stark nach Bilin gefahren. Zuerst nach dem Brunnen, dann in die Bouteillen-Fabrik. In die Magnesia-Fabrik. G. war sehr heiter. Ich zeichnete. Sehr schöner Tag und Abend. So fuhren wir heiter zurück.

25. August. Mit Goethe und Frau v. Eybenberg nach Osseg[2]) gefahren. Viel gescherzt und Calembours gemacht. Draußen gut empfangen, ziem-

[1]) Die Tabelle der Tonlehre, welche Goethe damals, nach den Unterhaltungen mit seinem Freunde Zelter, unternahm. Er „wollte damit keineswegs den Forderungen an einen physikalischen Vortrag genug thun, Umfang und Inhalt aber sich selbst klar machen und anderen andeuten." Bei nochmaliger schematischer Übersicht der Farbenlehre hatte sich der verwandte Gedanke entwickelt, ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte. „So entsprang eine ausführliche Tabelle, wo in drei Kolumnen Subjekt, Objekt und Vermittlung aufgestellt worden," und Goethe „war auf dem Wege, in diesem Sinne die sämtlichen Kapitel der Physik zu schematisieren."

[2]) Das Cisterzienserstift Osseg bei Teplitz.

lich gut gegessen, doch erst zum Nachtisch Wein. Mit Pater Inspektor und dem Prälaten, zwischen denen ich saß, konversiert; gegenüber F. v. Eybenberg. Nach Tisch mit dem Novizen Dr. Crown. Dessen lat. Gedicht auf G. Nach Tische in der Bibliothek, dem Naturalien- und Mineralmuseum. Dann im Garten, wo alle Wasser sprangen. Auf dem Rückweg die Eybenberg voll Scherz. Zur Grotthus, wo G. hernach und Graf Clary. Calembours auf Napoleon, von Gr. Clary erzählt.

26. August. „Frau v. E. ist umringt von Verehrern und trägt diese dafür auf den Händen."

28. August. Abends zu F. v. Eybenberg, wo Goethe. Las G. die Vögel vor.

30. August. Bei G. Bemerkte er: „Die Neigung zu einer Sache, das ist ja eben der Sinn dafür."

1. September. Mit G. spazieren. Lange Zeit mit Ambrozi über des Königs [1]) Krankheit, und falsche Methode der franz. Ärzte.

2. September. Nachricht, daß wir nach Dux führen. War große Gesellschaft draußen. Die Bilder betrachtet. Schlechtes Diner, doch guter Champagner. Nach Tische in die Bibliothek, das Naturalienkabinet, die Rüstkammer, die Pferdeställe, den Garten. Hernach zum Wettrennen, ins Freie. Wozu noch Clarys, Ligne ꝛc. gekommen. Abend hereingefahren.

4. September. Früh Nachricht, daß wir nach Dux fahren würden. Holten wir die Eybenberg ab. Bald angekommen. Die Gemälde nochmals besehen. Viele zu Tische. Nach Tische fuhren die Damen in den Park, G. und der Graf ritten. Schöne Alleen, sonst alles verfallen. Zeigte er uns nachher s. geschnittenen Steine, deren sehr viel, aber wenig gutes. Hernach ins Theater: Die Kleinstädter. Die Männer schlecht. Eine Frau von 78 Jahren war aus der Eckhof'schen Schule und spielte gut. Nachhause gefahren.

5. September. War G. mit dem König von Holland ausgegangen, kam erst spät wieder und speiste bei ihm.

6. September. Zu Frau von Berg, wo der Prinz von Meckl.-Strelitz, Ambrosi und A. Goethe über Tische sehr treffende Bonmots.

„Wer die Weiber haßt, ist im Grunde galanter gegen sie, als wer sie liebt; denn jener hält sie für unüberwindlich, dieser hofft noch mit ihnen fertig zu werden."

„Wenn ich die Weiber von Eitelkeit reden und sie sich oder uns vorwerfen höre, so möchte ich immer ausrufen: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun." Nach Tische mit ihm zuhause. Er ging zum König.

8. September. Zu G., der nach Eisenberg zu Fürst Lobkowitz reiste.

12. September. War G. angekommen. Abends Seebeck bei uns.

13. Septeber. In den Garten, wo G. mit Seebeck, Dr. Loder und Schönberg spazierte. In das akustische Gebäude, Experimente.

---

[1]) Des Königs Ludwig Napoleon. Ambrosi war der Bade-Arzt in Teplitz.

15. September. Holte mich G. ab zur Prinzeß Solms, die mich kennen lernen wollte. Lag sie auf dem Sofa. Wunderschöne Arme. Trug sie mir auf, G. zur Fortsetzung der Pandora zu reizen, und daß er nach Berlin komme.

16. September. Um 1/2 5 Uhr von Teplitz ab. Schöner Rückblick nach Böhmen auf diesem Weg bis zur Kapelle auf der Nollendorfer Höhe. Durch Peterswalde.

— G. hat in der Pandora die Naturschreie (les cries de nature) getroffen, die auch gleich anerkannt und verstanden werden. — Um 5 Uhr in Dresden angekommen. Im goldenen Engel eingekehrt.

17. September. Zu Graff und Mad. Kaaz. Hernach auf die Galerie, wo ich Frommann, die Herz, Schleiermacher, Bartua, Kügelgen u. a. traf. Körners. Mit Seebeck zu Kügelgen. Dessen Kopie von der Raff. Madonna, Tod des Hyacinth, gutes und böses Prinzip und sonstige Bilder. Abends Thee bei Mad. Schopenhauer, wo die meisten von heute früh.

18. September. Mit G. und Seebeck zu Maler Friedrich.[1]) Dessen Landschaften. Abends Konzert bei Körners, wo auch Mad. Herz. Wurden sehr gute Sachen gegeben und gut.

19. September. Mit G. und Dr. Seebeck nach den Antiken gegangen, worunter schöne, aber sehr und schlecht restaurierte Sachen. Schöne Veneres. Das beste die Vestalin, der salbende Athlet. Die Juno, Amor und Psyche. Bacchus.

20. September. Mit G. ins Gips-Kopien-Kabinet. Sehr schöne Abgüsse, von Mengs besorgt. Schöne Veneres und Bacchi. Zum Kunsthändler Rittner, Zeichnungen von Hammer und anderen.

21. September. Mit G. und Seebeck zu Demois. Seidler. Mit dieser in den botanischen Garten. Große Feigenbäume, Pisang, Bambus und drgl. Hahnenkämme, Sensitiven, sibirische Eisäpfel u. a. m. Mittags mit G. bei Hr. v. Kügelgen gegessen. Malte Kügelgen Goethen, und die Bartua die Schopenhauer.

24. September. Auf das Kupferstich-Kabinet, wo Goethe und die Seidler. Raffaels und Martin Schöns. Hernach auf die Galerie. Zu Kügelgen, wo G., der sich malen ließ.

26. September. Gegen 6 Uhr fortgefahren. Nach Tische in Freyberg angelangt. Zu Berghauptmann Trebra. Dessen Kabinet besehen. Dann in die Modellkammer.

27. September. Mit Goethe, Seebeck und dem Stollenfaktor nach Beschert Glück gefahren. Die Pochwerke besehen.

28. September. Fortgefahren, über Ederan nach Chemnitz. Mit Hofrat Thiersch in die Baumwollenspinnerei zu 2500 und zu 27000 Spindeln. Köstlicher Mechanismus, besonders von vorn herein, wie die Wolle zum Faden vorbereitet wird. Abends mit Goethe und Dr. Seebeck, Unterhaltung über Litteratur und das Verderben, das durch Heyne und Fr. Schlegel unter die jungen Leute gebracht worden. Abschied von Seebeck.

---

[1]) Der treffliche Landschaftsmaler Kaspar Dav. Friedrich (geb. 1774, † 1840).

2. Oktober. Um 9 Uhr in Jena. Besuch bei Hendrich, dann zu Frommanns, zu Knebel. Gegen 3 Uhr in Weimar.

6. Oktober. Ins Theater. Don Carlos. G. war auch drin, wartete aber das Ende nicht ab. Studentenhafte Ansicht der Welt und ihrer Verhältnisse, in dem Stücke, das sehr zusammengeschnitten ist. So rächt sich die Formlosigkeit. Was stetig gemacht ist, erlaubt hernach nicht solche Verkürzungen. Es muß gleich anfangs flügelmännisch angelegt sein wie in den französischen, ja selbst im Sophokles. Abends unter uns mit Dem. Ulrich und Fr. Geh. Rätin.

7. Oktober. Bei G. Briefe und Promemoria, Augusts Beförderung betreffend.[1])

(Besonderes Blatt.) D. 23. Oktober 1810.

Äußerung Goethes: „Doppelte Ansicht der litterarischen Produktionen, moralisch und ästhetisch, nach ihren Wirkungen, und nach ihrem Kunstwert. Gewirkt hat das schlechteste Werk so gut als das beste, der Werter, der Siegwart, der Messias, Geßners Idyllen, der schlechteste Roman wie der beste; aber sie sind nicht alle — Kunstwerke."

28. Oktober. Musik. Viele Damen. Mittags Wolffs zu Tische. Nach Tische den standhaften Prinzen gelesen.[2])

29. Oktober. Neue Sammlung der Gedichte[3]) durchgegangen.

4. November. Musik Confirma und Kaisers Cantate. Zum erstenmal Canon St. Diogenes.[4])

(Besonderes Blatt.) d. 5. November 1810. Aus einem Gespräch mit Goethe.

„Tyrannentöter in der deutschen Literatur, zu einer Zeit, wo es gar keine Tyrannen gab, wo unter die Fürsten das Bestreben nach Humanität gekommen war. — Aus der Wäßrigkeit und Breite ging man zuerst zur Concinnität (Gedrängtheit) über. Ramler, Haller. Lessing war zuerst noch weitschweifig. Diese Schritte gegen sich selbst machte auch Goethe; nur ist aus dieser Periode wenig von ihm übrig; bloß die Lieder bei Breitkopf, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen.

---

[1]) August von Goethe hatte vom Herzog den Titel Kammerrat erhalten.

[2]) Aus katholisch-religiöser Neigung entsprang die Vorliebe des großen Schauspielers Pius Alexander Wolff für die spanische Litteratur und besonders für Calderon. Weil ihn sowohl der religiöse Stoff als auch die herrliche Rolle Fernandos begeisterte, veranlaßte er Goethen, das „katholische" Trauerspiel Calderons „der standhafte Prinz" auf die Bühne zu bringen. Goethe, der dies Drama so hoch schätzte, daß er darüber äußerte: „wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wiederherstellen," ging gern auf Wolff's Vorschlag ein. Nach vielfachen Beratungen darüber zwischen Goethe, Wolff, Riemer und Genast wurden gegen Ende des Jahres 1810 die Rollen des Trauerspiels ausgeteilt und die Leseproben in Goethes Wohnung gehalten, der vollendete Rhetorik und rhythmischen Wohlklang zu erreichen suchte. Es „näherte sich — sagt Goethe in den Annalen — unter den ernstesten und treusten Bemühungen, bei hochgesteigertem Talent des Schauspielers Wolff, der standhafte Prinz der ersehnten Aufführung." Am 30. Januar 1811 fand sie mit glänzendem Erfolge statt.

[3]) Goethes.

[4]) Durch Brief vom 18. November 1810 dankte Goethe dem Freunde Zelter für die Freude, die er ihm durch die übersendeten Kompositionen sowohl als durch den Diogenes gemacht habe, welcher der Liebling seines kleinen Publikums geworden sei.

Digitized by Google

Nach dieser Systole war er der erste der sich wieder diastolisierte im Götz ꝛc.

13. Novbr. 1810. Mittags mit G. allein gegessen. Über die Aufführung und Besetzung von Faust.[1])

Beides wurde nachher von mir und Wolff noch näher verabredet und das Taschenexemplar danach eingerichtet, wenigstens zum Teil.

16. November. Abends bei Fr. v. Egloffstein zum Thee, wo Fr. v. Schiller und Hr. v. Fritsch, Goethe und seine Frau und Ulrich. Las Goethe aus Hebels Volksfreund[2]) vor.

21. November. Früh bei Goethe. Hackerts Biographie[3]) umdiktiert, Im Theater Iphigenia.

D. 4. Dez. 1810. inter coenam. Als von dem Eigensinn und der Eigenwilligkeit der jetzigen jungen Künstler die Rede war, als: Weißer, Friedrich, Kleist, bemerkte Goethe:

„Sie meinen, außer dem Rechten gäbe es noch ein Rechtes, ein anderes Rechtes, das hätten sie. Wie wenn es außer dem Schwarzen in der Scheibe noch eins gebe, und da schießen sie denn ins Blaue."

1810. (G.) „Vegetabile Geister und animale Geister, etwa wie Pflanzen und Tiere, Weiber und Männer, jene die gleichsam einen Boden verlangen, in den sie sich befestigen und ihre Nahrung daraus ziehen, irgend eine Wissenschaft, andere die herumgehen und alles genießen und zu ihrem Nutzen verwenden, wie die Poeten. —

Poet und Künstler — jenes ist genus, dieses species; Dichter ein Universelleres, zugleich Philosoph."

„Der Charakter, d. h. die Mischung der ersten menschlichen Grundtriebe, der Selbsterhaltung ꝛc. ist das, wovon auch die Ausbildung der übrigen Seelenkräfte ausgeht, und worauf sie ruht.

Die Franzosen haben diesen Verstand, weil sie diesen Charakter haben; es ist nur dieser Verstand und kein andrer. Aus ihrem Charakter geht es hervor, daß sie die Welt bezwingen, nicht aus ihrem Verstande, denn ihr Verstand hat schon die Farbe ihres Charakters und redet bloß ihren ursprünglichen Tendenzen und Neigungen das Wort. Das Eigennützige, das Habsüchtige, das alles sich Aneignende, Fremdes Ausschließende. Wenn eine ganze Nation so handelt, muß sie ja die Welt gewinnen."

---

[1]) Vergl. auch Riemers Mitteilungen II. S. 715. Goethe trug sich damals ernstlich mit diesem Gedanken. An Zelter schrieb er darüber am 18. November: „Schließlich melde, daß uns ein seltsames Unternehmen bevorsteht, nämlich den Faust aufzuführen, wie er ist, insofern es nur einigermaßen möglich werden will. Möchten Sie uns wohl mit einiger Musik beistehen; besonders bei dem Ostergesang und dem Einschläferungslied: Schwindet ihr dunklen Wölbungen droben."

[2]) Hebels „Rheinländischer Hausfreund," der Goethes Beifall in gleich hohem Maße fand, als Hebels „Allemannische Gedichte."

[3]) Hackerts Biographie wurde, wie sich Goethe in den Annalen ausdrückt, ernstlich angegriffen, eine Arbeit, die viel Zeit und Mühe kostete, und wobei das Andenken an den verewigten Freund zu Hülfe kommen mußte.

D. 24. Dez. 1810. (G.) „Alles muß man lernen: die Verachtung der andern, die uns als eine Maske begegnet, eine wohlbekannte, doch befremdlich; denn man muß lieben, was uns haßt, das vortreffliche haßt, — eben weil es nur ein Irrtum ist."

Riemer bemerkt dazu: „cf. die Artikel Görres."

„Da die Rede die Sinne und das innere Vorstellungsvermögen vertreten muß, so muß sie auch zu diesen reden und der Ausdruck sinnlich und repräsentativ sein."

„Geduld, Hoffnung, Glaube, Liebe, alle diese Tugenden sind die Vernunft actu, in Ausübung, sie sind die ausgeübte Vernunft."

Das „Eight-Stone"-Riff.

Erzählung[1])

von

C. F. Batsch.

„Afrika ist ein „beast", das weiß jedes Kind in der Flotte, der alte Lord Dumfany brauchte es gar nicht noch einmal so besonders zu betonen. Für jede dieser hoffnungsvollen Kolonieen haben wir zwei Gouverneure. Der eine geht frisch hinaus, und der andere kehrt in seinem Sarg zurück; ist das wahr oder nicht?"

„Pessimist, der du bist; es mag wahr sein; aber was folgt daraus; wo Holz gehackt wird, fallen Späne. Pioniere der Erschließung eines neuen Erdteiles, Opfermut, Entsagung, wer dabei fällt, wird anständig begraben; auf ein paar Leichen mehr kommt's nicht an; paß' auf, die nächste Generation wird anders reden, — — unterdessen: verderben wir uns die Laune nicht, und genießen den Augenblick, so gut es geht."

So lautete eine Unterhaltung auf der Abendwache des „Cumberland". Das Schiff, eine stolze 50 Kanonen-Fregatte, befand sich auf der Fahrt von Plymouth nach Madeira, von wo der Commodore seine Station an der afrikanischen Westküste einnehmen sollte.

Der „Pessimist" gescholtene Offizier war Offizier der Wache, sein Gesellschafter auf Wache der Adjutant des Commodore, der erstere ein älterer Leutnant in den dreißiger Jahren, der letztere etwas jünger.

Es war eine helle Mondscheinnacht im Hochsommer, die Höhe von Gibraltar schon am Tage vorher passiert, die See glatt wie ein „Ententeich"; mit Ausnahme eines Schooners, der dem Commodoreschiff als Tender beigegeben war, am ganzen Horizont nichts zu sehen. Die Wachmannschaft stand, saß oder lag

[1]) Im wesentlichen historisch.

in Gruppen auf Deck umher, zum Teil in murmelnder Unterhaltung; alle Segel standen, und eine leichte Brise aus Norden reichte nur gerade hin, sie zu füllen, und nicht gegen die Masten schlagen zu lassen. Nur in der Offiziersmesse ist noch Leben, die Zeit zum Löschen des Lichtes ist noch nicht gekommen; man hört flüsternde, wenn auch lebhafte Unterhaltung, und dann und wann ein unterdrücktes Lachen.

Es ist halb zehn Uhr, und von der großen Schiffsglocke vorn im Batteriedeck hört man die entsprechenden drei Schläge, darauf dumpfe Schritte einer kleinen Zahl von Leuten, teils Offiziere, teils Deck- und Unteroffiziere, einige Matrosen und Seesoldaten mit Laternen, die aus den unteren Räumen kommen, auf Deck einen Kreis bilden, dann auseinandergehen und einzeln verschwinden. Es war die sogenannte „Abendronde". Der erste Leutnant gab seine Weisungen für den nächsten Morgen, und entließ dann seine Begleiter. Ringsum wird's wieder still; die beiden Offiziere, deren Unterhaltung ich eben erzählte, wollen sie fortsetzen, als ein dritter mit leisem, aber hastigem Schritt aus der Treppenluke an Deck kommt.

„Das ist Elphinstone, paß' auf, der führt was im Schilde, sonst läge er längst im tiefsten Schlaf, denn er bekommt die Mitternachtswache."

„Horcht einmal, was ich sage," flüstert der Neuhinzukommende halb hörbar, „beim Besteckabsetzen hat der Alte etwas von Nacht-Generalmarsch verlauten lassen, ich glaube, so etwa zwischen zwölf und eins. Deshalb geht unten niemand von uns zur Koje; natürlich geht auf dem Tisch die Bowle nicht aus, und jetzt sind sie zum Zeitvertreib im Ränkeschmieden begriffen. Auf den neuen Doktor ist es abgesehen, hört nur: eben kommt Doswell in die Messe, — er kam von der Ronde, hatte da auch vom bevorstehenden Alarm was fallen lassen, und sagt dem Brown, der neben dem Doktor sitzt, mit halb unterdrückter Stimme, aber doch laut genug, daß jener es verstehen kann, der Alte, — der Commodore — hätte es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, die „Eight Stones" anzusteuern; nun flüstert er dem Brown seine eigenen Betrachtungen ins Ohr über das Gefährliche der Absicht, über den Leichtsinn solcher Navigation, und dergleichen mehr! — Ihr hättet sehen sollen, wie der Doktor bleicher und bleicher wurde. Der arme Kerl ist über diese erste Seefahrt ohnehin schon außer sich vor Angst, — und nun noch diese Hänselei, — es ist zum Totlachen, wir haben dem Doswell versprechen müssen, alle mitzuhelfen, also versteht ihr wohl?" Damit dreht er sich auf dem Absatz herum, und verschwindet wieder in der Treppenluke.

Die beiden Angeredeten sahen sich, ohne ein Wort zu wechseln, an, bis der Wachoffizier begann: „Man muß es dem Doswell lassen, Intrigen und Scherze versteht er in Szene zu setzen; sie sind nur manchmal etwas grausam; die Versuchung liegt hier allerdings nahe; es ist eine Kleinigkeit, den nervösen Doktor mit Angst zu peinigen, denn so gescheit er sonst ist, in dieser Beziehung beißt er auf jeden Zopf."

„Wunderbar," meinte der andere, „er ist ein so tüchtiger Arzt, die personifizierte Todesverachtung in seinem Metier, und solch eine Memme vor dem Salzwasser!"

Überblickt man die Karte des Atlantik, so findet man sie besät mit sogenannten „Doubtful's", das sind Stellen, wo laut Schiffernachricht — mehr oder weniger verbürgt, in vielen Fällen ganz unverbürgt, — Klippen über oder unter Wasser gesehen und gemeldet worden sind. Von altersher wird im hydrographischen Büreau der Admiralität zu London über derartige Meldungen gewissenhaft Buch geführt. Man ist dort weit entfernt, den Wert und die Entstehungsart solcher Meldungen zu überschätzen; man weiß wohl, wie häufig die neckische Phantasie selbst dem nüchternen Seemann Streiche spielt; man kennt die Umstände, die auf dem weiten Ozean zur Legendenbildung aller Art beitragen. Die Rolle der überall auftauchenden Seeschlange ist noch lange nicht ausgespielt, und es hat seinen guten Grund, wenn gewisse Legenden des Festlandes sich nicht bloß mit der Firma „Tatarische Enten" begnügen, sondern mit dem Namen jenes ozeanischen Ungetüms betitelt werden.

Von Zeit zu Zeit pflegt man die Karten zu revidieren und bei Neuauflagen die älteren, im Laufe eines ganzen oder auch halben Jahrhunderts von niemand gefundenen, von niemand bestätigten „Doubtful's" zu beseitigen; und doch geschieht es nur in sehr zögernder Weise; die Fläche ist zu groß; der Erscheinungen, die sich in Geheimnis hüllen, giebt es auf See zu viele; die Einzelnheiten, die sich an ihre Beschreibung knüpfen, sind ebenso glaubhaft wie bedenklich; die Verantwortung, eine bestimmt gemeldete Untiefe, wenn auch ihr Vorhandensein noch so unwahrscheinlich, aus den Karten zu streichen, weil sie nie bestätigt worden, ist groß; zudem giebt es ihrer viele, die wiederholt gemeldet worden, und so wird denn die Vorsicht des Navigateurs selbst auf der weiten Fläche des Atlantik von Tag zu Tag mit solchen unsicheren Elementen auf die Probe gestellt.

Die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit ihres Vorhandenseins knüpft sich häufig an die größere oder geringere Entfernung von Küsten und Inseln. In großer Entfernung von solchen, also mitten im Ozean, sind sie wenig wahrscheinlich, nur ist die Schwierigkeit darüber zum Schluß zu kommen, am größten. Anders ist es in der Nähe von Küsten und Inseln, wo der Meeresboden sich hebt und geringere Tiefen zeigt. Dort ist auch zahlreichere Schifffahrt, also größere Überwachung für alles, was unter und über Wasser vorkommt, und der Schiffahrt gefährlich zu werden droht.

So befinden sich in einer Entfernung von etwa hundert Seemeilen nördlich der Insel Madeira die sogenannten „Eight-Stones"; es sind acht in einer Gruppe beisammenliegende, wie man sagt, zum Teil über Wasser hervorragende Spitzen eines Felsenriffs; sie werden nie gesehen, denn sie sind vermutlich nicht vorhanden, aber weil auf den Karten verzeichnet, wird die unmittelbare Umgegend von der Schiffahrt sorgfältig vermieden. Gerade dieser letzte Umstand führt aber dazu, daß solche Dinge ihren gespensterhaften Charakter behalten, und eine selbst nur annähernde Gewißheit in keinem Fall hergestellt wird.

Nach dem letzten Mittags-Besteck befand sich der „Cumberland" etwa 60 Seemeilen nördlich der „Eight-Stones", und das Schiff behielt seine bis dahin innegehaltene Fahrt bei, so mußte es sich etwa um Mitternacht auf der

Höhe derselben befinden. Eine sehr verständige Absicht des Commodore war es, den Kurs des Schiffes nicht in weitem Umkreis um die Stelle zu nehmen, sondern sie — namentlich bei der hellen Mondnacht — womöglich, wie man sich nautisch ausdrückt, zu „sichten." Er ahnte freilich nicht, als er sich darüber äußerte, welch' vortreffliche Handhabe er darbot für eine Neckerei sondergleichen. Die Sache wurde noch erhöht durch eine beiläufige Äußerung des Commodore, die Umstände seien für eine nächtliche Alarm-Übung sehr geeignet, und Mitternacht dafür die beste Zeit.

Für die Disziplin der Besatzung, für die Bewährung ihrer Einteilung in Rollen, für die auf Übung, gute Vorbereitung und durchdachte Instruktion sich gründende Ruhe giebt es keinen schärferen Prüfstein, als den Nacht-Generalmarsch. Es ist der rapide Übergang vom Zustand tiefster Ruhe, drei Viertel der Besatzung im Schlaf, zur höchsten Schlagfertigkeit in Zeit von wenigen Minuten; in der Hauptsache ist es eine Prüfung der Umsicht und Thätigkeit des ersten Leutnants.

Doswell verstand sich auf seinen Vorteil. Konnte er durch die gegen den Doktor angesponnene Neckerei die gesamte Offiziermesse wach erhalten, statt sie alle zum Alarm erst wecken zu lassen, so war das für ihn und seine Zwecke halb gewonnenes Spiel. Freilich war die Aufgabe, eine Offiziermesse die halbe Nacht hindurch wach, und doch auch schweigsam zu erhalten, nichts Geringes. Aber die Art der Neckerei, wie sie sich über dem unglücklichen Doktor zusammenbraute, leistete dem Vorschub.

In der Offiziermesse war es still geworden. Licht ist nur bis zehn Uhr gestattet, und ein Nachlaß des Verbotes gilt unter einiger Einschränkung für die zur Seite der Messe befindlichen Kammern. Die große Lampe, die mitten über der Tafel hängt, war erloschen, aber in allen Kammern war Licht, welches einen Teil seiner Helligkeit, da die Thüren offen standen, an die Messe zurückgab. Dort war es deshalb gerade hell genug, um sich gegenseitig erkennen und frei bewegen zu können.

Der große Tisch war voll besetzt; ja, noch mehr, es stand eine gefüllte Bowle darauf, der tapfer zugesprochen wurde. Man befand sich am Anfang einer Expedition, noch strotzten die Vorratsräume, und der Vorsatz der Wirtschaftlichkeit wird — namentlich in einer Mondnacht auf dem Atlantik, — nicht so streng beobachtet. Wäre es nicht so düster gewesen, so hätte man auf fast allen Gesichtern ein grinsenhaftes Lächeln beobachten können, denn die Gelegenheit zu einem „lark", wie er sich hier mit Aussicht auf Erfolg entwickelte, kommt nicht alle Tage.

Von den vergnügten Gesichtern der Anwesenden machte nur einer eine Ausnahme; das war der vorher erwähnte junge Arzt, Dr. Tanning.

Sein Antlitz war der Ausdruck bleicher, bebender Angst; hie und da veranteten von den Seeoffizieren Äußerungen über die Gefahr der Lage, die man ihm sichtlich verheimlichen zu wollen schien; aber gerade das steigerte bei ihm die Spannung der Nerven; daß man sich im Zustand höchster Gefahr befand, war ihm unzweifelhaft; er bemühte sich krampfhaft, dem Gefühl der Angst nicht

Raum zu geben, und es, wenn auch mit übermenschlicher Energie zu überwinden. Konnte die Gefahr nicht noch umgangen, vermieden werden? Niemand schien es zu glauben, denn jeder, den er fragte, gab ihm zur Antwort, man müsse auf das Äußerste gefaßt sein; wenn das Äußerste auch nicht immer zu gewärtigen sei, hier sei es außer Frage. Des Commodore verzweifelter Charakter sei ihm ja bekannt, und ähnliche Antworten.

„Aber wozu solch' leichtsinnige Navigation? Genügt es denn nicht, die Felsenriffe von weitem zu sehen, und im übrigen seines Weges zu fahren?" „Unzweifelhaft, lieber Doktor, ich bin ganz Ihrer Ansicht," meinte der Angeredete, „aber Sie wissen, der Commodore in seinem störrischen Eigensinn glaubt nicht an die Existenz der Felsen, obschon die englische Admiralität noch in den neuesten Nachrichten ernstlich davor warnt, und wer kann dem harten Kopf es ausreden, gerade darauf los soll der Kurs gehen, und, — was wollen Sie — der Untergebene hat zu gehorchen, auch wenn es ums Leben geht, und so geht unser Kurs nun einmal unwiderruflich darauf los."

Da geht die Thür auf, und Doswell tritt leise herein; hinter ihm kommt Elphinstone in sonderbarem Aufzug; er hat eine jener rotangestrichenen, ringförmigen Korkbojen um den Hals; beide setzten sich mit an den Tisch. „Silentium, meine Herren!" sagt Doswell, „ich bitte um tiefste Ruhe! Sie alle kennen das Gefahrvolle unserer Situation; ein Ausweg, eine Rettung ist kaum noch möglich; einige von Ihnen finden in den Booten Platz, doch nicht alle; ich behalte mir vor, Sie zu bezeichnen, sobald die Dispositionen getroffen! Wer nicht in die Boote kommt, bleibt bei mir! bereiten Sie sich zum Abschluß mit allem, was Ihnen hienieden auf dem Herzen liegt; es ist der Untergang, aber der glorreiche, und mit dem erhebenden Gefühl erfüllter Pflicht! Wenn ich nicht irre, lieber Doktor, so hatten Sie noch ein kleines Kistchen mit einigen Flaschen vom besten Portwein in Ihrer Kammer, ehe wir Plymouth verließen, brachte es Ihnen mein Coxswaine vom Lande mit. Ich weiß, Sie hatten es Ihrem Vater bestimmt. Giebt es dafür doch eine bessere Unterkunft als auf dem Boden des Atlantik, und wozu noch Geschenke für den „Governor" von seinem „seligen" Sohn? Lassen Sie's herbringen! Das Souper der Girondisten, meine Herren! Können wir es feierlicher begehen, als mit Dr. Tannings herrlichem Port! Courage, lieber Doktor, man lebt nur einmal und stirbt auch nicht öfter. Was ist das Leben, ein Kommen, und ein Gehen! Gehen wir denn, wenn's nicht anders sei kann!"

„Ja wohl!" antwortet der Doktor, „wer zweifelt daran, daß ich dem Tod ins Gesicht sehen kann, wie ihr alle? Sei's denn!"

„Sie meinen doch den Wein, lieber Doktor?"

„Ja, Doswell, auch diesen! Doch geschehe auch mit meinem Leben, was da wolle, ich bin bereit, aber — — — mein armer Vater!"

„Kommen Sie zu mir, mein guter Doktor! Sehen Sie diese Rettungsboje, Ihr junges Leben schmerzt mich! Hier ist noch ein Entrinnen, wir schwimmen und retten uns auf den Schooner; er ist ja in der Nähe."

„Es ist nahe an Mitternacht, meine Herren, und ich bitte alle Lichter in der Kammer zu löschen; es kann jetzt nicht lange mehr dauern," sprach Doswell, „nehmen Sie Hut und Waffe zur Hand, denn Sie wissen das ist „de rigueur"; der Commodore läßt in diesem Punkt nicht mit sich spaßen!"

„Hut und Säbel? Was soll denn das heißen?" So lautete die erstaunte Frage des Doktors. „Nun ja, natürlich in Hut und Säbel, im vollen Dienstanzug, lieber Doktor, was meinen Sie denn? Auch der Untergang ist ein feierlicher Akt, und muß ordonnanzmäßig vor sich gehen!" So flüsterte es als Antwort von verschiedenen Seiten; so still als möglich erfolgte ein Abräumen des Tisches, die Lichter in den Kammern erloschen eins nach dem anderen, man hört nur leises Flüstern, es ist volle Dunkelheit. Der erste Leutnant hat sich an Deck begeben, dahin folgen ihm auch Elphinstone und der Doktor, der sich krampfhaft an ihn klammert. Sie sind kaum auf Deck angelangt, als der Wachtoffizier schnellen Schrittes von der Kommandobrücke herunterkommt, und dem ersten Leutnant, der am Treppenaufgang steht, mit halbunterdrückter Stimme meldet, alles sei bereit, ob auch die Kompasse in die Boote gebracht werden sollen, was jener, ebenfalls halbleise, bejaht.

„Großer Gott! Was in aller Welt bestimmt den Commodore zu diesem Akt der Verzweiflung, oder nennen Sie es leichtsinnige Navigation, kann er nicht Felsen Felsen sein lassen? — doch, was ist das, — was geht da vor? Ums Himmels willen, verlassen Sie mich nicht!" Ein dröhnendes Geräusch wird in den unteren Räumen des Schiffes hörbar. — „Horchen Sie, Doktor, das ist das Dröhnen des Kiels, wie er über die Riffe schurrt, noch einen Augenblick!" — — — — Da fällt ein Kanonenschuß in der Batterie, geisterhaft vom Mondlicht erhellt, zieht der Pulverdampf über Deck, eine Alarm-Trommel wird laut, eine zweite schließt sich ihr an, in regellosen Haufen drängen sich dunkle Gestalten aus allen Luken an Deck, werfen aufgerollte Hängematten von sich, und verschwinden wieder in der Dunkelheit der unteren Räume; da beginnt ein Höllenlärm; es ist, als ob ein dunkles gespensterhaftes Titanen-Geschlecht aus allen Poren des Schiffes wüchse, um mit Heißhunger die Kanonen zu verschlingen!

„Gott sei mir gnädig!" schreit entsetzt der Doktor, „ich springe über Bord und schwimme nach dem Schooner!" Und er macht wirklich Miene, den Vorsatz auszuführen, aber Elphinstone hält ihn wie mit eisernen Klammern, er sucht sich loszureißen, windet sich, so gut er kann, aber die Aufregung übermannt ihn, und er sinkt bewußtlos zusammen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In Holloway's Hotel in Funchal herrschte um diese Zeit ein reges Leben; während sonst die Brustkranken dem Orte seinen Stempel geben, schien das mit einemmal anders geworden zu sein; mit dem letzten Schiff der „Africain Mail" waren eine Reihe frisch aussehender, munterer Gäste eingetroffen, die der Insel einen längeren Aufenthalt zudachten. Und wo könnte man in Funchal besseres Unterkommen finden, als bei Holloways; der völlig englische Komfort des Hauses hebt sich wohlthuend ab von der Portugiesischen Umgebung, er hat für Kommende

und Gehende eine bequeme Lage, einige hundert Schritt vom Ufer, zu dem eine mit Kastanien bepflanzte, bergab gehende Straße führt, und die an dem Tage, von dem hier die Rede, ausnehmend belebt ist. Fast den ganzen Monat hindurch ist Funchal einer der ruhigsten Orte, namentlich in dieser Gegend; der Verkehr von Handelsschiffen ist, besonders seit jener böse Eindringling, die Phyloxera, den Weinhandel fast zu nichte gemacht, sehr beschränkt, und nur die vier oder fünf Posttage, oder aber die Ankunft eines fremdherrlichen Geschwaders oder Kriegsschiffes, bringen eine fast jedermann erwünschte Unterbrechung in die eintönige, langweilende Ruhe.

Fast unmittelbar nach dem Postdampfer war auch die Fregatte „Cumberland" angekommen, und hatte mit Rücksicht auf die gegen Süden ganz offene, wegen Unsicherheit berüchtigte Rhede ziemlich weit draußen, nach Kap Garajão zu, ihren Ankerplatz genommen; dort ist der Ankergrund noch auf einige Entfernung von der Küste am wenigsten tief, und wird ein Schiff von hereinbrechendem Südwetter überrascht, so gelingt es ihm unschwer, unter Sturmsegeln, noch frei von dem östlichen Kap Brazen-head, die hohe See zu gewinnen.

Auch auf dem Schiff war heut' große Bewegung. Alles bereitete sich zu einem Ritt nach dem „Gran Curral." Schon für eine ganz frühe Morgenstunde war das Rendezvous der Pferde an der Ecke bei Hollways, daher das Leben und die Bewegung auf dem Platz am Hotel. Auch Damen-Begleitung sollte dem Piknik nicht fehlen; unter den mit dem Postdampfer angekommenen Gästen befand sich die Familie des Commodore, und in deren Begleitung die junge Frau des ersten Leutnant, unseres von den „Eight-stones" bekannten Doswell.

Begrüßt hatten sich die Beiden schon, aber heute sollte sie ihn auch zur Teilnahme an dem nach dem Gran Curral zu unternehmenden Piknik erwarten. Wie sie nach Ankunft der Boote von der Terrasse des Hotels ausschaute, vermißte sie, die Ankommenden musternd, ihren Gatten; statt seiner kam der junge Elphinstone auf sie zugeeilt mit dem Auftrag des erstern, er habe das Schiff nicht verlassen können und wollen, denn trotz der augenblicklichen Windstille und des herrlichen Wetters schiene ihm etwas im Anzuge; der Kapitän sei in Begleitung des Commodore der Einladung des Konsuls gefolgt, und lege großen Wert darauf, daß er, Doswell, das Schiff nicht verlasse. Ob seine Frau an Bord kommen wolle? Gegen elf Uhr werde er ein Boot schicken; vor der Einschiffung brauche sie sich nicht zu fürchten, denn es sei heute fast gar keine Brandung an der Marina, wenn es ihr aber angenehmer wäre, so möge sie durch John Brown sagen lassen, das Boot für sie solle an die Pontinha kommen.

Lydia Doswell war eine junge, blühende Frau in der zweiten Hälfte der Zwanziger, sie war noch kaum ein halbes Jahr verheiratet, die Flitterwochen ihrer jungen Ehe waren kaum verrauscht, als ihr Gatte, dem Gebot der Admiralität folgend, sich an Bord des „Cumberland" einzuschiffen hatte. Erschien es auch wie ein grausame Fügung des Schicksals, so trat die junge Frau ihr doch festen Sinnes entgegen; sie hatte gewußt, was sie that, als sie dem Seeoffizier die Hand reichte; selbst Tochter eines Seemannes, war sie mit dem Lebenslauf

Digitized by Google

ihres Mannes von Jugend auf bekannt; in die Jugendliebe mischte sich auch Teilnahme an der Passion für den Beruf, und so hatte auch das jetzt dem Gatten beschiedene ehrenvolle Kommando jede andere Regung, als die des Hochgefühls im Keim erstickt. Noch vor der Abfahrt des Cumberland ward sie aufgefordert, die Frau des Commodore, die ihrer leidenden Gesundheit halber unter sothanen Umständen Madeira den Vorzug gab vor San Remo, dorthin zu begleiten, der Vorschlag wurde angenommen, und so finden wir sie auf der Terasse vor Hollo-ways Hotel in Erwartung des Gatten, statt dessen nun aber der junge Offizier als Beauftragter erschien.

„Nein, nicht nach der Pontinha; es soll sehr weit zu gehen sein. Das Ufer hier unten ist so schön; bitte, lassen Sie John Brown unten an der Marina auf mich warten, er kann mich ans Boot bringen, dann bleibe ich den Tag an Bord!"

Unter Anwendung von etwas Mut machte sich die Einschiffung vortrefflich. John Brown, der allen in Madeira verkehrenden Seeleuten bekannte portugiesische Bootsmann, harrte zur bestimmten Zeit mit seinem Boot am Ufer; man stieg ein, von kräftigen Schultern geschoben schurrte das Boot über die glatten Basalt-kiesel des Strandes, bis die nächste heranrauschende Brandungswelle es in die Höhe hob und flott machte; schnell sprangen die Ruderknechte, die es geschoben hatten, nach, schwangen sich über den Dollbord in das Boot hinein, ergriffen die Ruder, — das alles fast die Sache eines Augenblicks, und mit ein paar kräftigen Ruderschlägen befand sich dann das Boot mit seinen Insassen außerhalb der Brandung, wo das Boot der Fregatte wartete, um nun seinerseits den oder die Passagiere des Madeira-Bootes aufzunehmen, und an Bord der Fregatte zu bringen.

„Ich mache mein Kompliment zu dem Mut und der Kaltblütigkeit, die Sie entwickelten; ich habe Damen gesehen, die sich bei solcher Gelegenheit nicht so heldenhaft benahmen!" sagte der junge Elphinstone, als er Frau Doswell beim Übersteigen die Hand reichte.

„Ich schämte mich vor den Leuten, meine Angst zu zeigen, aber ich hatte sie in der That; das nächstemal würde ich, glaube ich, doch an der Pontinha einsteigen."

Die Pontinha ist eine am westlichen Ende der Rede befindliche Landungs-treppe, wo man vom Lande direkt in jedes beliebige Boot einsteigen kann, während man an der Marina des offenen, von der Brandung direkt bespülten Strandes halber der Vermittelung des Landbootes ohne Kiel bedarf.

„Es ist heute um so mehr anzuerkennen," meinte Elphinstone, „weil heute, trotz herrlichen Wetters, die Dünung doch sehr hoch geht, und die Brandung dem entsprechend."

„Mir stockte der Atem, als ich sie heranrauschen sah, „John Brown beruhigte mich und meinte, es wär „all right", ich möchte nur still sitzen, was konnte ich auch anderes thun, und doch war's interessant!"

„Es ist ein Glück, daß es so gut ging. Offen gestanden fürchte ich, unseres Bleibens kann hier nicht lange sein, das Quecksilber fällt zusehends, und von

S.S.W. rollt eine stetig zunehmende Dünung herein. Es ändert sich hier manchmal sehr plötzlich.“

Mittlerweile erreichten sie das Schiff; die See war aber schon so hohl, daß das Boot an der Seite des Schiffes auf- und niederstieg, und das Aussteigen, namentlich für eine Dame, recht schwierig machte; auch das Schiff hob und senkte sich, denn die Dünung war lebhafter und höher geworden; die sonst übliche Treppe hatte man schon weggenommen, und die Einschiffung der jungen Frau erfolgte durch den in solchen Fällen angewandten, an der großen Raa schwingenden Sessel.

„Meine gute Lyddie,“ sagte Doswell nach der ersten herzlichen Begrüßung, „wie schade, daß wir uns nicht am Curral-Piknik beteiligen konnten; es war nicht ratsam für mich, das Schiff zu verlassen; wie gern hätte ich dich am Lande begrüßt, aber es war zu viel zu thun; seit heut Morgen sinkt das Barometer zusehends; siehst du die Wolkenbank, die da von Südwest heraufzieht, ich fürchte, wir werden dich vor Sonnenuntergang gar nicht wieder an Land bringen können, und du mußt mit einer Hängematte vorlieb nehmen. Wäre es nur darum zu thun, so könnte es gehen, aber ich fürchte, das Wetter spielt uns, was den Komfort betrifft, einen argen Streich. Qui vivra, verra. Nun komm' herunter, wir wollen dir in der Messe zunächst einmal die Honneurs machen!“

„Zahlreich könnt ihr heute nicht sein, denn die meisten deiner Kameraden habe ich schon vor Holloways Hause begrüßt. Aber wo ist Dr. Tanning?“ „Der Ärmste, er hat bis zu unserer Ankunft hier im Fieber gelegen, und phantasierte fortwährend von den „Eight-Stones“, war Doswells Antwort, und nun folgte die Erzählung des ganzen Herganges. „Arthur!“ rief entrüstet die junge Frau, wie konntet ihr so barbarisch und grausam sein mit dem armen Menschen?“ „Mache mir keinen Vorwurf, mein Herz, ich habe selbst die bitterste Reue empfunden, die Sache geht mir noch jetzt so nahe, daß mich ein kalter Schauder überläuft, wenn ich daran zurückdenke, aber wer es gesehen hat, wie vollkommen blind er auf die Neckerei einging, wird es einigermaßen entschuldigen.“

„Eine starke Brise kommt auf von Südwest, Sir, und der Barometerfall nimmt sehr rasch zu, ich glaube, es giebt etwas!“ Mit dieser Mitteilung kam der Master vom Deck herunter, ein Anlaß für Doswell, sich schnell hinaufzubegeben, umsomehr als die bisherige sanfte Bewegung des Schiffes, wenn es sich auf der Dünung hob und senkte, einem schnelleren Steigen und ruckweisen Einsetzen Platz machte. Die Luft war mit einemmale trübe und finster geworden, und der ganze Himmel mit verzerrten, zerrissenen Wolken bedeckt; die Gipfel der Berge waren ganz in Wolken eingehüllt, bis ziemlich tief herab. Die „Momt-Church“ oder die Kirche „Nosbra Senhora del Monte“ war wie in dunkelen Rauch eingehüllt, und nicht mehr zu sehen. Die feierliche Ruhe der Rhede von Funchal mit ihren ringsum bis zu 6000 Fuß steil ansteigenden Berg- und Felsenwänden, erlitt jähe Unterbrechung. Die am Horizont aufsteigende dunkele Schattierung der See hat die südliche Grenze der Rhede kaum erreicht, ein fernes unheimliches Heulen macht sich vernehmbar, das durch den Widerhall an den Felsen nur noch dröhnen-

der wurde; das dauerte einige Minuten, da brach wie eine Windsbraut der Südwest herein und im Nu war die ganze, bis dahin feierliche Stille verändert. Was an Booten sich vom Lande noch auf dem Wasser befand, flüchtete wie die vom Wolfe geängstigten Schafe, und sie hatten keine Zeit zu verlieren, denn von Minute zu Minute wuchs die Höhe der Wellen; kaum eine halbe Stunde war vergangen, da wälzte sich die Dünung des Ozeans unter Sturmesdruck in ihrer ganzen Majestät in die offene Bai und die bis dahin sanften, graziösen Bewegungen der vor Anker liegenden Schiffe wurden, noch ehe eine Stunde vergangen war, zum wüsten, regellosen Tanz.

Über einer Wassertiefe von etwa 40 Klafter verankert, meinte man, der „Cumberland" könne allem trotzen; der Vertrauensseligkeit drohte eine ernste Probe. Ein Buganker hatte mit langer Kettenbucht bis dahin genügt; man ließ den zweiten fallen, und machte den dritten fertig. Niemand zweifelte, daß das genügen müsse; das Abreiten eines Südsturmes auf der berüchtigten Funchal-Rhede hatte für Kriegsschiffe von jeher als Ruhmestitel gegolten, und gerade der „Cumberland" hatte durch Erprobtheit seines Ankergeschirres eine gewisse Berühmtheit erlangt.

„Es wird ein böser Tag für dich, Lyddie, aber an Ausschiffung und Verkehr mit dem Ufer ist nicht mehr zu denken. Wir wollen es dir so bequem machen wie möglich; nur fürchte ich, es wird eine wilde Nacht!"

„Ich werde es schon aushalten," meinte die junge Frau, „nur laß mich nicht hier unten, hier wird es mir unheimlich!" Damit ging sie hinauf auf Deck und mit leichter Mühe wurde ihr da ein einigermaßen bequemer Sitz zurecht gemacht. Doch es dauerte nicht lange, da gesellte sich zum Wind ein peitschender Regen, und der Aufenthalt an Deck war unmöglich, und nun mit dem in der Batterie vor der Kajüte vertauscht.

Es war drei, vier, fünf Uhr geworden, noch immer fiel das Barometer, der Wind nahm an Stärke, die Dünung an Höhe und Gewalt zu, da erschien der Master mit der ängstlich erwarteten und ebenso ängstlich gefürchteten Meldung, das Schiff sei im Treiben.

„Ist der dritte Anker fertig?" „Ganz fertig!" „So lassen Sie ihn fallen, ohne Verzug! der Backbord-Rüstanker muß folgen, wenn von dem an Steuerbord 50 Faden Kette aus sind; aber auch das wird nicht genügen, lassen Sie den Stromanker bereit machen am Großrüst, und das schwere Kabel darauf stecken durch die Bugpforte; vergessen Sie nicht, Springstopper darauf zu setzen die ganze Batterie entlang."

„Sehr wohl, Sir!" „Läufer!" rief dann Doswell, „der Oberfeuerwerker! schnell! Ich will ihn sogleich sprechen! Bootsmann! Alle Mann auf! Stängen und Unterraaen an Deck! Vorwärts! Wo sind alle Ihre Maate?" Die Bewegungen des Schiffes waren schon unbändig geworden; das Brausen und Pfeifen des Windes durch die Takelage hatte so zugenommen, daß man sich selbst einem nebenan Stehenden nur mit großer Mühe verständlich machen konnte.

Der „Cumberland" hatte bei seiner erst kürzlich stattgehabten Indienststellung fast die gesamte Besatzung einer von dreijähriger Station im Mittelmeer zurückgekehrten

Fregatte gleichen Ranges erhalten; auch ein Teil der Offiziere waren dieselben, fast jeder kam sich auf diesem Schiff wie zuhause vor, und es bedurfte wenig mehr als eine Viertelstunde, um die Takelage des Schiffes bis auf die Untermasten zu verkleinern.

„Mr. City!“ so hieß der Oberfeuerwerker, „sobald der Steuerbord-Rüstanker gefallen, müssen wir allen vier Ankern, die vier vordersten Kanonen der Batterie, an jeder Seite, zur Hilfe geben, lassen Sie die Geschütze unverzüglich und schleunigst klar machen; die schwere Warptrosse vorn am Steven unterhalb der vier Ankerketten gemittelt, die Bucht der Trosse in jede Kanonenpforte herein, mit 20 Fäden Bucht zwischen je zwei Geschützen, und, Mr. City, mit einer tüchtigen Laschung um die Schildzapfen! Lassen Sie eilen damit, und sagen Sie, wenn Sie fertig sind!“

Dies Manöver war für jedermann neu; nur der alte City verstand die Sache aus dem Grunde; er und der Bootsmann waren Veteranen, die noch den letzten amerikanischen Krieg erlebt, und reich an solchen Erfahrungen. „Nur schnell, Jungens, wenn die Rüstanker nicht halten, dies wird helfen!“ „Ja,“ meinte Hall, der Bootsmann, „wenn wir weichen Ankergrund hätten, aber hier bei den lockeren Steinen?“ Die Arbeit mit den Kanonen war leichter gesagt, wie gethan, denn das Schiff stampfte mit solcher Heftigkeit ein, daß die Buggpforten dann und wann die grüne See schöpften, und die Leute dort nur mit fast unmenschlicher Anstrengung arbeiten konnten. Und doch gelang es.

Immer stärker trieb die Fregatte; kaum daß die vier schweren Anker den Bug im Winde halten konnten; schon sah man Loo-Rock querab; vom ersten Ankerplatz aus hatte er weit zurückgelegen, und das Schiff näherte sich in erschreckender Weise den Felsen. Von der Campagne des Hinterdecks sah man deutlich, wie eine Menschenmenge sich am Ufer sammelte; die Fregatte auf der Rhede war bei dem einbrechenden Sturm in aller Munde, und männiglich strömte man, den peitschenden Regen nicht achtend, hinunter an die Marina, was aus ihr werden, ob sie sich halten, ob es ihr glücken würde, die See zu gewinnen. Zu letzterem war es längst zu spät. So hoch wie heute hatte noch niemand das Meer gesehen. Es war 6 Uhr geworden, und es wehte ein Orkan; die Wellen waren zu einer Riesenhöhe gestiegen; das 90 Fuß hohe Loo-Rock stand zu Zeiten unter Wasser, man fürchtete selbst für die darauf stehenden massiven Gebäude; die noch auf der Rhede befindlichen Kauffahrteischiffe wurden auf den Wellen herumgeworfen, als wären es Korken; keins konnte sich vor seinen Ankern halten, und der Strand hatte reiche Beute. Aber auf den „Cumberland“ waren alle Blicke gerichtet; auch für dieses Schiff drohte die Katastrophe; es war ein gewaltiger Kontrast zwischen dem stolzen Schiff mit den sanften, dem Zuschauer vom Ufer kaum sichtbaren Bewegungen in der stillen Bai, und dem hilflosen, von den riesigen Orkan-Wellen auf- und niedergeschleuderten Fahrzeug; soweit man sehen konnte, war das Meer bedeckt mit weißem Schaum; schnell und heftig aufeinander folgend rollten die Wellenberge gegen das steile Ufer; wie ein Rudel Wölfe auf ein vereinzeltes Schaf, stürzten sie sich auf das noch immer vor seinen Ankern haltende

Digitized by Google

Schiff; daß es hielt, schien erstaunlich, und unter der Menge der Zuschauer am Strand gab es nur wenige, die eine Rettung für möglich hielten. Atem- und sprachlos stand die Menge, das Heulen des Windes erlaubte keine Verständigung; dazu ein unaufhörlicher peitschender Regen, und eine Atmosphäre, die auf eine beträchtliche Höhe der vom Ufer steil aufsteigenden Berge mit Seewasser-Staub getränkt war.

Ein Opfer hatte die Wut der Elemente schon gefordert, eine große englische Kauffahrtei-Brigg, mit Kohlen beladen, die heute gelöscht werden sollten, ward von beiden Ankern gerissen, im Nu lag sie quer in der Brandung, und wurde von dieser mit noch einem heftigen Anprall hoch ans Ufer geschleudert; ein Matrose des Schiffes wurde dabei mit solcher Gewalt gegen die Steine geworfen, daß er auf der Stelle leblos war; ein zu Hilfe eilender Portugiese wurde von der zurückrollenden Brandung ergriffen, und von dem uferwärts treibenden Schiff erdrückt.

Unter den Zuschauern am Lande befanden sich natürlich auch — und zwar als recht interessierte Zuschauer — die Teilnehmer am Piknik des Gran Curral. Noch auf der ganzen Strecke des Caminho nuevo war herrliches Wetter, obgleich sich die Sonne zuweilen mit einem düsteren Schleier umflorte. Bis auf etwa zweitausend Fuß Höhe war man gestiegen, als die Atmosphäre sich plötzlich veränderte.

„Thomson," sagte der Commodore zu seinem nächsten Begleiter, es war der Kapitän des „Cumberland," „so wahr ich lebe, wir bekommen einen Südwest! Wir müssen umkehren, ich zweifle, ob wir das Schiff noch erreichen!" Das war um Mittag, als man auf dem Cumberland den dritten Anker fallen ließ. Der Rückweg wurde schleunigst angetreten, doch es war zu spät. In schärfster Gangart trabte die ganze Kavalkade nach Funchal zurück, die begleitenden Arrieros blieben weit hinter ihren Reitern; bis auf die Haut durchnäßt langte man vor der Marina an, aber nur um sich rat- und thatlos der angsterfüllten Zuschauermenge anzuschließen, und mit ihr einer fast unvermeidlichen Katastrophe entgegenzusehen.

Das Hinterteil des wild auf und nieder geschleuderten Schiffes befand sich schon in unheimlicher Nähe der Brandung; bei so kurzer Entfernung hätte man in stillem Wetter vom Lande hinüber rufen können; wie aber das Heulen des Sturmes sich mit dem lauten Tosen der Brandung jetzt zusammenthat, konnte man sich selbst einem Nebenstehenden kaum verständlich machen.

„Hätten wir nicht so vortreffliches Ankergeschirr, würde ich die Sache verloren geben, das Schiff treibt zusehends, alle schweren Anker sind aus und wie es scheint, sind sie mit dem Stromanker beschäftigt; von dem ist nicht viel zu erwarten! Ob sie an Kanonen gedacht haben?" Das ungefähr war es, was der Commodore dem Kapitän, der neben ihm stand, zurief. „Ich habe mein ganzes Vertrauen auf Doswell; er hat heute Morgen einen richtigen Blick gehabt! Da geht der Stromanker!" Immer rascher hatte sich jedoch das Schiff dem Ufer genähert; obgleich aber das Hinterteil sich schon in der Brandung befand, so hatte es doch, selbst beim tiefsten Einstampfen noch Wasser genug, und wenn es mit jenem letzten Versuch des Stromankers zum Stehen kam, war es gerettet.

Unter den am Ufer Versammelten gewahrte man natürlich auch Beurlaubte des Schiffes, Matrosen, die den Tag über zum Weingenuß ihre Zeit wohl benutzt hatten. Wäre die ganze Lage nicht so über die Maßen tragisch und gefahrdrohend gewesen, hätte sie zur Erheiterung beitragen können. „Ein Hurrah für den alten Cumberland, ein Hurrah für unseren Bootsmann seine Anker! Vorwärts, Kameraden, retten wir every d — soul!" hörte man hier und da ausrufen und sah, wie hin und wieder der eine oder der andere sich in die zurückrollende Brandung stürzte, vor dem Sturzbad aber sogleich wieder landwärts flüchtete.

„Auch die beiden Offiziere, die am Abend des Vorfalles an den „Eight-Stones" sich über die afrikanische Expedition unterhalten hatten, waren mit von der Curral-Partie gewesen, und sahen jetzt dem Kampfe zu, in welchem ihr Schiff sich mit dem unerbittlichen Element befand.

„Sonderbar," sagte der eine der vom andern damals „Pessimist" Gescholtene, „es ist, als wenn des armen Doktors Fieberphantasien in Erfüllung gehen sollten! Erinnerst du dich, wie er immer die Worte „Eight-Stones" — „Tod" — „Untergang" — und ähnliche von sich gab?" — — „Doch was ist das?" Der Wind dreht sich, — er geht westlich, — sieh nur hier, — das Schiff schlingert heftig, stampft aber nicht mehr so, wie vorher, denn die Dünung faßt es jetzt von der Seite!" Und in der That so war es, in weniger als einer Viertelstunde hatte der Sturm, obgleich noch immer in ganzer Stärke, eine mit der Küstenlinie fast parallele Richtung genommen, und alles atmete auf, denn das Schiff, wenn es sich unter den riesigen Wellen auch noch immer wand und quälte, schien jetzt wenigstens der Hauptgefahr entronnen! Alles atmete auf, und faßte neue Hoffnung; die freudigsten Äußerungen der Teilnahme wurden überall laut, frohen Herzens beglückwünschte man sich zu der Rettung der Menschen an Bord, für die man unmittelbar vorher mit so begründeter Angst erfüllt war.

An Bord des „Cumberland" waren die Sachen, seit man den vier Ankern mit einer Anzahl über Bord geworfener Kanonen zu Hilfe gekommen, nicht günstiger geworden. Die Steigung des Ankergrundes, gegen das Ufer hin, ist anfangs steil, wird dann aber flacher. Mit dem Flacherwerden wuchs die Nachgiebigkeit der Anker, wenn auch die Gewalt des Wogenschlages gegen das Schiff bei der geringeren Tiefe ein wenig abnahm. Als die schweren Gewichte der Kanonenrohre sich in den Grund einwühlten, und den rutschenden Ankern neuen Halt gaben, kam die treibende Bewegung des Schiffes für einen Augenblick zum Stehen. So meldete der Master, der gespannt den Peil-Kompaß und seine Landmarken im Auge behielt. Mit dem erneuten Widerstand, den nun das Schiff dem Ungestüm der See aus dem — an der Stelle und Ufernähe, in der es sich befand, schon brandungsartig gewordenen Wogenschlag — leistete, wurden auch seine eigenen Bewegungen jäher und heftiger. Wer am Taffrel stand, sah den Bug des Schiffes hoch in die Höhe steigen, und nachdem der Wellenkamm überstiegen, sich jählings in das darauf folgende Wellenthal hinunter stürzen, mit einer Heftigkeit, die alles was aufrecht stand, zu stürzen, alles Lose, alles, was

nicht niet- und nagelfest, zu zertrümmern drohte; und weil die Richtung der See mit der geringsten Änderung in der Windrichtung nicht gleichen Schritt hält, so bringt die schräge Lage, die das Schiff, das geschmeidig dem Winde folgt, gegen die See erhält, eine von Seite zu Seite tief rollende, im Seemannsausdruck „schlingernde" Bewegung hervor, ein Zustand, den man kaum anders bezeichnen kann, als mit dem Ausdruck: ein Spott auf jede menschliche Existenz und auf jeden Gedanken des Komforts an Bord eines Schiffes! Alle Luken, alle Pforten, waren gegen die von oben und von den Seiten gegenschlagende See so hermetisch, als thunlich, verschlossen; wer nicht sehr seefest war, vermochte sich nur mit Anstrengung und großer Vorsicht von der Stelle zu bewegen, und in der That war zum Bewegen auch kaum noch Anlaß. Die über Bord gesetzten Kanonen schienen ihre Schuldigkeit zu thun, und der Gedanke, daß sie das Treiben des Schiffes zum Stillstand brachten, gab jedem neue Hoffnung. Schon standen alle Zimmerleute des Schiffes bei den drei Masten bereit, diese zu kappen und über Bord gehen zu lassen, um auf diese Weise dem Sturm einen Widerstand weniger, und dem in allen seinen Fugen ächzenden Schiff eine Erleichterung zu schaffen; auch das Bugspriet mit seiner ganzen Takelage stand noch, da kam eine riesige Woge, hoch in die Luft stieg der Bug des Schiffes, setzte dann jählings ein, begrub das ganze Vorderteil unter dem überkämmenden Wellenschaume. Das gewaltige Bugspriet knickte wie nürnberger Tand unter dem Druck des Wassers, und der heftigen Aufwärts-Bewegung, und kahl und nackt, — die Vor-Takelage wie abgekämmt, — erschien der Bug des Schiffes wieder hoch über dem Wasser. Ein dem entsprechendes Schauspiel boten die Kajüten, wo von losen Gerätschaften, von Tellern, Gläsern, Tassen, Lampen, ja selbst von den größeren und kleineren Möbeln nichts unversehrt blieb! Wer nicht dienstlich auf oder unter Deck beschäftigt war, suchte sich in Ecken und Winkeln feste Position. Das war nicht mehr das ruhige, friedliche Treiben von heute Morgen, wo einem das Herz aufging, wenn man an Deck kommend, den milden Sonnenblick und die lachenden Weingärten sah. Das war nun nichts anderes als ein Pandämonium, eine Kraftprobe für robuste Nerven, eine ins Riesige übertragene Illustration des „bull in a Chinashop" und doch ein so fürchterlich ernstes Bild von dem Tanz vor dem Grabe!

Der Humor des Seemanns ist nicht immer original, aber abgesehen von sonstigen Gebrechen, ist er dauerhaft und kräftig und selbst dämonischen Angriffen anhaltenden nautischen Ungemachs gewachsen, soweit es Männer betrifft. Und es ist ein Glück für den seemännischen Beruf, daß dem so sein kann. Wehe der Frauenseele, die der Zufall in die Lage bringt, dem wüsten Spiel der Naturkräfte, wie sie hier sich geltend machen, widerstehen zu sollen. Vom peitschenden Regen in das Batterie-Deck getrieben, war auch da der Aufenthalt unmöglich geworden für eine Frau, und so hatte Lydia Doswell zuletzt in des Commodores Vorkajüte einen Platz gefunden, der auf alle Fälle zuverlässig und praktikabel schien. Anfangs wurde sie beunruhigt durch den Gedanken, unter Umständen, wie sie einzutreten schienen, an Bord wirklich recht überflüssig zu sein; von diesem

Gedanken war sie bald befreit, denn sie sah, wie fast jedermann durch den wachsenden Ernst der Lage in Anspruch genommen wurde; und wie nun wirkliche Gefahr eintrat, da kam für den Augenblick ein Gefühl der Unruhe; doch ihr religiöses Bewußtsein gewann die Oberhand, und der Gedanke der Pflicht, dem Gatten, dem die schwere Sorge für Schiff und Besatzung oblag, eine Seelenstütze zu sein.

Das Manöver mit den Kanonen schien gelungen; die schweren Kanonenrohre hatten den Ankern neue Haltekraft gegeben — für einen Augenblick! Von neuem gab der aus losen Steinen bestehende Meeresgrund nach; runde Kanonenrohre wirken nur mit dem Gewicht; einmal in Bewegung, fehlt der Widerhalt, von neuem siegte die Gewalt der Dünung, von neuem rückte das gequälte Schiff widerstandslos dem Strande zu, und ohne Wunder war eine Erhaltung fast aussichtslos.

Starren Blickes jeder Bewegung folgend, harrte die kleine Gruppe der Offiziere auf dem Verdeck; soeben war noch der letzte Versuch gemacht, mit Stromanker und Kabel dem Treiben des Schiffes Einhalt zu thun; auf fünf bis sechs Schiffslängen Seeraum zum Treiben konnte man noch rechnen; bis dahin mußte dieser letzte Anker seine Wirkung thun, — bei dem geringen Gewicht desselben, und den Dimensionen des Taues eine fast aussichtslose Hoffnung — oder das Äußerste trat ein! Der Anker fiel, sein Tau rauschte willig nach, so willig als die treibende Bewegung des Schiffes es sich nahm; solange der noch vorhandene Seeraum es irgend zuließ, wollte man das Tau auslaufen lassen, dann aber allmählich Einhalt thun, wenn der Anker Zeichen des Haltens gab. Nur wenige Minuten mußten darüber entscheiden; atemlos starrte jeder, ob es so sein, ob die Rechnung mit diesem letzten Hilfsmittel eine richtige sein würde; die Befürchtung lag nahe, es werde gehen, wie mit den Kanonen: momentaner Einhalt, dann umso vehementeres Treiben — und dieses Mal, um zu enden in einem nassen Grab für alle.

„Das Quecksilber steht, und hat Neigung zu steigen!" meldet der Master; das belebte alle Hoffnungen; „Der Anker hält, das Schiff treibt nicht mehr!" meldet ein Steuermann, der vom Großrüst die Lotleine beobachtete. „Dem Himmel sei Dank! Ich dachte, daß dieser Anker unsere Rettung sein könnte," rief Doswell; mit vielsagendem, stummem Blick sahen sich alle an; wer solche Momente erlebt hat, weiß, wie umgewandelt mit einem Schlage alles erscheint; man beglückwünscht sich, schüttelt sich die Hände, als gehörte die ganze, fast unabwendbare Todesgefahr schon der Vergangenheit an, und doch war es vorerst nur ein einziger sicherer Hoffnungsschimmer; aber bald kam ein zweiter; das plötzliche Drehen des Windes auf West und Westnordwest, der das, was vor wenigen Minuten nur ein Hoffnungsschimmer war, zur Zuversicht und zur Gewißheit machte!

„Es ist erstaunlich, mit welcher Gelassenheit Frau Lydia Doswell der Gefahr ins Auge blickt, sie ist fieberhaft erregt, man sollte meinen, es wäre um der Gefahr willen, aber das ist nicht der Fall, sie hat nur Gedanken dafür, ob es ihrem Manne gelingt, das Schiff zu retten; Dr. Tanning ist bei ihr, er kann sich ein Beispiel nehmen, aber er ist noch immer melancholisch, und die Erinnerung

Digitized by Google

an die „Eight-Stones“ ist ihm ein Gespenst geworden, das ihn wachend und träumend verfolgt. So wahr ich Elphinstone heiße, glaubt mir, in diesem Augenblick, wo die Situation doch wahrlich nicht dazu angethan ist, unterhält er die arme Frau von seinen Kümmernissen!“

„Der Mensch soll die Götter nicht versuchen, verehrteste Frau, Unheil habe ich geahnt, und Unheil ist eingetreten! Gebe Gott, daß es sich noch zum Guten wendet!“ so redete Dr. Canning; da kam ein Bote vom Deck, man lasse ihr sagen, jeder Grund zur Beängstigung sei jetzt vorüber, und in wenigen Stunden werde voraussichtlich wieder gutes Wetter sein.

„Dem Himmel Dank!“ rief das körperlich und geistig fast erschöpfte junge Weib, und „ja, dem Himmel Dank!“ antwortete der Doktor, und erfaßte krampfhaft ihre beiden Hände, „ich hatte schlimmeres geahnt, heute bewahrte uns eine gnädige Vorsehung, gebe Gott, daß das Schlimmere uns nicht noch vorbehalten sei!“ — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Nachricht von dem Raubanfall der Kabylen des Scheik von Ras Julafa dem Commodore mitgeteilt wurde, lag die „Cumberland“ wieder so schmuck und blank auf Funchal-Rhede, als wenn der nun über eine Woche zurückliegende Südsturm gar nicht gewesen wäre. Alles befand sich in bester Ordnung, die Anker gelichtet, die Kanonen wieder an ihre Stelle gebracht, der Ankerplatz weit hinaus in der Richtung von Kap Gorajão verlegt, Stängen und Raaen wieder aufgebracht, ein neues Bugspriet eingelegt, alles beschädigte Inventar ausgebessert, das zertrümmerte ergänzt; die Segelordre, die nun ernste Arbeit in Aussicht stellte, verscheuchte jeden Hauch etwaiger trüber Erinnerung.

Die alten Raubnester der marokkanischen Küste Rabat und Saleh — denn nördlich des letzteren hatte die Plünderung eines gestrandeten Kauffahrers stattgefunden, — hatten, dem alten Leumund getreu, von neuem von sich reden gemacht; eine Züchtigung war nötig, und der „Cumberland“ war zur Vollstreckung ganz geeignet.

Noch lange war die Gefahr, der das Schiff soeben mit knapper Not entgangen, das Tagesgespräch von Funchal; Holloways Hotel, wo der Commodore seine Landwohnung genommen, war eine ganze Reihe von Tagen ein Wallfahrtsort für alle Freunde des „Cumberland“ und ihrer Insassen, und tausend Huldigungen hatte namentlich die junge Frau entgegenzunehmen, die in Begleitung ihres Gatten das Unwetter so heldenhaft überstanden.

Der Aufenthalt des Schiffes in Madeira sollte nicht so lange dauern als man erwartete; erst mit Ablauf des Hochsommers sollte es an die eigentliche Station, die Äquatorialküsten des westlichen Afrika abgehen, da kam die Nachricht von dem Ereignis bei Saleh, und forderte alsbaldiges Handeln. Ohne Verzug war alles bereit gemacht, zwei Tage später befand sich die Fregatte schon auf der Höhe von Puerto Santo, und segelte mit einer leichten nordwestlichen Brise der gegenüber liegenden Küste Marokkos zu.

Man hatte nicht weit zu segeln; schon anderthalb Tage nach der Abfahrt von Funchal-Rhede sichtete man Saleh, und ein Segelbot mit dem Konsul von Rabat, und einem an der ganzen Küste ortskundigen Mauern, kam dem „Cumberland“ in See entgegen, um ihm die Lage des Räuberdorfes im Norden von Saleh anzugeben. Daß man landen, den Scheik und die Hauptschuldigen züchtigen, erforderlichen Falls das Dorf zerstören müsse, darüber war kein Zweifel, und mit Sonnenaufgang des folgenden Tages hatte es zu geschehen; alle Vorbereitungen sollten noch heute bis vor Einbruch der Nacht getroffen werden.

Während sich hier ernste Dinge vorbereiteten, saßen in Holloways Hotel zu Funchal in einem Zimmer des ersten Stockes zwei Damen in traulicher, ernster Unterhaltung; die eine war die Frau des Commodore, Lady Connor, die andere Lydia Doswell.

„Was Sie an Bord des „Cumberland“ mit solchem Heldenmut überstanden haben, müßte wirklich ein Grund der Heiterkeit für Sie sein,“ sagte die ältere Dame, „alle Achtung vor Ihren Nerven, meine Liebste, ich wüßte wirklich nicht, wie ich mich benommen hätte, wäre ich vor eine solche Probe gestellt worden.“

„Sie haben Recht, Lady Connor, und doch, — ich weiß nicht, was es ist; es ist eine Bangigkeit, die auf mir lastet; Dr. Tanning hat mich angesteckt mit seiner düsteren Stimmung; der unverzeihliche Scherz mit den „Eight-Stones“ hat ihn in eine Melancholie versetzt, von der er nicht frei werden kann, sein Zustand war bis zum letzten Augenblick noch immer so nervös, daß er Unheil, und nur Unheil, sah und prophezeite. Ach, Lady Connor, Sie wissen, man kann mir übertriebene Ängstlichkeit nicht zum Vorwurf machen, aber was kann ich dafür: als ich gestern hier vom Balkon aus den Cumberland hinter den Desertas verschwinden sah, da überlief mich ein unbestimmtes Gefühl der Angst, ich mache mir Vorwürfe darüber, aber ich werde es nicht los!“

„Nun,“ meinte Lady Connor, „das sind Stimmungen, über die man sich keine Rechenschaft geben kann, die ganze Atmosphäre ist heute auch so düster, das wirkt mit; sehen Sie doch, Lydia, wie still und ruhig die See sich präsentiert; wenn man die Brandung nicht hörte, könnte man glauben, das Wasser am Ufer sei ganz unbewegt; ich sitze so gern an der offenen Balkonthür, die Abendluft, die untergehende Sonne, und die Musik der Brandung, das alles zusammen ist so wohlthuend und beruhigend!“

„Gewiß, gewiß! — — aber nun guten Abend, Lady Connor, ich verspreche Ihnen, ich will morgen ganz gewiß heiterer sein; heute zürnen Sie mir nicht, wenn ich zurückgezogen bleibe.“

So verabschiedeten sich die beiden Damen, und die junge Frau zog sich auf ihre eigenen Zimmer zurück.

Wie jener Tag, waren auch die unmittelbar folgenden düster und trübe; ein ständig bedeckter Himmel lagerte über der Insel, eine dünne Wolkendecke, die nur selten einen Sonnenstrahl durchließ; namentlich hatte das Strandleben seine Physiognomie verändert; das Hin und Her des Verkehrs hatte einer plötzlichen Leere Platz gemacht, denn nicht weniger auf die Stadt und ihre Straßen, als

Digitized by Google

auf das Ufer wirkt die jeweilige Anwesenheit von Kriegsschiffen mit ihren tausendfältigen Beziehungen belebend. Mit ihrem Verschwinden tritt ein Rückschlag ein, die Einsamkeit und stille Ruhe, wie sie dem Alltagsleben jeder Inselstadt eigen ist.

Lydia Doswell litt darunter; ohne daß sie sich Rechenschaft geben konnte, lag die düstere Ruhe der unteren Stadt, in der sie wohnte, wie eine schwere Last auf ihrer Seele; gern folgte sie der Einladung des Konsuls hinauf in die Höhe; unmittelbar unter der auf etwa 2000 Fuß hochliegenden Kirche der Nosbra Senhora del Monte, abgekürzt, „Mount Church", gleich zur Rechten des nach dem Norden der Insel führenden Weges hatte er seine Villa; vom Gitterthor an der Straße führte ein Laubgang von Cypressen und Lorbeerbäumen nach dem etwas zurückliegenden, von der Straße nur wenig sichtbaren Hause, dessen vordere Front noch von einigen Bosquets mit üppigen Kameliensträuchen maskiert war.

„Liebe, liebe Frau Doswell! Wie sehr freuen wir uns, Sie hier oben bei uns zu haben! Wie haben wir an Sie gedacht! Nun kommen Sie, wir wollen Sie eine ganze Woche pflegen und verhätscheln; was haben Sie nicht alles durchgemacht, und daß Sie unser geliebtes Eiland auch gleich von seiner schlimmsten, — es ist die einzige schlimme Seite — kennen lernen mußten! Komm, Nicolas, hilf der Frau Doswell vom Pferde!" Nicolas war der Konsul, und die Sprecherin seine Frau.

„Ich danke Ihnen! — — „Es war so freundlich, daß Sie mich haben wollen! Nun bleibe ich wenigstens heut und morgen hier bei Ihnen. Da unten erdrückt's mich; die freie Luft hier oben wird mir gut thun. O, wie schön ist es hier!" Damit stieg sie ab; alle gingen in das Haus; der Kamelien-Flor auf den Bosketts vor dem Hause zogen natürlich Lydias Blicke auf sich; sie blieb stehen, und machte eine beifällige Bemerkung über die herrlichen Blumen, aber der Konsul nahm ihren Arm in den seinigen, mit den Worten: „Jetzt stärken Sie sich erst nach der Anstrengung des mühsamen Rittes durch ein Glas Bual, — dann wollen wir von Kamelien-Bosketts schwärmen, wir haben ihrer genug hier oben, und auch noch höher hinauf. Damit führte der Konsul, dessen immer gute Laune vortrefflich zu der freundlichen Umgebung paßte, die junge Frau in das für Gäste bestimmte Zimmer, dessen Eingang in der Vorhalle des Hauses gleich links zu ebener Erde, ein hübscher, freundlicher Raum, erhellt durch ein einziges großes nach Westen sehendes Fenster; über Weingärten und Pinien-Gruppen hin streifte der Blick auf das ganze im Westen von Funchal belegene Terrain über Kap Gorajão hinaus, und der Seehorizont zeigte sich nur noch als eine feine Linie. Rechts etwa hundert Schritt oberhalb des Hauses stand die „Mount Church" genannte Kirche mit ihren beiden Giebelthürmen. Sie hatte an diesem Tage etwas Düsteres, denn der Wolkenschleier, der fast den ganzen Himmel bedeckte, lag dicht darüber und lehnte sich hier unmittelbar an die Berge.

Nach einem kurzen Frühstück wurde eine Stunde verplaudert, dann folgte ein Spaziergang; man wollte höher hinauf, und es bedurfte auch nur einer Stunde steilen Bergangehens, da befand man sich, von üppiger Erika auf beiden

Seiten des Weges umgeben, über jenem Wolkenschleier, angesichts der hell von der Nachmittagssonne beschienenen Bergkämme, ein heller, freundlicher und doch seltsamer Anblick; über sich hatte man den azurblauen Himmel, unter sich wie eine unabsehbare Schneefläche die von oben gesehene Wolkendecke, und neben sich in tiefem Grün die Berge, nach oben zu kahl, und mit schroffen Felsmassen von rötlichem Stein.

Es war ein schöner Spaziergang; was konnte Lydia Doswell sich nach allem, was sie durchlebt, bei der Stimmung, in die ihre gegenwärtigen Verhältnisse sie versetzten, sich besseres wünschen, als den Aufenthalt hier oben bei diesen prächtigen Menschen; die Frau des Konsuls war etwa gleichen Alters, sie kannten sich von früher; hier konnte sie sich aussprechen, und zögerte nicht, es zu thun.

Von ihrem Manne hatte Lydia noch keine Nachricht; einen regulären Verkehr mit der Küste von Marokko gab es nicht; nur die Fischer und Küstenfahrer von Lanzarote pflegten hie und da Nachricht von Afrika zu bringen. So sollte in Machico-Bai ein kleiner Schooner angekommen sein mit allerhand verworrenen Gerüchten; unweit Saleh habe eine Landung und ein hitziges Gefecht stattgefunden mit dem Stamme der Julafa-Kabylen; den Scheik und noch eine Anzahl Gefangener habe man gebunden an Bord des „Cumberland“ gebracht; aber auch von den gelandeten Offizieren und Matrosen seien eine nicht geringe Anzahl gefallen oder verwundet; alles das hatte man in der Stadt kolportiert, schon ehe Lydia nach Mount Church herauf kam; aber auch Lady Connor hatte vom Commodore noch keine Nachricht, hatte aber versprochen, Mitteilung nach Mount Church zu schicken, sobald sie Nachricht erhielte.

Die beiden Tage, die Lydia Doswell sich für ihren Aufenthalt in den Bergen bestimmt, gingen schnell vorüber; ihrer Ungeduld, wieder hinunterzukommen, gab sie zwar Ausdruck, aber ohne Erfolg; den beredten Auseinandersetzungen des Konsuls, daß sie hier oben doch besser aufgehoben sei, daß Briefe und Nachrichten mit großer Regelmäßigkeit heraufgebracht würden, daß sie, wenn sie wolle, jeden Vormittag per Schlitten herunter, zu Pferd oder Ochsenschlitten heraufkommen könne, hatte sie zuletzt keine triftigen Gründe mehr entgegenzusetzen, und blieb.

Natürlich wurde da oben alles erzählt und alles besprochen; das Alltagsleben in Madeira bietet nicht viel Stoff; das einzige Neue sind die Ankömmlinge, und da sie in der Mehrzahl nur den Wunsch nach Heilung mitbringen, so sind ihre Angelegenheiten für nichts weniger, als für heitere Besprechung geeignet. Wohl aber erregte die Geschichte von den „Eight-Stones“ die Lachmuskeln des für einen guten „lark“ immer empfänglichen Konsuls, — dergleichen wurde ihm so wenig geboten, gewöhnlich nur, wenn der Bruder von England kam und mit frischem Schneid allen neu in sich aufgenommenen Vorrat des Londoner Klub-Humors zu Markte brachte, — und warum Lydia gerade jenem „lark“ keinen Beifall zollte, war ihm schlechterdings unerfindlich. Wäre es ihm erlaubt, so wolle er die Geschichte in Kommission nehmen, dergleichen sei Ambrosia für die vertrockneten Lebensgeister der Gesellschaft oder dessen, was sich in Funchal so nannte. Auch vom Sturm wurde viel gesprochen, und wie sehr man in fachmännischen Kreisen

des Rühmens habe für Doswells, des ersten Leutnants, dabei bewiesene Energie und Umsicht; wie allein seinem geschickten Verfahren die Rettung des Schiffes zuzuschreiben sei. Den Konsul führte sein Amt jeden Vormittag um zehn Uhr in die Stadt hinunter und erst nachmittags gegen drei Uhr wieder hinauf; da brachte er immer, was es nur gab an Neuigkeiten. So verging der dritte, der vierte, der fünfte Tag, noch immer nichts Neues von Afrika, sei es eine Bestätigung, oder Widerlegung jener dunklen Gerüchte von Machico-Bay. Daß etwas Wahres daran sei, bezweifelte niemand, und überall wurden die Möglichkeiten besprochen, die sich daran knüpfen könnten; es war ein Gegenstand lebhafter Unterhaltung zwischen den beiden Frauen auf Mount Church, auf welche Weise sie ihren Beistand zur Pflege der Verwundeten am besten nutzbar machen könnten; noch waren die Gerüchte, daß solche zu erwarten, noch zu unverbürgt, deshalb war auch noch kein Anlaß, sich mit dem Doktor des neuen, vorzüglich eingerichteten Seemanns-Hospitals in Verbindung zu setzen. Daß derselbe sich auf Zuspruch gefaßt machte, war ohnehin bekannt. In der Villa des Konsuls bei Mount Church entwickelte sich rege Thätigkeit im Charpie-Zupfen und in der Herstellung aller Art Verbandartikel. Da am sechsten Tage erblickte man unweit Loo-Rock die schlanken Masten des Tenders, des dem Commodore als Aviso beigegebenen Schooners. Er kam mit Depeschen für den Konsul und brachte Briefe. Zu ungewohnter Zeit hörte man an diesem Vormittag bei Mount Church den Hufschlag eines Pferdes vor dem Gartenthor; es war Konsul Nicolas Crane selbst; als er früh morgens hinuntergekommen war, begegnete ihm der Offizier des Schooners, der soeben Anker geworfen, mit den Depeschen; er las sie; im wesentlichen liefen sie auf eine Bestätigung der Gerüchte von Machico-Bay hinaus, stellten die Ankunft des Cumberland auf einen der nächsten Tage in Aussicht; es sollte auf Unterbringung zweier Offiziere, sechs schwer und vierzehn leicht Verwundeter im Hospital Vorsorge getroffen werden. Von den Briefen war einer von der Hand des Commodore an Frau Lydia Doswell. Aus dem Munde des Überbringers erfuhr der Konsul, daß Leutnant Doswell im Gefecht mit den Kabylen durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet worden; nach starkem Blutverlust habe man ihn fast leblos vom Gefechtsfeld weggetragen und mit Mühe ins Boot gebracht. Ob die Kugel gefunden, wisse er nicht. Zur Zeit seines, des Überbringers der Briefe, Abgangs habe man am Wiederaufkommen Doswells gezweifelt, obgleich die Hoffnung nicht aufgegeben gewesen sei. Da auf die früheren Gerüchte hin bezüglich des Hospitals schon alle Maßregeln vorbereitet waren, traf der Konsul nur alle noch unerläßlichen Anordnungen, bestieg sein Pferd, und ritt spornstreichs nach Mount Church, um selbst der Überbringer des Briefes zu sein, der der jungen Gattin die trübe und besorgnisvolle Mitteilung brachte. Der Hufschlag seines Pferdes war im Hause kaum hörbar geworden, da eilten beide Frauen ans Gartenthor. „Meine liebe Frau Doswell, hier ist Ihr Brief; er ist vom Commodore!“ Sie erbleichte. „Ihre Ahnungen haben sich bestätigt. Ihr Mann ist verwundet, nicht unbedenklich, eine schwere Schußwunde, aber er lebt, und ist vielleicht bald wieder hergestellt!“ Hastig ergriff sie den Brief, warf sich einen Augenblick an die Brust

ihrer Freundin, die sie stumm küßte, und ohne ein Wort zu sagen, in das Haus und in ihr Zimmer führte. „Sobald Sie Ihren Brief gelesen, komme ich wieder.“ „Nein; bitte, bleiben Sie, ich bin ganz gefaßt, es ist besser, Sie hören sogleich, was vorgegangen; das Schlimmste weiß ich, ich denke wenigstens, und hoffe, daß man mir es nicht vorenthält. Mit bebender Hand brach sie das Siegel, entfaltete den Brief und las. In möglichst kurzen Worten enthielt der Brief alles, was einer Frau in ihrer Lage zu wissen nötig war; eine Botschaft, wie die ihm jetzt obliegende, habe der Commodore nicht durch Vermittelung an die Gattin eines von ihm so hochgeschätzten und verehrten Kameraden gelangen lassen wollen; die Einzelnheiten des stattgehabten Gefechtes wurden nur in aller Bündigkeit erwähnt; wie man bei Kap Blanco gelandet, in kurzer Entfernung von der Küste schon auf den Kabylentrupp des Scheik Ras Julafa gestoßen sei, wie dieser sich ihnen sogleich feindlich entgegengestellt, wie es zu einem heißen Gefecht gekommen, in welchem eine große Anzahl Kabylen getötet, einige Führer gefangen genommen, wie aber auch auf seiten der gelandeten Besatzung des „Cumberland“ eine nicht unerhebliche Anzahl Toter und Verwundeter vom Gefechtsfeld wären zurückgebracht worden. Leider sei auch Doswell an seiner, des Commodores Seite, von einer Kabylen-Kugel schwer getroffen worden. Nach Art der Verwundung sei, so laute die entschiedene Meinung des Arztes, Dr. Tanning, eine Wiederherstellung nicht ausgeschlossen, namentlich könne die Pflege der eigenen Gattin wesentlich dazu beitragen. Von dem Augenblick, wo sie diesen Brief erhalte, könne sie der Ankunft des „Cumberland“ vor Madeira in spätestens vierundzwanzig Stunden entgegensehen.

„Lesen Sie selbst, Mina,“ — so hieß die Frau des Konsuls, „da steht alles geschrieben, was ich zu erwarten habe, man will mir nicht die ganze Wahrheit sagen, aber ich bin auf alles gefaßt! Seltsam! — Dr. Tanning nun in dieser Gestalt! — oh, die „Eight-Stones!“

Noch nie war ein Schiff in Funchal mit größerer Spannung erwartet, wie diesmal der „Cumberland“; vom Morgengrauen des nächstens Tages waren viel Tausend erwartungsvolle Blicke auf Brazen-Head, die Ostspitze der Bai, gerichtet; es wehte eine leichte südöstliche Brise; da etwa gegen Mittag meldete die Signalstation auf Brazen-Head: „Kriegsschiff im Osten.“ Von dem Augenblick fing auch die Rhede an, sich zu beleben. Der bei solchen, wie anderen Gelegenheiten, unentbehrliche John Brown hatte den Auftrag, den Transport der Verwundeten nach der Pontinha zu leiten; er begab sich mit den zuverlässigsten und geschicktesten Bootsleuten Funchals auf die Rhede, um zur Hand zu sein, sobald die Anker geworfen waren; es ward etwa zwei Uhr nachmittags, da erschien die Fregatte noch unter vollen Segeln unter Brazen-Head; aber kaum war das Kap passiert, da ereignete sich die bei nordöstlichem Wind übliche Erscheinung, das allmähliche Wegsterben der Brise bis auf einen fast unmerklichen Hauch; indes auch für diesen Fall hatte John Brown, als rechte Hand des Kapitan del Puerto Vorsorge getroffen, und eine in allen Farben schillernde Flottille von Ruderbooten wetteiferte dem nunmehr in Stille liegenden Schiff entgegen, um es

Digitized by Google

auf seinen Ankerplatz zu schleppen, was etwa eine halbe Stunde in Anspruch nahm.

Natürlich war der erste, der das Schiff nach der Ankunft bestieg, Konsul Crane, um den Commodore zu begrüßen, und seine Hilfe anzubieten. Lydia Doswell befand sich in seiner Begleitung: wer hätte sie abhalten können und wollen, sogleich an das Schmerzenslager ihres Gatten zu eilen, und wo möglich bei seinem Transport zugegen und behilflich zu sein. Mit wie anderen Gefühlen betrat sie das Schiff, das sie vor nur einer Woche, nach überstandenem Sturm, so triumphierenden Sinnes verlassen! Ihre Begrüßung mit dem Commdore war herzlich, aber doch ernst; noch wußte man nicht, ob man ihr Hoffnung machen könne; ob es ratsam sei, jetzt ihren Mann zu sehen, sei zweifelhaft. Dr. Tanning wurde herbeigerufen und nahm sich ihrer an; er wolle sie hinunterführen, sie könne ihn sehen, eine Begrüßung aber sei ausgeschlossen, denn er liege in starkem Fieber, und phantasiere fortwährend; an einen Transport sei für heute und morgen nicht zu denken; er könne ihr nicht vorenthalten, wie er eine Krisis erwarte, die Kugel sei zwar herausgenommen, sie habe aber doch soviel edle Teile verletzt, daß die Hoffnung auf einen günstigen Verlauf nur durch die in der That sehr gute Natur des Verwundeten berechtigt erscheine. Nun aber möge sie vor allem bleiben, und den Verlauf abwarten. Zu diesem Zweck stellte der Commodore ihr seine Kajüte zur Verfügung, da er selbst für die nächsten Tage, und bis zu seinem Abgang nach der Südwestküste Afrikas seinen Aufenthalt an Land nehmen wolle. Auch den verwundeten Doswell und seinen weniger schwer verwundeten Leidensgefährten, einen der jüngeren Offiziere, hatte man in einem der an die Kajüte des Commodore stoßenden Räume untergebracht; der letztere siedelte mit über nach dem Hospital an der Pontinha. Es war eine halbe Stunde der Aufregung und des rührigen Treibens, als der allgemeine Transport der Verwundeten vor sich ging; aber die See war glatt und ruhig, und alles ging ohne Hindernis und Schwierigkeit von statten.

Die düstere Stimmung, wie sie durch die Anwesenheit einer Zahl schwer Verwundeter bedingt wird, fing an, vom Quarterdeck, wo sie bis dahin auch geherrscht hatte, zu weichen, und begann, dem Treiben Platz zu machen, welches mit der Ankunft eines Kriegschiffes in der Regel verbunden ist; da fehlten weder die Boote der Frucht- und Gemüse-Verkäufer, noch die der „Blanchisseusen", und nicht wenig belebend wirkte auf jede nicht so düster gestimmte Seele die auch heute nicht fehlende Anrede der in gravitätischem Frauenputz über die Brustwehr herüberschauenden „Senhora Cameha": „You be vaery waell come at Madeira, M'str Comma-ander!" Partrouesse und Prototyp aller transatlantischen Waschfrauen darf sie natürlich nicht fehlen bei so feierlicher, ernster Gelegenheit. Noch einige gravitätische Knixe gegen jeden, der ihr begegnete und durch Autorität irgend welcher Art Eindruck machte, dann verschwand sie in den unteren Räumen, um ihrem ebenso unentbehrlichen, als wohlthuenden Beruf gerecht zu werden. Nur weniger Stunden bedurfte es, und vollkommener Frieden herrschte auf dem Schiff, wie in seiner ganzen Umgebung; nur eine Seele sollte derselben

noch nicht teilhaftig werden. Es war nicht leicht, Lydia Doswell zur Überzeugung zu bringen, daß sie ihren Gatten heute keinesfalls sehen dürfe; die Unruhe der letzten Stunden war nicht geeignet, dem bis dahin zweifelhaften Verlauf der Krisis eine günstigere Wendung zu geben, und so blieb sie bis auf weiteres der quälenden Unruhe überlassen. Als guter Geist stand ihr der treue Freund des Gatten, Elphinstone, zur Seite, sein guter Humor, seine freundschaftlich gesinnte, ermunternde Zusprache halfen ihr hinweg über die traurigen, zweifelvollen Stunden des Wartens und der Ungewißheit; der Doktor hatte sie zwar ermuntert, gutes Muts zu sein, aber die in seinen Worten liegende Ungewißheit war nicht zu verkennen gewesen. Wenn der Verwundete die Nacht glücklich überstände, dann, meinte der Arzt, sei er als gerettet anzusehen; eher nicht.

So verbrachte Lydia Doswell die noch übrigen Stunden des Tages meist auf Deck, so lange der Dienstbetrieb des Schiffes sie nicht von da verscheuchte; zuweilen kam auch das Gespräch auf die in so kurzer Zeit so gänzlich veränderten Umstände; wie wenige Wochen waren seit ihrer, seit des Schiffes Ankunft in Madeira vergangen, welch' heitere Stunden hatte man damals verlebt bei den vergnügten Schilderungen des Scherzes mit den „Eight-Stones“, jenes grausamen Scherzes, der der jungen Frau schon damals ein gewisses unheimliches Grauen eingeflößt hatte, und wie die Sturm-Episode darauf folgte, wie jeder Gegenstand, jede Person auf dem Schiff sie an alle Einzelheiten jener aufregenden Zeit erinnerte; und nun, wo nicht viel mehr als eine Woche seit jenem letzten Abschied und Weggang des Schiffes von Madeira nach der afrikanischen Küste hinüber verstrichen war, — nun diese so gänzlich veränderten Umstände!

Nur wenn die gegenwärtige Krisis im physischen und psychischen Zustand des Verwundeten einen günstigen Verlauf nähme, könne an eine Ausschiffung desselben gedacht werden, und schon in der kommenden Nacht, wahrscheinlich gegen Morgen, könne die Entscheidung eintreten.

Das war eine schlaflose Nacht für Lydia Doswell, erschwert durch den Umstand, daß sie selbst wohl für so manches sorgen, die persönliche Pflege aber nicht übernehmen durfte. Ruhelos begab sie sich von Zeit zu Zeit aus der drückenden Atmosphäre der Kajüte an Deck, suchte Labung für die erregten Nerven im Anblick eines Sternhimmels, wie nur ein tropischer Sommer ihn über die Bai von Funchal breitet.

So hatte sie sich gegen fünf Uhr morgens voller Unruhe wieder auf Deck begeben; noch war das ganze Ufer in ein düsteres Grau gehüllt, ebenso die Berge mit den Villen, den „Quintas“ und den Weingärten. Die beiden weißen Türme von Nosbra Senhora del Monte schauten nur undeutlich aus dem tief dunklen Blaugrün der hochgelegenen Berggegend herunter, an den einzelnen Gipfeln aber leckte und dämmerte schon der vergoldende Glanz des Morgenlichtes, dessen Urquell sich für den Beschauer da unten noch weit unter dem Horizont befand; das Farbenspiel ist zauberhaft in seiner Wirkung und unvergeßlich für jeden, der es noch nicht gesehen. In dieser Lage befand sich unsere bange Freundin. Wie eine glückverheißende Phantasmagorie schien der Himmel ihr

diesen herrlichen Anblick vorzuzaubern; von Bangigkeit und schmerzhafter Unruhe fast erdrückt, vermochte sie doch ihr Auge nicht davon abzuwenden, da auf einmal ertönten eilige Schritte die Treppe herauf, — unwillkürlich fingen ihre Pulse an höher zu schlagen, — atemlos griff sie mit beiden Händen vor sich hin; es war Dr. Tanning, der auf sie zueilte: „Mrs. Doswell, er ist gerettet!“ — — „Allmächtiger, sei gedankt!“ — „Ja, er ist gerettet, seit einer Stunde bei vollkommener Besinnung, er weiß, daß Sie da sind, und ich komme, um Sie zu ihm zu führen!“ Es bedurfte nicht der Zeit diese Worte zu sprechen, und die beiden standen schon vor der Thür des Zimmers, in dem der Verwundete sein Schmerzenslager hatte. Nur ein par Worte des Dankes vermochte Lydia dem sie begleitenden Freund und Arzt zu sagen; „danken Sie mir nicht, der schönste Dank, der mir zu Teil wird, liegt in der Rettung!“ — — „und —“ so flüsterte die noch ziemlich schwache Stimme des Verwundeten bald darauf in das Ohr seiner Gattin, aber doch laut genug, daß Dr. Tanning es hören konnte — „das ist nicht bloß seine Genugthuung, es ist auch — weißt du es wohl? — —: seine Revanche für die „Eight-Stones“!!

Englands politische Stellung im mohammedanischen Osten.

Von

H. Vambéry.

In dem Maße, als der an so vielen Punkten der alten und neuen Welt angehäufte Zündstoff politischer Komplikationen mit dem Weltbrande eines Krieges in Europa und Asien droht, in demselben Maße nimmt das Interesse an der zukünftigen Stellung der Parteien und an den Chancen der am großen Waffengange beteiligten einzelnen Kämpfer zu. Die Frage, welche Erschütterungen und Veränderungen dieser Kampf bei uns in Europa erzeugen wird, scheint verhältnismäßig weniger besprochen als dessen etwaige Folgen auf den zukünftigen Gang der Dinge in Asien und zwar aus dem einfachen Grunde, weil angesichts der Solidität der Staatengebilde im Abendlande außerordentliche Umwälzungen wohl nirgends zu befürchten sind. Mit dem in allen seinen Teilen morschen und gebrechlichen Morgenlande verhält es sich jedoch anders. Hier kann jeder Zusammenstoß große und kaum geahnte Umwälzungen hervorrufen; die Endziele, um die es sich handelt, greifen tief in das wirtschaftliche und staatliche Leben der Hauptinteressenten hinein, und weil die Folgen des Kampfes, d. h. der Sieg oder die Niederlage der einzelnen Beteiligten auch auf die übrigen scheinbar fernstehenden Staaten und Gesellschaften einwirkt, so ist das allgemeine Interesse für die Vorgänge am Bosporus, im Kaukasus, am Demawend, am Oxus und am Indus wohl leicht erklärlich.

Infolge der nationalen Interessen haben die einzelnen Zuschauer sich auch schon thatsächlich in verschiedene Lager geteilt, indem mit Hinblick auf die beiden Rivalen die einen den Engländern, die anderen den Russen den Sieg voraussagen und wünschen. Ich meinerseits habe diese Frage immer als eine gemeinsam europäische aufgefaßt und erörtert. Mit Außerachtlassung der nationalen Eifersüchteleien hat mir immer nur die Kulturmission unserer abendländischen Welt im Morgenlande, nur der ungefährdete Fortschritt unserer freiheitlichen Institutionen und nur das Wahren und Mehren der Errungenschaften des XIX. Jahrhunderts vor den Augen geschwebt. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend habe ich während meiner vieljährigen praktischen und theoretischen Studien auf dem Felde des moslimischen Asiens den beiden Hauptfaktoren unserer westlichen Bildung meine Aufmerksamkeit zugewandt, ich habe das bisherige Ergebnis ihres Wirkens geprüft und habe, wie leicht begreiflich, dem Auftreten und Gebahren jener Macht, die auf dem freien Volkswillen basiert und sich stets durch die hellen Lichtstrahlen der Bildung hervorgethan hat, den Vorzug gegeben. Diese Macht ist England, und da heute angesichts der feindlichen Stellung, welche diese beiden Repräsentanten unserer Kultur im Morgenlande einnehmen, sehr häufig die Frage aufgeworfen wird: ob England denn wirklich aus dem Kampfe mit dem ihm in manchen Stücken überlegenen Feinde siegreich hervorgehen und ob es die auf seine asiatischen Besitzungen gegründete Machtstellung in Europa aufrecht halten kann — so haben wir versucht, in folgenden Blättern bei eingehender Würdigung des Sachverhaltes unsere diesbezüglichen Ansichten darzulegen. Wir wollen zu diesem Behufe Englands politische Stellung in den einzelnen Ländern des moslimischen Ostens samt deren Vor- und Nachteilen klar ins Auge fassen, die begangenen Fehler und die noch vorhandenen Mittel zum Nachholen der Versäumnisse genau und ohne Vorurteil untersuchen, um schließlich mit dem Endergebnis der Forschung unsere Antwort gebührend motivieren zu können.

Selbstverständlich müssen wir bei der Türkei beginnen, bei der Türkei, der Pforte des Orients, mit der England seit geraumer Zeit freundschaftliche Verhältnisse unterhält, und wo es dennoch heute auf dem Punkte steht, die alten Freundschaftsbeziehungen zu verscherzen, wenn es dieselben nicht schon verscherzt hat. Von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bis auf heute hatten die englischen Staatsmänner in ihrer am Bosporus befolgten Politik mit utilitären und mit humanitären Rücksichten zu kämpfen, und es wäre schwer zu leugnen, daß die zunehmenden Lichtstrahlen auf dem Gebiete der inneren Verhältnisse des türkischen Staatslebens, d. h. der Einblick in die desperaten Zustände der christlichen Bevölkerung und der schauerliche Verfall der moslimischen Gesellschaft — die Wahl zwischen gerechten und nützlichen Maßregeln bedeutend erschwerte. Während auf der einen Seite das bibelfeste Großbritannien zum Schutze des bedrängten Christentumes anspornte und den Rajahs eine menschenwürdige Existenz zu verschaffen sich bemühte, hatte andererseits wieder das mächtige Gebot der Staatsinteressen eine solche Unterstützung, ja mitunter Verhätschelung der Türken befohlen, die den humanitären Prinzipien schnurstracks zuwiderliefen und zwischen

Staat und Gesellschaft fortwährende Reibungen und Kollisionen schufen. Mensch und Politiker gerieten in ewigen Zank und Hader, und so wie dessen handgreifliche Folgen sich ehedem in den zeitweiligen Kundgebungen der Dichter und humanitären Schwärmer kundgaben, so hat uns eben in der Neuzeit das inszenierte Spiel der „Bulgarian atrocities“ belehrt, daß man in dem auf seinen praktischen Sinn so pochenden England mit hohlen Phrasen ebenso viel ausrichten kann als bei den übrigen durch die Deklamationswut berüchtigten Völkern des Südens. Aus diesem ewigen Kampfe der Prinzipien geht aber vor allem das entschiedene Faktum einer Prinzipienlosigkeit, und man verzeihe mir den etwas harten Ausdruck, der Mangel an politischer Urteilskraft hervor. Vor allem hätte man in England einsehen müssen, daß salus reipublicae suprema lex esto, und daß dieser suprema lex die humanitären Rücksichten auch schon deshalb untergeordnet werden müssen, weil erstens der Schaden, den die Gefährdung der vitalen Interessen des englischen Staates durch die gewaltsame Tötung des ohnehin siechen ottomanischen Staatskörpers erleiden müßte, viel größer ist als der Nutzen, den die übereilte Emanzipierung slawischer, griechischer und armenischer Rajas bringen kann; zweitens, weil die nach den ewigen Gesetzen der Natur von sich selbst eintretende Schlußszene der orientalischen Frage selbst ohne unser Dazuthun nicht mehr lange hätte auf sich warten lassen, und unsere Beschleunigung der Katastrophe in erster Linie nur der Ambition Rußlands genutzt hat. Wer könnte behaupten, daß die Zeitdifferenz eines früheren oder späteren Eröffnens der bulgarischen Sobranje oder das noch immer verzögerte Zusammentreten eines armenischen Parlamentes in Wan oder in Erzerum jene riesigen Nachteile aufwiegen könnte, die unserer westlichen Kultur durch den Ausbruch eines mittelst der orientalischen Verwickelungen angefachten Weltbrandes erwachsen? Und ferner haben die sogenannten politischen Philanthropen in England es je erwogen, daß bei der heutigen Ordnung der Dinge der noch so gräßliche Krebsschaden ottomanischer Mißwirtschaft unserer westlichen Bildungswelt und namentlich den vitalen Interessen Großbritanniens selbst viel weniger Schaden bringen kann als die von ihnen angestrebte und unterstützte Aera eines festen russischen Regimes oder der unter russischem Einflusse heranwachsenden neuen Staatengebilde? Sagen wir es daher offen heraus: Noch nie sind humanitäre Tendenzen ärger und unpassender verwertet geworden, als dies seitens einer Fraktion englischer Politiker in ihren diplomatischen Beziehungen in der Türkei geschehen, und angesichts dieser horrenden Fehlgriffe ist es wohl kaum begreiflich, auf welchem Grunde und mit welchem Rechte man heute in London auf die Sympathien der Pforte Ansprüche machen kann.

Sir William White ist allerdings einer der begabtesten englischen Diplomaten der Neuzeit. Seine Vergangenheit, sein Äußeres, seine Manieren, seine umfassende Menschenkenntnis, alles ist danach angethan ihn zum geschickten Vermittler zwischen der Türkei und England zu machen. Übermenschliches kann jedoch auch von Sir William nicht beansprucht werden, und namentlich ist es kaum zu erwarten, daß es ihm so im Handumdrehen gelingen werde den

von Natur aus mißtrauischen und bezüglich Englands in seinem Argwohn vollauf berechtigten Sultan Abdul Hamid eines Besseren zu belehren oder gar ihn in englisches Fahrwasser hineinzubringen. Wer vor dreißig Jahren, wie Schreiber dieser Zeilen, Augenzeuge gewesen jenes innigen und warmen Verhältnisses, welches zur Zeit Stratford Cannings zwischen Stambul und London bestand, wer den mächtigen Einfluß des gefürchteten und geachteten Böjük Eltschi (Großer Gesandte) von der Nähe aus beobachtet und wahrgenommen hat, wie Sultan und Veziere, hohe Militärs und Geistliche in allen ihren Plänen und Thaten nur den Chatir (Wohlgefallen) des britischen Jupiter in Pera berücksichtigten, und schließlich wer sich der felsenfesten Zuversicht erinnert, mit welcher ein Reschid, ein Aali, ein Fuad und ein Kribrizli auf Palmerston baueten, der wird es begreiflich finden, daß das türkenfeindliche Gebahren eines Gladstone und Granville die Efendis und Paschas in die erdenklichste Konfusion und Schrecken versetzte. Atrocity meetings, Dulcigno, Smyrna ꝛc. haben, als die erdenklich grellsten Gegensätze zu Inkermau, Alma und Sebastopol, nur von jeder niederschmetternden, alles Frühere über den Haufen werfenden Wirkung sein müssen, die wir heute im Rate der Pforte wahrnehmen. In ihrem alten Glauben, in ihrem alten Wahne, in ihren bisherigen Ansichten und Urteilen von Grund aus erschüttert, haben die türkischen Regierungsmänner ihre politischen Grundsätze gänzlich und gründlich verändern müssen, und nichts ist natürlicher, als daß sie inmitten der argen Konfusion, in der Hoffnung, der drohenden Gefahr zu entgehen, dem Todfeinde sich in die Arme warfen, um durch diese freiwillige Selbstüberlieferung wenigstens etwas zu retten.

Ja, diese einzige den Umständen nach korrekte Handlungsweise der Türken darf seitens Englands nicht im mindesten getadelt werden! Sie ist in erster Reihe der Ausfluß der unsicheren, unkonsequenten und unstaatsmännischen Politik Groß-Britanniens, das der traditionellen Auffassung in der orientalischen Frage entsagt, den traditionellen Stützpunkt im Süd-Osten Europas verloren, seine schwierige Stellung in jenen Gegenden sich heute selbst zuzuschreiben hat. Wenn man früher durch dick und dünn mit den Türken gegangen, alle Auswüchse des asiatischen Schlendrians beschönigt und alles Krumme gerade geheißen hat, so durfte man jetzt keinesfalls mit den steten Klagen der Barbarei, Verkommenheit und absoluten Unfähigkeit einer Verjüngung hervorrücken. Einen solch' kolossalen Irrtum darf kein Staat von sich selbst eingestehen, am wenigsten aber ein Staat wie Großbritannien, der selbst über 50 Millionen Mohammedaner herrscht und über die Elementarbegriffe kultureller Umgestaltungen doch im Reinen sein muß! Entweder war man kurzsichtig oder gewissenlos, tertium non datur, und beides wird sich nun schwer zu rächen haben. In England hätte man am besten wissen sollen, daß Reformen, wie wir diese von den Türken verlangten, für die Existenz des Ottomanischen Staates geradezu höchst gefährlich werden müssen, da jede Konzession, jeder Schein der Autonomie von den in jeder Richtung unterminierten, von allen Seiten gehetzten und gereizten Elementen fremder Sprache und Glaubens nur als neue Handhabe zur Revolte und zur Lostrennung verwertet wird, und

Digitized by Google

daß Griechen, Armenier, Albanesen und Slawen ebenso wie Araber und Kurden, von der Glut Jahrhunderte alten Türkenhasses verblendet, das Rachegefühl hoch über eine gesunde Nationalpolitik stellen werden. Und hat man gegen diese Wahrheit gewaltsam die Augen geschlossen, so war es ein um so sündigeres Vergehen, wenn man ohne Rücksicht auf den Organismus des Kranken ohne Gewissen und Kenntnis Rezepte verschrieb und Heilmittel anriet, von deren Wirkungslosigkeit oder Giftnatur man von vornherein überzeugt war.

Heute, leider zur zwölften Stunde, scheint eine allgemeine Ernüchterung einzutreten. Der dicke Rauchqualm, die leise aufzüngelnden Flammen des drohenden Weltbrandes haben ihre erschreckende Wirkung nicht verfehlt, und bevor das von Waffen starrende Abendland in den die herrlichen Errungenschaften unserer Kultur bedrohenden Kampf sich hineinstürzt, scheinen unsere Schicksalslenker, von der riesigen Verantwortlichkeit übermannt, noch immer nach Auswegen sich umzuschauen. Diese letzten Auskunftsmittel mögen natürlich in erster Reihe im gegenseitigen Einvernehmen der meistinteressierten europäischen Staaten gesucht und gefunden werden, doch diplomatische Vereinbarungen sind null und nichtig, wenn der eigentlichen Sachlage auf dem Gebiete des strittigen Objektes nicht Rechnung getragen wird, und wenn man sich nicht bemüht einen solchen Zustand zu schaffen, dessen verhältnismäßig längere Solidität zum Ausführen des Werkes einigermaßen ermuntert.

Das Herbeiführen eines solchen Zustandes wäre allerdings am besten, und das vereinte Auftreten der an dem ferneren Bestande der Türkei interessierten Staaten möglich, doch könnte auch England allein den Schritt unternehmen, um die Türkei von seinem Wohlwollen zu überzeugen. Am dringendsten notwendig scheint uns die Beilegung des ägyptischen Streites, wo die Liberalen übereilt, ungeschickt und ungerecht vorgegangen sind. Gladstones Vergehen am Nil würde ganz wohl in die Politik Rußlands, aber nie Englands passen. Bei einer offenen Feindschaft mit Stambul kann aus dem Besitze Ägyptens nie die Sicherheit einer Verkehrsstraße nach Indien erlangt werden, und falls die Engländer die Neutralisierung des alten Pharaonenlandes ernst anstreben, so werden sie ihr Ziel am leichtesten und sichersten nur am Bosporus ereichen; am Bosporus, wo ihr einziger natürlicher Verbündeter im zukünftigen Kampfe gegen Rußland zu finden ist, und dessen Untergang von imminenter Gefahr werden kann für den Bestand der englischen Macht im moslimischen Asien. Ferner müßte England als aufrichtiger Freund der Türkei dem Sultan das Aufgeben der bisher als staatsgefährlich sich erweisenden Zentralisation anraten und hiermit den letzten Versuch zur Rettung des ottomanischen Staates machen. In alten Zeiten, als die Türkei noch eine Politik der Eroberung befolgte, war es ganz richtig, Stambul zum Mittelpunkt des auf drei Erdteile sich erstreckenden Reiches zu machen, um von hier aus das Werk der Amalgamierung der verschiedenen ethnischen Elemente zu leiten und die moslimisch-byzantinische Staatsverfassung in allen Teilen gleichartig einzuführen. Heute jedoch, wo der ottomanische Staat die Politik der Staatenerhaltung zu befolgen hat, sind die zentripetalen Tendenzen entschieden schädlich. Anstatt die zentrale

Regierung am Bosporus mit europäischen Ratgebern und Lehrern zu versehen, hätte jeder einzelne Gouverneur der Provinzen einen europäischen Adlatus erhalten sollen, und wenn die aus der gut genug organisierten Mülkie-Schule hervorgegangenen Beamten von einem tüchtigen europäischen Genossen unterstützt, nötigenfalls auch überwacht worden wären, so hätte der heute in Stambul so ziemlich eingebürgerte europäische Geist auch draußen in den Provinzen sich schon gewissermaßen verbreitet und in der Ziviladministration einen solchen Zustand geschaffen, der auf die ökonomischen, politischen und kommerziellen Verhältnisse der Provinzen einen segensreicheren Einfluß ausgeübt hätte, als wir dies heute wahrnehmen. Was gegen den Retrogradismus der Türken auch immer gesagt werden mag, so ist ihr Fortschritt in gewissen Zweigen des Kulturlebens nicht zu verkennen. Ihr Schulwesen hat sich bedeutend gebessert, die Zahl der europakundigen Beamten ist eine enorm große, wenn mit der vor 25 Jahren verglichen, und es ist nicht so sehr die Reformunfähigkeit der Türken als einerseits die Uneinigkeit und Unaufrichtigkeit, andererseits die offene Feindschaft ihrer Ratgeber, welche das unaufhaltsame Fortschreiten des Verfalles verschuldet haben.

Angesichts der erschreckenden Gefahren, die unserem Weltteile durch die endgültige Auflösung des türkischen Staates drohen, ist es heute höchst an der Zeit, anstatt der absichtlichen Untergrabung des Schutzdammes an die Kräftigung desselben ernst zu denken, namentlich in Erwägung zu ziehen, daß der Schaden, welcher einzelnen europäischen Großmächten aus dem Zusammenbruch der Türkei erwachsen kann, selbst die bei Teilung der Beute erhofften größten Vorteile noch lange nicht aufwiegt. Diese Wahrheit müßten sich namentlich Oesterreich-Ungarn und England zu Herzen nehmen, und weil hier von letztgenanntem Staate die Rede ist, so wollen wir vor allem hervorheben, daß die in gewissen englischen politischen Kreisen zur Schau getragene Gleichgültigkeit bezüglich einer russischen Herrschaft am Bosporus entweder als erheuchelt oder erdenklichst kurzsichtig bezeichnet werden muß. Wenn der Prophet Mohammed Konstantinopel als die Pforte des Islams, als den Schlüssel der asiatischen Welt bezeichnete, so hat er hierin vollkommen Recht, denn vom Bosporus bis nach China hin wird diese Stadt immer als der Glanzpunkt der Welt betrachtet und sein Besitzer als der glücklichste gepriesen. Mit einer russischen Flotte am Goldenen Horn ist die Stellung Englands, Italiens und Frankreichs in der östlichen Hälfte des Mittelländischen Meeres hoffnungslos zu Grunde gerichtet. Malta und Cypern bieten eitle Trostpunkte, und selbst die Herrschaft über Ägypten kann nur eine Zeitfrage genannt werden. Unter einem türkischen Souverän kann die englische Flotte ihre Hauptstraße durch den Suezkanal sich leicht sichern; bei einer russischen Herrschaft über Konstantinopel wird dies aber absolut unmöglich werden.

Den kühnen politischen Schwärmern, den sogenannten enragierten Feinden der Türkei ist es leicht zu sagen: „Hinaus aus Europa mit den Osmanen! Sie gehören nach Asien hinüber, dort sollen sie das alte Reich mit der Hauptstadt Konia oder Brussa aufrichten u. s. w.!“ Doch scheinen diese freundlichen Ratgeber im allgemeinen zu vergessen, daß der ottomanische Staat im heutigen

Anatolien nur sehr geringe Aussicht auf Fortbestand hat, und daß mit den nach Asien verwiesenen Türken die orientalische Frage noch lange nicht gelöst und der Quell der ewigen Zwistigkeiten, nationalen Eifersüchteleien und Kriegen zwischen den europäischen Großmächten noch lange nicht versiegt ist. So wie der Verlust des reichen Innis-Vilajets eine große Lücke in die türkischen Staatssäckel riß und eine Hauptursache der jetzigen Finanzmisere bildet, ebenso müßte der Verlust Konstantinopels oder der ganzen europäischen Türkei dem zukünftigen türkischen Kaiser in Brussa, Konia oder Damaskus noch weit größere finanzielle Verlegenheiten bereiten, indem die ganz erschöpften, verarmten asiatischen Provinzen bei weitem nicht hinreichen, die Staatsmaschine in Bewegung zu setzen. Frankreich mit seinen Absichten auf Syrien, Rußland mit seinen Plänen auf Armenien und England im persischen Golfe und am Tigris würden sich ununterbrochen in den Haaren liegen, und das Damoklesschwert der orientalischen Verwicklung würde unsere abendländische Welt noch weniger zur Ruhe kommen lassen. Bei dem im Verfall befindlichen Staate kranken oft die dem fernen Zuschauer selbst noch so gesund scheinenden Glieder. Während die durch ewige Blutsteuer hart mitgenommene moslimische Bevölkerung Kleinasiens sich teils in erschreckender Dimension vermindert, teils dem Pauperismus anheimgefallen ist, nimmt die christliche, d. h. die armenische und griechische Bevölkerung, sowohl an Seelenzahl als an Wohlstand erheblich zu. Wenn es den siegreichen Osmanen gelungen, im 14. Jahrhundert die dem moslimischen Bekehrungseifer widerstehenden griechischen Volkselemente aus dem Innern Anatoliens an die Küste und von hier sogar auf die Inseln des Marmara- und Mittelländischen Meeres zu verdrängen, so hat die Erfahrung der letzten Jahrzehnte gezeigt, daß die vor Jahrhunderten verdrängte Hellenenflut nun in merklicher Weise den Rückweg antritt und von den Inseln auf die Küste und von der Küste ins Innere in bedeutender Zahlenstärke sich verbreitet. Auch die Armenier, weit entfernt sich durch russische Verlockungen auf russisches Gebiet hinüberziehen zu lassen, vermehren in letzter Zeit sich sehr stark in den Städten und auf dem Lande, und diese im Zunehmen begriffene christliche Bevölkerung, durch den mächtigen Einfluß des Abendlandes ermuntert, kann keinesfalls als solches Element betrachtet werden, das dem aus Europa verdrängten und auf Kleinasien angewiesenen neu-ottomanischen Staate eine besondere Stütze gewähren würde. Das Werk der Kristallisation würde hier mit riesigen Schwierigkeiten verbunden sein, und beim fehlenden Prestige der staatlichen Macht und des Ansehens müßte dieser asiatisch-türkische Staat Europa viel mehr Verlegenheiten bereiten und unseren Weltfrieden viel mehr gefährden, als dies heute der Fall ist.

Von der großen Tragweite der kommerziellen Bedeutung Konstantinopels wollen wir hier nicht besonders reden. Dieselbe ist jedermann bekannt, der die diesfallsigen statistischen Angaben kennt und der während eines jahrelangen Aufenthaltes am Bosporus es zugesehen, wie munter die Wimpel der verschiedensten Flaggen Europas heute zwischen den beiden Meeren hinziehen. Mit dem russischen Doppelkreuz auf der Aja Sophia würde dies kaum der Fall sein. Russische

Eroberung, russischer Einfluß sind mit Alleinherrschaft des russischen Handels identisch, wie wir dies heute in Persien sehen, wo im Laufe der letzten Jahrzehnte die sehr mittelmäßigen russischen Industrieerzeugnisse selbst die vorzüglichsten Produkte der abendländischen Industrie und den englischen, amerikanischen, französischen und deutschen Handel beinahe aus der ganzen nördlichen Hälfte Irans verdrängt haben. Von der moralischen Tragweite eines russischen Sieges über Konstantinopel wollen wir gar nicht sprechen, denn derselbe würde nicht nur das Blut in den Adern der Mohammedaner Indiens, Javas und Chinas erstarren machen, sondern er müßte weit entlang der nordafrikanischen Küste bis tief unter dem Äquator jeden Mohammedaner von der unbesiegbaren Macht des gefürchteten Rus und von dem Unvermögen und der Schwäche der Frankenwelt überzeugen.

Konstantinopel und das Goldene Horn darf den Russen daher nie und nimmer überlassen werden, und selbst die enragiertesten Befolger der bag und bagage-Politik werden eingestehen müssen, daß ihre „Bulgarian atrocity meetings“, ihre Dulcignokomödien ihrer Parteifrage wohl zeitweise genützt, doch vom Standpunkte der Reichsinteressen Großbritanniens — ganz gelinde gesagt — ein selbstmörderisches Vorgehen genannt werden müssen. Wenn Europa seit der Thronbesteigung des Sultan Abdul Medschid von der Integrität des ottomanischen Kaiserstaates fortwährend gesprochen, für dieselbe mit Gut und Blut eingestanden, ja mit hochwichtigen Traktaten und Beteuerungen dieselbe sichern gewollt und dabei immer an der Desintegration thätig jahraus jahrein der Türkei ein Stück nach dem andern aus dem Leibe schnitt, so muß diesem unehrlichen und unweisen Verfahren nun ein Ende gemacht werden. Man kann den Verlust Bulgariens, Bosniens und der Herzegowina, der an Griechenland abgetretenen Gebiete, eventuell auch ganz Macedoniens vielleicht als eine Verminderung zukünftiger Verwickelung und Verlegenheiten hinstellen, diplomatischer Sophismus kann hierin eine Abnahme früheren Ballastes oder die Absonderung kranker Glieder erblicken — doch Konstantinopel, der Zankapfel der Welt, kann unter den heutigen Umständen nur in türkischen Händen gefahrlos verbleiben. Nur die Herrschaft des mähnelosen Leuen am Goldenen Horn kann das Abendland gegen unabsehbare Kriegsverwickelungen in der Zukunft schützen, und alle übrigen Konjekturen — wie z. B. die Errichtung einer freien Handelsstadt, die Cession an Bulgarien oder an Griechenland oder die Übergabe an Österreich — müssen teils als frühzeitige, teils als unausführbare Probleme in das Bereich der müßigen Kombinationen verwiesen werden.

Was daher speziell England anbelangt, so sind es tiefgehende moralische und materielle Gründe, welche es verhindern über das zukünftige Schicksal Konstantinopels gleichgültig zu bleiben. Ohne den oft hervorgehobenen Einfluß des Chalif-i-Rum, als des rechtmäßigen Nachfolgers Mohammeds auf die Moslimen Indiens besonders zu betonen, können wir nicht umhin darauf hinzuweisen, daß die hierarchische Suprematie in den Händen der Sultane der Türkei, der einzigen regierungsfähigen Fraktion der Mohammedaner im Westen der alten Welt, der ruhigen Weiterentfaltung der Dinge eine größere Gewähr bietet als

der phantastische Plan einer Übertragung des Chalifats an die Scherife von Mekka oder an die Araber im allgemeinen. Dieser merkwürdigerweise eben von Engländern ausgegangene Plan ignoriert vor allem, daß die politisch-weltliche Macht des Islams sich eigentlich schon seit dem Ende des 8. Jahrhunderts in den Händen der türkischen Armeen der Chalifen sich befunden, und daß das Chalifat selbst nach dem Sturze Bagdads an türkische Fürsten von Ägypten und von diesen an Sultan Selim übergegangen war. Der Türke ist allerdings verhaßt bei dem Araber, doch als Krieger und Herrscher ist er letzterem überlegen und ohne die Türkenwaffen unter Saladin (Silah-ed-din) hätten unsere Kreuzzügler die orientalische Frage schon sehr früh in Fluß gebracht. Thatsachen lassen sich nicht wegleugnen, und wenngleich geschwächt, gebrochen und erschöpft, müssen es noch langehin nur Türken sein, die dem Islam sowohl als dem ethnischen Elemente von Arabern, Kurden, Persern und Tadschiken als Herrscher vorstehen und nach außenhin repräsentieren können. Die moralische Schwächung der Sultane der Türkei muß daher für England ebenso gefährlich werden als die gewaltsame materielle Beeinträchtigung des ohnehin siechen ottomanischen Staatskörpers. Die heutigen Osmanen haben allerdings schon viele Bedingungen ihres früheren Glanzes verloren, doch die ihnen übrig gebliebene Militärtugend wird noch lange ein Faktor bleiben, mit dem seine Freunde und Feinde zu rechnen haben und rechnen dürfen. In einem Kriege gegen Rußland kann die Allianz mit der Türkei in Kleinasien, namentlich entlang der russischen Grenze in Armenien, von großem Werte sein, da trotz des Verlustes von Kars und Ardahan die russische Stellung im Kaukasus von Süden aus noch immer weit mehr gefährdet werden kann als vom Westen her, indem die englische Flotte im Schwarzen Meere vorerst noch eine Landung zu erzwingen hat und im besten Falle nur das russische Küstengebiet bestreichen kann. Armenien, resp. Erzerum war immer der Punkt, von wo aus die früheren Sultane ihre Kämpfe gegen den Kaukasus einleiteten und führten, und nicht die Ostküste des Euxinus, dessen bester Hafen sich ohnehin schon heute in moskowitischen Händen befindet.

(Schluß folgt.)

Die volkswirtschaftliche Mitleidenschaft des Rentenkapitals.

Von

Albert Fr. Schäffle.

Indem ich auf Ihre Anregung den im Titel dieses Aufsatzes bezeichneten Gegenstand anfasse, glaube ich vorab bemerken zu sollen, daß ich nicht aus Mitleid für die Rentner schreibe. So wenig günstig die Gesinnungen sind, welche der Zeitgeist den „Kouponsschneidern“ und dem Mobilkapital überhaupt entgegenbringt, so verdient diese Klasse im ganzen mindestens kein Mitleid. Sie kann

sich noch immer leidlich des alten Sprichwortes erfreuen: besser Neider als Mitleider! an Neidern fehlt es ihr wahrlich nicht, dieselben sind unter dem unbeweglichen Grundbesitz nicht weniger zahlreich als unter dem Proletariat. Was ich allein betonen möchte, ist die Thatsache, daß durch die ganze volkswirtschaftliche Zeitlage und gerade durch den fortdauernden Druck, welcher auf der Landwirtschaft ruht, auch der Rentnerstand auf eine zum Teil recht empfindliche Weise in Mitleidenschaft gezogen ist. Gegenüber den weit verbreiteten, gang und gäbe gewordenen Klagen der Vertreter der Landwirtschaft, gegenüber der Geneigtheit, mit der Klinke der Börsen- und sonstigen Steuergesetzgebung immerfort auf das Mobilkapital zu drücken, darf diese Thatsache wohl auch gelegentlich betont werden, wenn die Gerechtigkeit in der Gesetzgebung nicht notleiden, der innere Frieden der Gesellschaft nicht weiter gestört werden soll. Es ist immer gut, auch jene Seite der Dinge zu beachten, von welcher die jeweils herrschende Zeitströmung absieht, selbst auf die Gefahr hin, den Schein eines advocatus diaboli auf sich zu laden. Ich stelle daher die betreffende Thatsache und ihre Ursachen fest, mit dem Vorbehalt, daran einige Schlußfolgerungen für die praktische Politik anzuknüpfen.

Das Rentenkapital, d. h. der auf Zins, nicht auf Unternehmungen angelegte Teil des Mobilkapitals, sucht und findet seine Anlage teils in Hypothekendarlehen auf städtische und ländliche Grundstücke, teils in Staatspapieren und in Obligationen der öffentlichen Körperschaften und der Aktiengesellschaften. In allen diesen Anlagegebieten ist der Zinsfuß seit Jahren fortgesetzt und bedeutend gefallen.

Da sind zuerst die Bundes-, Reichs- und Städtepapiere. Die vierprozentige Schuld der Vereinigten Staaten ist mit 126 pro 100 notiert, trägt also nur $3^1/_5$ Proz. und noch weniger, wenn man bedenkt, daß sie auf den vorausbestimmten, nicht allzufernen Heimzahlungstermin nur 98 Dollars pro 100 nach Abzug der Einlösungsspesen wert sein wird; vor 10 und 15 Jahren lagen nach ungezählte Millionen guter amerikanischer Werte in Europa und namentlich in Deutschland, welche 6 Proz. und zum Teil erheblich darüber abwarfen. Der von den europäischen Mächten garantierte Teil der ägyptischen Schuld hat bei nur 3 Proz. Zins den Parikurs überschritten. Deutsche Reichsanleihe ist fast zum Parikurs bei $3^1/_2$ Proz. vielmal überzeichnet worden. Die Städte schließen aller Orten $3^1/_2$ prozentige Anlehen. Auch die Staaten, deren 4prozentige Papiere den Parikurs zum Teil erheblich überschritten haben, stehen auf dem Sprung zu diesem tieferen Satz. Kurz, der Zinsfuß in öffentlichen Anlagewerten ist von 5 und $4^1/_2$ rasch auf 4 und $3^1/_2$ Proz., also um 20 bis 30 Proz. gesunken.

Bei den guten Prioritäten von in- und ausländischen Transportanstalten hat dasselbe Sinken sich vollzogen, teils mittelbar durch jene umfassende Verstaatlichung, welche Aktien und Prioritäten in niedrig zinsende Staatspapiere verwandelt hat, teils unmittelbar durch Kündigungen auf Konvertierung. Beste amerikanische Eisenbahnpapiere tragen beim jetzigen Kurs kaum mehr $4^1/_2$ Proz., z. B. Zentral Pacifik; Gotthardprioritäten tragen weniger als 4 Proz.

Und nicht anders verhält es sich bei jenem Rentenkapital, welches auf Immobilien ausgeliehen ist und ausgeliehen wird. Ob der Rentner selbst ausleihe,

oder ob er es durch Vermittelung seiner Sparkasse oder einer Hypothekenanstalt thut, deren Pfandbriefe er kauft, so erhält er auf erste Hypothek kaum mehr 4 Proz.; selbst ausländische Hypothekenpfandbriefe, welche in Deutschland verbreitet und täglich gehandelt sind, haben bei bloß 4 Proz. Zins den Parikurs mehr oder weniger überschritten, so die schwedischen Reichshypothekenpfandbriefe zum jetzigen Kurs von 101 bis 102. Die in Süddeutschland verbreiteten österreichischen Bodenkreditanstalts-Pfandbriefe tragen zum gegenwärtigen Kurs nicht ganz 4 Proz. Wie lange ist es her, daß der Hypothekenzinsfuß allgemein 5 Proz. des Darlehens betrug!

Es wird schon angesichts dieser wenigen Ziffern behauptet werden dürfen, daß der Zinsfuß seit den sogenannten Schwindeljahren von 5 auf 4 bis $3\frac{1}{2}$ Proz. für gute Anlagewerte herabgegangen ist. Dieser Rückgang wird, soweit er bis jetzt noch durch kontraktliche Aufschiebung der schuldnerischen Kündbarkeit verhindert ist, in verhältnismäßig kurzer Frist allgemein vollzogen sein.

An dieser gewaltigen Thatsache eines allgemeinen Rückganges im Zinsfuße ist eines tröstlich, aber nicht für den Rentnerstand, sondern für diejenigen, welche ihm am meisten Mißgunst bezeugen. Wir meinen die Entlastung des Grundbesitzes, welcher entsprechend weniger Hypothekenzins zu zahlen hat als vor zehn und fünfzehn Jahren. Der Rentnerstand hat einen Teil der Not der Landwirtschaft zu tragen bekommen. Er ist wirklich der Mitleidende und wohl nur beim allgemeinen Wiederaufschwung der Landwirtschaft kann er, später als die Landwirtschaft, von diesem Mitleiden wieder befreit werden. (Später, da das Wiederemporsteigen des Zinsfußes nur als Folge und Wirkung des Steigens des Geschäftsgewinnes sich einstellen könnte.) Ich betone dies nicht, um den Rentnerstand der Landwirtschaft gegenüber als besonders bemitleidenswert darzustellen, sondern um zu zeigen, wie wenig die Vorstellung zutrifft, der Rentner lebe in unserer Zeit mehr als früher vom Schweiße des Bauern. Beide leiden unter dem allgemeinen Geschäfts- und Preisdruck.

Es hätte allerdings auch anders kommen können. Wäre die Furie des „großen Krieges“ losgegangen oder ginge sie demnächst los, so würde der Zinsfuß allgemein steigen, da Milliarden neuer Anlehen hätten kontrahiert werden müssen, beziehungsweise kontrahiert werden müßten. Davon hätten die Staatspapier- und dergleichen Rentner für das Vermögen, das sie schon haben, zwar keinen Nutzen gehabt, sondern nur Schaden; denn sie können nicht kündigen und behielten den niedrigen Zinsfuß, sie würden dagegen am Kapitalwert bedeutend einbüßen, da allgemeines Steigen des Zinsfußes gleichbedeutend ist mit allgemeinem Sinken des Kurswertes unkündbarer Forderungen, welche vor dem Eintritt des Steigens erworben worden sind. Allein für alle Grundbesitzer, welche erst nach dem Wiederaufsteigen des Zinsfußes borgen und soweit ihnen ältere Schulden gekündigt werden könnten, würde die allgemeine Steigerung des Zinsfußes bald lästig werden, und der Preis der Grundstücke würde sinken. Nur mit einigem Schauern kann man daran denken, daß mit der durch überseeische Konkurrenz bewirkten Bedrängnis der europäischen Landwirtschaft auch noch durch große Kriege direkter Druck stärker

Steigerungen des Hypothekenfußes zusammengekommen wäre oder demnächst zusammentreffen würde. Es wäre wohl ein massiger Zusammenbruch im Grundbesitz eingetreten, statt daß der Rentnerstand dem Grundschuldnerstande 20 Proz. der Hypothekenzinsenlast abnahm und ihm so den Druck der Konkurrenz erleichterte. Nur soll man nicht glauben, daß in solchem Falle der Rentnerstand ebensoviel hätte gewinnen müssen, als die Hypothekenschuldner verloren hätten. Er hätte bei noch viel stärkeren Zwangsversteigerungen und beim gedrückten Kurs der Bodenkreditpfandbriefe erhebliche Teile auch des Kapitalwertes verloren, er wäre also auch in diesem Falle, wenn gleich nicht so allgemein und vielleicht nicht so stark, der Mitleidende der Landwirtschaft geworden. Beide Klassen stünden selbst in diesem Falle, welchen Gott und Deutschlands scharfes Schwert verhüten mögen, nicht in so starkem Interessengegensatz, wie es häufig einer so oberflächlichen wie aufdringlichen Agitation erscheinen will. Auch der Rentnerstand kann froh sein, daß er der Landwirtschaft einen Teil der Zinsenlast abnehmen mußte, statt mit derselben halb zu Grunde zu gehen.

Immerhin darf man die Bedeutung des Sinkens des Zinsfußes um 20 bis 30 Proz. nicht gering anschlagen. Es liegt darin eine bedeutende Entlastung des Grundbesitzes einerseits, eine sehr erhebliche Mitleidenschaft des Rentenkapitals andererseits.

Leider ist es nicht möglich, dieses in absoluten Zahlen für ganz Deutschland darzuthun. Solche Zahlen besitzt jedoch die österreichische Statistik, Zahlen, welche annähernd einen allgemeiner anwendbaren Maßstab abgeben. Auch der deutsche Leser wird sie nicht uninteressant finden. Wir entnehmen sie dem neuesten amtlichen Jahrbuch der österreichischen Reichsratsländer (Cisleithaniens).

Vor allem stellt sich da heraus, daß das Sinken des Zinsfußes dem Grundbesitze auch wirklich zu gute gekommen ist. Es betrug der Geldbetrag der Hypothekendarlehne im Jahre 1856 zu 4 ½ bis 5 Prozent nur 21_4, dagegen im Jahre 1886 61_4 Mill. Gulden österreichischer Währung. Zum Zinsfuß von 5 bis 5 ½ Proz. bezw. 13_2 gegen 19_4 Mill. Fl.. Zum Zinsfuß von 5 ½ bis 6 Proz. 58_0 gegen (im Jahre 1885) 48_3 Mill. Fl. Die Darlehnsbeträge zum Zinsfuß von 4 ½ bis 5 Proz. und von 5 bis 5 ½ Proz., namentlich die ersteren sind also im Jahre 1885 viel stärker als im Jahre 1879, wogegen der Betrag der Anleihen zu 5 ½ bis 6 Proz. zurückgegangen ist. Im Jahre 1879 wurde das meiste Geld zu 5 ½ bis 6 Proz., im Jahre 1885 dagegen zu 4 ½ bis 5 Proz. auf Hypothek gegeben. Dem entspricht es, daß der Wechsel im Besitzstande durch Exekutionsführungen im Zeitraum 1881 bis 1885 ununterbrochen zurückgegangen ist, nämlich von 37_2 auf 19_8 Mill. Fl ö. W.

Dieselbe Statistik der Reichsratsländer zeigt zugleich, wie gewaltig die Beträge sind, welche alljährlich in den Grundbesitzverkehr eingehen und wie stark hierbei Mehr- und Minderbelastungen durch Zinsfußänderungen durchdringen können. Der Gesamtbetrag der Veränderungen im Besitzstande betrug im J. 1881 476_7 Mill. Fl., im Jahre 1885 482_2 Mill. Fl. Letzterer Betrag wird mit 129_9 Mill. Fl. oder 26_9 Proz. durch Todesfälle, mit 19_8 Mill. Fl. oder

4_{44} Proz. durch Exekutionsführungen, mit 268_{7} Mill. Fl. oder 55_{65} Proz. durch Kaufverträge, mit 64_{3} Mill. Fl. oder 13_{33} Proz. durch andere Verträge bewirkt. Die Entlastung (Löschung) im Jahre 1885 betrug 232 Mill. Fl. gegen 301 Mill. Fl. neuer Belastung. Diese neue Belastung entstand zu 15_{12} Proz. durch Kreditierung des Kaufpreises, zu 56_{48} Proz. durch Darlehns-, zu 13_{51} Proz. durch andere Verträge, zu 0_{74} Proz. durch justifizierte Pränotationen, zu 5_{75} Proz. durch exekutive Intabulierungen, zu 8_{10} Proz. im Verlassenschaftswege. Die Neubelastung eines einzigen Jahres durch Kaufpreisstundung, Darlehne und andere Verträge, sowie durch Verlassenschaftsbelastung beträgt gegen 160 Mill. Fl. Schon bei den laufenden Besitzveränderungen, Be- und Entlastungen muß daher die Änderung eines Zinsfußes mächtig sich geltend machen. Viel stärker freilich wird die Wirkung jener freien Vereinbarung niedriger, bezw. höherer Zinsen sein, welche ohne Kündigung zustande kommt. Wir führten die obigen Zahlen deshalb an, um auch die jetzt so viel erörterten Ursachen der Grundverschuldung — Kaufschillingsrest, Darlehne, Erbübernahme — ziffernäßig in ihrer verhältnismäßigen Bedeutung zur Anschauung zu bringen.

Ist denn aber die Mitleidenschaft des Rentenkapitals, welche durch das Sinken des Zinsfußes bewirkt wird, auch ein wirkliches Leiden der Rentner? Wir werden antworten dürfen: sie ist es und zwar in sehr empfindlicher Weise für die Masse schon der mittleren, namentlich aber für fast alle kleinen Rentner, zumal diejenigen, welche nicht fähig sind, durch vermehrten Erwerb den Zinsenausfall wieder hereinzubringen. Dazu gehören zahlreiche Witwen, Waisen, betagte und arbeitsunfähige Personen, Pfleglinge mildthätiger Kassen und Fonds, Sparbuchinhaber von Sparkassen, Besitzer kleiner Policen in Lebensversicherungen auf Gegenseitigkeit. Für diese nicht eben kleinen Kreise ist die Mitleidenschaft ein recht empfindliches und subjektiv tief empfundenes Leiden. Viele Kleinrentner sind zur Zeit übler daran als der Durchschnitt der Lohnarbeiter. Sie können die Reihen der letzteren nicht verstärken, da sie auf die Arbeit nicht eingelernt sind; könnten sie es plötzlich, so würden sie nur die Löhne allgemein drücken und ihr Leiden dem ganzen Lohnarbeiterstand mitauferlegen.

Wie tief der Druck des gesunkenen Zinsfußes empfunden wird, das beweisen zwei Thatsachen, welche offenkundig sind und deren eine gegenwärtig den Gegenstand gereizter internationaler Erörterungen bildet, wir meinen die Zunahme der Leibrentenversicherung und das millionenweise Eindringen fremder Kreditwerte nach Deutschland.

Die Zunahme der Leibrentenversicherung (auf Verfall des Kapitals beim Tode des Versicherten) wird von mehreren Seiten gemeldet. Sie spricht dafür, daß die Zinsen nicht mehr reichen wollen, und zwar wesentlich wegen Rückganges des Zinsfußes. Es liegt darin eine vorsichtige Einbrockung des Kapitals, eine Auflösung des letzteren in eine bis zum Tode reichende Reihe von Jahresrenten. In wie vielen Fällen wird sie mit Seufzen geschehen!

Als eine zweite Wirkung des allgemeinen Rückganges des Renteneinkommens ist die massenhafte Aufnahme mehr oder weniger unsicherer in- und namentlich aus-

ländischer Werte anzusehen. Es ist nicht eitel Habsucht und Hochzinslerei, was zwei Milliarden Mark russischer Werte nach Deutschland gebracht hat. Die großen Bankiers haben diese Aufnahme nicht willkürlich gemacht. Das Publikum selbst will solche Papiere. Das Zinseinkommen sogenannter guter Papiere reicht nicht mehr. Offen vom Kapital herunterzehren geht wider solide Tradition. Man nimmt daher höherzinsende Werte, auf Kosten der Sicherheit, um erst im Fall späterer Zahlungsunfähigkeit der Schuldner wahrzunehmen, daß man thatsächlich doch eingebrockt hat und zwar viel unsolider, als wenn man den höheren Zins durch Belegung eines Teils des Kapitals auf Leibrente sich wenigstens gleichmäßig und bis zum Lebensende gesichert hätte. Es giebt immer Leute — und es sind deren nicht wenige, welche sich so selbst anlügen und der hohen Rente zu einem flotten Leben auf Kosten der Sicherheit des Kapitals nachgehen. Allein die Leute, welche in den letzten Jahrzehnten Millionen Russen aufgenommen haben, nachdem der Krach der Peruaner und der Zusammenbruch von Khedive- und „Turban"-Werten wohl hätte abschrecken können, sind doch vielfach auch solche, welche sich kaum weiter einschränken können. Nicht Hochzinslerei, der ordentliche Bedarf verstärkt die Neigung, höheren Zins auf Kosten der Sicherheit sich zu sichern. Kurz gesagt, die Aufnahme der Russen- und dergleichen Werte ist großenteils eine Wirkung des gesunkenen Zinsfußes, eine Folge der Mitleidenschaft der Rentner unter dem Druck der Umstände, welche eine im Verhältnisse der Ersparungen vor sich gehende Steigerung produktiver Kapitalanlagen andauernd verhindern. Die Bankiers, welche die Anschaffung der Russenwerte besorgen, sind doch selbst moralisch nur in so weit verantwortlich, als sie etwa ihre Abnehmer über die Qualität und Sicherheit absichtlich getäuscht haben. Im übrigen ist das neueste Sinken der Russen in erster Linie durch die russische Politik selbst verschuldet: mit dem Tage, da man die Massen Deutscher des Grundbesitzes in Polen durch einen Federstrich brutalen Fremdenhasses entsetzt hat, mußte auch der Glaube an die Zahlungswilligkeit des russischen Staates erschüttert werden, und besser ist es, daß man überhaupt gewarnt, als daß man zu spät gewarnt hat.

Die Bedrängnis des Rentenkapitals überträgt sich rückwirkend weit mehr auf die Industrie und die Luxusgeschäfte aller Art als auf die Landwirtschaft. Der kleine wie große Rentner deckt noch immer seinen Bedarf an landwirtschaftlichen Bedürfnissen, soweit sie zum notwendigen oder doch gewohnten Konsum gehören. Höchstens an Fleisch, an Obst, Wein, Gemüsen wird eingezogen; soweit also der Bodenanbau durch die Minderung der Kauffähigkeit des Rentnerstandes verliert, ist es der mehr industriemäßige Teil desselben. Dagegen leiden alle Industrie- und Handelszweige, welche mehr oder weniger entbehrliche Bedürfnisse befriedigen, außer soweit solche Bedürfnisse des Scheines oder Reichtums wegen festgehalten werden. Die eigentlichen Luxusgeschäfte, die Reise-, Bad- und Fremdenindustrie, Theater und Kunst werden, soweit sie leiden, einen Theil ihrer Mitleidenschaft dem gesunkenen Zinsfuße zuschreiben dürfen. Einen wie großen, läßt sich allerdings ziffermäßig nicht feststellen.

Wird der allgemeine Zinsfuß auf 4 bis 3½ Proz. stehen bleiben oder weiter sinken oder sich wiederheben? Diese Frage ist nach den bisherigen Ausführungen für Landwirtschaft und Industrie nicht minder belangreich als für die Zins- und für die Hausrentner. (Ich sage beiläufig: auch für die Hausrentner; denn der Kapitalwert der Häuser muß bei steigendem Zinsfuß in dem Verhältnis steigen, als die Hausmieten nicht gleich stark in Mitleidenschaft gezogen werden wie die anderen Zinsrenten.)

Die soeben aufgeworfene Frage ist nun zwar mit Bestimmtheit nicht zu beantworten; denn dazu würde eine Prophetengabe gehören, wie sie kein Mensch sich anmaßen darf. Sie kann aber hypothetisch, d. h. unter Annahme bestimmter Fälle und Voraussetzungen, doch einigermaßen entschieden werden, sobald man nur die Hauptursachen des dermaligen Druckes auf den Zinsfuß richtig zu bestimmen verstände. Ich will eine solche Bestimmung in ganz unmaßgeblicher Weise wenigstens versuchen.

Es giebt bekanntlich zwei Hauptreihen von Ursachen, welche die Auf- und die Abwärtsbewegung des Zinsfußes überhaupt beeinflussen, nämlich die sämtlichen Faktoren des Angebots von Leihkapital einerseits und die sämtlichen Faktoren der Nachfrage nach Kapital andererseits. Je mehr die ersteren sich verstärken und die letzteren abgeschwächt werden, desto mehr wird der Zinsfuß fallen, und jemehr das umgekehrte eintritt, wird derselbe steigen.

Wird nun — das ist hiernach die erste Hauptfrage — das Angebot von Kapital steigen oder fallen oder ungefähr gleich bleiben? Ich meine, daß beim Leihkapital die Kapitalbildung den Kapitalverbrauch auch ferner noch übertreffen, daß daher das Angebot noch geraume Zeit absolut steigen wird, wenn vielleicht nicht im selben Maße wie die letzten zwanzig Jahre her.

Gegen diese Annahme scheint zwar die Thatsache zu sprechen, daß manche Kleinrentner nicht bloß neues Kapital nicht bilden, sondern das überkommene Vermögen älterer Entstehung mehr oder weniger stark zusetzen. Allein diese Kapitalvergeudung wird doch wohl weit durch anderweitige Kapitalbildung überwogen. Schon dadurch, daß viele Rentner durch Übergang zum Erwerb als Zehrer verschwinden und als Produzenten aufs neue sparen. Noch mehr dadurch, daß vom Großrentnertum nach wie vor in starkem Maße zurückgelegt wird. Endlich und namentlich dadurch, daß die Mittelklassen und der Arbeiterstand durch die Kassenorganisation der Sparkassen, der Kreditgenossenschaften und des Versicherungswesens mit Deckungskapital in noch unübersehbarer Zunahme Kapital bilden. An dem Sinken des Zinsfußes auf der Seite des Kapitalangebotes hatte schon bis jetzt die Ausbreitung des Sparkassen-, Volksbanks- und Versicherungswesens doch wohl erheblichen Anteil. Nun, diese Bewegung ist noch lange nicht abgeschlossen. Sie hat auf landwirtschaftlichem Gebiete durch die Raiffeisen'schen Darlehnskassen erst recht begonnen; die landwirtschaftlichen Kreditvereine Badens z. B. haben in der kurzen Zeit von 1873 bis 1885 ihre Aktiven von 25300 auf 3325500 Mark zu bringen verstanden. Das Endergebnis dieser und ähnlicher Kreditentwickelung, der bankmäßigen Konzentration sowie der Umlaufsbeschleunigung

der Kapitale ist immer noch nicht abzusehen. Selbst von Staatswegen werden auf niedrigeren Zinsfuß gerichtete Realkreditorganisationen immer mehr begünstigt und durchgeführt.

Nach alledem ist wirklich nicht abzusehen, daß die Kapitalbildung nicht weiter fortschreiten kann, daß ihre Zunahme minder stark und schleunig werde als bisher. Auf Seite der Hauptursachen des Kapitalangebots ist also ein wesentliches Hemmnis für das Verbleiben und selbst für das weitere Sinken des jetzigen allgemeinen Zinsfußes mit einiger Sicherheit wohl kaum nachzuweisen.

Auf Seite der Hauptfaktoren der Kapitalnachfrage wohl ebensowenig, den Fall eines großen Krieges oder großer innerer Umwälzungen ausgenommen!

Die Kapitalnachfrage in Friedenszeit könnte durch verschiedene Ursachen steigen, welche kurz Revue passieren mögen.

Einmal wegen starker Nachfrage von den Kolonien aus, wo der Zinsfuß höher steht. Allein unsere tropischen Kolonien gehen so langsam der Entwickelung entgegen, daß ein starker Abzug von Rentenkapital dahin sobald nicht zu erwarten ist; die Entwickelung des Handelskapitals der Seestädte wird diesem Abzug wohl mehr als gewachsen sein. Eher ist eine starke Versetzung europäischen und darunter auch deutschen Leihkapitals nach China für Eisenbahnen wahrscheinlich, wie schon bisher eine Versetzung englischen Kapitals nach Ostindien stattgefunden hat; allein auch das wird mehr vom Handelskapital bestritten werden, und aus den Anlagen in amerikanischen Werten wird in den nächsten fünfundzwanzig Jahren, da die betreffenden Anlehen terminiert sind, vielleicht mehr deutsches Kapital zurückkommen als nach Ostasien abfließen, sodaß die westliche Kolonialwelt für den Kapitalabzug nach der östlichen aufkommen wird. Man darf den Kapitalversetzungen ins Ausland überhaupt nicht allzu leicht starken Einfluß auf das Steigen des Zinsfußes einräumen. Man erkennt dies an Holland und an England; letzteres ist trotz stärkstem Kapitalabfluß in die Kolonien auf einen unter 3prozentigen Zinsfuß der Staatspapiere gekommen und dabei geblieben. Man erkennt es gewissermaßen auch an der jüngsten Erwerbung russischer Werte durch Deutschland; so massig sie war, hat sie das Sinken des Zinsfußes vielleicht verlangsamt, aber nicht aufgehalten.

Viel gewichtiger fällt die allgemeine Geschäftslage in die Wagschale. Der Zinsfuß müßte wieder etwas steigen oder wäre gegen weiteren Rückgang gesichert, wenn ein Wiederaufschwung des Geschäftsgewinnes in allen Zweigen des Erwerbes, zumal in der Landwirtschaft und auf Grund stärkerer Kauffähigkeit der Landwirtschaft auch in Industrie und Handel eintreten würde. Bis jetzt ist aber wenig Aussicht hierfür vorhanden. Ganz allgemein ist die Klage, daß selbst im Exportgeschäft mit immer weniger Nutzen gearbeitet wird. Ist aber dies der Fall, so will und kann der Geschäftsmann auch nicht mehr Zins zahlen. Und das wird vielleicht noch länger der Fall sein! Man möge sich diesfalls nicht täuschen! Die Ausgleichung der Löhne, der Zinsen, der Produktionskosten und der Preise zwischen der alten und der neuen Welt wird nicht so rasch erfolgen, der Drang und Druck der überseeischen Konkurrenz nicht so bald nachlassen, obwohl

er endlich auch einmal wieder weniger empfindlich werden wird. Es wird schon viel gewonnen sein, wenn der harte Wettstreit durch so erfreuliche Fortschritte der Technik und der Ökonomik der Landwirtschaft, wie solche jüngst auf der landwirtschaftlichen Ausstellung zu Frankfurt a. M. hervorgetreten sind, bestanden und besiegt wird.

Zwei weitere Ursachen der Bedrängnis bei großen und kleinen Grundbesitzern, einmal das flotte Leben der jungen großen Herren, welche mit ihren falschem Standesehrgefühl entsprungenen Schulden die Gutsherrschaft antreten, sodann die Überzahlung der Mittel- und Kleingüter beim Kauf und beim Erbgang werden vielleicht bald schwächer werden. Durch die Übernahme der Güter zum Ertragswert nach dem „Anerbenrecht" der neuesten Landgüterordnungen, noch mehr durch weitergreifende Maßregeln der Genossenschafts-, Bank-, Kredit- und Pachtrechts-Gesetzgebung, welche direkter und allgemeiner auf die Güterübergabe zum Ertragswert hinwirken würden, wird bereits und wird vielleicht immer mehr eine nur in unserem bisherigen Recht wurzelnde Grundursache der Bedrängnis des Bauernstandes gehoben werden. Allein, daß die Ausmerzung dieser Ursachen landwirtschaftlicher Bedrängnis mehr Leihkapital bedarf und daher eine Steigerung des Zinsfußes bringen könnte, ist nicht denkbar. Vielmehr würde eine Abnahme der Verschuldung und mehr Betrieb mit eigenem statt mit geliehenem Kapital zur anderen Natur der deutschen Landwirtschaft werden.

So einzig gesund jene Steigerung oder Erhaltung des Zinsfußes wäre, welche aus der Steigerung der allgemeinen Produktivität, insbesondere aus dem Steigen des Geschäftsgewinns in allen Zweigen der Landwirtschaft entspränge, zu erwarten ist sie in nächster Zeit nicht, da die ausländischen und inländischen Ursachen der Bedrängnis unserer Landwirte — selbst mit den Hebeln und mit den Schrauben erhöhter Schutzzölle und des Bimetallismus, welchem Einsender übrigens beipflichtet — im besten Falle nur langsam werden beseitigt werden können.

Als dritte Ursache für das Wiederemporsteigen oder wenigstens für die Verhinderung weiteren Sinkens des Zinsfußes könnte erhöhter Kapitalbedarf für Anleihen des Staates und der öffentlichen Körperschaften gedacht werden. Er wäre an sich wohl dazu angethan, den Zinsfuß zu steigern oder sein Sinken doch hinzuhalten oder zu verlangsamen. Allein diese Erhöhung ist nicht zu erwarten. Das Eisenbahnnetz ist nahezu vollendet; der Flugtransport aber ist beim Reichspatentamt noch beim „Sport" rubriziert, die Umwälzung aller Verhältnisse durch denselben noch nicht abzusehen. Kanäle werden zwar gebaut, doch nicht in dem Umfange, um durch den Kapitalbedarf hiefür den Zinsfuß nachhaltig zu beeinflussen. Es ist fraglich, ob die Beträge, welche im nächsten Jahrzehnt in öffentlichen Bauten durch verzinsliche Anlehen aufgehen werden, so groß sind wie die Beträge, welche durch freiwillige oder vertragsmäßige Tilgung außer Verzinsung treten. Die wahrscheinliche Größe der öffentlichen Bedarfe ist in Deutschland und in jenen Ländern, denen wir auf die Dauer gerne leihen, allem Anscheine nicht stark genug, um den Zinsfuß zu steigern, oder wenn er aus anderen Ursachen sinken will, vor weiterem Sturze zu bewahren. Eher wird entschieden

weniger als mehr Veranlagung öffentlicher Kredite für die nächste Zukunft im Vergleich mit der jüngsten Vergangenheit in Aussicht zu nehmen sein.

Ein vierte Ursache steigender Kapitalnachfrage ändert die Aussichten auch nicht: einen großen Kapitalbedarf außerordentlicher Art könnte eine Reihe von Mißernten allerdings bringen, die Leute müßten die Ausfälle durch Schulden für ihren Unterhalt decken. Allein nachhaltig ist dieser Einfluß auf den Zinsfuß nicht. Auf magere folgen fette Jahre, Fehlherbste hier werden durch Glücksherbste dort aufgewogen. Die früheren Hungerpreise sind bei heutiger Entwickelung des Welthandels unmöglich.

Und so ergiebt sich dies: Bleibt im übrigen die Konjunktur, wie sie sich als wahrscheinlich darstellt, so ist auch auf Seite der Hauptfaktoren des Kapitalbedarfs alles eher dem Bleiben oder weiterem Sinken des jetzigen niedrigen Zinsfußes günstig als einem Wiedersteigen desselben. Es ist durchaus nicht zu pessimistisch, wenn der Rentner sich ängstigt, in zwei bis drei Jahren aus ersten Kreditwerten nur noch $3^1/_2$ und in sechs bis zehn Jahren nur noch 3 Prozent zu erhalten. Ebenso ist es keine übertriebene Vorsicht, wenn gegenwärtig Städte, welche zu 4 Proz. und $3^1/_2$ Proz. Anleihen aufnehmen, sich ihr Kündigungsrecht nicht für allzulange Zeit binden lassen.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Kurze Zeit vor den Mißwachs- und Revolutionsjahren von 1847 bis 1853 war der Zinsfuß in einem Teil Deutschlands nicht mehr viel höher, als er jetzt wieder geworden ist, um dann plötzlich wieder zu steigen, als erst die jahrelange politische Geschäftsstockung zu Vermögensvergeudungen und der Eisenbahnbau zu riesigen Kapitalanlagen führte. Man wird gut thun, dessen nicht zu vergessen. Auch jetzt kann es wieder plötzlich anders werden. Und wie? Sollen wir uns fürchten, den Teufel an die Wand zu malen? Nein, man nennt ihn schon aller Orten: durch einen allgemeinen Krieg mit oder ohne Gefolge von inneren Umwälzungen und Bürgerkriegen könnte der Zinsfuß so rasch als stark emporgeschnellt werden!

Ein allgemeiner Krieg von den Dimensionen, in welchen er zu drohen scheint, steigert den Zinsfuß teils durch massige Gütervergeudung, teils durch Produktionsstillstand, teils durch Hemmung des Geldumlaufes bei Mißkredit der Geldwertzeichen. Alle diese drei Wirkungen steigern den Kapitalbedarf und das Bedürfnis, Schulden zu machen, plötzlich und stark.

Innere Umwälzungen und Kriege können alle die genannten Wirkungen in noch höherem Grade entfalten. Die Steigerung des Zinsfußes im amerikanischen Bürgerkriege ist eine immerhin abschreckende, wenn auch noch schwache Beleuchtung dessen, was ein allgemeiner sozialer Umsturz an Steigerung des Zinsfußes, d. h. an Belastung der sogenannten produktiven Stände gewärtigen ließe.

Immerhin wird der Zinsfuß mehr nur in jenen Ländern steigen, welche besiegt würden und die Zeche zu bezahlen hätten. Das siegende Land, gar wenn es Milliarden Kriegsentschädigung einheimsen würde, wird weniger und nur mittelbar den Zinsfuß erhöht sehen. Wir alle aber hoffen, daß Deutschland der besiegte Teil nicht sein wird.

Digitized by Google

Gleichwohl wäre selbst ein Steigen des Zinsfußes durch Kriege und innere Umwälzungen, durch massige Güter-Zerstörungen und Milliardenschwindel nicht einmal für den Rentnerstand vorteilhaft. Auf diesem Wege käme er aus der jetzigen Mitleidenschaft mit Landwirtschaft und Industrie nicht heraus. Auch dieses soll sich der Stand der Rentner recht klar machen, wenn ihm oft der Gedanke auftaucht, daß es doch nicht besser werde, bevor das Kriegsdonnerwetter ausbreche, wenn der Wunsch ausgesprochen wird, es möge so bald wie möglich losgehen. Die volkswirtschaftliche Mitleidenschaft des Rentenkapitals würde nur gesteigert werden, und man kann es nicht entschieden genug sagen: eine jede Steigerung des Zinsfußes, welche nicht der allgemeinen Steigerung der Produktivität der Arbeit und des Kapitals, welche nicht dem Aufschwunge, der steigenden Ergiebigkeit des Betriebes entspringt, ist für die große Masse des alten Rentenkapitals, d. h. für jenes Kapital, welches bereits vor dem Wiederhinaufschnellen des Zinsfußes bereits vorhanden war, noch weit ungünstiger als das Stehenbleiben und sogar als ein mäßiges Weiterherabsinken des Zinsfußes. Mit Recht fürchtet der Kapitalist den hohen Zinsfuß, welchen äußere Kriege und innere Umwälzungen gebären. Da ist der Kapitalist von Bankerottverlusten bedroht, gerade wie bei Pernanern und Russenwerten. Da verliert er auch noch am Kurs, d. h. am Kapitalwert, nachdem er vorher am Zinseneinkommen Verluste erlitten hat. Man vergesse nur nicht: die Staats- und die Kommunalpapiere, die Eisenbahnprioritäten und die Pfandbriefe sind in ihrer Masse unkündbar von seiten des Gläubigers; ist also der Zinsfuß einmal herabgesetzt, so ist er es für immer. Nur junge Kapitale, die neu sich bildenden Ersparnisse, also zumal diejenigen der großen Leute, sowie die wenigen von Gläubigerseite kündbaren Forderungen, welche die moderne Bank- und Kredittechnik übrig gelassen hat, können den also wieder gestiegenen Zinsfuß — auf Kosten allerdings der Neuschuldner — ausnützen. Die Masse des Rentenkapitals d. h. fast der ganze alte Rentenbesitz kommt nur tiefer in die Mitleidenschaft des Geschäftskapitals, wenn der Zinsfuß durch die Wirkungen äußerer und innerer Kriege, durch massige Kapitalzerstörungen und Verdienstunterbrechungen wieder in die Höhe ginge.

Die volkswirtschaftliche Mitleidenschaft des Rentenkapitals dürfte hiermit erwiesen sein! Der Leser weiß nun, was wir unter der volkswirtschaftlichen Mitleidenschaft des Rentenkapitals überhaupt und in unserer Zeit insbesondere verstehen und wie man sich die Verkettung ihrer Ursachen und ihrer Wirkungen vorzustellen hat. Lassen sich an diese Einsicht auch praktische Folgerungen für die Politik anknüpfen? Allerdings, wir wollen dieselben wenigstens andeuten.

Man wird endlich aufhören müssen, den Rentnerstand in Bausch und Bogen als den Stand anzusehen, welcher im Fette schwimme, welcher auch gegenwärtig nicht in Mitleidenschaft gezogen sei, welcher unter allen Umständen profitiere, was die anderen verlieren, und daher uneingeschränkt belastungsfähig und belastungswürdig sei. Diese Anschauung ist viel mehr, als die Thatsachen es rechtfertigen, zur landläufigen Ansicht geworden. Hat man doch gegen den Schluß der jüngsten Reichstagssession bereits weitere Belastungen des Rentenbesitzes, namentlich aus-

wärtiger Werte, in der Parteipresse in Aussicht gestellt! Wir unterfangen uns, so unpopulär es machen mag, zu behaupten, daß diese Richtung gegenüber der Masse der kleinen und selbst der mittleren Rentner ungerecht ist.

Mag der große und bis zu einem gewissen Grade der mittlere Rentenbesitz noch mehr oder weniger belastungsfähig sein, der kleine ist es im allgemeinen nicht. Man treffe, wenn es nötig ist, den ersteren! Das Mittel hierzu ist aber nicht eine Erhöhung und Vermehrung der Umsatzsteuern und Stempelabgaben. Diese treffen den kleineren Besitz verhältnismäßig eher stärker, mindestens aber ebenso stark wie die Großrentner. Auch eine Steuer auf ausländische Werte würde die kleinen Rentner verhältnismäßig stärker treffen; eben sie haschen unter dem Zwang des sinkenden Zinsfußes nach fremden Werten. Davon ganz zu schweigen, daß das Mittel seinen Zweck der Austreibung und Fernhaltung bei alten Papieren wohl gar nicht und selbst bei neuen Emissionen fremder Papiere nur unvollständig erreichen kann, weil es den Kurs entsprechend drücken, also die Papiere auf dem Markte nicht schwerer erhältlich machen würde.

Die großen, mittleren, kleinen und notleidenden Rentnerschichten kann man nur durch gut regulierte Einkommens- und Erbschaftssteuern, also innerhalb der Einzelstaaten, verhältnismäßig treffen, beziehungsweise belasten und entlasten. Nicht auf dem Gebiete der Verkehrssteuern und im Reichstag, sondern im Gebiete der direkten Besteuerung und in den Landtagen ist die Aufgabe gerechter Besteuerung des Rentenkapitals zu lösen und kann der volkswirtschaftlichen Mitleidenschaft des letzteren die gebührende Rücksicht zuteil werden.

Eine Überfahrt von China nach Japan.

Von

Kari-udo.

Auf der im Jahre 1872/73 unternommenen Reise um die Welt kam ich Ende Dezember 1872 nach Shanghai, um von dort über Nangasacki nach Jokohama zu segeln. Wir hatten den Postdampfer um einige Stunden nur versäumt, mußten daher leider auf die nächste Mail warten, was wenigstens das Gute hatte, daß wir Shanghai mit seiner chinesischen Stadt, seinem chinesischen Arsenale, dem chinesischen Vizekönig und seinen endlosen chinesischen Festessen gründlich kennen lernten. Die zwischen China und Japan damals fahrenden amerikanischen Postdampfer waren recht bequeme Räderdampfer mit sogenanntem Bim engine d. h. auf Deck befindlichem Transmissions-Arme vom Dampfzylinder zur Radachse, vielen geräumigen Deckkabinen und großem Decksalon; aber als wir unsere Plätze nehmen wollten, wurde uns gesagt, der große, regelmäßig fahrende Dampfer wäre in der Reparatur, es würde statt dessen ein kleiner Schraubendampfer fahren. Da kein anderes Boot abging, mußten wir

damit zufrieden sein. — Dieser Schraubendampfer, auf dem wir uns am 2. Januar einschifften, hieß „Relief", war uralt, hatte aber glücklicherweise einen tüchtigen Seebären, Kapitän Corning, zum Kommandanten. Die ganze Lebensgeschichte des Schiffes erfuhr ich erst, als wir schon auf hoher See waren, Vertrauen erweckend lautete sie nicht. Als ich nämlich in meine Kabine hinunterging, fühlte sich darin alles feucht an, es roch nach Seetang und Schlamm; ich fragte sogleich nach der Ursache und erhielt zur Aufklärung, das Schiff wäre vor einiger Zeit untergegangen und erst kürzlich gehoben worden. Eine tröstliche, angenehme Entdeckung! Ich forschte weiter und erfuhr folgendes: Der Dampfer war einer der ersten Schraubendampfer der P. & O. Steam Ship Company, die ihn, altersschwach, an eine japanesische Gesellschaft verkaufte; bei einer Fahrt fuhr er auf einen Felsen und sank. Um eine Minimalsumme wurde das Wrack von den Amerikanern gekauft, aus dem Meeresgrunde gehoben, renoviert, bekam auf seinem eisernen Körper ein hölzernes Oberdeck und wurde dann zum Postdampfer bestimmt als „Relief", Erleichterung für die anderen. Die Seetüchtigkeit des Schiffes, seine Maschine und Kessel waren schon lange nicht untersucht worden, wenigstens sah ich darüber kein Certifikat und als Zeichen des geringen Vertrauens will ich erwähnen, daß keine Geldsendungen mit demselben expediert wurden, da die Versicherungsgesellschaften keine Versicherung annahmen. Der Leser wird sich vorstellen, daß alle diese Nachrichten keine rosige Stimmung in uns erweckten, namentlich weil das Barometer rapid sank. Der Relief hatte 425 Tonnen, 3 Maste, eine recht schwache, alte Maschine von 80 Pferdekräften, er soll aber bei ruhiger See gut laufen, d. h. gegen 7 Knoten. Die Bemannung bestand aus 4 Mann Matrosen, 4 Feuerleuten, 4 chinesischen Kellnern, einem 1. Offizier, 2. Offizier, 1 Maschinisten und 1 Kommissär (Purser).

Düster und grau war der Tag, schmutziggelb waren die Fluten des Wusong und Jangtse-kjang, als wir von Shanghai hinabdampften gegen das offene chinesische Ost-Meer, hoffend den zweiten Tag Nippon erreicht zu haben. Es sollte anders werden.

Draußen war eine steife Brise von S. O., aber wenig See, das von den chinesischen Boys gekochte und servierte Diner konnte ruhig genommen werden, alle Passagiere waren erschienen, wir konnten uns zählen. Wir waren 13. Der Kapitän, mein Bruder August, unser Begleiter Marine-Stabsarzt Dr. Ritter von W., ein junger Engländer aus einem Kontor in Kobe und der deutsche Konsul Z. aus Jokohama, endlich unsere drei Diener und die Schiffsoffiziere. Kapitän Corning blickte finster drein und war über die Haltung des Barometers besorgt; „besonders bei diesem Schiffe muß man achtsam sein," meinte er. Die Nacht verging ziemlich gut, am 3. war aber der Wind nach und nach an Stärke gewinnend herumgekommen, er kam aus S. W., bald darauf W., vormittags aus N. W. Schon beim Frühstück war die Stimmung ernst, das Barometer fiel noch immer — war bei 28 Zoll englisch — der Himmel und die See waren bleigrau. Der Kapitän sprach von Taifun, sehr selten in dieser Jahreszeit, doch möglich, von Unmöglichkeit, ihn durch Berechnung zu evitieren, dem

Zentrum auszuweichen, wegen der vielen Inseln. Während der Zeit heulte der Sturm immer mehr, der weiße Gischt der Wellenkämme hob sich von der dunklen Meeresfarbe grell ab, die Wolken wurden immer schwärzer, sanken immer tiefer herab, mit dem Meere eins zu bilden scheinend. Die Bewegungen unseres armen „Reliefs" wurden immer ärger, ächzend sank er in ein Wellenthal, um wie ein Gummiball gleich darauf auf den nächsten Wellenkamm zu hüpfen. Immer stärker wurde der Wind, am Deck konnte man sich nicht mehr verstehen, kaum aufrecht sich erhalten, und es wurden Stricke gespannt, um von der Kajütenthür zur Kommandobrücke, wo das Steuer- und Kompaßhäuschen war, gelangen zu können. Wir waren ohne Segel, von der Stärke des Sturmes so auf die Seite gelegt, daß überall Wasser hereinkam, namentlich dort, wo das Holzdeck mit dem alten eisernen Körper verbunden war. Bald gab es viel Wasser im Raume, das ziemlich rasch stieg, die armen Feuerleute standen schon tief im Wasser, und es war Gefahr vorhanden, daß bei weiterem Eindringen alle Feuer gelöscht würden, eines war schon gelöscht und dann: „lasciate ogni speranza". Der Kapitän sah nun die Unmöglichkeit eines Weiterfahrens nach Kurs ein, wir mußten gegen Norden aufkommen und beilegen. Mit halber Kraft fahrend, von einem Segel gehalten, blieben wir so ziemlich am Platze. Die Bewegungen wurden weniger heftig, wir richteten uns auf, weniger Wasser drang ein. Man atmete ordentlich auf. Nun war es aber auch Essenszeit. Wo sind die Boys? „Seekrank," heißt es; aber in Wirklichkeit haben sie sich verkrochen, nur einer ist tapfer und serviert uns ein fast ungenießbares Etwas. Wir sind gerade daran, einen Versuch zu machen, es hinunter zu würgen, als eine schwere See uns von der Seite packend dem Schiffe eine solche Neigung giebt, daß krachend die vier Füße des Tisches nachgeben und er samt unserer Bank umstürzt. Entsetzt verschwindet der letzte Boy, und wir können mühselig unser Brot zusammen suchen. — Aber etwas muß in Unordnung sein, die Bewegungen des Schiffes, das Klappern der Maschine werden immer ärger. Mein Bruder geht hinauf, um zu sehen, was los ist. Der Sturm hat unser Segel weggerissen, bei der langsamen Fahrt steuert das Schiff nicht mehr und fällt ab, die See von der Seite bekommend. Mit großer Anstrengung wird ein neues Segel gehißt, wobei mein Bruder — die vier Matrosen sind zu wenig — mithelfen muß. Zu gleicher Zeit ordnet der Kapitän an, die Handpumpe in Bewegung zu setzen, da die Dampfpumpe nicht ausreicht, um das Wasser im Raume zu vermindern. Die Feuerleute sind schon bis an die Hüften im Wasser. Ich und die Diener müssen an die Pumpe. Oben gelingt es, das Segel zu befestigen, bei dem argern Schlingern wird aber ein Boot fast weggerissen, wir befestigen es am Maste, der Rauchfang kommt ins Schwanken, zwei Ketten reißen, die zwei anderen halten ihn, während das Dampfrohr ganz weggerissen wird und über Bord geht. Unten pumpen wir fleißig, so daß wir blutige Schwielen bekommen, und gucken von Zeit zu Zeit in den Raum, ob das Wasser abnimmt, wahrlich eine furchtbare Situation! Wir bleiben die ganze Nacht und den nächsten Tag, 4. Januar, bis Nachmittag in dieser Lage beigelegt. Langweilig und ängstlich vergehen die Stunden, nur das Pumpen gewährt eine Abwechselung.

Digitized by Google

Gegen Abend des 4. lullt plötzlich der Wind ein, die See wird aber kolossal, pyramidenförmig, konisch, furchtbar schön zum Ansehen. Wir verschwinden in vollkommenen Thälern, um plötzlich von einer unsichtbaren Kraft in die Höhe geworfen zu werden. Der Kapitän versucht wieder Kurs zu nehmen aber vorsichtig, „denn der Kiel des Schiffes ist nicht ganz solid," meint er. „Relief" beträgt sich aber gut, wir schiffen keine schwere See ein und machen Weg. Von Schlafen ist aber keine Rede, ich verbringe die Nacht im Sessel oder an der Pumpe. Am 4. Tage hofften wir in der Frühe das Beste, aber der Kapitän ist nicht beruhigt, das Glas ist noch tiefer, als ich es je gesehen habe, unter 28 Zoll englisch, wir müssen nahe dem Zentrum des Taifuns sein. Wir stehen alle auf der Kommandobrücke bis auf den Engländer, der aus seiner Koje nur einmal herauskam, um den Kommandanten zu fragen, ob wir untergehen, und auf die Antwort, er würde ihm melden lassen, wann er den Sicherheitsgürtel anziehen und sich aufs Wasserschlucken vorbereiten solle, sich wieder verkroch. Der Himmel ist tief schwarz wie die schwerste Gewitterwolke, die See anfänglich auch; auf Steuerbord sieht man zwei kleine, kahle, felsige Inseln Pallas Rocks und Meta Sima. Da mit einem Male wird in der Ferne die See schneeweiß, man hört ein unheimliches Brausen, und kurz darauf bricht das Unwetter wieder los, diesmal von N. W. allmählich nach N. O. umspringend, aus dieser Gegend nun, — nachdem fast der ganze Kompaß bereits durchgeblasen ist, mit noch größerer Gewalt, da der Sturm jetzt von der Koreastraße herausbläst. Die See wird durch die Stärke des Orkans ganz geglättet, vom Winde weggeblasen, so daß man vor Gischt kaum einige Schritte weit sieht. Es hagelt so arg, daß man vom Rauchfang den Fockmast nicht sieht, es wird so dunkel, daß man im Salon die Lampen anzünden muß. Die Windsbraut heult nicht mehr durch die Takelage, Äolus vollführt wahre Kanonensalven, die krachend die Maste erzittern lassen und uns vom Kurse abtreiben. Wir sind schon viel südlicher, als wir sein sollten, und nun wird es noch schlechter. Wir erblicken nämlich vom Kamme einer Welle eine Insel wohl noch Steuerbord, die andere aber vorne Backbord. Die Situation wird noch kritischer als gestern, wir können nicht beilegen, da wir die Insel in Lee haben, müssen uns auf die Tüchtigkeit dieses alten Schiffes und der schwachen Maschine verlassen. Müde, matt, hungrig — gekocht kann nicht werden, da die Boys aus Schreck sich verkrochen haben und auf der Deckküche nicht zum Existieren ist, — halten wir uns im Zwischendeck auf, abwechselnd an der Pumpe, abwechselnd Brot kauend, die Pale-Ale Flasche in der Tasche, — schade, daß kein Maler da ist — muß wahrlich ein hübsches Bild gewesen sein. Die See hebt sich doch nach und nach, das arme Schiff wird schrecklich herumgeworfen. Jedesmal, wenn wir am Kamme der Welle angekommen sind und wieder herunterfahren, kommt die Schraube außer Wasser und dreht sich, indem keine Regulator da ist, blitzschnell herum; die arme Maschine zittert und ächzt dazu, und jedesmal springt unser Maschinist, — er war zuletzt Schlossermeister — hinunter, mit Entsetzen das Dampfventil schließend, so daß die Maschine fast steht, doch zu spät; kaum daß er wieder ganze Kraft fährt,

verstört heraufgeklettert ist, ein Glas Kognak zur Stärkung der Kourage getrunken hat, muß er wieder hinunter, ein komischer Anblick, der mich trotz der traurigen Lage lachen macht. Da ich meine Arme vor Ermüdung kaum mehr bewegen kann, verlasse ich die Pumpe und schaue mir den Feuerraum an; das Wasser ist nicht gefallen, also einen Schluck Bier, den Schmerz verbissen und wieder ans Pumpen, es handelte sich ja um die Rettung! Mein Bruder hingegen sieht wieder von Zeit zu Zeit auf das Barometer; der Kapitän ist von der Kommandobrücke keinen Augenblick herunter, aufs Deck kann man nicht, so daß man von einem Kajütenfenster beobachten muß, ob die Insel noch in Sicht; als wir auf der Spitze einer Welle sind, erblickt mein Bruder gegen Mittag die Insel, genähert haben wir uns, aber vorwärts gekommen sind wir nicht. Auf dashin beschließt mein Bruder zu versuchen, zum Kapitän zu gelangen, als Seemann erscheint ihm unsere Lage so bedenklich, daß er doch mit dem Kommandanten sprechen will. Am Stricke zieht er sich bis zum Steuerhaus und kommt dann zu uns zurück mit der trostreichen Meldung: „Es gehe schlecht, wir kommen nicht weiter und können von Glück sagen, wenn wir mit heiler Haut davon kommen, alles hängt von der alten Maschine ab, der Kommandant muß vorwärts fahren, umkehren kann er bei dieser See nicht, beilegen auch nicht, abfallen nach Back- oder Steuerbord ist wegen der verschiedenen Inseln und Riffe unmöglich, er ist wenigstens froh, zu wissen, wo er ist, was er gestern wegen Mangels an Beobachtungen nicht bestimmen konnte. Wenn wir uns bis abends so erhalten können, so sind wir gerettet, da muß der Sturm etwas nachlassen. Machen wir irgend eine Havarie an Schiff oder Maschine, so sind wir in kurzer Zeit an den Riffen der Meta Sima Insel zerschellt.“ Wir ergeben uns in unser Schicksal, ich pumpe, August beobachtet die Insel, Z. jammert, der stoische Dr. W., der ärgeres auf Sr. Majestät Fregatte Donau mitgemacht, liest ruhig ein lateinisches Werk, die Diener sind gedrückt, und der Maschinist läuft fleißig zu seiner Maschine. Langsam, bange vergeht der fürchterliche Tag. Gegen Abend wird das Stampfen ärger, die See kürzer, gerade beim Pumpen werde ich durch eine heftige Bewegung von der Pumpe weggerissen und fliege in eine Ecke, mir nach die geknickten Säulen des Zwischendecks, das jetzt gefährlich über unseren Köpfen hängt, und ein schwerer Koffer, der nur meine Hand blutig reißt. Sogar der Doktor wird lebendig, da von seinem Stuhle, um die Konfusion noch zu vermehren, ein Bein bricht. Ich muß doch etwas hinauf, um zu sehen, was eigentlich geschehen ist. Ich krieche die finstere Treppe hinauf und öffne etwas einen Laden des Stiegenhäuschens. Ein großartiger Anblick! Wasserberge wälzen sich gegen uns, auf denen wir langsam hinauf, dann herabfahren, der ganze „Relief“ verschwindet in weißer Spritzsee, die bis hoch an die Maste hinaufreicht. Horizont und Meer verschwimmen in einander, nur manchmal erscheint die dunkler gefärbte Stelle, wo die Insel sein soll. Dazu macht der Sturm in der Takelage ein solches Konzert, daß man schreiend sich nicht versteht. Wer solches gesehen und gehört, vergißt es nicht so bald und ist voll Bewunderung über die Macht des Schöpfers, erkennt seine menschliche Kleinheit, aber auch das Kühne des menschlichen Geistes

und die Kraft des tüchtigen Seemannes. Vor dem Dunkelwerden: Heureka! endlich kommt Kapitän Corning herunter mit der Meldung: All right! Meta Sima is passed. Ein Stein fällt uns vom Herzen, Gott dankend besehen wir uns die See. All right ist es bei weitem nicht. Der Sturm heult noch immer, in gleicher Höhe geht die See, aber die Insel ist nicht mehr so drohend leewärts, sondern ein paar Striche nach achter, wenn auch die Maschine havariert, können wir uns doch retten. Wir hatten den ganzen Tag gebraucht, um die 11 Seemeilen zwischen Pallas Rocks und Meta Sima zu machen. Der Kapitän ist froh durchgekommen zu sein, seit 55 Jahren hat er kein solches Wetter mitgemacht. „I was very anxious," sagt er uns. Nicht so der 2. Offizier, ein Holsteiner, der im kritischsten Momente meinte: „Das habe ich gerne, reizendes Wetter." — Ist wahrscheinlich lebensüberdrüssig. Wir gratulieren und danken dem wackeren Kapitän, und spät abends, als sich Wind und See etwas legen, wir von der Insel Goto geschützt sind, die Dampfpumpe wieder aufkommen kann, gehen wir zum ersten Male beruhigt schlafen. Für den überstandenen Taifun und die Mühsale wurden wir am nächsten Morgen, 6. Januar, reichlich entschädigt durch den Anblick der herrlichen japanesischen Küste bei Nangasacki und die in der Morgensonne glitzernden Schneegebirge. Nach einer solchen Fahrt gefällt alles doppelt, da man von neuem auflebt, hatten wir ja doch mit dem Leben ganz abgeschlossen.

Die Ursachen und die Heilung der Zahnkrankheiten.

Nach Vorlesungen von Prof. Dr. Miller.

Von

O. Dumont,

prakt. Zahnarzt in Berlin.

Der Gesundheitszustand der Mundhöhle resp. der Zähne übt einen so großen Einfluß auf den menschlichen Organismus aus, daß man nicht recht einsieht, weshalb der praktische Arzt und das Publikum noch immer so wenig Gewicht auf die gesunde Erhaltung der Zähne legen. Wie leicht treten infolge unvollkommener Mastication und Salivation allgemeine Verdauungsbeschwerden auf, wie oft kommt es im Verlaufe einer einfachen Zahnkaries zu den unangenehmsten Folgekrankheiten, als Entzündung der Pulpa und der Wurzelhaut, Zahngeschwüren und Entzündung des Knochens, denen so leicht bei rechtzeitiger Behandlung hätte vorgebeugt werden können!

Weitaus die meisten Störungen, die in der Mundhöhle auftreten, finden ihren Anfang in der sogenannten Zahnkaries (im Publikum auch Zahnfäule oder „Stocken" der Zähne genannt.) Sie mit ihren Folgekrankheiten ist unbedingt die wichtigste Erkrankung der Zähne, sie ist der größte Zerstörer derselben, und in 99 Prozent beruht jeder Zahnschmerz auf einer solchen.

So lange auch die Karies der Zähne schon bekannt ist, so ist ihr Wesen doch erst in neuester Zeit durch Professor Millers Untersuchungen festgestellt. Derselbe trennt sie in die Entkalkung der Zähne und die Fäulnis der zurückbleibenden organischen Grundsubstanz. Erstere kommt zustande durch das Auftreten von Säuren, welche in der Mundhöhle durch Gährung von Kohlenhydraten (Traubenzucker, Fruchtzucker, Rohrzucker, Milchzucker, Stärke, Dextrin) gebildet werden; hauptsächlich ist der Milchsäure die Schuld beizumessen, welche bei der Gährung des Traubenzuckers entsteht ($C_6H_{12}O_6 = 2C_3H_6O_3$). Stärke und Rohrzucker sind zwar nicht direkt gährungsfähig, dennoch können sie ebenso verderblich auf die Zähne wirken wie der Traubenzucker, weil Stärke durch das Ptyalin des Speichels Rohrzucker durch das Invertin der Mundpilze in kurzer Zeit in gährungsfähige Zuckerarten umgewandelt und letztere dann durch die Mundpilze in Milchsäure mit kleinen Quantitäten von Nebenprodukten zerlegt werden.

Buttersäure und Essigsäure sind bei dem Entkalkungsprozeß der Zähne fast ganz ausgeschlossen, da die eigentliche Buttersäuregährung und Essigsäuregährung in der Mundhöhle nicht vorkommt, erstere deshalb nicht, weil der Buttersäurepilz, Clostydium butyreum, nur ohne Luft gedeiht, letztere nicht, weil das Optimum der Wirkung bei der Essigsäuregährung zwischen 20—30° C. liegt, also bei einer bedeutend niedrigeren Temperatur als sie in der Mundhöhle vorhanden ist.

Die Gährung der Kohlenhydrate resp. die Säurebildung findet übrigens nicht frei in der Mundhöhle statt, sondern in Vertiefungen, Fissuren, Zwischenräumen, Zahnhöhlen, überall da, wo durch mangelhafte Reinigung der Zähne Speisereste sitzen geblieben sind. Selbstverständlich wirkt die entstehende Säure an diesen Stellen auch am konzentriertesten und stärksten, und daher sind Fissuren und die Zwischenräume der Zähne auch in der Regel der Ausgangspunkt jeder Karies. Solche Ausgangspunkte der Zahnkaries werden von Miller als Karieszentra bezeichnet.

Nachdem das harte Zahngewebe einmal entkalkt ist, setzt die Auflösung des knorpelartigen Rückstandes ein, und diese Auflösung können die Mundpilze leicht bewirken, da viele von ihnen eine pepsinähnliche Fermentwirkung besitzen, den Knorpel also in leicht lösliches Eiweiß umwandeln.

Es entsteht nun eine Höhle, und wenn der Zahn sich selbst überlassen bleibt, schreitet die Zerstörung immer weiter fort, bis schließlich die in der Mitte des Zahns liegende Pulpa, fälschlich „Nerv“ bezeichnet, freigelegt wird oder nur noch von einer dünnen Schicht Zahnbein überdeckt ist. Während bis jetzt der ganze Prozeß schmerzlos verlief, fangen nun infolge der Insulte, welchen die nervenreiche Pulpa ausgesetzt ist, die Schmerzen an. Zuerst wird der Zahn gegen kalte Temperatur außerordentlich empfindlich, doch läßt der Schmerz sofort nach, sobald die Ursache entfernt ist. Kommt der Zahn jetzt noch nicht zur Behandlung, so hält in einem weitern Stadium die durch irgend einen Reiz veranlaßte schmerzhafte Empfindung längere Zeit an, erst einige Minuten, später bis zu 1—2 Stunden. In diesen Fällen kann man meistens den Schmerz beseitigen, wenn man die Höhle von den vorhandenen Speiseresten befreit, austrocknet und eine Einlage

mit einem lokalen Anästhetikum macht, etwa mit: Acid. carbol. 5, Ol. Caryoph. 5. Morph. muriat 0,5.

Nach kurzer Zeit treten schließlich heftige, anhaltende Schmerzen auf, welche erst nachlassen, wenn die Pulpa nach 2—4 Tagen abgestorben resp. mittels Arsenpasta abgetötet ist. (Arsenic. alb. 2, Morph. acet. 2, Creosoti q. s. ut. f. pasta.) Diese Pasta darf unter keinen Umständen von Laien angewandt werden.

Diese abgestorbene oder abgetötete Pulpa verfällt nun im Laufe der Zeit der Fäulnis und wird in eine stinkende, gasbildende Masse umgewandelt. Können die dabei entstehenden Gase frei entweichen, so entsteht kein weiterer Schaden als ein schlechter Geschmack im Munde und ein übelriechender Atem. Wird aber die Höhle irgendwie etwa durch klebrige Speisereste verstopft, so suchen die Gase durch das Foramen apicale der Wurzelspitze einen Ausgang, drängen dabei zuweilen Partikelchen der putriden Pulpenreste durch dasselbe, und infolge dieser Reize entsteht eine Entzündung des die Wurzel umgebenden Periosts (Wurzelhaut) entweder nur in der Umgebung der Spitze oder eine totale Pericementitis (Entzündung der Wurzelhaut). Der Zahn ist alsdann gegen Druck so sehr empfindlich, daß die leiseste Berührung mit der Zunge oder Wange genügt, um unerträgliche Schmerzen hervorzurufen. Dieselben verschwinden meistens sehr schnell, sobald man die Zahnhöhle von der verstopfenden Masse befreit, sodaß die Gase wieder freien Abzug haben. Überdies pflegt man gewöhnlich das Zahnfleisch über der affizierten Wurzel zu trocknen, es mit einer Tinktur aus gleichen Teilen Jod und Akonit zu bepinseln und mit einer scharfen Lanzette zu skarifizieren. In hartnäckigen Fällen legt man eine spanische Fliege oder ein Senfpflaster hinter das Ohr oder ein Capsicum resp. Senfpapier auf das Zahnfleisch selbst. Heiße Fußbäder, Abführmittel wirken besonders günstig und bei nervösen, aufgeregten Patienten Schlafmittel. Will man den Zahn nun füllen, so muß man vorher die Wurzelkanäle von jeder Spur fäulnisfähiger Substanz befreien, weil sonst von neuem Pericementitis und in der Folge leicht Abszeßbildung (Eiterbildung) eintreten würde.

In den meisten Fällen ist es möglich, eine Abszeßbildung, den normalen Ausgang einer Pericementitis zu verhindern; zuweilen bleiben aber alle Mittel ohne Erfolg, und der Patient ist gezwungen, den Zahn sich ausziehen zu lassen oder sich den Unannehmlichkeiten eines Zahngeschwürs (Zahnfleischfistel) zu unterziehen.

Die Dauer einer Pericementitis von ihrem Anfang bis zum Durchbruch des Eiters in die Mundhöhle beträgt 1—8 Tage. Will man den Prozeß beschleunigen, so wendet man warme Umschläge an, jedoch dürfen dieselben nicht, wie noch so oft verordnet, auf die äußere Wange appliziert werden, weil dadurch der Durchbruch nach der äußeren Haut herbeigeführt und eine entstellende Gesichtsfistel entstehen würde. Am besten wendet man in solchem Falle in Milch heißgemachte Rosinen oder Feigenstückchen an, welche man auf das Zahnfleisch über der Wurzelspitze legt und immer wieder erneuert, sobald sie abkühlen. Hat

sich Fluktuation eingestellt, so muß man das Geschwür mit einer spitzen Lanzette aufstechen. Die Heftigkeit, mit der die Erscheinungen auftreten, ist äußerst verschieden. Zuweilen sind die Schmerzen sehr unbedeutend, nicht viel mehr als ein Gefühl von Schwere und Spannung auf der einen Gesichtshälfte, in andern Fällen dagegen sind sie äußerst heftig, von starkem Fieber und Schüttelfrost begleitet; der Patient ist nicht im stande vom Bette aufzustehen, das Gesicht ist stark angeschwollen und entstellt.

Ist das Geschwür entleert, so verschwinden die übrigen Erscheinungen sehr schnell, und nach kurzer Zeit bemerkt man weiter nichts mehr als eine leichte Rötung über der kranken Wurzel. Von Zeit zu Zeit pflegen aber Recidive einzutreten, der Fistelgang öffnet sich dann wieder und läßt einige Tropfen Eiter austreten. Die Beschwerden sind dabei so gering, daß der Patient die Fistel zuweilen gar nicht wahrnimmt. Im anderen Falle gestaltet sich das akute Zahngeschwür in ein chronisches um, und durch den permanenten Fistelgang ergießt sich fast beständig etwas Eiter in die Mundhöhle. Ein derartiges chronisches Geschwür kann jahrelang bestehen, ohne irgend welche weitere Störung als eine circumscripte Destruktion des Knochens in der Umgebung der Wurzelspitze zu verursachen; doch sind Zahngeschwüre keineswegs immer als unschädlich zu betrachten: Entzündung der Kieferhöhle, Nekrose, hartnäckige Abszesse, die sich auf die äußere Haut entleeren, selbst Pyämie (Eitervergiftung) und Tod können die Folge sein.

Die Behandlung der Zahngeschwüre ist oft, besonders bei den einwurzligen Frontzähnen, verhältnismäßig einfach, wofern das Geschwür nicht schon zu lange besteht. Nachdem man die Pulpenkammer und den Wurzelkanal derartig freigelegt hat, daß man bequem in letzteren hineingelangen kann, entfernt man zuerst mittels feiner Nadeln, welche mit Widerhaken versehen sind, die putriden Reste des Kanals, bohrt, wenn es nötig erscheint, den Kanal bis zur Wurzelspitze weiter auf und versucht zuerst mit destilliertem Wasser von der Wurzel aus durch den ganzen Fistelgang durchzuspritzen. Ist dies gelungen, so verwendet man 3 prozentige Karbolsäure zum Durchspritzen, wiederholt diese Behandlung 4—5 mal, verschließt regelmäßig den Zugang zu dem Wurzelkanal, damit keine fäulnisfähigen Stoffe von neuem in denselben gelangen können, und in der großen Mehrzahl der Fälle wird man Erfolg haben; der Fistelgang wird sich für immer schließen, der Zahn kann gefüllt werden.

Als fernere seltenere Ursachen heftiger Zahnschmerzen müssen erwähnt werden: 1. Zahnsteinbildung, 2. Zementexostose an der Wurzel, 3. Dentikelbildung in der Pulpa, 4. Chronische suppurative Entzündung der Wurzelhaut (Pyorrhoea alveolaris).

Ablagerungen von Zahnstein am Zahnhalse verursachen zuweilen durch Druck auf das Zahnfleisch resp. auf die Wurzelhaut sehr beträchtliche Schmerzen, welche besonders in der Nacht auftreten. Mit der Entfernung des Zahnsteins hören auch die Schmerzen wieder auf. Man kann gleichzeitig das Zahnfleisch skarifizieren und mit Jod und Akonit pinseln.

Die Pulpensteine, Dentikel oder Odentikel bilden sich auf unbekannte Weise, besonders in Zähnen, die durch das Kauen sehr abgenutzt sind, üben im Laufe ihres Wachstums einen Druck auf die nervenreiche Pulpa aus und verursachen äußerst heftige, intermittierende neuralgische Schmerzen, welche die ganze eine Gesichtshälfte befallen können. Zu beseitigen sind letztere nur durch Extraktion des Zahnes oder durch Abtötung der Pulpa mit Arsen. Es ist außerordentlich schwierig, das Vorhandensein dieser Dentikel zu diagnostizieren, und meistens kann man nur darauf schließen, wenn absolut keine andere Ursache für vorhandene Zahnschmerzen zu finden ist.

In ähnlicher Weise kann die Cementexostose heftige neuralgische Schmerzen verursachen, welche jedoch kontinuierlich nicht intermittierend sind. Die Cementexostose ist eine knollige Verdickung des Wurzelzements und kann über die ganze Wurzel verbreitet sein oder nur an der Wurzelspitze sich finden. In den meisten Fällen ist die Diagnose auf Cementexostose ganz unmöglich; zwar sollen die Alveolarwand stark hervorgewölbt und die Juja alveolaria stark ausgeprägt sein, doch fehlt dieses diagnostische Moment ebenso oft, als es vorhanden sein kann, ohne daß Cementexostose vorliegt. Bleiben Skarifikation des Zahnfleisches und wiederholte Jodpinselungen ohne Erfolg, so muß der Zahn entfernt werden.

Die Pyorrhoea alveolaris ist eine ziemlich häufig auftretende Krankheit des Zahnperiosts, des Kieferfortsatzes und des Zahnfleisches. Letzteres findet man mehr oder weniger auffallend gerötet, geschwollen und von der Zahnwurzel zurückgezogen; bei Druck auf die Wurzel quillt Eiter aus der Alveole hervor. Meistens ohne große Schmerzen führt die Krankheit zu einer totalen Zerstörung der Wurzelhaut und der Alveole, wodurch die Zähne locker werden und herausfallen. Die Ursachen der Krankheit sind völlig unbekannt; neuerdings neigt man wieder zu der Ansicht, daß sie auf Einwanderung von Bakterien in das Zahnfleisch und Periost beruhe. Leute im höheren Alter werden besonders befallen, und die Affektion wird durch allgemeine Gesundheitsstörungen verschlimmert. Die Krankheit bleibt nicht auf den anfangs affizierten Zahn lokalisiert, sondern greift von da auf die nebenstehende Alveole über, sodaß im Laufe von zwei Jahren eine ganze Zahnreihe zerstört sein kann. Die Verordnung von Mundwässern ist zwecklos, die Behandlung besteht in einer gründlichen Reinigung der Zahnwurzel, Entfernung jeder Spur von Zahnstein eventuell mittelst aromatischer Schwefelsäure und aller kariösen Teile der Alveole mit nachträglicher Applikation von antiseptischen und adstringierenden Mitteln. Der Erfolg ist zum mindesten sehr zweifelhaft.

Alle anderen Erkrankungen treten, wie schon erwähnt, gegen die Karies der Zähne vollständig zurück; die prophylaktische Behandlung, die Pflege der Zähne, bezweckt daher auch vor allem die Verhinderung des Auftretens der Karies. Da letztere abhängig ist 1. von der Widerstandsfähigkeit des harten Zahngewebes und 2. von der zerstörenden Wirkung der in der Mundhöhle vorkommenden chemischen und parasitären Faktoren, so erstrebt eine rationelle Zahnpflege 1. die normale gute Entwickelung der Zähne und 2. die Beseitigung jener zerstörenden Faktoren. Dabei ist zu bemerken, daß die Pflege nicht erst bei den permanenten

Zähnen beginnen soll, sondern daß auch auf die Erhaltung der Milchzähne der größte Wert gelegt werden soll. Leider ist die Ansicht sehr verbreitet, daß die Pflege der Milchzähne unnötig wäre, weil dieselben doch später durch die permanenten Zähne ersetzt werden. Diese Ansicht ist aus zwei Gründen falsch, erstens weil Kinder mit bis zum 10. oder 12. Lebensjahre vernachlässigten Zähnen fast beständig von Zahnschmerzen, Zahngeschwüren u. s. w. gequält werden und nur mit Schwierigkeit feste Speisen genießen können, zweitens weil der Zustand des Milchgebisses einen sehr großen Einfluß auf die normale Entwickelung des permanenten hat. Man sieht nicht selten Kinder im 4.—6. Lebensjahre mit ganz verstümmelten Zähnen, die zum Kauen kaum mehr benutzt werden können. Daß ein solcher Zustand die allgemeine Gesundheit stark gefährdet, wird kaum bezweifelt werden. Im übrigen gleicht die Pflege der Milchzähne natürlich völlig derjenigen der bleibenden.

Die normale Entwickelung der Zähne sucht man durch dieselben Maßregeln zu bewirken, die zur Erhaltung der Gesundheit im allgemeinen angewendet werden, nämlich durch gute Luft, gesunde Nahrung ꝛc. Auch muß man stets dafür sorgen, daß die Kinder eine genügende Quantität fester Nahrung genießen. Der beim Kauen auf die Zähne ausgeübte Druck verursacht eine lebhaftere Blutzirkulation im Periost und in der Pulpa und giebt zugleich die Anregung zu vermehrter Deposition von Kalksalzen resp. zu vollkommener Kalkifikation des Zahngewebes. Kinder, welche mit weichen Speisen, Brühen ꝛc. großgezogen werden, pflegen meistens auch schlechte Zähne zu bekommen.

Was den zweiten Teil der Zahnpflege betrifft, so muß man sich hierbei zurückrufen, was über die Entstehung der Karies vorn gesagt ist. Dieselbe kam zustande vor allem durch die Entkalkung der Zähne durch Säuren, welche sich aus den Kohlenhydraten in der Mundhöhle durch Fermentwirkung gebildet hatten. Um der Säurebildung in der Mundhöhle vorzubeugen, kann man nun zwei Wege einschlagen; entweder entfernt man die gährungsfähige Substanz (die Speisereste) oder man versucht die Gährungserreger (Bakterien) selbst zu beseitigen; am besten aber nimmt man beides gleichzeitig vor. Die Entfernung der Speisereste geschieht mittelst Zahnbürste, Zahnstocher und Seidenfäden, welche letztern man mehrmals zwischen die Zähne hindurchzieht. Hauptsächlich muß diese Zahnreinigung am Abend vor dem Schlafengehen recht sorgfältig ausgeführt werden; denn des Nachts wirkt die Säure besonders stark, weil sie nicht wie am Tage durch Essen, Trinken und durch die Speichelsekretion fortgespült wird. Bei Kindern ist die Reinigung der Zähne immer etwas mangelhaft, und man muß daher diejenigen Dinge verbieten, welche sich an den Zähnen festsetzen; so ist das viele Naschen von Süßigkeiten zu untersagen. Besonders klebrige und schwer lösliche Sachen sind äußerst verderblich, da sie Stunden oder Tage lang in den Zwischenräumen der Zähne stecken bleiben können und mit großer Sicherheit mit der Zeit die Entkalkung und somit die Karies der Zähne verursachen. Auf Zahnpulver und Zahnseifen ist weniger Gewicht zu legen. Mit gutem Erfolg sucht man gleichzeitig die Säurebildung durch einen direkten Angriff auf die Gährungserreger herabzusetzen d. h.

durch das gründliche Ausspülen der Mundhöhle nach jeder Mahlzeit mit einem stark antiseptischen Mundwasser z. B. Acid. Thymic. 0,25, Acid. benzoic. 3,00, Tinct. Eucalypt. 15,00, Alcohol. absol. 100,00, Ol. Gaultheriae gtt. XXV (od. Ol. Menth pip. gtt. XX). M. D. S. 1 Thee- bis Kinderlöffel in einem halben Weinglas Wasser zum Mundausspülen.

Man spült die Mundhöhle nach jeder Mahlzeit besonders beim Schlafengehen damit aus und behält das Wasser dabei mindestens 1 Minute im Munde.

Die Zerstörung des Zahngewebes nach der Entkalkung ist eine einfache Auflösung der Grundsubstanz, welche durch die peptonisierende Wirkung der in das Zahnbein eindringenden Spaltpilze zustande kommt, und ist durch dasselbe soeben angeführte antiseptische Mittel zu bekämpfen.

Die bei Schwangeren, auch bei gewissen Krankheitsprozessen (Gicht, Rheumatismus, Gastro-Enteritis etc.) häufig beobachtete saure Reaktion des Speichels muß durch alkalische Mundausspülung korrigiert werden. Am besten nimmt man eine dünne Lösung (1:100) von Natr. bicarb. Auch bei Einnahme von Mineralsäuren, Eisenchlorid etc., ferner bei Fruchtkuren muß man stets auf die Zähne achten und für die Neutralisation der Mundhöhle Sorge tragen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Meteorologie.

Der Ursprung der atmosphärischen Elektrizität.

Die mächtigen Wirkungen der Luftelektrizität waren der Natur der Sache nach die am frühesten beobachteten der Elektrizität überhaupt. Sie drängten sich in einer Weise auf, die ein Übersehen von vornherein unmöglich machte, und an Erklärungsversuchen, die sie herausforderten, hat es denn auch zu keiner Zeit gefehlt. Seitdem freilich Zeus seinen Donnerkeil, Donar seinen Hammer zu schleudern aufgehört, fielen dieselben überaus dürftig aus, bis man gelernt hatte, die analogen Erscheinungen im Kleinen hervorzurufen und die Entstehung derselben genau zu beobachten. Man fand, daß es genüge, zwei verschiedene Körper an einander zu reiben, um immerhin ganz stattliche elektrische Funken, welche als der erste Leibniz an einer ihm von Otto von Guericke übersandten Schwefelkugel beim Reiben derselben an der Hand beobachtete, hervorzurufen, und indem man die Beobachtungen aus dem Laboratorium auf die Elektrizität der Luft und der Wolken übertrug, ergaben sich sofort drei mögliche Annahmen für ihren Ursprung. Entweder konnte sie durch Reibung des die Wolken bildenden Wasserdampfes bei seinem Entstehen an die Erdoberfläche oder an den in der Luft vorhandenen Körpern entstehen, wie Winkler 1746 aussprach, oder man konnte mit Franklin in der

Luftelektrizität eine Influenzwirkung der elektrischen Erde sehen, oder endlich nach Voltas Vorgang Sitz und Quelle derselben in den Wolken suchen.

Über diese drei, ihm von seinem Vorgänger überkommenen Annahmen zu entscheiden, hat unser Jahrhundert keine Mühe gescheut, und es dürfte von Interesse sein, zuzusehen, ob dies bis jetzt gelungen ist. Es standen dabei die beiden Wege des Experimentes und der Beobachtung offen, die auf ihnen erlangten Resultate müssen demnach, um jenen Zweck zu erreichen, neben einander gestellt werden, wobei es aber völlig ausreicht, hauptsächlich auf die zahlreichen Arbeiten einzugehen, die den letzten vier Jahren ihre Entstehung verdanken.

Forscher, wie Peltier, Mühry, Pellat, welche einfach eine der Erde innewohnende Elektrizität voraussetzten, oder wie Edlund, der den Magnetismus der Erde hier zu ihrer Erklärung benutzen wollte, haben zur Lösung der in Rede stehenden Frage nur wenig beigetragen, da sie nicht auf die Ursache dieser Elektrizität eingingen. Aber auch die Versuche Becquerels und Werner Siemens', dieselbe aus Elektrizität entwickelnden Vorgängen auf der Sonne herzuleiten, dürften trotz der wichtigen Gesichtspunkte, welche namentlich Siemens' Arbeit eröffnet, für uns von geringerer Bedeutung sein, weil sie einmal fordern würden, daß alle Wolken von gewisser Ausdehnung Gewitter wären und sodann den durch die meteorologischen Beobachtungen völlig außer Zweifel gesetzten Zusammenhang der luftelektrischen Erscheinungen mit den Vorgängen in der Atmosphäre, namentlich ihre enge Beziehung zu den barometrischen Depressionen unerklärt lassen müssen.

So bleiben nur die Annahmen, welche die Ursache der Luftelektrizität in die Reibung des Wasserdampfes an anderen Körpern, in die Entstehung desselben aus Wasser oder in die Kondensation desselben setzen. Um über sie zu entscheiden, hat man namentlich geglaubt, das Experiment befragen zu müssen und Arbeiten, die nicht von einem solchen zu berichten hatten, als weniger berechtigt angesehen. So sicher es nun aber auch ist, daß einem unzweifelhaften Versuchsresultat eine unter allen Umständen ausschlaggebende Bedeutung zukommt, so geringwertig sind Versuche, aus welchen die widersprechendsten Folgerungen hergeleitet werden können. So verhält es sich aber mit den Versuchen, die zur Ermittelung der Quelle der Luftelektrizität angestellt worden sind, namentlich auch deshalb, weil diese Versuche eine Fülle von Vorsichtsmaßregeln zur Vermeidung von Einflüssen erfordern, deren Größe die zu beobachtenden Größen meistens weit übertrifft. Dies findet z. B. darin seinen Ausdruck, daß Palmieri und Hoppe aus ihren Versuchen das Resultat herleiten, daß bei dem Niederschlag von Wasserdampf Elektrizität entsteht, während Kalischer auf ganz ähnlichem Wege zu dem entgegengesetzten kommt. Nun hat zwar Palmieri gezeigt, daß der Apparat des letztgenannten Forschers nicht einwurfsfrei war, er auch versäumt hatte, einen Kondensator zum Ansammeln und Verstärken der nur langsam auftretenden und sehr schwachen Ladungen zu verwenden, und so dürfte das von dem italienischen Forscher erhaltene Resultat vertrauenerweckender sein. Gleichwohl leitet er aus demselben ab, daß die Quelle der Luftelektrizität der Niederschlag des Wasserdampfes sei, während Hoppe aus seinen Versuchen folgert, daß sie in der Reibung des Wasserdampfes

an anderen Körpern gesucht werden müsse. Noch bedenklicher steht es mit den Resultaten, welche Spring und Sohnke aus Versuchen folgern zu müssen glaubten, in denen sich Wasser an festen Körpern, insbesondere Eis reibt. Obwohl es viele Gewitter giebt, bei denen von Hagelbildung gar nicht die Rede sein kann, obwohl Palmieri und Brioschi nachgewiesen haben, daß die Luftelektrizität in größeren Höhen, wo das Eis doch zu suchen ist, schwächer ist als in der Nähe der Meeresküste, obwohl die Versuche Sohnkes, bei welchen er Wasser an Eis reiben ließ, das Eis stets positiv, das Wasser negativ elektrisch ergaben, während es doch umgekehrt hätte sein müssen, wenn dieser Vorgang die Entstehung der Luftelektrizität in ungezwungener Weise erklären sollte, so sehen beide doch in dieser Reibung die Quelle jener Ladungen. Bemerken wir endlich noch, daß ein von Suchsland angestellter Versuch eine andere Form der Voltaschen Säule aber ganz und gar keine Aufklärung über den Ursprung der Elektrizität der Luft giebt, in der analoge Verhältnisse gar nicht vorhanden sind, so dürfte der Schluß gerechtfertigt sein, daß die bisher zur Aufdeckung der uns beschäftigenden Frage angestellten Versuche trotz des Gewichts, das ihre Urheber auf sie legten, dieselbe nur sehr wenig gefördert haben.[1])

Ein anderes Resultat ließ sich auch kaum von ihnen erwarten. Die in der Luft vorhandenen Verhältnisse sind ja so ganz andere wie die, welche wir in unseren Laboratorien herstellen können, namentlich gestatten diese nie den völligen Ausschluß fester Körper mit den an ihnen hervorgerufenen Reibungen. Die geringen Erfolge der Experimente weisen uns somit nur um so entschiedener auf den Weg der Beobachtung, die ja zur Kritik des Wertes der Versuchsresultate für unser Problem schon fortwährend von uns herangezogen wurde. Aber auch Beobachtungen können nur Aufklärung geben, wenn sie in großer Anzahl angestellt werden, und so dürfte das größte Gewicht den von Palmieri im Observatorium des Vesuvs angestellten zukommen, weil sie von 1850 an bis jetzt, also während eines Zeitraumes von 37 Jahren, in ununterbrochener Weise fortgeführt worden sind.

Palmieri hat die Luftelektrizität ebenso wie die Elektrizität der Wolken stets positiv gefunden, abweichende Resultate konnte er aus Influenzwirkungen benachbarter positiver Wolken erklären. Er sieht die Quelle dieser Elektrizität in der Kondensation des in der Luft enthaltenen Wasserdampfes, die demselben solche positiven Zeichens mitteilt. Aber er glaubt auch, daß beim Verdampfen des Wassers Elektrizität entstehe und zwar negative, wie sich der Leser aus einer von ihm im Novemberheft des Jahrgangs 1885 dieser Revue mitgeteilten Notiz erinnern wird. Obwohl diese Annahme zu keinen theoretischen Bedenken Anlaß geben würde, namentlich wenn man die monistische Ansicht Franklins und Edlunds über das Wesen der Elektrizitäten annimmt, so dürfte aus dem von ihm dort beschriebenen Versuche dieser Schluß nicht zu ziehen sein. Der aus einem Stück baumwollenen Zeug aufsteigende Wasserdampf könnte dasselbe durch Reibung negativ gemacht haben, ebenso wie dies Hoppe von einem zum Teil in das verdampfende Wasser eingetauchten Badeschwamm wohl mit Recht annimmt. Die Entstehung positiver Elektrizität aber bei Kondensation des Wasserdampfes hat

[1]) Mit Sohnke stimmt Luvini Suchsland mit Tait überein.

Palmieri, wie wir sahen, experimentell nachgewiesen; da dabei auch stets Wärme frei wird, so wäre das gleichzeitige Auftreten von Elektrizität ohne weiteres begreiflich, wenn nicht bei allen uns sonst bekannten, Elektrizität hervorrufenden Vorgängen ebensoviel positive wie negative Elektrizität entstände, deren Trennung die Ladung der Körper bedingt. So lange demnach das Wesen der Elektrizität noch so völlig unaufgeklärt ist, werden wir nicht berechtigt sein, die eine dieser beiden Elektrizitäten zu vernachlässigen, und daraus erwächst der Palmierischen Erklärungsweise eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit. Auf der andern Seite aber würde es aus demselben Grunde nicht vorsichtig sein, wie dies Hoppe und Jordan thun, Reibungsvorgänge als die einzige Quelle der atmosphärischen Elektrizität anzunehmen, und so scheint mir diese Frage noch auf demselben Standpunkte zu stehen, den eine von mir verfaßte, die Entstehung der Gewitterelektrizität behandelnde Arbeit im Juliheft des fünften Bandes der elektrotechnischen Zeitschrift einnimmt, und die Behauptung gerechtfertigt, daß die Akten über die Frage, ob diese Elektrizität dem Niederschlag des Wasserdampfes oder der dabei entstehenden Reibung oder der Reibung der fallenden Wassertropfen an der Luft oder mehrere dieser Ursachen zugleich ihre Entstehung verdankt, durchaus noch nicht abgeschlossen sind. Daß die Reibung von Staub oder Asche an der Luft Elektrizität von solcher Stärke hervorrufen kann, daß auch sie zu mächtigen Blitzen Veranlassung giebt, beweisen, worauf ich in jener Arbeit auch hinwies,[1]) die Gewitter, welche bei vulkanischen Ausbrüchen entstehen. Der Zweck aber jener Arbeit war hauptsächlich der, die Möglichkeit der Scheidung der Elektrizitäten bei Gewittern in die positive der Wassertropfen und die negative, welche der das Gewitter verursachende aufsteigende Luftstrom mitnimmt, darzulegen, und so den Verbleib der negativen Elektrizität nachzuweisen, von der die meisten früheren Gewittertheorien gar nicht redeten. Was aber von der Gewitterelektrizität gilt, gilt auch für die Luftelektrizität überhaupt, auch sie ist an den Niederschlag des Wassers gebunden, der durch aufsteigende, in solchen Fällen aber auch wohl durch absteigende Luftströme, deren Möglichkeit Werner Siemens erwiesen hat, verursacht werden kann. Wenn dabei die Reibung des Wasserdampfes an der Erdoberfläche einen kleinen Teil der Elektrizität hervorrufen kann, so scheint es mir doch, als ob sich Hoppe durch seine Versuche habe hinreißen lassen, dieser Elektrizitätsquelle eine zu große Wichtigkeit beizumessen. Käme ihr dieselbe zu, so müßte an den Stellen, wo starke Verdampfung stattfindet, auch stets sehr starke Luftelektrizität beobachtet werden, was keineswegs der Fall ist, und da diese Verdampfung mit Reibung im Vergleich zu der Verdampfung überhaupt doch nur sehr gering ist, so könnte durch sie weder die Menge, noch die gleichmäßige Verteilung der Luftelektrizität, wie sie die Beobachtungen ergeben haben, erklärt werden.

Ist somit eine definitive Entscheidung über die Quelle der Luftelektrizität noch nicht möglich, so dürfte zu ihrer Förderung vor allen Dingen eine sehr sorgfältige Berücksichtigung aller darüber vorhandenen Arbeiten von größter Wichtigkeit sein, da wohl in allen Beobachtungs- und Versuchsresultate, wenn auch vielfach ein-

[1]) Was Jordan übersehen zu haben scheint.

seitig gedeutet, niedergelegt sind. Der Erfüllung dieser gewiß nicht unbilligen Forderung scheint freilich zunächst der Umstand entgegen gestanden zu haben, daß dann eine Anzahl der späteren Arbeiten, wenigstens in ihrem dermaligen Umfang nicht möglich gewesen wäre, und so setzte sich z. B. Hoppe über die meinige, die mehrere Monate früher erschien als der Vortrag, in dem er seine Ansichten mitteilte, anfangs damit hinweg, daß er seine Freude darüber äußert, daß auch ich in Reibungsvorgängen die Ursache der Gewitterelektrizität sehe, später aber sieht er die größere Berechtigung der seinen in den von ihm gemachten Versuchen. Jordan dagegen führt wohl meine Ansichten an, bekämpft dann die Annahme der Elektrizitätserregung durch Kondensation und leitet nun, als eigne Ansicht, aus der Reibung des Wassers an der Luft, namentlich an der eines aufsteigenden Luftstromes, die Luftelektrizität her. Andere werden zu einseitigem Vorgehen bei Berücksichtigung vorhandener Arbeiten durch Übereinstimmung mit eigenen Ansichten auf meteorologischem Gebiet gebracht. So kennt Faye nur die Theorie von Andries, obwohl dieselbe den eigentlichen Ursprung der Luftelektrizität im Dunklen läßt, van Bebber nur die Sohnkesche u. s. w., und was werden die Franzosen dazu gesagt haben, daß der Referent für einschlägige deutsche Arbeiten von „La Lumière électrique“ die meinige nicht kannte, obwohl in derselben Zeitschrift nur kurze Zeit vor dem Erscheinen seines die neuen Arbeiten über atmosphärische Elektrizität in Deutschland behandelnden Berichts eine sehr ausführliche Reproduktion meiner Arbeit war.

Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß Palmieris ununterbrochen fortgesetzte langjährige Untersuchungen und Beobachtungen über die Quelle der Luftelektrizität erst Beachtung fanden, als die wichtigste seiner vielen in den Schriften der Königlichen Gesellschaft der mathematischen und physikalischen Wissenschaften in Neapel, allerdings in italienischer Sprache, veröffentlichten Abhandlungen ins Deutsche und Französische übersetzt worden war. Daß seine Beobachtungen und Versuche weitaus die wichtigsten sind, die wir über die atmosphärische Elektrizität besitzen, wird man anerkennen müssen, auch wenn man mit allen daraus gezogenen Folgerungen nicht einverstanden ist, und so wird man die Empfindungen des greisen Forschers verstehen, der eine Mitteilung an die genannte Gesellschaft vom 5. Febr. d. J. mit den Worten schließt: „Nach alledem (seinen Arbeiten) setzt eine berühmte Akademie einen Preis dem Entdecker des Ursprunges der atmosphärischen Elektrizität aus, und ein berühmter schwedischer Physiker, obwohl derselbe in seiner Abhandlung, ohne eigne Versuche anzuführen, erklärt, daß der besonders rasche Übergang des Dampfes in Wasser, Elektrizität hervorruft, erhält den Preis. Ich hatte mich nicht beworben, erlaube mir jedoch zu fragen, ob man in der That den angeführten Satz, der bereits seit einem Vierteljahrhundert veröffentlicht ist, für richtig hält.“ Die Akademie war die Pariser, der schwedische Physiker Edlund. Soweit mir bekannt, hat derselbe allerdings nicht den vollen Preis bekommen. Über Palmieris Ansprüche auf denselben wird sich der Leser selbst ein Urteil bilden können.

Kassel. E. Gerland.

Litteraturgeschichte.

Vier Briefe Varnhagens an Heinrich Viehoff über Goethe. Mitgeteilt von Viktor Kiy.

I.

Ein aufmerksamer und dankbarer Leser widmet dem sorgsamen Autor des verdienstvollen Werkes „Goethes Gedichte erläutert“ [1]) folgende kleine, vielleicht nicht unwillkommene Bemerkungen.

Die Vermutung, daß das Leipziger Liederbuch schon vom Jahre 1768 sei, hat vollkommen Grund. Der Abdruck, den ich besitze, ist zwar auch, gleich dem von Tieck benutzten, mit der Jahreszahl 1770 bezeichnet, aber einen früheren vom Jahre 1768 habe ich mit eigenen Augen gesehen, wenn ich nicht irre, im Besitze des Herrn Präsidenten von Mensebach hierselbst. Beide sind übrigens nur durch die Jahreszahl verschieden; es scheint, daß nur ein neues Titelblatt gedruckt worden. Der Abdruck von 1770 ist übrigens noch heute von Leipzig auf gewöhnliche Buchhändlerbestellung zu haben.

Ebenso kann ich die Annahme, das „Bundeslied“ sei zu Ewalds Hochzeit gedichtet, mit Zuverlässigkeit bestätigen. Der Kirchenrat Ewald, den ich während meines Aufenthalts in Karlsruhe (1816—1819) genau gekannt, hat mir ausdrücklich gesagt, das Lied sei auf seine Hochzeit in Frankfurt am Main gedichtet und bei derselben gesungen worden. Er trug mir dasselbe auch in den alten Lesarten vor, die ihm lieber waren als die späteren. Ewald liebte auch, „Lilis Park“ vorzulesen, wobei er die launige Art, in welcher Goethe das Gedicht vorzulesen pflegte, getreu wiederzugeben behauptete. Bei Lilis Park muß ich noch erwähnen, daß der Einfall, eine Schar Anbeter als Menagerie vorzustellen, nicht Goethen oder Lili'n angehört, sondern der berühmten Frau von Tencin. Es ist merkwürdig, wie frei Goethe sich fremdes aneignete, und wie entschieden er es wirklich zu seinem Eigentum machte, so daß aus der Nachweisung des Anlasses oder der Quelle, woher ihm ein Bild oder eine Wendung gekommen, gar kein Tadel für ihn entstehen kann. Daß die Nacht die Hälfte des Lebens sei, welches Goethe mit Vorliebe dreimal wiederholt (in „Scherz, List und Rache, in Philinens Lied, und in Herrmann und Dorothea“) steht bei J. J. Rousseau, in der Neuen Heloise, Teil 6, B. 2. Daß ein glücklicher Augenblick mehr wert sei als tausend Jahre Ruhmes (in der 10. Röm. Elegie), schreibt Friedrich der Große an Voltaire am 9. Oktober 1757. Das Stärkste vielleicht in dieser Art habe ich im zweiten Teile des Faust entdeckt, hier verwünscht im zweiten Akt Mephistopheles die Weiber, welche nichts taugen und doch verführen, und die echt Goethesche Prachtstelle ist eigentlich eine — ich darf nicht sagen Nachbildung, vielmehr eine deutsche Wiederschaffung dessen, was Molière in der Ecole des femmes (V. A.) sagt:

[1]) Von Heinrich Viehoff. 3 Tle. Düsseldorf 1846—53. V. K.

Tout le monde connait leur imperfection:
Ce n'est qu'extravagance et qu'indiscrétion;
Leur esprit est méchant et leur âme fragile;
Il n'est rien de plus faible et de plus imbécile,
Rien de plus infidèle, et, malgré tout cela,
Dans le monde on fait tout pour ces animaux-là."

Die Verse auf den Kuchenbäcker Handel habe ich zuerst handschriftlich bei dem Stadtschreiber Avenarius in Hameln gesehen, der mit Goethe zugleich in Leipzig Student war; abgedruckt aber stehen sie zuerst an einem Orte, wo man sie nicht suchen sollte, in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie, Berlin 1801. Bd. III, S. 38 mitgeteilt von Ernst Adolf Eschke.

Im Almanach der deutschen Musen, Leipzig 1776, hat das Gedicht „Glück" (Du hast uns oft im Traum gesehen) noch die zweite Überschrift „An Annetten" und ist mit W. unterzeichnet. Die zweite Strophe ist sehr abweichend.

In demselben Almanach stehen Verse von Goethe an Schlosser.

In der Göttinger Blumenlese 1774 steht das Gedicht „Der Wanderer" mit T. H. unterzeichnet.

In derselben für 1775 sind „Ein Gleichnis" (Über die Wiese, den Bach hinab) und „Der unverschämte Gast" (Da hatt' ich einen Kerl zu Gast) mit H. D. bezeichnet.

„Künstlers Abendlied" steht ohne Namen in Lavaters Physiognomik.

Bemerkenswert dürfte auch sein, daß „Brief an Lottchen", „Jägers Nachtlied", Bundeslied", „Eis-Lebens-Lied" und „An Kenner und Liebhaber" in Wielands Merkur 1776, Bd. XIII. und „Christel" und „Hans Sachs" ebenda Bd. XIV abgedruckt sind.

Das kleine Stück „Auf Mlle. N. N.

Ihr Herz ist gleich
Dem Himmelreich,
Weil die geladenen Gäste
Nicht kamen,
Ruft sie zum Feste
Krüppel und Lahmen."

ist zuverlässig vom Jahre 1772.

Schließlich möge noch erwähnt sein, daß Behrisch seinen Namen mit H. schrieb; ein schön geschriebener, großer Brief von ihm in meiner Handschriftensammlung hat seine deutliche Unterschrift.

Berlin, den 12. August 1846. Varnhagen von Ense.

II.

Ew. freundliches Schreiben vom 1. Oktober gewährt mir die erwünschte Überzeugung, daß Sie meine frühere Ansprache gütig und ganz in dem Sinne aufgenommen, in welchem sie gemeint gewesen; ich muß hierüber vor allem die dankbarste Befriedigung ausdrücken!

Ihren näheren Mitteilungen über Grund und Bedeutung der trefflichen Arbeiten, welche Sie unseren vaterländischen Dichtern widmen, kann ich nur durch

die vollste Zustimmung antworten; ich finde gleich Ihnen, daß die Anwendung eines Verfahrens, welches bisher nur den alten Griechen und Römern gegönnt wurde, auf die Schriftsteller der neueren Zeit, mit den Würden und Ehren der Philologie vollkommen bestehen kann, und weit entfernt, sie zu gefährden, vielmehr neue Gewinne ihr bringt, auf der andern Seite aber für die deutsche Litteratur ein dringendes Erfordernis und von augenscheinlichem Nutzen ist. Die sorgsame Pflege der Alten und die der Neueren brauchen einander keineswegs auszuschließen; es soll für jene darum nicht weniger gethan werden, weil auch für diese das Nötige geschieht. Auch war es der Tüchtigste und Genialste unserer Philologen, der in den tiefsten Schächten altertümlicher Forschungen freundlich auf die deutschen Dichter der Gegenwart blickte, Friedrich August Wolf, schon in den Prolegomenen, und nachher vielfältig in Vorlesungen, im Gespräch. Freilich würde ich stutzen, wenn dieselbe Arbeit, die hier geleistet werden soll, dort entzogen werden müßte; aber ich halte diese Voraussetzung für unstatthaft: auf weit hinaus wenigstens! Sollte gleichwohl eine — nach meinem Dafürhalten durchaus nicht nahe — Zukunft die deutsche Ausbildung so kräftig und so einseitig auf den eigenen engen Boden zusammenziehen, daß darüber die Schätze des Altertums verabsäumt würden, so müßten wohl die Zeitgenossen dem Drange solcher Gewalt sich fügen und zusehen, ob der Ersatz den Verlust irgendwie vergüte; aber ich bekenne, daß ich an der dann neuen Nation nicht mehr in dem Maße Teil haben könnte als an der jetzt lebenden, in aller Verkümmerung frischen, edlen, thätigen, die mit dem Volkstümlichen alles Menschliche noch umfaßt und hält. Ich hoffe, wir werden viel gewinnen, aber so wenig als möglich aufgeben.

Anmerkungen zu Gedichten haben schon vielen Spott erleiden müssen; das Schlegel'sche Athenäum nannte sie anatomische Vorlesungen über einen Braten, ein Scherz, der wohl zunächst gegen Voß und Klopstock gerichtet war, aber wenig verfängt. Denn wie alles Lebendige bedarf auch das Gedicht, so wie es der Vergangenheit zufällt, einer Vermittelung mit dem Nachfolgenden, einer Erhaltung des Verständnisses. Das Gestern ist heute schon verdüstert, das Heute wird es morgen sein, die Lebensbeziehungen weichen und verwandeln sich, werden vergessen, alles in unserer Zeit schneller als in jeder früheren. Ich weiß sehr wohl, daß es in diesem Wandelnden auch ein Dauerndes giebt, welches ohne alle Vermittelung und Erklärung durch sich selbst fortwirkt, über Zeiten und Räume hinaus; ich habe so die Bibel, den Vergil und Horaz als Knabe mit Entzücken gelesen, und zuerst auch Goethen und Schillern so, unbekümmert um große und kleine Anstöße, gleichsam über Stock und Stein, und gewiß waren Genuß und Ertrag dabei nicht gering. Aber es ist unmöglich hierbei stehen zu bleiben: Gemüt und Geist fordern, nach solcher stürmischen Besitzergreifung eines Ganzen, auch die stille, feste Aneignung des Einzelnen. Jedes Undeutliche, Unsichere, Rätselhafte wird uns dann peinlich, wir wollen es aufhellen, bestimmen, lösen, — und daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist gesorgt. Aus der Natur der Sache rechtfertigen sich daher Kommentare, Noten, Einleitungen, der ganze philologische Apparat. Auch hat deren das Altertum selbst schon genug

geliefert. Über die Sache selbst, dünkt mich, läßt sich gar nicht streiten, nur über das Maß und die Art ihrer Ausübung. Da leuchtet denn sogleich ein, daß ein Ausleger, der seinem Autor noch nahe steht, für die Folgezeit unschätzbare Vorzüge hat; diese wird dankbar auch das anerkennen, was manchen Jetztlebenden, eben weil sie dies sind, überflüssig dünkt. —

Ich habe die Zuversicht, daß solcherlei Betrachtungen in der Leserwelt mehr und mehr Eingang finden, und auch Ihren verdienstlichen Bemühungen zu gute kommen werden; die Lärmstimmen vielseitiger Parteileute verhallen schnell. Fahren Sie nur gutes Mutes auf dem begonnenen Wege mit Ihren ersprießlichen Arbeiten fort; die guten Früchte werden nicht ausbleiben! — Für Ihre gütige Aufforderung, zu Ihrer Zeitschrift einen oder den anderen Beitrag zu liefern, bin ich Ihnen herzlich dankbar. Ich zweifle jedoch, daß ich so leicht dazu gelangen werde, neben meinen schon festen mannigfachen Aufgaben noch andere vorzunehmen, die mir weniger nahe liegen. An gutem Willen fehlt es nicht, aber das Niederschreiben fordert Zeit und Augen, mehr als ich deren habe. Könnte ich diktieren, so ließe sich noch vieles thun, aber leider habe ich darin keine Übung und nie die Gelegenheit dazu gehabt! „Ein paar Blättchen Goethischer Anmerke bin ich so frei hier beizulegen, wie sie sich gerade fanden; der Wissende verzeiht leicht, daß ihm auch das Unnötige noch dargeboten wird, und so manches übersehene Geringe ist denn doch willkommen! —

Das Buch, wegen dessen Sie Auskunft wünschen, heißt: Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen, oder Andreas von Löwis. Von K. L. Blum." (Staatsrat von Blum in Dorpart) Berlin, Dunkler und Humblot 1846. kl. 8. Daselbst heißt es Seite 29 von einem Prediger in Rujen, Gustav von Bergmann: „Er war in seiner Jugend als Fechter berühmt gewesen und hatte schon auf dem weimar'schen Gymnasium als Vorfechter dem Maler, der damals eine Fechtschule herausgab, zum Modell gedient. In einem und demselben Jahre mit Goethe geboren, traf er mit diesem auf der Universität in Leipzig zusammen und zeichnete ihm als Fuchs sogleich den Arm." — S. 41 wird aus der Zeit, da Löwis in Jena studierte — 1803 — noch beigebracht, daß er sich einer besonders lebhaften Gruppe, die sich bei Gelegenheit eines Festmahls nach Tisch um Goethe her gebildet, mit vieler Freude erinnert habe; „Goethe setzte lebhaft dem nachdenkenden Schiller interessante Dinge auseinander, indem Vater Wielands heiterster Humor dazwischen sprudelte." Über Goethe kommt in dem übrigens sehr schätzbaren Büchlein, so viel ich weiß, nichts weiter vor. —

Wenn mir in meinen Aufzeichnungen, deren gar mancherlei sind, noch einiges über Göethe begegnet, das der Mitteilung für Sie wert erscheint, so werde ich nicht verfehlen, Ihnen solches diensteifrig anzubieten! — . . .

Empfangen Sie . . . .

Berlin den 14. Okt. 1846. Varnhagen von Ense.

III.

Ihre schönen Geschenke nebst dem gütigen Schreiben vom 12. d. habe ich dieser Tage die Freude gehabt zu empfangen. Der zweite Teil Ihres Kommentars

war mir neu und wandert sogleich zum Buchbinder, damit ich ihn mit Behagen genießen könne. Den ersten Band von Goethes Leben durft' ich nun so wärmer aufnehmen, als ich mit ihm schon bekannt war und ich mich der sorgsamen, reichhaltigen Arbeit schon innig erfreut hatte. Sie haben bei ihr ein Verdienst, das mir ein gar seltenes deucht, und meines Erachtens am schönsten Ihren Beruf bezeugt, das ist nämlich dieses, daß Sie in eine philosophisch-kritische Darstellung, die ihrer Natur nach so vieles einzelne zusammentragen, prüfen, vergleichen muß, bei willigem Verzichtleisten auf jeden Wetteifer mit Goethes eigenen Schilderungen, dennoch eine gemeinsame Tonart, einen durchgehenden Strom verbindender Wärme und Teilnahme gebracht haben, so daß der Leser einen durchaus wohlthuenden Eindruck davon empfängt. Sie haben selbst mit Liebe gearbeitet, das fühlt sich durch und erfreut! Mögen Sie das Werk im gleichen Sinne glücklich fortführen und vollenden! —

Sehr zu danken habe ich Ihnen für die schätzbaren Autographen, die mir alle willkommen sind. Die drei merkwürdigen Blätter an Schiller[1]) noch nicht in meine Sammlungen einreihen zu dürfen, ist mir leid, allein ich hoffe die Erlaubnis noch zu empfangen. Bei mir sind dergleichen Blätter wirklich gut aufgehoben, weil dafür gesorgt ist, daß das Ganze einst in künftiger Zeit als ein litterarisches Vermächtnis der unseren in vielfacher Weise gebraucht werden könne. —

Das Frühjahr ist mir bis jetzt nur ein wenig erfreuendes gewesen. Ich habe längere Zeit an Rheuma darnieder gelegen und bin auch jetzt noch nicht frei davon. Alle Arbeiten mußten stocken; ich finde weder Zeit noch Lust, vor meiner Brunnenreise noch etwas Bedeutendes vorzunehmen, und so geh' ich mit einer Art von Mißmut in den Sommer hinein. Dazu kommt manches Verstimmende, das in manchen Zeitabschnitt sich wie mit Absicht zusammendrängt, und ich rechne dazu sogar den vereinigten Landtag, den ich am liebsten völlig unbeachtet ließe, wenn das für einen hier Lebenden, und ich kann hinzufügen für mich möglich wäre! Aller gute Wille und alle Talente richten nichts aus, wo der Zuschnitt vom Anfange her so übel geraten ist. —

Wahrscheinlich in den ersten Tagen des Juli werd' ich nach Hamburg reisen. Geht es mir gut, so verknüpft sich damit leicht noch ein Ausflug rheinauf oder rheinab, und ich denke mit Vergnügen so mancher Hoffnung, die mir in beiderlei Richtung zu hegen verstattet ist. —

Leben Sie wohl .... Ihr

Berlin, den 26. Mai 1847. Varnhagen von Ense.

Ein Freund von mir in London, Herr Lewes, arbeitet auch an einer Biographie Goethes. Ich habe ihm sogleich geschrieben, sich auf die Ihrige zu stützen,[2]) und auch die drei Bände Briefe Goethes an Frau von Stein abzuwarten, die jetzt in Weimar gedruckt werden. Aus diesen letzteren werden Sie nicht minder vieles für die weimarische Zeit zu benützen finden. — Es lebe

[1]) Gemeint sind wahrscheinlich drei Briefe von Schillers Vaters an den Dichter. B. K.

[2]) Hieraus ergiebt sich klar das Verhältnis der Abhängigkeit, in welchem die viel gerühmte Goethebiographie von Lewes zu der Viehoff'schen steht. B. K.

Goethe für und für! ruf' ich jedesmal, wenn ein neuer Anlaß mich aufs neue zu ihm leitet. Ich rief es auch heute, nachdem ich in Ihrem Buche gelesen, was ich eigentlich schon kannte, und doch neu anschaute! —

IV.

Gestern erhielt ich Ihren werten Brief vom 29. Januar nebst dem willkommenen schönen Buche, dem zweiten Teil Ihrer Biographie von Goethe, für das ich Ihnen aufs neue den wärmsten Dank sage! Ich fing sogleich an zu lesen, erst nach zufälligem Aufschlagen, dann ordentlich von Anfang, und ich hatte mich immer des erwünschtesten Eindrucks zu freuen, fühlte mich ganz herausgehoben aus der trüben Stimmung, in welche das trübe Wetter und von ihm verursachtes Unwohlsein mich geworfen hatte. Die ursprüngliche Schönheit und Heiterkeit Goetheschen Daseins — daß er selbst oft düster und schwermütig war, ist kein Widerspruch — strahlt durch Ihren Vortrag rein herdurch, und es ist ein großes Verdienst, daß der letztere die verschiedenartigsten Bausteine, die sich darboten, in ihrer Eigenheit aufzunehmen, und da sie doch keineswegs ausreichten, mit so passenden Füllstücken zu ergänzen gewußt, um eine wohlgefügte, in sich gleichartige Wand aufzuführen. Die Art Ihrer Abfassung, und besonders daß Sie, wiefern es möglich, mit Goethes eigenen Worten sprechen, kann niemand bereitwilliger anerkennen als ich, der ich aus Erfahrung weiß, daß dies oft eine starke Selbstverleugnung ist, und nichts leichter wäre, als eine Variation des Vorgefundenen.

Vor kurzem schrieb mir ein Freund, ein Leben Goethes dürfe vor Ablauf eines halben Jahrhunderts kaum zu schreiben sein. Ihr Buch erweist das Gegenteil, und nicht nur die Zulässigkeit, sondern auch die Notwendigkeit. Denn ohne solches Unternehmen kommen eine Menge von Schwierigkeiten und Zweifeln, die heute noch gelöst werden können, gar nicht zur Sprache, sondern werden erst in einer Zeit rege, die keine lebende Überlieferung mehr zur Hilfe hat. Freilich wird in der Folge noch vieles zu benutzen sein, was jetzt unveröffentlicht ruht; aber wenn die heutige Arbeit richtig aufgefaßt und treu geführt wird, so wirft das Künftige sie nicht um, sondern schließt sich ihr versöhnlich an.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Frau von Stein war schon im Herbste im Druck; ich weiß nicht, welcherlei Bedenken eingetreten sind, vielleicht nur kaufmännische. Ebenso lassen die Briefe Goethes an Lotte Buff noch immer auf sich warten. Und der Briefwechsel Goethes mit dem Grafen Reinhard sollte auch schon da sein. —

In betreff des Verhältnisses zu Corona Schröter kann ich mit Gewißheit sagen, daß Goethes Bewunderung und Anbetung, wenn auch leidenschaftlich, doch in strengen Grenzen gehalten blieb. Corona galt für marmorkalt, und auch der Herzog sah seine Bewunderung fruchtlos bleiben. Ihre Herzenswärme hatte sie dem Herrn von Einsiedel zugewendet, mit dem sie in demselben Hause wohnte, doch in verschiedenen Stockwerken, mit sorgfältiger Beachtung aller äußeren Schicklichkeit. Doch wußte man von der Verbindung, und man glaubte, sie seien heimlich verheiratet gewesen.

Was ich sonst noch über Coronas Erscheinung in Weimar weiß, dürfte jetzt kaum öffentlich zu sagen sein, wenigstens wüßt' ich noch nicht den rechten Ausdruck dafür zu finden.

Bei Frau von Stein war auch das Verhältnis leidenschaftlich genug, — ich fürchte, man wird bei den Briefen es möglichst auslöschen und verneinen —, allein meines Erachtens darf man aus solchem Drange und aus der langjährigen Vertraulichkeit noch ganz und gar nicht den Schluß ziehen, daß die Sinnlichkeit dabei frei gewaltet.

Wer in der Gesellschaftswelt nicht den Schein zu sehr gelten läßt, sondern die Wahrheit gründlich erforscht, der wird gar oft die Erfahrung machen, daß in Fällen, wo ein sinnliches Verhältniß entschieden vorausgesetzt wird, dies doch wirklich gar nicht stattfindet. Am Ende ist die Sache von geringem Belang; wer aber auf diesen Unterschied einen besonders hohen Wert legen will, sollte wenigstens auf der Hut sein und bedenken, daß die größten Täuschungen dadurch entstehen, daß man allzugern das Schlimme voraussetzt. —

Hier schließt sich eine Bemerkung an, die ich wegen Adelheid im Götz der Ihrigen entgegensetzen muß. Sie meinen, Goethe würde, wenn er wirklich in dies Gebilde seiner Einbildungskraft verliebt gewesen wäre, nicht ein so ränkesüchtiges, unweiblich ehrsüchtiges Weib dargestellt haben. Ich finde dies nicht richtig, die Vorstellung war etwas Gegebenes, das Weib ist als herrlich schön und verführerisch liebenswert geschildert, das genügt zum Verliebtsein, und die andern Eigenschaften bieten siegend Trotz, auch dem sittlichen Verwerfen.

In Berlin war Goethe, der die meisten der dortigen Berühmtheiten unbeachtet ließ, dafür bei Mad. Schuwitz, einer berüchtigten . . . . . wirtin, deren Haus überaus elegant und vornehm gehalten wurde. Die beleidigten Philister hatten ihm das ausgekundet und machten es sehr zu seinem Schaden geltend. Übrigens war Goethe nur wenige Tage in Berlin, und das Haus der Mad. Schuwitz, damals vielleicht einzig in Deutschland, privilegiert und beschützt von den Behörden, wurde von vornehmen Reisenden als eine Merkwürdigkeit in Augenschein genommen, wie jetzt das Haus Bethanien mit seinen Diakonissinnen. Es schadet indes nicht, daß der Umstand unerwähnt geblieben ist. —

Über die Verwirrung in der Zeitrechnung bei Lilis Geburtstag und den Tagesangaben in Goethe's Schweizerreise hatte schon Herr Düntzer an mich geschrieben; ich habe geantwortet, daß ich zwar die Widersprüche nicht heben könne, aber die Angaben aus der Schweizerreise und dann die des Geburtstags als die zumeist feststehenden betrachten müsse, hingegen die Briefe weit eher falsche Daten führen können durch ursprüngliche Irrung oder durch spätere beim Abschreiben. Einstweilen muß man das alles so stehen lassen, wie Sie auch gethan; durch gewaltsames Ändern aus der Vermutung wird nur alles verwirrter, und man läuft Gefahr, den niederen Irrtum durch den größeren zu ersetzen. —

Vor einiger Zeit besuchte mich Herr Graf von Westphalen, und ich hatte die Freude, unerwartet zu erfahren, daß Sie mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen stehen, und zugleich, welch' ein warmer und einsichtsvoller Freund er von

Goethe ist. Beides freut mich in der That ungemein, und beides war mir neu; ich kannte ihn als einen trefflichen Mann von eigentümlicher und fester Weise, dessen Gesinnung auch demjenigen ehrenwert sein muß, der etwa mit ihrer (soll wohl heißen *seiner* V. K.) politischen Richtung nicht übereinstimmen kann. Diese Gerechtigkeit übt er auch selbst. Wenn unser Herrenstand nur solche Männer zählte, ... dann stünde es gut um ihn.

Leben Sie wohl, und behalten Sie frischen Mut und Eifer für Fortsetzung und Vollendung des begonnenen Werkes, dessen Wert, ich zweifle nicht, immer mehr wird anerkannt werden! Mit . . . .

Berlin, den 13. Februar 1848. Varnhagen von Ense.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Die Anfänge des deutschen Kolonialrechts.

Jeder Staat, der in der Reihe der Kolonialmächte einen Platz beansprucht, kann sich der Notwendigkeit nicht entziehen, für die eigentümlichen Verhältnisse, welche die koloniale Entfaltung und Ausdehnung hervorbringt, auch eigentümliche Rechtssätze zu erlassen und so im Laufe der Jahre und der Entwickelung ein Kolonialrecht zu schaffen, das sich von dem für die kontinentalen Verhältnisse geltenden Recht erheblich unterscheidet. Schon die Kolonialstaaten der antiken Welt anerkannten dieses Bedürfnis und die hellenischen Städte, welche zahlreiche Kolonien gegründet hatten, besaßen wenigstens Teile eines Kolonialrechts, das übrigens zumeist öffentlich rechtlichen Inhaltes war. Nach dem Vorbilde Englands, Frankreichs und der Niederlande, welche ein ebenso ausgebildetes wie interessantes Kolonialrecht besitzen, sah sich auch das deutsche Reich, nachdem die energische, zielbewußte Politik des die auswärtigen Angelegenheiten lenkenden Staatsmannes ein Kolonialreich geschaffen hatte, veranlaßt, die rechtlichen Verhältnisse in demselben zum Gegenstand einer besonderen Regelung zu machen. Die Reichsgewalt hat nicht gezögert, die notwendigen Schritte zu thun, um stabile Verhältnisse in den Gebieten zu begründen, in welchen das Banner Deutschlands für ewige Zeiten weht, sie hat nicht gezögert, für das erste aller in einem Gemeinwesen entstehenden Bedürfnisse, für das Rechtsbedürfnis, in ausreichendstem Maße Rechnung zu tragen. Es ist dies geschehen durch das Reichsgesetz vom 17. April 1886, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete. Die Vereinbarung dieses Gesetzes zwischen den beiden Faktoren der gesetzgebenden Gewalt stieß zuerst auf Schwierigkeiten, weil man seitens der Volksvertretung nicht geneigt schien, die Ordnung der kolonialrechtlichen Verhältnisse zum größten Teile der Verordnungsgewalt des Kaisers anheim zu geben. Die Eifersüchteleien gewisser Parteien des Reichstages machten sich auch bei dieser Frage anfangs geltend, schließlich gelang es aber doch, zu einer Übereinstimmung zu kommen.

Dieses Gesetz wird den Ausgangspunkt einer Rechtsentwickelung bilden, welche in der deutschen Rechtsgeschichte ohne Vorgang ist.

Staatsrechtlich betrachtet sind die Kolonien oder, wie die offizielle Bezeichnung lautet, die Schutzgebiete kein Teil des Reichsgebietes in dem Sinne, in welchem Artikel 1 der Reichsverfassung dieses Wort gebraucht, sie sind dies so lange nicht, als nicht ihre Einverleibung in das durch Artikel 1 umgrenzte Reichsgebiet förmlich durch Reichsgesetz erfolgt ist. Hieran ist auch durch das Gesetz über die Rechtsverhältnisse nichts geändert worden, weil dasselbe die staatsrechtlich notwendige Inkorporation nicht ausspricht. Es läßt sich auch schon aus der offiziellen Bezeichnung „Schutzgebiet" der Schluß ziehen, daß die Schutzgebiete nicht zu dem Reichsgebiet im eigentlichen Sinne gehören. Dieser Umstand ist jedoch nur staatsrechtlich von Bedeutung; völkerrechtlich genießt das deutsche Kolonialgebiet denselben Schutz seitens des Reiches, als wenn es Reichsgebiet im Sinne der Verfassung wäre; seine Verletzung durch fremde Macht ist eine Verletzung der dem Reiche zustehenden Hoheit und der Verletzung des Reichsgebietes gleichstehend, weil dem Reiche die Schutzhoheit und Schutzherrlichkeit über das Kolonialgebiet zusteht. Aus dem Umstande ergiebt sich die wichtige Folge, daß der Kaiser ohne Zustimmung des Bundesrates und Reichstages den Gebietsbestand der Kolonien abändernde Vereinbarungen mit fremden Mächten treffen kann, wie Gebietsaustausch, Gebietsabrundung, während es hierzu eines die Verfassung abändernden Reichsgesetzes bedürfte, wenn den Schutzgebieten der Charakter des Reichsgebietes eigen wäre. Es ergiebt sich hieraus weiter eine Reihe wichtiger Folgerungen, welche indessen, weil ihr Verständnis die Kenntnis des deutschen Staatsrechtes voraussetzt, hier unerwähnt bleiben.

Das Gesetz vom 17. April 1886 bestimmt zunächst, daß die Schutzgewalt in den Schutzgebieten im Namen des Reiches von Sr. Majestät dem Kaiser ausgeübt wird. In den Schutzgebieten sollen bezüglich der Anwendung des bürgerlichen Rechts, des Strafrechts, des gerichtlichen Verfahrens und der Gerichtsverfassung die Vorschriften gelten, nach welchen sich die Ausübung der Konsulargerichtsbarkeit richtet. An Stelle des Konsuls kann jedoch der Reichskanzler auch andere Beamte mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit bevollmächtigen. Der Kaiser bestimmt, mit welchem Zeitpunkt diese Vorschrift in den einzelnen Schutzgebieten in Kraft treten soll. Auf Grund dieser Vollmacht hat der Kaiser verfügt, daß das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit mit gewissen Änderungen am 1. September 1886 im Schutzgebiete der Neu-Guinea-Kompagnie und am 1. Dezember 1886 im Schutzgebiete der Marschall-Crown- und Providence-Inseln in Kraft tritt. Hierdurch sind diese Gebiete seit den in den Verordnungen genannten Tagen Teile des Inlandes im Sinne des Strafgesetzbuches geworden, was strafrechtlich von großer Bedeutung ist. Eine im Schutzgebiete von Neu-Guinea wegen Diebstahls verhängte Strafe ist daher bei der Bestrafung des rückfälligen Diebes ebenso zu berücksichtigen wie die in Berlin oder Leipzig ausgesprochene, und der Ausländer, welcher auf den Marschallinseln ein Verbrechen verübt, wird ebenso nach deutschem Recht und von deutschen Gerichten

abgeurteilt wie derjenige, welcher in München oder Dresden das Strafgesetz verletzt. Es ist dies um deswillen der Fall, weil durch die Einführung des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit und die Bestellung deutscher Beamten zur Ausübung derselben das deutsche Strafgesetzbuch in diesen Territorien eingeführt wurde. Das Gesetz hat in seinem weiteren Inhalte der kaiserlichen Verordnungsgewalt einen weisen, aber im Interesse einer befriedigenden Entwickelung der Rechtsverhältnisse unumgänglichen Spielraum gelassen. Für die Normierung der Verhältnisse in Gebieten, welche erst zu der Kultur erzogen werden sollen, ist die schwerfällige parlamentarische Maschinerie durchaus ungeeignet, und es ist darum auch in England und Frankreich der Hauptbestandteil des geltenden Kolonialrechts auf dem Wege der Verordnung entstanden. Die durch das Gesetz vorgesehenen Verordnungen betreffen den Erlaß von Vorschriften, welche von dem Inhalte des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit abweichen. Nach diesem Gesetz erstreckt sich die Jurisdiktionsgewalt der deutschen Konsuln nur auf die in den Konsulargerichtsbezirken wohnenden oder sich aufhaltenden Reichsangehörigen und Schutzgenossen; der Kaiser kann jedoch hier die Schutzgebiete bestimmen, daß auch andere Personen der deutschen Gerichtsbarkeit unterliegen, was mit Rücksicht auf die in den Schutzgebieten befindlichen Ausländer und Eingeborenen von Wichtigkeit ist. Inhaltlich der beiden erwähnten Verordnungen unterliegen alle Personen, welche in den betreffenden Gebieten wohnen oder sich daselbst aufhalten, der Gerichtsbarkeit, ferner alle Personen, welche zwar nicht dort wohnen oder sich aufhalten, bezüglich deren jedoch nach Maßgabe der geltenden Gesetze ein Gerichtsstand in den Schutzgebieten begründet ist. Hiernach kann ein in Deutschland wohnender Kaufmann, welcher in den Schutzgebieten Grundeigentum besitzt, wegen gewisser Ansprüche, die sich auf dasselbe beziehen, vor den dortigen Gerichten belangt werden und muß daselbst Recht nehmen, selbst wenn er sich niemals dort aufhält. Die Gerichtsbarkeit erstreckt sich auf die Eingeborenen jedoch nur dann, wenn sie ihr besonders unterstellt wurden. Der Kaiser kann ferner dem mit Ausübung der Gerichtsbarkeit betrauten Beamten das Recht erteilen, die Übertretung der von ihm erlassenen Polizeiverordnungen mit Haft, Geldstrafe, Gefängnis bis zu drei Monaten und Konfiskation zu bedrohen; er kann bestimmen, daß die Gerichtsbarkeit über die zur Kompetenz der Schwurgerichte gehörigen Verbrechen auch den Gerichten der Schutzgebiete übertragen wird, unter Wahrung bestimmter Kautelen, von denen insbesondere der Mitwirkung von vier Laien zu erwähnen ist. Der Kaiser kann zum Berufungs- und Beschwerdegericht das Hanseatische Oberlandesgericht zu Lübeck oder ein deutsches Konsulargericht bestimmen; ist jedoch bei einer Rechtssache ein Eingeborener als Beklagter oder Angeschuldigter beteiligt, so muß ein Gerichtshof in den Schutzgebieten bestimmt werden. In den beiden erwähnten Verordnungen ist das Konsulargericht in Apia mit diesen Funktionen beauftragt worden. Endlich kann der Kaiser für die Zustellung, die Zwangsvollstreckung und das Kostenwesen einfachere Bestimmungen erlassen und den Anwaltzwang in dem Verfahren vor dem Berufungs- und Be-

schwerdegericht ausschließen, was in den genannten Verordnungen ebenfalls geschehen ist.

Das Gesetz über die Eheschließung und Beurkundung des Personenstandes von Reichsangehörigen im Auslande findet auch auf die Schutzgebiete Anwendung, jedoch kann auch hier die Ausdehnung der Gesetzesvorschriften auf andere Personen als Reichsangehörige erfolgen. Eine Ausdehnung dieser Art hat stattgefunden für die Schutzgebiete Kamerun und Togo, woselbst die gedachten Vorschriften für alle Personen, mit Ausnahme der Eingeborenen, gelten.

Weitere Bestimmungen kolonialrechtlichen Inhalts sind seitens der Reichsgewalt bis jetzt nicht ergangen und dürften in der ersten Zeit auch kaum erforderlich werden; die durch das Gesetz dem Kaiser eingeräumte Verordnungsgewalt genügt in Verbindung mit den Befugnissen, welche die Verfassung dem Träger der Reichskrone in Artikel 17 bezüglich der Überwachung der Ausführung der Reichsgesetze vindiziert, völlig, um in den Kolonien geordnete Verhältnisse zu schaffen, um diese der Wohlthaten des Rechtsschutzes und der staatlichen Rechtspflege teilhaftig werden zu lassen. Die notwendige erste Grundlage zur Schaffung eines Kolonialrechts ist hiermit seitens der Reichsgewalt gelegt worden, die weiteren erforderlichen Maßregeln werden sich an sie anlehnen können, und es ist zu hoffen, daß diese Fürsorge des Reiches für Recht und Sicherheit, für Ordnung und Rechtsgang dazu beitragen wird, die gedeihliche Entwickelung der Kolonien zu befördern, es ist zu erwarten, daß der machtvolle Schutz, welchen das Reich jenen entfernten Gebieten angedeihen läßt, den deutschen Fleiß und den deutschen Unternehmungsgeist immer mehr dazu anspornen wird, beschirmt von der Reichsflagge ihre Bemühungen zu entfalten, um der deutschen Produktion wichtige, neue Absatzgebiete zu verschaffen und dadurch den Gebietskreis der deutschen Kultur um weite Länderstriche zu erweitern.

Mainz. Ludwig Fuld.

Litterarische Revue.

Lyrik.

Wie gewaltig der Strom der poetischen Produktion noch immer in Deutschland fließt, bemerkt man am deutlichsten, wenn man sich die „Schätze", welche er mit sich führt, einige Zeit lang am Ufer aufstauen läßt. Es kommt lange nicht alles von diesen Schätzen in den Bereich unserer kritischen Prüfung, aber nachdem wir diese aus äußerem Grunde nur wenige Monate haben aussetzen müssen, sehen wir einen Berg von lyrischen und lyrisch-epischen Erzeugnissen vor uns, den wir keineswegs mit ungemischt freudigen Gefühlen betrachten können. Man verdirbt sich den Magen, wenn man sich wie jener Knabe des Märchens durch die Milchreismauer ins Schlaraffenland, durch all' diese dichterischen Genüsse ins gelobte Land der Poesie hindurchzuarbeiten sucht, und es geht dem Kritiker wie bei gewissen großartigen Gastmählern, wo man am Schlusse aufsteht, sich fragt, was man denn eigentlich gegessen hat, und sich nach einer kräftigen Portion schlesischen „Himmelreichs", zu deutsch Klöße mit Speck und Backobst

sehnt. Wieviel unverdauliche, wie viel fade, wie viel für den gebildeten und nicht gebildeten Geschmack aus diesem oder jenem Grunde widerwärtige, überpfefferte oder häßliche Kost wird uns nicht in diesen beiläufig sechzig Bänden gereicht; wie wenig ist darunter, von dem wir den selbst gewonnenen dauernden Genuß auch anderen wünschen und empfehlen möchten!

Welcher Gewinn wäre es nicht für die deutsche Poesie und das deutsche Volk, wenn in jedem einzelnen dieser sechzig Bände auch nur ein unsterbliches Gedicht stände, das sich mit glühender Lapidarschrift genialer Dichterkraft unauslöschlich in Herz und Gehirn schriebe! Sechzig unsterbliche Gedichte in einem Jahre — vielleicht ist es zu viel verlangt, und vielleicht ist es kaum zu Zeiten der Schiller und Goethe, der Heine und Uhland, der Lenau und Freiligrath vorgekommen. Wir fürchten in der That, daß sich von diesem ganzen Ballast, der sich hier neben uns auftürmt, nur weniges in die goldenen Bücher der Litteraturgeschichte und noch weniger in den lebendigen Besitz der Nachwelt hinüberretten wird. Vieles, wie z. B. die später zu erwähnenden Gedichte Honeggers, gehört überhaupt mehr zur Vervollständigung der geistigen Physiognomie auf anderen Gebieten hervorragender Persönlichkeiten als zu den Leistungen von selbständiger litterarischer Bedeutung.

Beginnen wir mit der letzteren, so ragt als Erster unter Gleichen zweifellos Robert Hamerling hervor, dessen Blätter im Winde, Neuere Gedichte bei J. F. Richter in Hamburg erschienen sind. Dieser charakteristische, kühn geschnittene Poetenkopf wird sicherlich auch der Nachwelt noch als einer der markantesten und eigenartigsten unserer Zeit erscheinen. Der Entwickelungsgang, den Hamerling von der stürmischen, farbenglühenden Sinnlichkeit seiner ersten Periode zu einer philosophisch abgeklärten, zwar pessimistischen, aber völlig ausgereiften Weltanschauung durchgemacht hat, ist bereits von der Litteraturgeschichte in ihren Akten verzeichnet. — Den Gipfelpunkt jener Zeit bildet der „Ahasver in Rom," zu den bedeutendsten Hervorbringungen der letzteren gehören neben der „Aspasia" diese „neueren Gedichte", in welchen neben der philosophischen Gedankendichtung auch die rein lyrische Empfindung zu ihren Rechten kommt. Über den hervorstechenden Grundzug von Hamerlings poetischem Charakter äußert sich ein geistreicher Franzose, Alfred Marchand (Les poètes Lyriques de l'Autriche, Paris, Charpentier) treffend dahin: „Hamerling ist wie jener Priester, welcher den ewigen Schleier der Hertha lüftet und schaudernd das Nichts erblickt; er stürzt sich jedoch nicht in das Meer, sondern tröstet und berauscht sich mit der Schönheit des Scheins."

Eine ganz andere und allerdings weit weniger blendende, vielleicht aber um so nachhaltiger wirkende Dichtererscheinung ist Martin Greif, dessen stark vermehrte und durchgesehene „Gedichte" — ein seltener und erfreulicher Erfolg — bei Cotta schon in vierter Auflage erschienen sind. Dieser Erfolg ist in der That um so bedeutungsvoller, als Greif keinerlei äußerlich bestechende Eigenschaften hat, und der Genuß seiner poetischen Individualität und das intime Verständnis seiner Eigenart vom Leser in nachhaltigem Eindringen und andauernder Beschäftigung gewissermaßen erobert werden muß. Bei Greif ist alles Anschauung und Umsetzen der Anschauung in Empfindung, und deshalb ist es nicht übertrieben, wenn man seine Gedichte als beseelte Naturlaute bezeichnet, ähnlich in dieser Beziehung der Naturlyrik Goethes, die zudem den künstlerisch unzweifelhaften Vorzug haben, daß die Individualität des Dichters überall hinter der Natur und den Menschen zurücktritt und diese nicht, wie etwa Lenau, durchweg unter dem Gesichtswinkel seiner Subjektivität erscheinen läßt. Es versteht sich von selbst, daß wir dieser letzteren Richtung ihre volle Gleichberechtigung damit nicht abgesprochen haben wollen. Als ein Beispiel Greif'scher Poesie und zugleich als Belegstück für unsere Andeutungen eines für viele:

Der Abend.

Goldgewölk und Nachtgewölke,
Regenmüde still vereint!
Also lächelt eine welke
Seele, die sich satt geweint.

Doch die Sonne sinkt und ziehet
Nieder alle eitle Pracht,
Und das Goldgewölk verglühet
Und verbrüdert sich der Nacht.

Wir bemerken übrigens, daß Greif, der schon mit seinem „Prinz Eugen" einen schönen Bühnenerfolg errungen hat, im gleichem Verlage zwei „vaterländische" Schauspiele hat erscheinen lassen: „Heinrich der Löwe" und „Die Pfalz am Rhein", welche demnächst in München zur Aufführung kommen und dann näher ins Auge zu fassen sein werden.

Etliche Stufen tiefer stellt sich neben diese beiden hervorragenden Dichter der Wupperthaler Poet Emil Rittershaus, von welchem zwei Sammlungen „Aus den Sommertagen" und „Buch der Leidenschaft" vorliegen, beide bei Schulze in Oldenburg erschienen. Rittershaus ist eine frische, unbefangene, heitere, warme westfälische Natur, der alles, was in ihre Kreise kommt, wie unwillkürlich zu Reimen sich verdichtet; es geht ein stark improvisatorischer Zug durch seine Verse. Der Einfluß von Freiligrath und Geibel läßt sich nirgends verkennen, ohne daß deshalb Rittershaus die Höhe dieser beiden erreichte; am selbständigsten erscheint er, wo er als vaterländischer Barde zu Ehren des neuen deutschen Reiches auftritt oder in schwungvollen Hymnen die Beethoven und Humboldt feiert. Eine nachhaltige Wirkung in die Ferne trauen wir seinen formschönen Versen indes nicht zu — sie tönten, sie verhallen in der Zeit, wie Schiller dies, ein schlechter Prophet in diesem Falle, von seinen eigenen unsterblichen Gesängen voraussagte.

Eine Sammlung von Gedichten Bernhard Endrulats (Posen, J. Jolowicz) enthält eine sorgfältig zusammengestellte Auswahl aus den früheren Veröffentlichungen des am 17. Februar 1886 verstorbenen holsteinischen Poeten. Denn war Endrulat auch ein geborener Berliner aus litauischer Familie, so wurzelte er doch mit allen Fasern seines inneren Lebens in der deutschen Nordmark, für deren Freiheit er gegen die Dänen in den Kampf zog, und die er in begeisterten Liedern verherrlichte. Seine Liebesgedichte sind zart, innig und von keuscher Empfindung, — Jung-Deutschland wird sie deshalb für kindisch erklären — und da die Sammlung mit seinem Verständnis für das Wesentliche und Individuelle ausgewählt ist, giebt sie ein lückenloses Bild von der dichterischen Gestalt des Autors. Neu in derselben sind nur die tiefgefühlten Lieder an „Lotty," die spätere Gattin Endrulats.

Als ein pessimistischer Grübler, dessen von dunklen Wolken umzogenen Horizont kein Sonnenstrahl verklärend durchbricht, erweist sich Arthur Pfungst in seinen bei W. Friedrich in Leipzig in zweiter Auflage erschienenen „Losen Blättern". Mit der Form springt der Autor ziemlich willkürlich um, mitunter scheint er absichtlich der Regeln des Schulzwanges zu spotten, nicht selten freilich wird er dabei steif und holprig. Über die Grundfarbe seiner Weltanschauung klärt uns das Gedicht „Ein Greis spricht" auf; allerdings wissen wir nicht, ob die überaus triviale Form desselben den Ausdruck hoffnungsloser Gleichgültigkeit gegenüber allem menschlichen Streben und Ringen etwa besonders frappant machen soll. Wendungen wie „Jüngling, nimm den Rat, laß jedes Streben! Alles geht ja doch einmal vorbei, Wie es geht, sei dir ganz einerlei" — — fallen denn doch aus aller Poesie heraus. Die erste Auflage dieser Gedichte erschien beiläufig unter dem Pseudonym „Arthur Cornelius". In dritter Auflage liegen die „Gedichte" von F. Brunold vor (Zürich u. Stuttgart, Schröter u. Meyer). Es ist ein stattlicher Band von 25 Bogen, der wohl das ganze lyrische Lebenswerk des greisen Poeten in sich schließt. Brunold ist auch ein Dichter, den die junge Schule nicht mehr verstehen wird; die zarte Keuschheit seines inneren Lebens, die Tiefe seiner bei alledem echt männlichen Empfindung, die ideale Liebe für alles Gute und Schöne auf der Welt, die reine Freude an der Natur und ihren Reizen, die besonders in den Waldgedichten zu glücklichstem Ausdruck kommt, klingen uns im lärmenden Geräusch unseres rastlos vorwärts stürmenden, modernen Lebens wie Töne aus versunkener Zeit ans Ohr. In der Form sind Brunolds Lieder eben so anmutig und flüssig, wie sie im Inhalte zart und ansprechend sind, und so ist denn auch eine ganze, stattliche Reihe derselben von hervorragenden Komponisten, wie Franz Abt, in Musik gesetzt worden, so z. B. das

reizende „Grüßet sie mir!“ und viele andere. Auch in der Ballade und Romanze ist dem Autor mancher glückliche Wurf gelungen.

Eine eigentümliche Erscheinung, sind die „Skizzenreime meiner Jugendliebe“, alte Gedichte mit einem erlebten Romane, welche Alexander Weill in Zürich bei Schabelitz hat erscheinen lassen. Weill, als Jude im Elsaß geboren, ist bekanntlich einer der hervorragendsten Mitarbeiter der Pariser Tagespresse. Als solcher hat er seit nahezu 40 Jahren kaum ein deutsches Wort mehr geschrieben und behauptet, durch und durch französiert zu sein. Auch die vorliegenden formlosen Skizzen und Streckverse hat er in einer Schublade verschimmeln lassen, nicht aber, ohne sie auf französisch und der französischen engen und strengen Form gemäß umzuschreiben, „in welcher Sprache meines wahren Vaterlandes sie in einem Bande erschienen.“ Weshalb sie Weill nun in ihrer gegenwärtigen Formlosigkeit in deutscher Sprache herausgiebt, ist um so unerfindlicher, als er nicht daran zu denken behauptet, als deutscher Schriftsteller anerkannt werden zu wollen, und ausdrücklich erklärt, daß er vom deutschen Publikum weder Anerkennung noch Lob, nicht einmal eine Erwähnung verlange. Freilich zeigt er sich in derselben Vorrede auf sein deutsches Schriftstellertum sehr eifersüchtig, indem er dem „honigbescheidten“ Auerbach gegenüber die Priorität in der Erfindung der Dorfgeschichte in Anspruch nimmt; daß er sich dabei mit Columbus und Auerbach mit Amerigo vergleicht, ist mehr komisch als bescheiden. Wir wissen zwar, daß die deutsche Litteratur vollendetere und vor allem wahrere und echtere Dorfgeschichten aufzuweisen hat als die Auerbach'schen; wir wissen auch, daß Alexander Weill seiner Zeit elsässische Dorfgeschichten geschrieben hat — Gottschall charakterisiert sie kurz und bündig als „frivol“ — wir wissen aber nicht minder, daß Auerbach jedenfalls das eine Verdienst bleibt, die Dorfgeschichte in Deutschland populär gemacht zu haben. Und das wird ihm auch Herr Weill nicht bestreiten können. Eine Kritik seines vorliegenden Werkchens zu liefern, liegt, entsprechend den eigenen Intentionen des Verfassers, nicht in unserer Absicht; wir begnügen uns mit der Anerkennung, daß dasselbe von der ersten bis zur letzten Zeile geistreich und nachdenklich geschrieben ist, und daß es besonders die Beziehungen zwischen Mann und Weib in einer Weise behandelt, die keineswegs so durchaus französisch oder besser gesagt pariserisch ist, wie man nach der Vorrede erwarten müßte. Es steckt trotz allen Sträubens noch ein gut Stück Deutschtum in diesen Skizzen und Reimen, die alles in allem eine sehr interessante Lektüre sind.

Der geistvolle Litterar- und Kulturhistoriker J. J. Honegger ist bisher als Dichter wenig bekannt geworden, obwohl seine „Lieder“ bereits in zwei Ausgaben erschienen sind. Eine dritte hat jetzt W. Friedrich in Leipzig unter dem Titel „Lieder und Bilder“ erscheinen lassen. Sollen wir unser Urteil über dieselben formulieren, so können wir uns nur den eigenen Worten des Verfassers anschließen: „Ich beanspruche den Dichternamen nicht, wohl weiß ich, daß auch die Poesie eine eifersüchtige Göttin ist, die sich nicht bloß mit gelegentlicher Abfindung zufrieden giebt. Eines aber darf ich betonen, und das ist ein Vorzug gegenüber der so oft gekünstelten, leeren und schalen, ohne Herz und Gefühl verseschmiedenden Modereimerei unserer Tage. Alle in den Liedern und Bildern angeschlagenen Tonarten sind unbedingt wahr und durchgefühlt.“ Hierin liegt in der That der Wert des Büchleins; nicht in der Bedeutung der Gedichte an sich, die andere besser und ebensogut gemacht haben, sondern in ihrer Ehrlichkeit und Innerlichkeit, die uns einen tiefen Blick in das Seelenleben des Verfassers thun lassen und seine uns aus seinem sonstigen Wirkungskreise wohlbekannte und interessante geistige Physiognomie in willkommener Weise vervollständigen. Die „Bilder“ sind zwar Prosaaufsätze, Noveletten und Reiseskizzen, aber in Form, Stimmung und Durchführung durchaus poetisch, von den „Liedern“ spreche eines für alle übrigen:

Stilles Walten.

Sonne sprach zum Mond: „Im einen
Reinen Blau wagst du zu scheinen
Sonnengleich? — Sieh, Jubellieder
Rauschen mir so Palm' als Flieder.

Leben werf' ich in die Lüfte,
Warmes Leben, Licht und Düfte.
Mein, mein harren alle Wesen,
Junger Liebe zu genesen,
Um zu kosen und zu scherzen.
Und du?"
Sprach der Mond: „Geprüften Herzen
Lächl' ich Ruh von oben zu."

Die Menge des Stoffes zwingt uns, mit den uns sonst noch vorliegenden Gedichtsammlungen einigermaßen summarisch zu verfahren; dieselben enthalten manches Hübsche und Ansprechende, aber ebenso vieles Verfehlte, und nirgends kommt die Klaue des Löwen sichtbar zum Vorschein. Ein inniger Gefühlspoet, der zumeist in den Spuren der Minnesänger wandelt, und welcher der reichen Skala seiner Empfindungen vielfach wechselnden und stets entsprechenden dichterischen Ausdruck zu geben weiß, ist der Österreicher Edward Samhaber, dessen „Dichtungen" bei Kleinmayr und Bamberg in Laibach erschienen sind. Der ganze Sturm und Drang unserer jungen Schule tobt dagegen in den „Strophen" Karl Henkells (Zürich, Verlagsmagazin), der überdies bei Otto Meißner in Hamburg unter dem Titel „Quartett" eine Sammlung von Versen herausgegeben hat, zu welcher außer ihm Arthur Gutheil, Erich Hartleben und Alfred Hugenberg beigesteuert haben. Derselbe ungeberdige Most tobt in Otto Erichs „Studententagebuch" (Zürich, Verlagsmagazin). Der letztere Titel ist, wie in einem gedruckten Waschzettel mitgeteilt wird, ironisch gemeint, und das glauben wir gern, denn daß die Mehrzahl der heutigen Studentenschaft nicht auf dem in jeder Beziehung revolutionären Standpunkt steht wie der Verfasser, ist eine ebenso ausgemachte Thatsache, wie es eine hoffentlich nicht täuschende Vermutung ist, daß sie der Venus Vulgivaga nicht so insgemein und unbedingt huldigt wie jene Sorte jüngsten Deutschlands, die sich auf den unteren Stufen des Parnasses herumtreibt. Das Motto aller ihrer sogenannten Werke, seien dies nun Lieder, Novellen oder sonst etwas, stammt aus ihres freilich weitaus bedeutenderen Vorgängers Eduard Griesebach „Neuen Tannhäuser" und lautet:

„Sie sagen, du seist eine Dirne,
Schön, doch gemein trotz alledem;
Ich aber seh' auf deiner Stirne
Der Venus heil'ges Diadem."

Das ist trotz alles philosophisch-ästhetischen Skandalierens des A und O ihrer Afterpoesie.

Ein Mann, der durchaus in den Pfaden der Ehrbarkeit und Tugend wandelt, obwohl er sich gern zuweilen das Ansehen eines losen Schelmen geben möchte, ist Alfred Friedmann, der seine neueste, sehr reichhaltige Gedichtsammlung „Aus Höhen und Tiefen, Ernstes und Profanes" (Minden, Bruns), der Stadt Wien gewidmet hat. Ist Friedmann nichts weniger als ein origineller Dichtergeist, so ist er doch ein gebildeter Mann, der die Form unumschränkt beherrscht und, wie manch tüchtiger Stilllebenmaler, teilweise mit sehr glühenden Farben zu malen versteht, ohne indes einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. Was zur Herausgabe der „Gedichte" von Friedrich von Hinderfin Veranlassung gegeben hat, die sich bedrohlich genug als „Erster Band" ankündigen, wissen wir nicht, falls es nicht die kritiklose Eitelkeit des Verfassers gewesen sein sollte. Etwas Ähnliches gilt von „Mein Lenz im Liede" von S. M. Langen (Berlin, J. Zenker). „Freundschaft und Ideal" von Gottlieb Friedrich Roeper (Danzig, Saunier), verdanken der Pietät der Kinder des verstorbenen Verfassers ihre Drucklegung; sie geben sich überwiegend als ansprechende Gelegenheitsgedichte eines gebildeten Mannes. Sehr interessiert haben uns persönlich die „Gedichte" von H. E. Schneider (E. Sartorius) — Leipzig, Alfred Krüger — nicht sowohl ihrer selbst wegen als wegen ihres Verfassers, und weil sie uns eine Szene aus unserer Jugend ins Gedächtnis riefen. Es war im Sommer 1868, als wir zum erstenmal, als junge Studenten, von Schauern heiliger Andacht durchdrungen, vor der Sixtinischen Madonna in Dresden standen. Da nahte uns, d. h. einem

Universitätsfreunde und dem Schreiber dieses Berichtes, ein von der Schule her bekannter Mann, damals Besitzer dreier Buchhandlungen, riß uns aus unseren Träumen, erzählte, daß er eine der Poesie und Philosophie gewidmete Zeitschrift herausgebe, zog selbige aus der Brusttasche und begann tief ergriffen eines seiner, wie er sagte, schönsten Gedichte vorzulesen. Und das im Heiligtume der Sixtina! Schaudernd wenden wir uns zur Flucht. Wir haben den Mann seit zwanzig Jahren nicht wieder gesehen, bis uns aus dem Titelbilde dieser Sammlung seine nicht vergessenen Züge — wer sollte so Entsetzliches vergessen — entgegenleuchteten. In der Dresdener Galerie erschien der damals schon nicht mehr ganz junge Mann in einfachem Zivil, auf diesem Bilde erscheint er als wohlbestallter Pastor — wie diese Metamorphose zugegangen ist, bleibt uns ein Rätsel, und seine „Gedichte" sollen uns in Erinnerung an jene Szene ein unantastbares und durch unser profanes Auge nicht zu entweihendes Besitztum bleiben.

Des weiteren liegen vor „Visionäre", Gedichte von Adolf Schafheitlin, und „Tuttifrutti", Gedichte von Bruno Tellheim, beide im Züricher Verlagsmagazin erschienen und beide von überwiegend radikaler Färbung. Ferner: „In Lust und Leid", Gedichte von Wilhelm Ueberhorst, Köln, Franz Greven; „Mein Herzenstestament", Liederzyklus von Paul Fritzsche (Zürich, Verlagsmagazin); „Menschenlieder" von Adalbert von Hanstein, Berlin, C. F. Conrad; „Legenden und Geschichten" von Maria Janitschek (Stuttgart, Spemann); „Hüben und Drüben", Scherz und Ernst in Versen von Julius Bruck, dritte vermehrte Auflage von „Bunte Blüten", Leipzig, Carl Reißner; „Moderne Klänge" von Bogumil Curtius, Berlin, W. Latte; „Gedichte" von Ludwig Stein, Leipzig, Oswald Mutze; „Reminiszenzen", Gedichte von Godefroy, Leipzig, H. Barsdorf, und „Wegewart", Gedichte von Hermann Jahn, Beerfelden, Meinhard.

Von Anthologien sind hervorzuheben: „Das Land der Bajuvaren" in Liedern verherrlicht. Zusammengestellt von Georg von Schulze. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Die außergewöhnlich schwülstige Vorrede wird hoffentlich niemanden von der Lektüre der vorzüglichen Sammlung zurückhalten. In gleichem Verlage hat derselbe Herausgeber „Germanische Göttersagen", eine Reihe mythologischer Gedichte von Dahn, Hertz, W. Jordan, Lingg u. a., erscheinen lassen. Auch diese Sammlung ist mit Geschmack und Verständnis zusammengestellt. Dasselbe gilt in noch weit höherem Grade von dem „Steiermärkischen Dichterbuch", das Karl Gawalowski in Graz bei Pechel hat erscheinen lassen. Johann Fastenrath veröffentlicht bei E. H. Mayer in Leipzig einen historischen Romanzenzyklus: „die zwölf Alfonsos von Castilien." Es sind in der Mehrzahl eigene Gedichte, zum Teil auch Übertragungen nach spanischen Autoren. Einerseits ist es schade, daß die hier in glühender Begeisterung besungenen zwölf Alfonsos schon tot sind — ein Orden von jedem von ihnen wäre dem enthusiastischen Autor sicher gewesen. Nun, vielleicht holt Alfonso XIII., der von Fastenrath wenigstens noch unbesungene, nach, was seine Vorfahren nicht mehr thun können. Andererseits ist jene betrübsame Thatsache aus dem Grunde nicht allzusehr zu beklagen, weil von diesen Gedichten das gilt, was Heine einst von jenem Matzeratz erzählte:

Er liest ihm Gedichte von Fastenrath,
Ein Dolch ist jede Zeile;
Der arme Tyrann, früh oder spat
Stirbt er vor Langerweile!

Diesem traurigen Schicksale wenigstens sind jene zwölf Alfonsos glücklich entgangen.

Zeitbeschwerden.

Die Reklame in der Litteratur.

Wer von Wien weg eine Fahrt auf der Südbahn bis Mödling und selbst darüber hinaus nach Baden macht, sieht zur Rechten und Linken der Geleise nicht allein an den Wänden der Landhäuser, sondern auch an im freien Felde aufgerichteten Planken alle möglichen und sogar illustrierte Geschäftsreklamen. Aus den letzteren z. B. mit dem Konterfei eines riesigen Pincenez oder eines Damenmieders können Mann und Frau sich informieren, wo sie am besten ihre Busen und Nasen einzwängen lassen können. Es muß wohl Leute geben, die mit dem dulci eines Ausfluges noch das utile einer praktischen Orientierung über die Bezugsbuden für ihren Hausbedarf verbinden; und es giebt wieder andere mehr ideal angelegte Ausflügler, die sich nicht gerne die Landschaft durch solche Reklamen verderben lassen. Da aber bekanntlich das Geschäft vor dem Vergnügen geht, kann auf diese „sonderbaren Schwärmer" keine Rücksicht genommen werden, und es wird ihnen zum Trotze die Natur auf Schritt und Tritt verhunzt, daß man schließlich vor diesen aufdringlichen Geschäftsanzeigen keinen Blütenbaum mehr sehen wird.

Erst wurde intra, nun wird aber auch extra muros in solcher Reklameweise gesündigt. Es ist nicht so lange her, daß die Häuser Wiens über das erste Stockwerk hinaus von diesen Trompetenstößen in Lapidarschrift unbefleckt blieben. Was für den Handel und Wandel vielleicht unerläßlich war, seit die Ausverkäufe schlechter Art auf die Tagesordnung kamen und die gute Ware nur mehr bei wenigen Firmen zu erfragen war, hat, sagen wir es schlankweg heraus, als abscheulicher Brauch in der Litteratur Platz gegriffen, und diese wird nun schon in der kritiklosesten Weise von wechselseitigen Lodversicherungs-Vereinen beherrscht.

Es haben sich, um amerikanisch zu sprechen, förmliche „Ringe" gebildet, in denen sich eine Gruppe von Schriftstellern abschließt, welche das litterarische Geschäft einzig und allein für sich ausbeutet. Talent und Begabung sind nicht die Postulate zur Aufnahme in einen solchen „Ring"; die „Mache", die von den Franzosen eingewirtschafteten „Ficelles" sind die Haupterfordernisse; wer namentlich die letzteren geläufig hat, der taugt als Bündner; für alles Andere sorgt die Reklame, die nach dem Grundsatze, daß eine Hand die andere waschen müsse, eifrigst geübt wird. Wer außerhalb solcher „Ringe" steht, bleibt mit dem heiligsten Schaffensdrange ein Geächteter, dessen ideale Bestrebungen von den Realisten, wie sie sich mit Vorliebe nennen, vornehm belächelt und frech verspottet werden. Da bei ihnen der Vorteil das Handwerk treibt, kann die Kunst weitab von ihren Wegen liegen; nicht stilgerecht, sie brauchen nur salopp liederlich zu schreiben, um sich sofort den Markt zu sichern, den sie Jahr aus, Jahr ein unverdrossen und unermüdlich mit ihrer leichten Ware beschicken. Wie erbärmlich auch das Gebotene sei: sie verstehen dafür wechselseitig die Trommel zu rühren und ihre Werke als „rettende Thaten" auszuschreien. Was und ob von all diesem Plunder etwas zurückbliebe: das kümmert sie nicht; die Nachfrage nach ihrer Ware ist für sie das Wichtigste, denn mit ihr steigert sich auch das Honorar des Verlegers; dieses allein ist für sie der richtigste Wertmesser ihrer „Hervorbringungen", alles Andere vom Übel; die Idealisten außer dem „Ringe" mögen sich bei Wasser und Brot begnügen; sie verlangen Austern und Champagner.

Noch eine Art oder vielmehr Unart litterarischer Reklame ist zu stigmatisieren und zwar die der Leihbibliothekare. Es ist begreiflich und sogar statthaft, daß diese Herren, die auf gut Glück die verschiedenste Ware einzuhandeln haben, diese auch ihren Kunden mit allen erlaubten Mitteln empfehlen. Ein unerlaubtes Mittel aber, das wir nur zu häufig angewendet finden, muß man darin erblicken, daß sie eine ihnen nicht zustehende litterarische Kritik üben. Nun hören wir sie nicht selten mit solchen oder ähnlichen Reklamen an die große Glocke schlagen: „Von dem eben erschienenen Romane, dem jedenfalls hervorragendsten Werke des der-

zeit bedeutendsten Schriftstellers X., Y. oder Z. habe ich in meiner Bibliothek hundert Exemplare aufgestellt," ein solcher Trommelwirbel auf Grund der kaufmännischen Wertschätzung in litterarischen Dingen ist nicht statthaft, zumal man weiß, daß die Geschmacksrichtung mancher dieser Herren nicht nur von dem ästhetischen Urteil, sondern auch von dem Erfolge geleitet ist, also gewiß nicht das Recht involviert, dem Publikum litterarische Erscheinungen des Geschäftsvorteiles wegen als Meisterwerke anzupreisen.

Noch gegen eine andere Art von Reklame, die seit einiger Zeit förmlich epidemisch grassiert, müßte die deutsche Literatur geschützt bleiben, und zwar gegen jene, die sich mit eigentlich byzantinischem Lobeifer auf den Dilettantismus wirft und ihm eine „Pauke erhabenen Ruhmes" schlägt, wenn er von vornehmen Kreisen stammt und ausgeht. In früheren Jahren ritten die adeligen Herren entweder mit geschlossenem Visier oder mit einem beliebigen nom de guerre in die Arena; heute halten sie es nicht mehr unter ihrer Würde, mit ihrem wahren Namen Farbe zu bekennen, und setzen sogar eine Ehre darein, unter dem „Federvieh", wie sie vordem die Schriftsteller zu nennen beliebten, zu figurieren. Das soll ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden; eine gerechte Rüge aber muß alle jene treffen, die für dilettantisch vornehme Produktionen Chorus machen und einen eigenen Maßstab erfunden haben, nach dem sie ihr Lob stimmen und den sie je nach den Zacken und Kugeln im Wappen der adeligen Produzenten steigern.

Der litterarische Sport, wie er von dem „blauen Blute" getrieben wird, hat in vielen Fällen sogar seine volle Berechtigung, und wir verdanken ihm, was nicht gering anzuschlagen ist, auf dem Substrate von „Memoiren" manche wichtige Fundquelle zur Aufhellung der Zeit- und Kulturgeschichte. Was er uns hier bietet, ist immer eine willkommene Gabe, und käme sie selbst aus einer stilistisch unbeholfenen Feder. Wenn aber dieser Sport, sobald er auf rein schriftstellerischen Gebieten dilettantische Versuche macht, von einer in serviler Demut ersterbenden Reklame verhimmelt wird, so müßte damit endlich doch Kehraus gemacht werden. Mit dieser Art von Reklame, die von Tag zu Tag immer mehr überhand nimmt, geraten wir zum schlimmen Ende in eine litterarische Verwilderung, der die besten schaffenden Geister zum Opfer fallen werden.

Die Besten! wo sind sie zu finden, und wer erkennt sie mehr, wenn die Reklame, wie sie hier kurz angedeutet, entweder katzenbuckelnd vor den Vornehmen und Einflußreichen, oder maßlos lobend für den „Ring" der Koterie, dem sie selber angehört, das große Wort führt, mit dem das Gros des Publikums am Narrenseile gegängelt wird? Welches Schicksal hat ein Schriftsteller, der es ernst mit der Sache hält und künstlerisch seines Amtes waltet, zu gewärtigen? Schon seine Eigenart, die gegen ihren Strich geht, ist ein Dorn im Auge der Monopolisten, und wie Kettenhunde fahren sie auf den neuen Eindringling los, der ihnen das Geschäft stören will, das nicht in seiner, sondern in ihrer verlotterten Weise reichlich den Mann nährte.

Eine kritische Sektion praesente cadavere, nämlich nach seinem Ableben, muß sich ein Schriftsteller, der doch nebenbei auch Mensch war, von dem unfähigsten Chirurgen gefallen lassen; wenn aber ein solcher Kerl, der, selber impotent, von der Schaffenskraft keinen Begriff, ja keine Ahnung hat, eine Vivisektion an unserem lebenden Leibe vornehmen will, so muß man diesem brutalen Stümper, der mir nichts dir nichts die triebfähigsten Glieder wegschneiden oder verstümmeln will, das Messer aus der Hand nehmen und für immer das Handwerk legen. Nun giebt es viele solche Nichtskönner, die, weil ihnen das Gebiet der schaffenden Kunst eine terra incognita ist, auf der sie nicht im stande wären sich das tägliche Brot zu verdienen, sich, ohne viel zu überlegen, frech auf das Handwerk der Kritik werfen und ihr eigenes Unvermögen mit einem Kampfe gegen die Schaffenden zu maskieren suchen. Mit der Theaterkritik beginnen sie; dazu glaubt jeder die Eignung zu haben, der ohne die dürftigste Vorbildung einem Kramladen entlaufen, und sie kühlen ihr Mütchen an Komödianten utriusque generis; das ist ihre Vorschule, für die kein Maturitäts-Zeugnis verlangt wird. Nachdem sie sich hier gefürchtet gemacht, gehen sie unter die Publizisten und leitartikeln Tag und Nacht über die Ereignisse der Zeit; sie machen für den Leserkreis der Zeitung, die sie in Sold genommen, Geschichte, daß Gott erbarm, und werden schließlich gegen Schweiggeld oder für Orden, die man ihnen anhängt, die dienstwilligen Lobredner von Regierungen, die sie noch vor kurzem mit allen Waffen

der journalläufigen polemischen Phrasen bekämpft hatten. Diese talent- und gewissenlose Rotte bildet die Majorität; ehrenhafte Ausnahmen sind spärlich gesät, bleiben ungesucht oder kommen nicht zur Geltung.

Von solchen Leuten ist die Orientierung des Publikums in der Zeitgeschichte abhängig, und in ihren Händen liegt, was fast noch schlimmer ist, das Wohl und Weh der deutschen Litteratur. Es soll damit nicht gesagt sein, daß es um die fremdländische Litteratur besser bestellt sei. Auch sie ist auf Gnade und Ungnade der Reklame preisgegeben, die schon allerwärts förmlich mit Dampfkraft arbeitet. Wir haben jedoch vorläufig vor unserer eigenen Thüre zu kehren; der Unrat aber, der sich hier seit Jahren angesammelt hat, müßte zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß geben, daß wir längst nicht mehr vor einer Tempelhalle der Litteratur, sondern vor einem Augiasstalle stehen, der nicht zu säubern sein wird, solange man die Reklame überwuchern läßt, die den gesundesten Boden aussaugt und die frische und freie Entwickelung des echten Talents nicht aufkommen läßt.

Mit dem Vorstehenden ist das Thema über die Reklame nicht erschöpft; vielleicht genügen die knappen Andeutungen, dies Unkraut zu erkennen und auszujäten, wo es sich vorfindet und breitmacht. J. N.

Denunzianten und Beleidiger.

Es giebt vielleicht nicht viel markigere Stellen bei dem Altmeister aller Geschichtschreiber, bei Tacitus, als den berühmten, von wahrhaft sittlichem Unwillen und wahrhaft sittlichem Schmerze eingegebenen Erguß gegen das Denunzianten- und Delatorentum, welches unter der Herrschaft des römischen Imperialismus sein Unwesen in schamlosester Weise trieb und gleichsam mit Luchsaugen gierig die Gelegenheit erspähte, um Anzeigen wegen politischer Vergehen, insbesondere wegen politischer Beleidigung machen zu können. So üppig wie im kaiserlichen Rom zu der Zeit, als der Cäsarenwahnsinn die Stadt der Welt und den Thron Mark Aurels durch Blutgier, Wollust und Grausamkeit befleckte, gedieh das Denunziantentum später niemals wieder, selbst nicht in Venedig unter der Willkürherrschaft einer Handvoll Aristokraten, als eine anonyme Anzeige bei der allmächtigen Staatsinquisition genügte, einem Mißliebigen die genaue Bekanntschaft mit den Bleikammern der Meeresbeherrscherin zu verschaffen. Unter dem Militärdespotismus Napoleons, welcher jede freie Regung mit dem eisernen Fuße des Eroberers niedertrat, blühte das Handwerk der Denunzianten und Delatoren gar herrlich, Fouchers geheime Polizei wußte dafür zu sorgen, namentlich in den deutschen Staaten, welche der Korse seiner Herrschaft einverleibt hatte, daß es in den Gefängnissen niemals an Personen fehlte, welche einer politischen Beleidigung verdächtig waren; der ehemalige blutige Revolutionsmann, der bekanntlich keinen Anstand nahm, die Pariser Dirnen als geheime Agentinnen zu verwenden, verstand sich trefflich darauf, daß es an Beweis und Überführung für das verübte Delikt niemals mangelte. Mit welcher Strenge man damals politische Beleidigungen bestrafte, mochten sie auch unbedeutendster Art sein, und mochte der Schuldige auch nicht entfernt das Bewußtsein besessen haben, daß er durch eine bestimmte Äußerung sich einer Beleidigung schuldig machte, das bleibt eines der charakteristischen Merkmale des napoleonischen Systems, das natürlich von den bedingungslosen Anbetern des Imperators geflissentlich übersehen, von dem wahrhaftigen Kulturhistoriker aber stets als ein trauriger Beweis dafür angesehen werden wird, daß das ruere in servitium unter den französischen Richtern damals zur vollendeten Thatsache geworden war. Bei aufmerksamer Betrachtung der öffentlichen Zustände in unsern Tagen scheint es nicht unangemessen zu sein, an diese, von der Geschichte zur ewigen Warnung aufbewahrten Schreckbilder zu erinnern, denn gewisse, nicht vereinzelte Thatsachen führen zu dem Schluß, daß in dieser Beziehung nicht alles so ist, wie es sein soll, daß vielmehr sich gewisse üble Gepflogenheiten einzubürgern drohen, die im Interesse der Kultur mit der größten Entschiedenheit bekämpft werden müssen.

Das heutige deutsche Recht ist weit davon entfernt, den Bürgern eine allgemeine Denunziationspflicht aufzuerlegen, im Gegensatz zu den Bestimmungen früherer Zeit bedroht es bei

einem schon verübten Verbrechen das Unterlassen der Anzeige überhaupt nicht mit Strafe, sondern es befiehlt nur bei gewissen, besonders schweren und besonders wichtigen Strafthaten jedem, welcher von der beabsichtigten Verübung glaubhafte Kenntnis davon erhält, der zuständigen Behörde Anzeige zu machen; nur bei zwei politischen Verbrechen ist das Unterlassen der Denunziation mit Strafe bedroht, bei Hoch- und Landesverrat; bei keiner anderen Strafthat mit politischem Charakter gebietet das Gesetz dem Bürger die Anzeige, auch nicht bei der Beleidigung. Die freiwillige Denunziation einer Beleidigung mit politischem Charakter muß um deswillen stets zu einer sorgfältigen Prüfung der Motive veranlassen, welche den Denunzianten zu seinem Verhalten bewogen haben, und in den meisten Fällen wird diese Prüfung den verächtlichen Eindruck, den der freiwillige Schergendienst in jedem unwillkürlich erweckt, nur bestätigen. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß vereinzelt auch ein edles Gefühl zu einer Anzeige über die der Person des Herrschers oder dem verdienten Beamten zugefügte Verunglimpfung veranlaßt, allein in der Mehrheit der Fälle ist der Beweggrund durchaus ein unedler, niedrigste Streberei und Kriecherei, verbunden mit dem gemeinsten Rachetrieb werden beinahe regelmäßig die Denunziation hervorrufen. Trügen die Anzeichen nicht, so hat die Denunziation aus unedlen, gemeinen, niedrigen Motiven in den letzten Jahren zugenommen und zugleich mit ihr das Bestreben, durch ein verstecktes, provokatorisches Benehmem jemanden zu einer politischen Beleidigung hinzureißen, um sich dann hinterher durch die Denunziation als Muster der Loyalität aufzuspielen. Die napoleonische Staatspolizei des zweiten Empire leistete in einem solchen Verhalten großes, sie wußte durch geheime Agenten die ihr verdächtigen Personen zu einer beleidigenden Äußerung über das Staatsoberhaupt, die Minister oder das Regierungssystem hinzureißen, um auf Grund derselben gegen die Unbedachtsamen einzuschreiten, welche ihre Zunge nicht zu meistern verstanden. Gegen solchen niederträchtigen Unfug kann nur die energische Bestrafung des Denunzianten, der sich in der Rolle des agent provocateur gefällt, einigermaßen helfen. Der Denunziant, welcher überführt wird, durch sein Verhalten eine politische Beleidigung provoziert zu haben, ist als Anstifter zu bestrafen und zwar nach der vollen Strenge des Gesetzes, von welcher der Richter nicht leicht einen wirksameren Gebrauch machen kann als gegen die Menschen, die sich nicht entblöden, mit den höchsten Gütern der Nation ein verwerfliches Spiel zu treiben, deren schnödes Verhalten das öffentliche Leben und die Beziehungen der bürgerlichen Gesellschaft geradezu vergiftet. Ohne das Denunzianten- und Detatorentum käme eine große Anzahl politischer Beleidigungen gar nicht zur gerichtlichen Verfolgung, ohne dies und sein verwerfliches Handwerk bliebe so manche unbedachte Äußerung, welche mehr auf mangelnde Einsicht in das Wesen des politischen Getriebes zurückzuführen ist als auf boshafte, staats- und gesellschaftsfeindliche Gesinnung, verborgen und böte nicht den Anlaß zu einer umfassenden Kriminalprozedur, die stets viel Staub aufwirbelt und dem gesellschaftlichen Frieden nichts weniger als förderlich ist, die so vielfach mit der Schwere der begangenen Rechtsverletzung in einem auffallenden Mißverhältnis steht. Im Anschluß hieran muß bemerkt werden, daß die Gesichtspunkte, welche man bei der Bestrafung der politischen Beleidigungen als die maßgebenden ansieht, vielfach nicht die richtigen sind. Selbstverständlich muß jede wirkliche Ehrverletzung, gleichviel gegen wen sie sich richtet, streng bestraft werden, und es wäre der Gipfel des Unverstandes und des Blödsinnes, wenn man den politisch am höchsten stehenden Persönlichkeiten denjenigen Rechtsschutz verweigern wollte, den auch der geringste Unterthan von dem Staate zu beanspruchen berechtigt ist. Allein so manche Äußerung, mit Bezug auf den Herrscher, den Minister oder eine politische Behörde gethan, wird als Beleidigung charakterisiert, während sie des injuriösen Charakters völlig entbehrt, sobald sie auf eine andere Persönlichkeit Bezug hat; so manches elende Geschwätz, welchem man im gewöhnlichen Leben gar keine Beachtung schenkt, erscheint als schwere politische Beleidigung, weil es eine politisch bedeutsame Persönlichkeit zum Gegenstand hat. Geht man in dieser Beziehung in unseren Tagen nicht zu weit, legt man dem albernen Gerede nicht häufig einen Wert bei, der ihm nicht zukommt, beachtet man nicht den Umstand zu wenig, daß die Würde und Ehre der Ersten und Besten im öffentlichen Leben durch schmähsüchtige Lästerreden unverständiger Menschen gar nicht berührt werden kann?

Es will uns scheinen, als ob in der That auf diesem Gebiete zuweilen der Eifer zu groß wäre, mit den Waffen des Strafrechtes auch da einzuschreiten, wo ein Verhalten vorliegt, das nur zur Verachtung Anlaß geben sollte. Mit Recht sagt der römische Jurist Modestinus von denjenigen, welche einer Beleidigung des Imperators angeschuldigt werden: obwohl sie der Strafe an und für sich würdig seien, so müsse man sie trotzdem schonen, weil sie den Wahnsinnigen gliche (quamquam enim temerarii digni poena sunt, tamen ut insanis illis parcendum est) und das berühmte Gesetz der Kaiser Theodosius, Arkadius und Honorius, welches einen so bedeutenden Einfluß auf die deutsche Gesetzgebung über die Bestrafung der Majestätsbeleidigung ausübte, enthält den ebenso schönen wie wahren Ausspruch, daß derjenige, der aus Leichtfertigkeit eine Schmähung des Imperators verübe, verachtet, während das Gefühl des Mitleids dem zugewendet werden müsse, welcher aus mangelnder Einsicht des Verbrechens schuldig geworden sei (quoniam si ex levitate processerit contemnendum est, si ex insania miseratione dignissimum). Die römischen Herrscher, welche diesen schönen Gedanken aussprechen, zeichneten sich sonst nicht durch besondere Milde aus, eines der grausamsten und ungerechtesten Gesetze gegen den Hochverrat verdankt ihrer Regierungszeit sein Dasein, ein Gesetz, welches mit den eben erwähnten Vorschriften in stärkstem Widerspruch steht. Der Gedanke, welcher letzteres beherrscht, war auch Friedrich dem Großen nicht fremd. Der Monarch, der in seiner Verachtung niedriger Schmähungen so weit ging, daß er ein Pasquill niedriger hängen ließ, damit es um so bequemer gelesen werden konnte, hätte für die Richtung unserer Zeit, welche die unbedachtsame Äußerung, das schnell entfahrene Wort niemals ignoriert, sondern stets der strafrechtlichen Verfolgung unterstellt, gewiß kein Wort des Lobes und der Anerkennung gehabt. Zwischen der Bestrafung der politischen Beleidigung und derjenigen gewöhnlicher Injurien besteht ein Mißverhältnis, das mit nichten als wünschenswert erscheint und der Rechtspflege nur zum Nachteile gereicht. Bekanntlich ist die Bestrafung der Beleidigung eine in so hohem Grade milde, daß sie den Ansprüchen, welche die Gesellschaft in betreff des Schutzes ihrer Ehre zu stellen berechtigt ist, weder genügt noch gerecht wird; dem gegenüber ist die Bestrafung der politischen Beleidigungen eine ziemlich hohe und jedenfalls, wenn man sie mit der Ahndung der gemeinen Injurien vergleicht, eine zu hohe. Eine Unehrerbietigkeit gegenüber einer Behörde wird, auch wenn sie keineswegs auf der Absicht zu verletzen, sondern auf Mangel an besserem Wissen beruht, in der Regel viel härter bestraft als die Verdächtigung der Tugendhaftigkeit eines Mädchens, trotzdem die Injurie in letzterem Falle ganz andere und schlimmere Konsequenzen haben kann und nicht selten auch hat als in ersterem. Gewiß ist es am Platze, wenn die wirkliche Beleidigung mit politischem Charakter streng, recht streng bestraft wird, aber es kann nicht als ein der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechender Zustand erachtet werden, wenn die Ehre des Bürgers mit geringerem Schutze bekleidet ist als die Ehre einer politischen Behörde; es ist kein befriedigender Zustand, wenn man strenge Strafen auch in solchen Fällen ausspricht, wo der Schuldige das Bewußtsein zu beleidigen schwerlich besaß, wenn man von der ganzen Schärfe des Gesetzes auch in Fällen Gebrauch macht, in welchen die gemeine Anschauung eine Beleidigung überhaupt nicht zu erkennen vermag, in welchen eine Ehrverletzung nur dann zu erblicken ist, wenn man den Begriff der politischen Ehre in einer Ausdehnung auffaßt, für welche die Anschauung des Volkes des Verständnisses völlig entbehrt. Beschränkte man sich darauf, nur solche politische Injurien zu verfolgen und zu bestrafen, welche auch dem gemeinen Rechtsbewußtsein als unberechtigte Mißachtungen einer bestimmten Persönlichkeit erscheinen, wollte man davon absehen, auch solche Äußerungen der strafrechtlichen Ahndung zu unterziehen, denen nur eine hypersubtile Interpretation des Gesetzes und der Begriffe des gewöhnlichen Lebens einen injuriösen Charakter beizulegen vermag, wahrlich, die Zahl der Strafprozeduren, die eine politische Beleidigung zum Gegenstand haben, würde im erheblichsten Maße verkleinert und hierdurch das öffentliche Leben in nicht zu unterschätzender Weise berührt werden; viel Haß und Erbitterung bliebe dem Volke erspart, und die politische Gegnerschaft wäre schwerlich in dem Maße vergiftet, wie sie es thatsächlich ist. Wäre es aber ein Nachteil für den Staat, wäre es eine Beeinträchtigung seiner Würde und seines Ansehens, wenn man dem einfältigen Geschwätz weniger Beachtung schenkte und

es lieber der Verachtung überließe, wäre es eine Benachteiligung des den Behörden zukommenden Ansehens, wenn man deutlich bekundete, daß die Autorität des Staates eine viel zu hohe ist, als daß sie durch schmähsüchtigen Leichtsinn und leichtfertige Unachtsamkeit verletzt werden kann, wäre es ein Schaden für das Recht und die Moral, wenn dem Denunzianten und Delatorenunfug das ausgedehnteste Feld seiner Wirksamkeit entzogen würde? Schwachen Staaten und schwachen Regierungen mag es in ihrer Ängstlichkeit vielleicht notwendig erscheinen, jede über sie geäußerte Ansicht zu überwachen und unnachsichtig gegen alles einzuschreiten, was auch nur entfernt einer Beleidigung ähnlich ist; starke Staaten und starke Regierungen sollten sich von dieser Schwäche befreien und dem Beispiel des großen Königs folgen, dessen Verhalten auch auf diesem Gebiete für alle Zeiten ein mustergiltiges sein wird.

Litterarische Berichte.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Jahrg. 1885 und 1886.
Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Jahrg. 1885 und 1886. Verlag von Dietrich Reimer.

Die Verhandlungen wie die Zeitschrift der so herrlich erblühten geographischen Gesellschaft zu Berlin spiegeln in großartiger Weise den Aufschwung wieder, welchen die geographische Wissenschaft in der jüngsten Zeit genommen, und zwar zum Teil durch die ganz hervorragende, vom größten Eifer und der größten Thatkraft getragene und von weiser Umsicht geleitete Teilnahme Deutschlands genommen hat. Wenn gegenwärtig die Erdkunde zu einer Wissenschaft in vollem Sinne des Wortes und in großem Stil erhoben ist, so ist das vor allem das Verdienst des deutschen Geistes, dessen Zug zum Systematischen sich auch hier aufs fruchtbarste bethätigt hat. Daß aber die Einzelforschung, auch in ihrer kühnsten und am meisten Willenskraft und Opferfreudigkeit fordernden Gestalt, im organischen Zusammenhange der einzelnen Bestrebungen erst recht aufgeblüht ist und sich in ihm erst recht fruchtbar erwiesen hat, das verdanken wir der Thatkraft, welche seit 1870 unsere Nation beseelt, und wenn man Seele und Geist der geographischen Forschung für Deutschland überhaupt lokalisieren darf, so hat sie beides in dem Berliner Verein für Erdkunde. Daß die deutsche Geographie über dem Interesse für die Ferne die Erforschung der Heimat nicht vernachlässigt, daran erinnert uns Wilhelm Lehmanns Vortrag über die bibliographischen Arbeiten, welche die Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland veranlaßt hat (Verh. 1885, 2, 93). Der Geschichte der Erdkunde gehören die Untersuchungen, welche Franz Max Schmidt über die Reise Wilhelm Rubruks — dieser Minorit drang in den Jahren 1253—1254, als Abgesandter König Ludwigs des Heiligen, tief in die Mongolei vor, — Eugen Gelcich über Columbus als Nautiker und als Seemann, J. Polakowsky „zur Geschichte der Entdeckung von Chile" und Christian Sandler über den berühmten deutschen (Nürnberger) Karthographen Johann Baptista Homann in der Zeitschrift veröffentlichen (1885, 3; 4; 86, 1; 4 und 5); dem ersten und dem letzten Aufsatze ist je eine Karte beigegeben. Kehren wir zu den Arbeiten über deutsche Geographie zurück, so verdient Albrecht Pencks Vortrag über die deutschen Mittelgebirge ganz besonders hervorgehoben zu werden (geh. am 4. Juli 1885, H. 7). P. unterscheidet in lichtvoller Weise 7 verschiedene Typen des Mittelgebirges und weist alle 7 in dem deutschen Mittelgebirge nach. Eine Anzahl von Profilen, durch die Sächsische Schweiz, durch den Harz, den Thüringer Wald u. s. w. veranschaulichen die einzelnen Typen. — Eine der interessantesten Gestaltungen des Flachlandes behandelt E. H. Wichmann in dem Aufsatz über die Elbmarschen (Zeitschr. 1885, 4 und 5). Der weitüberwiegende Teil der Vorträge und Aufsätze aber beschäftigt sich mit der Geographie anderer Erdteile, und unter diesen trägt, wie zu erwarten, das von so vielen Freiern umworbene Afrika den Hauptanteil davon. Ein nur im Auszuge mitgeteilter Vortrag des Dr. M. Büchner, gehalten am 10. Okt. 1885 (H. 8), führt uns nach dem soviel genannten und doch noch so wenig gekannten Kamerun. Was ein Kenner wie Büchner über den Charakter unserer Landsleute von Kamerun, der Dualla sagt, hat mit recht die vollste Beachtung gefunden. Ein Vortrag des um die Erweiterung nicht nur unseres Wissens, sondern auch unseres Kolonialgebietes wohlverdienten Hugo Zöller (Verf. 1885, 9) beschäftigt sich mit dem südlichsten Teile des deutschen Kamerungebietes, der Stelle von Afrika, wo der weiße Fleck am nächsten an die Küste heranreicht. Er verdankt, wie er

sagt, Dr. Nachtigals privaten Notizbüchern die Grundlagen seiner eigenen Kenntnis des „Batangalandes", die er dann durch eigene Studien und Forschungen erweitert hat. Viel Licht über ein anderes Gebiet, das der Kalahari (Steppe, nicht Wüste) verbreitet zu haben, ist das Verdienst Farinis. Paul Reichard sprach am 5. Dez. 1885, drei Monate, nachdem er von der so gefahrvollen, so opferreichen und doch nicht mit dem vollen Erfolge gekrönten fünfjährigen Reise in Ostafrika und dem Quellgebiete des Kongo zurückgekehrt war, im Verein f. E. über diese seine Reise. Der Inhalt dieses interessanten Vortrages ist durch die Zeitungen allgemein bekannt geworden (Verh. 1886, 2). E. Hartert berichtet über einen Teil des Nigergebietes und M. Quedenfeldt über Reisen in Marokko (Verh. 1886, 9). Vier verdiente Reisende haben über ihre Forschungen im Kongogebiete berichtet. Dr. Wolf erzählte seine Reise von S. Salvador, O. S. O. von Vivi gelegen, nach dem Quango und zurück (Verh. 1886, 1). V. François berichtete über zwei Reisen im Kongobecken, deren erste, die Kassai-Expedition, er mit Wißmann zusammen machte, während er die zweite als Begleiter des Missionars Grenfell unternahm. Auf der letzteren wurde der Lulingo und der Tschuapa befahren. Pr.-Lt. Kund berichtete über die im Auftrage der Afr. Ges. in den Jahren 1884, 85 unternommene Expedition, welche mit dem Marsche zum Koango begann und nun die nächsten Nebenflüsse des Kongo überschreitend bis zum Lukenge ging, auf dessen Erforschung nicht weniger als 72 Tage verwendet wurden. Nachdem auf dieser Reise Kund schwer verwundet war, hatte Tappenbeck die Führung der Expedition übernommen, und so war er es, welcher über den letzten Teil derselben, die Befahrung des Lukenge (er schreibt Lokenje) am 2 Okt. 1886 (Verh. H. 10) vortrug. Diese erfolgreichen Fahrten im Gebiete der linken Seite des Kongobeckens waren reich an Abenteuern und werden von den Rednern, vor allem von dem letztgenannten, mit großer Anschaulichkeit dargestellt. — Gefahrlose, aber nicht minder verdienstvolle Streifzüge haben im Nordosten Afrikas Aschersons nach der Kleinen Oase in der Libyschen Wüste und Schweinfurths nach dem Depressionsgebiete in der Umgegend von Fajum gemacht. Der letztgenannte, eine Autorität ersten Ranges, urteilt in seinem Berichte (Zeitschr. 1886, 2 S. 96) von dem ersteren, daß er sich um die Kenntnis der betreffenden Gebiete außerordentliche Verdienste erworben habe, indem er sowohl als Forscher an Ort und Stelle unsere Kunde erweitert als auch durch kritische Sichtung der Angaben seiner Vorgänger vieles aufgehellt habe. Die beiden Aufsätze von Aschersons (Zeitschr. 1885, 2, 110 ff. und 1886, 3, 239 „Die Bevölkerungszahl der ägyptischen Oasen und der gegenwärtigen Zustände in denselben" bestätigen dieses Urteil vollkommen. Aschersons zeichnet sich wie sein Meister Schweinfurth durch die Vielseitigkeit (bei Schweinfurth könnte man versucht sein, „Allseitigkeit" zu sagen) seiner naturwissenschaftlichen Bildung aus. Nach Asien führt uns E. Jung in seinem Bericht über den jüngsten im J. 1881 abgehaltenen Census von Indien (Zeitschr. 1886, 3, 172, 4, 243). Gottsche hat über Land und Leute in Korea gesprochen, Julius Euting über seine Reise in Inner-Arabien 1883,84 (Verh. 1886, 5), E. Naumann über die japanischen Inseln und ihre Bewohner (Verh. 1886, 4). Von den Forschungsreisen in Amerika, mit welchen uns die vorliegenden Publikationen bekannt machen, dürften die von Karl von den Steinen (Verh. 1885, H. 4) die bedeutendsten sein. Seine Erforschung des Rio Xingu hat ihn zu Völkern geführt, welche noch nie einen Europäer gesehen hatten, und sie hat über ein großes Gebiet der terra incognita von Brasilien die überraschendsten Aufklärungen gegeben. Es ziemt sich wohl, auch an dieser Stelle mit Anerkennung der kaiserlich brasilianischen Regierung zu gedenken, ohne deren opferbereite und thatkräftige Förderung diese so ruhmwürdige Entdeckerthat gar nicht möglich gewesen wäre. Aber auch die Vertreter des deutschen Reiches in Laplata und Brasilien haben das Unternehmen nach Kräften gefördert. Soviel über den reichen Inhalt der Veröffentlichungen dieser ausgezeichneten wissenschaftlichen Gesellschaft, Veröffentlichungen, deren Fülle wir noch nicht erschöpft haben. A. B.

Aus dem Siegesjahre 1870/71. **Kriegsfahrten** eines Truppenarztes vom 10. Armeekorps, 2 Hannöverschen Dragonerregiments Nr. 16 von Dr. Georg Hantel, Prakt. Arzt. Elding 1885.

Verfasser wurde als junger Arzt dem 10. Armeekorps zugeteilt, wurde von dem Generalarzt desselben mit der Wahrnehmung einer Feldassistenzarztstelle bei dem 2. Hannöverschen Dragonerregiment Nr. 16 betraut und demnächst vom Regimentskommandeur der 4. Eskadron überwiesen. In der Stellung eines Assistenzarztes hat er mit derselben vom 11. August 1870 ab bis zu ihrer Rückkehr nach Deutschland Freude und Leid geteilt. — Er hat innerhalb dieser Zeit ein Tagebuch geführt und darin die Thaten und Leistungen seiner Truppe sowie seine Erlebnisse geschildert. Unmittelbar nach dem Kriege sind zahlreiche litterarische Produktionen erschienen, welche zum großen Teile nur beanspruchen könnten, den Kriegskameraden als ein Erinnerungsblatt an die ruhm- und gefahrreiche Zeit zu erscheinen. Wenn gegenwärtig Aufzeichnungen aus dieser Epoche aus dem engen Rahmen eines kleinen Truppenkörpers heraus noch Anspruch auf allgemeines Interesse erheben, so müssen denselben Eigenschaften beiwohnen, die der Inhalt der Publikation zu rechtfertigen hat. Dies ist im vollen Maße der Fall. —

Das Leben des deutschen Soldaten, von seinem Auszug über den Rhein bis in die tosende Schlacht, bis an die Gräber unserer Gefallenen, bis an die Lagerfeuer des Biwaks, bis in die Friedenskantonnements der Okkupationszeit, bis zu der von Siegeskränzen geschmückten Heimat an der Hand eigener Erlebnisse in einer von Liebe und Begeisterung zu unserem herrlichen deutschen Vaterlande und unserer braven Armee getragenen Sprache zu zeichnen, ist dem Verfasser überaus gelungen. Vollkommen der französischen Sprache mächtig, begünstigt durch seine ärztliche Stellung, hat er andererseits vielfach Gelegenheit gehabt, tiefe Blicke in das Denken und Empfinden der französischen Bevölkerung zu thun, deren weitaus größter Teil trotz allen Unglücks bis zum Ende des Krieges der Selbstverblendung anheimgefallen war. Nicht den geringsten Wert haben die Kriegsfahrten durch die edle Sprache, welche die ganze Begeisterung zeigt, in welcher Alldeutschland bei Ausbruch des Krieges und während der ganzen Dauer desselben sich befand und welche in den Herzen aller derer, die sich der großen Zeit noch mit Bewußtsein erinnern, lebhaften Wiederhall hervorrufen wird. Eben dieser seiner Begeisterung soll es zu gute gehalten werden, wenn er in dem Ausdrucke derselben sich mitunter zu Phrasen versteigt, welche bei einer sorgfältigeren Durchsicht hätten vermieden werden können.

J. D.

Zur Geschichte der altevangelischen Gemeinden. Vortrag, gehalten zu Berlin am 20. April 1887 von Dr. Ludwig Keller, Kgl. Staatsarchivar. Berlin 1887. Verlag von Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

In zwei größeren Werken hat Keller schon früher in ebenso eingehender wie klarer Weise und an wissenschaftlichen Resultaten reicher Darstellung seine auf großen Forschungen beruhenden Ansichten über das Wesen der alten Waldenser- oder Brüdergemeinden und ihren Zusammenhang mit altchristlicher Zeit und mit neueren Richtungen veröffentlicht. Es haben diese überaus anerkennenswerten Schriften sehr verschiedene Beurteilung erfahren; glücklicherweise aber hat selbst der oft maßlose Ton gegnerischer Kritik den Verfasser nicht abgeschreckt, diesem hochinteressanten und noch zu wenig gewürdigten Gegenstande neues Interesse zu widmen, und wir meinen, daß er am meisten berufen ist, durch weitere Forschungen das über der Geschichte jener Gemeinden noch schwebende Dunkel zu lichten. Dieses erneute Interesse wird durch den uns vorliegenden, im Druck erschienenen Vortrag bezeugt, und wenn wir bei unserer entschiedenen Zustimmung etwas auszusetzen haben, so ist es der einzige Punkt, daß wir meinen, der Verf. habe — ohne sein Auditorium eines Mangels an wissenschaftlicher Bildung beschuldigen zu wollen — doch zu viel vorausgesetzt. Wer Kellers frühere, auf diesen Gegenstand bezügliche Werke nicht gelesen oder, besser gesagt, studiert hat, — denn selbst von seinen Kritikern scheinen mehrere nur das erste gethan zu haben — dem dürfte es doch selbst bei großer allgemeiner Bildung und bei angestrengter Aufmerksamkeit des Zuhörens schwer werden, den Kernpunkt des geistvollen Vortrags zu erfassen, der eben, um verstanden zu werden, zu sehr die Bekanntschaft mit jenen früheren Werken voraussetzt. Dieses von uns ausgesprochene Bedenken wird jedoch durch die Hoffnung gemildert, daß dieser Vortrag alle, denen er nicht ganz verständlich geworden sein sollte, lebhaft anregen möge, sich mit Kellers bedeutenden Werken über diesen Gegenstand zu befassen, und von dieser Hoffnung geleitet empfehlen wir das Büchlein aufs dringendste der aufmerksamen Lektüre aller derjenigen, welche für diesen Teil der Geschichte nur irgend welches Interesse haben.

C. S.

Bilder von der Ostgrenze. Studien und Skizzen von M. Friedeberg. Mit 5 Illustrationen. II. Bändchen der Bilder aus Ostpreußen. Tilsit 1886. Verlag von G. Mikßas. Leipzig 1886. Kommissions-Verlag von R. Friese.

Ein etwas wunderliches Buch, welches mehrere Fliegen, wie man sagt, mit einer Klappe schlagen soll. Die zweite, kleinere Hälfte bilden „Schulerinnerungen zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Provinzialschule zu Tilsit." Die vorangehenden Kapitel sind überschrieben „Auf der Memel", „Polen und Litauer", „die Juden in Litauen seit dem 14. Jahrhundert." Das giebt doch zusammen noch kein Buch. Die Gesinnungen des Verfassers, welcher auch „Praktisches Judentum" geschrieben hat, sind lobenswert. Er ist ein deutscher Patriot, frei von dem abscheulichen, gegenwärtig einreißenden deutschen „Chauvinismus." Seine Sympathien für Sprache, Gesittung und Kultur der Litauer ist durchaus berechtigt, ebenso sind es seine Klagen über die Ausdehnung gewisser harter Maßregeln, welche da das Polentum bekämpfen wollten, wo es gar keins giebt. Die Kulturbedeutung, welche er dem litauischen Judentum beilegen möchte, macht mehr seinem Herzen als seinem Urteil Ehre.

A. B.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Geſammelt
von
Helene von Hülſen.

(Fortſetzung.)

Fünfzehnter Abſchnitt 1853—1854.

Je mehr Botho von Hülſen ſich in die Verhältniſſe ſeiner neuen Stellung einzuleben, ſich die Sympathien ſeiner Beamten und eines Teiles der Künſtler zu erwerben und ſich deren volles Vertrauen, deren unbegrenzte Hochachtung zu ſichern begann, deſto lebhafter wurde derſelbe auch andrerſeits, namentlich von einzelnen Organen der Preſſe, einzelnen Theateragenten, beleidigten Schriftſtellern u. ſ. w. verurteilt, verleumdet und angegriffen. Seine rückſichtsloſe Aufrichtigkeit, ſeine oft ſchroffe und heftige Zurechtweiſung und die eiſerne Konſequenz, mit der er ſeine einmal als recht erkannten Maßregeln durchzuführen trachtete, mehrten die Zahl ſeiner Feinde und Widerſacher und machten nicht nur ihm, ſondern ſelbſtverſtändlich auch mir manche trübe Stunde. Aber mein Mann blieb ſich klar bewußt, daß vieles, was ihn perſönlich hart traf, von ſeiner Intendantenſtellung unzertrennlich und der naturgemäße Schatten ſei, den die Macht und der Glanz derſelben werfen mußten. „Es iſt in meiner Poſition viel leichter der „Liebenswürdige“ als der „Pflichtgetreue“ zu ſein!“ — äußerte er oftmals, wenn er in der traurigen, in ſeiner Stellung ſo unabweislichen Lage war, die Eitelkeit der Einzelnen im Intereſſe der Sache zu verletzen und die Thränen fließen zu machen, wo er ſo gern Freude bereitet hätte. Einem armen, nach Erfolg durſtenden Schriftſteller wiederholentlich Stücke zurückſchicken zu müſſen, weil ſie entſchieden noch nicht reif, in der „Mache“ völlig unfertig für eine Aufführung im königlichen Schauſpielhauſe waren, oder einem jungen, nach Engagement ſchmachtenden Künſtler dasſelbe zu verweigern, weil deſſen Gaſtſpiel ſchlecht ausgefallen war, dieſes alles nagte oft komplett an ſeinem Herzen. Nicht ſelten im inneren Kampfe mit der allzugroßen Weichheit ſeines Gefühls, ſuchte er dasſelbe dann unter einer Fernerſtehende zurückſchreckenden Schroffheit zu verbergen. Wer ihn aber kannte, — und nun zumal ſeine Frau, — wußte dann nur allzugut, was

die „Glocke geschlagen“ hatte. — Und immer dann war er auf das eifrigste bestrebt, möglichst lindernden Balsam in die von ihm geschlagenen Wunden zu gießen und menschlich zu helfen und zu vermitteln, wo es ihm sein Pflichtgefühl künstlerisch nicht gestattet hatte. Zwei Belege für das soeben von mir Gesagte leben gerade besonders frisch in meiner Erinnerung. —

Der Dichter des „Narziß“, Herr Brachvogel, erzählte mir nämlich in einer der letzten Gesellschaften, die er in unserem Hause mitgemacht hatte, über die Vorgeschichte dieses noch nach 30 Jahren die Theaterkasse füllenden Stückes und meinen Gatten folgendes: „Ich hatte, — sagte derselbe, — „dem Herrn Generalintendanten von Hülsen mehrere Lustspiele und theatralisch dramatische Versuche eingereicht, doch waren sie immer zurückgewiesen worden. Als dieses mir das dritte Mal geschah, fühlte ich mich der Verzweiflung nahe und konnte nicht umhin, dieses Herrn von Hülsen auszusprechen.“

„So schreiben Sie doch einmal ein ernstes Schauspiel, ein wirkliches Drama,“ — entgegnete derselbe mit sichtlicher Anteilnahme — „Sie haben ja unfraglich Talent. So aber, wie Ihre Lustspiele sind, kann ich sie nicht aufführen, da sie in keiner Weise Erfolg versprechen. Ein durchgefallenes erstes Stück wäre aber, abgesehen von allem Anderen, der schlimmste Dienst, den ich Ihnen geleistet haben könnte. Versuchen Sie sich doch also einmal nach jener Seite!“ — „Ich wollte, — fuhr Brachvogel fort, — „anfänglich gar nicht davon hören, zumal ich mich völlig entmutigt fühlte. Endlich aber siegte doch das glühende Verlangen über alles Andere. Ich schrieb den „Narziß“ und brachte ihn eines Tages erneut dem Generalintendanten, der ihn sofort zu lesen versprach und mich nach wenigen Tagen zu der Empfangnahme seiner Entscheidung wieder zu sich bestellte. Mit welchen Empfindungen ich derselben harrte und mich auf das Geschäftsbüreau begab, läßt sich ermessen. Mit klopfendem Herzen hielt ich das Thürschloß in der Hand und stand vor dem Allmächtigen, der mich freundlich zu sich winkte und mich niedersetzen hieß.“ — „Ihr „Narziß“ ist vortrefflich, aber der Schluß darf so nicht bleiben,“ — begann Herr von Hülsen, indem er mir das Manuskript überreichte. — „Ändern Sie denselben, —“ er gab mir kurz an, wie — „und bringen Sie mir Ihr Stück sofort zurück. Es soll dann sogleich mit der Szenierung begonnen werden.“ Und Herr Brachvogel änderte, befolgte meines Mannes Rat und war in wenigen Wochen von einem gänzlich Unbekannten ein berühmter Mann geworden.

Denn der Narziß, mit Dessoir in der Titelrolle, hatte einen Erfolg, wie ihn damals nur einzelne Stücke der Birch-Pfeiffer, z. B. „Dorf und Stadt“, „Mutter und Sohn“, „die Familie“ u. andere zu verzeichnen hatten. Er wurde, wie ich glaube, in kaum Jahresfrist mehr denn sechzigmal, bei fast immer ausverkauften Häusern, aufgeführt. Niemals aber machte mein Mann über den Anteil, den er daran hatte, die leiseste Andeutung, und niemals würde ich — hätte mir es Herr Brachvogel nicht nach Jahren erzählt, — von dem Verdienste meines Mannes darum eine Ahnung erhalten haben! —

Das zweite Beispiel, dessen ich hier aber noch in Beziehung auf nicht geglückte Gastspiele und ihre zeitweilige Rückwirkung auf meinen Gatten gedenken möchte,

betrifft Frl. J., Tochter eines bei uns engagierten Mitgliedes. — Das junge, leider den gehegten Erwartungen in keiner Weise entsprechende Mädchen hatte sich, in häufig stattfindender Verblendung, fest auf den so sehnlich gehofften Erfolg ihres Auftretens und das ihr dadurch gesicherte Engagement an der Berliner Hofbühne verlassen. Auch ihr Vater, der kränklich, und dessen Hauptstütze und Glück diese von ihm zärtlich geliebte Tochter war, hielt dasselbe für ausgemacht.

So traf beide die Eröffnung, daß der Generalintendant das Engagement rundweg abgeschlagen, wie ein Donnerschlag. — Es geschah ja öfter, daß mein Gatte verspätet und durch dienstliche Zwischenfälle behindert zu Tische kam, und ich hatte mich daran, wie ja überhaupt an Geduld, gewöhnen müssen. — Es wurde dieses meiner zuerst an militärische Pünktlichkeit gewöhnten und ungeduldigen Natur oft aber nicht leicht, und ganz besonders schwer, nicht nach den Ursachen fragen, und mich darüber orientieren zu dürfen. Mein Mann liebte es aber nicht, Unannehmlichkeiten, insofern sie mich gar nicht berührten, daheim wieder durchzusprechen, und so suchte ich mich, sah ich ein verstimmtes Gesicht, möglichst zu bescheiden und selbst bei guter Laune zu erhalten. — Heute aber, an dem Mittage nach jenem Gastspielabende, kam mein Mann so spät und setzte sich so betrübt an den Tisch, daß ich gar nicht wußte, was ich davon zu denken hatte, und ihn mit stiller Sorge betrachtete. Meine Versuche, eine Unterhaltung anzuregen, blieben auch erfolglos, und schon dachte ich daran, den Bann durch eine offene Frage zu brechen, als er mir zuvor kam:

„Ich kann heute nicht essen!“ — sagte er und legte die Gabel zur Seite, „denn ich muß unablässig an das arme Fräulein J. und ihren Kummer denken. Ich weiß ja, daß ich meine Pflicht that, und nichts könnte mich bestimmen, meinen Entschluß zu ändern. Aber, — solches Herzeleid zu sehen, sich zu sagen, daß man es mit einem Worte ändern, allen Schmerz in jubelnde Freude verwandeln und auch dem Vater seinen glühenden Wunsch erfüllen könnte, das zu wissen und es dennoch nicht auszusprechen, das ist schwer, Helene, und ich brauche Zeit, es hinter mich zu werfen!“

Ja es war schwer, auch für mich, die ich mich, je länger, je mehr, mit den Interessen meines Mannes zu erfüllen, mit den Obliegenheiten seines Berufes zu verschmelzen trachtete. Aber, — größer noch, weit größer, war doch meine Freude, einen solchen Gatten zu besitzen, ihn, trotz mancher schon gemachten, herben Erfahrung, so menschlich wohlwollend und teilnehmend zu finden. — Und nicht nur auf alle diejenigen, die meinem Gatten dienstlich oder künstlerisch, persönlich oder geschäftlich nahe traten, sondern auf alle, die sich ihm im Vertrauen nahten, erstreckte sich dieses ihn so wesentlich charakterisierende, rein menschliche Wohlwollen. Ich kann und darf nicht immer nur meine Anschauungen, Wahrnehmungen und Erfahrungen in diesen Erinnerungen niederlegen, da man mich sonst nur allzu leicht der liebenden Voreingenommenheit und Parteilichkeit für meinen Mann beschuldigen und dieses das Zutrauen bei manchen meiner Leser beeinträchtigen könnte. Dieses aber zu verschulden, sei ferne. Denn, wenn ich auch der Ansicht bin, daß man kein Ding und keinen Menschen recht beurteilen kann,

wo, sozusagen „das Auge der Liebe" fehlt, so darf sich doch dasselbe niemals der Wahrheit verschließen, geschweige denn sich wissentlich davon entfernen und gegen dieselbe versündigen. Und eben deshalb will ich auch möglichst häufig andere, womöglich fernstehende Persönlichkeiten über Botho von Hülsen reden und ihre Eindrücke und Aufzeichnungen von ihm und über ihn in diesen Blättern folgen lassen. Hoffentlich wird man alsdann volle Bestätigung des von mir Gesagten finden. So ging mir unter anderem vor einigen Monaten das Heft 7 des „Schorer'schen Familienblattes" von befreundeten Händen zu, in dem eine junge, niemals an der Berliner Hofbühne engagierte Künstlerin der Fünfziger Jahre über meinen Gatten folgendes erzählt und durch einen von demselben an sie gerichteten Brief bekräftigt:

„Meine Bekanntschaft mit Botho von Hülsen, dessen gute Eigenschaften lange noch nicht genugsam zur Kenntnis des größeren Publikums gedrungen sind, — z. B. die wahrhaftige Herzensgüte, die fürsorgliche, ja väterliche Teilnahme an allen jungen Kunstbeflissenen, die bei Beginn der dornenvollen Laufbahn seine Unterstützung in Anspruch nahmen, das aufrichtige Interesse ohne jegliche Nebenabsichten, welches der verstorbene Generalintendant jedem ihm bemerkenswerten Talente entgegenbrachte, — wurde in einer völlig dunklen Loge des Opernhauses gemacht während des auf der Bühne stattfindenden Probespiels eines Weimar'schen Violoncellisten, welcher der Hofkapelle einrangiert werden sollte. Ich genoß nämlich seit einigen Monaten den Unterricht der Frau Crelinger, und diese hatte mich ihrem Chef sehr warm und wiederholt empfohlen. Herr von Hülsen wünschte also mich kennen zu lernen. —

„Meine Zeit erlaubt nicht, Sie heute Vormittag im Theaterbureau zu empfangen," — schrieb er mir. — „Lassen Sie sich gefälligst zwischen 12 und 1 Uhr in die Opernloge der Intendanz führen, wo ich um die genannte Zeit einer Musikprobe beiwohnen muß." Ich fand mich also an dem bezeichneten Orte pünktlich ein, um dem gestrengen Chef den besten Eindruck zu machen, eine Absicht, die allerdings etwas gefährdet wurde durch den Umstand, daß mich die ägyptische Finsternis, die in dem ganzen Zuschauerraum herrschte, über die Stühle und Fußbänke der Loge erbarmungslos und äußerst geräuschvoll stolpern ließ und überhaupt vollkommen unsichtbar machte. „Ich kann bei der Dunkelheit kaum erkennen, wie Sie aussehen!" meinte Herr von Hülsen nach der ersten Begrüßung, — „aber Sie scheinen für Ihr Alter groß und stark zu sein. — Bitte, setzen Sie sich!" — Mühsam eroberte ich einen Sitz, und die originelle Audienz, in vollkommener Nacht, nahm ihren Fortgang. — „Ich höre, daß Sie schon jetzt mit zwei Füßen in ein Engagement springen wollen," — sagte Herr von Hülsen mir unter anderem. — „Das ist recht. Keine Zeit verlieren. Hüten Sie sich nur vor den kleinen Hofbühnen, denn jeder Künstler, der an einer solchen sitzen bleibt, ist für Zeit seines Lebens begraben. Gehen Sie lieber an ein großes Stadttheater! — Allerdings werden Sie unseren Blutsaugern, — ich meine die Theater-Agenten, — in die Hände fallen müssen. — Wenn Sie sich aber nur für eine Saison binden, können sie für die Zukunft freie Hand behalten!" — Als

ich Herrn v. Hülsen nun mitteilte, daß ich zum kommenden Herbste bereits ein Engagementsanerbieten für das Stadttheater in S. hatte, meinte er: „Sehr gut. Dort werde ich Gelegenheit haben, Sie spielen zu sehen. Ich betrachte diese Bühne stets halb und halb als eine Vorstation der unsrigen!“ —

Wie es aber zumeist allen Idealisten passiert, daß sie sich mit den gegebenen realen Verhältnissen nicht gut abzufinden wissen, so war auch ich in meinem ersten Engagement nicht auf Rosen gebettet. Jammernd sandte ich ein langes Schreiben an den Generalintendanten in Berlin und klagte ihm mein schweres Leid. — Ich lasse nun den Abdruck eines von Herrn v. Hülsen eigenhändig an mich geschriebenen Briefes, — die Antwort auf meine Epistel, — wörtlich folgen und frage: „Könnte man in ganz Deutschland noch einen zweiten Bühnen-Chef finden, der zu einer jungen Kunstnovize in einem so aufrichtigen, fürsorglichen, ja väterlichen Tone sprechen würde?“ Der Brief des Generalintendanten also lautet:

„Wertes Fräulein!

Sehr gern bin ich bereit, Ihnen Rat auf Ihren Wunsch zu erteilen. Nur setze ich als bestimmt voraus, daß diese meine Privatgefälligkeit unter uns bleibt und nur zur Kenntnis Ihrer geehrten Eltern kommen darf. Zur Sache also:

1. Daß Sie die Rolle der „Judith“ in Uriel Acosta in 4 Tagen zu lernen und zu spielen nicht übernehmen wollten, kann ich nur billigen. Nur mußten Sie die richtige Form finden, und dürfte Ihre Pflicht sein, sich Ihre eingegangene Abhängigkeit von jemand anderem als Ihren Eltern recht klar zu machen. Ich wiederhole Ihnen, daß, da Ihre Lehrerin, Frau Crelinger, welche Ihr Vertrauen hat, mir auch aussprach, daß Ihr Talent für „Salondamen“ ist, Sie sich nicht auf falsche Bahnen drängen lassen müssen. Ich kenne Ihren Kontrakt nicht und weiß nicht, ob H. Direktor N. tragische Rollen fordern kann. Ist dieses nicht der Fall, so rate ich Ihnen, offen mit H. D. N. zu sprechen, und ihm zu sagen:

„Sie wollten keine anderen Bahnen einschlagen, als Ihre Lehrerin richtig für Sie bezeichnet habe. — Anstands- und Salondamen, Charakterrollen, welche dahin schlagen, wie Orsina und Milford. Sie müßten aber bei Einstudierung neuer Rollen Ihres Faches die nötige Zeit haben, welche einer Anfängerin gebührt. Eine „Utilité“ zu sein, dazu fehlte Ihnen vorläufig die Routine.“ — Ich, als Vorstand einer Bühne, würde danach handeln, und nehme daher keinen Anstand, Ihnen obigen Rat zu erteilen. —

2. Das Anerbieten nach Petersburg rate ich Ihnen dringend abzulehnen, wenn es Ihnen um Ihre Kunst zu thun ist, wenn Sie die Absicht haben fortzuschreiten. In Petersburg sind Sie vom deutschen Theater eigentlich abgeschnitten. Das Repertoire ist schlecht, und auf Ihre Äußerlichkeit wird spekuliert. Haben Sie wirklich Talent und sind fleißig, so daß Sie Sicherheit und Routine gewinnen, so stehen Ihnen in einiger Zeit sämtliche Hoftheater, Berlin eingeschlossen offen, und verhehle ich Ihnen durchaus nicht, daß Sie mit zu denen gehören, die für mich als etwaiger Ersatz für Fr. X. verzeichnet sind. Sie sind bei N. N.

in ganz guter Schule. Nur machen Sie sich das Verhältnis klar. — Er müßte Sie hauptsächlich vorläufig im Konversationsstück beschäftigen. Ferner nehmen Sie noch einen Rat freundlich an. Meiden Sie auffällige Toilette! — Wenn ich Ihnen abrate, nach Petersburg zu gehen, so bitte ich Sie dringend zu bedenken, daß Sie diesen Rat wünschten, und ich Ihnen auch offen meine Meinung sagen muß, wobei ich aber keine Verantwortung übernehmen kann, wenn Sie später, meinem Rate folgend, dies bereuen sollten. Ich kann Ihnen darüber nicht alles sagen, bin aber bereit, mich gegen Ihren Herrn Vater, der, soviel ich weiß, hier anwesend, auszusprechen, sobald er mir die Ehre seines Besuches schenken will. Kündigt Ihnen H. R. R., so müßten Sie Ihre Schulzeit, bevor Sie an einer größeren Bühne auftreten können, an einer kleineren Bühne machen, und gern würde ich Ihnen behülflich sein. Ich ersuche Sie auch dringend: „Schließen Sie nichts Voreiliges ab!" — Ich bin immer bereit zu raten und offen gesagt immer mit dem Hintergedanken, Sie später einmal für Berlin zu engagieren, wenn Ihre Leistungen Sie dazu qualifizieren. — Ich denke übrigens, daß dieses mit Ihren Wünschen übereinstimmen dürfte.

Mich Ihnen bestens empfehlend,

Ihr ergebener

Hülsen."

Der Leser dieses wird hoffentlich zugeben, daß die junge Künstlerin recht hatte, wenn sie sagt: „Daß wohl schwerlich ein Bühnenvorstand zu einer jungen, ihm völlig fern stehenden Kunstnovize aufrichtiger, fürsorglich väterlicher sprechen könnte, als Herr von Hülsen es hierbei zu ihr gethan hat!" Und doch war sie nur eine unter den hunderten, auf die er in diesen drei Dezennien fördernd, ratend, ermutigend gewirkt, und die ihm oftmals ihre ganze Kunst und Ruhmes-Karriere zu danken hatten.

Sechzehnter Abschnitt.

Reise und Pariser Aufenthalt.

Die Sommersaison von 1853 war seitens meines Mannes großenteils durch Reisen ausgefüllt. Er brachte mich und die beiden Kinder, denn 1852 war uns, zu dem Besitze unserer holden, kleinen Marie, auch noch der erste Sohn geschenkt, zu den gräflich Hülsen'schen Verwandten nach Ostpreußen, woselbst ich in Wiese, dem alten, trauten Heim seiner Jugend, mehrere Monate blieb, indessen mein Gatte von dort nach Paris eilte. Es war dem jungen Intendanten doch natürlich außerordentlich interessant, die Seinestadt an sich, die jetzt, unter Napolen III., ihrem neuen Kaiser, besondere Aufmerksamkeit auf sich lenkte, sowie auch die dortigen Theater kennen zu lernen. So trat denn mein geliebter Mann seine ihm vielfach beneidete Pariser Reise in den ersten August-Tagen von 1853 an und setzte dieselbe über Köln, Antwerpen und Brüssel fort. — So interessant nun manches, was derselbe in diesen Städten gesehen und erlebt, auch für mich und seine Freunde war und ist, würde es mich doch zu weit

führen und zu sehr den Charakter einer Reisebeschreibung tragen, wenn ich in diesen Erinnerungen näher darauf eingehen wollte. Ich muß mich also schon darauf beschränken, gleich mit Paris selbst anzufangen und Exzerpte aus Botho von Hülsens Briefen sowie Ergänzungen mündlicher Überlieferungen darzubieten. Der erste hier vor mir liegende Brief ist vom 12. August und beginnt an mich:

„Also heute Nachmittag 5 Uhr hier eingetroffen. Der Weg bot nichts Bemerkenswertes als die hübschen Umgebungen von Paris, le Lac d'Enghien, St. Denis mit der Kathedrale und Montmorency. — Auch den Montmartre sah man an sich vorüberfliegen. — Ein alter Italiener, der mit mir im Koupee saß und 25 Jahre in Paris gelebt, hat mich sehr genau instruiert, und ich habe mich sehr gut mit ihm unterhalten. Die Douane auf dem Bahnhofe, der lange Weg durch ein Labyrinth von Straßen und ein Abweisen in zwei Hotels, da alles besetzt war, ließ mich erst spät ein Domizil hier, Rue Richelieu, Hotel d'Orleans finden. — Die Post ist nahe und in dieser Gegend, dem Mittelpunkte der Stadt, dicht am Palais Royal, nicht weit von den Tuilerien, dem Louvre und dem Boulevard des Italiens, will ich doch zu bleiben suchen. Also — — — nachdem ich Deine ersehnten Briefe erhalten und wiederholt gelesen, speiste ich und schlenderte dann nach dem Palais Royal und den Tuilerien. Ich habe mir Paris großartig vorgestellt, aber ich versichre Dich, mein Herz, ich bin verblüfft von dem, was ich heute Abend gesehen habe. Die Tuilerien mit ihrem Garten und ihren Umgebungen, das Louvre, der Quai u. s. w., es ist admirabel. — Morgen esse ich bei Hatzfeld, dem preußischen Gesandten, und zwar um 7 Uhr abends zu Mittag, und habe auch Herrn von Malortie, den Intendanten von Hannover, und seine liebenswürdige Frau getroffen, die lebhaft nach Dir fragte. Es thut das in der Fremde immer doppelt wohl! — Die innigsten Grüße

Dein Botho.

Paris, den 14. August, Hotel d'Orleans.

Dieses Paris, meine geliebte Helene, ist ein merkwürdiger Ort, und ich habe es insofern gut getroffen, als heute eine große Revue über die ganze Garnison, hunderttausend Mann, stattfindet, zu der mir Hatzfeld, der mich sehr freundlich aufnahm, ein Billet versprochen, wobei ich hoffentlich Kaiser und Kaiserin werde sehen können. Morgen aber sollen nun auch die Feste für und zu Ehren des großen Napoleon vor sich gehen. Illumination und Feuerwerk sowie zahllose Vergnügungen für die Pariser, als; Kunstreiter, Gaukler, Riesen, Zwerge, Seiltänzer u. s. weiter. Das Großartigste aber wird doch die Illumination, denn der Eintrachts-Platz, der Tuilerien-Garten, die Champs Elysees bis zum Arc de Triomphe sollen ein Lampenmeer sein. Du hast gar keine Vorstellung von diesen Örtlichkeiten, ihrer Schönheit, und wie sie jedem imponieren müssen. Doch ich fahre nun in meinen Berichten fort. — Gestern besuchte ich unseren preußischen Gesandtschafts-Attaché, den Grafen Brandenburg, Sohn der Oberhofmeisterin der Königin Elisabeth, und danach Meyerbeer, in der Nähe der Kirche Madeleine. Derselbe stand aber gerade im Begriffe nach Dieppe abzureisen, weil er den Tag zuvor wieder seinen Halskrampf gehabt, der ihm dieses

zur Notwendigkeit gemacht hatte. Er bat mich nun dringend, mit meinen Forschungen bei der großen Oper, die übrigens erst am 1. September wieder eröffnet werden soll, bis zu seiner — innerhalb dieser Zeit bevorstehenden Rückkehr — zu warten, da er selbst mich einzuführen wünscht. Ich bin um so lieber darauf eingegangen, als ich den berühmten Komponisten ja persönlich sehr schätze, und übrigens bis dahin auch hinlänglich zu thun habe, um alles hier kennen zu lernen. Dann ging ich ins Hotel des Etrangers, wo ich meinen Regisseur Stawinsky mit den Vorbereitungen zu seiner Rückkehr nach Berlin beschäftigt und packend fand. Er schien, der zu erwartenden großartigen Festlichkeiten halber, die Verlängerung seines Urlaubes hierselbst zu wünschen. Doch ist der „Stummen von Portici" wegen seine Anwesenheit in Berlin nötig, und ich konnte daher nicht darauf eingehen. Hierauf zog ich mich um und ging ins Palais Royal zum Restaurant „Les trois frères provençaux". Höchst elegant und höchst teuer. Es ist überhaupt fabelhaft, wie teuer Paris ist. —

Den 15. August, früh 9 Uhr.

Guten Morgen, mein Lieb! — Bevor ich in dem Tagesberichte fortfahre, muß ich dich bitten, den lieben Hülsenschen Verwandten in Wiese, allen, allen, für ihre Liebe und Güte für uns, innig zu danken. Viele Worte machen es ja nicht! — So sei du der Dolmetscher dessen, was ich fühle, und möge dich der gütige Gott mit den lieben Kindern glücklich und gesund in die Blankenfelder Heimat und die Arme der lieben Mutter zurückgeleiten! — Ich verfügte mich also gestern gegen 12 Uhr vormittags mit dem Billet Hatzfeldts in die Tuilerien und fand endlich mit mehreren Bekannten, wie z. B. Major von Clausewitz und von Hohenfeldt vom Generalstabe, einen wundervollen Platz mit der Aussicht auf den Garten der Tuilerien, ungefähr sechs Fenster neben dem Balkon der Kaiserin. Dieselbe erschien zuerst in einer offenen, vierspännigen Equipage mit Eskorte und Gefolge. Sie fuhr im Schritt durch die gedrängten Menschenmassen. Alle Regimenter präsentierten, und lebhaft rief ihr alles zu: „Vive l'Impératrice!" — Gleich darauf kam sie die Treppe herauf und ging zwei Schritte vor mir vorüber. Sie ist bildschön! — Alle Porträts, alle Büsten geben das Eigentümliche des Auges, der Nase, der Brauen zwar wieder, aber doch ohne den Geist, ohne das Weibliche, Milde, das sie auszeichnet. Wir fanden sie alle einstimmig sehr schön, und hat sich dieses am Abend, wo ich sie im théâtre français sah, bestätigt, wo ich namentlich ihre fabelhaft kleine Hand bewunderte. Die Gräfin Hatzfeldt, Gemahlin des Gesandten, sagte mir, der Fuß der Kaiserin sei ebenso schön, und der Graf fügte hinzu, daß sie liebenswürdig, geistreich und graziös zu nennen sei. Bald darauf erschien der Kaiser, der noch lebhafter empfangen wurde. Du kennst sein bleiches Gesicht aus den vielfachen Bildern und Abbildungen, und ist es, zumal mit dem matten, halb verschleierten Blick, keineswegs hübsch zu nennen. Aber das Lächeln des Kaisers ist ungemein anziehend, und ich sah selten, auch nur annähernd, daß ein Gesicht, und zumal das eines Mannes, dadurch so verschönert wurde. Sobald nun der Kaiser seinen Platz eingenommen, begann der Vorbeimarsch. Dieser ist ganz anders als bei uns und kann uns der fort-

währenden Demonstrationen wegen auch nicht gefallen. Ich will hier noch gleich bemerken, daß der Zuruf der Regimenter sehr stark war, und nur einige Bataillone und Eskadronen still, aber auch dann ganz still, vorüberzogen. Im ganzen defilierten 35000 Mann Linie und 70000 Mann Nationalgarde. Die Truppen sind gut ausgerüstet, die Kavallerie ist vortrefflich, und die Artillerie hat ausgezeichnete Pferde. Es war unbeschreiblich interessant, und gesehen habe ich alles vortrefflich, was du aus dieser Schilderung schon entnehmen kannst. Nach beendeter Revue kam der Kaiser ebenfalls herauf und schritt, wie zuvor die Kaiserin, dicht an mir vorüber. Seine Haltung ist gut, sein Wesen freundlich, wie er überhaupt sehr heiter ist und viel lacht. An der Treppe oben standen vier Araber-Häuptlinge, echte Söhne der Wüste. Sie beugten bei seinem Nahen das Knie und küßten des Kaisers Hand, was er etwas verlegen, aber mit freundlich angenehmem Gesichtsausdruck entgegennahm. Auch die Königin Christine von Spanien, stark, aber noch sehr schön, und Jerome, den Exkönig von Westfalen, und seinen Sohn sah ich bei dieser Gelegenheit in nächster Nähe und kann wohl sagen: „Ich habe viel Glück gehabt!" Beide erinnern unbeschreiblich an den großen Napoleon. —

Es war inzwischen 5 Uhr geworden. Ich eilte also schleunigst nach meinem Hotel zurück und dann zu Graf Hatzfeldt, der mich zum Diner und der Vorstellung im Theater Français in seine Loge geladen hatte. Das Theater Français, seines brillanten Zusammenspiels wegen berühmt, ist etwas größer wie unser Berliner Schauspielhaus. Es besitzt einen Rang mehr und einen schönen Lüster. Sonst ist es aber dunkel und räucherig. Natürlich war es brechend voll, und man begann mit einem kleinen Stück: „Le Caprice".

Gleich nach demselben erschienen Kaiser und Kaiserin und wurden beide stürmisch empfangen. Sie grüßten huldvoll und nahmen Platz. Aber sobald sich der Kaiser gesetzt, ging der Jubel noch einmal los, und er mußte sich wieder erheben und nochmals verbeugen. Napoleon III. ist jetzt für Frankreich der Mann der Notwendigkeit, und sein: Je connais les Français" giebt ihm viele Zukunfts-Chancen. Dazu gewinnt ihm seine Ruhe, Energie und Sicherheit, die ungeheure Beschäftigung, die er durch seine Bauten, Verschönerungen u. s. w. bewirkt, und die musterhafte Ordnung, die er sich aufrecht zu erhalten bemüht, Achtung und Respekt bei der Pariser Bevölkerung. Nachdem nun also die Ovationen des heutigen Abends endlich aufgehört, wurde die Vorstellung mit den „Contes de la reine de Navarre" fortgesetzt. — Man spielte vortrefflich, und ist hier namentlich im Konversationsstück von einer Natürlichkeit, als befände man sich selbst im Salon und erlebte die Situation. — In dieser Hinsicht, und was das Zusammenspiel im Lustspiel anbelangt, kann das Theater Français wohl jeder Bühne ein Vorbild sein! — Übrigens war die Hitze enorm, und der Kaiser, der sich jetzt sehr krumm hielt, sah im Laufe der Vorstellung auch sehr abgespannt aus. Ich verließ das Haus nach dem dritten Akte und erfrischte mich, indem ich noch eine halbe Stunde durch die Straßen und dann nach dem Hotel d'Orleans zurück schlenderte. — Lebe wohl, meine geliebte Helene! —

Von morgen ab werde ich nun meine regelmäßigen Besichtigungskurse antreten und deshalb bei Hatzfeldt absagen. Für immer und ewig

Dein Botho.

Paris, 16. August 53, Hotel d'Orleans.

Der letzte Brief geht erst heute ab. Ich hatte ihn gestern den ganzen Tag in der Tasche, war aber ganz abgeschnitten, wie ich dir sogleich erzählen werde, so daß ich ihn nicht besorgen konnte. Gestern, 15. August, war nämlich das große Volksfest zu Ehren des alten Napoleon.

Ich ging also gegen 11 Uhr zu Malorties, und wir traten um 12 Uhr mittags gemeinsam eine Wanderung an, von der wir erst um Mitternacht zurückkehrten. Sie hatten nämlich Billets zum „Schifferstechen" und der Regatta auf der Seine erhalten und wünschten meine Begleitung. Mit Hilfe ersterer und gleicher Karten zum „Quai d'Austerlitz' kamen wir durch die Menschenmassen, nachdem wir vorher in einem Café an den Tuilerien gut und warm gefrühstückt hatten. Ganz Paris war auf den Beinen, um die Vorbereitungen zu der Illumination anzusehen. Der lange Quai, von der Austerlitz- bis zur Jena-Brücke, war ein Menschenpfuhl, Kopf an Kopf gedrängt, gewiß eine halbe deutsche Meile entlang. Ebenso war es in den Avenuen, den Elyseischen Feldern und auf dem Champ de Mars, wo alles Mögliche unentgeltlich zu sehen war. Wir gelangten nun also in die mit der größten Strenge gezogene Chaine, sahen das etwas langweilige Regattenfest, verstanden uns aber zu verweilen, da wir das Feuerwerk abwarten wollten. Wir waren nun also unterhalb des Quais auf dem nach der Seine abfallenden Ufer, also ganz außerhalb der Foule, und vis-à-vis sollte das Feuerwerk abgebrannt werden. Endlich, — es war gegen 9 Uhr, und wir waren schon sehr müde und abgespannt, — begann auf ein Zeichen von den Tuilerien das Feuerwerk. Ich habe nie etwas Ähnliches gesehen und sage nicht zu viel, wenn ich Dich versichere, daß ich etwas wie diese Illumination nicht für möglich gehalten habe — ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht!" Feenhaft, zauberisch! — Die Avenue von den Tuilerien bis zum Arc de Triomphe, wohl eine Stunde Weges, war ein Lampenmeer, aber nicht planlos, sondern das schönste Bild. Es giebt arabische Illustrationen und Arabesken von schönstem, farbigstem Muster von Lampen gebildet. — In dieser Weise, mit großer Treue und Bestimmtheit der Konturen war das Ganze ausgeführt. Dabei ist eine Ruhe, eine Ordnung, eine Sitte in diesem Volke, die sehr einnehmend sind. Kein lautes Schreien, Johlen und Stoßen! — Ähnliches kann man nicht wiedersehen. Heute beginne ich nun meine eigentlichen theatralischen Geschäftszwecke, indem ich möglichst alles sehe und in die Details eingehe. — Ich weiß aber schon vorher, daß ich nicht viel lernen, oder gar für die Berliner Bühnen in Anwendung bringen kann, da die Verhältnisse, Wünsche und Anschauungen zu andere sind. — Höchst interessant bleibt aber dieser Aufenthalt doch —, auch in dieser Hinsicht —, und jedenfalls ist es für mich, auch in meiner Stellung, wichtig, Paris kennen gelernt zu haben. So lebe denn wohl für heute, Geliebte, und bald ein weiteres!

Dein Botho.

Paris, den 19. August, Hotel d'Orleans.

Tausend innigen Dank für Deinen lieben Brief. Wenn Du diese Zeilen liesest, bist Du hoffentlich bereits daheim. Gott segne Deinen Eingang und lasse es Dir und den Kindern ferner nach Wunsch ergehen! — Ich fahre also in meinem Berichte fort und beginne sogleich mit meinem Besuche von verschiedenen Theatern, dem Théatre Gymnase, wo „Philibert“ und „le piano de Berthe“ gut gegeben wurden und dem Theater de l'Ambigu-comique. Ich wollte daselbst „Le ciel et l'enfer“ sehen, was mir Professor Gropius, der Einrichtung wegen, sehr empfohlen hatte. Doch begann dieses Stück erst um 9½ Uhr, während das Theater schon von 6½ Uhr an angefangen hatte und zwar: 1. mit einem einaktigen Vaudeville, 2. mit einem dreiaktigen Drama und 3. endlich als Schluß Le ciel et l'enfer in 4 Akten.

Für mich war das zu viel, zumal Du Dir ein kleines Theater denken mußt, in dem der Raum so genau bemessen, d. h. benutzt worden ist, daß man sehr eng sitzt und immer einer über den andern hinwegklettern muß. Auch war die Hitze groß, und ein Lärmen in den Zwischenakten, wie Du es Dir kaum vorstellen kannst. Aber alle Gesichter drückten die Begier, sich zu amüsieren, aus, wenn auch bei der Länge der Vorstellung viele in den Entreakten einschliefen, um erst bei fortgesetzter Vorstellung wieder aufzuwachen. Das Stück, eine Feerie, war natürlich dumm. Aber alle Witze wurden belacht und — kurz ich hab' es gesehen — und damit basta! Jedenfalls ist dieses Theater aber wohl hier nur dritten Ranges zu nennen! — — — Später:

Übrigens habe ich viele Besuche bei Notabilitäten aller Art gemacht und den Rest meiner mitgenommenen dienstlichen Arbeiten bewältigt. Auch habe ich eine Sängerin Veith bei dem Gesanglehrer Piermarini gehört, der ich neulich schon meinen Besuch gemacht. Sie hat eine bedeutende Stimme, doch schön ist sie mir gerade nicht erschienen. — Morgen, wo ich sie im größeren Saale hören soll, werde ich über ihr etwaiges Engagement erst zur Entscheidung kommen. Meyerbeer fand ich noch nicht von Dieppe zurückgekehrt, und ich machte daher meine Besuche bei den Direktoren von der großen und von der komischen Oper auf eigene Hand. Dann nahm ich die Balletschule des Herrn Gosselin in Augenschein, woselbst ich sechs junge Mädchen fand, die ihre Übungen vor mir machten. Alle waren angenehm aussehend, doch nur eine hübsch zu nennen. Diese, eine Demoiselle Lamoureux, war zugleich auch die beste, und ich hoffe sie für Berlin zu engagieren. Nach 1½ stündigem Aufenthalt bei Herrn Gosselin, — denn die jungen Mädchen mußten alles, vom leichtesten pas bis zum schwersten Schritt, vor mir produzieren —, ging ich weiter und in die frische Luft, die mir nach der Atmosphäre des Übungssaales doppelt angenehm war. — Ich möchte gern eine hübsche Solotänzerin und womöglich auch noch zwei Koryphäen für unser Ballet gewinnen, doch weiß ich nicht, ob es sich arrangieren lassen wird. Morgen mehr!

Dein alter Mann

Hülsen.“

Ich vermag diesen Exzerpten aus den damaligen Pariser Briefen nur noch hinzuzufügen, daß seine mit dem liebenswürdigen und gefälligen Meyerbeer geplanten Unternehmungen, wie z. B. die Besichtigung der großen Oper unter dessen Führung und anderes leider nur sehr unvollkommen zustande kam. Denn der berühmte Komponist und nachherige Generalmusikdirektor kehrte zwar zu festgesetzter Zeit von Dieppe zurück, wurde aber sogleich krank und fühlte sich während des Restes von meines Mannes Pariser Aufenthalt derartig leidend, daß er sich nur ausnahmsweise bei den Besichtigungen beteiligen konnte. Mein Mann wandte sich deshalb also direkt an den Direktor der großen Oper und schreibt sehr erfüllt von der Großartigkeit des Instituts und der magnifiken Bühne. „Was aber die Ordnung anbetrifft, so ist dieselbe bei uns größer, — ich bin zufrieden" — schließt derselbe, findet jedoch alle Ursache mit Dank und tiefer Genugthuung auf diese schöne Reise und alles, was ihm der Pariser Aufenthalt an Anregung und Genuß geboten, zurückzublicken. Mit welcher Freude er daheim empfangen, mit welchem Interesse alles über die Seinestadt Erzählte vernommen, von Freunden und Verwandten verschlungen wurde, läßt sich denken. Es war eine reizvoll interessante Lebensepisode. —

Siebenzehnter Abschnitt.

Einzelnes aus den ersten Intendantenjahren.

Die erste intimere persönliche Bekanntschaft, die ich auf Vermittelung meines Mannes aus der Theaterwelt gemacht habe, war Frau Luise Köster geb. Schlegel. Sie stand gegen die Mitte der fünfziger Jahre auf der Höhe ihres Künstlerruhmes, und wenn ich für ihre Iphigenie, Agathe, Euryanthe u. s. w. auf der Bühne schwärmte, so fesselte mich im gesellschaftlichen Umgang ihre zarte Weiblichkeit und bescheidene, liebenswürdige Persönlichkeit. Unsere erste Bekanntschaft wurde auf folgende Weise eingeleitet:

„Du mußt heute Nachmittag eine Erfrischungskollation in Bereitschaft halten, Helene!" — sagte mein Mann eines Tages, indem er von seinem Bureau heimkehrend eilig ins Zimmer trat. „Frau Köster wird nämlich hier heute am Piano Arien und Stellen aus einer neuen Oper probieren, die unter Tauberts Begleitung vorgetragen werden sollen. Ich bitte dich also, alles zweckentsprechend einzurichten!" —

Mir schlug das Herz vor Freude! — Diese gefeierte, von mir so sehr bewunderte Sängerin, wie jede andere Bekannte in unserem Hause zu sehen, sie bei uns im Zimmer singen und Unterhaltung machen zu hören, mich persönlich mit ihr zu unterreden oder vielleicht zu befreunden; diese Aussicht war mir sehr verlockend. Und die Wirklichkeit hielt in diesem Falle durchaus, was die Erwartung versprochen, und dieser Nachmittag mit der anmutigen Frau und liebenswürdigen Künstlerin hat sich mir unvergeßlich eingeprägt. Bildete er doch zugleich auch gewissermaßen die Eintrittspforte zu dem geselligen, oft auch intimeren Freundschaftsverkehr, der mich allmählich und mehr als drei Dezennien

hindurch mit vielen der ersten und hervorragendsten Künstlerinnen verbunden hat. —

In diese Zeit erster Bekanntschaft mit Frau Köster fällt auch unsere erste Bekanntschaft mit Flotow. Derselbe hatte seinen reizenden Opern: „Martha" und „Stradella" nun auch die Oper „Indra" folgen lassen und dieselbe eigens für Frau Köster geschrieben, die auch eine vortreffliche Schlangenbändigerin und im Vortrag ihres darauf bezüglichen Liedes ganz einzig war. — Trotzdem machte diese Oper kein Glück bei dem größeren Publikum und wurde demnach bald wieder beiseite gelegt. — Man hatte außerdem meinen Mann schon im Sommer 1853 auf einen „gewissen Wagner" aufmerksam gemacht, der ein Onkel Johanna Wagners und namentlich durch Herrn von Bülow als höchst talentvoller Komponist empfohlen worden war. Dieser Richard Wagner, der sich schon durch eine Oper „Rienzi" bekannt gemacht, sollte nun ein ganz originelles Meisterwerk „Tannhäuser" geschrieben und damit zugleich völlig neue musikalische Bahnen beschritten haben. — Mein Mann wollte anfänglich nichts davon wissen, zumal diese Oper bei ihrer Aufführung in Dresden total durchgefallen, und er gegen Richard Wagner aus mehr als einem Grunde eingenommen war. Auch machte ihn die allzu enthusiastische Bewunderung der einen, und die völlige Verurteilung der anderen Musikverständigen mißtrauisch, und so verhielt er sich also anfangs ziemlich passiv und ablehnend. Er beschloß aber, sich nichts destoweniger, sobald sich die Gelegenheit bot, durch persönliche Kenntnisnahme dieses viel gepriesenen Opus von dessen musikalischem Werte zu überzeugen, und reiste also mit Zustimmung des Königs im Frühjahr 1854 nach Koburg, um daselbst den Tannhäuser zu sehen und anzuhören. Der Eindruck war ein über alles Erwarten großartiger, wenn auch in vieler Hinsicht befremdlich für den bisher ganz besonders durch Gluck, Mozart und Beethoven gefesselten Intendanten. Zwar tadelte er einzelne Längen in Text und musikalischer Ausführung, fand aber den ersteren durch den urdeutschen Inhalt sehr anziehend und die Beherrschung der Streichinstrumente seitens dieses neuauftretenden Komponisten wahrhaft bewundernswert. Auch das Hirtenlied im 1. und den Pilgerchor im 2. und 3. Akte fand er hinreißend und erbat sich also höheren Ortes die Erlaubnis, nunmehr den Tannhäuser auch auf der Berliner Hofbühne aufzuführen. Nachdem er dieselbe erlangt, bot er nun alles Erdenkliche auf, um diese mit mißtrauischer Spannung und sehnsüchtiger Neugier erwartete Oper brillant in Szene zu setzen. Er war dabei, wie auch schon früher bei Ferdinand Cortez, Hauptregisseur, und noch sehe ich meinen geliebten Mann in der auch von mir besuchten Probe den Empfang im Saale der Wartburg einstudieren. Ich sehe ihn mit blitzartiger Geschwindigkeit von einer Seite der Szene zur anderen eilen und der Mehrzahl der Damen des Chors und Ballets die Tiefe der Verbeugungen, die Würde der Haltung selbst einstudieren, damit sie nach Rang und Stellung und völlig dem damaligen Zeremoniell entsprechend ihr Auftreten und Benehmen zu regeln lernten. — Ich sehe den glänzenden Zug in den von Gropius photographisch aufgenommenen und so prachtvoll ausgeführten Saal der Wartburg treten und die königliche Gestalt Johanna

Wagners, den himmelblauen Kranz auf der edlen Stirn, vom weißen Mantel über dem gleichen Gewande umwallt, ihre Gäste empfangen und deren Huldigungen entgegen nehmen. Ja, es war ein Ereignis, diese erste Aufführung des Tannhäuser zu Berlin, ein weittragendes Ereignis für Richard Wagner, den Intendanten und das Publikum, und niemand, der sie miterlebt, wird dieses — denke er über die Musik, wie er wolle — bestreiten können. Jedenfalls hat der Komponist, als er Jahre später diese Oper im Berliner Opernhause sah, seine höchste Befriedigung, seine vollste Anerkennung über deren musterhafte Szenierung und Ausführung auf jede Weise ausgesprochen.

Ein tragischer, sich an den Tannhäuser knüpfender Vorfall mag übrigens, zumal da er meinen Gatten damals auch nahe berührt, hier noch Erwähnung finden. Diese Oper war Jahr und Tag unter immer lebhafter Teilnahme des Publikums gegeben und immer ohne jede Störung ausgeführt worden, als mein Mann, welcher derselben noch immer beigewohnt hatte, sich einmal einen freien Abend gönnen wollte. „Ich möchte einmal wieder in der Ressource des Kaiser-Alexander-regiments und unter den alten Kameraden sein!“ — sagte er mir eines Tages, als wir uns zu Tische zusammen fanden — „Ich habe mich so angestrengt den Dienst- und Theatergeschäften so allabendlich den Vorstellungen gewidmet, daß ich gern einmal etwas Anderes sehen und hören möchte. Du wirst, geliebte Frau, mir das sicher gönnen und nur natürlich finden.“ — Selbstverständlich war ich höchlich erfreut durch dieses für meinen Mann so selten zu ermöglichende Vornehmen und begab mich, nachdem er mich verlassen, unter den freundlichsten Vorstellungen zur Ruhe, die sich für mich immer an eine geistige oder gemütliche Erfrischung desselben zu knüpfen pflegten.

„Nun, hast du dich gestern gut unterhalten?“ fragte ich, sobald ich den folgenden Morgen in meines Mannes Zimmer trat.

„Ach, Helene, — lautete die in müdem Tone gesprochene Erwiderung — welchen erschrecklichen Abend, welche Nacht habe ich durchgemacht!“

Erschrocken starrte ich meinen Gatten an. — „Denke dir,“ — fuhr er mit bewegtem Tone fort — als ich, bevor ich in die Ressource fahren will, einen Moment am Opernhause halten lasse, stürzt mir schon der Inspizient, der Hausinspektor u. s. w. mit der Hiobspost entgegen, daß die Tänzerin Hölke in der ersten Szene des Tannhäuser jammervoll verbrannt, wenn auch noch am Leben sei. „Daß ich natürlich keinen Gedanken mehr an das gehoffte Vergnügen, sondern nur noch den Wunsch zu sehen und zu helfen hatte, ist selbstredend. So stürzte ich denn in die Garderobe, woselbst schon der Theaterarzt und eine mitleidige Menge um das arme Mädchen versammelt war, die in entsetzlichen Qualen, aber mit unverkennbarer Freude mich zu sehen, vor mir lag. — Der Anblick des guten Kindes, das zudem erst von einer schweren Krankheit hergestellt und zum erstenmale wieder im Dienste gewesen war, schnürte mir das Herz zusammen, und mit tiefem Bedauern hörte ich, was mir von Zuschauern und Kolleginnen bestätigt ward. Marie Hölke, welche eine der Nixen im Venusberge darzustellen und im duftigen Kreppgewande zu figurieren hatte, war so unvorsichtig gewesen,

das Ausdrehen der vor ihr befindlichen Lampe zu vergessen. So war denn bei der ersten Verwandlung der Szene das Kleid von der Flamme der Lampe ergriffen, und sie ein beklagenswertes Opfer ihrer, wohl noch mit der Schwäche der überstandenen Krankheit zusammenhängenden Vergeßlichkeit geworden. „Ein Krankenhaus, sofort in ein Krankenhaus, wenn noch Rettung möglich sein sollte!“ dekretierte der Theaterarzt, und es war also selbstverständlich, daß ich selbst mich dem Transporte dahin unterzog. Das arme Mädchen wurde so vorsichtig als möglich in einen Wagen gebracht, und ich fuhr nun, begleitet von einem abkömmlichen Diener, mit ihr von einem Krankenhause in das andere, um überall, selbst in Bethanien, abgewiesen zu werden. „Zu überfüllt!“ — oder: „Wir können uns auf diesen Vorfall nicht einlassen!“ — lauteten die mir nicht sehr christlich erscheinenden Ausflüchte. — Ich war empört und ließ mich also bestimmen, da doch Hülfe schleunigst nötig war, nach dem katholischen Krankenhause zu fahren, wo die Ärmste sofort untergebracht und vortrefflich situiert worden ist. Daß ich aber, geliebte Frau, somit erst lange nach Mitternacht heimgekehrt und von dem Jammer-Eindruck, von der ganzen, traurigen Sache sehr affiziert worden bin, werde ich dir nicht erst zu sagen nötig haben!“ —

Wie ich erschrak, wie ich für die Unglückliche, aber auch für meinen armen, auf so traurige Weise um die gehoffte Erholung gekommenen Mann empfand, verdient nicht erwähnt zu werden. — Natürlich war nicht nur er, sondern auch ich gleich am folgenden Tage im katholischen Krankenhause, für das ich seitdem stets eine besondere Vorliebe behalten habe, da mir dessen vorzügliche Organisation und die hingebende, ohne Unterschied des Standes und der Lebensstellung gespendete Krankenpflege daselbst wahrhaft imponiert hat. — Aber, — — selbst die aufopferndste Pflege und liebevollste Hingabe vermochte die Ärmste, die ich auf ihrem Schmerzenslager abwechselnd mit meinem Manne besuchte, nicht mehr zu retten. Sie war mehr als halb verbrannt und hauchte ihr junges, trotz ihres Berufes tadellos ehrbar dastehendes Leben nach namenlosen, mit rührender Geduld und wahrem Heroismus ertragenen Qualen neun Tage nach dem entsetzlichen Vorfalle aus. Ich werde das gute Geschöpf, dessen tragisches Geschick durch ihre Verlobung mit einem achtbaren Manne und das Zurückbleiben einer alten Mutter und eines kränklichen Bruders noch tragischer ward, sicher niemals vergessen können. —

Es traf sich daher doppelt glücklich, daß freundliche Familien-Ereignisse und Erholungszeiten eine wohlthuende, mich und meinen Gatten zeitweilig abziehende Unterbrechung bildeten und ihm Herz und Geist zu neuer Berufsarbeit, zu erneutem Ringen nach den ihm unentwegt vorschwebenden hohen Zielen stählten. Auch war uns den 31. Mai 1855 ein zweites, holdselig liebliches Töchterchen geboren worden, das dem für alle seine Kinder so zärtlichen Vater eine große Freude bereitete. Er hatte eine bei Männern seltene Fähigkeit, sich in seinen Mußestunden mit den Kleinen abzugeben und auf ihre kindlichen Spiele und Interessen einzugehen. — Wenige, selbst der Vertrautesten, kannten Botho von Hülsen von dieser Seite, und noch wenigere unter

den Fernerstehenden hätten den gestrengen Generalintendanten, den „Allgewaltigen" — wie ihn eine mütterliche Freundin oft scherzend nannte, — mit dem liebevollen, seinen Kindern Puppen und Papierschlitten schnitzenden Vater zu identifizieren vermocht. Aber ich, die ich diese Fähigkeit gar nicht besaß, habe sie sehr bewundert, und auch dadurch hat er sich den Seinigen, seinen Kindern, für alle Zukunft unauslöschlich ins Herz gegraben.

Achtzehnter Abschnitt.

Letzte Zeiten unter Friedrich Wilhelm IV.

Noch einmal hatte Bothy von Hülsen, seinem Könige zu Ehren, Komödie gespielt, und noch einmal war, bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier der Frau Prinzessin Karl von Preußen, der gestrenge Generalintendant in einen heiteren Weinreisenden in dem eigens für diese Gelegenheit arrangierten Schwank: „Die Erholungsreise" verwandelt worden. — Ich will den Leser dieser „Erinnerungen" nicht mit der Schilderung dieser in ihrer Art gleichfalls einzigen Leistung langweilen, sondern einfach konstatieren, daß mein geliebter Mann auch an jenem denkwürdigen 3. Februar 1856 Triumphe seines Darstellungstalentes feierte, wie sie wohl selten oder niemals einem Dilettanten geworden sind. Auch als Sänger der verschiedenartigsten, die Schwächen der Individuen und die Schäden der Gesellschaft gutmütig, aber dennoch schlagend geißelnden Couplets, die er trotz seiner anstrengenden und rastlosen Berufsthätigkeit fast sämtlich gedichtet hatte wurde ihm, vom Könige und den Prinzlichkeiten bis zu dem letzten Zuschauer eine selbst meine Erwartungen übertreffende Anerkennung. Es war das letzte Mal, daß ich Friedrich Wilhelm IV. so rückhaltlos heiter, so herzlich habe lachen hören, und auch das letzte Mal, wo ich meinen Mann vor ihm und dem Hofe habe spielen sehen. Denn — „Das Komödienspiel ist nichts mehr für einen Generalintendanten!" — sagte er, — „und nur, weil mein König es wünscht, will ich noch einmal auf den Brettern stehen!" — Es war ein Abend, der so ohne jeden Mißton, so vollkommen heiter und erfolgreich niedersank, daß ich ihn zu den glücklichsten unseres Lebens zähle. Aber mein guter Mann war am Schlusse der Vorstellung und nach der Szenierung, dem Spiel und Gesange, dem Schminken der einzelnen Mitagierenden u. s. w., derartig erschöpft und erhitzt, daß er nicht an der Festtafel teilnehmen, sondern sich bei den Prinzlich Karl'schen Herrschaften entschuldigen und ruhig nachhause fahren mußte. Es war mir sehr leid, ihn, den Schöpfer dieser ganzen, so wunderbar gelungenen Festlichkeit, allein bei seinem einsamen Abendbrot zu wissen, indessen ich das Übermaß der Lobeserhebungen und des ungekünsteltsten Enthusiasmus für ihn entgegennahm. Aber ich war doch sehr stolz darauf, und strahlend vor Glück und Befriedigung fuhr ich ihm nach, sobald man mich gnädig entlassen und mir die einstweilige Verdolmetschung alles Schönen und Schmeichelhaften überlassen hatte. —

Unter den mannigfaltigen, jetzt auch nur ausnahmsweise zu veröffentlichenden Künstlerbriefen findet sich auch einer von Herrmann Hendrichs, den ich als Beleg für den Eindruck, den Botho von Hülsen auf diesen hervorragenden Künstler bei dieser Gelegenheit gemacht hat, fast ganz und wörtlich folgen lassen will. Derselbe schreibt, nachdem er durch seines Chefs freundliche Vermittelung Zutritt zu der Generalprobe der Vorstellung erhalten:

Hochverehrter Herr und Generalintendant!

Es drängt mich Euer Hochwohlgeboren meinen besonderen Dank auszusprechen für die Güte, durch welche ich zum Eintritt in die gestrige Generalprobe bei Hofe gelangt bin. Mehr noch, als das Fesselnde des ganzen Schauspiels, hat mich die Wahrnehmung überrascht, „daß der künstlerische Vorstand unseres Institutes auch ein künstlerisches Vorbild für die Mitglieder der Bühne ist." Ich kann in Wahrheit versichern, daß mir der in einen Handlungsreisenden verwandelte Kavalier von unvergeßlichem Eindruck bleiben wird. — Unsere Komiker und modernen Kouplet-Sänger, mit ihrer forcierten und farcierten Manier hätten hier lernen können, wie Geist und echter Humor auch ohne „Lazzi" wirken.

Euer Hochwohlgeboren deuten es mir hoffentlich nicht übel, wenn ich mir gestatte, meinem Dank die vorstehenden Worte anzuschließen. Aber der Eindruck will ausgesprochen sein!

Mit vollster Hochachtung
Euer Hochwohlgeboren gehorsamster
Herrmann Hendrichs.

Es war mir diese von Hendrichs meinem Manne gezollte Anerkennung von besonderem Werte, da er seinem Chef persönlich ferner als die Mehrzahl seiner Kollegen und in dem Rufe stolzer Ehrlichkeit und edler Denkungsweise stand. — Zudem befand er sich gerade zu jener Zeit auf dem Gipfel seines Künstlerruhmes und war auch ein Ideal für gewisse, ritterlich romantische Dichtergestalten. Wer ihn mit seiner reizenden, von dem ganzen poetischen Zauber echter Jungfräulichkeit umwehten Partnerin, Lina Fuhr, als „Faust", als „Wetter von Strahl" in Kleists „Käthchen von Heilbronn", als „Herzog Albrecht" in Melchior-Meyers Trauerspiel gleichen Namens, oder als „Lord Rochester" in der „Waise von Lowood" gesehen, wird das oben Gesagte sicher vollauf bestätigen. Denn, wie man einen Albert Niemann in Rollen wie: „Ferdinand Cortez," „Raoul" in Meyerbeers Hugenotten, „Tannhäuser" oder „Tristan" wohl nur in jedem Säculum einmal findet, so auch einen Herrmann Hendrichs für jene und manche andere in das Fach der romantischen Liebhaber schlagenden dramatischen Helden. — Mannesschönheit, edle Plastik der Bewegung, ritterliche Vornehmheit und ein wundervolles Organ vereinten sich bei Herrmann Hendrichs, um ihn zu einem in seiner Art einzigen Künstler und seine Erfolge begreiflich zu machen. Mein geliebter Mann hat manche große Blütezeit, sowohl in der Oper, — (ich nenne nur von Frauen: Wagner und Köster, Lucca und Mallinger) — als im Schauspiel unter seiner Leitung an sich vorüberziehen sehen, und der zukünftige Schreiber einer wahr-

heitsgetreuen und tiefer eingehenden Theatergeschichte wird dieselben zu verzeichnen haben. — Aber wenige solcher Blütezeiten gleichen der Mitte der fünfziger Jahre, wo sich im königlichen Schauspiel Darsteller und Darstellerinnen wie Auguste Crelinger, Lina Fuhr, Edwina Viereck, Klara Hoppé, Auguste Ahrendt, und Künstler wie Herrmann Hendrichs, Ludwig Dessoir, Theodor Liedtke und Döring zu einem in einzelnen Lustspielen und Dramen ganz vollendeten „Ensemble" zusammen fanden. Aber — wie alles Große und Gute zu „fernen," d. h. erst im Laufe der Zeiten zu voller Geltung zu gelangen pflegt, so hat auch die Kritik zuweilen damals die Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit unterschätzt und ist weder dem Intendanten noch mehreren der unter seiner Leitung wirkenden Künstler gerecht geworden. Der Erstere hatte im Gegenteil, gerade inmitten und zu Ende der fünfziger Jahre, in ganz unverdienter und oft absichtlich bösartiger Weise von einem Teile der Presse zu leiden. Journalisten wie Kossack, Glasbrenner u. s. w. griffen Maßnahmen und Neuerungen, einzelne Engagements und Anschauungen des ihnen persönlich fast ganz unbekannten, oft allerdings bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit schroffen Intendanten mitunter auf das heftigste an. Es wurden Karrikaturen auf ihn gezeichnet und satirische Gedichte verfaßt, die dann im „Kladderadatsch" und anderen Witzblättern erschienen und manches sehr geistreich, anderes aber auch wieder sehr roh und ohne jede eigentliche Kenntnis der Sachlage geißelten. —

„Gnade mir, wenn sie mir in meinem Privatleben etwas anhaben könnten!" — pflegte Botho von Hülsen dann wohl zu sagen, „ich würde für meine Stellung sicher unhaltbar sein!" Er brachte mir indessen meistens selbst alle solche Satiren und Angriffe, über die er sich nur, wo er einen berechtigten Anlaß fand, ärgerte, die er sonst aber belachte oder verächtlich beiseite warf. Jedenfalls hatte mein geliebter Mann damals ungezählte Gegner und Widersacher, die sich aber, gottlob, der feine, geistreiche Kossack an der Spitze, allmählich in Freunde und Verehrer verwandelten. Wie oft hat mein Gatte später und, nachdem er denselben persönlich kennen und schätzen gelernt, an dessen Schmerzenslager gesessen, und welche Fülle von Anregung und Förderung litterarischen Verständnisses ist für uns beide von demselben ausgegangen! — Was andere, in den fünfziger Jahren haupttonangebende Rezensenten und Theater-Kritiker wie Gubitz und Rötscher betrifft, so verdanke ich Fräulein Lina Fuhr (jetzt längst Frau Geheimrätin Waldau) über deren erste Bekanntschaft mit meinem Manne eine amüsante Mitteilung. Sie erzählt in einem mir übersandten Extrait ihrer Memoiren darüber folgendes:

„Meine Mutter und ich hatten einige Zeit nach meinem durch Herrn von Hülsen komplett gewordenen Engagement an der Berliner Hofbühne ein Diner veranstaltet, zu dem wir den gestrengen Herrn Chef, einen Teil meiner Kollegen, einige Privatbekannte und die Herrn Gubitz und Rötscher eingeladen hatten. Ich hebe unter den Ersteren nur die Herren Hendrichs, Döring und Rott, der ein liebenswürdiger Gesellschafter war, und Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, unter den anderen Gräfin Clothilde Kalkreuth hervor, mit der ich privatim bekannt geworden war.

Herr von Hülsen war anfänglich in dieser Gesellschaft sehr zurückhaltend, „zugeknöpft", wie eine berühmte, lange Jahre der Berliner Hofbühne angehörende Künstlerin sich über ihn ausgedrückt hat. Dann aber, als Witz und Geist meiner Kollegen sich Bahn gebrochen, und die Geistesfunken und witzigen Einfälle gleich Raketen aufflackerten, sprühten und zündeten, trat auch der hohe und gestrenge Chef in den Hintergrund, und Herr von Hülsen zeigte, daß er seinen Künstlern und den beiden Kritikern und Professoren geistig völlig gewachsen war. Letztere waren es denn auch, welche besonders erstaunt und hingerissen den liebenswürdigen und geistreichen Einfällen lauschten, mit denen nun Herr von Hülsen die gesellige Unterhaltung je länger, je mehr würzte. Professor Rötscher schrieb dazumal die vielgelesenen Rezensionen für die Spenersche, Professor Gubitz für die Vossische Zeitung, und beide Herren galten für unparteiisch und jeder Art von Bestechung völlig unzugänglich. So war es oft staunenswert und geradezu unverständlich, wie zurückhaltend sie sich den verschiedentlichen, so höchst lobenswerten Maßnahmen und geradezu tadelnd sich beide manchen neueren Einrichtungen, wie z. B. der Abschaffung der Zwischenaktmusik im königlichen Schauspielhause, gegenüber geäußert hatten. — Man sprach sich nun hier, im heiteren Gesellschaftskreise, scherzend aus und unterzog die Kritik der gestrengen Herren gleichfalls einer gestrengen Kritik. Endlich sagte schließlich Herr von Hülsen, sich zu den beiden Herren Professoren wendend:

„Ihre Kritik, meine geehrten Herren, würde wahrscheinlich ganz anders ausfallen, und die Spenersche würde nicht wie der Berichterstatter der Vossischen sprechen, oder auch umgekehrt, wenn Sie nicht Ihre Plätze im Parket wie zwei „Inséparables" zusammen hätten. So aber beeinflußt einer unwillkürlich und unbemerkt das Urteil des anderen und äußert dann dasselbe!" — Natürlich wollten die Herren das nicht gelten lassen und beteuerten, ganz selbständig und unbeeinflußt zu verfahren. —

„Nun, meine Herren, fiel Herr von Hülsen endlich heiter ein, wenn Sie denn wirklich meinem Streben und Wollen unparteiisch gegenüberstehen, so beweisen Sie es mir, indem Sie sich für die Zukunft auf Ihren Plätzen im Theater trennen. Herr Professor Rötscher möge fortan links, Herr Professor Gubitz rechts im Parket seinen Rezensionsplatz finden. Ich werde sofort den Befehl erteilen."

Einstimmig und fröhlich wurde der Vorschlag angenommen und ihm von allen Seiten Beifall gespendet. — Als nun Herr von Hülsen den folgenden Abend im Theater erschien und der Vorhang emporrauschte, freuten wir Beteiligten uns insgesamt, als der gestrenge Chef an die Brüstung seiner Intendantenloge trat, sein Opernglas nahm und mit heiterer Befriedigung auf die beiden nunmehr Geschiedenen hernieder blickte. — Und — sei es Absicht, sei es Zufall! — Jedenfalls und wunderbarer Weise war aber seit jenem Abende eine weit größere Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in die Kritiken der beiden Zeitungen gekommen. Die Vossische tadelte oft, was die Spenersche gelobt, und umgekehrt. So mochte der Chef denn auch hier, wie meistens überall, das Richtige erkannt und die richtige Abhilfe getroffen haben!" —

So die Mitteilungen der hochbegabten, liebenswerten Künstlerin, der einzigen Schauspielerin, die, außer Charlotte Birch, in jenen ersten Jahren intim in unserem Hause verkehrte, da sie künstlerisch wie auch persönlich ein ausgesprochener Liebling meines Mannes und bald auch meiner und meiner ganzen ihr näher tretenden Familie war. Diese reizende, in ihrem ganzen Wesen und Benehmen zarte Weiblichkeit und unschuldsvolle Reinheit atmende Künstlerin beherrschte damals das Fach der lyrisch-dramatischen Liebhaberinnen und wirkte, wie die echte Frau fast immer, noch mehr durch das, was sie war, als durch das, was sie that und erstrebte.

„Fräulein Fuhr hat es leicht," — äußerte einstmals Johanna Wagner, nachherige Frau Jachmann — „Sie stellt sich nur auf die Bühne, schlägt ihre schönen Augen auf und lächelt. Sofort ist alles hingerissen!" — Und so war es, und gerade deshalb auch Rollen, wie Julia, Thekla, Gretchen, Käthchen, Lorle in „Dorf und Stadt," ihr völlig entsprechend. Wie die geträumte „Julia", die „Thekla" Schillers, wie das Ideal von Kleists „Käthchen von Heilbronn", oder Goethes „Gretchen", stand sie vor uns, dieses:

„Holdes Wunder der Natur,
Lieblichste der Feen, Fuhr,"

wie sie einst ein begeisterter Verehrer benannt und treffend geschildert hat. Und dabei diese Bescheidenheit und anspruchslose Einfachheit! — Es ist dieselbe, wenn auch ihr selbst völlig unbewußt, auch in folgender Erinnerung dokumentiert, in dem sie, ihres verehrten Chefs und Gönners gedenkend, bei einer anderen Gelegenheit sagt:

„Wir Künstler hatten es in den ersten Jahren meines Berliner Engagements in mancher Hinsicht nicht so gut als jetzt. Es wurde nämlich dazumal auf Befehl König Friedrichs IV. nicht nur täglich in Berlin, sondern oft auch in Potsdam und Charlottenburg gespielt, was meistens eine arge Erkältungspartie und große Strapaze für die Darsteller und dabei oft auch noch obenein sehr unbelohnend war, weil das dortige Publikum wenig Interesse für gewisse klassische Dramen bezeigte. So erinnere ich mich z. B. einer wirklich vortrefflichen Aufführung der Emilia Galotti in Potsdam, in der Frau Crelinger die Orsini, Heudrichs den Grafen Appiani, Liedtke den Prinzen und ich selbst die Emilia spielte, und bei der sich das dortige Publikum merkwürdig benahm. Das wilde Lachen der Crelinger in der Szene mit dem Odoardo wurde schallend belacht, und ich selbst, als ich sterbend bei den Worten niedersank: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturmwind sie entblättert," komplett verhöhnt. — Außer mir stürzte ich zu Herrn von Hülsen und bat ihn uns doch vor den Aufführungen solcher Dramen in Potsdam zu schützen. —

„Ja, glauben Sie denn, daß sie mir Vergnügen machen!" — rief er ärgerlich und mit gefalteter Stirn. — „Der König aber wünscht sie und hat sie befohlen. So ist nichts zu machen, und wenn ich sie aushalte, so darf ich ein gleiches wohl von Ihnen erwarten." —

Das mußte man einsehen und sich in das Unvermeidliche wohl oder übel zu finden suchen. — So die Fuhr, aber ich, die ich mehreren jener Vorstellungen gleichfalls beigewohnt und namentlich auch einen sich bei einer theatralischen Aufführung in Potsdam abspielenden sehr komischen Vorfall im Gedächtnis habe, will denselben in dem nächsten, auch noch Verschiedenes aus den fünfziger Jahren bringenden Abschnitt darzustellen versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Nörlund & Sohn.

Novelle

von

Rudolf Schmidt.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von J. Langfeldt.

„Ob du deinem Großvater ähnlich siehst, Thomas?" sagte der alte Fabrikbesitzer Nörlund und klopfte seinem Sohne und Kompagnon auf die Schulter. „Mit demselben Recht könntest du fragen, ob „der da" mir ähnlich sieht!"

„Der da" war zwei Monate alt. Man hatte ihn in seinem langen, weißen Kleide hereingetragen, damit er den Weihnachtsbaum sähe, der einzig seinetwegen aufgeputzt worden war. Mit weiten Augen starrte er eins der angezündeten Lichter an, das sich seines Beifalls im besondern Grade zu erfreuen schien und streckte dann plötzlich die kleine Hand nach der Flamme aus. Die junge Mutter, welche ihn strahlenden Auges auf dem Arme trug, hatte das Händchen mit schnellem Griff zurückgehalten, und mit erträglicher Laune hatte er sich darein ergeben, daß es ihm verwehrt worden war, sich zu verbrennen. Seinen halbgeöffneten Mund umspielte ein wohlwollendes Lächeln, das die beiden apfelroten Wangen wie kleine Berge wölbte. Während der alte Nörlund sprach, hatte er ihm die Augen langsam zugedreht, als ob er die aufgestellte Behauptung ausdrücklich bekräftigen wollte. Es gehörte indes ein scharfer Blick dazu, um in den unbestimmten Linien des kleinen Gesichtes etwas wie Ähnlichkeit mit den breiten, grobgeschnittenen Zügen des grauhaarigen Fabrikanten zu entdecken.

Dagegen bedurfte es nur eines Blickes, um zu erkennen, inwieweit es mit der andern Aussage des alten Herrn seine Richtigkeit hatte. Das Porträt des verstorbenen Nörlund, das an der Wand hing, war Anno 35 von einem Porträtmaler in der Pilestræde angefertigt worden. Vierzehn Reichsthaler hatte der Künstler dafür erhalten; wie der Auftraggeber gemeint, war das Bild damit reichlich bezahlt. Die Farben waren in breiten Strichen aufgetragen, ähnlich war es aber gewesen, das Bild; und wenn die altmodische Tracht und der etwas starre und schwermutsvolle Ausdruck im Gesicht des alten Meisters dem nicht

widersprochen hätten, so würde man das Porträt ganz wohl für ein Abbild des Fabrikanten Nörlund junior habe nehmen können. In den Zügen des jüngeren Inhabers der Firma lag eine gewisse Straffheit, die in denen des ehrenwerten Schmiedemeisters wiederkehrte. Nur war sie bei diesem ein Zeichen von Festgewurzeltsein in den Anschauungen und Gewohnheiten eines Alltagslebens, während sie bei dem Enkel, der das Examen an der polytechnischen Schule mit Auszeichnung bestanden hatte, eher eine Folge des Studiums und der geistigen Arbeit war. Eins aber bezeugte sie bei beiden: das Bewußtsein der Autorität und die Lust, von derselben Gebrauch zu machen. Wiewohl die Familienähnlichkeit auch bei Nörlund senior nicht zu verkennen war, so ermangelte sein joviales Gesicht dieses Merkmals doch ganz und gar.

„Gott sei Dank, daß es ein Junge wurde!" fuhr der alte Herr fort. „Nun hat die Firma Nörlund & Sohn die besten Aussichten, sich wenigstens noch eine Generation hindurch über Wasser zu halten. Das hätte mein Alter erleben müssen! Die Gründung einer ganzen oldenburgischen Dynastie von wechselnden Thomassen und Johanneſſen im ehrbaren Schmiedehandwerk war sein stolzester Traum."

Wie Nörlund junior dem alten Meister zu Ehren in der Taufe den Namen Thomas erhalten hatte, so wurde das jüngste Glied der Familie nach dem Großvater Johannes gerufen.

„Du wirst nämlich selbstverständlich auch mal der Firma beitreten, Knirps!" wandte sich der alte Nörlund an das Herrchen im weißen Schleppkleid. „Nun seh' mir mal einer das Bürschchen an, wie es lacht und ja sagt!"

„Weiß Vater das so gewiß, daß er ja sagt?" fragte der Sohn, und über sein ernstes Antlitz huschte ein Lächeln.

„Als Großvater bekommt man geschärfte Organe, mein Sohn," versetzte der Senior der Familie, „und wer sollte sie denn sonst haben, wenn nicht ich? War ich nicht auf dem besten Wege, mich davon zu machen, just, als das Kerlchen da seinen Einzug hielt? Meiner Seel', ich glaube, er war es, der mir an der Pforte begegnete und mich wieder zur Umkehr bewog."

„Gelt, Alter, nun bist du wieder ganz gesund?" meinte die ältere Frau Nörlund in etwas bekümmertem Tone.

„Ich fühlte mich niemals besser, Mutter. Aber mit Schlaganfällen, weißt du, ist es ein eigen Ding. Bevor der nächste Anfall kommt, können zwanzig Jahre hingehen, wenn es aber sein soll, auch nur drei Tage. Nu, nu, verziehe man nicht gleich das Gesicht, Alte, es werden natürlich zwanzig Jahre hingehen. Ein kluger Mann zieht aber alles in Betracht. Deshalb soll unser kleiner Johannes sein Geschenk auch am ersten Weihnachtsabend haben, den ich mit ihm verlebe. — Ja, denn die Klapper war man so nebenbei, Annette."

Die letzten Worte waren an die Schwiegertochter gerichtet, die ihm mit fragenden Blicken eine wertvolle Silberklapper vor Augen hielt.

„Mein eigentliches Weihnachtsgeschenk, das habe ich hier!" fuhr der alte Nörlund fort und zog ein großes Paket unter dem Sofa hervor. Dasselbe be-

ſtand äußerlich aus braunem Packpapier und wurde von einer dicken Schnur zuſammengehalten, die in Form eines Kreuzes um dasſelbe herumlief und in der Mitte mittels eines mächtigen Knotens zuſammengeſchnürt war. — Die Zeit drückt allem einen gewiſſen Stempel auf: der Gegenſtand, den das braune Papier umſchloß, war offenbar lange in Verwahrung geweſen.

„Ja, es iſt eine ſchöne Reihe von Jahren her, ſeitdem das Ding hier in ſein Futteral kam," ſagte Nörlund ſenior als Antwort auf den verwunderten Blick der jungen Frau. „Du warſt damals noch gar nicht geboren und, beinahe hätte ich geſagt, auch Thomas nicht."

Er zog ein elegantes Taſchenmeſſer von engliſcher Arbeit hervor, that einen Schnitt in den Faden, hielt aber plötzlich inne.

„Das iſt nun einmal ſo mit den Nörlunds," fuhr er fort, „Großvater und Enkel ſind einander ähnlich, und Vater und Sohn eignen ſich ſo ausgezeichnet dafür, mit einander ins Geſchirr geſpannt zu werden. Der eine hat nämlich gerade das, was dem andern abgeht. Das hatte mein Alter ſo im Gefühl, als er die Firma gründete. Er war ein Hellſeher, ein Prophet, das „Nörlund & Sohn" iſt eine ausgezeichnete Idee."

Darin mußte man dem alten Herrn recht geben. Wenn es auch vor allem der Sohn geweſen war, der nach einem mehrjährigen Aufenthalt in England die alte Schmiedewerkſtatt zu einer großen, weithin bekannten Fabrik erweitert hatte, in der ſämtliche ins Fach ſchlagenden Verbeſſerungen augenblicklich zur Ausführung gelangten, ſo hatte der alte Nörlund nichtsdeſtoweniger den Löwenanteil an dem überraſchenden Aufſchwung und Fortgang der Fabrik. Ging ihm auch eine tiefere techniſche Einſicht ab, ſo verſtand er ſich doch vortrefflich auf die Beurteilung alles deſſen, was zur eigentlichen Schmiedearbeit gehörte. Und war der Sohn etwas ſtarr und einſeitig, wenn es die im Auslande gewonnenen Anſchauungen ins Werk zu ſetzen galt, ſo verſtand es der Vater aus dem f. f., die geſtellten Forderungen der Art und Weiſe, wie däniſche Schmiedegeſellen arbeiten, anzupaſſen. War der Sohn ein kalter Olympier, der nur Furcht und Reſpekt einflößte, ſo war der Vater ein leutſeliger Aufſeher, an den die Arbeiter ohne Scheu ſich wenden durften, ſelbſt mit ihren eigenen kleinen Bekümmerniſſen. Das hatte zur Folge gehabt, daß die Arbeiter während des Strikes der Fabrik ſämtlich treu geblieben waren, wodurch dieſe in den Stand geſetzt wurde, einige bedeutende Aufträge bis zum feſtgeſetzten Termin auszuführen und ſich ſo einen Verluſt von vielen tauſend Kronen zu erſparen. Das wußte der junge Nörlund auch ſehr gut, und wie viel er im einzelnen gegen die Art und Weiſe des Vaters auch einzuwenden hatte, ſo erkannte er doch, daß dem Alten Eigenſchaften zukamen, die ihm ſelber abgingen.

„Ganz gewiß, die Firma iſt eine ausgezeichnete Idee," ſtimmte er bei, „und ich werde nicht das Geringſte dagegen einzuwenden haben, falls das Herrlein da derſelben beitritt."

„Verlaß dich darauf, er iſt mein berufener Nachfolger. Nach etwa fünfundzwanzig Jahren wird er natürlich verheiratet ſein und ſein eigenes Heimweſen

haben, gerade wie ich das hatte. Denn auch in dem Stück gleichst du meinem Alten, Thomas, daß du dir spät eine Frau nahmst — du hattest beinahe die Vierzig auf dem Rücken. Ist einem Menschen nie gut, so lange allein zu sein. Du warst auch auf dem besten Wege, ein Hagestolz zu werden, mein Junge."

„Aber als er endlich so weit kam, warst du doch seelenvergnügt, Mann!" fügte die alte Frau Nörlund schnell hinterdrein, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, — die freimütige Art und Weise, in der man zu ihrem angesehenen, studierten Sohn sprach, wollte ihr nicht recht behagen.

„Ob ich vergnügt war, als er uns General Harders Nichte, unsere liebe Annette, als seine Braut zuführte? Wie schnurrig du fragen kannst, Mutter! Daß er sich aber eine so nette Frau aussuchte, das ist denn auch die einzige Entschuldigung dafür, daß er uns so höllisch lange warten ließ."

„Onkel und Großvater waren wohl alte Bekannte?" meinte die junge Frau errötend. Noch am letzten Tage vor seinem Tode bat er mich ausdrücklich, dir seine Grüße zu überbringen."

„Daß ich mit dem alten Ehrenmann wieder zusammenkam, war eine Freude mehr, als ich dich zur Schwiegertochter kriegte, mein Kind. Aber auch davon sollt ihr hören, wenn ich den Gegenstand hier erst ausgepackt habe. — Hup! Willst du auf!"

Ein kräftiger Schnitt ließ die halbgelöste Schnur zerspringen. Behend schob der alte Mann das Papier zur Seite und zog einen Gegenstand hervor, der in dieser Umgebung die größte Verwunderung erregen mußte.

Es war ein alter Soldatenrock, wie ihn die Artillerieoffiziere zu Christians VIII. Zeit trugen. Er war bös mitgenommen. An der einen Seite fehlte der halbe karmoisinrote Kragen, die meisten Knopflöcher waren ausgerissen, von dem rechten Aufschlag gewahrte man garnichts, unterhalb hatten Futter und Tuch sich gelöst, und als Entgelt mischten sich Fetzen von beiden friedlich unter einander. Hierzu kam noch, daß das Tuch überall Flecken von Kohlenstaub und hin und wieder kleine Löcher aufwies, welche von fliegenden Funken herzurühren schienen.

„Aber, Alter, ist es wirklich deine Absicht —?" rief die alte Dame hastig aus.

„Na natürlich ist es meine Absicht, Mutter, meine wohlüberlegte Absicht," schnitt Nörlund senior ihr muntern Tones das Wort ab. — Aber wie siehst du aus, alter Schwede! Nun ja, es ist auch eine anständige Reihe von Jahren her, seitdem wir uns zuletzt sahen. Hübsch bist du just nicht, alter Kerl! — Aber der, für den du bestimmt bist, mag dich doch leiden."

Es verhielt sich in der That, wie der Alte sagte. Der Enkel haschte begierig nach den blanken Knöpfen und bemühte sich, einen derselben zum Munde zu führen.

Diesmal war es der Vater, der das Patschhändchen des Sohnes zurückhielt. In seinen Zügen spiegelte sich eine gewisse Verlegenheit.

„Mir kommt es vor, als hätte ich 'mal davon gehört, daß Vater einstmals die Absicht hatte, Offizier zu werden," bemerkte er mit etwas unsicherer Stimme.

„Wirklich, Thomas?“ sagte der alte Mann. „Und doch hast du nie davon gesprochen, sondern hast es in kindlicher Ehrfurcht zugedeckt, wie Sem, da der alte Herr Noah einen über den Durst getrunken hatte? Doch ist es, weiß Gott, nicht, weil ich mich schämte, wenn ich darüber schwieg. Das kann der Rock hier bezeugen. Aber beginnen wir mit dem Anfang. Nun sollst du hören, du!“

Die letzten Worte waren an den jüngsten Nörlund gerichtet, der seine dunkelblauen Augen fest auf das lächelnde Antlitz des Großvaters heftete, als wolle er zu verstehen geben, daß er andächtig zuhören werde.

„Mein Vater gehörte zur alten Schule,“ begann Nörlund senior. „Er war stolz auf sein Handwerk und hatte nur für dieses Sinn. In seiner Jugend hatte er Deutschland bereist, mit dem Fellelsen auf dem Rücken. Wenn er 'mal auf seine Reise zu sprechen kam, so wußte er von nichts Anderem zu erzählen als von fixen Leuten im Schlosserhandwerk, mit denen er hier und da zusammengetroffen war. Er schickte mich in eine gute Schule und hielt mir Lehrer in fremden Sprachen; er wollte den Leuten zeigen, daß ein Schmied sich so 'was erlauben könne. Aber von meiner Geburt an war's beschlossene Sache, daß ich ebenfalls Schmied würde. Fünfzehn Jahr alt trat ich in die Lehre — bei ihm selber, so war's damals ja Schick, und ich sollte bald erfahren, was es mit einem Schmiedejungen auf sich habe. Der Alte hatte selber seine sechs bitterbösen Lehrjahre durchgemacht, er ließ seinen Lehrburschen dasselbe Recht widerfahren. Wenn er morgens in die Werkstätte trat, so war's gerade, als wenn ein Monarch nach seinen Leibeigenen sieht. — Du mußt es mir nicht übel nehmen, Thomas, aber wenn du vormittags deine Runde machst, so siehst du ihm bisweilen verteufelt ähnlich. — Kurzum, die Lehrjungen kriegten Prügel nach Noten; ich machte keine Ausnahme, was zu seiner Ehre gesagt sei. Außer der Werkstatt aber hielt er darauf, daß man mich als Sohn des Schmiedes Nörlund respektierte. Meine Sprachstunden wurden fortgesetzt, ich ging in feinen Manschetthemden, und meine Kleider wurden vom ersten Schneider der Stadt genäht. Wie so vielen, lag's auch meinem Alten im Gefühl, daß eine neue Zeit im Anmarsch sei. Sich selber mit ihr einlassen, das wollte er nicht; ich ward zum Vermittler ausersehen. Als ich ihm eines Tages den Vorschlag machte, wie andere größere Geschäfte gedruckte Rechnungsformulare anzuschaffen, ging er bereitwillig darauf ein. Besagte Rechnungen sollten später, nachdem ich Geselle geworden war, eine wichtige Rolle spielen. Es hätte aber zu der ganzen Lebensanschauung meines Alten schlecht gepaßt, wenn auch nur eine einzige von ihnen verloren gegangen wäre. Er hatte sich also herausgerechnet, daß sie verbraucht sein würden, wenn ich mein fünfundzwanzigstes Lebensjahr erreicht hätte. Bis dahin sollte ich mein Meisterstück machen, und dann wollte mein Alter neue Formulare drucken lassen mit der Aufschrift „Nörlund & Sohn.“ Woher er die Idee hatte, mag Gott wissen; er hielt sie aber mit derselben Zähigkeit fest wie alles, was er sich einmal in den Kopf setzte. Wenn ich mir jene Zeit vergegenwärtige, so meine ich, hing die Sache so zusammen: die Firma sollte ein Ausdruck seines Bündnisses mit der neuen Zeit und zugleich seiner persönlichen Reservation gegen dieselbe sein. So

viel ist sicher, die Firma war sein fortwährender Traum, war das, wofür er schwärmte; er war in seinen alten Tagen reineweg verliebt. An den Stellen der Wand, wo in der Werkstatt der Kalk abgestoßen war, hatte ich mehr als einmal ein „N & S“ bemerkt. Anfangs glaubte ich, es rühre von den Lehrburschen her, die sich privatim hier im Zeichnen übten. Als ich aber eines Tages um die Mittagsstunde zufällig in die Werkstatt trete, wo um diese Zeit sonst niemand anwesend war, sehe ich, wie mein Alter in selbsteigener Person an eine frische Stelle, die er eigens zu diesem Zwecke abgekratzt haben mochte, mit einem Stück Kohle die bekannten Buchstaben malt. Ich mache mich leise davon, ohne daß er mich bemerkt. — Mein guter alter Vater! Meine späteren Dummheiten haben ihm jedenfalls viel Sorge gemacht.

„Auf die Militärschule kam ich aber. Und das ging so zu.“

„Im Vorderhause — es ist dieselbe Wohnung, die du jetzt inne hast, Thomas, — wohnte ein Herr von der Regierung, mit drei hübschen Töchtern. So stolz mein Alter auch sonst war, so hoch er auch das Schlosserhandwerk über alles in der Welt setzte, so konnte er, wenn er im Thorwege an dem hübschen ältlichen Herrn im schwarzen Rock und mit dem Ordensbande im Knopfloch vorüberging, doch nicht umhin, mit einer gewissen Beklommenheit seine schmierige Mütze zu ziehen. Die Studierten waren dazumal obenauf! Er spielte den feinen Mann und lebte flotter, als es sein Geldbeutel vertrug. Infolgedessen war er mit dem Mietzins fast immer im Rückstand. Er that aber nie vornehmer, — die Krumen herablassenden Wohlwollens, die der Vornehmheit erst die rechte Würze leihen, fielen nie spärlicher, als wenn er meinem Alten Geld schuldete. Das half! Trotz allen Selbstgefühls besaß Vater nicht moralischen Mut genug, um seinem feinen Mietsmann wegen des restierenden Mietzinses auf den Pelz zu rücken. Mir gegenüber jedoch, der Sprachstunden hatte und den feinen Herrn herauskehrte, wenn die Arbeitszeit zu Ende war, waren unter die Vornehmheit einige Krümel Wohlwollen mehr gemischt. Eines Vormittags, es war zwischen Weihnacht und Neujahr — noch hatte er keine Miene gemacht, den Mietzins zu entrichten, der am 1. Oktober fällig gewesen — fragte er mich im Vorbeigehen, ob der junge Herr Nörlund ihm und seinen Töchtern das Vergnügen machen wolle, den Abend bei ihnen zuzubringen.“

„Ich sage euch, Kinder, der junge Herr Nörlund ward blitzvergnügt. Er wußte wohl, daß sein Vater ein reicher Mann und wollte sich gern ein kleines Stück von der Welt ansehen, die außerhalb des Vaters Schmiede lag. Der junge Herr Nörlund war ein lebenslustiges Bürschchen, war er.“

„Als mein Alter von der Einladung hörte, kreuzte er die Arme über dem großen Vorschlaghammer. — Dann werde ich von meinem Geld vor Fastnacht keinen roten Heller sehen, sagte er, aber geh' man hin! — Ließ man ihn selber nur aus dem Spiele, so hatte er gar nichts dawider, wenn die werdende Firma durch ein bischen feinen Umgang herausgestrichen wurde.“

„Ich ging abends also richtig hin. Die Fräuleins waren die Liebenswürdigkeit selbst, wahrscheinlich auf Kommando. Herr Nörlund hier und Herr Nörlund

da, so ging es den ganzen Abend hindurch. — Ich verliebte mich in alle drei."

„In alle drei, Großvater?" fragte die junge Frau verwundert.

„In alle drei! Das entschuldigt mich, Kind. Kein Krümel mehr in die eine als in die andre! War auch ein Stück von einem Windbeutel, der junge Herr Nörlund! — Wie er mich ansieht! Ich glaube fast, er weiß, daß die alten Geschichten zu seinem Besten aufgewärmt werden."

Das Bürschchen im weißen Kleide blickte den Großvater noch immer mit der größten Aufmerksamkeit an.

„Na, ich mußte meine Person natürlich im Nu zur Geltung bringen und mich bestreben, etwas Besseres zu werden als „der Sohn unsers Hauswirts;" — unter dieser Bezeichnung stellte man mich der feinen Sippschaft vor, die in das Haus des Justizrats kam: er war nämlich Justizrat. Dann las ich in der Zeitung eine Bekanntmachung, betreffend den Zutritt zur königlichen Militär-Hochschule. Das wäre just 'was für dich, fuhr es mir durch den Kopf, dann könntest du sofort die Uniform anziehen! Die Schüler trugen nämlich die Leutnantsuniform, Kinder! Mein Entschluß war bald gefaßt. In der Mathematik war ich immer tüchtig gewesen, Sprachen konnte ich ebenfalls, das war also immerhin eine Grundlage. Ohne jemandem ein Wort davon zu sagen, bereitete ich mich im Handumdrehen vor. Machte ich mich nur ordentlich dahinter, so konnte ich damals in kurzer Zeit eine Unmasse einfressen. Trotzdem muß ich ein unerhörtes Glück gehabt haben. Aufgenommen wurde ich aber, und die Uniform blieb auch nicht aus. Und ihr könnt es mir glauben, Kinder, ich war nicht faul, sie anzulegen! Als Vater mich in derselben sah, wurde er dermaßen verblüfft, daß er ganz vergaß, mit Einwendungen zu kommen. Die Brücke zwischen Schmied Nörlund und der Welt, die er fürchtete und auf die er zu gleicher Zeit schielend hinsah, war nun geschlagen, wenn auch in ganz andrer Weise, als er's gewollt. Und so groß war der Respekt, den er im stillen vor ihr hatte, daß er seinen trotzigen, alten Kopf beugte und ohne Murren dem liebsten Traum seines Lebens Valet sagte. Ich Esel sah nicht einmal, wie es ihm ans Herz griff, ich dachte nur daran, in den Assembléen des Justizrats zu glänzen, wo ich denn auch wie ein Meteor begrüßt wurde. Nun fing meine gute Zeit in dem Hause erst an. Natürlich wurde ich von allen vorderhand Herr Leutnant tituliert. Das war ein Leben, sag' ich euch, ein olympisches Dasein, von morgens bis abends schwamm ich in einem Meer von Wonne. Es ist dem Menschen ganz zuträglich, wenn er 'mal eine Periode hat, wo alle Lebensgeister erwacht sind. Kommt er auf den Hund dabei, so ist es, weil ein schlechter Kern in ihm steckt. Ist das aber nicht der Fall, so wird er's allemal verstehen, die verlorene Zeit wieder einzubringen. Ich taumelte von einem Vergnügen ins andre, als sollte dies Leben nie ein Ende haben. An das Examen dachte ich nie. Was mir einzig im Wege stand, das waren die Vorlesungen. Wenn ich auch für einige Fächer gute Anlagen hatte, so merkte ich doch bald, daß in dem Examen viel mehr von mir verlangt werden würde, als wozu meine Lust und Fähigkeiten reichten. Und

dann kam mir das drückende Gefühl, mich auf eine Sache eingelassen zu haben, die außerhalb meiner Sphäre lag. Zuweilen ward es so stark, daß mir plötzlich die Lust ankam, in die Werkstatt zu gehen, den großen Schmiedehammer zu fassen und aus Leibeskräften darauf loszuschlagen. Das ging natürlich nicht; das gesellschaftliche Leben mußte also herhalten, damit ich das beklemmende Gefühl los ward. Wie ließ ich mich gehen! Wie machte ich den Damen den Hof! Wie ließ ich in den abendlichen Zirkeln des Justizrats mein Licht leuchten! Wie unermüdlich war ich im Arrangieren von Festlichkeiten und Ausflügen! Eines Sonntags brachte ich einen Ausflug nach Bellevue zustande und begleitete den Wagen auf einem Braunschimmel, für welchen der Pferdeverleiher seine zehn Thaler kriegte." —

„Du betrugst dich in der That wie ein großer Hansnarr, Johannes," unterbrach ihn die alte Frau Nörlund.

„Ich seh' es Annette an, sie wundert sich, daß Mutter mich auf meiner damaligen Entwicklungsstufe gekannt hat," fuhr Nörlund senior im Erzählen fort. „Ich muß dich daher unter der Hand aufklären, Kind. In das Haus des Justizrats kam damals ein kleines Fräulein, die Tochter eines Kammerassessors, eine Schulkameradin von den jungen Damen. Diese fuhren daher fort, Umgang mit ihr zu pflegen, obgleich ihres Vaters Stellung sie im Hause eines Justizrats nahezu unmöglich machte. Natürlich unterließen sie nicht, mich über diesen Punkt aufzuklären, damit ich die außerordentliche Gunst schätzen lernte, die mir erwiesen wurde. Na, es war ein sauberes Mädel, blaue Augen, zierlich und schlank! —, ich verliebte mich in sie und schloß sie mit den übrigen in mein geräumiges Herz. Sie nahm an der Tour nach Bellevue teil."

„Diese Tour sollte übrigens die Veranlassung werden, daß Vater und ich nach langem Schweigen wieder einmal einige Worte mit einander wechselten. Der Mut war ihm flöten gegangen, als ich den dunkelblauen Rock anzog. Wenn er mich auch nicht selbst „Herr Leutnant" titulierte, so hatte er's doch gern gehabt, daß die Gesellen und Lehrburschen es thaten. Eines Tages hatte er meinen alten Kameraden, Jochen Tönnesen, extra ausgelümmelt, weil dieser mich nach alter Gewohnheit Johannes genannt hatte. Seit der Zeit war Jochen mir nicht grün. Ein paar Tage nach der Ausfahrt kam Vater zu mir auf die Stube herauf. Das Frühstück auf Bellevue hatte ich bezahlt, das heißt, ich hatte den Wirt gebeten, die Rechnung Schmied Nörlund zuzustellen. Diese Rechnung war's, die er jetzt in der Hand hielt. Ich sah's ihm an, daß etwas nicht richtig sei. Er gehörte übrigens zu den Naturen, die fürchterlich ruhig werden, wenn's inwendig vor Wut kocht. Langsam las er einen Posten nach dem andern vor: Rebhühner, Austern, Rheinwein und Champagner. — Johannes, sagte er dann, der ganze Krempel hier, gehört der auch dazu, um Offizier zu werden? — Ich merkte, daß die Rechnung ihn mit einemmal sehend gemacht hatte. Allerdings hatte er diverse andere derselben Sorte bezahlt; bei ihm war es aber so, daß das Verständnis ihm spät aber dann mit einemmal kam. Um was zu sagen, brummte ich etwas von Forderungen in den Bart, die meine Stellung verlange und die sich nicht

abweisen ließen. — Forderungen? sagte der alte Thomas. Davon werden wir bald mehr hören; über vierzehn Tage ist Versetzungsexamen. — Damit hatte es seine Richtigkeit! Gott mag wissen, wo er es her hatte! — Die Rechnung hab' ich bezahlt, fuhr mein Alter fort, bist du aber nicht imstande, auch die übrigen Forderungen zu erfüllen, so bleibe mir künftig mit dergleichen Forderungen vom Halse! Guten Morgen, Herr Leutnant! — Sein Gruß war höhnisch und spöttisch; er bewirkte, daß ich in mich ging."

„Natürlich hatte ich sehr wohl gewußt, daß das Versetzungsexamen bevorstand, und ebenso natürlich hatte ich gewußt, daß ich durchfallen würde, wenn ich hinging. Trotzdem hatte das Ganze wie in nebelhafter Ferne gelegen, die eine große unbestimmte Menge von Auswegen offen hielt. — Jetzt sah ich deutlich, daß es gar keinen gäbe!"

„Und in demselben Moment fühlte ich ebenso deutlich, daß es mit dem plan- und ziellosen Umherflattern ein Ende haben müsse. In mir regte sich ein plötzlicher Widerwille gegen das ganze lustige Leben, es nahm mich wunder, daß ich es so lange ausgehalten hatte. Der Gedanke, es würde mit dem Prüfungstage ein Ende haben, hatte geradezu etwas Erleichterndes."

„Welcher Art dies Ende sein würde, war eine Sache für sich. Ein einziger Blick auf die dicken Vorlesungshefte, vollgepfropft mit Fortifikation und anderem Teufelszeug, sagte mir, daß es ein müßiger Gedanke wäre, nachholen zu wollen, was ich so aus dem Fundament versäumt hatte. Selbst wenn ich Aussicht gehabt hätte, durch das Examen zu kommen, ich würde dem Studium doch nicht treu bleiben, das fühlte ich. Noch nie war es mir so klar gewesen wie jetzt, daß das Ganze etwas sei, wozu ich nie den rechten Antrieb besessen hatte. Daß ich durchfiel, war sicher, und was dann?"

„Ich hatte reichlich Gelegenheit, diese Frage aufzuwerfen. Denn jeden Morgen, wenn ich ausging, stand mein Alter im Thorweg und sagte ganz leise: dreizehn Tage, zwölf Tage, elf Tage! Nun, da ihm ein Licht aufgegangen war, wußte er, daß ich meine Zeit vertrödelt hatte, wußte auch, daß ich durch das Examen fiel, wußte es gerade so gut wie ich selber. Es lag etwas Boshaftes und Drohendes in dieser täglichen Mahnung. Mein Alter nahm es nämlich — einerlei, ob es im großen oder kleinen geschah — höllisch quer, wenn ihm einer blauen Dunst vorzumachen versuchte, und dem, welchem es geglückt war, vergab er es nicht leicht. Mir war's geglückt! Er hatte an meinen blauen Waffenrock mit dem karmoisinroten Kragen und den blanken Knöpfen geglaubt, er hatte sich von diesem überlisten und bethören lassen, hatte seinetwegen ein altes, eingerittenes Steckenpferd fahren lassen und merkte nun, daß er auf dem besten Wege sei, statt dessen eine Seifenblase zu erhalten. Das, fand er, wäre ein schlechter Tausch, und dann ward er mir spinnefeind."

„Der Mensch ist ein sonderbares Geschöpf. Mitten in meinen nutzlosen Spekulationen, was ich anfangen solle, wenn nun alles so gekommen sei, wie's kommen mußte, waren es zwei, an denen ich fortwährend mit meinen Gedanken hing, ohne daß ich wußte, weshalb."

„Der eine war Dozent an der Hochschule, ein kalter, trockener Artillerieoberst mit klugen, durchdringenden Augen. Bei all' seiner Kälte gab es zweierlei, wofür er eine glühende Begeisterung nährte; das eine war die Uniform, das andere die deskriptive Geometrie. Mit der deskriptiven Geometrie mochte ich absolut nichts zu thun haben, und meine Begeisterung für die Uniform war sehr zweifelhafter Natur. Ich bin davon überzeugt, daß er's sofort am ersten Tage heraus hatte, da er mich unter seine Behandlung erhielt. Immer hatte er mich auf dem Kieker. Sollten Nasen ausgeteilt werden, so war ich stets sicher, in Betracht zu kommen. Offen gestanden, es gab eine Zeit, wo ich ihn nicht ausstehen konnte; nun aber, in der elften Stunde meiner Reue und Buße, mußte ich immer wieder an ihn denken und das mit einer Ehrfurcht, von der ich selbst überrascht wurde. Je härter die Vorwürfe waren, die ich mir selber machte, desto berechtigter fand ich die Nasen, die ich erhalten hatte. Im Grunde waren sie sämtlich eine wohlgemeinte Aufforderung gewesen, beizeiten meiner Wege zu gehen.

„Die andere Person, an welche ich immerfort dachte, war die Tochter des Kammerassessors."

„Nun, da ich gegen mich selber aufrichtig geworden war, sah ich die Welt auch mit ehrlicheren Augen an. Es wurde mir mit einemmale klar, daß die Töchter des Justizrats flatterhafte Mädchen waren, hinter deren Zuvorkommenheit sehr zweifelhafte Motive steckten. Die Freundlichkeit, welche besonders die Älteste gegen mich herauskehrte, erkannte ich nun als das, was sie in Wirklichkeit war: man wollte mich dazu gebrauchen, einen unverheirateten Kontorchef zu angeln, der ebenfalls in das Haus kam. Es breitete sich gleichsam ein dichter Nebel über die Erinnerung an sie. Unter dem Vorwand, studieren zu müssen, blieb ich fort und ging ihnen so viel wie möglich aus dem Wege. Geschah es trotzdem ein seltenes Mal, daß ich sie sah, so mehrte das nur meinen Ärger. Aber allemal, wenn ich mir so recht nach Herzenslust einen Narren nach dem anderen an den Kopf warf, tauchte das Bild der Kammerassessorstochter leibhaftig vor mir auf. Die Meinung, die ich jetzt von mir hegte, die hatte sie so offen zur Schau getragen, wie's einem bescheidenen jungen Mädchen nur möglich war. Ich mußte mich vor ihrem Scharfblick beugen, wie ich mich vor dem des Obersten beugte. Man hatte nicht unterlassen, mich davon zu benachrichtigen, daß sie ein armes Mädchen sei. Der Umstand, daß der Sohn des reichen Nörlund in seiner Staatsuniform keinen anderen und tieferen Eindruck auf sie gemacht, bewirkte nun, daß ich anfing, des Mädchens mit einer eigentümlichen ehrerbietigen Empfindung zu gedenken. Dieselbe reifte endlich zu der Erkenntnis heran, daß sie es wäre, die ich, wenn das eine zum anderen käme, die ganze Zeit geliebt hätte. Zu dieser Einsicht gekommen, betrachtete ich ihren Unwillen mit ganz anderen Augen: mir kam das Gefühl, daß sie im Grunde mich auch gern habe. — Ja, es nützt dir nun nichts, daß du so beleidigt dreinschaust, Alte, ich hatte das Gefühl, meiner Seel', schon damals."

Ein schwaches Rot glitt über das Antlitz der alten Frau. Ihr Gatte drückte einen Kuß auf ihre linke Wange, die ihm gerade zunächst war, und fuhr dann fort:

„Etwas kriegte ich also in den vierzehn Tagen weg. Für jedes andere Versetzungsexamen wäre es vielleicht genügend gewesen, aber nur nicht für das Versetzungsexamen an der königlichen Militär-Hochschule am Königsneumarkt. Und da war's ja, wohin ich sollte. Je näher der Tag heranrückte, desto drohender und unversöhnlicher wurde der Blick meines Vaters. Beim Essen sagte er so gut wie gar nichts; sprach er zu mir, so geschah's mit einer gewissen grimmigen Höflichkeit, die schlecht zu seinem sonstigen Benehmen paßte. Aber wie ich's auch anstellen mochte, immer stand er morgens, wenn ich ausging, im Thorweg. — Drei Tage; zwei Tage; morgen! Bei der letzten Botschaft kehrte er geradezu das Weiße im Auge heraus; beim Mittagessen behandelte er mich mit der gewohnten höhnischen Höflichkeit. Das war ein ungemütlicher Nachmittag, und die darauffolgende Nacht war die schlechteste, die ich je erlebt habe. Einen Augenblick war ich feige genug, den Gedanken zu fassen, mich als krank anzumelden und mich so aus der Patsche herauszuziehen. Aber auch nur einen Augenblick! Gleich darauf fühlte ich, daß ich die Suppe auslöffeln müsse, die ich mir selber eingebrockt hatte. Die frühere Reue über meine Thorheit war nichts im Vergleich zu der, welche mich nun befiel. Ich kam mir vor als der größte Lump, der auf Gottes Erdboden existiere. Statt hinter verschlossenen Thüren am Königsneumarkt durchzufallen, hätte ich nach meiner Meinung auf dem Norderfeld Spießruten laufen müssen, vor den Augen von ganz Kopenhagen, mit dem Oberst und der Tochter des Kammerassessors als Zuschauer auf einer eigens für sie erbauten Tribüne. Zu ihnen kehrten in der Nacht meine Gedanken immer und immer zurück. An meinen Vater dachte ich merkwürdigerweise gar nicht, ebensowenig erwog ich die Frage, was zu thun sei, wenn ich nun mit Glanz durchgefallen wäre.

„Es schien, als habe mein Alter daran gedacht. Als ich mich am anderen Morgen davonschleichen wollte, erwartete er mich in der Vorderstube, die ich, wie er wußte, passieren mußte. Zur Ehre des Tages wollte er mir diesmal nicht im Thorweg auflauern. Er stand neben dem Tisch und quälte sich in auffälligster Weise mit dem alten Felleisen ab, das er von seinen Wanderjahren her aufbewahrt hatte. — Gut Glück! sagte er. Wenn du fertig bist, so komm' hierher, damit ich deine Epauletten sehe. Und solltest du keine mitbringen, so erwarte ich dich gleichwohl. — Dann sah er mich an, mit dem alten wohlbekannten Blick, und ging hinaus, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Der erste, zu dem ich hinauf mußte, war der Oberst. Ich merkte sofort, daß er von meiner vollkommenen Unzulänglichkeit dermaßen überzeugt war, daß er's an gutem Willen nicht fehlen lassen wollte, um die Wirkung meiner Niederlage nach Kräften abzuschwächen. Jedesmal, wenn ich mich verschnappte, half er mir zurecht; das Bewußtsein aber, daß ich nichts wußte, machte, daß ich mich einmal über das andere verrannte. Zuletzt blieb ich in einer reinen Nebenfrage

ſtecken, die jeder Schulknabe beantwortet hätte. — Wiſſen Sie wirklich nicht, was ein größter Kugelkreis iſt? fragte der Oberſt mit unverwüſtlichem Gleichmut. Hinter mir hörte ich's kichern. Da fuhr mir die Flegelhaftigkeit noch einmal in die Krone, ich will hoffen zum letztenmal; ich wollte ihnen zeigen, daß ich ein Hauptkerl wäre, der mit Effekt durchzufallen verſtände. — Das iſt ſo ein Kreis, antwortete ich dreiſt und beſchrieb einen mächtigen Bogen in der Luft. Neues Kichern; ich war nahe daran, meinen Sieg zu verwinden. — Was iſt denn ein kleinſter Kugelkreis? Mir ahnte, daß man mir eine Schlinge ſtelle; ich hatte mich aber ſchon zu weit gewagt, um noch zurück zu können. — Das iſt ſo ein Kreis, antwortete ich daher und vollführte mit dem kleinen Finger eine unbedeutende Kreisbewegung. Diesmal vernahm ich ein gedämpftes Lachen; bevor dasſelbe aber zum Ausbruch gelangte, ſagte der Oberſt im ruhigſten Tone von der Welt: Dann will ich Ihnen einen kleinſten Kugelkreis geben! und zeichnete eine Null ins Protokoll. In demſelben Augenblick ſchwoll das Lachen hinter mir zu einem dröhnenden Gelächter an, man lachte aber auf meine Koſten; ich war nicht nur durchgefallen, ich war obendrein der Verhöhnte. Ich ſchämte mich, offen geſtanden, wie ein Hund. Mit einer Null in einem der Hauptfächer war es nutzlos, ſich in den übrigen zu verſuchen. Damit man nicht glauben ſollte, daß mich das Lachen zum Weichen bringe, blieb ich, bis das Ganze zu Ende war. Ich that, als ob ich die Sache von der heiterſten Seite auffaßte, und erzählte überall, wie unerhört wenig ich gearbeitet hätte. Als ich diejenigen, welche beſtanden hatten, mit vergnügtem Geſicht davongehen ſah, kam mir indes das Gefühl, daß *mein* Vergnügtſein ſich ein bißchen unecht ausnehmen müſſe. Ich hielt mich daher ein wenig abſeits; ohne Zweifel war ich der Letzte, welcher das Lokal verließ. Im Thorweg traf ich dann mit dem Oberſt zuſammen, der einen andern Ausgang benutzt hatte. Er blickte ſich nach allen Seiten um, als wolle er ſich darüber vergewiſſern, daß niemand in der Nähe ſei. Dann ſagte er mit einem gewiſſen Wohlwollen: „Nun machen Sie, daß Sie aus dem Rock herauskommen! Sie und er werden einander keine Ehre machen.“ — Dann bog er nach „Holmens Kanal“ hinauf. Ich ging ſchräg über den Königsneumarkt. Beim „Pferd“ kam mir mein Schneider entgegen — er zog tief ſeinen Hut und nannte mich Herr Leutnant.

„Es ſollte an dieſem Tage aber nicht das letztemal ſein, daß man mich ſo titullerte. Als ich nachhauſe kam, ſtand Jochen in der Thür zur Werkſtatt; er hatte mich offenbar erwartet. Gratuliere, Herr Leutnant! rief er, gratuliere zur Reiſe! Hier war ein triftiger Grund, das Zuſammentreffen mit dem Vater noch eine Weile aufzuſchieben, ich trat alſo in die Werkſtatt und fragte kurz, was er damit meine. — Alſo der Herr Leutnant wiſſen es nicht? ſagte er grinſend. Der Herr Leutnant ſollen von wegen des Avancements noch heute abend mit der Poſt nach Korſör. — Mit einemmal fiel mir das Felleiſen ein, und das ganze Benehmen des Vaters war mir klar. Ich ſah ein, daß es ihn nicht allein ärgerte, genasführt worden zu ſein, ich erkannte auch, daß die väterliche Eitelkeit ſich vor Schmerzen gekrümmt hatte, daß hinter dem Ehrgeiz ein heimlicher Kummer

verborgen gewesen und daß es ihm jetzt darum zu thun sei, das Ganze zu vertuschen. In demselben Augenblick aber stand auch der Entschluß bei mir fest, mich nicht abzutrollen, sondern zu bleiben und meine Thorheit einzugestehen. Meine Augen fielen auf eine Radschiene, an welcher Jochen soeben gearbeitet hatte. Mit einemmale schoß mir ein Gedanke durch den Kopf; — es ist das einzige Mal gewesen in meinem Leben, wo ich genial war. — Laß mich helfen, Jochen, sagte ich, wir haben ja früher Schlag um Schlag gethan. — Und ich nahm den Hammer und schlug in der Uniform nach Herzenslust darauf los. Zuerst glotzte Jochen mich an, als glaubte er, ich sei nicht recht im Kopf; als er aber sah, daß ich unverdrossen weiter arbeitete, schlug er aus lauter Verdutztheit mit. In demselben Augenblick kam die älteste Tochter des Justizrats aus der Stadt zurück; ihr Erstaunen, mich in dieser Positur zu sehen, war nicht geringer als Jochens. — Durchgefallen, Fräulein! schrie ich so laut, daß es über den ganzen Hof gellte. Nun fangen wir mit dem Schmieden von vorn wieder an! — Und ich hämmerte drauf los, daß die Funken nach allen Seiten flogen.

„Mein Alter muß den Ruf gehört haben. Ein paar Minuten später beschattete seine Gestalt die Thür zur Schmiede. Ich stellte mich, als ob ich ihn nicht bemerkt hätte, und schmiedete ruhig weiter, und in seiner Bestürzung that Jochen dasselbe. Wollte ich sagen, mein Alter sei überrascht worden, so würde ich nicht das zutreffende Wort gebrauchen. Ihn packte die Sache ganz anders. Eine tiefe Bewegung hatte sein Innerstes ergriffen. Es dauerte gewiß eine volle Minute, bevor er soweit kam, daß er den Mund gebrauchen konnte. — Geh' mal auf den hintern Hof, Jochen, sagte er endlich, und sieh zu, ob wir die volle Anzahl Stabeisen erhalten haben. — Das Stabeisen war übrigens bereits gezählt; Jochen war aber klug genug, nicht zu mucksen. Als er sich entfernt hatte, blickte ich empor. Meinem Alten standen die Thränen in den Augen. Ich glaube, mir auch."

„Wir sahen uns eine Weile an. Ich war der, welcher zuerst das Wort ergriff."

„Vater, sagte ich, das Felleisen kannst du nur wieder wegthun, ich kratze nicht aus wie guter Leute Kind, das Dummheiten machte und unter der Hand von der Polizei Erlaubnis zum Reisen kriegt. Dummheiten hab' ich gemacht, ein Narr bin ich gewesen; es ist aber meine Absicht, das vor der ganzen Welt zu bekennen. Es ist mein fester Vorsatz, in dieser Uniform mit Jochen Schlag um Schlag zu thun, so lange noch ein Faden von ihr übrig ist. Ist sie erst aufgeschlissen, so werden die Leute wohl ein anderes Thema haben, worüber sie sich unterhalten können. Dann mache ich mein Meisterstück, und dann kann's mit der neuen Firma losgehen: Nörlund & Sohn; — ich deutete auf eine seiner Wandzeichnungen — was meinst du?"

Mein Alter hatte ein merkwürdiges Schlucken, als er antwortete; er war indes nicht sentimental angelegt. — Er nahm mich beim Ellbogen und drehte mich herum, wie wenn er sich durch eine genaue Untersuchung von der Güte des Stoffes hätte überzeugen wollen. — Ein Jahr wird der Rock wohl halten, denke

ich, bis dahin werden die alten Rechnungen verbraucht sein. Bleib' also! — Er drückte mir die Hand, daß die Finger knackten. Damit war die Geschichte abgethan. Jochen meldete gleich darauf, daß es mit dem Stabeisen seine Richtigkeit habe. — So komm' her und fass' wieder mit an, Jochen! rief ich. — Mit seinem dummen Gesicht sah er bald mich, bald den Alten an. — Der Herr Leutnant bleiben also? begann er. — Was Leutnant! Hier hat sich nichts mehr zu leutnanten, Dummkopf! rief mein Vater mit der gewöhnlichen barschen Stimme und ging. Jochen und ich aber schmiedeten weiter."

„Wenn einer bei Lebzeiten Aufsehen erregt hat, so bin ich es gewesen. Von früh bis spät blieben die Leute draußen auf der Straße stehen und glotzten auf den Hof herein, als ob drinnen ein Leierkasten gewesen wäre. Es hagelte Spottreden und Glossen; ich steckte sie ruhig ein. — Mit einemmale aber wandte sich das Blatt, nun hieß es: im Grunde hätte der junge Nörlund sich hübsch benommen. Justizrats waren die einzigen, die sich in meine neue Stellung nicht finden konnten. In schweigender Übereinkunft ward aller Verkehr abgebrochen, die Fräulein würdigten mich keines Blickes, wenn sie ausgingen. Vielleicht hatte es darin seinen Grund, daß mein Alter am Morgen nach dem Examen das Oberhaupt der Familie, ohne seine Mütze zu ziehen, daran erinnerte, daß er ihm den Mietzins für zwei Halbjahre schulde. — Am nächsten Umzugstermin zog er aus, war aber während der Zeit, die vorausging, ungeheuer hochtrabend, obwohl er unser Haus mit einer Schuld verließ, die nie bezahlt worden ist."

„Meine öffentliche Beichte hatte zunächst zur Folge, daß Jochen und ich unsre alte Freundschaft erneuten. Sie wurde von vorn zusammengeschweißt und hat sich seitdem nicht wieder gelockert. Der arme Kerl wollte partout auf eignen Füßen stehen, er ist aber nie auf einen grünen Zweig gekommen. Nun habe ich ihn ins „Altertrost" eingekauft und schicke ihm alljährlich zum Weihnachtsabend eine Gans und ein paar Banknoten. Hoffentlich gedenkt er meiner in diesem Augenblick mit denselben kameradschaftlichen Empfindungen, mit denen ich seiner gedenke."

„Das war aber nicht die einzige Aufmunterung, die mir zu teil wurde. Eines Tages rollte ich ein Rad hinaus, das sich von einem Arbeitswagen losgelöst hatte und an dem in aller Eile etwas repariert worden war — der Wagen hielt draußen. Wer, denkt ihr, geht da vorüber? Mein alter Gönner, der Oberst. Er blieb stehen, mit ihm ein Schusterjunge, der nebenan 'was zu thun hatte; augenscheinlich machte mein Arbeitsanzug auf beide einen starken Eindruck. Zuerst lief mir der Gedanke durch den Kopf, mich zu stellen, als ob ich ihn nicht kenne; dann aber gewann die Hochachtung, die ich für den Mann fühlte, die Oberhand. Ich grüßte ihn höflich und legte unter Jochens Beistand das Rad an. Er blieb stehen und betrachtete uns aufmerksam. Als ich gehen wollte, hielt er mich an. — Ich nehme mein Wort zurück, Herr Nörlund, sagte er ernst. Auf diese Weise macht Ihnen die Uniform alle Ehre. — Dann machte er die militärischen Honneurs, als wäre ich General gewesen, und ging."

„Ich kann es nicht leugnen, die Worte thaten mir wohl. — Fast glaube ich, daß das Wasser mir wieder in die Augen kam. Als ich hineingehen wollte, gewahrte ich die Tochter des Kammerassessors. Sie war während der Rede des Obersten näher gekommen; vor lauter Rührung hatte ich sie nicht bemerkt. Offenbar hatte sie gehört, was der alte Herr zu mir sagte. Sie grüßte mich freundlich, als wolle sie damit ausdrücken, daß sie derselben Meinung wäre. Plötzlich mußte ich an das Bild denken, das meine Phantasie sich damals ausgemalt hatte: die beiden auf einer eigens für sie hergerichteten Tribüne, um mich Spießruten laufen zu sehen. Nun kam die Satisfaktion von beiden zu gleicher Zeit. Meine Rührung verstärkte sich; ehe ich ein Wort herausbrachte, war sie die Treppe hinauf. — Na, das hatte just nicht viel zu sagen, denn seit jenem Tage schien sie nicht müde zu werden, die Töchter des Justizrats aufzusuchen." —

„Das ist nicht wahr, Johannes!" sagte die alte Dame ein wenig ärgerlich, und diesmal färbte ein etwas stärkeres Rot die runzeligen Wangen.

„O weh, nun weiß Annette, wer die Tochter des Kammerassessors war!" sagte der alte Mann in launigem Tone. „Ich fahre fort und erzähle das Weitere so genau, als ich dazu im stande bin. Von der Werkstatt aus konnte ich jeden Menschen sehen, der durch den Thorweg hereinkam. Mag das saubere Mädel, von dem ich erzählte, nun selten oder häufig zu Justizrats gekommen sein, soviel ist sicher, wir sprachen uns ziemlich oft, denn nicht immer blieben mir die Worte in der Kehle stecken. Kurz, eines Abends, es war in der Dämmerung, hielt ich am Fuß der Treppe um ihre Hand an — versteht sich, in Uniform. — Nun weißt du, weshalb ich die Treppe nicht umgebaut haben wollte, wie trefflich deine Vorschläge auch sein mochten, Thomas. — So lange wir leben, bleibt sie, wie sie ist, nicht wahr, Mutter?"

Er streckte seine Hand aus. Die alte Frau Nörlund ergriff dieselbe und ließ sie nicht wieder fahren.

„Wie ich mein Meisterstück machte, mich verheiratete und Vaters Kompagnon wurde, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren; ebensowenig ist es meine Absicht, die neuen Rechnungen der Firma zu beschreiben — sie waren so prächtig, wie man sie dazumal haben konnte. War das Geschäft im Vergleich zu dem, was es jetzt ist, auch nur unbedeutend, so nahm es doch einen tüchtigen Aufschwung. Das bischen Physik und Mechanik, das ich gelernt hatte, trug reichliche Zinsen. Noch vor meines Alten Tode las man auf unserm Schild: Schlosser- und Mechaniker-Werkstatt. Vater und ich verstanden uns jetzt besser, wir wurden immer größere Freunde; es kam auch eine merkwürdige Milde über ihn, als er sah, wie sein alter Lieblingsgedanke sich weit über Erwarten verwirklichte. Und als du zur Welt kamst, Thomas, da kannte seine Freude keine Grenzen. Du gehörtest der Firma an seit dem Tage, da du geboren wurdest; in deinem Wesen erkannte er sein eigenes. Damals glaubte ich, er schwatze tolles Zeug; seitdem ich aber selber Großvater bin, sehe ich die Sache mit anderen Augen an. Seine Freude sollte leider nicht lange dauern. Ehe du zwei Jahre alt warst, legte er sich hin und starb.

„Was die Uniform betrifft, so trug ich sie seit jenem Abend nicht mehr. Nun hatte ich ja doch darin bestanden, nun war sie für eine Arbeitsjacke zu gut. An dem Tage, da Thomas geboren ward, packte ich den Rock ein und dachte ihm damit ein Geschenk zu machen, wenn er mündig sein würde. Es fand sich aber kein Anlaß dazu. In dir, Thomas, lebte der Großvater wieder auf, weit vollständiger, als er selbst vermutete. Du gingst von klein auf den geraden Weg, ohne seitwärts abzuirren und standest im polytechnischen Examen vortrefflich Rechenschaft. Aber trocken, steif, pedantisch, ohne Leben, das bist auch du. Entschuldige, Annette, aber es ist so: hier giebt's was für dich zu reparieren. — Willst du übrigens hören, weshalb ich mich so freute, als General Harder mit seiner Nichte zum erstenmal in unser Haus trat, so wisse, daß er und der Oberst ein und dieselbe Person waren. Als ich achtundvierzig in den Blättern las, wie er sich, hoch zu Roß im Galarock und mit seinen Orden, zur Zielscheibe der feindlichen Kugeln machte, da sagte ich mir, daß der Mann ein Recht habe, für seine Uniform zu schwärmen. Als wir später, nach vielen Jahren, nebeneinander beim Fenster saßen, habe ich es ihm selber gesagt und ihm zu gleicher Zeit erzählt, wie meine eigene Uniform verwahrt liege, ohne bis dahin ihren Zweck erfüllt zu haben. — Sparen Sie dieselbe für den Enkel auf! meinte er lächelnd. Der Enkel kam, ohne daß es ihm vergönnt war, denselben zu sehen, und mir wäre es auf ein Haar gerade so ergangen. Da ich nun doch in den Stand gesetzt wurde, seinen Rat zu befolgen, so wollte ich's nicht länger aufschieben als bis zu diesem Weihnachtsabend." — Es war ein prophetischer Geist über dem weißhaarigen Alten, als er so sprach.

„Während meiner Krankheit bin ich mit den Nörlunds endlich ins reine gekommen: es ist der Zuwachs der Familie, der mich weise gemacht hat! Daß ich heute Abend dies Thema berührte, ist mit voller Überzeugung geschehen. Es kann einer Familie nur von Nutzen sein, wenn sie sich selber kennt, und besonders, wenn die Hoffnung vorhanden ist, daß sie blühen und der Träger einer alten Firma durch viele Geschlechter hindurch sein wird. Jede Familie hat ihre besondere Formel. Bisweilen ist dieselbe verwickelt. Die der Nörlunds ist sehr einfach, sie lautet a, b, a, b und so weiter, doch muß ausdrücklich bemerkt werden, daß a plus b erst die fürs Leben im allgemeinen und für den Maschinenbau im besondern glückliche Summe ergiebt. — Der, liebe Annette, ist ein b wie ich; er wird seiner Zeit ein lustiges Herrlein werden und von der geraden Landstraße ab seine kleinen Abstecher machen: er ist der erkorene Erbe meines Soldatenrockes. Vorläufig packe ich ihn wieder ein. Sind mir noch etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre beschieden, so werde ich ihm mein Geschenk schon selber überreichen und einige passende Worte dazu sagen. Sollte ich indes verhindert sein, so wirst du wohl die Güte haben, ihm denselben zu geben, wenn du die rechte Stunde gekommen glaubst."

„Laß Thomas ihn nicht allzu scharf anfassen, wenn er mal ein bißchen über die Stränge schlägt. Was auf solche Weise Luft haben soll, muß Luft haben. Macht er aber Dummheiten, so halte darauf, daß er sich mit seinem

Bekenntnis in das volle Sonnenlicht unseres Herrgotts stellt. Behütest du ihn nur davor, daß er sich selber was vorlügt, so werden die Dummheiten schon ihren Nutzen gehabt haben."

„Das Höchste, was ein Mensch in diesem Leben erreicht, ist, daß er seine Gebrechen tragen lernt. Was den Punkt anbelangt, so muß jeder zusehen, daß er unsern alten Lehrern an den „Borgerdyd-Schulen" ähnlich werde. Dieselben kamen nicht selten mit einem Haarbeutel in die Klasse. Das hinderte sie indes in keiner Weise, einen ordentlichen Unterricht zu erteilen, und wehe dem Burschen, dem es eingefallen wäre zu mucken. Einen Haarbeutel trinken wir uns alle an; das Leben hält allzu viele Schenken offen, jeder findet bald das Getränk, das seiner Natur zusagt und von dem er sich einen Schluck über den Durst nimmt. Bei einigen äußert sich der Rausch als Unbändigkeit, quecksilbrige Beweglichkeit, als Lust sich gehen zu lassen und über die Schnur zu hauen, bei anderen als Steifheit, Großmäulichkeit, vornehmes Gethue oder als ein Gemengsel von ein bischen Eigensinn und pharisäischem Hochmut: die einen sind gerade so betrunken wie die anderen, wenn sie selber auch keine Ahnung davon haben! Für uns alle kommt es darauf an, daß wir so viel Zimmer in uns haben, um uns auf den Beinen zu halten. — Du da im Schleppkleid wirst im Leben zu denselben Budiken gehen, in denen dein Großvater seinen ungegorenen Wein trank. Nimm einen tüchtigen Schluck, mein Junge, sorge aber dafür, daß du deinen Haarbeutel tragen kannst! Und wenn der Tag herankommt, da du Rede und Antwort zu stehen hast, so wirf einen Blick auf das Geschenk deines Großvaters!"

Diesmal ließ der jüngste Nörlund die direkte Ansprache des alten Mannes unerwidert. Er war lange sanft eingeschlafen; indem er aber den kleinen Kopf mit den gesenkten Lidern gegen die Mutterbrust lehnte, erkannte man deutlich, daß er dem Großvater ähnlich sah.

Die Naturwissenschaft und die moderne Gesellschaft.

Von

Ludwig Büchner.

(Schluß.)

Es bleibt daher nichts Anderes übrig, als sich nach einem andern Mittel umzusehen, welches ebensoweit von Kommunismus wie von dem Vorwurf einer bloß vorübergehenden Erleichterung entfernt ist, und welches dennoch dazu dienen kann, die Kontraste und Widersinnigkeiten des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes wenigstens bis zu einem gewissen Grade abzuschwächen und somit allmählich zu einem besseren Zustand der Dinge hinüberzuleiten. Auch hier zeigt uns wieder die Naturwissenschaft den richtigen Weg. Denn wenn, wie gezeigt wurde, die eigentliche Aufgabe des Humanismus oder der menschheitlichen Fortbildung im Gegensatze zu dem rohen Naturzustande in dem Kampfe gegen den rohen Daseins-

kampf oder in der Ersetzung der Naturmacht durch die Vernunftmacht ruht, so ist es klar, daß dieses Ziel vor allem dadurch erreicht werden muß, daß man eine möglichste Ausgleichung in den Mitteln und Umständen herbeizuführen sucht, unter denen und mit denen jeder Einzelne seinen Kampf um die Existenz oder seinen Wettbewerb um seine Lebenshaltung auszufechten hat. Die Natur kennt eine solche direkte Ausgleichung entweder gar nicht oder nur in einer höchst unvollkommenen Weise, und der Schwache oder minder Begünstigte hilft sich in ihr mehr durch Ausweichen oder Flucht vor dem Starken oder vor ungünstigen Lebens-Einflüssen als durch direkte Bekämpfung. Auch bei dem Menschen ist dieses bisher in der Hauptsache so gewesen, abgesehen von den unmittelbaren Natur-Einflüssen, welchen derselbe mit Hülfe von Kenntnis und Überlegung mehr oder weniger direkt entgegengetreten ist. Aber ebenso wie er diesen Kampf gegen außen glücklich ausgefochten hat und ihn überall siegreich auszufechten fortfährt, ebenso muß er auch den viel schwierigeren Kampf gegen innen oder gegen seine eigne tierische Natur und Vergangenheit auskämpfen und an die Stelle des Naturgesetzes das Vernunftgesetz treten lassen. Ist man in politischer Beziehung längst dahin gekommen, an die Stelle des ehemaligen Unterdrückungs- und Ausbeutungssystems den jetzt allgemein anerkannten Grundsatz „gleiche Rechte und gleiche Pflichten" treten zu lassen, so muß dem entsprechend auch in sozialer oder gesellschaftlicher Beziehung das bisher geübte Ausbeutungssystem durch den Grundsatz „Gleiche Mittel" oder „Gleiche Umstände" ersetzt werden. Der Kampf oder der Wettbewerb als solcher, die Konkurrenz kann und soll dabei fortbestehen und ihre für den allgemeinen Fortschritt wohlthätigen Folgen entfalten; aber in einer durch die Anteilnahme der Gesamtheit wesentlich gemilderten Form und nicht mehr unter Umständen oder Verhältnissen, welche fast jede Möglichkeit des Sieges oder Erfolges für den minder Begünstigten ausschließen. Die eigne Kraft oder Thätigkeit, das eigne Talent, der eigne Fleiß sollen den Ausschlag geben, nicht die Gunst oder Ungunst der Umstände oder des Zufalls der Geburt und dergl. Ein Zustand, wie der gegenwärtige, wo einige der Kämpfer mit allen jenen zahllosen Vorteilen oder Waffen ausgerüstet sind, welche Rang, Reichtum, Bildung, gesellschaftliche Stellung, Erbschaft, Besitz u. s. w. zu verleihen im stande sind, während andere nichts zur Verfügung haben als die bloße Kraft ihrer nackten Arme oder ihres ungebildeten Verstandes, und wobei ihnen obendrein diese Kraft vielleicht schon in frühester Jugend durch körperliche und geistige Entbehrung verkümmert worden ist — ein solcher Zustand verdient schon nicht mehr den Namen eines Kampfes oder Wettbewerbs, da in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle der Ausgang schon von vornherein entschieden ist, und da das Ganze nur einen Zustand permanenter, durch Alter geheiligter und von Generation zu Generation sich forterbender gesellschaftlicher Ungleichheit und Zurücksetzung darstellt. Die große Mehrzahl der Menschen schleppt die Fesseln einer niederen Geburt ihr ganzes Leben hindurch, und an ihrer Entfernung oder Paralysierung zerschellt oft die unerhörteste Anstrengung eines ganzen Menschendaseins. Wie viele Genies oder Talente, welche der Menschheit den größten Nutzen hätten

bringen können, mögen fortwährend zu Grunde gehen, weil sie sich unter beengenden äußeren Umständen nicht entfalten oder nicht einmal zum Bewußtsein ihrer selbst kommen konnten, während oft genug Dummheit, Unfähigkeit und Arroganz sich auf den Sesseln der Macht oder Gelehrsamkeit breit machen, wenn ihnen das Glück einer günstigen Geburt an der Wiege gelächelt hat.

Es ist begreiflich, daß ein solcher Zustand bei dem unterdrückten Teile der Gesellschaft die Lust am Kampfe oder das Streben nach persönlicher Verbesserung in hohem Grade beeinträchtigen muß, da ihm von vornherein beinahe jede Aussicht auf Erfolg oder Sieg benommen ist, während andererseits derselbe Erfolg bei denen eintritt, welche in der Lage sind, ohne eigne Anstrengung die Früchte des Fleißes und der Arbeit anderer genießen zu können. Daraus folgt ein unnatürlicher und den wahren Interessen der Gesellschaft höchst nachteiliger Zustand oder Gegensatz zwischen arm und reich, hoch und niedrig, vornehm und gering, Bildung und Roheit; und dieser Gegensatz vermindert sich leider nicht mit zunehmender Prosperität der Gesellschaft, sondern nimmt in demselben Maße mit deren allgemeinem Gedeihen zu, so daß bekanntermaßen gerade die reichsten Länder, z. B. England oder Belgien, am meisten von ihm heimgesucht sind. Auch die steigende Kultur, anstatt jenem Gegensatz entgegenzuwirken, scheint demselben so günstig, daß er in allen Kultur-Ländern eine nie gesehene Höhe erreicht hat und immer schroffer und gefahrdrohender hervortritt. Hinreichenden Beleg dafür geben die gegenwärtig fast alle zivilisierten Staaten heimsuchenden Arbeiter-Unruhen und gewaltsamen Ausbrüche der gesellschaftlichen Unzufriedenheit, welche auf die Dauer wohl nicht immer mit Gewaltmaßregeln zu unterdrücken sein werden.

Allerdings kann oder muß zugegeben werden, daß eine *vollständige* Ausgleichung in den Mitteln, mit denen jeder Einzelne seinen Kampf um das Dasein führt, kaum jemals ausführbar sein wird — außer in durchaus kommunistisch eingerichteten Gemeinwesen. Auch könnte sich eine solche Ausgleichung immer nur auf die *äußerlichen* Mittel des Kampfes beziehen, während die *innerlichen* Mittel des Talentes, der Anlage, der persönlichen Kraft immer verschieden sein werden und müssen und nur durch den extremsten Kommunismus unterdrückt werden könnten. Da dieses aber — abgesehen von der dabei unvermeidlichen Beeinträchtigung oder Unterdrückung der Individualität — schon im Interesse der menschlichen Gesellschaft selbst und ihrer Fortentwickelung unmöglich gewünscht werden kann, so muß man sich darauf beschränken, zum wenigsten eine möglichste Ausgleichung in jenen *äußerlichen* Mitteln herbeizuführen und damit den Stachel der persönlichen Konkurrenz nicht abzuschwächen, sondern im Gegenteil zu verschärfen. Denn wenn jeder darauf angewiesen ist, nur die Früchte seines eigenen Fleißes oder seiner eigenen Anstrengungen zu genießen und sich nicht, indem ihm die Früchte des Fleißes oder Glückes anderer in den Schoß geschüttet werden, auf dem Lotterbette der Faulheit zu wälzen, so wird er sich schon im Interesse der Selbsterhaltung von Anfang an zu Fleiß und Thätigkeit angetrieben sehen, während gegenwärtig selbst solche, welche den Trieb der Arbeit in sich fühlen, häufig genug durch ihre gesellschaftliche Stellung zu einem unfreiwilligen ganzen

oder halben Nichtsthun verdammt sind. Auch die natürlichen Ungleichheiten der Gesellschaft und die so notwendige Verschiedenartigkeit der Beschäftigungen in ihr werden unter einer solchen Ausgleichung nicht Not leiden, da Geburt, Familie, Wohnort, Anlagen, inneres Bedürfnis, körperliche Kraft oder Schwäche, geistige Vorzüge u. s. w. eine Menge von überhaupt nicht auszugleichenden Unterschieden der Menschennatur bedingen, welche sich im weiteren Laufe jedes individuellen Lebens mit ebensolcher und (bei Ausgleichung der äußeren Mittel der Existenz) mit wahrscheinlich noch viel größerer Gewalt geltend machen werden als bisher!

Freilich können alle noch so großen persönlichen Vorzüge oder Anstrengungen denjenigen nicht helfen, welche arbeiten können und wollen, aber bei der gegenwärtigen unvollkommenen Organisation der Gesellschaft nicht einmal das vielbesprochene „Recht auf Arbeit" in Anspruch zu nehmen berechtigt sind und dadurch entweder dem Entbehrungstod oder dem Verbrechen gewaltsam in die Arme getrieben werden. Eine politische Störung, eine vorübergehende Geld- oder Geschäftskrisis wirft tausende von fleißigen und arbeitsamen Menschen mit einem Schlage auf das Pflaster und läßt sie im Angesicht ungezählter Reichtümer mitleidslos darben oder zu Grunde gehen. Hier hat also der Kampf um das Dasein überhaupt aufgehört und einem gesellschaftlichen Würg- oder Mordsystem Platz gemacht, während gerade die menschliche Gesellschaft das direkte Gegenteil eines solchen Systems darstellen und durch gegenseitige Ausgleichung ihren schwächeren Mitgliedern über solche Krisen hinweghelfen sollte.

Um nun freilich eine solche Ausgleichung herstellen und den Einzelnen unter allen Umständen in eine Lage versetzen zu können, in welcher er seine Anlagen und Fähigkeiten nach Kräften ausbilden und ausnutzen oder seinen Kampf um das Dasein mit Aussicht auf Erfolg bestehen kann, müßten der Gesamtheit oder dem Staate ungleich größere Mittel und Reichtümer zugeführt werden, als dieses bisher der Fall war. Oder es müßten Mittel und Wege gefunden werden, welche ohne Beeinträchtigung der Rechte oder Interessen der Einzelnen die Reichtümer und Arbeitserträgnisse der Nation ununterbrochen in deren eigenen Schoß zurückgeleiten und nicht erlauben würden, daß sich diese Reichtümer zum Schaden der Gesamtheit wie der Einzelnen an einzelnen Stellen festsetzen oder dem allgemeinen Zirkulationsstrom entziehen könnten — ähnlich jenen die Gesundheit schädigenden Säfteausscheidungen oder Anhäufungen an einzelnen Stellen des dadurch krank gewordenen Körpers. Dieser Zweck könnte, wenn auch nicht ganz, doch teilweise oder größtenteils erreicht werden durch Anwendung zweier Mittel, welche an sich durchaus nicht neu, sondern im Grunde uralt sind und welche nur der allgemeinen und konsequenten Durchführung bedürften, um ihre staatlichen und gesellschaftlichen Wohlthaten zu entfalten. Es sind erstens die Abschaffung der sogenannten Bodenrente (namentlich derjenigen, welche aus einfacher Vermehrung der Bevölkerung entsteht und daher notwendig deren eigenstes Eigentum bildet) oder durch Zurückführung des von Rechtswegen allen gemeinsamen Eigentums an Grund und Boden aus dem Privatbesitz in den Besitz der Gesamtheit; und

zweitens thunlichste, nach und nach sich steigernde Beschränkung des Rechtes der Vererbung des Privatbesitzes auf die Nachkommen, und zwar zu Gunsten der Gesamtheit.

Was den erstgenannten Punkt betrifft, so wird wohl kaum jemand ernstlich zu bestreiten wagen, daß — naturrechtlich betrachtet — jeder zur Welt kommende Mensch den gleichen Anspruch oder das gleiche Anrecht auf den Besitz oder das Eigentum des Grundes und Bodens mitbringt, auf dem er geboren ist. In der Wirklichkeit aber wird diesem Anrecht greulicher Hohn gesprochen. Alle Plätze sind besetzt; und der ohne seine Schuld zu spät Gekommene müßte in der Luft hängen bleiben, wenn ihm nicht die Besitzer als Gegenleistung für schwere Arbeit ein Plätzchen gönnen würden, auf dem er seine müden Glieder ausstrecken kann, oder wenn er nicht zufällig selbst als Besitzender geboren ist. Diese große und schädliche Ungerechtigkeit kann nur dadurch ausgeglichen werden, daß das Bodenrecht zum Recht aller erhoben und der Besitz an Grund und Boden in den gemeinschaftlichen Besitz der Gesamtheit übergeführt wird. Abgesehen von den naturrechtlichen sind es auch ökonomische und wirtschaftliche Gründe, welche eine solche Rückgabe des Bodenbesitzes an die Gesamtheit aller bei zunehmender Bevölkerung als unumgänglich notwendig erscheinen lassen, und welche Verfasser dieses Aufsatzes in seiner Schrift über den Menschen (S. XCV—XCVI) näher ausgeführt hat.

Was die zweite der vorgeschlagenen Einrichtungen oder die Vererbung des Privatbesitzes auf die Nachkommen zu Gunsten der Gesamtheit betrifft, so ist das ihr zu Grunde liegende Prinzip in der Form der wohl in allen Ländern eingeführten „Erbschaftssteuer" als solches längst anerkannt, und es bedürfte nur einer weiteren Ausdehnung dieser gerechtesten aller Steuern, um allmählich zu einem Zustand hinüberzuleiten, in welchem die private Vererbung überhaupt abgeschafft und der Staat oder die Gesamtheit zum alleinigen Erben alles Privatbesitzes erhoben wird.

Mit Kommunismus haben diese Vorschläge, bezüglich deren genauerer Ausführung und Begründung Verfasser nochmals auf seine oben genannte Schrift verweist, nichts zu thun, da in ihnen gar nichts enthalten ist, was mit dem Grundsatz des Privateigentums als solchem im Widerspruch stände oder was den Einzelnen verhindern könnte, die Früchte seines eigenen Fleißes oder seiner eigenen Anstrengungen im vollsten Maße zu genießen oder auszunutzen. Auch die Sorge für seine Nachkommen würde ihm, so lange nicht eine vollständige Abschaffung des Erbrechtes in Aussicht steht, nicht unbenommen sein; nur würde diese Sorge mit weit geringerem Drucke auf ihm lasten als bisher, da die Gesamtheit die Sorge für Erziehung und Bildung der Kinder bis zur Erreichung eines erwerbsfähigen Alters unter allen Umständen, die Sorge für erwerbsunfähige Nachkommen aber überall dort übernehmen müßte, wo nicht auf dem Privatwege bereits ausreichend für dieselben gesorgt wäre. Das Bewußtsein aber, daß der Einzelne durch seine Thätigkeit nicht bloß für sich oder für seine (oft sehr unverdienten oder sehr unbedürftigen) Erben, sondern auch für die Gesamtheit wirkt

und sorgt, würde auf das wohlthätigste jenen egoistischen Trieben oder Neigungen entgegenwirken, welche, wie gezeigt wurde, leider zur Zeit noch die Haupttriebfeder aller gesellschaftlichen Thätigkeit bilden und durch diese Thätigkeit großgezogen werden. Auch wird der Einzelne sehr bald begreifen, daß er, indem er für die Gesamtheit arbeitet oder sorgt, das Nämliche für sich und für die Seinigen thut, indem ja alle nur einzelne Bestandteile des Ganzen sind und sich wohl befinden müssen, sobald sich die Gesamtheit wohl befindet. Nicht „jeder für sich", sondern „einer für alle und alle für einen" muß der Wahlspruch einer künftigen besseren Gesellschaftsordnung sein, in welcher die Gesamtheit nur der Ausdruck aller ist, und in welcher alle nur der Ausdruck der Gesamtheit sind. Ein auf solchen Prinzipien errichteter Staat gleicht in Wirklichkeit einem Organismus, in welchem fortwährend und in ununterbrochenem Strome alle Säfte von der Peripherie nach dem Zentrum fließen, um von hier sofort wieder nach allen Richtungen durch den Körper und seine einzelnen Teile verteilt zu werden und diesen Teilen Leben und Gesundheit zu bringen. In diesem steten Ab- und Zuströmen, in diesem unaufhörlichen Säfteaustausch zwischen den einzelnen Teilen und den großen Mittelpunkten des Körpers liegt die beste Garantie der Gesundheit, während jede Unterbrechung dieser Bewegung, jede Stockung oder Anhäufung des Blutes in einzelnen Teilen Krankheit oder Unwohlsein im Gefolge hat. Gerade so ist es auch im Staatskörper, welcher sich um so weniger wohl befinden muß, je geringer oder schwächer der Säfteaustausch zwischen dem Ganzen und den einzelnen Teilen ist, und je mehr sich Besitz und Reichtum in naturwidriger Weise an einzelnen Stellen der Peripherie anhäufen und hier ohne freie Zirkulation mit dem Gesamtkörper festsetzen. Daher jene riesigen Privatvermögen an Geld, Land oder sonstigem Besitz, welche sich nach und nach in einzelnen Händen oder Familien anhäufen oder angehäuft haben, eine teils unmittelbare, teils mittelbare Gefahr für den Staat bedingen und bei dem großen Einfluß, welchen Reichtum und Besitz nach und nach in unseren staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen erlangt haben, schließlich dahin kommen, einen Staat im Staate zu bilden. Dieser unnatürlichen Anhäufung großer und der Gesamtheit schädlicher Privatvermögen in einzelnen Händen werden nun die vorgeschlagenen Maßregeln auf das wirksamste entgegenarbeiten und den Reichtum der Nation aus den Händen einzelner immer wieder dahin zurückführen, wohin er von Natur- und Rechtswegen gehört — in den Schoß der Nation selbst nämlich. Wie ein wohlthätiger Regen wird er sich von da wieder auf die einzelnen Glieder verteilen und Leben und Gesundheit dort erwecken, wo vorher Öde und Elend war. Das Gesamtvermögen wird nach Max Nordaus Ausdruck das ungeheuere Sammelbecken bilden, welches aus dem Überfluß der einen dem Mangel der anderen abhilft und nach jedem Menschenalter die immer wieder entstehenden Ungleichheiten in der Güterverteilung ausgleicht, während die Vererbung diese Ungleichheiten im Gegenteil fixiert und mit jeder Generation schroffer macht. Ohne das verhaßte kommunistische Teilen und ohne jede Beleidigung privater Interessen wird auf diese Weise doch in jedem einzelnen Augenblick fortwährend gewissermaßen geteilt werden, und wird es eine stete normale

und gesetzmäßige Ausgleichung zwischen dem Ganzen und den Teilen sowie unter diesen Teilen selbst hergestellt werden. Das sogenannte Kapital, welches im allgemeinsten Sinne nur eine andere Bezeichnung für vorgethane und in den verschiedensten Formen aufgehäufte Arbeit ist, welche als Mittel zu neuer Produktion dient oder dienen kann, wird sich auf solche Weise immer nur vorübergehend oder für kurze Zeit in den Händen einzelner aufzuhäufen im stande sein und aus diesen Händen immer wieder zu seinem Ursprungspunkte oder zu seiner eigentlichen Erzeugerin, d. h. der Nation als solcher zurückkehren. Die Erbitterung und der Kampf der Arbeiter oder der arbeitenden Klassen überhaupt gegen das Kapital als solches, unter dessen Herrschaft sie sich als Sklaven oder sogenannte „Lohn-Sklaven" zu befinden glauben, ist daher an sich höchst unverständig. Wären wir im stande, heute mit einem Schlage alles Kapital, materielles und geistiges, aus der Welt verschwinden zu machen, so würden wir uns freiwillig in jenen rohen und elenden Zustand zurück versetzen, in welchem unsere ältesten menschlichen Vorfahren ihr halb tierisches Leben in der unvollkommensten Weise fristeten, da ja der Kulturfortschritt hauptsächlich in der allmählichen Anhäufung jener zahllosen Hülfsmittel, Besitztümer und Kenntnisse besteht, durch die allein ein zivilisiertes und von den Banden roher Naturmacht befreites Leben möglich ist. Je größer, umfangreicher und wertvoller jener ungeheure Schatz an physischen und geistigen Gütern wird, welchen die Menschheit auf ihrem allmählichen Entwickelungsgang bei sich aufhäuft und von Generation zu Generation weiter vererbt, um so mehr nähert sie sich der Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung; und um so größer wird auch das allgemeine Maß ihres Glückes werden. Der Übelstand, über den man sich bezüglich des Kapitals zu beklagen hat, beruht also nicht darin, daß dieser Schatz oder das Kapital im allgemeinsten Sinne überhaupt vorhanden ist, sondern darin, daß es nicht jedem einzelnen in gleichem Maße oder gleicher Weise zur Verfügung steht. Hätten alle Kapital oder Anteil an denselben, so würde sich niemand über dasselbe zu beklagen haben, sondern jeder würde von dessen nutzbringenden Wirkungen zu erzählen wissen. Erst die Kapital-Rente oder der Zins macht das Kapital zu jenem gehaßten Werkzeug des Reichen gegen den Armen, mittelst dessen der erstere jederzeit sicher ist, daß ohne jede eigne Anstrengung die Arbeit anderer für ihn und seine Erhaltung geleistet werde. Alle Vorwürfe und Verwünschungen gegen das Kapital erscheinen daher ungerecht, sobald man dieses an und für sich in das Auge faßt, und werden wahrscheinlich mehr oder weniger gerecht, sobald man dafür den Ausdruck „Privatkapital" substituiert. In der That ist in keiner Weise einzusehen, warum die Arbeit der Vergangenheit und der Gesamtheit in der Gegenwart nicht wieder der Gesamtheit, sondern immer nur einzelnen zu Gute kommen soll, und warum das, was der Menschheit gehört, dieser durch das private Interesse einzelner vorenthalten wird. Namentlich ist, auch ohne Rücksicht auf die Hinterlassenschaft an direkte Leibeserben und auf das allgemeine Anrecht aller an Grund und Boden, die ungeheure Wertsteigerung, welche alle vorhandenen Güter oder Besitztümer durch den einfachen Zuwachs der Bevölkerung, durch die Steigerung des Vertrauens

und durch die Hebung aller industriellen, merkantilen und sonstigen Verhältnisse erfahren, so sehr unmittelbare Folge der Gesamtthätigkeit aller, daß es als große Ungerechtigkeit erscheinen muß, wenn der Hauptnutzen dieser Wertsteigerung fast nur einzelnen, zufällig in diesem oder jenem Besitz befindlichen Personen zufällt, welche vielleicht durch ihre eigne Thätigkeit am allerwenigsten zur Herbeiführung jenes Resultats beigetragen haben. Niemand wird behaupten wollen, daß diejenigen, in deren Händen sich gegenwärtig hauptsächlich das Kapital und die Arbeits-Instrumente oder die Erträgnisse des Fleißes, der Geschicklichkeit, des Nachdenkens, der Anstrengungen der vor uns gewesenen und der noch mit uns lebenden Generationen befinden, dieselben bloß durch eigne Thätigkeit oder eignen Fleiß verdient haben, oder daß Armut und Besitzlosigkeit der niederen und arbeitenden Klassen Folge selbstverschuldeten Unglücks seien. Es giebt daher kein anderes Mittel, um diese Ungleichheiten wieder auszugleichen und der Gerechtigkeit wie dem nationalökonomischen Bedürfnis Genüge zu thun, als die teils bleibende, teils zeitweise Zurückführung des Kapitals, des Volksreichtums, der Menschheitsgüter in den Schoß desjenigen, dem sie von Natur- und Rechtswegen gehören, in den Besitz der Gesamtheit oder der Menschheit als solcher nämlich. Indem diese Güter von hier aus dem Einzelnen wieder zur Verfügung stehen, soweit er sie zur Ausbildung und Nutzbarmachung seiner Kräfte bedarf, und soweit nicht auf Privatwegen hierfür gesorgt ist, machen sie ihn mehr oder weniger unabhängig von der Herrschaft des Privatkapitals und fähig, ohne Aufopferung seiner Kräfte im Dienste anderer, durch seine Thätigkeit sowohl sich selbst wie der Gesamtheit und der Menschheit zu dienen. Die bisherige Herrschaft des Privatkapitals aber wird der Konzentration der Volksreichtümer in der Hand des Staates oder der Gesamtheit gegenüber ihre Bedeutung größtenteils verlieren; und, was noch weit wichtiger ist, der Reichtum der Nation wird dem willkürlichen Belieben, der Unfähigkeit, dem bösen Willen oder dem Geiz der Privaten aus der Hand genommen, um nicht mehr zu unproduktiven oder gar verderblichen Zwecken, sondern zum Nutzen und zur Wohlfahrt aller verwendet zu werden. Die leidige und immer drohender heranrückende „Arbeiterfrage" wird ihre Schrecken größtenteils verlieren und aus einer Arbeiter- in eine Arbeitsfrage umgewandelt werden. Im Grunde sind alle Menschen Arbeiter oder sollten es doch sein, und der spannende und unnatürliche Gegensatz, welcher sich allmählich zwischen den eigentlich arbeitenden und den wenig oder nicht arbeitenden Klassen der Gesellschaft herausgebildet hat, ist eines der auffälligsten Symptome für die innerliche Störung oder Erkrankung des gesellschaftlichen Organismus. Wer diesen Zustand als gesund ansieht und die Grundlagen, auf welchen die gegenwärtige Gesellschaft aufgebaut ist, als richtige anerkennt, muß auch alle Konsequenzen derselben hinnehmen und sich nicht darüber beschweren, wenn der unerbittliche Kampf um das Dasein bei der Ungleichheit der Mittel, mit denen er gekämpft wird, auch ungleiche Resultate ergiebt. Daher die Betonung einer besonderen Arbeiterfrage oder eines Klassengegensatzes unter Anerkennung der jetzigen Gesellschaftsgrundlagen, wie sie z. B. von Lassalle mit so großem Erfolg betrieben worden

ist, gar keinen Sinn hat. Das jetzt bestehende Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern oder die sogenannte kapitalistische Produktionsweise ist nur ein notwendiges und unvermeidliches Resultat unserer gegebenen gesellschaftlichen Zustände, und alle vorgeschlagenen Mittel zur Hebung des Arbeiterstandes oder Besserung seiner Lage auf Grund dieser Verhältnisse, so wirksam und wohlthätig sie vielleicht auch sonst sein mögen, können doch immer nur palliative sein. Nicht ökonomische, sondern soziale Reformen sind das einzig durchgreifende Mittel zur dauernden Hebung eines Übels, welches viel tiefer sitzt, als die große Menge der an die Fersen von Lassalle und Marx sich heftenden Arbeiterführer anzunehmen scheint. —

Es würde die Grenzen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wollte der Verfasser an dieser Stelle diese große und fruchtbare Gedankenreihe weiter verfolgen; dieses kann und muß an anderer Stelle und weit ausführlicher, als hier möglich, geschehen. Es kam uns hier nur darauf an, zu zeigen, wie Reflexionen oder Betrachtungen, welche auf dem Boden der rasch sich entwickelnden Naturwissenschaft stehen oder von demselben ausgehen, auch auf die Beurteilung der Gesellschaftswissenschaft zu wirken oder Einfluß zu üben im stande sind. Daß die vorgeschlagenen Reformen sich nicht rasch verwirklichen können oder werden, daran zweifelt Verfasser dieses Aufsatzes am allerwenigsten. Es können viele Jahrzehnte und möglicherweise selbst Jahrhunderte vergehen, bis die hier erhobenen theoretischen Zweifel an der Richtigkeit unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, welche auf einer uralten Vergangenheit ruht und durch Herkommen und Gewohnheit gestützt ist, allgemeine Anerkennung finden oder praktische Wichtigkeit und Bedeutung erlangen; und wenn man auch die sozialen Mißstände längst erkannt hat und nach ihrer Beseitigung strebt, so wird man doch zunächst nicht wagen, ihnen anders als durch Palliativ-Mittel, wie Krankenkassen, Unfall-, Alters- und Invaliden-Versorgung, Regelung der Arbeiterverhältnisse durch gesetzliche Vorschriften, vielleicht auch Festsetzung eines Normal-Arbeitstages und eines Minimal-Lohnsatzes oder selbst Übernahme des Lebens- und sonstigen Versicherungswesens auf den Staat u. w. s., beizukommen. Solche Maßregeln sind gewiß freudig zu begrüßen, wenn man sich auch nicht verhehlen darf, daß sie, wie bereits bemerkt, das Übel nicht heben, sondern nur mindern, und daß sie an der materiellen Leistungsfähigkeit oder vielmehr Leistungsunfähigkeit des gegenwärtigen Staates eine unübersteigliche Grenze finden.

Wenn also, wie gesagt, an eine Verwirklichung durchgreifender sozialer Reformen in der nächsten Zukunft wohl nicht zu denken ist, so ist es immer von Wichtigkeit und Interesse, zu wissen oder untersucht zu haben, in welcher ungefähren Richtung der Zeiger an der Weltenuhr bezüglich der künftigen Gestaltung der durch naturwissenschaftliche Anschauungen beeinflußten menschlichen Gesellschaft weist oder zu weisen scheint. Darum die vorstehende Auseinandersetzung über einen Gegenwart wie Zukunft gleich nahe berührenden Gegenstand!

Das letzte Konklave.

Von

Sigmund Münz.

Der letzte Papst-König war tot, der erste Papst ohne alle zeitliche Herrschaft sollte gewählt werden. Seit lange hatte kein Konklave unter so außerordentlichen Verhältnissen stattgehabt wie das nach dem Tode Pius' IX.

Ein großer Teil des Kardinalkollegiums war gestimmt, die Politik der Unversöhnlichkeit fortzusetzen und unter dem Banner des dahingeschiedenen Papstes gegen Italien, gegen die moderne Welt zu kämpfen. Als gemäßigt galten schon jene purpurgeschmückten Senatoren der Kirche, die die vatikanische Gefangenschaft des zu wählenden Nachfolgers des verstorbenen vatikanischen Gefangenen proklamierten. Die Mehrzahl von ihnen aber fühlte sich nicht einmal im vatikanischen Kerker, diesem Zauberkerker, an dem Jahrhunderte gebaut, sicher genug; sie wollten auswandern aus dem von den Göttern geliebten, vom dreieinigen Gotte aber nunmehr gehaßten Italien. Die einen wünschten den neuen Papst auf der Insel Malta zu wählen und zu krönen, die anderen in Spanien; ein Kardinal schlug sogar eine deutsche Stadt als Sitz des Konklaves vor.

Gewiß träumte keine einzige Münchener Seele am Morgen des 9. Februar 1878, daß der einstige Nuntius am bayrischen Hofe, Kardinal Sacconi, soeben im vatikanischen Konsistoriumssaal München die Ehre zuwies, das heilige Kollegium behufs einer Papstwahl zu beherbergen. Merkwürdig aber, ein Münchener Gelehrter, Ignaz Döllinger, hatte das, was kommen werde, besser vorausgesehen als die am Konklave unmittelbar Beteiligten. Wie wir dies einem uns vorliegenden Werke R. De Cesares[1]), an das unsere Darstellung anknüpft, entnehmen, hatte ein italienischer Diplomat den berühmten deutschen Theologen kurz vor dem Tode Pius' IX. um sein Gutachten über das zukünftige Konklave befragt. Da äußerte sich Döllinger zu dem Ungenannten, in dem wir wohl den damaligen italienischen Gesandten am bayrischen Hofe sehen dürfen, dahin, daß, wenn das Konklave außerhalb Roms stattfände, dies der Kirche zu großem Schaden gereichte; die italienische Regierung fände dann leicht die Unterstützung des (damals) kulturkämpferisch gestimmten deutschen Reichs, um das Garantiegesetz zu Ungunsten des Papstes zu modifizieren. Werde aber das Konklave in Rom stattfinden, dann werde es von so kurzer Dauer sein, daß keine europäische Macht irgendwie zu intervenieren die Zeit fände. Das den katholischen Mächten zukommende Veto-Recht werde ohne alle praktische Bedeutung bleiben. Gesetzt den Fall, daß ein Staat gegenüber einem ihm mißliebigen Papstkandidaten das Veto einlegte, so würden die Kardinäle mit Leichtigkeit einen andern derselben Farbe wählen. Nur eine Macht könnte dem Konklave Hindernisse bereiten — das wäre

[1]) Il Conclave di Leone XIII. (con documenti). Città di Castello. S. Lapi editore 1887. (430 Seiten.)

Italien; von dessen offener oder stillschweigender Anerkennung des neuen Papstes hänge es ab, ob derselbe in Rom bleibe oder nicht. Solange es keine Stadt gebe, die dem Papsttum eine dauernde und sichere Zufluchtsstätte gewähre, sei die Kirche darauf angewiesen, sich mit den italienischen Behörden abzufinden und gute Miene zum bösen Spiele zu machen, d. h. die Kardinäle würden, vertrauend auf das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, zufolge dessen die dem Papst zugestandenen Privilegien auch für das Konklave gelten, dieses in Rom abhalten. Was der berühmte deutsche Kenner der Geschichte des Papsttums in klarer Übersicht der Dinge vorausgesagt, erfüllte sich: die Kardinäle entschlossen sich, die Politik der Beleidigten und Trotzenden aufzugeben, und verblieben in Rom. Sie rechneten mit dem positiven Faktor Italien, dessen Autorität ihnen ohne ihr besonderes Zuthun für ihre Sicherheit im Vatikan Gewähr leistete; sie fürchteten, die italienische Regierung könnte während der Abwesenheit des heiligen Kollegiums von Rom das nationale Banner des Hauses Savoyen auf dem Vatikan aufhissen und der insularen Unabhängigkeit, der Exterritorialität desselben den Garaus machen. Und es erfüllte sich auch Döllingers Prophezeiung inbetreff der Nichtintervention der katholischen Staaten. In der That, keine einzige Regierung betraute ihre Kardinäle mit dem Veto-Rechte. Anläßlich des früheren Konklaves hatte Metternich den Erzbischof Gaysruck von Mailand beauftragt, gegen die etwaige Wahl des Bischofs von Imola, der als nationalitalienisch und darum österreichfeindlich galt, im Namen Österreichs das Veto einzulegen. Jener kam zu spät in Rom an, die Wahl Pius' IX. war bereits vollzogen. Jetzt aber vertraute Graf Andrassy, der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Österreich-Ungarns, auf die loyale Haltung Italiens und die strenge Befolgung des Garantiegesetzes von seiten dieser Macht. Auch die deutsche Reichsregierung, als nichtkatholisch weniger unmittelbar am Konklave beteiligt, vertraute auf Italien, mit dem sie ein gleiches Interesse an der Wahl eines maßvollen Papstes hatte. Diplomatisch war das Deutsche Reich als solches so wenig wie heute am Vatikan vertreten, aber auch Preußen war es bekanntermaßen damals nicht. Von den deutschen Bundesstaaten hatte nur Bayern seinen Gesandten an der Kurie, dieser aber handelte ganz in Übereinstimmung mit der deutschen Reichsregierung, indem er die friedlichen Erklärungen Italiens mit Genugthuung entgegennahm. Als den vertraulichen geistlichen Vertreter der deutschen Interessen in Rom sah man Kardinal Hohenlohe an. Er war zu gut deutsch gesinnt, um die beleidigenden Worte, die Pius IX. gegen Deutschland, den Kaiser und den Reichskanzler geschleudert hatte, mit Gleichmut zu ertragen; er glaubte nunmehr um so eher sein Deutschtum in die Wagschale legen zu sollen, als Ledochowski, der Ex-Märtyrer von Posen, als entschiedener Feind der deutschen Interessen bei jeder Gelegenheit auftrat. Hohenlohe wünschte einen Mann an der Spitze der Kirche zu sehen, der freundlichere Beziehungen zum Deutschen Reiche anbahnte. Er, der einzige zugleich national- und reichsdeutsche Kardinal in Rom, sah in Franchi den Papst seiner Wahl, denn wie er stand auch dieser in einem gewissen Gegensatze zu den Jesuiten, und unwillig empfand er es, daß sich die Kurie die deutsche Reichsregierung so

sehr entfremdete. Die Folgezeit sollte lehren, daß Franchi, der zwar nicht als Papst aus der Wahl hervorging, aber unmittelbar nach dem Konklave Staatssekretär Leos XIII. wurde, an der Seite des friedlich gesinnten Herrschers sofort für einen Ausgleich mit Deutschland wirkte. Daß der deutsch-österreichische, zur Kurie gehörige Jesuiten-Kardinal Franzelin anderen Sinnes als Hohenlohe war, vielmehr die Gesinnungen Ledochowskis teilte, braucht kaum hervorgehoben zu werden — er war ein Sohn Loyolas, ein Freund und Ordensgenosse des Paters Beckx, ein Vertrauter Pio Nonos, ein Ritter des Dogmas der Unfehlbarkeit. Dagegen traten die Kardinal-Erzbischöfe aus Österreich-Ungarn, Schwarzenberg und Kutschker, Simor und Mihalowicz, zu Gunsten eines versöhnlichen Papstes ein.

Doch wir wollen die Vorgänge im Vatikan an der Hand Raffaele De Cesares erzählen. Dieser gilt in Italien als ein Kenner vatikanischer Dinge. Er wird allerdings sehr überschätzt; denn schreibt er auch mit Geschmack, so ist er doch kein positiver, wissenschaftlicher Geist. Unter dem Namen Fra Pachomio und Simmaco pflegte er in römischen und mailänder Blättern Briefe über den Vatikan zu veröffentlichen; er verschmäht es nicht, allerlei Klatsch in seine Darstellung aufzunehmen; ja mit Vorliebe huldigt er demjenigen, was man hier zu Lande chiácchiera (Gerede) nennt. Es zeugt von geringster Urteilskraft, wenn ihn mancher Italiener feiert, als ob er ein Paolo Sarpi oder überhaupt ein ernster Geschichtsschreiber wäre. Er kennt weder die historische noch die juristische noch die theologische Seite der Kirche genau, er erhebt sich nicht über das Niveau des besseren Erzählers; aber er hat doch das Verdienst, ein reiches Material zusammengebracht zu haben, und sein Buch, das auch bereits in französischer Sprache in Rom erschienen ist, giebt uns ein gutes Bild von dem merkwürdigen vatikanischen Theater nach Pius' IX. Tode. Allerdings muß man die vielen Anekdoten, die De Cesare zum besten giebt, mit Mißtrauen aufnehmen; er schöpfte zum Teil aus unzuverlässigen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen gewisser Konklavisten, die dasjenige, was sie sahen und hörten, in ihrem Geiste und ihrer Darstellung unkritisch verarbeiteten. Wir erfahren aber von ihm eine Menge bisher unbekannter Einzelheiten, die sonst, erst wenn ein Menschenalter oder ein halbes Jahrhundert nach einem großen historischen Akt vergangen, aus dem Nachlasse der beteiligten Männer oder auf anderem Wege bekannt zu werden pflegen.

Pius IX. starb Donnerstag, den 7. Februar 1878, 5 Uhr 40 Minuten abends. Sogleich fanden sich viele Leute im Vatikan ein, um den Leichnam des Papstes zu besehen. Da kam der Kardinal-Camerlengo Pecci dazwischen; er befahl, daß man den apostolischen Palast räume. Unter seiner persönlichen Aufsicht führte die Schweizerwache sein Gebot aus. Pecci nahm, umgeben von den apostolischen Kammerklerikern und Hofprälaten, die Agnoszierung der Leiche vor. Er stimmte an das De profundis und besprengte das Antlitz des Toten mit Weihwasser. Monsignor Macchi, der Kammermeister, händigte dem Camerlengo den Fischerring Pius' IX. ein. Pecci teilte den von Rom abwesenden Kardinälen, den apostolischen Nunzien und allen Vertretern des heiligen Stuhls im Auslande telegraphisch den Tod des Papstes mit.

Den Tag, bevor Pius IX. starb, hatte Kardinal Pecci vor dem Franziskanermönch Pater Daniele gebeichtet, hierauf hatte er sich in seiner Eigenschaft als Camerlengo der Kirche in den Vatikan begeben. Er war sehr aufgeregt; der Papst hatte seinen Geist noch nicht ausgehaucht, als Kardinal Consolini schon zu Pecci sagte, er würde für diesen seine Stimme abgeben. Als Pius IX. tot war, hatte der Camerlengo in den an die Wohnung des bisherigen Staatssekretärs Simeoni grenzenden Räumen sein Quartier aufgeschlagen und die Aufsicht über den apostolischen Palast übernommen. Er ließ viele Gemächer sogleich absperren, mit den Schlüsseln in der Hand ging er umher. Er waltete seines Amtes mit außerordentlicher Strenge.

Achtunddreißig Kardinäle waren beim Tode des Papstes in Rom anwesend. Am 8. Februar traten sie zur ersten Kongregation zusammen. Der Dekan des Kollegiums, Amat, war krank; der Unterdekan, Di Pietro, vertrat ihn demnach als Vorsitzender. Um 9 Uhr morgens ziehen sie alle in den Konsistoriums-Saal ein, nachdem sie früher vor der Leiche Pius IX. gekniet. Sie schwören, daß sie über ihre Beratungen Geheimnis halten, sie schwören, daß sie lieber ihr Leben als irgend ein Vorrecht der Kirche preisgeben werden. Die Versammlung dauert von 9 bis 3 Uhr. Man berät vor allem, ob man in Italien oder außerhalb Italiens das Konklave abhalten solle. Den zukünftigen Papst hören wir für „außerhalb Italiens" stimmen. Die Mehrzahl stimmt wie er. Einige sagen, sie schließen sich der Majorität an. Hohenlohe ist für Rom, Ledochowski gegen Italien überhaupt. Chigi stimmt für Rom, weil er befürchtet, es könnten gegen die Mitglieder des Kollegiums Gewaltthätigkeiten verübt werden, wenn sie die Stadt verließen. Der Vorsitzende geht mit der Majorität; nur 8 stimmen für Rom.

Am 9. Februar morgens 9 Uhr treten sie wieder zusammen. Der Unterdekan konstatiert, daß sich zwar den Tag vorher die Mehrzahl für ein Konklave außerhalb Italiens entschieden habe, daß aber ein solches mit großen Schwierigkeiten verbunden wäre, da keine einzige europäische Macht den Kardinälen Gastfreundschaft angeboten habe; allerdings müsse das Kollegium in Rücksicht auf den gestrigen Beschluß den außerhalb Italiens in Aussicht genommenen Ort festsetzen. Es wird zur Abstimmung geschritten. Sacconi stimmt für München, einige Kardinäle und darunter Pecci stimmen für Malta, andere für Spanien — die Mehrzahl aber nunmehr für Rom, und für Rom entscheidet sich auch schließlich der Camerlengo.

Mit weißen und schwarzen Kügelchen ward abgestimmt. Das Resultat war: 32 weiße, 5 schwarze, will sagen 32 für, 5 gegen Rom. Di Pietro konstatiert Rom als Sitz des Konklaves.

In der Kongregation vom 10. Februar kommen die im Vatikan vom Auslande angelangten Beileidskundgebungen zur Verlesung. Ohne weitere Diskussion einigen sich die Kardinäle dahin, daß ein Italiener gewählt werde; auch die Nichtitaliener stimmen insgesamt für einen Italiener. Von Ausländern sind anwesend: der Deutschösterreicher Franzelin, der Deutsche Hohenlohe, die Eng-

länder Howard und Manning, der Pole Ledochowski, die Franzosen Pitra und de Falloux. Unter zwei Konklave-Projekten des Architekten Martinucci schließt das Kollegium ein im Pfarrhause von St. Peter abzuhaltendes Konklave aus und entscheidet sich für ein solches im Vatikan. Auf Vorschlag Bartolinis richten die Kardinäle ein Schreiben an das beim Vatikan beglaubigte diplomatische Korps, in welchem sie gegen die Vergewaltigungen protestieren, die dem heiligen Stuhl von Italien in den Zeiten Pius IX. widerfahren seien, und gleichzeitig auf die abnormen Bedingungen, unter denen das Konklave zusammentrete, hinweisen. In den Wohnungen der einflußreichsten Kollegen finden nunmehr Zusammenkünfte statt, damit sich die einzelnen Gruppen über ihre Kandidaten einigen. Bartolini agitiert für Pecci; einige Kardinäle erscheinen am Abend des 10. Februar in seinem Hause in der Via Giulia. De Cesare schildert Bartolini folgendermaßen: „Aus dem Volke hervorgegangen, bekam er erst am Ende einer langen Laufbahn den roten Hut. Er war in der Welt herumgeirrt, er hatte den Orient besucht und sich den Ruf eines gelehrten Archäologen erworben. Jovial und doch griesgrämig, leidenschaftlich in seinen Neigungen und Abneigungen, wobei er nur dem Augenblick Rechnung trägt, ein Brummbär und Choleriker, herrschsüchtig — allerdings weniger für sich als für seine zahlreichen Klienten und Kreaturen, ein Starrkopf und Dogmatiker mehr in seinen Vorurteilen als in seinen Überzeugungen — ein wirksamer, bilderreicher und origineller Redner, laut und unversöhnlich in seiner Gegnerschaft gegen die neue politische Ordnung in Italien — so ist der Kirchenfürst geartet, der den Kardinal Gioacchino Pecci zum Papst kreiert hat."

Noch am 10. Februar hatte eine Kommission von 5 Kardinälen den vom Architekten Martinucci entworfenen Konklave-Plan überprüft und gebilligt und diesem eine Frist von 9 Tagen zur Ausführung desselben gegeben. Der Architekt Vespignani sollte die Sixtinische Kapelle zum Wahlgemache herrichten.

Es mag den Leser interessieren, welchen Kostenüberschlag die Architekten für ihre Arbeit machten.

Natürlich kommen da viele von ihnen herangezogene Arbeiter und Krämer in Betracht, darunter ein Steinmetz, ein Erzeuger elektrischer Glocken, vier Tischler, ein Holz-, zwei Eisen-, ein Papierhändler, ein Maurer, ein Glaser, ein Gasbereiter, ein Schornsteinfeger, ein Maler, ein Stuckarbeiter, ein Schmied, ein Aufseher über den Proviant.

Martinucci rechnete 58000 Frks auf, Vespignani 20000 für seine Arbeiten in der Sixtina. Diesem wurden für seine Mühe 1500 Frks von der Dateria ausbezahlt, während jener nur 1000 Frks. empfing. Martinucci beklagte sich über die Lappalie um so mehr, als zur Zeit, wo die Papstwahl im Quirinal vor sich ging, der leitende Architekt das Ehrenhonorar von 5000 Frks. erhielt; und doch hatte man im Quirinal geringe Mühe im Verhältnisse zum Vatikan, da das Konklave dort nach alten Überlieferungen statt hatte, während es hier nunmehr etwas Neues war.

Etwa 500 Arbeiter waren beschäftigt, verschiedene Durchgänge zu versperren und die Zellen herzurichten. Am 11. Febr. sind 41 Kardinäle anwesend, in wenigen Tagen werden ihrer über 50 in Rom sein; die spanischen, die französischen, der amerikanische haben sich schon auf den Weg gemacht. Es wird beschlossen, am 18. Februar das Konklave anzutreten. Wiederum findet sich eine Anzahl von Wählern im Hause Bartolinis ein. Der Erzbischof von Westminster, Manning, agitiert für Pecci, indem er drei Eigenschaften vom Kandidaten verlangt: theologische Gelehrsamkeit, makellosen Charakter und eine Anhänglichkeit an die Kirche, die der Italiener im Papste mit der Liebe zum Vaterlande werde zu vereinigen wissen.

Guibert, Erzbischof von Paris, der sein Absteigequartier zunächst im Palazzo Borgheſe nahm, hatte ursprünglich die Absicht, für Bilio zu stimmen. Bartolini aber bekehrte ihn, Pecci zu wählen; desgleichen bekehrte jener die spanischen Kardinäle, die für Franchi stimmen wollten. Am 15. Februar verbreitete sich das Gerücht, der Marschall Mac Mahon habe den Erzbischof von Rouen und der Kaiser von Österreich den Primas von Ungarn mit dem den katholischen Regierungen zustehenden Veto-Rechte gegenüber der Wahl gewisser Kandidaten betraut; das Gerücht erwies sich aber als falsch. Es steht fest, daß sich die europäischen Mächte ausnahmslos neutral verhielten. Am 16. Februar waren bereits 54 Kardinäle anwesend. An diesem Tage wurden die Zellen des Konklaves durchs Los verteilt. Eines jeden Kardinals sogenannte „Zelle" bestand aus 3—4 Gemächern, einem Schlaf-, ev. einem Speise- und Empfangszimmer, einem Zimmer für den geistlichen Konklavisten und einem für den weltlichen Diener.

Am 17. Februar fand eine Unterredung zwischen Bartolini und dem Papstkandidaten Bilio statt; dieser sagte, er werde unter keiner Bedingung die Tiara annehmen und für einen heiligen Mann, Martinelli, stimmen; Bartolini suchte ihn von letzterem abzubringen, was ihm auch gelang. Am 18. Februar rüstete man zum Einzuge ins Konklave. Vom frühen Morgen an war der Petersplatz von einer großen Menschenmenge belagert, die die Kardinäle in den Vatikan einkehren sehen wollte. Um 4 Uhr nachmittags fahren diese vor, die Römer unter ihnen sind von ihren Verwandten begleitet, die ihnen viel Glück zur Tiara wünschen.

Jeglicher Kardinal hat einen geistlichen Konklavisten und einen weltlichen Diener mit sich; der Dekan Amat, ein schwerkranker Mann, führte außer seinem Kanonikus noch zwei Diener mit sich. Kardinal Pecci hatte den Kanonikus Don Federico Foschi und einen Diener Baldassarre Rossi bei sich — Foschi ist heute der Nachfolger Peccis als Erzbischof von Perugia.

Überdies schlossen sich am Abend des 18. Februar eine Anzahl anderer Personen ins Konklave ein: Der Beichtvater des dahingeschiedenen Papstes in seiner Eigenschaft als Sakristan und Beichtvater des heiligen Kollegiums, und mit ihm einige Assistenten; die Mitglieder des Sekretariats des heiligen Kollegiums, mehrere Zeremonienmeister, 3 Messe-Celebranten, 2 Ärzte, 1 Chirurg,

1 Apotheker, 4 Barbiere, 2 Zimmerleute, 2 Maurer, 2 Schmiede, 1 Zinngießer, 1 Glaser, 2 Küchen-Präfekte, 4 Köche, 7 Unterköche, 3 Packträger, 21 Zimmerkehrer und Diener. Dieser Troß sollte für die wichtigsten Bedürfnisse des Konklaves sorgen.

Die Wahl ging folgendermaßen in der Sixtinischen Kapelle vor sich. Der Unterdekan Di Pietro hielt am 19. Februar 10 Uhr morgens vor Abhaltung des ersten Wahlganges eine Ansprache an die Eminenzen. Das vollzählige Kardinalkollegium bestand aus 64 Mitgliedern, darunter waren noch vier aus der Zeit Gregors XVI: der Dekan Amat, Asquini, Carafa und Fürst Schwarzenberg, Erzbischof von Prag. Für die 4 letzteren sind die Sitze mit grünem Tuche ausgeschlagen, alle anderen 60 mit violettem. Kardinal Amat, schwer krank, ist in seiner Zelle geblieben. Jegliche Eminenz hat einen Tisch vor sich, der mit demselben Tuch ausgeschlagen ist wie der Sitz; Papier, Tinte, Federn, Bleistift und Siegellack liegen darauf. Den mit 4 Siegeln verschlossenen Stimmzettel trägt der Wähler zu einem großen in der Mitte des Lokals befindlichen Tische hin, wo er ihn auf einen vergoldeten Teller legt. Drei Kardinäle werden als Skrutatoren ausgelost, sie zählen und lesen die Zettel ab; und noch drei andere werden als „Krankenpfleger" gewählt, bernfen, von den in ihren Zellen weilenden Kranken die Stimmen einzuholen. Diesmal ist es nur Amat, der gelähmt daniederliegt.

Nach 11 Uhr begann das Skrutinium, um 12 Uhr war es zu Ende. Im Wahllokale befanden sich nur 3 Männer, die am letzten Konklave teilgenommen hatten; viele wußten demnach nicht recht, wie sie es zu machen hätten, und begingen Formfehler bei Abgabe des Zettels: der des einen war nicht gut gesiegelt, der des andern war halboffen. So wurde denn der erste Wahlgang als ungiltig erklärt. Der Primas von Ungarn macht den Vorschlag, man solle das Resultat gleichwohl verkünden, um zu sehen, wer die meisten Aussichten auf die Tiara habe. Pecci hat 19 Stimmen auf seinen Namen gesammelt, Bilio, Franchi und De Luca je 5 — Pecci, der zukünftige Papst, stimmte beharrlich für Bilio, den frommen piemontesischen Barnabiten. Der Intransigente Monaco La Valletta, der letzte Staatssekretär Pius IX. Simeoni, Panebianco erhielten je 4 Stimmen — die andern zersplitterten sich.

Der deutschösterreichische Jesuiten-Kardinal Franzelin stimmte in jeglichem Wahlgange für den Intransigenten, desgleichen der Pole Ledochowski; Kardinal Hohenlohe zuerst für den gemäßigten Franchi, dann für Pecci, die Kardinäle aus Österreich stimmten für diesen. Borromeo verbrennt die Zettel. Die auf dem Petersplatze harrende Menge sieht eine dunkle Rauchwolke emporsteigen und weiß nun, daß die Welt noch keinen Papst hat. Nach einer Bulle Gregors XV. dürfen täglich zwei Wahlgänge statthaben. Die Kardinäle gehen in ihre Zellen speisen. Nach 3 Uhr versammeln sie sich von neuem in der Sixtina. Bartolini hat mittlerweile abermals für Pecci agitiert. Der Wahlakt schließt um 7 Uhr. Pecci hat die noch nicht genügende Zahl von 29 Stimmen erhalten, Bilio, Peccis Papstkandidat, 7, Panebianco und Monaco La Valletta je 4 Stimmen, die andern zersplittern sich. Franchi hat seine Kraft zu Gunsten Peccis ein-

gesetzt; Bartolini, der eigentliche Papstmacher, hatte jenem bereits die Würde des Staatssekretärs beim neuen Pontifex in Aussicht gesetzt und dazu bemerkt: Franchi sei noch zu jung und er solle erst Pecci krönen und sterben lassen, um dann dessen Nachfolge anzutreten. Der Camerlengo prüfte noch am Abend, ob alles im Konklave in Ordnung sei und dann wollte er schlafen; er verbrachte jedoch eine ziemlich schlaflose Nacht. Mittlerweile wurde noch für ihn agitiert; am späten Abend besuchte de Fallour seine französischen Kollegen, und diese einigten sich dahin, Pecci ihre Stimmen zu geben; auch mancher Italiener erwärmte sich noch für ihn.

Man sagte, er sei nach dem dahingeschiedenen Riario Sforza, Erzbischof von Neapel, der ausgezeichnetste Bischof Italiens gewesen.

Man war am Abend des 19. Februar allgemein überzeugt, der Erzbischof von Perugia werde Papst werden. Dieser fühlte sich nach der schlaflosen Nacht recht leidend; mit Mühe vermochte er der Messe am Morgen des 20. Februar in der Paulinischen Kapelle anzuwohnen. Nach dem Gottesdienste begaben sich die Kardinäle in die Sixtina. Der neue Wahlgang war um 12 Uhr beendet. Unter 61 Kardinälen stimmen nunmehr 44 für Pecci; dieser hat demnach mehr als die erforderliche Zwei-Drittel-Majorität erlangt, er erscheint gewählt. Bilio hat 5, Panebianco 3, Simeoni, Martinelli und Monaco La Valletta je 2 Stimmen erhalten. Pecci nimmt die Wahl an und erklärt, er wolle sich Leo XIII. nennen, da er Leo XII. sehr verehrt habe.

Kann eine feindliche Flotte sich auf die Dauer in unseren Gewässern halten?

Von einem Seeoffizier.

Die im Laufe dieses Sommers in großartigem Maßstabe ausgeführten englischen Flottenmanöver haben sowohl in englischen Fachkreisen wie in der Presse die verschiedenartigsten Urteile hervorgerufen; sie alle stimmen in dem einen Punkte überein, daß Angriff wie Verteidigung mit Energie und größtenteils mit Umsicht ausgeführt worden ist, was jedoch nicht ausschließt, daß auch manche Fehler bei denselben vorgekommen sind. Die Manövergeschwader bestanden aus Schlachtschiffen, Kreuzern ꝛc. älterer wie neuester Konstruktion, und es scheint fast, als sollten durch die schnelle Kriegsbereitschaft einer so großen Anzahl von Schiffen vielleicht die vernichtenden Kritiken Lord Charles Beresfords und Lord Randolph Churchills, die sehr gegen den Willen ihrer Autoren Englands militärisches Ansehen momentan enorm schädigten, etwas abgeschwächt werden. In nachstehendem geben wir auszugsweise das Urteil der Schiedsrichter über jene Flottenmanöver: „Es gelang dem Befehlshaber der angreifenden Flotte

im (englischen) Kanal, Admiral Fremantle, Falmouth zu nehmen, während sein Angriff auf den Nore (Themsemündung) erfolglos blieb. Admiral Fremantle hätte in die Nordsee segeln sollen, ehe sein Gegner, Admiral Hewett, North-Foreland passierte. Bei den Manövern in der irischen See siegte der die Küste Irlands und Westenglands verteidigende Admiral Baird über seinen Gegner, den Commodore Fitzroi. Was endlich die Schlußmanöver im St. George Kanal betrifft, so wurde das unter dem Befehl des Commodore Markham stehende Angriffsgeschwader durch die Torpedoboote gezwungen, von dem Versuche abzustehen, den Clyde zu forcieren. Bei den darauf am 6. stattgehabten Gefechten wäre im Ernstfalle das gesamte Geschwader des Commodore Markham bis auf die „Volage" (Kreuzerkorvette) gefangen genommen worden ꝛc. —

Auf eine nähere Besprechung obiger Flottenmanöver weiter einzugehen, paßt nicht in den Rahmen unserer Aufgabe. Wir wenden uns vielmehr im Hinblick auf die obigen Flottenmanöver der Beantwortung der eingangs gestellten Frage über die bei kriegerischen Aktionen der deutschen Marine zufallenden Aufgaben zu.

Das neuerstandene Deutsche Reich hat einen Lieblingstraum unseres Volkes erfüllt: auf der von Preußens Königen geschaffenen Basis hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die deutsche Flotte erhoben, ja mit Stolz hört man häufig unsere Wehr und Waffe zur See hochtönend mit diesem Namen nennen. Alljährlich lesen wir mit Genugthuung von der Freude, mit der unsere Brüder jenseits der Meere die stolzen Kreuzer begrüßen, welche bestimmt sind, ihnen in fernen Gegenden den Schutz des mächtigen Mutterlandes angedeihen zu lassen, oder, wie unsere Schiffe wilde und halbwilde Völker zwingen, ihren Verpflichtungen uns gegenüber nachzukommen; wir sehen die Bilder unserer Eisenpanzer in den illustrierten Blättern; Tausende sehen endlich die stolzen Revuen, wie sie z. B. erst jüngst bei der Grundsteinlegung des Nord-Ostseekanals stattfand. Mit vollen Backen preisen Journalisten und Dichter die wieder erstandene Meeresherrlichkeit des deutschen Volkes.

Dennoch ist das Verständnis für Marine-Angelegenheiten bei uns nur ein geringes, über jene allgemeine Sympathie, die die Eigenliebe kitzelt, kaum hinausgehendes, und nur wenn es im Osten oder Westen wetterleuchtet, fragt sich der Patriot und auch nur der, dem das feuchte Element die Füße bespült: Ist unsere Flotte den an sie zu stellenden Anforderungen gewachsen? Kann sie den Feind von unseren Gestaden fernhalten, eine den Handel mordende Blokade abweisen und in zweiter Linie den Handel auch in fremden Gewässern schützen?

Schon einmal sind unsere Seestreitkräfte vor die gleiche Aufgabe gestellt worden im großen Jahre 1870, als die übermächtige französische Flotte an unseren Küsten kreuzte, denen die junge preußisch-norddeutsche Marine kaum mit einer Handvoll Schiffen entgegentreten konnte, und doch sind auch damals im Volke ernstliche Befürchtungen nicht laut geworden. Kannte man denn so wenig die feindliche Stärke in dieser Richtung oder überschätzte man die unsere?

Fürwahr ein wunderbares Zutrauen auf die eben im Entwickelungsprozeß begriffene junge Marine: wunderbar und ehrenvoll zugleich! Und dieses Zutrauen

ist auch nicht getäuscht worden: diese Kraft, so schwach sie war, hat die französische Flotte in Schach gehalten; kein Schuß ist gefallen gegen unsere Häfen und Küsten, kein feindlicher Fuß hat unser Küstengebiet betreten, kein Überfall den der Vollendung nahen Ausbau unserer Arsenale gestört! Sind denn also nicht die Hoffnungen erfüllt, übertroffen? Die öffentliche Meinung scheint allerdings nach den s. Z. in der Presse laut gewordenen Stimmen über die geringen Leistungen unserer Flotte anderer Ansicht gewesen zu sein. Wohlan, wünschen wir in Zukunft der deutschen Marine mehr Anerkennung!

Siebenzehn Jahre sind seit jener Zeit verflossen. Das Deutsche Reich ist erstarkt, die deutsche Armee und ihre Bewaffnung nach jeder Richtung hin vervollkommnet. Ist da nicht die Frage berechtigt, ob auch unsere maritimen Streitkräfte, wenn über kurz oder lang die Forderung abermals an sie herantreten sollte, unsere heimischen Gestade gegen eine feindliche Übermacht zur See, unseren transatlantischen Handel gegen feindliche Kreuzer zu schützen, für diese Aufgabe stark genug sein würde; oder ob dieselben etwa in ihrer Weiterentwickelung seit 1871, anderen Flotten gegenüber, zurückgeblieben ist? Die Antwort hierauf dürfte vielleicht folgendermaßen lauten: „*Unser Flottenmaterial ist zwar vermehrt, allein unsere Gegner sind gleichfalls nicht müßig geblieben, und das Stärkeverhältnis ist wohl kaum, oder doch nur sehr unbedeutend zu unseren Gunsten verschoben worden!*“ Als Beweis hierfür möge das Folgende dienen:

Seit dem Jahre 1870 hat der Entwickelungsprozeß der Waffen und Streitmittel, welche der Kampf zur See in heutiger Zeit seinen verschiedenartigsten Zwecken und Aufgaben dienstbar macht, keinen Augenblick geruht. Nicht allein in *Frankreich*, sondern auch in *England*, *Italien*, *Rußland*, *Spanien* und anderen Ländern Europas sind zum Teil nicht unerhebliche Erweiterungen und Rekonstruktionen der Flotten begonnen oder geplant. Aus jenem Stadium der primitiven Kampfmittel bis zum Jahre 1870, in welchem man teilweise noch mit glatten, bezw. mit gezogenen 15 bis 24 cm Geschützen gegen Schiffe und Batterien, die eine 120 mm bis 150 mm starke, eherne Schutzwehr trugen, wirkte, hat sich in steigender Progression ein Wettlauf zwischen Geschütz und Panzer ausgebildet, der bald den Erzeugnissen des einen, bald denen der anderen Seite ein Übergewicht zu sichern schien und eine stetig fortschreitende Steigerung sowohl der Kaliber als der Panzerstärken und Formen im Gefolge hatte. Man ist hierbei zu Verhältnissen gekommen, welche dazu nötigen, die Leistungen im Gefecht fast nach allen Richtungen hin von Maschinen abhängig zu machen. Eine einzige an sich unbedeutende Störung in den Funktionen eines Maschinenteils kann aber im entscheidenden Augenblick den ganzen Aufwand von Kraft und Geld erfolglos machen. Das sind Bedenken, die überall gegen die schwimmenden Eisenkolosse empfunden werden, und *trotzdem will und kann keine europäische Macht ihre Panzerschiffe entbehren*. Noch ist kein Mittel erfunden, welches die Chancen eines ungepanzerten Schiffes gegen ein gepanzertes vollständig ausgleichen könnte.

In diesem Wettkampf zwischen Panzer und Kanone ist die deutsche Marine allerdings weit zurückgeblieben: unsere kurz nach 1870 gebauten Panzerschiffe sind zum größten Teil überflügelt, das neueste Schiff, Oldenburg, ist auch schon Jahre alt und kein neues im Bau, während Frankreich, Italien und auch Rußland mit enormer Verschwendung Panzer auf Panzer ihrer Flotte zuführen. Wie viel zu unseren Gunsten durch den Opfermut und die Thatkraft unserer Offiziere und Besatzungen hieran wird geändert werden können, läßt sich nicht voraussagen. Daß sie ihre Pflicht in vollstem Maße thun werden, davon können wir gewiß überzeugt sein.

Hiernach gehört wohl keine große Kombinationsgabe dazu, um zu erkennen, daß mit den z. Z. vorhandenen Panzerschiffen unsere Flotte zu einer großartigen Aktion auf hoher See kaum befähigt sein kann, umsoweniger aber, solange sie vor Vollendung des Nord-Ostsee-Kanals noch gezwungen ist, sich in zwei Geschwader zu spalten.

Indessen hat glücklicherweise die entwickelte Technik ein neues Mittel, den Torpedo, erfunden, welcher den Aufgaben der Offensive wie der Defensive gleich dienstbar gemacht werden kann. Und in dieser Waffe ist der Hauptschutz unserer Küsten bezw. unserer Meere gegeben. Konnte im Jahre 1870 der französische Admiral seine Flagge ungehindert von der Mündung der Ems bis zu derjenigen der Weichsel spazieren führen, ohne andere Gefahren befürchten zu müssen als die Untiefen der Nord- und Ostsee, denn unsere maritimen Kräfte waren zu geringfügig, um die Offensive zu ergreifen, und Dänemark nahm keinen Anstand, den Franzosen seine volle Sympathie zu bezeugen und die französischen Schiffe in seinen Hafenstädten ihre Vorräte ergänzen zu lassen, so muß der kommandierende Admiral einer in den deutschen Meeren operierenden feindlichen Flotte heute mit anderen Faktoren rechnen. Denn die Einführung des Torpedo in die Waffen des Seekrieges ist ein nicht zu unterschätzender Faktor, und das unbemerkte Auftreten der Blitzboote von geringen Dimensionen, welche den verderblichen Fisch gegen den Bauch eines mächtigen Panzers schleudern, müssen selbst den kühnsten Befehlshaber einer feindlichen Flotte zur Vorsicht mahnen, sobald er sich zu kriegerischen Operationen in den deutschen Meeren entschließt. Bleibt der Torpedo für das Seegefecht der Schlachtschiffe gegen einander auch nur eine sekundäre Waffe, so ist seine Bedeutung für den Küstenkrieg, für die Beunruhigung und Vernichtung einer Blockadeflotte, besonders aber einer Transportflotte eine ganz eminente. Denn die Mittel, welche man anwenden kann, um die Gefahr des tödlichen Stoßes gegen ein Schiff zu verhindern, werden, selbst wenn sie diesen Zweck erreichen, dem nicht vorbeugen können, daß das so geschützte Schiff momentan bewegungslos, resp. kampfunfähig wird. Die oft ventilierte Frage nämlich: die Schiffe mit einem unterseeischen Schutz von Drahtnetzen zu sichern, hat noch keine praktisch verwertbaren Resultate ergeben, wohl aber liegt die Befürchtung nahe, daß dieselben den bereits vorhandenen Torpedos mit 115 kg Sprengladung bei einer Geschwindigkeit von 29 Knoten auf 300 m Entfernung kaum den nötigen Widerstand zu leisten im stande sind. Allerdings ist

es Bedingung für den Gebrauch von Torpedobooten, daß sie überraschend, bezw. unter dem Schutz von Nacht und Nebel, oder eingehüllt in den Pulverdampf der kämpfenden Schiffe, oder aus einem Versteck plötzlich auftreten. In letzterer Beziehung bieten unsere Küsten die günstigste Operationsbasis für dieselben. Ein Blick auf die Gestaltung des deutschen Nordseegestades zeigt, daß dasselbe, außer an den weiten Mündungen der Elbe und Weser, dem Jadebusen und dem Lister Tief ꝛc. für tiefgehende Schlacht- sowie für Truppenschiffe fast unnahbar ist. Es wird dies durch die Wattenbildung und die weit in die See hineinreichenden Sandbänke mit einer Reihe inmitten derselben liegenden Inseln und zwar von der nördlichen Ufergrenze Schleswigs bis zur Ems bedingt. Zu diesem natürlichen Schutz der Nordseeküste kommen noch sehr ungünstige Witterungsverhältnisse und der Einfluß der Gezeitenströmung, die die günstigen Momente für feindliche Unternehmungen sehr einschränken.

Von den mehr dem Feinde exponierten Flußmündungen erscheinen die Eider und Ems durch weit in die Nordsee sich erstreckende Untiefen natürlich gesperrt, und diese natürlichen Hindernisse können noch durch Minensperren u. a. verstärkt werden; nur das Lister Tief, die Elbe-, Weser- und Jadeeinfahrt sind gefährdet. An der Elbe- und Wesermündung sind bereits eine Reihe starker, mit schweren, weittragenden Geschützen armierter Befestigungen angelegt, die event. noch erweitert und durch submarine Hindernisse verstärkt werden können; das Lister Tief dürfte bei den dort vorherrschenden ungünstigen hydrographischen und Witterungsverhältnissen keinen großen Reiz für feindliche Landungen bieten. Zum Schutz des Kriegshafens an der Jade dienen die auf der Land- und Seefront bei Wilhelmshaven angelegten Festungswerke, zu welchen noch lebende bezw. Minensperren, ferner gepanzerte Kanonenboote und Torpedofahrzeuge in entsprechender Zahl hinzutreten ꝛc.

In der Ostsee gestalten sich die Verhältnisse anders. Hier findet sich weder eine wahrnehmbare Gezeitenströmung, noch haben die Küsten einen natürlichen Schutz durch Wattenbildung, ja es liegen an mehreren Küstenstellen die Wassertiefen in so geringer Entfernung, daß sie den feindlichen Schlachtschiffen gestatten, auf gefahrdrohende Nähe heranzugehen. Dies sind besonders die Ostküste Holsteins und deren Buchten, während die mecklenburgische Küste durch ungünstige hydrographische Verhältnisse geschützt ist. Dagegen fällt der in der Kieler Föhrde liegende Kriegshafen und eine auf ihn gestützte Flottenoffensive ins Gewicht. Die Insel Rügen ist durch schmale, schwierige Gewässer getrennt, eine Landung auf ersterer nicht ungünstig. Indessen bietet eine solche für die Folge wenig Chancen, da der Übergang auf das Festland von neuem mit Schwierigkeiten verknüpft ist.

Die pommersche Küste von den Odermündungen bis Rixhöft bildet ein nur für Fahrzeuge mit geringem Tiefgange zugängliches Gebiet, an welcher die drei kleinen Häfen Stolpmünde, Rügenwalde und Kolberg liegen, welche für den Gegner keine Anziehungskraft haben; von den Odermündungen ist die durch Festungswerke geschützte Swinemündung die einzige zugängliche.

Am meisten von der Natur begünstigt sind die Küsten Preußens von Danzig bis Memel, vermöge der langgestreckten, flachen Landzungen, welche unter dem Namen der Nehrungen die hinter ihnen liegenden Meeresteile decken (Kurische Nehrung, Frische Nehrung), während in dem südwestlichen Teile der Danziger Bucht, wo sich keine natürlichen Schwierigkeiten vorfinden, die schmalen Mündungsarme der Weichsel mit Küstenbefestigungen versehen sind, die einen Geschützkampf aufnehmen können. Diesen für die Verteidigung günstigen Küstenverhältnissen steht die große Längenausdehnung gegenüber, die es einem unternehmenden Feinde ermöglicht, mit seinen auf Dampfschiffen vereinigten Streitkräften und Mitteln überraschend an irgend einem Teile derselben mit Übermacht aufzutreten. Sehr günstig liegt für uns allerdings die jütische Halbinsel vorgestreckt, welche die feindliche Flotte zu einem großen Umwege zwingt, ein Vorteil, der für Deutschland von um so größerer Bedeutung wird, wenn uns durch den Nord-Ostsee-Kanal die innere Operationslinie gesichert sein wird. Ob daher in einem künftigen Kriege der Versuch einer Landung an den deutschen Küsten gemacht werden wird, ist schwer vorauszusagen. Es wird dies wesentlich davon abhängen, wie viel feindliche Landstreitkräfte disponibel, d. h. nicht durch unsere Landmacht gebunden sein werden, dann aber auch von der Haltung der nordischen Mächte. Können wir von Schweden und Norwegen auch wohl kaum annehmen, daß es sich an einem künftigen Kriege anders als mit seinen Sympathien beteiligen wird, so ist die Haltung Dänemarks mindestens zweifelhaft. In Verbindung mit einer dänischen Offensive könnte eine feindliche Landung etwa an der Elbe- oder Travemündung von Bedeutung werden, während sonst eine Landung eines oder selbst zweier Korps, — ein kaum denkbares Unternehmen — von wenig Einfluß sein dürfte, da dieselbe durch die vermittelst der Eisenbahnen schnell zusammengezogenen Reservetruppen bald unschädlich gemacht werden könnte.

Im Jahre 1870 hat sich die Thätigkeit der so bedeutend überlegenen feindlichen Seemacht im wesentlichen darauf beschränkt, die deutschen Küsten der Nord- und Ostsee zu blockieren. Die Blockade in der Nordsee wurde dadurch begünstigt, daß die bedrohten Punkte ziemlich konzentriert in der Jade-, Weser- und Elbeinfahrt liegen und der Gegner an Helgoland, einem unvergänglichen Denkmal deutscher Sorglosigkeit, welche sie in die Hände erst des einen, dann des andern Nachbarn fallen ließ, eine gute Anlehnung fand, — obgleich die Neutralitätsbestimmungen von dem damaligen Gouverneur der Insel mit größter Unparteilichkeit aufrechtgehalten wurden. — Es ist vom französischen Geschwader, das übrigens selbst während der langen, stürmischen Herbst- und Wintermächte meisterhaft geführt wurde, weder der Versuch gemacht worden, in die ungedeckten Ems- und Hevermündungen einzudringen, noch unsere in der äußeren Jade- und Elbmündung verteilte geringe Anzahl Panzerschiffe und Kanonenboote anzugreifen, ja nicht einmal irgend ein Versuch gemacht worden, aus dem man nur auf die Absicht des Feindes zu einem Angriff hätte schließen können. Ebenso war es in der Ostsee. Die Gründe, welche den Feind veranlaßten, von Operationen gegen unsere Küsten abzustehen, sind jedoch keineswegs in

dem Nichtkönnen des Gegners, sondern hauptsächlich in dem unaufhaltsamen Vordringen unserer siegreichen Armee, vielleicht auch zum Teil in seinem zu Landungszwecken erforderlichen ungenügenden Transport-Schiffsmaterial zu suchen.

Während man sich gegen eine Invasion durch defensive Verteidigungsmittel — Strandbatterien, Sperren und schnell zusammenzuziehende Landtruppen — sichern kann, ist ein Schutz gegen eine Blockade nur dann möglich, wenn eine zur Offensive befähigte Schiffsabteilung einem feindlichen Blockadegeschwader den Aufenthalt an der Küste so unleidlich macht, daß es notgedrungen die hohe See aufzusuchen gezwungen ist.

Wenn wir daher oben schon ausgesprochen haben, daß in der Torpedowaffe der Hauptschutz unserer Küsten liegt, so hat, in richtiger Würdigung dieser Verhältnisse, unsere Marine-Verwaltung für die Beschaffung einer größeren Zahl von Torpedokreuzern nebst entsprechenden Torpedobooten Sorge getragen. Doch nicht die Beschaffung des besten Torpedomaterials allein macht uns stark, sondern wir dürfen auch wohl ohne Überhebung behaupten, daß das Torpedowesen in der deutschen Marine zu einer solchen Vollkommenheit gelangt ist, um zweifellos mit jeder anderen Marine den Kampf mit dieser Waffe aufnehmen zu können. Das schließt jedoch die Notwendigkeit nicht aus, auch den Panzerschiffbau bei uns wieder kräftig gefördert zu sehen, um eine Marine zweiten Ranges im europäischen Konzert zu repräsentieren.

Wird es zwar bei dem Vorhandensein einer so bedeutenden Anzahl schneller Torpedoboote ꝛc., wie sie unsere Marine besitzt, einer feindlichen Flotte schwer fallen, sich ungefährdet in der Nähe der deutschen Küsten aufzuhalten, so gehören, um den Feind aus den deutschen Meeren zu verjagen, außerdem noch vollgültige Panzerschiffe dazu.

Es ist also wohl anzunehmen, daß ein feindlicher Admiral ohne andere, besonders günstige Verhältnisse, kaum um des militärisch problematischen Gewinnes einer Blockade willen seine Flotte auf das Spiel setzen wird, um, wie im Jahre 1870, unsere Küsten zu überwachen.

Interessant hierfür sind einige Äußerungen des Journals des Débats in einem Artikel überschrieben: die französische und die deutsche Marine. Der Herr Verfasser kommt hierbei zu folgenden Schlüssen, indem er die Zahl der französischen Schlachtschiffe auf 13, die der deutschen 12 berechnet: „Unsere Schlachtschiffe, so fährt er fort, sind gewiß den deutschen in jeder Hinsicht überlegen; ohne die zermalmende Überlegenheit zur See von 1870 zu besitzen, darf Frankreich ohne Unbescheidenheit den Anspruch erheben, das Meer gegen Deutschland zu beherrschen. Zunächst muß die Frage aufgeworfen werden, ob unser Panzergeschwader im Falle eines Krieges eine ernste Aktion in den deutschen Meeren auszuüben vermöchte. Konnte sie im Jahre 1870 von der Ems bis zur Mündung der Weichsel die Küsten blockieren, so wäre es heute anders. Erstlich müßte die Ostsee aus den künftigen Operationsgebieten der französischen Flotte gestrichen werden, denn die meisten dortigen deutschen Häfen sind durch die Lage unzugänglich, und wir hätten minder leichtes Spiel als 1870. — — Bei strenger Innehaltung der Neutralität zur See seitens

Dänemarks wäre unsere Flotte durch Jütland und die dänischen Inseln im Rücken fast abgeschnitten, den deutschen Torpedobooten preisgegeben, und hätte die Zerstörung zu gewärtigen, ohne irgend einen Vorteil für ihr Land. Es scheint daher geboten, daß sie ihre Aktion im voraus auf die Nordsee beschränkt. — —" „Wilhelmshaven aber anzugreifen, wird keiner Flotte beifallen, es sei denn, daß sie besonderer Vorteile ganz gewiß wäre." — — „Wenn die Deutschen sich auf die Defensive beschränkten und ihre großen Schiffe sparten, um sie im gegebenen Augenblicke auf unsere schon geschwächten Kräfte zu werfen, so ist nicht abzusehen, was unser Geschwader in der Nordsee nützen kann." — — In einem Kriege mit Deutschland darf Frankreich im Interesse seiner Handelshäfen seine Panzerflotte weder nach der Ostsee noch nach der Nordsee schicken. Es muß sie für die Verteidigung des Kanals aufsparen und zu einer starken Offensive in der Nordsee bereit sein, wenn die Erfolge unserer Armee diese nötig machen. Die Offensive auf allen Meeren ist die Aufgabe unserer Kreuzer und Torpedoboote, um sie von den deutschen Kriegsschiffen zu säubern und sie ohne Gefahr unserem Handel zu öffnen. So spielen wir Deutschland gegenüber die Rolle, welche die englischen Kreuzer im Falle eines Krieges mit England gegen die unsrigen spielen würden ꝛc. — —."

Dieser Artikel scheint das Richtige zu treffen. Frankreich wird in einem künftigen Kriege seine Panzerflotte kaum den Gefahren einer Blockade aussetzen, und da der Landkrieg nach menschlicher Berechnung Frankreichs Kräfte so in Anspruch nehmen wird, daß es für überseeische Unternehmungen keine Armeecorps disponibel hat, so scheint die Gefahr für unsere Küsten keine große zu sein; ihre Verteidigung liegt auch gewissermaßen vor den Thoren von Metz. Dagegen ist unsere Flotte absolut nicht in der Lage, unseren überseeischen Handel vollständig zu schützen, geschweige denn die deutschen Schutzgebiete zu decken. Wenn Frankreich dorthin nur seine minderwertigen Panzer schickt, so werden diese unsere wenigen ungepanzerten Kreuzer vor sich hertreiben, während wir jeden Zoll Eisenpanzer daheim behalten müssen, um dort für alle Eventualitäten gerüstet zu sein.

Englands politische Stellung im mohammedanischen Osten.

Von

H. Vambéry.

(Schluß.)

Die strategische Wichtigkeit der englischen Stellung im Schwarzen Meere dünkt uns überhaupt in der Neuzeit überschätzt worden zu sein. Hier müssen wir vor allem die oft besprochene Frage einer Landung an der Ostküste des Kaukasus und die Möglichkeit einer Revoltierung dieser russischen Provinz berühren. Da die russische Kommunikationslinie im Falle eines Krieges aus dem Innern des

Reiches über Odessa und Sewastopol nach Batum sich hinzieht, eine Linie, die schon heute von kommerzieller Bedeutung ist, so ist es leicht begreiflich, daß die englische Flotte im Schwarzen Meere diese Verkehrsader leicht unterbinden und den Transport russischer Truppen auf dem Schwarzen Meere jedenfalls zu stören im stande sein wird. Dies ergiebt jedoch nur eine teilweise Schädigung der russischen Interessen, da die nordische Macht in Voraussehung einer solchen Eventualität die Erbauung einer Bahn im Nordosten des Kaukasus d. h. von Wladikawkas nach Petrowsk schon früher geplant hat und wahrscheinlich auch bald ausgeführt haben wird, wodurch sie, der trügerischen Wellen des Euxinus ledig, jeden Verkehr auf dem Kaspisee, d. h. auf jenem Wasser sichern kann, in dessen unumschränkten Besitz sie schon ehedem gelangt ist und das seit dem Frieden von Gulistan mit Recht den Namen „russischer See" führt. Phantastische Strategiker schaukeln sich wohl in der Hoffnung, zur Zeit der Not zerlegbare Schiffe vom Persischen Golf nach dem Kaspisee transportieren und dort eine Flotte improvisieren zu können. Ich glaube, diesen Plan hat wohl niemand ernst genommen. Die Beförderung einzelner Wasserfahrzeuge über Land mag Afrikaforschern wohl gelingen; auch das Wagnis eines Mohammed II., der vom Bosporus ins Goldene Horn seine Schiffe auf Walzen übersetzte, hat die Geschichte registriert; doch eine englische Flotte auf den Rücken von Kamelen und Maulesel zu laden, ist jedenfalls ein solch kühnes Unternehmen, das selbst kein Schwärmer des 19. Jahrhunderts ernst nehmen kann.

Wenn daher die britische Flotte im Schwarzen Meere die russische Kommunikation nur teilweise zu beeinträchtigen im stande ist, so wäre vielleicht die geplante Revoltierung des Kaukasus viel plausibler und wird selbst sonderbarer Weise von englischen Strategikern in Betracht gezogen. Nun, ich bedaure, in dieser Hinsicht mehr als eine Illusion der Engländer zerstören zu müssen, und in der Kontroverse, welche diesbezüglich neuestens in den Spalten der „National Review" zwischen Herrn Colonel Malleson und Herrn Charles Marvin stattgefunden, muß ich mich entschieden auf die Seite des letzteren stellen. Vor allem lernen wir aus der Geschichte, daß die erfolgreiche Revoltierung des Kaukasus bis jetzt noch keinem Eroberer gelungen ist und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die ethnisch ganz heterogenen und von Religionsdifferenzen wild zerklüfteten Völkerschaften nie irgend welchen auf Interesseneinheit gegründeten Plänen dienstbar gemacht werden konnten. Zirkassier, Georgier, Imretier, Abkhasen, Armenier und Turkotataren konnten ebensowenig zu ein und demselben Ziele verwendet werden, als die Verbrüderung von Christen, Sunniten und Schiiten je denkbar gewesen ist. Die Türkei weiß von diesen Schwierigkeiten das meiste zu erzählen, denn von der Zeit an, daß Fernuch Pascha im 17. Jahrhundert, sich Anapas bemächtigend, die Superiorität des Sultans in den dortigen Bergen zu etablieren bemüht war, bis zu den letzten Versuchen Hobart Paschas während des jüngsten russisch-türkischen Krieges, haben alle diesbezüglichen Bestrebungen mit einem Fiasko geendet. So ist es auch Persien ergangen; denn selbst dem von Mehemmed Aga Chan gebrauchten Kitt von Blut und Eisen hat es an nötiger Solidität gefehlt, und nur die Allgewalt eines Schah

Abbas des Großen vermochte sich der Freundschaft, aber nicht der vollen Unterthänigkeit der einzelnen Souveränfürsten zu versichern. Es ist überflüssig in detaillierter Herzählung jener einzelnen soi-disant russenfeindlichen Stämme sich einzulassen, von denen Unterstützung gehofft werden kann. Es genügt in allgemeinen Zügen zu sprechen, und wir wollen vor allem erwähnen, daß die eigentlichen Zirkassier an der Ostküste des Schwarzen Meeres, diese häufigen Objekte poetischer Begeisterung bei unsern Schriftstellern, von den Thälern und Schluchten des alten Kolchis schon ganz spurlos verschwunden sind. Jämmerliche Spuren dieser einst kriegerischen romantischen Rasse weilen heute auf den Niederungen Anatoliens, sie sind die Gottesplage der dortigen Menschheit und gehen der endgiltigen Vernichtung entgegen. Im Kaukasus sind ihre Saklis schon längst verschwunden, und das englisch-türkische Insurrektionsheer mußte vergebens nach ihnen in den Vorwäldern herumjagen.

Fassen wir einmal die auf 5 750 000 Seelen sich belaufende Gesamtbevölkerung des Kaukasus näher ins Auge, so werden wir finden, daß weit mehr als die Hälfte derselben, d. h. 3 340 000 sich zur christlichen Religion bekennen und trotz ihrer Einteilung in Georgier, Armenier, Osseten und Russen dennoch durch ein gemeinsames Band, nämlich durch die Religion, zusammengehalten werden, ein Band, welches in Asien von jeher und auch heute noch viel mehr Solidität besitzt, als die Nationalität und namentlich in politischen Fragen immer den Ausschlag giebt. Man hört zwar zuweilen von gewissen Regungen des Nationalgefühls bei den nahe auf eine Million sich belaufenden Georgiern. Es wird uns von einzelnen Mitgliedern dieses Volkes, welche Paris und London besucht haben und mit den Ideen des 19. Jahrhunderts in nähere Berührung gekommen sind, berichtet, daß sie, vom Schimmer ihrer vergangenen historischen Größe geblendet, von einer Losreißung von Rußland träumen. Unsere oberflächliche Presse potenziert die freiheitlichen Schwärmereien dieser Helden aufs äußerste, möglich, daß die ferne Zukunft diesen Traum verwirklicht, doch die Gegenwart ist nicht danach angethan, um die Hoffnung einer antirussischen Bewegung zu beleben. In die Berge des Kaukasus heimgekehrt, pflegt der noch so schwärmerische Georgier gar bald ins asiatische Schlaraffentum zu verfallen, russische Zechgelage, russische Spiele und russische Ordensauszeichnungen umnebeln seinen Sinn, und da die russische Sprache in der Schule, im Amte und in der fashionablen Welt tonangebend ist, so schließt er der großen Masse seiner Landsleute sich an und zieht mit ihnen auf dem Wege der Russifizierung rüstig fort. Dasselbe gilt auch von den Armeniern, die wohl 750 000 Seelen im Kaukasus zählen und die angesichts des heiligen Ararat im Traumgebilde der Ruinen von Ani und Sis und des Kirchenfelsen von Etschmiadzian wohl zu kühneren Spekulationen berechtigt sind. Sie dürften eingedenk ihrer Millionen Brüder unter türkischem Joche wohl schon mit mehr Anrecht von einem selbständigen Armenien phantasieren, das Parlamentsmitglied, Herr Bryce, schwellt auch wacker die Segel ihres nationalen Schiffleins im Westminsterpalaste, in welch' äolischem Werke er von Herrn Gladstone und Genossen auch tüchtig unterstützt wird; doch die russischen Armenier sind in diesen Beglückungsplänen des wackeren

Briten nicht inbegriffen, sie wollen es auch nicht sein, denn sie machen glänzende Geschäfte unter russischem Schutze, die Sprossen ihrer Adelsgeschlechter steigen zu hohen Ämtern, und die Lazarew, Loris-Melikow, Tergukasow ꝛc. denken nicht im entferntesten daran, jene Macht zu stürzen, die ihnen zum Siege über die räuberischen Despoten des Kaukasus verholfen und unter deren Schutze sie die ehemalige Unbill der Moslimen hundertfach vergelten können. Das Russentum an und für sich beläuft im Kaukasus sich nur auf anderthalb Millionen, allerdings eine schöne Zahl in anbetracht der kurzen Zeitspanne, die seit der endgiltigen Unterwerfung des Landes verstrich. Diese anderthalb Millionen Russen waren und sind in Verbreitung des russischen Einflusses äußerst thätig, jeder Russe giebt einen gewaltsamen Sprachmaitre ab, und das Idiom von den eisigen Ufern des Nordens hat in den lieblichen Thälern des Rhion, Phasis und des Kur schon eine außergewöhnliche Verbreitung gefunden. Politisch lastet zwar das Joch des Moskowitertums schwer auf den Schultern der an zügellose Freiheit gewöhnten dortigen Christen, doch dieses Joch ist noch immer erträglicher als der grauenvolle Despotismus und die wilde Anarchie der einheimischen Fürsten aus der Vergangenheit. Die Straßen sind sicher, eine Eisenbahn verbindet den Kaspisee mit dem Schwarzen Meere, die alten Raubnester auf Felsenspitzen stehen verödet, Handel und Gewerbe gehen der Blüte entgegen, was will und kann der kaukasische Christ noch besseres erwarten?

Ja, die Mohammedaner, hört man sehr häufig rufen, die Mohammedaner, das kriegerische Element par excellence, das den Russen so schwer den Nacken beugte; die Montagnarden, von denen der Tschetschenze als furchterregendes Einschläferungswort bei russischen Kindern gebraucht wird; die Lesghier, deren grauenvolles Muridentum noch heute in den Gliedern der russischen Nachwelt steckt; Scheich Schamil und seine treu Ergebenen sind doch nicht gänzlich ausgestorben? Unsere hierauf bezügliche Antwort lautet: „Ausgestorben, ausgerottet sind sie wohl noch nicht; doch es hat seit dem Siege Bariatinski's in den Bergen an der Westküste des Kaspisee's sich gar vieles verändert; der eiserne Ring der russischen Vorposten und Burgen hat die Brust der ehemals beherzten Fanatiker eng zusammengeschnürt, und eine Flamme, wie sie ehemals Scheich Schamil angefacht, würde heute kaum mehr Nahrung finden. Wohl zählt der Kaukasus noch immer über anderthalb Millionen Mohammedaner, doch von diesen fallen 975700 dem Stamme der Azerbaidschaner oder iranischen Türken zu, während 71968 zu den Kumüken gehören; beide Fraktionen bedienen sich der gemeinsamen türkischen Sprache, doch sind letztere als Sunniten von der schiitischen Majorität durch eine tiefe Glaubenskluft getrennt; sie werden nie gemeinsame Ziele anstreben und bei einer versuchten Revolutionierung des Landes auch schon deshalb von gar keinem Nutzen sein, weil sie, an Ruhe und Ordnung gewöhnt, von einem aus Engländern und Osmanen bestehenden Invasionsheere weder politische noch religiöse Freiheiten erwarten. Die unter russischer Botmäßigkeit stehenden schiitischen Türken könnten im besten Falle von einem unter persischer Fahne jenseits des Araxes erscheinenden Heere zur Revolte verleitet werden. Nur das Banner mit der Sonne und dem Löwen, nur der Schlachtruf Ali! Hassan

und Hussein! vermöchte hier noch Wunder zu wirken, doch auf die Ausdauer dieser Begeisterung ist kein Verlaß, und der eminent bunte ethnische Charakter der Bevölkerung stünde den heutigen Besitzern des Landes wirksam zur Seite. Alles in allem genommen, kann die seitens Englands und der Türkei versuchte Revoltierung des Kaukasus nicht zu jenen Offensivmaßregeln gerechnet werden, mit welchen Rußland in seinem Marsche auf Indien aufzuhalten ist, denn im besten Falle würde ein solches Vorhaben nur eine partielle und nur zeitweise, aber keine anhaltende Störung der moskowitischen Pläne erzeugen.

Die politischen Vorteile, welche den englischen Interessen der Freundschaft und Integrität des ottomanischen Kaiserreiches am Bosporus, im Mittelländischen Meere und in Kleinasien erwachsen können, ebendieselben, ja, noch größere Vorteile birgt die freundschaftliche Beziehung Großbritanniens zu Persien mit Bezug auf die Stellung Großbritanniens in Afghanistan und in Indien. Die englischen Beziehungen zu Iran sind alt, ja sehr alt und datieren aus einer Zeit her, wo an eine Rivalität mit dem nordischen Koloß auch nicht im entferntesten gedacht werden konnte. Die Gegnerschaft existierte damals gerade in entgegengesetzter Richtung, nämlich im Süden, wo England seine Handelsinteressen gegen Holland und Portugal verteidigte, und schon die ersten Phasen der Berührung zwischen den Höfen von St. James und Ispahan waren solcher Natur, daß man ein gutes Einverständnis, ja einen gewissen Grad von Intimität hätte prognostizieren können. Diese guten Beziehungen waren während der heiteren und stürmischen Perioden Persiens, während der Herrschaft der Sefviden, des mächtigen Nadir Schahs, Kerim Chans und der ersten Kadscharen so ziemlich ungetrübt, und es ist wahrscheinlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß man beim Erscheinen der Russen jenseits des Kaukasus nicht jenen energischen Widerstand bekundete, welche die schleichende, aber feste Bewegung der moskowitischen Vorposten nach dem Süden zu verlangt hätte. Diese Fahrlässigkeit ist England des öfteren vorgeworfen worden, wir selbst haben dieselbe mehrfach gerügt, doch kann ich nicht umhin, heute selbst zu gestehen, daß es unendlich schwer gewesen wäre, dem russischen Vordringen eine Barriere gegenüberzustellen. Wo anfangen, wo aufhören? das ist die große Frage. In den Begebenheiten, welche in den Friedensverträgen von Gulistan und Turkmantschai ihren Abschluß gefunden haben, hat die englische Diplomatie gewiß so manches vernachlässigt, womit die Schritte des Rivalen aus dem Norden verzögert, erschwert und für die Zukunft nicht so unheilschwanger geworden wären. An eine gänzliche Hemmung der nach den Naturgesetzen vom Norden sich herabstürzenden Lawine wäre wohl schwer zu denken gewesen, die Kontinuität der russischen Besitzungen vom Innern des Zarenreiches nach den Ufern des Kaspisees und dem Kaukasus zu hat das Vereiteln der langen Kette von Annexionen nahezu illusorisch gemacht. Rußland war in jenen Gegenden zuhause, — während England ein übers Meer angelangter Fremder gewesen, der nicht festen Fuß gefaßt und nur von den Hügeln von Malabar oder von den Hafenstädten des persischen Golfes den Zuschauer spielen mußte.

So ist es gekommen, daß Rußland heute das Perserreich, von Bajazid angefangen bis nach Zulfikar am Herirud in der riesigen Ausdehnung von mehr als 1200 englischen Meilen, umspannt und die Strahlen seines mächtigen Einflusses in südlicher Richtung bis tief ins Innere des Landes hinein sendet. Russische Warenartikel, russische Rubel und russische Luxusartikel haben thatsächlich heute schon mehr als die Hälfte Persiens erobert, und so wie im vergangenen Jahrhundert europäische Macht und Größe mit dem Namen England identifiziert worden, so ist es heute mit Rußland der Fall. Bei alledem ist die Habsucht der nordischen Großmacht weit entfernt gesättigt zu sein, sondern man beginnt eben jetzt die von lange her ausgestreckten Fäden mit dem Aufgebot aller Kraft, Tücke und Schlauheit zu verfolgen und wird, wenn die Anzeichen nicht trügen, auch nicht eher ruhen, als bis auf dem Wege durch Persien oder in Persien das angestrebte Ziel eines Ausganges in die südlichen Meere erreicht worden ist.

Dies geheime Wollen der russischen Macht, heute gar kein Geheimnis mehr in Europa, ist auch den Regierungsmännern in Persien vollauf bekannt. Der Schah und seine Landesgroßen manövrieren eingedenk dieses russischen Planes auch ganz geschickt, und namentlich ist es der Regierung Nasreddin Schahs nicht abzusprechen, daß sie ungeachtet der Fahrlässigkeit Großbritanniens in der Rußland gegenüber befolgten Politik viel mehr Geschicklichkeit und Umsicht bekundet als die Türkei in ihren Beziehungen zu den europäischen Großmächten. Die betreffenden Rollen sind unter den einzelnen Mitgliedern des königlichen Hauses, unter den verschiedenen Ministern und Würdenträgern, ja sogar unter den einzelnen einflußreichen Priestern ganz vorzüglichst verteilt und werden meisterhaft gespielt. Seine Majestät der König aller Könige, ein viel klügerer und besonnener Mann, als in Europa angenommen wird, hat die Diamantknöpfe seines Rockes bis zum Halse zugeknöpft. Er trägt die starre Eiskälte der Neutralität zur Schau, sein Lächeln, sein Wohlwollen und seine Verneigung gegenüber den Gesandten Großbritanniens und Rußlands sind auf ein Haar genau abgemessen und abgewogen, und seine Vorsicht soll soweit gehen, daß, wenn die heimgebrachte Jagdbeute unter die verschiedenen Gesandtschaften verteilt werden sollte, die englische Mission dieselbe Zahl und dieselbe Farbe in Hasen und Rebhühnern erhält wie die russische. Orientalen sind große Meister in der Verstellungskunst, und der König der Perser ist in seiner zur Schau getragenen Neutralität ganz makellos. In den verborgenen Winkeln seines Herzens sieht es jedoch ganz anders aus, und wie ich von Leuten höre, die jahrelang in seiner nächsten Umgebung sich befinden und seines ungeteilten Vertrauens sich erfreuen, sollen seine Sympathien für England viel größer sein als für den nordischen Nachbar. Wohl hatte Persien auch mit erstgenanntem Staate schon genug Streitigkeiten. Die Rotröcke standen den Serbazen Irans auch schon im offenen Kampfe gegenüber, und in der Schlacht von Choschab 1857 hatte General Outram den modernen Rustems ganz tüchtig heimgeleuchtet. Doch Englands Endziele auf dem iranischen Hochlande sind von ganz anderer Natur als die des weißen Padischah an der Newa, der über Iran hinweg zum südlichen Meere vordringen will und nur im Sturze des Thrones

der Kadscharen zu seinem Ziele gelangen kann, während England, eben in diesem Throne ein Bollwerk gegen den heranstürmenden Rivalen entdeckend, denselben kräftigen und stützen sollte, was es leider aber bisher nicht gethan.

Die Söhne des Königs fühlen sich der dem Vater auferlegten Neutralität entbunden, sie geben ihren Gefühlen freien Lauf und tragen mit dieser Ungeniertheit zum diplomatischen Spiele wohl vieles bei. Der Thronfolger, der zweitgeborne Sohn des Schah, der als Gouverneur von Azerbaidschan in Tebris residiert, trägt russische Sympathien frank und frei zur Schau. Er liebäugelt mit Tiflis und St. Petersburg, er ist mit Vorliebe von russischen Offizieren umgeben, Kaviar und Wotki sind seine Lieblingsgenüsse, und in seiner Bewunderung für das Russentum hat er schon oft die Grenzen des politischen Anstandes überschritten. Prinz Mesud Mirza, benannt Zil-es-Sultan, d. h. der Schatten des Herrschers, repräsentiert thatsächlich eine Schattierung der Sympathien seines Vaters, denn er ist den Engländern zugethan und dabei durch und durch preußisch gesinnt, insofern er Preußen als das Musterbild soldatischer Vollkommenheit anerkennt und das Militärwesen letztgenannten Landes in solchem Maße kopiert, daß er als Kopfbedeckung den Helm gewählt und denselben selbst bei Nacht nicht ablegt. Der dritte Sohn, Kiamran Mirza, seines Amtes Kriegsminister, thut sich durch besondere Farblosigkeit hervor, da er in weislicher Überlegung in Reserve gehalten wird, um gegebenen Falles eine Lücke auszufüllen.

Dasselbe Spiel wird gewissenhaft auch bei Ernennung der obersten Würdenträger befolgt und zwar dermaßen, daß z. B. ein englisch gesinnter Kriegsminister immer mit einem russisch gesinnten Minister des Äußeren oder vice versa sich befindet. Man will keine der mit einander rivalisierenden Gesandtschaften beleidigen. Man will so lange als möglich den lieben Frieden wahren, daher die geschickt inszenierte Komödie, deren Hintergrund aber, wie bei dem Scharfsinn und der geistigen Regsamkeit der Perser sich anders auch nicht vermuten läßt, von ganz anderer Natur ist. Im heutigen Persien haben, so weit wir dieses Land in der Nähe und aus der Ferne beobachten, die Sympathien für England die Oberhand gewonnen, hierin begegnet sich das Volk mit seinem Herrscher und es ist um so unbegreiflicher, wie die Politik Großbritanniens, dieser Sachlage nicht gehörig Rechnung tragend, bisher so kurzsichtig sein konnte, anstatt diese verborgenen Funken der Sympathien zu sammeln, die Perser immer mit dem kalten Schauer der Gleichgiltigkeit und der Vernachlässigung überschüttet hat. Dies ist ein Fehler, von dem sich die Staatsmänner Englands während der letzten zwanzig Jahre keineswegs werden rein waschen können. Sie dürfen welche Beweggründe immer vorschützen, sie dürfen noch so sehr auf die Gefahr einer Interessenkollision mit Rußland hinweisen, sie werden niemand dessen überführen können, daß eine mehr aktive Politik und ein energischeres Auftreten Rußland so leichten Dinge zum Kriege herausgefordert und der persischen Regierung nicht als genügende Ermunterung und Unterstützung gedient hätte. Was England ehedem behufs Abwendung und Vereitelung der persischen Pläne auf Herat gethan, das rechtfertigt vollauf unsere Anschauung. Die Streitigkeiten zwischen General Simonitsch und Mac Neil

haben wohl eine gespannte Situation zwischen St. Petersburg und London geschaffen, aber keinen Krieg hervorgerufen. Damals natürlich befand die persische Politik sich noch in den Händen der indischen Regierung, die in asiatischen Fragen mehr bewandert und thatkräftiger zu Werke gegangen war, und hätte diese Thatkraft, welche in den Missionen Mac Neils und Sir Henry Rawlinsons solch' kräftige Repräsentanten gefunden, auch weiter angehalten, fürwahr, Rußland hätte kaum der Ostküste des Kaspisees sich bemächtigen und den ominösen Ring um den ganzen Nordrand Irans zu schlingen vermocht, wie es dies heute gethan.

Ja, wir müssen es offen heraussagen, die jetzige kritische Stellung Englands in Zentralasien ist zumeist durch die Fehler seiner Politik am Fuße des Demawend erzeugt worden, und die große Verlegenheit und Gefahr, in welche das mächtige Inselreich bezüglich seiner Stellung in Asien sich heute befindet, kann nur durch eine gesunde, rationelle Politik am Hofe von Teheran abgewendet oder wenigstens vermindert werden. Die Zeit, in welcher man von Persien und Persern mit Geringschätzung gesprochen und, an der Blütenlese Hadschi Babas sich ergötzend, in Persien eine Wüstenei und in den Persern nur ein verkommenes, verlogenes und zu Grunde gerichtetes asiatisches Volk erblickte, ist so ziemlich vorüber. Ich gestehe offen zu, daß auch meine eigenen Ansichten sich diesbezüglich wesentlich verändert haben, indem zwischen dem Persien, welches ich vor fünfundzwanzig Jahren gesehen, und dem Persien, welches uns heute von dem nüchternen amerikanischen Minister S. G. W. Benjamin geschildert wird, ein riesiger Unterschied wahrzunehmen ist. Durch seine inländische Lage von der unmittelbaren Berührung mit dem Abendlande abgeschlossen, birgt dieses Land wohl noch heute so manche ekelhafte Fratze des Asiatismus. Schauerliche Symptome der Barbarei, des Despotismus, der Bestechlichkeit und Charakterlosigkeit begegnen uns noch immer auf Schritt und Tritt. Doch das ethnische Element des Iraniertums, dieses alten Sprossen der arischen Kultur, beginnt sich allmählich und kräftig Bahn zu brechen. Es sprengt die Banden des religiösen Fanatismus, der despotischen Verfassung und des morgenländischen Konservatismus und beweist uns, daß es aus anderem Stoffe gemacht ist als die Turanier und Semiten. Wird doch schon aus der bisherigen Berührung der iranischen Welt mit dem Abendlande des öfteren ersichtlich, daß dieses Volk aus ganz anderem Stoffe gebildet ist. Vor allem sein überwucherndes Nationalgefühl und sein festes Verharren auf dem Boden seiner Väter. Während das Türkentum vor dem siegreichen Vordringen des christlichen Europa zurückweicht und aus Bulgarien, Bosnien und Hocharmenien zu hunderttausenden das Feld geräumt, Häuser und Gründe den Eroberern überlassen hat, ist es den Persern und schiitischen Türken im Kaukasus nie eingefallen, von der alten Heimat sich auf die Besitzungen des heutigen Iran zurückzuziehen. Nicht minder erwähnenswert ist der rege Handelsgeist, welcher die Bevölkerung Irans in allen Schichten beseelt; hinter dem auf 9 Millionen Pfund Sterling sich belaufenden Import steht der Exporthandel wohl wenig zurück. Tabak, Opium, Seide, Leder, Farbestoffe, ꝛc. nehmen an Produktion immer mehr und mehr zu, Persien kennt noch kein europäisches Anlehen, und der Pauperismus, der in den letzten Jahrzehnten in der

Türkei und in Arabien in so erschreckender Weise um sich gegriffen, hat in Persien sich noch in keiner Weise bemerkbar gemacht.

Mit einem Worte, Persien ist ein Land, das infolge seiner natürlichen Lage und mit seiner zwischen acht und neun Millionen schwankenden Einwohnerzahl keinesfalls jene Geringschätzung und Vernachlässigung verdient, die ihm seitens englischer Staatsmänner bis heute zuteil geworden ist. Durch ein enges Zusammengehen mit Persien könnte England, wenn mit Rußland in einen Krieg verwickelt, im Kaukasus eine sicherere Handhabe zur Offensive erhalten als durch die Stellung seiner Flotte im Schwarzen Meere. Die türkischen Stämme in Karabag, um Eriwan und Schemachi herum, so wie auf der Muganſteppe sind mit den türkischen Stämmen Irans engstens verwandt und verbunden. Sie repräsentieren noch immer die natio militans von Iran und geben heute ein starkes Kontingent der russischen Kavallerie. Im Falle eines Krieges zwischen den vereinigten angloperſischen Streitkräften und Rußland könnte das noch immer rege schiitische Religionsgefühl der Türken jenseits des Araxes zu nicht gewöhnlichen Vorteilen verwertet werden. Der Schlachtenruf „Ja Ali! Ja Hassan, Hussein!“ würde tausende dieser abenteuerlichen Krieger unter die Fahnen Persiens locken. Mit Persien vereint würde England der russischen Aggression entlang dem Nordrande Irans und im östlichen Chorasan auch viel leichter widerstehen können, als sonst angenommen wird. Wohl hat der russische Einfluß bis heute in Kabuschan, Budschnurd und Meschhed tiefe Spuren hinterlassen und das Vertrauen der Gemüter erschüttert; doch würde man irre gehen, wollte man annehmen, daß die erzwungene Grenzregulierung am Görgen, die gewaltsame Besitznahme der nördlichen Mündungen der Thäler im Kubbetgebirge und die räuberischen Annexionen um Sarachs herum in Persien nicht mit tiefem nationalen Schmerz empfunden worden wären. „Die Wiege unseres Stammes (der Norden Astrabans) habt ihr uns schon genommen, doch die Ruhestätte unseres Heiligen werdet ihr nicht bekommen,“ soll ein alter Kadscharenhäuptling ausgerufen haben, als ein russischer Offizier ihm von den Absichten des Zaren auf Meschhed gesprochen hatte. Ja, ich glaube es auch, daß Persien, obwohl stark bedroht, dem Schicksale der Vernichtung sich nicht so leicht fügen wird und daß eine Allianz mit England es vollauf widerstandsfähig gegen die Absorption seitens des nordischen Kolosses machen könnte.

Auch schon deshalb dünkt uns die politische Anschauung gewisser Kreise, nach welchen der russische Staat eben über Persien hinweg und durch Persien das lang angestrebte Ziel einer Mündung in die südlichen Meere erlangen werde, keinesfalls zulässig. Persien ist durch eine Jahrhunderte, ja Jahrtausende alte nationale Einheit gekennzeichnet. Das staatliche Band der Achämeniden und Sassaniden hält trotz der verschiedenen Schicksalsfälle, Veränderungen und Umwälzungen die Bewohner zwischen den beiden Meeren noch immer fest zusammen, und Rußland hätte hier bei weitem nicht jenes leichte Spiel, nicht jenes Terrain nationaler und religiöser Sonderinteressen, welches ihm auf einem geplanten Marsche von Hocharmenien über Anatolien zuwinkt. Es dürfte ferner nicht übersehen werden, daß Persien in der allmählichen, allerdings äußerst langsam fortschreiten-

den Reform des Staates und des Heeres bezüglich des letzteren im vergangenen Dezennium vorteilhafte Veränderungen vorgenommen hat. Das persische Heer ist bisher immer äußerst abfällig beurteilt worden, und auch Schreiber dieser Zeilen hat den Fehler begangen, die Streitkräfte des Schahs nach jenem Maßstabe zu bemessen, in welchem er dieselben vor 25 Jahren gesehen, als die Serbaze einen in Lumpen gehüllten Hausiererhaufen repräsentierten, die auf dem Marsche Kleingewerbe und Kleinhandel trieben, auf dem Wachtposten Melonen, Brot ꝛc. verkauften und wo in ein und demselben Regimente Vater und Sohn und Großvater eingereiht waren. Heute hat sich hierin so vieles zum Vorteil geändert, die Europareisen des Schah haben diesbezüglich ihre Früchte getragen, und die modernen europäischen Militärinstrukteure können schon einen beträchtlichen Erfolg aufweisen. Die Gesamtstärke des persischen Heeres wird verschieden angegeben, indem sie bald auf 50000, bald auf 90000, bald wieder auf 100000 veranschlagt wird. Sie zerfällt in Infanterie, gedrillte und ungedrillte Kavallerie, in Artillerie, Kamel-Artillerie, Pionier-Korps und Miliz und soll nach nüchterner Berechnung in Kriegszeiten leicht auf 200000 Mann erhöht werden können. Als Kerntruppe wird die Kavallerie angesehen, von welcher ein Fachmann schreibt: „The horsemen are good riders, and generally have good hardy horses. The infantry and artillery soldiers are strong and capable of enduring great fatigue. A march of 300 or 400 miles, at an average rate of 20 miles a-day, would be thought no extraordinary feat.“ Auch in puncto des nervus rerum gerendarum ist Persien nicht schlecht bestellt, da es, wie schon erwähnt, unter den mit Europa in Verkehr getretenen asiatischen Staaten fast der einzige ist, welcher kein Anlehen kontrahiert hat, folglich keine Staatsschulden besitzt, was viel sagen will, wenn wir in Erwägung ziehen, daß europäische Anlehen nicht mit Unrecht für das Gift gelten, an welchem die morgenländischen, halbzivilisierten Staaten zuerst erkranken, ja, wie wir dies in Ägypten und in der Türkei gesehen, die Eigenschaft todbringender Amulette besitzen. Die Auftreibung von Kriegskontribution wird, wie wir aus der Geschichte ersehen, in Persien allerdings auf primitive und barbarische Weise vorgenommen. Der von Natur geizige Perser opfert viel lieber mit dem Leben als mit seinem Säckel. Doch zur Stunde der Gefahr hat es an Beispielen eines seltenen Patriotismus nicht gefehlt, wird es um so weniger in einem Kampfe gegen Rußland fehlen, indem heute jeder Iranier, von der prekären Lage seines Vaterlandes überzeugt, mit Schrecken auf die vom Norden drohenden Wolken blickt.

Mit einem Worte, wir wiederholen unseren früheren Ausspruch: das heutige Persien bietet keine zu verachtende Allianz und am allerwenigsten den Engländern, die, auf dieselbe angewiesen, mit derselben vielleicht noch mehr zum Schutze Indiens beitragen können als mittels des Einverständnisses mit der Türkei und den unabhängigen Fürsten im persischen Meerbusen. Der Gedanke einer Vereinigung mit Persien war sehr richtig schon im Anfange dieses Jahrhunderts aufgefaßt, und nur unverzeihliche Kurzsichtigkeit und Aktionsträgheit ist es gewesen, die denselben fallen gelassen hat. So wie seinerseits Prinz Abbas Mirza mit

den durch englische Militärlehrer geschulten persischen Truppen die Russen oft empfindlich aufs Haupt geschlagen und dem räudig gewordenen iranischen Löwen eine Zeit lang die Mähne frisiert und zu Ansehen geholfen hatte, ebenso hätte eine fortgesetzte englische Schulung der persischen Armee das Vordringen des russischen Einflusses bedeutend erschwert, vielleicht sogar unmöglich gemacht. Die Interessengemeinschaft Großbritanniens und Persiens hätte eben mit Aufgebot aller möglichen Opfer aufrecht erhalten werden müssen. Da dies nicht geschehen, da die Politiker an der Themse Iran seinem Schicksale überließen, so hatten selbstverständlich die verschiedenartigsten Einflüsse sich in Teheran geltend gemacht, und um dem Zar sich gefällig zu zeigen, hat man sogar Kosaken als instructeurs militaires berufen, und heute giebt es ein ganzes Regiment solcher Perser, die aufs Kommando ihrer Todfeinde eingeschult, in moskowitischer Uniform paradieren. Diesem ewigen Hin- und Hergreifen und Haschen der Perser muß englischerseits entschieden ein Ende gemacht werden. Es ist noch immer Zeit, den begangenen Fehler einzusehen, aus Iran, das im geheimen nach englischer Allianz sich sehnt, einen zuverlässigen Freund und Bundesgenossen gegen den vom Norden heranstürmenden gemeinsamen Gegner zu machen. Durch die dreifache Stellung der Briten bei Kandahar, bei Buschir und Mohammera wäre es noch immerhin möglich in ganz kurzer Zeit bedeutende Streitkräfte ins Innere des persischen Hochlandes zu werfen, ja dieselben gegen den Nordrand Irans vorzuschieben und durch Abschneidung der Eisenbahnverbindung zwischen dem Kaspimeer und Merw den Russen die Möglichkeit eines militärischen Nachschubes zu benehmen. Mit Recht sagt der amerikanische Minister, Herr Benjamin, hierauf bezüglich: „These may seem like colossal plans, difficult and disproportionate to the object in view. If, however, England proposes to hold India they must be prepared for bold strategy. She can be sure that unless she attacks the Russians in the rear, by harassing their long line of march or their stealthy railway, Russia herself will employ this maneuver against England, by causing a flank insurrection in India while the British forces are occupied defending the passes. With seventy five thousand trained Russian troops in front and one hundred and fifty thousand trained Indian troops firing into the flank and rear, caught as it were between the upper and nether millstones, may not the English be ground exceedingly fine? Is it absurd to sneer at such possibilities. —“ Es ist daher höchst an der Zeit, jene unheilvolle Politik aufzugeben, nach welcher England mit sündiger Vernachlässigung der von den Umständen gebotenen günstigen und zweckdienlichen Hilfsmittel ohne Opfer im Besitze der erlangten Vorteile verbleiben zu können glaubte. So wie der Besitz Indiens die Machtstellung Englands in Asien garantiert, ebenso kann dieses wieder nur durch gehörige Außenwerke verteidigt werden, und der bedeutendste Teil dieser Außenwerke hat von jeher sich in Persien befunden.

Nachdem wir eben der Außenwerke zum Schutze Indiens erwähnt, müssen wir selbstverständlich in zweiter Reihe von Afghanistan sprechen, welches in dieser

Beziehung mit Persien auch schon deshalb engstens verbunden ist, weil die zeitweiligen Wirren in Afghanistan während der letzten zwei Jahrhunderte an den persischen Höfen ihre größte Nahrung gefunden und weil die persische Politik das Raubgelüste der unruhigen Montagnarden zu seinem Vorteile zu verwenden verstand. So wie heute Ejub Chan mehrere Jahre hindurch am persischen Hofe Zuflucht gesucht hat und schließlich von da trotz aller Bewachung nach Afghanistan entronnen ist, so war ähnliches auch schon zur Zeit der Sefviden der Fall. Ein mit England freundschaftlich verbundenes Persien wird sich nie zum Tummelplatz afghanischer Malcontenten hergeben, und ist einmal der Schlupfwinkel gegen den Westen zu versperrt, so wird der Frieden im Hause der Barekzai einer festeren Grundlage sich erfreuen, und auch die Kadscharen selbst werden nicht mehr mit nutzlosen Plänen nach dem Hilmend und dem Herirud hinüberäugeln. Es ist eine erfreuliche Thatsache, konstatieren zu können, daß die Dinge in Afghanistan während der letzten zwei Jahre, seitdem wir unsere Schrift „The coming struggle for India" veröffentlicht, eine für England erhebliche Wendung zum Besseren genommen haben. Der alte, Jahrzehnte dauernde Prinzipienkampf, ob das Afghanenland oder afghanische Sympathien erobert werden müssen, ist glücklicherweise beendet. Eine lange Reihe von Mißverständnissen hat die Klärung der verworrenen Sachlage herbeigeführt, und was England durch riesige Opfer an Blut und Geld nicht zu erlangen vermochte, dazu haben ihm die Waffen seines Rivalen, nämlich das Heldenstückchen des General Komarow unweit Pendschdeh am 30. März 1885, verholfen. Ja, vom Momente angefangen, daß die Pathans an den Ufern des Kuschk mit den Kosaken die Schwerter gemessen und daß afghanische Ghazi's mit ihrem Blute das Grenzgebiet der Heimat getränkt, von jenem Momente hat die Sachlage in Afghanistan wie auf einen Zauberschlag sich verändert. Dem so plötzlich verdutzt, erschrocken, betäubt dastehenden Afghanen ist ein neues Licht aufgegangen. Der Schleier ist von seinen Augen gefallen, und zu den früher für Todfeinde gehaltenen Engländern gewendet, hat beinahe ganz Afghanistan ausgerufen: „Nicht der Beherrscher Hindostans, sondern der Bezwinger der Turkomanen und der Eroberer von Merw ist unser Todfeind. Nur er droht uns mit Vernichtung, und nur im Kampfe mit ihm haben wir für Religion und Unabhängigkeit uns zu wehren." Ein derartiger Umschlag der Gesinnungen hat in den meisten Gauen und Thälern des Afghanenlandes um sich gegriffen. Er findet den beredtesten Ausdruck in dem heutigen Betragen Abdurrahman Chans und kommt selbst bei den geheimen und erbittertsten Rivalen dieses Fürsten — was im wilden Parteigetriebe dieses Landes viel sagen will — zum Ausdruck. Glänzende Beweise dieses Umschwunges hat die Grenzberichtigungskommission unter der Führung Sir Joseph Ridgeway's an vielen Orten und Wegen erfahren. Der meist gefürchtete Rivale im afghanischen Turkestan, ich meine Ishak Chan, hat sich bemüßigt gesehen, in der traurigen Konsequenz der russischen Aggression seinen Groll zu vergraben. In seinem Verkehr mit den Engländern war er für die Person des jetzigen Herrschers in Kabul wohl nicht überströmend in süßen Worten von Liebe und Anhänglichkeit, doch um so ausgesprochener war sein Haß und sein Abscheu gegen die

russischen Kafirs, gegen die drohende schwarze Wolke, vor der das arme Volk der Afghanen nur unter dem mächtigen Panier Großbritanniens Schutz suchen kann, will und muß. Ähnliche Erfahrungen haben die Briten in und um Herat herum gemacht, auf jenem Gebiete, wo ich vor 25 Jahren noch den wildesten Britenhaß gefunden und wo sich kein Engländer hätte ohne Lebensgefahr zeigen können. Als die englische Kommission vom Oxus über Kabul heimkehrte, glich ihr Weg einem förmlichen Triumphzuge und in der Residenz, wo noch vor kaum 10 Jahren Sir Lewis Cavagnari samt britischen Genossen den Martyrtod erlitten, hat man Sir Joseph Ridgeway und seine Begleiter mit Auszeichnungen überhäuft; ja Emir Abdurrahman ist schon so weit gegangen, daß er in öffentlicher Proklamation die Motive seiner Freundschaft mit den Briten rechtfertigt, die Vereinbarungen in Rawul-Pindi für den Bestand Afghanistans als unerläßlich hinstellt und die neue Ära in den Beziehungen Afghanistans zu den Herren Hindostans verkündet.

Wäre Afghanistan ein einheitliches Land mit stabilen Regierungsverhältnissen zum mindesten auf solch solider Grundlage gebaut, wie die Türkei und Persien es sind und Bochara ehedem gewesen, so könnten die Engländer mit dieser veränderten Sachlage sich vollauf zufrieden geben und auf die Allianz mit Abdurrahman Chan als auf einen festen Damm gegen eine vom Norden hereinbrechende Hochflut blicken. Doch leider ist dem nicht so; das Land der Afghanen war, so weit die Geschichte uns lehrt, immer durch wilden Parteihaß zerstückelt und zerklüftet. Die berühmten Ghurdynastien waren durch diese Schwäche bekannt, und Samaniden, Ghaznewiden, Timuriden, ja selbst die Duranier hatten unter dem Übelstande des ärgsten Feudalsystems und von der Widerhaarigkeit der unbändigen, raublustigen und kriegerischen Serdare, einzelner Clans und Stämme unendlich viel zu leiden. Diese Übelstände sind einigermaßen wohl gemildert, aber sie existieren noch immer fort, und namentlich ist es die schmutzige Habsucht der Montagnarden, die, an die alte Lebensweise der Raubritter gewöhnt, mit den heutigen Herrschern in Kabul sehr leicht in Zank geraten, wenn sie in ihrem gehofften Anteile an den von jenseits der Suleimanskette eingelaufenen Subsidien sich verkürzt glauben. Dieser Durst nach dem Gelde der Ungläubigen wird mit dem heiligen Gewande des Religionseifers beschönigt, dem Emir, der nicht genug Spenden giebt, wird das sündige Bündnis mit den Feinden des Islam vorgeworfen, und wenn diese vom Geiz angestachelte Unzufriedenheit von außen her genährt und geschürt wird, so ist eine Erhebung gegen die Obrigkeit in Kabul sehr leicht inszeniert, und die Macht des alliierten Herrschers wird ipso facto illusorisch. In früheren Zeiten sind diese Malcontenten von Bochara und Persien aus angespornt und zu Eroberungszwecken äußerer Feinde gebraucht worden. Heute ist es Rußland, das in Intrigen und schmutzigen Machinationen gewandte Rußland, welches dieser Mittel sich bedient; Rußland, dem ein in sich gekräftigtes, einheitliches Afghanistan der größte Dorn im Auge ist und das auf die Vernichtung des englischerseits angestrebten Schutzdammes die größte Sorge verwendet. So sehen wir eben jetzt den Bruderstamm der Ghilzais gegen das Haus der Barekzais in wilder Fehde sich erheben, russische Emissäre

bocharaischer oder anderer moslimischer Abstammung haben das westliche Afghanistan förmlich überschwemmt, Geldspenden und goldene Versprechungen reizen die habsüchtigen Afghanen zum Bürgerkrieg, und wenn England diesem gewissenlose Spiel seines schlauen Nachbars mit jener Ruhe zusehen wird, die es bisher in ähnlichen Fällen zur Schau getragen, so wird gar bald eine afghanisch-russische Partei als Gegner der afghanisch-englischen Partei sich präsentieren und das bisher mühsam errichtete Gebäude der Sympathien von Grund aus zerstören.

Eben deshalb ist es unumgänglich notwendig, daß man in London sowohl als in Kalkutta dahin ziele, die heutige günstige Situation mit Abdurrahman Chan nach Thunlichkeit auszubeuten, d. h. einerseits durch hinlängliche Unterstützung dem jetzigen Herrscher zur unbestrittenen Autorität über seine Unterthanen zu verhelfen, andererseits aber solche Maßregeln zu treffen, um im Falle unvorhergesehener Ereignisse Herr der Situation zu sein und den geschwächten oder gestürzten alliierten Fürsten nötigenfalls ersetzen zu können. Die Politik, welche England heute in Afghanistan befolgt, ich meine das Vorschieben seiner Vorposten bis über die Chodscha Amran Gebirgskette und die geplante Ausdehnung der Eisenbahn vom Indus bis nach Kandahar, ist allerdings das beste Präventivmittel gegen derartige Eventualitäten. Nur dünkt uns die Handlungsweise zu furchtsam und die gebrauchte Vorsicht viel zu übertrieben angesichts der Bereitwilligkeit des jetzigen Emirs, sich in allem den britischen Anordnungen unterwerfen zu wollen. Die Vereinbarungen zwischen Lord Dufferin und Abdurrhaman in Rawul-Pindi sind uns nur in großen Umrissen bekannt, doch wäre es jedenfalls ein Unglück, wenn England dem jetzigen Herrscher mehr Fähigkeit zumuten wollte als Dost Mohammed Chan und, in seinen Versprechungen Beruhigung suchend, der heute so gründlich veränderten Sachlage nicht gehörig Rechnung tragen würde. Mit den Russen am Zulfikarpaß, am Oxus und am nördlichen Pamir sind die Beziehungen zu Afghanistan in ein ganz neues Stadium getreten.

Abdurrhaman Chan ist sich der drohenden Gefahr vollauf bewußt und eingedenk seines Mißtrauens gegen Rußland wird er es wohl kaum scheuen, sich unbedingt den Händen des freundlichen Großbritannien anzuvertrauen und zur zeitlichen Defensive am Hilmend und am Herirud die größten Opfer zu bringen. Die Sprödigkeit, die Abdurrahman Chan bei der Zusammenkunft in Rawul-Pindi gezeigt, seine auffallende Schweigsamkeit und seine Zurückhaltung haben, angesichts der durch die allernensten Ereignisse geschaffenen prekären Situation, weichen müssen, und falls England die Verlängerung der Bahn bis nach Kandahar und die Anstellung britischer Offiziere bei den afghanischen Garnisonen in Herat und an anderen wichtigen Grenzposten verlangen würde, so wird Abdurrahman Chan hierin wohl kaum opponieren, denn die früheren Ausflüchte bezüglich der Gefährdung des Lebens britischer Offiziere haben heute keine Begründung mehr. England muß heute schon an Ort und Stelle von den russischen Militärbewegungen sich unterrichten lassen und nicht durch fremde, aus der Ferne zuschauende Agenten, es darf heute russischen Emissären nicht mehr ungehemmten Lauf gönnen und muß jedweden Anschlag seines Gegners schon im Keime ersticken.

Auch im Nordosten von Afghanistan, d. h. in den Duodez-Chanaten am oberen Oxus und entlang die ganze noch immer in Dunkel gehüllte Hochebene von Pamir muß das bisherige vertrauensselige Gebahren Englands einer wachsamen und thatkräftigen Politik weichen. Es ist allbekannt, daß Rußland seit der Eroberung von Chokand seine sogenannten wissenschaftlichen Forschungen ununterbrochen über den Pamir, das berühmte „Dach der Welt" geschickt hat. Wie anfangs angegeben wurde, handelte es sich um die geographische Richtigstellung einzelner Gebirgszüge, um die Entdeckung des Quellgebietes einzelner Ströme und Flüsse und um die Ernierung hypsometrischer, botanischer, zoologischer, geologischer ꝛc. Verhältnisse. Doch da der russische Nimmersatt sich bisher gewöhnlich in das friedliche Gewand der Pallas Athene gehüllt und immer sub titulo Wissenschaft auf Annexionen und Aggressionen zielte, so blieb die eigentliche Natur dieser russischen Forschungsreisen auch nicht lange verborgen. Nicht die Palme der Entdeckung einer geographischen Wahrheit, sondern die Ausfindung einer Straße behufs der Überrumpelung des im Süden sorglos lebenden John Bull hatte den Herren von St. Petersburg vor Augen geschwebt. Nach Rechtstiteln hatten sie nicht lange zu fahnden, da die komplizierte politische Stellung der kleinen Chanate von Bedachschan, Derwaz, Roschan, Schignan und Köndschit den besten Vorwand zur Einmischung lieferte. An Annexion und Aggression will Rußland beileibe nicht gedacht haben. Ihm lag das heilige Recht des innigst geliebten Suzeräns von Bochara am Herzen, dessen hundertjährige Ansprüche auf diese kleinen Chanate es schützen und zur Geltung bringen wollte. Der Emir von Afghanistan dünkt ihm ein Usurpator, und die erbärmlichen, kleinen Fürstentümer, die von Rechts wegen bisher niemandem gehört und deren Vasallenverhältnisse eigentlich von sehr prekärer Natur waren, fingen nun auf einmal an als Faktoren in der Rivalitätsfrage zwischen beiden europäischen Kolossen in Asien eine Rolle zu spielen. Die Frage der Zuständigkeit dieser Chanate ist bis heute noch nicht entschieden. Dank dem Eroberungsrecht unterstehen sie heute jedenfalls dem Herrscher von Kabul, und im Grunde genommen war es nur die geographische Unkenntnis unserer Diplomatie, welche hier an den Streitigkeiten Schuld ist. Als im Jahre 1872 die Höfe von St. Petersburg und London, eine friedliche Auseinandersetzung anstrebend, ihre gegenseitigen Machtsphären abgrenzen wollten, da hielt man irriger Weise den Pendsche für den Hauptarm des oberen Oxus. Heute stellt sich der Irrtum heraus, indem der Murgabi oder Bartang die ethnographische, daher die beste Grenzlinie bietet. Rußland, welches an anderen Orten eben die ethnographische Grenze anstrebt, will aber gerade hier die geographische Grenze suchen. Es schützt wie gewöhnlich das verletzte Recht seines bocharischen Klienten vor, macht aus einzelnen Weidestrecken eine pièce de résistance und zielt eigentlich nur darauf hin, so wie es bei Cham-i-Ab gethan, eine offene Streitfrage zu lassen, um gegebenen Falles mit dem britischen Gegner anbinden zu können.

Was die ferneren Ziele der sogenannten Forschungsreisen, d. h. die Auffindung einer wegsamen Route über den Pamir nach Kaschmir anbelangt, so sind

die Meinungen über das Gelingen eines solchen Vorhabens bisher noch geteilt. Es sollen wohl einzelne Pässe, so z. B. der Kilikpaß gegen 15000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel zur Ausführung eines militärischen Abenteuers à la Gurko sich vollkommen eignen. Russische Autoritäten bestreiten dies, indem sie andere Gebirgspässe als wegsamer empfehlen. Was uns jedoch aus der Kontroverse hervorleuchtet, ist keinesfalls danach angethan, den geplanten Militärzug über das hohe Tafelland plausibel erscheinen zu lassen. Wir verweisen vor allem auf die Geschichte, die uns von keinem einzigen derartigen Zuge zu berichten weiß, trotzdem es an Weltstürmern und Eroberern in dieser Gegend nicht gefehlt hat. Daß Rußland ein solches Abenteuer plant, ist wohl möglich, doch die Ausführbarkeit ist während eines großen Teiles des Jahres äußerst fraglich. Genug davon, die Engländer sind über die russischerseits seit 15 Jahren verfolgten „wissenschaftlichen" Ziele stutzig geworden und haben erst in der jüngsten Vergangenheit eine ähnliche Mission vom Süden nach dem Norden zu unter Leitung des Oberst Lockhart ausgeschickt. Ein anderer englischer Reisender, nämlich der wegen seiner Forschungen in der Mongolei bekannte Ney Elias hat den Pamir auf seiner Reise von Kaschgar von Osten nach Westen überschritten, mit einem Worte die Aufmerksamkeit der Briten hat sich dem meist östlichen Punkte des streitigen zentralasiatischen Gebietes zugewandt, die Gegner stehen einander gegenüber, und von den Aposteln des Theodolits und Meßtisches ist die Streitfrage ins Portefeuille der Diplomaten von London und St. Petersburg übergegangen, und nicht mit Unrecht ist man neugierig auf das Resultat, welches hier erzielt werden wird.

Wie heute die Verhältnisse stehen, darf England weder hier noch in der Cham-i-Ab-Frage seinem Gegner auch nur ein Haar breit nachgeben. Das Maß der Nachgiebigkeit ist erschöpft, die legalen Ansprüche des de facto Herrschers von Kabul dürfen nicht mehr verkürzt werden, denn jede Nachgiebigkeit im Osten Afghanistans kann ebenso unheilvoll für britische Interessen werden als die Willfährigkeit im Westen und in Persien. Jede fernere Nachgiebigkeit würde nur dazu beitragen, Englands schon so arg beschädigtes Ansehen im Inneren Asiens noch mehr herunterzubringen und diese wichtige Grundlage im Verkehr mit den Völkern Innerasiens noch ärger zu erschüttern, ja gänzlich zu Grunde zu richten. Es droht außerdem die Gefahr, daß Rußland durch ein weiteres Gewährenlassen seiner Ränke und Pläne die letzte Etappe des ehedem neutralen Zwischengebietes zurücklegt und von verschiedenen Punkten ausgehend in unmittelbarer Nähe an die Grenzen Indiens heranrückt, was heute selbst von den meist optimistisch gesinnten Politikern nicht gutgeheißen werden kann.[1])

[1]) Seitdem wir diesen Aufsatz geschrieben, sind die Grenzstreitigkeiten zwischen Afghanistan und Rußland auch beigelegt worden. Die für Afghanistan eingetretenen Engländer haben aber auch hier den kürzeren gezogen, denn während die Russen ihre gestellten Forderungen am Oxus um einige Werste reduzierten, haben die Engländer als Entgelt für die Nachgiebigkeit (?) den Russen am Murghab, also in der Nähe Herats, eine Gebietsausdehnung von mehreren hundert Werften gestattet. Merkwürdig genug ist eine solche Vereinbarung in London als russische Nachgiebigkeit aufgefaßt und mit Freuden aufgenommen worden.

Im äußersten Osten der islamitischen Welt, d. h. in dem heute den Chinesen unterworfenen Ostturkestan kann die englische Politik nicht ganz fehlerfrei genannt werden, indem sie sich dort solche Versäumnisse zu schulden kommen ließ, welche ihrer Stellung in einem zukünftigen Kampfe gegen Rußland nicht von Nutzen sein werden. Bis zum Tode des Kuschbegi Jakub Chan war der britische Einfluß in Kaschgar und in Jarkend und das Ansehen Englands im ganzen Reiche der Sechsstädte entschieden im Steigen begriffen. Die Gesandtschaft des jüngst verstorbenen Sir Douglas Forsyth hat daselbst entschieden sehr gute Reminiszenzen zurückgelassen; die Mohammedaner sprachen von den Herren jenseits des Künlüns als von ihren Fremden, und englische Warenballen fingen an auf der allerdings mühsamen Straße sich munter zu bewegen. Um so unbegreiflicher ist es, warum die Engländer seit dem Sturze Jakub Chans und seit der Wiedereroberung des Landes durch die mit ihnen befreundeten Chinesen sich hier plötzlich zurückzogen und das Feld ihren russischen Rivalen räumten. Rußland, das vor und nach der Rückgabe Kuldschas mit den Chinesen auf sehr gespanntem Fuße gestanden und angesichts der Verwickelungen am Ili selbst heute noch verborgene Feindseligkeit unterhält, war klug genug, bei der ersten besten Gelegenheit sich das Recht der Aufstellung eines Konsulats in Kaschgar zu erwirken und trotz aller Feindseligkeit zwischen Peking und St. Petersburg seine Stellung im Süden des Thienschans zu behaupten und weidlich auszubeuten. Herr Petrowski ist noch immer der einflußreiche Konsul in Kaschgar, unter dessen Schutz die russischen Warenballen vom Norden und Nordwesten aus ungehindert ins Land ziehen, die Bazare von Aksu, Kaschgar, Jarkend und Choten überschwemmen, während der englische Handelsagent in Turkestan, Herr Dalgleish, sich erst wie ein Schatten an der Wand bewegte und später ohne jegliches Verschulden einzig und allein infolge der Machinationen des russischen Konsuls des Landes verwiesen wurde, womit denn auch der erfreulich zunehmende englische Handel in besagten Städten abgenommen hat, ja fast gänzlich zu Grunde gegangen ist. Aus welchen Gründen hier England Nachsicht übt und die soi disant Empfindlichkeit der Chinesen in solch auffallender Weise schont, ist rein unerklärlich! Wir verstehen wohl, daß man auf das gute Einvernehmen mit Peking einen großen Wert legt; wir finden es begreiflich, daß man diesem Einvernehmen neuester Zeit das Opfer einer Contremandierung der englisch-tibetanischen Mission unter Macaulay gebracht; — doch warum man eben den Verkehr mit Kaschgar aufgegeben und dem englischen Handel in dieser Gegend keinen Vorschub leisten will, ist uns ganz unbegreiflich. Auf zwei solch' wichtigen Punkten auf einmal geschlagen zu werden, dünkt uns zu viel. Ob Rußland, welches den den Engländern erteilten Refus bezüglich Tibets sich zu Nutzen machen will und eben auf dem Punkte ist, auf der von Preschewalski entdeckten Straße eine Handelskarawane nach Tibet zu senden, hier erfolgreich vorgehen wird, ist noch sehr zweifelhaft. Doch um so sicherer ist es, daß die Nachlässigkeit der Briten in Ostturkestan ihm sehr zu statten gekommen und nicht nur zu wirtschaftlichen, sondern auch zu politischen Vorteilen verholfen hat. Das Prestige der

Macht, noch mehr aber das geheime Wirken der russisch gesinnten Tarandschis und schließlich die vom russischen Schutze begünstigten Thronprätendenten von Kaschgar haben die moslimische Bevölkerung in allen Teilen des Landes für Rußland gewonnen, den Zar als das Symbol der Gerechtigkeit und des Glückes hingestellt, mit einem Worte das chinesische Turkestan heute viel russischer gestimmt, als dies in dem angrenzenden Ferghana der Fall ist. Merkwürdigerweise sollen diese russischen Sympathien vom Lande der Sechsstädte aus sogar schon auch ihren Weg in die mohammedanische Welt von Jün-nan gefunden haben, in Jünnan, das für seine letzte Revolution gegen die Chinesen hart gezüchtigt worden ist, wo aber die mächtigen Funken des moslimischen Fanatismus noch immer fortglimmen und wo im kritischen Momente der Ausbruch der Leidenschaften für China sowohl als für England gefährlich werden kann.

Nachdem wir in vorhergehenden Blättern Englands Stellung im mohammedanischen Osten nach Thunlichkeit geschildert, seine Vor- und Nachteile dargelegt und auf die Fehler und Versäumnisse seiner Staatsmänner aufmerksam gemacht, wollen wir nun am Schlusse unseres Essays einerseits die Folgen untersuchen, welche das bisherige Vorgehen nach sich gezogen, andererseits, die Rückwirkung der verhängnisvollen Politik in Erwägung ziehend, die Chancen Großbritanniens im bevorstehenden Kampfe untersuchen.

Wer Englands Wirken während der vergangenen fünfzig Jahre in den verschiedenen Teilen des moslimischen Ostens mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird wohl wahrgenommen haben, daß seit der Annexion des Pendschab und seit der Niederwerfung der Sepoy-Revolution eine merkliche Erschlaffung der früheren Thatkraft um sich gegriffen hat. Man scheint von dem erlangten Besitz des Riesenreiches selbst betroffen und aus Furcht vor einer allzugroßen Grenzausdehnung sich entschlossen zu haben, von ferneren Acquisitionen gänzlich abzusehen, um nur das bisher Erlangte desto besser sichern zu können. In Asien ist das Erobern beinahe leichter als das Konservieren, und von diesem Gesichtspunkte ausgehend, kann gegen diesen Entschluß der Engländer nichts eingewendet werden, doch gegenüber dem stets ununterbrochen vordringenden Rußland ist der Satz: „Wer rastet, rostet" — von hoher Bedeutung. Zwischen den Begriffen des endlosen Acquirierens und des plötzlichen Stillstandes giebt es immerhin noch eine Handlungsweise reger Wachsamkeit und steter Willenskraft, deren Außerachtlassung seitens der englischen Staatsmänner im Laufe der letzten Jahrzehnte in Europa, noch mehr aber in Asien als Zeichen des Verfalles und der Schwäche ausgelegt worden ist. Und diese irrige Politik hatte leider schwere Folgen nach sich gezogen. In Europa sieht man auf England als auf einen Staat, dem die Wucht des angehäuften Wohlstandes die Fittige ehemaliger Schwungkraft gelähmt und der, jeder ferneren Teilnahme an der Verbreitung unserer abendländischen Bildung in dem vom Fluche alter verkommener Institutionen belasteten Regionen freiwillig entsagend, heute nichts mehr anstrebt, als das Acquirierte zu konservieren und im Strahlenglanze des um die Welt geschlungenen Herrschergürtels sich zu

sonnen. In Asien, wo Englands Machtwort ehedem weit widerhallte, wo seine Fahnen Ruhe und Ordnung, Licht und Segen verbreitend, selbst in den Augen der verstocktesten Fanatiker Achtung erweckten und den Anbruch einer neuen Ära bedeuteten, in Asien wird Englands Ruhe nicht als ein Ausfluß des Übersattseins oder der von den Umständen gebotenen Mäßigkeit, sondern als Zeichen eines im Ermatten begriffenen siechen Körpers angesehen. Der Orientale erblickt im Niedergange Großbritanniens das unabänderliche Gesetz des Schicksalswechsels, den Beweis der Vergänglichkeit alles Irdischen, indem das Glück, bisher England hold, nun seinem russischen Rivalen zulächelt, ersteres erniedrigen und letzteres erhöhen wird.

Und in der That, es wäre schwer, diese vom Fatalismus eingegebene Folgerung einfach ins Bereich der Hirngespinste zu verweisen. Englands Erschlaffen hat Rußlands Energie wach gerufen, so wie auf den Stillstand und Rückzug Englands immer ein neuer Anlauf und ein neuer Fortschritt Rußlands folgte. Nicht England ist durch russische Übermacht eingeschüchtert worden, sondern Rußland hat in der englischen Fahrlässigkeit und Indifferenz die größte Ermunterung gefunden, und hätten die britischen Staatsmänner immer die Zähigkeit, Begeisterung und den Patriotismus ihrer Landsleute in demselben Maße unterstützt, wie dies im vergangenen und in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts der Fall gewesen — fürwahr, dem moskowitischen Rivalen wäre das Feld der Ambition bedeutend enger geworden, die Mittel seiner späteren Aggression hätten sich erheblich vermindert, und die Chancen des Weltkampfes wären für Albion viel günstiger gewesen, als sie heute stehen.

Da aber nun einmal die englischen Regierungsmänner diese schweren Fehler sich zu schulden kommen ließen, so ist es sehr natürlich, daß beim engen Zusammenhange der Begriffe von Stillstand und Rückgang die englische Nation ihr Ansehen und ihr Prestige bei den verschiedenen Völkern Asiens allmählich verloren hat und verlieren mußte. „Wer sich nicht rührt, ist entweder krank oder tot", sagt das Sprüchwort, und das in den letzten Jahrzehnten auffallend unregsame und schwerfällige England wird von Türken, Persern, Arabern ꝛc. in dem Maße geringgeschätzt und ignoriert, in welchem das ewig rege, aggressive Rußland als eine große, starke und achtunggebietende Macht hingestellt und gefürchtet wird. Mit diesen moralischen Nachteilen gehen natürlich auch materielle Verluste Hand in Hand. Der englische Handel ist auf der ganzen weiten Linie des sich gegenseitig berührenden Gebietes der Rivalität von den Russen verdrängt und arg beschädigt geworden. Russische Warenballen haben bereits ihren Weg über Armenien nach Mesopotamien, über den Araxes und Chorasan nach dem südlichen Persien, über den Oxus nach den Gestaden des Indus und des Ganges und über den Musart bis nach Chiva gefunden, und die Pfennigkargheit der Manchesterschule hat eben Manchester und Birmingham am empfindlichsten getroffen, denn lenity of politics is the real father of depression in trade.

Ob nun dieses Erschlaffen der englischen Thätigkeit in Asien auf den alten, rühmlichst bekannten Unternehmungsgeist in England reagiert, oder ob die sündige

Fahrlässigkeit daheim die Fehler in der Fremde verschuldet hat, das wollen wir hier nicht untersuchen. Genug davon, der Ausländer kann sich des betrübenden Eindruckes nicht erwehren, wenn er die Gleichgültigkeit und die Ignoranz des englischen Publikums in allen die asiatischen Länder und Völker berührenden Fragen und Verhältnissen wahrnimmt. Um die Türkei, Persien, Zentralasien, ja sogar uns englische Indien kümmert sich der Durchschnitt-Brite weniger als um die Vorgänge auf dem Monde, und die Art und Weise, in welcher edler Hochsinn, bewundernswerter Heroismus und erhabener Patriotismus leider allzu häufig von strafbarer Fahrlässigkeit, ekelhaftem Parteigetriebe und der Unfähigkeit verhätschelter Günstlinge im diplomatischen Dienste wie in der Administration fruchtlos gemacht werden, ist geradezu empörend! Es kann und darf daher niemanden wundern, wenn angesichts dieser Fehler und deren erschreckender Folgen es heute schon viele Stimmen giebt, die, an der von seiner asiatischen Machtstellung bedingten Zukunft Englands verzweifelnd, untrügliche Zeichen des Niederganges des mächtigen Inselreiches vor sich sehen und in das vom Chor der Neider angestimmte „Finis Britanniae“ einfallen. Ja, Englands Panier hat allerdings bedenkliche Schwankungen verraten, es neigt sich auch schon hier und da; doch von Sinken kann noch keine Rede sein, denn die Gefahr, welche dieses Panier mit zeitweiligem Weichen oder mit endgültigem Sturze bedroht, kommt nicht von der Überlegenheit des äußeren Feindes, sondern von der Kurzsichtigkeit und dem Leichtsinn der Schicksalslenker des englischen Volkes und kann als solche noch immer beseitigt werden. Riesen werden nicht leicht mittels Nadelstichen getötet, und ein Volk, das mit seiner überwuchernden Energie und Dank seinen freiheitlichen Institutionen das größte bisher bestandene Reich erschaffen, kann nicht so leicht zu Grunde gehen. England hat noch immer Zeit in sich zu kehren und die begangenen Fehler gut zu machen. Wir können daher hoffen, daß es sich ermannen, seine politische Lage im moslimischen Osten verbessern und durch sein erhöhtes Prestige in Asien seine Machtstellung in Europa kräftigen und stützen wird!

Karl von Piloty.

Von

Hermann Lingg.

Wie um so eaubee nur die Stürme wehen,
Je lichter wae des Morgens goldnee Thron,
So sinkt, was wie am höchsten leuchten sehen,
In frühe Nacht dahin. Es klingt ein Ton
Zerriss'nee Salten durch die Welt, ein Wehen,
So eisigkalt, ein bitt'rer Todeshohn —
Inmitten seiner That, und voe Erreichen
Des höchsten Ziels muß Heldenmut erbleichen.

Erschütternd ist der Eindruck, den man bei Betrachtung des letzten Bildes von Piloty, „der Tod Alexanders“, empfängt. Ein Sterbender malt einen Sterbenden, der Tod entreißt den Helden auf der Höhe seines thatenreichen Lebens, und

er nimmt den ihn verherrlichenden Künstler von seinem Werke hinweg, noch ehe er dieses vollendet hat. Aber in diesem unvollendeten Bilde, in diesem Antlitz, das noch der Gestaltung durch die Hand des Künstlers entgegen harrt, liegt etwas weit Größeres ausgesprochen, als wenn es fertig geworden wäre. Etwas Furchtbares, Entsetzliches starrt uns aus diesen blassen, verwischten Zügen an, der Tod selbst, der zu sagen scheint: ich bin der Mächtigste! Der Blick des Beschauers wendet sich zuerst diesem Teil des Gemäldes zu und kehrt immer wieder dahin zurück.

Es fesselt um so mehr, als es beständig die Frage rege macht, wie wär' es geworden? Denn welchen Zauber von Schönheit in Farben und Gestaltung enthält sonst das Bild, Roxane in ihrer edlen Haltung, wie sie die Hand des Sterbenden faßt, der Arzt, die Heerführer, die Freunde, und im Vordergrunde die reizende Gruppe der Kinder, welche noch einen kühlenden Trank bereiten! Wie hübsch ist in ihren jugendlichen Gesichtern der Eifer ausgedrückt, mit dem sie ihrem Geschäft obliegen! Nur eins zeigt sich etwas abgelockt von der Neugier, womit es die ins Gemach tretenden Krieger ansieht.

Unter diesen Kriegern, die ihren Heerführer so würdig betrauern, steht zuvörderst, in Schmerz vertieft, eine Achillesgestalt, fast ein Ebenbild des sterbenden Königs. Ein glücklicher Gedanke, der an das Wort Hegels erinnert, daß die hellenische Welt mit dem Heldenjünglinge Achillens beginnt und mit dem gleichfalls früh dahinsterbenden Alexander schließt!

Und nun möchte man doch wieder bedauern, daß nicht das ganze Bild vor uns steht. Wie würde dieser Alexanderkopf sich hervorgehoben haben, ein Inbegriff hellenischer Schönheit und Begeisterung, der eben dadurch den Augenblick des Hinscheidens tiefer hätte empfinden lassen! Der Anblick des sterbenden Königs, der die griechische Kultur in den Orient getragen und über den Erdkreis zu verbreiten vorhatte, würde die ganze Größe des Verlustes gezeigt haben. Aber auch so hat diesem Schmerz der Künstler in den anderen Gestalten vollen Ausdruck verliehen. Ja, dieses letzte Bild Pilotys gehört nicht nur zum Besten, was er geschaffen, es ist geradezu ein Gipfel und eine Krone seiner Schöpfungen, die Höhe aller Vorzüge seiner Art und Weise. Es wurde manchmal die Frage aufgeworfen, warum er hier gerade das Wichtigste, das Antlitz seines Helden, zu malen sich bis zuletzt aufbehalten habe, während er nebensächliches, wie Waffen, Gerätschaften, Gewänder u. s. w. ausführlich bis ins Kleinste hinein mit Vorliebe behandelt habe. Man wollte darin eine Einseitigkeit sehen, eine Schranke des Talentes und seiner Richtung, aber ich glaube, mit Unrecht. Er zauderte aus Scheu vor der Größe des Gegenstandes, zagend, ob ihm das Wichtigste auch so gelinge, wie es sich seinem Innern geoffenbart hatte. Was ihm allerdings als das Schwerste schien, das ließ er immer in sich reifen, immer in neuen Anschauungen prüfend und versuchend. Hat doch die schaffende Natur selbst ebenfalls ihr Bestes, den Menschen, zuletzt hervorgebracht.

Solches Zagen regt sich nur in der echten Künstlerseele und verträgt sich recht wohl mit der Begeisterung, ja sie ist ihr eigen. Und diese Leuchtkraft in

den Farben, ist sie nicht der Abglanz des inneren Feuers, eines Feuers, das bei Piloty weder durch Jahre noch durch körperliche Leiden verkümmert werden konnte, vielleicht im letzten Auflammen mächtiger als je erscheint?

Diese Begeisterung war es denn auch, welche unseren Meister befähigte, ein so vorzüglicher Lehrer zu sein, sie war reich genug, um andern Nahrung zu geben. Nur ein großer Künstler kann auch ein großer Lehrer sein.

Man weiß ja, wie Raffael von seinen Schülern geachtet und geliebt wurde.

Etwas vom Lande der Kunst lag gewiß schon im Blute, denn Pilotys Familie stammt ursprünglich aus Italien, wahrscheinlich aus Venedig. Der Großvater war mit Kurfürst Karl Theodor nach München gekommen, und der Vater wird als der erste genannt, der damals die Lithographie mit künstlerischer Begabung ausübte. Seine Reproduktionen nach niederländischen Gemälden namentlich dürfen auch noch heutzutage als mustergiltig angesehen werden. Das Talent seines Sohnes Karl, der am 1. Oktober 1826 geboren wurde, zeigte sich schon früh und wurde vom Vater gewissenhaft herangebildet. Er hielt den Knaben bald zum Studium der Alten und zum Zeichnen nach der Natur an.

Dies ermöglichte, daß der hochaufgeschossene und frühreife Jüngling schon im zwölften Lebensjahre die Akademie besuchen konnte, wo jedoch bei der damaligen, nur auf Kartonzeichnen gerichteten Kunstbestrebung das ursprüngliche Talent in seiner Entwickelung wäre gehemmt worden, wenn nicht der kunstverständige Vater nachgeholfen hätte.

Es ist festgestellt, daß der junge Künstler einen neuen Aufschwung durch den Eintritt des hervorragenden Malers Schorn in die Familie erhielt, welcher später dessen einzige Schwester heiratete. Dieser, in Düsseldorf geborene, dann von Cornelius eine zeitlang beeinflußte Künstler hatte in Paris bei Gros und Jaques und später auch durch belgische Maler Eindrücke erhalten, die auf seine eigenen Kunstschöpfungen von nachhaltigem Einfluß blieben.

Karl Piloty erzählte später oft im Kreise von Verwandten und Freunden, wie begeistert er war, als er im Atelier seines künftigen Schwagers dessen Bild, die Wiedertäufer, sah, woselbst ihm zum erstenmale der Einblick in die Werkstätte eines mit Farbe schaffenden Künstlers gegönnt war. Glücklich das Talent, dem solche Förderung zuteil wird! Wie selten ist es der Fall, daß die von der Natur Bevorzugten auch vom Geschick in ihrer Entwickelung begünstigt sind!

Er fing an, seine ersten Versuche zu wagen, aber der plötzlich eingetretene Tod seines Vaters 1844 zwang ihn im Interesse seiner Familie sich an der Leitung des von demselben gegründeten Geschäftes zu beteiligen. Dies war nun eine harte Aufgabe für den strebenden jungen Mann; er unterzog sich ihr jedoch mit der ihm eigenen Energie und ungewöhnlich treuen Pflichterfüllung aufs gewissenhafteste und zwar sechs Jahre hindurch. Allerdings war es nicht zu seinem Nachteile. Er hatte nun um so mehr Veranlassung zu dem eingehenden Studium der Alten, da er sechs hervorragende niederländische Bilder lithographierte, und lernte außerdem die reiche Münchner Pinakothek so genau kennen wie wenige.

Da er außerdem gezwungen war, andere Lithographen zu beschäftigen, so entwickelte sich sein Talent zum Lehren und Lenken ihm unterstehender Kräfte.

Diesem Ziele strebte er nach, und heutzutage und später vielleicht noch mehr wird ihm niemand abstreiten, daß er das Gewollte oft genug auch erreichte.

Sein erstes epochemachendes Bild (1854) stellte einen ergreifenden Vorgang aus dem Menschenleben dar, eine Amme, die mit dem gesunden, blühenden Pflegling ihr eigenes, schwererkranktes Kind besucht. Der Kontrast von Armut und Unglück und Liebe auf der einen, von Reichtum und Herzenskälte auf der anderen Seite könnte nicht sinnreicher, nicht drastischer ausgedrückt werden. Das war wohl ein Griff ins volle Menschenleben und schlug eine Saite des Gemütes an, die allenthalben Anklang fand. Das Bild war auch durch sein Kolorit außerordentlich und machte in der grauen, farblosen Kartonzeit enormes Aufsehen.

Es erwarb dem Künstler große Popularität. Von weiterer Bedeutung sollte es noch für ihn werden, als, dadurch veranlaßt, König Maximilian II. ihm den Auftrag erteilte, für das Maximilianeum die Liga zu malen. Diesen Gegenstand hätte sich Piloty selbst wohl nicht gewählt, aber die Ausführung gab ihm Gelegenheit eine größere Komposition zu bewältigen und sein Talent für Farbenwirkung entfalten zu können. Die reife Frucht seiner hierbei gemachten Studien und Erfahrungen war das 1856 vollendete Bild „Seni bei der Leiche Wallensteins".

Mit einem Schlage errang er damit die führende Stellung in der Münchner Kunstwelt, und es war ein weiterer großer Erfolg für ihn, als König Ludwig I. dies auch durch den Ankauf des Bildes für die Pinakothek anerkannte. Es war das um so höher anzuschlagen, als der unermüdliche Kunstmäcen, der selbst die neue Kunstbewegung durch Cornelius, Overbeck, Kaulbach eingeleitet, als guter Kenner der großen italienischen Kunst, damit auch praktisch zur Geltung brachte, was er mündlich oft schon vorher ausgesprochen, daß der Malerei bisher das Malenkönnen gefehlt habe.

Nun folgte die Schlacht am weißen Berge, an welche sich noch andere Kompositionen aus dem 30jährigen Kriege anschlossen, der Winterkönig, die Nachricht von der verlorenen Schlacht erhaltend, Wallensteins Zug nach Eger u. a., die aber erst später ausgeführt wurden.

Wie bereits erwähnt, war Schiller der Lieblingsdichter des jungen, für alles Ideale so hochbegeisterten Künstlers, und daß viele seiner Bilder durch die Dichtung ihre Anregung erhielten, ist sicher. Man würde aber weit fehlen, wenn man darin bloße Illustrationen zu Schillerschen Dramen sähe, sie stellen Szenen vor, die in dem Drama nicht vorkommen. Piloty folgte bei diesen Schöpfungen seinem Prinzipe, daß man das schon einmal Gemachte nicht noch einmal nachschaffen sollte.

Es sind vielmehr diese historischen Darstellungen ein Beweis, wie stark ein dichterisches Vermögen und wohl ein mit dem Dichter gemeinsamer Zug, weltgeschichtliche Ereignisse in ihrem Hergang und in ihrer Bedeutung aufzufassen, in dem Maler lebendig war. Denn eben darauf scheint es bei den beiden anzu-

kommen, daß ein solches Geschehnis nicht nur als solches, nicht in seiner bloßen, die Wirklichkeit zu treffen suchenden Darstellung erscheine, sondern zugleich auch das Gepräge seiner weltgeschichtlichen Bedeutung an sich trage und sie zur überzeugenden Anschauung bringe.

Für die Berechtigung der historischen Kunst in diesem Sinne war ihm gerade Schiller ein leuchtendes Vorbild, der den Stoff seiner der deutschen Nation so teueren, für ihre Bildung so unschätzbaren Dramen größtenteils der Geschichte, und nur zum Teil der deutschen Geschichte entnahm.

Es ist der Wunsch des Herausgebers und Redakteurs der Revue, daß der Verfasser dieses Aufsatzes seine persönlichen Beziehungen zu dem Meister der neuen Malerschule Münchens erwähne, und das geschehe nun gerade bei diesem Zeitpunkte seines Wirkens, weil derselbe auch der meines Bekanntwerdens mit ihm ist. Piloty hatte bald nach dem gleichfalls im Jahre 1854 erfolgten Erscheinen meiner Gedichte einer ihm befreundeten Dame in ein Exemplar der ersten Ausgabe Skizzen zu denselben gezeichnet und zwar so anziehend, mit solcher sichtlichen Freude, wie es sich ein Dichter nur wünschen kann. Ja, es war mehr, als ich zu wünschen gewagt hatte. Und so wurde ich mit dem damals bereits hochgefeierten Künstler bekannt, der von da an den wärmsten Anteil an meinem poetischen Schaffen nahm. Wie ich fleißig sein Atelier besuchte, so lenkte auch Piloty an manch' schönem Sommersonntagmorgen seine Schritte nach der Nymphenburgerstraße und suchte mich in meinem Garten auf. — In einer von wilden Reben umrankten Laube wurde dann vieles besprochen, und immer wieder war der Stoff unserer Unterhaltung Italien, die Kunst, die Dichtung. Zu meinem Drama, die Walküre, zeichnete er mir als Titelblatt die Szene, wie Swanwithe den im Kampf gefallenen Jüngling vom Schlachtfeld erhebt und nach Walhall' trägt.

Er hatte auch die Absicht meine Völkerwanderung zu illustrieren und würde dieses Vorhaben sicherlich zur Ausführung gebracht haben, wenn nicht Aufträge zu größeren Gemälden und später seine Krankheit ihn davon abgehalten hätten.

Große Freude hat es ihm gemacht, als ich zu seinem Nero nach dem Brande Roms einige Strophen dichtete. Vielleicht hatte seine Teilnahme an meinen Dichtungen einigen Anteil am Entstehen von Entwürfen, deren Stoff der römischen Geschichte entnommen war.

Vor allem blieb es freilich sein wiederholter Aufenthalt in Italien, namentlich in Rom, was ihn zu Bildern, wie „Nero", „die Ermordung Cäsars auf dem Kapitol", „Siegeseinzug des Germanikus" veranlaßten.

Bei letzterem Bilde sollte dem Künstler der kleinliche Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er das Andenken an die Unterjochung Deutschlands durch Rom heraufbeschworen habe. Wer aber die Worte des Tacitus kennt, womit der römische Geschichtsschreiber seine Bewunderung für die gefangene Thusnelda ausspricht, der wird in jenem Gemälde nur die Verherrlichung der Seelengröße einer deutschen Frau erblicken. Auch hatte er nicht verfehlt in den Gestalten der gefangenen Germanen auf die Siegerzukunft der Germanen hinzuweisen. Wie sehr ihn auch seine römischen Erinnerungen angeregt haben mochten, die feurige Begeisterung,

mit der er sich die Komposition in seinem Geiste mit allen Details wie mit einem Schlage zurecht legte, ging nur hervor aus seiner warmen Liebe zum Vaterlande.

Es war oft, während er an dem Bild arbeitete, seine Sorge, daß es mißverstanden werden könnte, und darum rang er mit aller Aufwendung seiner Kunst danach, die Thusnelda mit aller Macht weiblicher Größe auszustatten, damit jedermann erfasse, sie, die im Triumphzug als Gefangene dahingeführte, sie sei eigentlich die Siegerin über das entnervte Rom, das ihre Nachkommen einst beherrschen sollten.

Mit einer ähnlichen Begeisterung arbeitete er an dem großen Bilde für das Rathaus in München, welches die Geschichte seiner ihm so lieben Vaterstadt bis zum Beginn der neuesten Zeit darstellen sollte. Es war wohl die schwierigste Aufgabe, die einem Künstler gestellt werden konnte; die es miterlebt haben, seine Verwandten und nächsten Freunde sahen, wie der damals gerade schwer erkrankte Mann sich unablässig bemühte, die um das Gedeihen Münchens verdienten Persönlichkeiten zu vergegenwärtigen und sie alle, die durch die Zeit Getrennten, aber für ein Ziel Mitarbeitenden zu einem künstlerischen Ganzen zu vereinigen, mit dem unablässigen Streben, jederzeit der Wahrheit treu zu bleiben und doch in Farbe und Komposition sein Bestes zu leisten, — wie gesagt alle, die damals ihm nahestanden, werden es nie vergessen, mit welch' wunderbarer Selbstbeherrschung er unter Schmerzen immer fortarbeitete und seine große Aufgabe zu lösen strebte.

Und daß es kein anderer besser gekonnt hätte, das wußten selbst seine Gegner und haben es auch anerkannt.

Im Jahre 1855 wurde Piloty zum Ehrenmitglied der Akademie und bald darauf zum Professor ernannt. Seine Thätigkeit an dieser Anstalt, die der Münchener Schule neuen Ruhm verschaffte, einen Ruhm, der weit über die Grenzen seiner Vaterstadt drang und Schüler aus aller Welt heranzog, erklärt sich ebensowohl aus seinem Talent wie aus seinem Wesen und Charakter.

Er besaß das neidlose Vermögen, die talentvolle Arbeit eines andern zu erkennen und zu verstehen, er hatte das Bestreben in sich, nach seiner Einsicht zu helfen und — wie er sich ausdrückte — ein krankes Bild wieder gesund zu machen. Diese Unbefangenheit des Urteils hatte er für seine Mitstrebenden wie für seine Schüler, und damit erklärt sich der Einfluß, den er nicht nur auf die letzteren, sondern auf fast alle zu jener Zeit in München lebenden Künstler ausübte.

Vertreter aller Richtungen lernten von ihm, nicht nur die der historischen Malerei und des Genre, auch die der religiösen Kunst, und der Landschafter, wie der Schlachtenmaler. Es lag ihm fern, irgend jemand zur Nachahmung seiner eigenen Kunstthätigkeit zu drängen. Er verlangte nur Wahrheit, eifriges Studium der Natur und strebte danach, auch bei seinen Schülern, wo irgend möglich, den Sinn für das Ideale zu wecken. —

Und so sehr er auch selbst seinen eigenen Weg ging und teilweise im Kampf mit den alten Größen, so hat nicht leicht ein anderer wie er deren wahren, hohen

Wert empfunden, Cornelius, Overbek, Kaulbach, vor allem aber Rethel und Schwind wurden von ihm nach ihrer großen Bedeutung verehrt und gewürdigt.

Um so mehr konnte er auch die Individualität seiner Schüler gelten lassen. Man braucht nur die Namen Lenbach, Makart, Gabriel Max, Schütz, Defregger, Adamo, Rapp, die Humoristen Grützner und Mathias Schmid, ferner Kurzbauer, Eberle, Kaulbach jr., Lietzen Meyer, Gysis, Barth, Benczur, die Tiermaler Hofner und Gebler, die Landschafter Ludwig von Bechtoldsteiner und vieler anderer zu nennen, um das Gesagte in vollem Umfange seiner Bedeutung auszudrücken. Vollkommen richtig ist, was einer seiner Biographen von ihm sagte:

„Wer war damals nicht Pilotyschüler!"

Selbst manche, nicht in seiner Schule ganz ausgebildete Künstler, Simieradsky, Hellquist, auch Munkaczy, haben seinen Rat dankbar befolgt.

Beneidenswert ist die Schaffenskraft, welche Piloty neben seiner Lehrthätigkeit in jenen Jahren an den Tag legte. Vollendet wurde damals das tiefergreifende Bild, „Wallensteins Zug nach Eger", dramatischer als sein Seni und von erschütternder Wirkung. —

Wie der mächtige Feldherr auf der abschüssigen Bahn seines Glückes, in schwermütige Betrachtung versunken, in der Sänfte dahergetragen wird, nur von wenigen begleitet, wie der Totengräber am Wege ihn begrüßt, die düstere Landschaft, die Umgebung, all' das vereinigt sich, eine ahnungsvolle, schwere Stimmung im Beschauer zu erwecken, welche das Kommende voraussühlen läßt.

Zu einer im Cotta'schen Verlag 1859 veranstalteten Prachtausgabe von Schillers Werken zeichnete Piloty des Mädchens Klage, die Kraniche des Ibykus, die Schlacht, die Kindesmörderin, Hero und Leander. Ebenso beteiligte er sich bei Illustrierungen zu Shakespeares Werken.

An Bildern entstanden zunächst Columbus, Galilei im Kerker und die aus der französischen Revolutionszeit entnommenen Szenen, der Dauphin beim Schuster Simon und die Girondisten auf dem Todesgang. Letzteres besonders faßt den Vorgang in seiner ganzen schrecklichen Größe, der Karren mit den Verurteilten nimmt die Mitte des Bildes und dessen Vordergrund ein, die Verurteilten sind charakteristisch unterschieden geteilt in Verzweiflung, Todesverachtung und Ohnmacht und bilden den wirksamsten Gegensatz zu dem höhnenden, rasenden Pöbel zu beiden Seiten, den Weibern der Halle u. s. w. Am Hintergrunde sieht man das Schaffot errichtet.

Es giebt Abbildungen aus jener Zeit, die wahrscheinlich der Wirklichkeit näher kommen und uns doch das nicht sagen, was dieses Bild ausspricht.

Galilei im Kerker ist ein fast ans Wort reichender Protest der Vernunft und des fortschreitenden Gedankens gegen die Gewalt der dogmatischen Stabilität.

An diese Bilder reihen sich Heinrich VIII. und Anna Boleyn, in deren Individualisierung das Schicksal der betreffenden Hauptpersonen sich anzeigt.

Für das Maximilianeum entstanden im Auftrag König Maximilians II. drei Fresken, die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon darstellend.

Nach Kaulbachs Tode wurde Piloty zum Direktor der Akademie ernannt, nachdem ihm bereits das Ritterkreuz des Verdienstordens der bayrischen Krone, womit der persönliche Adel verbunden ist, und der Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft verliehen worden war und ihn die Berliner Akademie zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hatte. Im Jahre 1881 veranstalteten seine Schüler, Freunde und Verehrer die Feier seines 25jährigen Waltens als Lehrer der Akademie. Mit welchen Gefühlen mochte der schwer leidende Mann diese Huldigungen entgegennehmen!

In seine letzten Jahre fällt die Schilderung einer christlichen Märtyrerin und die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen.

Über letzteres Bild, das fast mehr helleniſches als bibliſches Weſen in Gruppierung und in Gestalten zeigt, ist eine gewisse Heiterkeit, eine zarte Freudigkeit ausgebreitet, er selbst hat es als ein Vorstudium für seinen Alexander betrachtet, welcher als die reiche Frucht seiner Erfahrungen die Summe seines ganzen Könnens enthalten sollte.

Er hat dies auch erreicht, wenn gleich das Gemälde unvollendet blieb.

Am 26. Juli 1886 starb Piloty.

Großartig war die Begräbnisfeierlichkeit des berühmten und verehrten Mannes, allgemein war das Bewußtsein wach, welch' großen Verlust die Kunst und München mit seinem Heimgang erlitten.

Man ist es längst gewöhnt, jede bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete einer Kunstrichtung im geistigen Zusammenhange mit ihrer Zeit und den anderen Künsten aufzufassen und als ein Merkmal des kulturgeschichtlichen Lebens zu betrachten.

Es liegt ein Wertmesser in solchen Vergleichen, denn die Hervorragenden geben am meisten Anregung und Gesichtspunkte dazu.

Wer denkt nicht vor Rubens Bildern an die gewaltige darstellende Kraft Shakespeares, wer bei Beethoven nicht an Schiller?

Die moderne koloristische Richtung ist in der Poesie durch Byron, Viktor Hugo, Freiligrath angebahnt, in der Tonkunst hat sie sich durch sogenannte Programmmusik und Vorwiegen der orchestralen Wirkungen entwickelt.

Allerdings verhüllter, in weniger rascher Weise bekundet sich der Einfluß, den diese Richtung in Dichtkunst und Musik auf die zeitgenössische Bildung ausübt, als durch die augenfällige Macht der bildenden Kunst. Noch ist kaum ein Dezennium seit der Entstehung des großen Rathausbildes verflossen, und schon darf man behaupten, nicht zu verkennen ist der Einfluß, den die Zusammenstellung der Porträtfiguren bedeutender Männer aus der Vergangenheit Münchens auf den Bürgersinn und das Bildungsstreben seiner Bewohner hervorgebracht hat.

Dies noch erlebt zu haben, würde für Piloty die größte Freude geworden sein, denn er war ein patriotischer Mann und liebte seine Vaterstadt München ganz besonders.

Das Quälen der Tiere.

Von

Bernhard Langkavel.

Die Natur kennt kein Erbarmen, kein Mitleid. Millionen von Samen gehen täglich auf der Erde schonungslos zu Grunde, ein Tier hat in dem anderen stärkeren seinen gefräßigen Feind. Atmosphäre, Niederschläge, Überschwemmungen, andauernde örtliche Trockenheit und verschiedene andere Vorgänge berauben tausende und aber tausende des zweifelhaften Glückes zu leben, und sind sie allen diesen Fährlichkeiten, Krankheiten u. dergl. m. durch Zufall entkommen, dann erwartet ihrer, wenn die Lebenskräfte verbraucht, wenn das Alter nicht mehr gestattet, sich Nahrung zu verschaffen, der langsame und qualvolle Hungertod.

Und ähnlich den Tieren erging und ergeht es noch heute zahlreichen Geschlechtern der Naturvölker. Im eisigen Norden wie unter den Palmen überläßt man, wie einst in Europa bei Germanen, Wenden, Litauern und Römern, die dem verhängnisvollen klimakterischen Alter der Sexagenarii Verfallenen ihrem harten Schicksal, weil der allgemeine Notstand keine Mitleidsgefühle mit der Not des gebrechlichen Alters gestattet. Der Greis ersucht sogar die Angehörigen, ihn zu töten, und es wird ihm gewährt nach örtlichem Brauch und Herkommen, welche beide auch schon den heranwachsenden Menschen bestimmten, oft unter den größten körperlichen Schmerzen seinen gesunden Körper auf die mannigfachste Art zu verunstalten. Wer derartig abgestumpft ist gegen die eigenen körperlichen Schmerzen, wen die seiner Familie und Stammesangehörigen gefühllos lassen, wer sich erfreut an den grausamen Martern des überwundenen Feindes, wie kann man von einem solchen Mitleid mit den Tieren, deren er sich erwehren oder durch welche er sein Dasein fristen muß, erwarten? Und doch findet man bei den Naturmenschen Pflege, Sorgfalt, Liebe zu solchen Tieren, die zu seiner eigenen Erhaltung nötig sind. Die Feuerländer töten bei einer Hungersnot die alten Frauen zur Nahrung für die Hunde, denn die „fangen Seeottern, jene aber nicht." Bei den Stämmen im Gran Chaco nähren Frauen öfters junge Hunde. Stirbt aber eine Mutter, so wird ohne Erbarmen der Säugling mit ihr begraben, weil sich keine Frau finden wird, das Kind einer anderen zu stillen. In Australien tötet man sogar das Kind, damit die Mutter den unentbehrlichen Hund ernähre. Weil der Mongole unzertrennlich von seinem Pferde ist, so fragt man bei Begrüßungen zuerst nach dem Befinden des Pferdes, dann nach dem der Ochsen, in dritter Reihe nach dem Futter und schließlich auch nach Frau und Kindern. Die Indianer am oberen Red River lieben ihr Schlachtroß mehr als ihre Frauen.

Ich möchte nun den Leser ersuchen, aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit sich solcher Beispiele zu erinnern, welche verdeutlichen, wie von den Naturvölkern die Haus- und Nutztiere behandelt, wie sie getötet werden, und wie ihr Benehmen gegen die Tiere das der Tiere gegen den Menschen beeinflußt. Auf

einzelne Beispiele, welche ich hier anzuführen mir erlaube, komme ich später noch einmal zurück.

Reichlich und fortdauernd geben die Kühe Milch nur in den meisten europäischen Ländern, wo anders nur wenige, und wenn das Kalb dabei steht. Die Melkoperationen sind dann für die Tiere meist recht schmerzhaft, für den zuschauenden Europäer lächerlich oder ekelhaft. In Afrika glaubt der Dinka den Milchausfluß zu befördern durch Streicheln verschiedener Stellen des Unterleibes, durch eine Art Knetkur oder durch gewaltsames Hineinblasen in die Vagina. In Corrientes fängt man die Kühe mit dem Lasso, wirft sie zu Boden, und Weiber treten auf die Euter, damit die spärliche Milch zusammenfließe; dann werden die Tiere mit geknebelten Füßen an einen Pfosten gebunden, und das gewaltsame Melken beginnt. Die abenteuerlichen Tänze der Galla bei fahler Mondscheinbeleuchtung unterbricht eine unheimliche Pause. Man schleicht zu den nahen Rindern, legt eine dünne Schlinge dicht hinter den Kopf um den Hals, zieht sie straff an, bis die Halsader deutlich hervortritt, und ein geschickter Stich macht den roten Lebenswein in hohem Bogen emporspritzen. In Kalabassen aufgefangen, geht das rauchende Blut in der Runde umher, und der Tanz beginnt von neuem. Die Wakamba zapfen den Ochsen Blut bis zu einem Liter ab und trinken es häufig mit Milch vermischt. Die Neger in Loanda und Benguela binden das Schlachtvieh an einen Baum, schneiden die Hackensehne der Hinterbeine ab und lassen die Tiere bis zum folgenden Tage stehen; dann martern sie dieselben durch Lanzen langsam zu Tode; sie kennen sehr wohl die europäische Schlachtweise, doch paßt sie ihnen nicht. Bei den Ruinen des rätselhaften Zimbabye sah Karl Mauch, wie man ein dreijähriges Öchslein tötete. Ein Speer wurde ihm in die Weichen geworfen, dessen Wirkung bald ersichtlich war. Das Tier wurde schwach und legte sich nieder; nun erst traten die Herumstehenden näher, hielten es am Boden fest, bis die Kehle durchgeschnitten und das Blut in einer Schüssel aufgefangen war. In Musgo werden die Pferde noch grausamer als in Bornu behandelt. Statt des Sattels haben alle künstlich geschundene, blutige Rücken, auf denen der Reiter fester sitzt und die den zahlreichen Fliegenschwärmen stets offene Tafel gewähren. Der gegen Menschen so grausame Bewohner Chiwas legt aber wie in Taschkent und Samarkand den Pferden weiche Polster unter den Sattel, damit sie nie rückenwund werden. Der Beduine Algeriens zieht das Pferd im Zelte mit seinen Kindern auf. Man kennt in der Regel weder Sporen noch Peitsche, auch nicht Trense und Kandare, häufig nicht einmal Zügel oder Zaum. Mit sanftem Schlag auf dem Halse wird das Roß gelenkt oder durch Koseworte, geflüstert in das Ohr. Die Eseltreiber von Fâs bringen den müden, abgeschundenen Esel nur mit den stärksten Schlägen zum Weitergehen und malträtieren ihn aufs grausamste. Nur die tiefste Verachtung hegt vor diesem Tiere der stolze Somali, läßt ihm nie die geringste Sorgfalt angedeihen, und doch ist und bleibt er nächst dem Kamel ihm das ausdauerndste Lasttier.

Bei den nordamerikanischen Indianern besitzen die Jagdhunde dieselbe Liebe wie die Kinder, und man ehrt den Herrn durch die Anrede: Vater des und des Hundes; die gewöhnlichen Last- und Speisehunde werden aber überaus schlecht behandelt. Nach ihrem Tode erfreuen sich beide gleich großer Ehren, um den Geist der Tiere nicht zu erzürnen, und jede Art hat ihren besonderen Geist, der nie ausstirbt. Wir wollen daran erinnern, wie Luther in den Tischreden äußert, er glaube, sein Hündchen auch in der anderen Welt wiederzufinden, und wie Klopstock Elisamas Hund mit in den Himmel eingehen läßt.

In Asien steht bei vielen Völkerschaften das Pferd in hohen Ehren. Stirbt ein Kirgise, so schneidet man unter Klageliedern seinem Pferde den Schweif ab; es wird dann nicht mehr bestiegen, heißt verwitwet. Es ist auch das einzige Tier, das würdig ist, den Preis des Menschen zu bestimmen. Im katholischen Spanien ist die Auffassung eine andere. „Alles, womit der König in Berührung kam," heißt es in Buckles Geschichte der Zivilisation in England II, 29, „war dadurch in gewissem Grade geheiligt. Keiner durfte ein Pferd besteigen, worauf er geritten, niemand eine Maitresse heiraten, die er verlassen hatte; Pferd und Maitresse galten für gleich heilig." Im Altai schützt man die Pferde gegen Insektenstiche sorgfältig durch eine sackartige Kopfbedeckung. Vor fünfzig Jahren schrieb Erman in seiner Reise um die Erde, daß man in Ostsibirien die Peitsche für Pferde nicht gebrauche, sondern statt deren Wörter wie sudaruina (gnädige Frau), starik (Alterchen), golubki (Täubchen)." Daß in dieser echt humanen Anschauung keine Änderung eingetreten, ersah ich jüngst aus Püttmanns Mitteilungen über das Amurland im sechsten Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft in München, welche Stelle ich zur Beherzigung für die Kulturstaaten Europas hier wiederhole: „Interessant war für mich das Zwiegespräch, das der Kosak während der Fahrt mit seinen Pferden hielt. Mit süßen Schmeichelworten, matusehka (Mütterchen), golobusehka (Täubchen) redet er sie an, aber nie in rohen Ausdrücken, wie man sie bei unseren Fuhrleuten hört, sondern in wahrhaft poetischer Sprache . . . Bei einer längeren Gebirgstour redete er sie an: Meine süßen Täubchen, breitet eure Flügel aus und fliegt hurtig über Berg und Thal. Nur noch ein Berg, dann sind wir zuhause, und goldener Hafer und süßer Klee ist eure Belohnung. Als der Berg überstiegen war, hieß es: Entschuldigt mich, diesmal habe ich die Unwahrheit gesagt, aber mein Wort, hinter diesem Berge, da liegt euer Stall, drum rafft eure letzte Kraft zusammen!" Doergens, welcher Wetzstein einst nach dem Haurân begleitete, schrieb von Syrien aus an Dove: Man reitet hier ohne Sporen und Steigbügel, man lenkt das Pferd mit einem kurzen, dünnen Stäbchen, das oben einen Ring mit klappernden Eisenstücken trägt. Im Nachtquartier stehen dort die Pferde im Zelte hinter den Leuten um das knisternde Feuer. Der Sohn der turkmenischen Einöde liebt sein Pferd mehr als Frau und Kind, mehr als sich selbst. Mit größter Sorgfalt zieht er es auf, kleidet es gegen Frost und Hitze, und der Luxus, den er im Sattelzeug treibt, bildet häufig einen sonderbaren Kontrast zu seinem eigenen zerlumpten Anzuge. Die feinste und zarteste Wolle wird nicht für die Familie, sondern für das Pferd verbraucht, und auf das in

schöne Decken gehüllte Tier kann der Turkmene oft stundenlang von der Filzjurte aus blicken mit den Augen eines Liebenden. Der Bosniake dagegen, der ohne Pferd gleichfalls undenkbar ist, verkauft, echt europäisch, das altgewordene fromme und genügsame Leibpferd an die Kividzis oder Karavanenführer, die es mißhandeln, bis es liegen bleibt. In Indien hält man für Pferde und verschiedene andere Tiere sogar Hospitäler. Wie in Europa manche Verbrecher nicht fähig sind, mit klaren Sinnen ihre teuflischen Pläne auszuführen und deshalb zu Berauschungsmitteln ihre Zuflucht nehmen, so berauschen die räuberischen Pindarri Ostindiens sich und ihre Pferde durch Gewürze und Opium zu den außerordentlichsten Leistungen und furchtbarsten Grausamkeiten. Die Dressur des ostsibirischen Jagdhundes unterscheidet sich nur dadurch von der früheren europäischen, daß dort nur Hunger, hier aber Hunger und Prügel die einzigen Erziehungsmittel waren. Die Schlittenhunde werden in Kamtschatka nur mit einer Klapper, in der Mongolei mit Worten gelenkt. Auf Ualan weiß man zartes Hundefleisch zu schätzen. Die dortigen Frauen widmen den häßlichen Tieren europäischer Abkunft die größte Sorgfalt. Sie füttern sie bis zur Übersättigung, große Ballen gekauter Brotfrucht ihnen hineinzwängend; aber zu solch' erbärmlichem Leben wie bei uns die Gänse und Puten mit ihren aufgetriebenen großen Lebern sind sie nicht verurteilt.

Hatte die Generationen hindurch fortgesetzte Erfahrung manche Stämme von der Nützlichkeit gewisser Haustiere überzeugt, so wurden solchen für die Folge göttliche Ehren erwiesen. Gäbe es dort so sinnige Poeten wie Martin Opitz oder Weber, den Verfasser des Demokritos, so würden sie gewiß ihre Stammesgenossen mit ähnlichen Denksprüchen erfreuen, wie der letztere uns mit seinem bekannten: Wenn ich ein Vieh wäre, möchte ich ewig bei Jemgum grasen! Die zahme Katze, das weiß ja jeder aus Ebers ägyptischer Königstochter, lebte einst in Ägypten besser als der Mensch, und nur in Zeiten der Pest wurde über das von Haus zu Haus promenierende Tier eine Art sizilianischer Vesper verhängt, denn die Leute ahnten schon damals, daß es Bakterien u. a. übertragen könnte.

Vor Jahren verteilten während einer argen Hungersnot die Perser, wie der alte Peter Osbeck erzählt, auch an die Hunde täglich Almosen, denn sie beherzigten auch das Sprichwort der Beludschen: Unter den drei Haupttieren: Weib, Kamel, Hund, ist das erste das treuloseste, das zweite das dümmste, weil es den eignen Dieb auf seinem Rücken fortträgt, das dritte das edelste, indem es bei schlechtester Nahrung den Herrn nie verläßt. Um in Irland zu leben, meint Professor Römer bei Lasaulx, muß man entweder eine Kuh, oder ein Baum, oder ein Lord sein. Wie mancher arme Arbeiter mag nicht schon, wenn bittere Nahrungssorgen überhand nahmen, gewünscht haben, mit dem in Wohlleben verhätschelten Lieblingstier tauschen zu können. Soll aber der Aberglauben für gewisse Krankheiten untrügliche Mittel schaffen, dann greift der krasse Wahnwitz häufig nach dem Lieblingstiere und sucht durch raffinierteste Grausamkeit die Wirkung des indifferenten Heilmittels zu erhöhen. In Japan wird ein Hund derartig lebendig begraben, daß nur der Kopf frei bleibt, und vor seine Nase legt man die wohlriechendste Speise. Kurz vor dem Tode nach solchen Tantalusqualen, die natürlich tagelang währen, wird

ihm dann der Kopf abgeschnitten und derselbe in die mysteriöse Schachtel der Wahrsagerin gethan. Bei Varna werden am ersten Festtage sämtliche Dorfhunde unter gräulichem Geheul fast halb tot geprügelt — um sie vor der Tollwut zu bewahren.

Wenn sich nun die Kulturvölker durch alles das, was wir unter Erziehung, Zivilisation, Religion u. s. w. verstehen, von den Naturvölkern sichtlich abheben sollen, so wollen wir uns jetzt an einigen Beispielen klar machen, wie ihre Kultur sich in dem Benehmen gegen die Tiere offenbart; von den auf höchster Kulturstufe stehenden (Europäern und Nordamerikanern) sehen wir einstweilen noch ab. Darwin erzählt in seinen Voyages of the Adventure and Beagle, daß er eines Tages mit einem sehr respektabeln Estanciero in Banda Oriental ausritt. Da sein Pferd schon sehr ermüdet schien, blieb er etwas hinter dem andern zurück. Der Estanciero forderte ihn auf, dasselbe gehörig anzuspornen, es wäre ja sein Pferd. Auf Darwins Entgegnung, er hätte Mitleid mit dem Pferde, sah ihn jener mit dem Ausdrucke größten Erstaunens an und sprach: ah Don Carlos que cosa! Es war klar, daß solche Idee von Mitleid noch nie in seinem Kopfe aufgestiegen war. Auf dem offnen Platz im Dorfe El Carmen (Chile) läßt man in der brennendsten Sonne Hunderte von Pferden stundenlang stehen, während die frommen Besitzer an den erhebenden Prozessionen teilnehmen. Die schwachen Pferde Portoricos besteigen häufig zwei Personen, und Sonntags jagen lange Zeit auf ihnen die Neger umher mit großen Sporen an den nackten Füßen. Nicht allein Lima, sondern ganz Peru und Ecuador ist die „Hölle der Esel, Maultiere und Arrieros," daneben freilich auch der Himmel der Frauen und das Fegefeuer der Ehemänner. Überall, schreibt Steinheil, trifft man in dem hart am Magdalena gelegenen Barranquilla auf den Straßen die mit zwei Wasserfässern beladenen Esel, und zwischen den Fässern sitzt ein brauner junger Taugenichts, der das matte, schlecht genährte Tier in empörendster Weise zu rascherem Gange zwingt, indem er mit seinem Stocke auf eine eiternde Wunde desselben schlägt, die er durch einen Kreuzschnitt in der Haut hervorgerufen hat. Auch in Caracas ist von allen Tieren das geplagteste der Esel. Auf dem Wege von San Pedro de Atacama nach Cobija erliegen viele Maultiere dem Hunger, Durst und der Müdigkeit. Sie bleiben liegen. Der dort rastende Arriero wendet die durch die trockne Luft ausgedörrten Tiermumien so, daß sie die eingeschrumpften Beine himmelan strecken, und benutzt sie als Pfähle, um die Reittiere daran zu binden. Wie grausam die Schur der Schafe in Uruguay ist, beschreibt ausführlich das „Ausland" von 1871. Auch die Chews'uren lassen die Wolle auf dem Tiere überreif werden und rupfen sie dann ab. Das abgekratzte Fell der Schafe Bulgariens bot Heinrich Barth einen wahrhaft erschreckenden Anblick dar. Noch jetzt also sind manche sogenannte Kulturländer noch nicht über die alte Zeit Varros hinaus. Graf R. Anrep-Elmpt meint, das Fell der Pferde auf den Sandwichs-Inseln wäre so hart, daß man beständig die Sporen gebrauchen müßte; aber nur die fortgesetzte schlechte Behandlung der Europäer hat die Tiere dahin gebracht, erst nach wiederholtem Sporengeben schneller zu laufen. Auf den Kanaren haut man den Katzen stets die Schwänze ab, um sie „häuslicher und frommer" zu machen, und auf Cuba werden ihnen deshalb

die Ohren ziemlich weit abgestutzt, „weil der in die Ohren tröpfelnde Regen oder Tau ihnen die Wanderungen in Feld und Flur verleiden soll."

Wir wollen jetzt betrachten, wie die Kultur unseres hochgebildeten Jahrhunderts in Europa auf die Behandlung der Tiere gewirkt hat. Schule, Haus und Kirche wollen die Kinder erziehen, daß sie dereinst durch Aneignung eines gewissen Maßes von Kenntnissen, durch gebildetes und gesittetes Benehmen gegen ihre Mitmenschen, durch Aufnahme der höchsten Lehren der Religion zu brauchbaren Bürgern des modernen Staates sich ausbilden. Wenn aber in jenen Kreisen, die sich zu den besten zählen, geduldet wird, daß gegen Dienstboten und Untergebene die Kinder herrisch, anmaßend und tyrannisierend sich gebärden, wenn unbeachtet gelassen wird, wie sie auf ihren Spaziergängen oder im Garten die kleinen, niederen Tiere zertreten, wenn ihnen nicht gehörig verständlich gemacht wird, daß diese winzigen Wesen ebensogut Schmerzen empfinden wie die Menschen und halbzerquetscht stundenlang sich quälen, bis endlich der Tod sie gefühllos macht, wenn sie täglich sehen, wie Erwachsene der verschiedensten Stände Haustiere roh mißhandeln, wie kann da in dem jugendlichen Gemüte Barmherzigkeit auch für das Tier wachgerufen werden? Freilich wird auch der Spruch der Heiligen Schrift: „Liebet euch unter einander", zur bloßen Phrase, wenn das Kind in einem viel verbreiteten Schulbuch (nicht Soldatenbuch) lernt: Haut sie, daß die Lappen fliegen, oder in der Sammlung deutscher Gedichte für Schule und Haus von H. Wendt:

Die Reiter fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu säbeln, das däucht ihnen gut.

Gegen unberufene Eindringlinge in das Haus lernt das Kind Giftpapier mit Zucker bestreuen und an die passenden Orte legen. Darüber nachzudenken, unter welchen Qualen die Fliegen sterben, fällt dem Kinde nicht ein, und niemand macht es darauf aufmerksam. Das gehört sich so, das muß so sein. Unwissenheit hält die meisten Tiere, d. h. womöglich alles, was nicht Vogel oder Säugetier ist, für giftig, folglich müssen sie getötet werden; das Wie ist ganz gleichgültig.

Es würde hier zuweit führen, wollte ich von allen Völkern Europas, wenn auch nur wenige Beispiele anführen, die ihre Behandlung der Tiere charakterisieren. Mögen die folgenden genügen. Im katholischen Irland mußte erst durch einen Parlamentsbeschluß das Verbot ausgesprochen werden, den Pflug nicht mehr an den Schwanz des Pferdes zu binden. Im heidnischen China beschwert man nur deshalb diesen Teil des Esels mit einem Steine, um sich von seinen musikalischen Tönen zu befreien; man hatte nämlich die Beobachtung gemacht, daß er bei seinen jauchzenden Lauten stets denselben wagerecht ausstreckte. Eine Beschreibung der Stiergefechte in dem par excellence katholischen Spanien kann ich als allbekannt unterlassen. Wer diesen „großartigen" Schauspielen in der uralten Stadt Ronda während des Wonnemonats nicht wenigstens einmal beigewohnt hat, der steht auf gleich niedriger Stufe mit jenem Engländer, welcher nie unter den Zuschauern bei den nationalen Wettrennen sich befand. Wo auch immer die Spanier Kolonien gründeten, dorthin wurden auch diese Ausgeburten raffinierter Grausamkeit eingeführt. In Havanna müssen jene „feigen" Stiere, welche nicht kämpfen wollen,

Bluthunde niederreißen und zerfleischen. Die beliebten Hahnenkämpfe in ihren mannigfachen Abstufungen können auch nur zur Beförderung der Brutalität beitragen. Wer an solcherlei Anblick sich gewöhnt hat und schon als Unerwachsener, wie kann in dem je eine Spur von Mitleid mit Tieren auftauchen? Auf Sardinien haben die Esel an den Mühlen im Zimmer täglich 17 Stunden ununterbrochen zu arbeiten. Durch ganz Italien widerfährt dem Pferde eine ausnehmend schlechte Behandlung. Die Neapolitaner quälen täglich ihre Tiere mit einer so empörenden Grausamkeit, daß die verhältnismäßig kurze Qual des wenigstens rasch zu Tode gemarterten spanischen Stieres ihnen noch als ein glückliches Los erscheinen könnte. Ein römischer Vetturino sagt kaltblütig dem Nordeuropäer: Che volete, Signor, Roma è il paradiso dei preti e l'inferno dei cavalli. Nach der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 13. 12. 1864 bestand in den Landstädten des Kirchenstaates lange folgender grausamer Brauch. An einem bestimmten Tage im Jahre wird ein Stier auf dem Markte festgebunden und nun der ganzen Bevölkerung das Vergnügen gewährt ihn zu mißhandeln. Man schlägt ihn mit Stöcken, wirft Steine auf ihn, man sticht und schneidet mit Messern hinein, bis er tot ist. Das geeinte Italien hat die „gute alte Sitte" beibehalten. Ist sie aber im christlichen Lande nicht barbarischer als alle Tierkämpfe im heidnischen Rom? Im todbringenden Lande der Zitronen werden, wenn die Singvögel von uns fort gehen, ohne Unterschied von Alten und Jungen, von Kaufleuten, Handwerkern, Priestern und Edelleuten dieselben mit Fallen, Netzen, Sperbern, Kanzen während der Zeit ihres Durchzugs unablässig verfolgt. Deutschland versuchte durch die Presse und auf anderm Wege dieser Grausamkeit etwas zu steuern. Aber wie ist das möglich, wenn unter den Geistlichen selbst so viele leidenschaftliche roccoladori sich befinden? Und hatte Herr Aquenza in seiner Entgegnung nicht ganz recht, wenn er darauf hinwies, daß der Schutz der Vögel in Deutschland gleichfalls viel zu wünschen übrig ließe. — Man strickt Strümpfe für die Hottentotten und läßt die Armen Deutschlands im Winter barfuß laufen. — Nur ein Tier lebt im schönen Italien unbehelligt von Grausamkeit, die Katze. Sie wird gehegt, gepflegt, gehätschelt und verzogen. Wie in den ukrainischen Dörfern die langbärtigen Popen (dort Pipen genannt) vor ihrem Hause unter schattigem Baume mit der schlafenden Katze auf dem Schoße stundenlang in „Nachdenken versunken" sitzen, so begegnet man auch hier dem Schoßtiere in den Dörfern und Städten Italiens. Nur ein Katzenasyl fehlt noch, so weit ich es erfahren. Man könnte sich an dem in England ein Muster nehmen, wo man Arbeiter und Irländer verhungern läßt.

Wie steht es nun in Deutschland, zumal in den letzten Jahrzehnten nach Errichtung so vieler Vereine gegen Tierquälerei? Das römische Recht enthält noch keine Bestimmungen über Bestrafung der Mißhandlungen der Tiere; das Eigentum war höheren Rücksichten noch nicht untergeordnet. Auch in dem älteren deutschen Recht finden sich keine Strafvorschriften. Im Kriminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen von 1838 tritt zuerst in Artikel 310 die Vorschrift auf: Boshaftes und mutwilliges Quälen von Tieren wird mit Gefängnis bis vier

Wochen bestraft. Preußen publizierte später einen ähnlichen Paragraphen, stellte ihn aber unter die „Übertretungen in Beziehung auf die Sicherheit des Staates und der öffentlichen Ordnung," während Sachsen die Tierquälerei richtiger den „Verletzungen der Sittlichkeit" eingeordnet hatte. Nach dem Vorgange Englands, das die grausame Behandlung der Zug- und Lasttiere mit Strafe gegen die Führer ahndete, bildete sich auf dem Kontinente in Bayern (München) 1841 ein Verein gegen Tierquälerei, der bald zahlreiche Nachahmung hervorrief, so in der Schweiz und in anderen süddeutschen Staaten. 1850 wurde auch bei der französischen Nationalversammlung ein Antrag eingebracht und vom Ausschusse fast einstimmig genehmigt. In dessen Begründung heißt es wörtlich: „Den Mißhandlungen der Tiere vorbeugen, heißt arbeiten für die moralische Verbesserung der Menschen und für die physische der Tiere. Mitleid und Milde gegen sie führen mehr, als man glaubt, zur Humanität; denn der gegen Tiere grausame Mensch wird es gegen alle seinem Schutze anvertraute Wesen sein. Das Gesetz, indem es Akte der Barbarei seltener macht, wird die Sitten verbessern und allmählich die empörenden Auftritte beseitigen, die den Menschen mit dem Anblick des Blutes vertraut machen und in das Herz des Kindes die grausamen Gewohnheiten pflanzen, welche später auf sein Schicksal Einfluß ausüben." Alle Vereine gegen Tierquälerei drangen auch darauf, daß Familie und Schule ihren ganzen Einfluß geltend machen müßten, um beim Kinde die oft unbedachte Quälerei schon im Keim zu ersticken, und daß man bei Erwachsenen das Gefühl für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit dem Tiere gegenüber auf jegliche Art fördern müßte. Der Paragraph 360 des deutschen Strafgesetzbuches lautet: Wer öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt, wird bestraft.

Seit länger als einem Menschenalter sind also Gesetze und Vereine gegen Tierquälerei in Wirksamkeit getreten, eine neue Generation ist herangewachsen. Hat das Quälen der Tiere nachgelassen? Ich meine, daß den oben von mir angeführten Beispielen von Tierquälerei in den verschiedenen Ländern der Leser gewiß eine Reihe von Parallelen aus seiner Erfahrung in der eignen Heimat leicht wird hinzufügen können. Gesetzgebung und Tierschutzvereine werden so lange von verhältnismäßig geringerem Nutzen bleiben, bis aus der Familie heraus ein Umschwung in den Anschauungen stattfindet. So lange die Kinder in der Küche noch sehen können, daß Krebse mit kaltem Wasser aufgesetzt, die Aale bei lebendigem Leibe geschunden, andere Fische lebendig abgeschuppt und zerschnitten werden, so lange sie noch Regenwürmer lebendig auf Angelhaken spießen, Käfer und Schmetterlinge mit Nadeln durchbohren und langsam hinsterben lassen dürfen, so lange sie noch Vogelnester ausnehmen, jedes Tier, das ihnen in den Weg läuft, tot treten, so lange ist ihnen noch nicht die Gesinnung anerzogen, die jedwede Quälerei an großen oder kleinen Tieren aus Herzensgrund verabscheuen soll. Sind solche Kinder nun erwachsen und mehr als neunzig Prozent von ihnen in abhängigen Stellungen von anderen, dann lassen sie häufig nach gerechtfertigten oder ungerechtfertigten Zurechtweisungen ihrer Arbeitgeber, weil

der moralische Halt fehlt, ihren Ärger und Unmut entweder an Frau und Kind oder an den Haustieren aus. Das Schinden der armen Tiere wird noch gräßlicher, wenn der Branntwein den Ärger beschwichtigen soll. In den besser situierten Schichten treibt der vielgestaltige Sport zu andern Auswüchsen von Grausamkeit; je blasierter, desto gleichgültiger gegen das Wohl und Weh der Tiere.

In Norwegen herrscht ein schöner, herrlicher Brauch. Zu Weihnachten, wenn groß und klein mit Geschenken bedacht werden, dann erinnert man sich auch der Tiere des Hauses sowohl als der Felder. Auch ihnen soll eine Freude bereitet werden. Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, Pferde und Hund erhalten an den Festtagen doppelte Portionen. Auf dem Markt in Christiania stehen schon einige Tage vorher große Mengen von Garben mit vollen Ähren zum Verkauf; Büschel von ihnen hängt man für die hungernden Vögel an Zäune, Dächer und Bäume. Wäre das nicht nachahmenswert?

Wir belachen und verlachen die Chinesen so oft, unser Eigendünkel stellt uns hoch über sie. In dem von Dr. Aug. Specht herausgegebenen „Menschentum," 1883 S. 178, lesen wir: „Die Chinesen züchtigen ihre Tiere niemals. Infolgedessen wird ein Maulesel, der in den Händen eines Fremden nicht allein nutzlos, sondern geradezu gefährlich sein würde, in Besitz eines Chinesen so ruhig wie ein Lamm und so folgsam wie ein Hund. Wir sahen niemals, daß ein Maulesel oder Pony, den ein Chinese besaß, durchging, scheute oder sich boshaft erwies, die Tiere hielten auf schlechten wie auf guten Wegen stets denselben munteren Tritt ein und auf die Laute Thur-r oder Gluck-k gingen sie rechts oder links. Die Chinesen behandeln alle Tiere, die ihnen Dienste leisten, mit der gleichen Schonung. . . Wenn die Chinesen uns in der Kultur nicht gleichstehen, hier könnten sie uns als Vorbild dienen."

Dr. Specht fügt hinzu „Sehr wahr!" und sicherlich auch jeder Leser dieser Zeilen.

Die Südpolarräume.

Von

Traugott Tamm.

In unserer Zeit geographischer Detailforschung giebt es nur wenige Erdräume mehr, von denen wir so geringe Kunde haben, daß unsere Atlanten sich begnügen müssen, sie als „weiße Flecke" zur Darstellung zu bringen. Freilich, nicht gerade gering an Zahl und Ausdehnung sind diejenigen Gebiete, welche keines Europäers Fuß noch betreten, wo der Phantasie des Kartographen noch weiter Spielraum gelassen ist — so in Zentral-Asien, -Afrika und -Australien. — Aber selbst über diese unbekanntesten Gegenden jener drei Weltteile sind uns

mancherlei Anhaltspunkte gegeben, welche uns mit hoher Wahrscheinlichkeit, oft mit Gewißheit, Schlüsse gestatten auf die Natur und Gestaltung derselben.

Anders in den Polarräumen; dieselben sind noch immer die üppigsten Treibbete für die vagsten geographischen Hypothesen und Spekulationen — und zwar die arktischen Räume, von denen wir doch immerhin einige Kenntnis besitzen, kaum minder als die viel unbekannteren antarktischen Räume.

Hier allein finden sich noch wirkliche „weiße Flecke", und zumal innerhalb des Südpolarkreises dominiert die terra incognita dermaßen, daß eine Besprechung ihrer geographischen Verhältnisse entweder als unmöglich wegen des mangelnden Forschungsmaterials, oder aber als allzu leicht, ja unnötig erscheinen mag: zeigt ja doch der Blick auf eine Karte — etwa die Andree'sche — uns nichts als eine ausgedehnte Wasserfläche, hier und da von spärlichen Inselgruppen unterbrochen, zu deren Schilderung wenige Worte genügen würden.

Hält man jedoch gegen ein solches Blatt die vortreffliche, von Petermanns Meisterhand gezeichnete Südpolarkarte (Stielers Handatlas) und unterwirft dieselbe einem genaueren Studium, so gerät man in Erstaunen über die Fülle von Material, welche das anfangs so unscheinbar aussehende, gleichmäßig blaue und bläuliche, in der Mitte mit dem „weißen Fleck" versehene Kartenbild in sich verarbeitet hat. Und wenn auch der Südpol an Zahl der nach ihm ausgesendeten Forschungsexpeditionen hinter seinem begünstigteren Bruder im Norden unendlich zurücksteht, so wird doch der aus diesem Nachteil für den Südpol entspringende Mangel an geographischem und sonstigem Detail einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß man, mit der nötigen Vorsicht, manche für den Nordpol nachgewiesenen Verhältnisse auch auf den Südpol übertragen kann.

Auch giebt es kaum irgend einen größeren Teil der Erdoberfläche, welcher sich so sehr durch eine gewisse großartige Einfachheit und Gesetzmäßigkeit aller Verhältnisse auszeichnet wie die antarktischen Räume, sodaß hier in manchen Fällen die sonst so unsichere Theorie, der logische Schluß, ganz wohl die Lücken der thatsächlichen Beobachtungen auszufüllen vermag.

Werfen wir z. B. einen Blick auf die Karte, so sehen wir, daß die Landmassen zum allergrößten Teile der nördlichen Hemisphäre angehören, daß in erheblicher Weise nur die Südspitze von Amerika, Afrika und Australien hineinragen in die südliche Hemisphäre: Letztere ist also überwiegend ozeanischen Charakters; von den Räumen, die der 40.° S. Br. einschließt, nimmt das feste Land einen kaum nennenswerten Betrag für sich in Anspruch. Dasjenige folglich, was auf der Nordhalbkugel die Einfachheit und Gesetzmäßigkeit besonders der klimatologischen Verhältnisse zu stören geeignet ist, fällt hier fort: zumal was die Verteilung der Temperatur, der Niederschlagsmengen, die Theorie der Luft- und Meeresströmungen angeht.

Andererseits wird von dieser Ozeanität des fraglichen Gebietes auch eine unleugbare Schwierigkeit bedingt, die Schwierigkeit nämlich der Abgrenzung desselben; es leuchtet ein, daß es leichter ist, ein Gebiet zu behandeln, welches sowohl geographisch als nach seinen anderen Beziehungen ein vollständig abge-

schlossenes und sich reinlich von den Nachbargebieten abhebendes Ganze bildet, als ein Gebiet, welches nur durch eine imaginäre Grenzlinie — eben den Südpolarkreis — geschieden wird von den rings sich ausbreitenden großen Weltmeeren. Es giebt wohl keine einzige die antarktischen Räume angehende Frage, welche nicht auch für jene Nachbargebiete von Bedeutung wäre — und umgekehrt!

In den arktischen Räumen ist es anders: dieselben tragen nicht annähernd den ozeanischen Charakter, wie er die antarktischen Regionen dominiert; der Nordpolarkreis kann hier nicht Grenze sein, denn er zieht sich zu etwa dreiviertel über Landmassen hin; durch die letzteren wird das arktische Meer zu einem abgeschlossenen Becken für sich; der schmale Einschnitt der Behringstraße vermag diese Abgeschlossenheit nicht aufzuheben, ebenso nicht der breitere Durchgang zum Nord-Atlantik — hier bildet eine bedeutende submarine Erhebung von Baffinsland quer durch die Davisstraße nach Grönland und von da über Island (Nordkap), die Faröer und die Shetlandsinseln nach Norwegen (Kap Statland) die Scheide, unterbrochen nur durch eine schmale Rinne. Will man daher einen Parallelkreis als Grenze haben, so würde auf der atlantischen Seite eher der 60.° N. Br. zu wählen sein als der Nordpolarkreis.

Im Südpolarkreis dagegen findet sich keine ähnliche morphologische Grenzlinie; man hat zwar den Südpolarkreis dafür vorgeschlagen, aber anscheinend ohne genügende Berechtigung; denn die hier und da unter dieser Breite vorkommenden Landgruppen können eine solche Scheide schwerlich rechtfertigen; ganz unmittelbar gehen die drei Ozeane in das antarktische Meer über, sodaß sich eine wirkliche Grenzlinie auf morphologischer Basis kaum finden läßt. Aber wir können uns, unter solchen Verhältnissen, trotzdem mit dem Südpolarkreise begnügen, obwohl derselbe nur eine Scheide auf dem Papier ist; wenigstens giebt er eine Grenze ab, die „bequem ist für die Konstruktion und Rechnung, und sich dem Auge wie dem Gedächtnis leicht einprägt." (O. Krümmel, Vers. einer vergleich). Morphologie der Meeresräume).

Das Areal, welches so vom Südpolarkreise umschrieben ist, beträgt 20 477 800 □km, 371 898 □Meilen (Krümmel) — ein recht beträchtlicher Teil der Erdoberfläche also, der, wie schon erwähnt, der Hauptsache nach noch immer „weißer Fleck", gänzlich unerforschtes Gebiet ist.

I.

Betrachten wir nun zunächst die thermischen Verhältnisse unseres Gebietes. Leider fehlt uns über dieselben — das muß von vornherein betont werden — fast alles thatsächliche Beobachtungsmaterial; abgesehen von den wenig zahlreichen und bei weitem nicht erschöpfenden Observationen, welche durch die Forschungsexpeditionen angestellt wurden, bleibt uns lediglich die schon vorhin erwähnte, aus der Ozeanität der Südhalbkugel als Ganzen notwendig entspringende, großartige Einfachheit als schwaches Hilfsmittel. Wenn wir nämlich diese Ozeanität auch für die Zentralregion in Anspruch nehmen, so kommen wir

zu immerhin beachtenswerten, aber auch nur unter dieser Voraussetzung sicheren Resultaten. Andrerseits stehen uns die ganz verschiedenen Verhältnisse der Nordpolarräume zur Vergleichung zu Gebote.

Die Unterschiede zwischen ozeanischem und kontinentalem Klima sind ja bekannt genug; auf großen Festlandsmassen ist naturgemäß die Insolation eine viel größere als auf Meeresräumen, die Erwärmung über den ersteren nimmt deshalb einen ungemein stärkeren Fortgang (sie ist fast doppelt so groß als auf der Fläche des Ozeans!), sodaß dieselben auch in hohen Breiten noch sehr heiße Sommer haben werden. Dafür allerdings ist die Ausstrahlung der Kontinente gleichfalls eine viel bedeutendere, und infolgedessen die Wintertemperaturen enorm niedrige; man denke nur an Nordost-Asien, die Gegend von Jakutsk, mit ihren ungeheuerlichen Temperaturschwankungen! Während sich also das Kontinentalklima in den Extremen bewegt, sehen wir in ozeanischen Räumen, bei der großen Wärmekapazität des Wassers und bei der starken Verdunstung, welche fast die Hälfte der Sonnenwärme verbraucht, sowie bei der daraus resultierenden stärkeren Bewölkung das Bestreben, die Temperatur auf einem dem Mittel sich annähernden Stande zu erhalten.

Welchen Einfluß die Meeresbedeckung resp. das Vorherrschen von Festlandsmassen auf die Wärmeverteilung hat, verrät uns der flüchtigste Blick auf eine Isothermenkarte: Auf der Nordhalbkugel haben die Isothermen der Luft — anders als die Isothermen der Meeresoberfläche, welche, durch die Strömungsverhältnisse noch mehr beeinflußt als jene, eine unregelmäßigere Gestaltung tragen — nur bis etwa 40.° Br. einen den Parallelkreisen ähnlichen Verlauf. Auf der Südhalbkugel ist diese Ähnlichkeit des Verlaufs nicht nur eine vollständigere, sondern zeigt sich noch bis über den 60.° Br. hinaus: In höhere südliche Breiten reicht unsere Kenntnis der thermischen Verhältnisse, streng genommen nicht — höchstens noch gegen ca. 70° Br.

Der berühmte österreichische Meteorolog Hann hat nun, nach dem Vorgange mehrerer anderer, den Versuch gemacht, auf rein mathematischem Wege die Temperaturverhältnisse einer Wasserhemisphäre zu ermitteln; seine Resultate stellen sich dar in mehreren Tabellen, welche von 10 zu 10°, vom Äquator an bis zum Pol, die Jahrestemperaturen sowie diejenigen des wärmsten und kältesten Monats angeben und welche klar erkennen lassen, daß sowohl auf der von ihm gesetzten Wasserhemisphäre als auf der Südhalbkugel, wie sie faktisch gestaltet ist, die Räume von 0° bis 42½° Br. eine geringere mittlere Wärme besitzen als dieselben Breiten der kontinentalen Nordhemisphäre; daß dagegen in höheren Breiten eine Umkehrung dieses Verhältnisses stattfindet. — Doch ist eine größere Wärme der höheren südlichen Breiten zu erweisen nur für die Räume von 42½° S. Br. an bis etwa zum Südpolarkreise hin — was die antarktische Zentralregion selbst angeht, so sagt Hann: „Die Temperaturen jenseits des 70. Breitengrades haben eigentlich keine reelle Bedeutung, da sie nur für ein offenes, eisfreies Meer gelten würden."

Wir verschieben die ausführliche Besprechung der Frage nach der Verteilung des Flüssigen und des Festen, ob sich innerhalb des Südpolarkreises ein Kontinent befindet, ob Inselgruppen u. s. w., auf später und sagen, vorgreifend, hier nur, daß nach unserer Ansicht die Existenz eines offenen, eisfreien Meeres in den antarktischen Räumen ganz und gar ausgeschlossen ist, so daß also jene Hann'sche Tabelle für diese Regionen direkt von nicht allzu großer Bedeutung ist.

Wie milde die Wintertemperatur noch in der Nähe des Südpolarkreises ist, dafür haben wir einen eklatanten Beweis in den Aufzeichnungen eines Minimumthermometers, welches 1829 auf der Dezeption-Insel (Südshetlandsgruppe), 63° S. Br., deponiert und 1842, 13 Jahre später, wieder aufgefunden ward: Dasselbe notierte das absolute Minimum von nur — 5° F., = — 16,45° R., = — 20,56° C.! Wenn wir die niedrigsten Temperaturen von Orten der Nordhemisphäre, welche unter derselben Breite gelegen sind, damit vergleichen, so finden wir für Fort Reliance in Nordamerika (fast 63° Br.) und für Jakutsk (nur 62° Br.) — 45,4° R., = — 56,75° C., resp. — 46,6° R., = — 58,25° C.: „Die absolut niedrigsten Temperaturen, die je auf unserem ganzen Erdenrund notiert wurden! Hier, in der neuen Welt sowohl als in der alten, erstreckt sich die Äquatorialgrenze des Gefrierens des Queckſilbers, welches einen Kältegrad von mindestens — 32° R. voraussetzt, bis zum 44.° N. Br. Noch in Zentraleuropa (z. B. in Moskau) sinkt die Winterkälte doppelt so tief als diejenige auf der Dezeption-Insel; in Berlin (am 23. Jan. 1823) ist sie noch zu — 28° R., in Paris (25. Jan. 1795) zu — 23,5° R., in Lyon zu — 22,0° R., in Mailand zu — 12,9° R. beobachtet worden. Die Schlußfolgerung ist also, daß die größte Winterkälte in 63° S. Br. der australen Ozeane nicht größer ist als etwa in Südfrankreich und Norditalien!" (Petermann.)

Durchschnittlich unter 60° 30′ S. Br. zieht sich die 0° Isotherme der Luft für Januar - Februar, also für den Südsommer, um die Erde herum. Die 0° Isotherme für den Australwinter, Juli-August, verläuft unter 50—54° S. Br.

Sir James Clark Roß hat auf seinen berühmten Südpolarexpeditionen die mittlere Sommertemperatur für 64° S. Br. gefunden zu — 0,9° C., in vierzehnmonatlichen Beobachtungen auf den Breiten von 60—68°, während der Monate Dezember bis März inkl. Als Februar-Temperatur der Gegenden von 75—78° S. Br. ergab sich ihm sogar nur diejenige von — 4,4° C. Nirgendswo auf der ganzen Erde sind gleich niedrige Sommertemperaturen jemals konstatiert worden! —

Eine Überwinterung in hohen südlichen Breiten ist noch nie unternommen worden; es läßt sich also über die Wintertemperaturen so gut wie nichts feststellen. Wir haben da nur jene Hann'schen Berechnungen, welche ja lediglich für eine Wasserhemisphäre, für ein offenes, eisfreies Meer Gültigkeit hätten. Dieselben geben dem kältesten Monat am Pol — 13,9° C., und dem ganzen Jahre — 10,8° C.; umgekehrt, auf einer Landhemisphäre, würde dem Pol eine Jahrestemperatur von 32,0° C. zukommen. Zwischen diesen beiden Extremen hätte man zu wählen, resp. die Mitte zu finden.

Allein es wäre außerdem noch in Betracht zu ziehen, daß der Pol nichts ist als ein mathematischer Punkt; auf der Nordhalbkugel fallen mathematischer Pol und Kältepol durchaus nicht zusammen; der Kältepol ist nicht durch bloße Rechnung zu finden, sondern wird gegeben durch die bestehende Verteilung von Land und Wasser; diese letztere nun ist uns in den arktischen Regionen ungleich besser bekannt als in den antarktischen. Wo sich hier der Kältepol befindet, ob es einen oder mehrere giebt, darüber können wir uns nicht einmal Mutmaßungen erlauben. Wir müssen die Lösung dieser Frage einer vielleicht noch sehr fernen Zukunft überlassen — falls eine Lösung überhaupt möglich ist!

II.

Die Worte „Pol, Polargegenden" pflegen in jedem zunächst die Vorstellungen von alles ertötender Kälte und starrenden Eiswüsten zu erwecken. Und in der That, Kälte und Eis sind die ausschlaggebenden Faktoren in polaren Erdräumen.

Wer die zierlichen, zarten Eisblumen betrachtet, die der Winter auf die Fensterscheiben gehaucht, kann allenfalls Stoff in ihnen finden zu interessanten Beobachtungen und Schlüssen mannigfacher Art, aber nie wird er nach ihnen einen Begriff sich machen können von dem, was Winter und Frost bedeuten in hohen Breiten, von dem, was der Nordpolarforscher Dr. Hayes sehr treffend „Polar-Dynamik" genannt hat — so wenig als die Treibhauspflanze unter ihrem sicheren Glasdache etwas zu erfahren vermag von den Stürmen, welche draußen die knorrigen Äste der Waldbäume knicken.

Auch der gewöhnliche Vorgang, daß unsere Seen, Föhrden und Haffe von einer spiegelblanken Fläche Eises überlegt werden, oder etwa Naturschauspiele, wie ein Eisgang (beispielsweise auf der Weichsel), so großartig sie sind, können unsere Vorstellungen von Eigenart und Kraftentfaltung polarer Eisgebilde nicht wesentlich bereichern und berichtigen. Erst das Schöpfen aus der Quelle, d. h. hier aus den Journalen der Polarreisenden selbst, setzt uns in den Stand eine schwache Nachempfindung uns zu verschaffen von der Großartigkeit der „Polardynamik."

Fassen wir das Eis der Polargegenden ins Auge, so gewahren wir sowohl seinem Ursprunge als der Art seines Auftretens nach eine große Verschiedenheit desselben; sodaß wir es zunächst zu scheiden haben werden nach zwei Hauptkategorien! Süßwasser- und Salzwasser-(Meer-)Eis.

Das Süßwassereis seinerseits zerfällt in Flußeis — welches jedoch hier übergangen werden darf, einfach weil es in den antarktischen Räumen, soweit wir wissen, keine Flüsse giebt und geben kann — und Gletschereis.

Das Meer- oder Salzwassereis, dessen Bildung und Auftreten („Metamorphose") wir zuvörderst besprechen wollen, ist entweder festliegendes, Land-Eis (das aber in den Südpolarregionen von geringem Belang ist), oder sogenanntes Treibeis. —

Sobald der kurze Südpolarsommer vorüber ist und der Winter einsetzt, beginnt der Gefrierprozeß auch des Meerwassers. Bekanntlich liegt der Eispunkt

des letzteren nicht wie der des Süßwassers bei 0°, sondern bei — 2° bis — 3° C. Ist nun die Temperatur soweit erniedrigt, dann schießen die Eiskristalle in Gestalt von spitzigen Nadeln an und bilden einen weichen, wenig widerstandskräftigen Brei, vermischt mit der durch die Kristallisation des Wassers ausgeschiedenen Salzsoole. Allmählich wird der Brei zu einer zusammenhängenden Decke von zunächst nur geringer Dicke, deren Elastizität aber so groß ist, daß bei einigermaßen stillem Wetter die darunter hergehende Dünung die Decke nicht zu zerbrechen vermag, sondern in eine langsam schwingende Wellenbewegung versetzt. Doch kann man, wie Weyprecht erzählt, das Eis selbst bei erheblicherer Dicke noch mit einem Stocke durchstoßen, wenn Süßwassereis schon längst eine spröde, glasharte Masse gebildet hätte.

Bei ziemlich niedriger Temperatur vergrößert sich bereits in den ersten vierundzwanzig Stunden die Dicke des Eises sehr rasch — meist so rasch, daß die Ausscheidung des Salzes und der sonstigen chemischen Beimischungen des Meerwassers nicht vollständig vor sich gehen kann, sondern daß kohlensaurer Kalk, Magnesia, Schwefelsäure und Chlor im Eise mit eingeschlossen bleiben, und Kochsalz nicht nur als Salzsoole, sondern wahrscheinlich (nach Boguslawsky) auch kristallisiert. Nach kurzer Frist aber schießen die Salzkristalle unter dem Eise und auf dessen Oberfläche an; „die glatte Fläche des jungen Eises sieht aus wie eine überfrorene Wiese“ (Weyprecht), indem die Salzkristalle zarten, zierlich bereiften Gräsern ähneln. Auf diese Weise scheidet sich sehr bald das Salz fast vollständig aus. In zweimal vierundzwanzig Stunden ist die Decke mit einer 2 Zoll dicken Salzkruste überzogen!

Da das Salz ein hygroskopischer Körper ist, so bleibt eine Menge Feuchtigkeit gebunden, was zur Folge hat, daß das Eis, selbst wenn es schon stark genug ist, um das Gewicht des menschlichen Körpers zu tragen, noch wie eine ausgespannte Lederdecke unter den Tritten nachgiebt. Bei härterem Froste verdunstet allmählich diese Feuchtigkeit, und das Eis wird hart und glasartig wie Süßwassereis.

Die Salzkruste jedoch wird erst durch die Schmelzwasser des nächsten Sommers ausgewaschen. — —

Das Meereis kann sich immer nur an geschützteren Stellen bilden: denn nur den oberen Wasserteilchen vermag der Frost die zur Erstarrung erforderliche niedrige Temperatur mitzuteilen; starke Strömungen aber und vor allem Stürme wie diejenigen des Südpolargebietes, welche mit furchtbarer Wut und großer Beharrlichkeit das Meer durchwühlen, vermischen die durchkältete Oberflächenschicht immer wieder mit den wärmeren unteren Wasserteilchen und verhindern dergestalt die Eisbildung. Die für letztere günstigen Lokalitäten werden also besonders Buchten und enge, stromfreie, fjordähnliche Meeresgassen zwischen Inseln, Festländern oder dem Meeresgrunde aufsitzende Eismassen (anderen Ursprunges) sein.

Danach kann es nicht wunderbar erscheinen, daß das Meereis am Südpol, auf dem stürmischsten aller Meere, wo nur verhältnismäßig wenige Örtlichkeiten der eben geschilderten Art aufzufinden sind, eine weit geringere Rolle spielt als

in dem arktischen Meere, das wie zur Eisbildung geschaffen ist, mit seinem Inselgewirre, seinen trichterförmigen und gewundenen Durchfahrten. — —

Ist nun an dergestalt beschaffenen Lokalitäten eine Eisfläche entstanden, dann tritt das zweite Stadium der ganzen Metamorphose ein: der nächste heftige Sturm und der durch ihn hervorgerufene Anprall der Wogen zertrümmern die Fläche, schleudern sie auseinander und treiben sie oft mit riesiger Geschwindigkeit fort bis weit von ihrer Geburtsstätte; nur an den Küsten hält sich ein vergleichsweise schmaler Streif, das Landeis, welches im Laufe der Jahre zu großer Mächtigkeit anwachsen kann.

Die losgerissenen Eisstücke sind von äußerst verschiedener Ausdehnung — und je nach dieser pflegt man sie zu benennen als: Eisbrocken, Schollen, Flarden und Felder (für ganz junges, eben erst gebildetes Eis kennt man die Bezeichnungen: Pfannkucheneis, Blaseneis u. s. w.). Man hat, wenn auch selten, Felder von über 20 geogr. Meilen Länge gemessen, besonders im Nordpolarmeere; aus dem Südpolargebiet sind mir derartige Fälle nicht bekannt geworden. —

Es erfolgt nun das dritte Stadium der Packeisbildung.

Der Sturm hat nachgelassen, und die Trümmermasse bewegt sich nur mehr langsam von der Stelle. Die Temperatur sinkt stetig; Wind und Wogen haben die Schollen wieder dichter zusammengepreßt, auf einander geschweißt, die scharfen Kanten abgedrückt und abgerundet und wiederum neue gebildet, so daß ein wildes, wirres Chaos von beweglichen, kreiselnden Eismassen an die Stelle der verhältnismäßig glatten, durch die Dünung nur leicht gefalteten Fläche getreten ist.

Der Frost bindet nun die etagenweis über einander getürmten Haufen fest zusammen, läßt aber dafür an anderen Stellen, durch seine kontrahierende Kraft, breite, lange Risse entstehen, durch welche das Wasser schlürfend und gurgelnd zu Tage tritt, um auch seinerseits bald zu Eis zu erstarren. Dabei entstehen gewaltige Nebelwolken, so daß der Treibeisgürtel meist unter einer dichten Dunsthülle ruht.

Je nach der Richtung und Stärke von Strömung und Wind gerät die ganze Masse ins Treiben, schneller oder langsamer, und die aufwärts gebogenen Schollen und Eiswände dienen gleichsam als Segel. Der häufig und in ungeheuren Mengen fallende Schnee füllt die Unebenheiten zwischen den Hügeln, Schroffen und Nadeln aus und wird mit dem gefrierenden Spaltenwasser zu mehr oder minder porösem Eise.

Durch diesen Schnee aber, der sich in den Klüften und Einsenkungen schwerer und massiger anhäuft als auf den ebeneren, freieren Flächen, wird das soeben erst mühsam hergestellte Gleichgewicht zwischen den einzelnen Teilen der schwimmenden Eisinsel wieder aufgehoben; die beschwerten Felder senken sich und sprengen dadurch das junge Eis, mit welchem sie an die Nachbarfelder angekittet waren; die leichteren Flarden werden emporgehoben und durch den gewaltigen allseitigen Druck über die anderen geschoben, und die drehende, pressende Bewegung nimmt von neuem ihren Anfang, bis der Frost ihr abermals, und sei's auch nur auf kurze Frist, Einhalt thut.

Während dieses Kampfes sind hin und wieder lange, gewundene Gassen, Löcher und Waken entstanden, welche angefüllt sind mit hin und hertreibenden Brocken und Schollen, und in denen das Wasser so ruhig ist, daß man, in ihnen eingeschlossen, wenig oder nichts von dem Wüten und Toben des sturmgepeitschten Meeres draußen merkt.

An den Rändern der Treibeismasse schlagen die Wellen fortwährend Stück für Stück ab und schleudern die Brocken auf das nächstgelegene Feld hinauf, wo sie, mit dem Schaum und Spritzwasser zusammen aufriereud, einen wilden, in den unregelmäßigsten Formen und Haufen emporragenden Wall bilden.

Die Felder einer derartigen Eisinsel sind nun in ihrer ganzen Dicke und komplizierten Schichtung bei weitem nicht das Werk eines einzigen Winters; es sind darunter solche jüngsten und allerjüngsten Datums und solche von mitunter recht hohem Alter. Denn der kurze, kühle Sommer vermag das Eis des vergangenen Winters, soweit es in höheren Breiten verbleibt, nur zum kleineren Teile zu schmelzen; das weniger widerstandskräftige Schnee-Eis, welches die oberen Lagen ausmacht, taut zwar bald ab und bildet oft große seichte Tümpel und Seen auf den Feldern; aber der eigentlichen harten Kernmasse können innerhalb des Südpolarkreises die schwachen Sonnenstrahlen wohl nur wenig anhaben. (Schluß folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geologie.

Ein vulkanischer Ausbruch im Geisergebiete auf Neu-Seeland.

In einer im allgemeinen öden und landschaftlich wenig ansprechenden Umgebung auf der Nordinsel von Neuseeland, etwa 55 km von der Küste der Bai des Überflusses (Bay of Plenty) entfernt, lag der kleine Rotomahana oder der warme See, ein etwa 3 ha umfassendes Seebecken, erfüllt von einem 30—40° C. warmem Wasser. Als das Seengebiet der Nordinsel pflegte man den betreffenden Bezirk zu bezeichnen oder wohl auch als das „Wunderland der südlichen Hemisphäre." Und wahrlich der letztere Name war nicht schlecht gewählt, denn thatsächlich gehörte und gehört dieser Landstrich zu den interessantesten Gebieten der bekannten Erde.

Die ersten Nachrichten von der Existenz von heißen Quellen, von kochenden Springquellen, von Warmwasserseen, von auf Anhöhen gelegenen Kieselsinterbecken, erfüllt mit kochend heißem, kristallklarem Gewässer, das über die Hänge niederfließend auf denselben die wunderbarsten Terrassen aus Kieselsinter gebildet, Bildungen, die ihresgleichen auf der bekannten Erde nicht wieder finden, stammen aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts (1835 und 1843, Yates und

E. Dieffenbach). Aber erst durch die klassischen Schilderungen Hochstetters, der als Mitglied der österreichischen Novara-Expedition Gelegenheit fand, das Seen-Gebiet zu bereisen, sind Neuseelands Vulkan- und Geisergebiete populär geworden. Nicht weniger als 25 größere heiße Quellen konnte er im Umkreise des Rotomahana zählen. Der Boden der kleinen Insel Puai, auf der er übernachtete, war unleidlich heiß; wo er den Stock einstieß, fuhr heißer Wasserdampf zischend aus dem weichen Boden hervor, sodaß er schon damals zu der Überzeugung gedrängt wurde, er liege auf einem „schlummernden Vulkane," über einer „noch schlummernden unterirdischen Glut".

In der That ist man gewöhnt, die Erscheinungen, wie sie im Umkreise des Sees zu beobachten sind, als „vulkanische Nachwirkungen" zu bezeichnen, und gerade hier sollen sie nach den Aussagen der Eingeborenen von Zeit zu Zeit besondere Steigerungen erfahren. Erzählen sie doch den Reisenden, daß die im schneeweißen Quellbecken, im steten heftigen Aufwallen befindlichen heißen, schön blauen Wassermassen der „Tetarata Sprudelquelle", am Nordostende des Sees 36 m über dem Seespiegel gelegen, bisweilen in ihrer Grenze mit ungeheurer Gewalt ausgeworfen werden. Die Lage des Rotomahana zwischen der Insel Ohakari oder White Island in der sogenannten Bay of Plenty mit ihrer dampfenden Spitze und dem gewaltigen Kraterberge Tongarino (1981 m), dessen Solfatarenthätigkeit sich 1857 und 1871 bis zu Aschenauswürfen und Lavaergüssen steigerte, führte v. Hochstetter zu der Annahme einer großen, am Nordwestende des unermittelt endenden paläozoischen Grundgebirges verlaufenden, die beiden genannten Punkte verbindenden Vulkan-Spalte.

Wie richtig Hochstetters Annahme gewesen, das zeigte sich in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni des vorigen Jahres, einer Nacht des Schreckens für die im Seengebiete wohnenden Maoris, als der 820 m hohe Tarawerаberg, südlich vom Rotomahana gelegen, ominös „der glühende Felsen", aber als Leichenaussetzungsstätte der Maoris auch „der Berg des Schweigens" genannt, unter fürchterlichen Zuckungen einen Ausbruch hatte, dem bald der Ausbruch des Rotomahana-Sees selbst nachfolgte.

In Auckland (230 km weit entfernt) glaubte man Notschüsse eines gestrandeten Schiffes zu vernehmen, in Tauranga (70 km N.N.W.) verspürte man drei Stunden hindurch Erderschütterungen, und der Himmel blieb stundenlang durch Staubmassen verfinstert, welche den Boden bis $3^1/_2$ cm hoch bedeckten Zu Gisborne (160 km O.S.O) vernahm man dazu noch ein unterirdisches Donnergetöse und sah von weitem eine große und immer größer werdende schirmähnliche Wolke im Feuerschein strahlen und selbst zu Dunedin (1000 km weit auf der Südinsel gelegen) verspürte man die Eruption und zwar in der Form von elektrischen Störungen.

Aber auch aus geringerer Entfernung liegen viele Mitteilungen vor. So waren die Bewohner des 22 km gegen W.N.W von der Ausbruchsstelle entfernten, am gleichnamigen See gelegenen Ortes anfangs der Meinung, ein neuer Geiser habe sich in unmittelbarer Nähe gebildet, bis sie durch den Feuerschein über dem

Taraweraberge und durch die Aschenwolke eines besseren belehrt wurden. Tausende von glühenden Projektilen sollen sternschnuppenartig durch die Luft geflogen sein, und dem ganzen Himmel schienen Blitze zu entflammen. Bald, von 4 Uhr morgens an, begann auch sandähnliche Asche (zerstäubtes, vulkanisches Gestein) niederzufallen. In dem kaum 8 km westlich von der Ausbruchsstelle gelegenen Wairoa waren die Folgen des Ausbruchs weit bösartiger. Hier gingen schon Menschenleben zu Grunde, unter Umständen, die uns auf das lebhafteste an die Schilderungen erinnern, welche uns von dem ersten großen Vesuvausbruch im Jahre 79 nach Beginn unserer Zeitrechnung erhalten geblieben sind.

Von hier aus nahm man die Ausbruchsöffnungen (Kratere) am Tarawera-berge wahr. 300 Meter hoch sprühte der Glutschein, glühende Projektile flogen mehr als Kilometer weit durch die Luft, ein förmlicher Hagel von Gesteins-brocken fiel auf die Dächer nieder, sodaß sie endlich unter der Last der Auswürf-linge zusammenbrachen und die Menschen erdrückten oder begruben. So verlor der verdienstvolle Prediger Hazard mit drei Kindern das Leben, während seine unglückliche Frau nach mehreren Stunden noch lebend ausgegraben werden konnte.

Schon am nächsten Tage gingen von Wairoa Expeditionen an den Tarawera und Rotomahana ab, um den Maoris Hilfe zu bringen. Sie fanden das Land unter einer bis zu 10 m mächtigen Aschenschicht, über welche sich die bis 0,6 m starke Schlammschicht lagerte, begraben, die Ansiedelungen aber waren zerstört und verschüttet. Einem Leichentuche vergleichbar bedeckten die grauweißen Ausbruchs-massen das Land. Buckeln des Tarawerasees, waren ausgefüllt mit Schlamm und vulkanischer Asche, der Abfluß des Rotomahana vertrocknet, ein gewaltiger, tiefer Kraterkessel fand sich an Stelle des Rotomahanasees und dort, wo einst das „Weltwunder", die weiße Kieselsinterterrasse, sich befunden hatte, sah man ge-waltige Dampf- und Aschenwolken aus dem kraterähnlichen Loche emporsteigen.

Nähere Angaben verdanken wir dem Generalvermessungsassistenten Percy Smith, der als der Erste schon am 10. Juni den Taraweraberg bestieg. Durch eine weite neugebildete Kluft an der Südseite des Berges, die er als förmlich „aus-geblasen" bezeichnet und die sich bis in die Nähe des Rotomahanasees hin er-streckt, in einer Gesamtlänge von mehr als 10 km, drang er gegen die Berghöhe vor. Im Osten des Sees findet sich auf $1\frac{1}{4}$ km Länge eine 200 m breite, von 50—70 m hohen Wänden begrenzte Aufklaffung, in der sich ein neuer See durch die vom Berge niederfließenden Wasser bildete. Ein zweiter kleiner See liegt bergwärts in höherer Lage, in einem zweiten kleinen Kraterloche von etwa 8000 m Durchmesser.

Das Wasser desselben ist klar und von grüner Farbe. Eine schmale Er-höhung, scharf „wie eine Messerschneide", scheidet ihn von dem in der Tiefe liegen-den, trüb schlammigen Gewässer des vorhin erwähnten Sees. Unmittelbar daran schließt sich der große Spalt an der Südseite des Taraweraberges. Gelbe Eisen-chloride bedecken die Ränder dieses durchschnittlich über 200 m weiten Risses, dessen Wände vom Boden bis über 60 m Höhe aus roten und schwarzen

Schlacken bestehen. Bergwärts nehmen sie an Höhe zu, bis zu 260 m vertikal über der Sohle, aus welcher ebensowohl wie aus den Seitenwänden dunkelbrauner Dampf an vielen Stellen hervorbrach.

Ein zweiter Riß liegt etwa 400 m vom ersten entfernt und zieht sich 2500 m lang auf der Höhe des Gebirges hin. Durch scharfe Erhöhungen ist dieser 240 m weite Riß in sieben kraterähnliche Abschnitte geteilt, von welchen einer eine Tiefe von fast 200 m erreicht, ja auf der nördlichsten Berghöhe, dem Wahanga, findet sich ein bis 350 m tiefer Schlund.

Zwei benachbarte Spitzen des Tarawerагebirges erscheinen nach der Eruption durch ungeheure Schlackenmassen verbunden, deren Mengen so beträchtlich sind, daß sie das Profil des Gebirges vielfach verändert haben. Die Auswurfsstoffe sind von den anstehenden, an vielen Punkten des Gebirges zu Tage liegenden Gesteinen des alten Berges gründlich verschieden.

Dieser Spaltenzug läßt sich demnach einerseits durchs ganze Tarawera-gebirge verfolgen, andererseits, nach Südwesten hin, zieht er quer über den gleichfalls ausgeblasenen Rotomahanasee, 6 km weit bis gegen Okao.

Ein neuer winziger See lag zur Zeit von Smiths Besuch 150 m tief im großen Kessel des Rotomahanaseekraters; kaum 2500□m groß, ist er begrenzt von vielen Dampflöchern und Kratern, die bis zu 50 m Durchmesser erreichen und aus welchen fort und fort entweder Dampfwolken oder Sand- und Schlamm-massen herausgeschleudert werden. Letztere bilden rundliche Hügel um die Ränder der Ausbruchsöffnung herum, deren höchster dort lag, wo sich die herrliche, weiße Kieselsinterterrasse befunden hatte. Ein 150 m tiefer Krater befindet sich mit Wasser gefüllt und fort und fort dichte Dampfwolken entwickelnd im Südwesten des Rotomahanakraters und wurde als der schwarze Krater („Black Crater") bezeichnet.

Etwa 200 m von diesem Krater entfernt, fand Smith einen Steinblock von mindestens 100 Tonnen Gewicht, welcher nach seiner Meinung während der Eruption ausgeworfen wurde, was mit einen Begriff geben kann von der gewaltigen Intensität der Explosionen. Noch weiter südwärts liegt ein mehr als 4 ha umfassendes Loch, das — nun mit Wasser gefüllt — offenbar durch die Explosion ausgeblasen wurde und wohl in Vergleich gebracht werden darf mit den bekannten Kesselkratern oder Maaren, wie wir sie aus der Eifelgegend und aus dem Albanergebiete kennen (Pulvermann, See von Nemi, Albano u. a.)

Etwa 800 m westwärts vom Rotomahana liegt die „schwarze Terrasse", eine Ausbruchsstelle, woselbst Sand, Schlamm in bedeutenden Quantitäten zu Tage befördert wurden.

Gründliche Darlegungen hat auch Dr. Hector, der gegenwärtige Leiter der geologischen Aufnahmearbeiten auf Neu-Seeland, gegeben, der an der Spitze einer Expedition, bald nach dem Ausbruche, das Eruptionsgebiet besucht. Wir wollen nur noch die eine oder andere der von ihm ausgesprochenen Angaben in Kürze erwähnen.

Er hebt hervor, daß besonders großartige Massen von Bimssteinstaub vom Tarawera ausgeworfen worden seien, die nun einen ungeheueren Damm von 150 m Höhe an den Ostflanken des Berges bilden, während der Aschen-Staub

die gewaltige, von Blitzen durchzuckte Aschensäule und die schirmförmige Aschen-Wolke über dem Berge bildete.

Diese Staubmassen fielen hauptsächlich ostwärts von der Ausbruchsstelle als Aschenstaubregen zur Erde, während sie westwärts nur bis Wairoa zur Ablagerung kamen. Diese Bimssteinmassen wurden vom Tarawerabergе in der ersten Eruptionsphase gefördert. Um 4 Uhr begann die zweite Phase: es entstand die Rotomahanaspalte. Eine immense Dampfmenge suchte mit einemmale den Ausweg, brach mit weithin fühlbarem Beben und mit krachendem Getöse das Land und trieb eine Unmasse von Bimssteinstaub und von Felsfragmenten bis zu 6700 m Höhe empor.

Der in diese Dampf- und Aschenmassen eindringende, vom Nordwest blasende Wind sprang zum Glücke für Rotorua plötzlich um und trieb die ungeheuere Wolke nach Nord und Nordost. Gleichzeitig aber verdichtete er die Wasserdämpfe und veranlaßte gewaltige Regengüsse und dadurch die Bildung von Schlamm, der über einen weiten Raum niederfiel, die Erde wie unter einem Leichentuche begrabend. Die Massen des zur Erde fallenden, zum Teile teigartigen Schlammes waren ganz ansehnlich. Die Äste starker Bäume brachen unter der Belastung zusammen, Sträucher wurden einfach flach gedrückt. Diese Schlammmassen waren übrigens nicht heiß, denn während die Bimssteinsande unter Umständen Bäume entzündeten, war dies bei den schlammigen Sedimenten nicht der Fall.

Bezeichnend ist die geringe Ausdehnung des Schüttergebiets der Erdbeben. Es spricht dies für die Annahme des Erdbebenstoßpunktes (Fokus) in geringer Tiefe unter der Oberfläche, wie dies bei vulkanischem Beben in den meisten Fällen anzunehmen ist, wie denn alle im vorhergehenden angeführten Momente dafür sprechen, daß man es bei diesem Ausbruche mit einer vulkanischen Äußerung zu thun habe. Hector bezeichnet den ganzen Vorgang als ein „hydrothermisches Phänomen" und bezeichnet damit eine Unterabteilung der vulkanischen Erscheinungen.

Auch der Vulkanismus ist thatsächlich nichts Anderes als ein großartig gesteigertes hydrothermisches Phänomen, und insoweit könnte man der erwähnten Ansicht wohl beipflichten, die übrigens so manches beitragen könnte, um die unter so gewaltigen Vorgängen erschreckten und erschütterten Bewohner des Seegebietes der Nordinsel zu beruhigen. Die Steigerung der Geiserthätigkeit bis zum Ausbruche mit allen Erscheinungen einer vulkanischen Aschenerruption, analog etwa jener des Krakatoa im Jahre 1883, auf zusetzendes Regenwasser zurückzuführen, erscheint wohl kaum wahrscheinlich.

Bis jetzt wurden die Kochbrunner Dampfquellen und heißen Schlammvulkane als Nachwirkungen intensiver vulkanischer Thätigkeit betrachtet.

Der Ausbruch des Tarawera und des Rotomahana im Lande über der schlummernden Glut hat wieder gezeigt, daß bei diesen Nachwirkungen Rückschläge erfolgen können. Die vulkanische Thätigkeit ist hier — hoffen wir nur vorübergehend — aus ihrem Schlummer erwacht: aus den Geisern wurden — wenigstens vorübergehend — Vulkane. —

Wien. Fr. Toula.

Geschichte.

Eine Palastverschwörung in Petersburg.[1])

Ein Blatt aus Rußlands Geschichte.

Am 23. März 1801 bestieg Alexander I. den Zarenthron. Er gelangte zur Krone infolge eines grauenhaften Attentats, welches gegen seinen Vater, Kaiser Paul I., verübt wurde. Die Thäter waren keine Verschwörer aus dem Volke, keine Anhänger einer fanatischen Revolutionspartei, sondern hohe Würdenträger, Generale, Magnaten, Edelleute und Offiziere, von denen der größte Teil in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers sich befand. Paul Petrowitsch I. war der Sohn des unglücklichen Kaisers Peter III. und der Kaiserin Katharina II., welche ihren eigenen Gemahl um Leben und Reich gebracht. Paul I. verlebte seine ersten Jahre, ohne Vater- und Mutterliebe zu kennen. Katharina II. haßte ihn und hatte ihm als Aufenthalt das Schloß Gatschina angewiesen, welches der gegenwärtige Kaiser von Rußland, Alexander III., nach dem schrecklichen Attentate, dem sein Vater zum Opfer fiel, bewohnte.

Paul I. war in Gatschina sozusagen ein Gefangener. Er durfte nicht nach Petersburg kommen und blieb von allen Regierungsgeschäften ausgeschlossen. In erster Ehe ward er von seiner Mutter mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt vermählt, welche Verbindung kinderlos blieb. Seine zweite Gemahlin war die Prinzessin Dorothea Auguste von Württemberg, in Rußland Maria Feodorowna genannt. Aus dieser Ehe gingen vier Söhne hervor: die späteren Kaiser Alexander I. und Nikolaus, die Großfürsten Konstantin und Michael und fünf Großfürstinnen.

Sogar der Verkehr mit seiner Familie ward Paul I. von seiner Mutter nicht gestattet. Er war im Schlosse Gatschina fortwährend von Spionen und Lauschern umgeben, die jedes seiner Worte Katharinen meldeten. Unter solchen Umständen verbitterte sich Pauls Gemüt, ja sein innerer Haß kannte keine Grenzen, als er erfuhr, daß ihn seine Mutter zu Gunsten seines ältesten Sohnes Alexander sogar von der Thronfolge ausschließen wollte. Dieser Plan Katharinens scheiterte nur an der entschiedenen Ablehnung Alexanders.

Als Paul I. nach dem Tode seiner Mutter am 17. November 1796 den Thron bestieg, richtete sein Haß sich gegen alle Einrichtungen, die seine Mutter angeordnet, zumal aber gegen die Günstlinge derselben. Sogar die Toten blieben nicht verschont. So ließ Paul die Leiche Potemkins aus dem Sarge reißen und in eine Grube werfen. Über das Benehmen seiner Mutter gegen Polen äußerte er laut sein Mißfallen. Er begab sich persönlich zu dem in Petersburg gefangen

[1]) Die historischen Einzelheiten dieses Aufsatzes und die darin angeführten Gespräche sind einem längeren Artikel entnommen, welcher sich in der von Alexander Herzen zu Ende der fünfziger Jahre in London herausgegebenen russischen Zeitschrift „Kolokol" (die Glocke) befindet. Da die Redaktion der letzteren bemerkt, die von ihr gebrachte Schilderung der Verschwörung gegen Paul I. beruhe auf den hinterlassenen Aufzeichnungen eines Mitverschworenen, so scheint uns diese Schilderung umso mehr von geschichtlichem Interesse zu sein.

gehaltenen Kosciusko und ließ diesen und die übrigen Polen frei. Überhaupt war Pauls Charakter eine merkwürdige Mischung von Edelmut, Haß und Wildheit. Seine Befehle und Anordnungen waren häufig geradezu unsinnig. Die erste französische Revolution, die mit Pauls Regierungsantritt zusammenfiel, flößte ihm Entsetzen und Angst ein. Er war der eigentliche Schöpfer der russischen Geheimpolizei, die seine Person beschützen und das Reich vor den Freiheitsideen des Westens bewahren sollte. In dieser Richtung ging er überaus kleinlich und grausam vor. Er verbot beispielsweise verschiedene Kleidungsstücke, besonders die runden Hüte, die während der Pariser Revolution Mode geworden, die Pantalons u. a. Wer damit betroffen wurde, wanderte in den Kerker oder nach Sibirien. Im Offizierkorps der Gardetruppen und der Armee ward das geringste Vergehen, ein unüberlegtes Wort, mit Degradation zum gemeinen Soldaten oder mit Verbannung nach Sibirien bestraft.

Er setzte auch wieder ein altrussisches Gesetz in Kraft, welches verordnet, daß jedermann, der in der Residenz dem Zaren begegnet, vor ihm niederzuknieen habe. Reiter oder Personen, die in Wagen fuhren, mußten, wenn sich Paul nahte, absteigen und vor ihm das Knie beugen. Wehe denjenigen, die es unterließen oder den Zar nicht bemerkten. Degradation, Kerker und Sibirien waren die unmittelbaren Folgen. Oftmals verhaftete Paul persönlich die Widerspenstigen oder Unachtsamen und ließ sie von der Straße in den Kerker werfen.

Eines Tages erkrankte einer seiner verdientesten Generale, Likarow, auf seinem Landgute, einige Meilen von Petersburg. Die Frau des Generals fuhr nach der Residenz, um einen Arzt zu holen. Unglücklicherweise begegnet sie dem Kaiser. Weder Frau Likarow noch ihr Kutscher kannten Paul I. und seinen Wagen, weshalb die Generalin weiter fuhr. Der Zar schickte sofort einen seiner Adjutanten mit dem Befehle nach, die Generalin in das Gefängnis zu werfen, ihren Kutscher und Diener aber als gemeine Soldaten in ein Regiment zu stecken. Alle Bitten, um diesen grausamen Befehl rückgängig zu machen, blieben vergeblich. Die Frau wurde im Kerker wahnsinnig, ihr Mann starb! —

Nicht minder unsinnig handelte Paul auf politischem Gebiete. Die Haltung Englands im Jahre 1800 versetzte ihn in eine unbeschreibliche Aufregung. Er drohte alle Könige, die nicht gegen England sich erklären würden, zum Duell zu fordern, ja seine Herausforderung an den König von Dänemark ließ er sogar öffentlich in die „Petersburger Zeitung" einrücken.

Unter solchen Umständen wuchs die Zahl seiner Gegner bei Hofe und in Petersburg von Tag zu Tag. Die unzufriedenen Höflinge traten alsbald mit den erbittertsten Feinden Pauls zu einer Verschwörung zusammen, welche anfänglich nur die Abdankung des Kaisers zu Gunsten seines Sohnes und Thronfolgers Alexander beabsichtigte.

Der Hauptanstifter und Leiter der Verschwörung war der Kurländer Graf Pahlen, Generalleutnant und Militärgouverneur in Petersburg, der täglich in der Umgebung des Kaisers sich befand. Von den übrigen Verschwörern sind noch zu nennen: Fürst Plato Zubow, Katharinens letzter Günstling; die Grafen Nikolaus

und Valerian Zubow; die Generale Graf Bennigsen und Uwarow; Graf Arkamanow, General-Adjutant des Kaisers, Fürst Galizin, Oberst des Regiments „Preobraschenski", Fürst Tatischew, Garde-Oberstleutnant, Graf Depradowitsch, Oberst des Garderegiments „Semenowski"; Gardanow, Adjutant der Garde zu Pferde, Fürst Werinskoi und die Edelleute Saratinow und Seriatin. — Diesen schlossen sich im entscheidenden Augenblicke noch viele Degradierte oder aus den Gefängnissen geholte Gardeoffiziere und Edelleute an. Pahlen ging mit großer Schlauheit vor. Er richtete sein Benehmen so ein, daß keinerlei Schuldbeweise gegen ihn vorgebracht werden konnten. Er vermochte jeden Augenblick als Freund und Beschützer Pauls zu gelten. Dieser wußte, daß er viele erbitterte Feinde hatte, von denen ihm Gefahr drohen konnte. Er ward deshalb immer mißtrauischer, ja sogar gegen die Kaiserin und seine Söhne, die Großfürsten Alexander und Konstantin. Pahlen nährte im Interesse seiner Pläne das Mißtrauen in der kaiserlichen Familie. Er stellte sich der Kaiserin und den beiden Großfürsten gegenüber um ihre Sicherheit besorgt, weil für jene, wie er hinzufügte, von dem unberechenbaren Charakter des Kaisers das Schlimmste zu befürchten sei.

Paul residierte im Michailowschen Palaste, wo er allein sich sicher fühlte. Dieser ist ein großes, wenig stilvolles Gebäude, dessen Außenwände der Kaiser rot anstreichen ließ zu „Ehren" einer seiner Maitressen, die eines Tages bei Hofe mit roten Handschuhen erschienen war. Pauls Schlafzimmer hatte nur einen Eingang; die Fenster gingen nach dem Hofe. Diesen gegenüber führte eine geheime Tapetenthür nach den Gemächern der Kaiserin. In einer Ecke des Zimmers befand sich im Fußboden eine geheime Fallthür, welche nur dem Kaiser allein bekannt war. Sie öffnete sich, wenn man an eine Feder drückte, und führte durch einen unterirdischen Gang nach einer unscheinbaren Seitenstraße, an welche ein Flügel des Palastes stieß.

Nachdem die Verschworenen ihren Plan entworfen und nur einen günstigen Zeitpunkt zur Ausführung erwarteten, ließ Pahlen dem Kaiser einen anonymen Brief zugehen, der ihn von dem Bestehen einer Verschwörung unterrichtete und die Namen der Teilnehmer enthielt. Selbstverständlich war in jener Liste Pahlens Name nicht genannt. Nach Empfang des Briefes ließ Paul sofort Pahlen rufen und die Wachen im Palast verdoppeln.

Als Pahlen in das Kabinet des Kaisers trat, fand er ihn unter Verwünschungen heftig auf- und niedergehen. Plötzlich blieb der Kaiser vor Pahlen stehen, kreuzte die Arme und blickte dem Grafen starr in die Augen. „Wissen Sie, was vorgeht?" schrie Paul mit funkelnden Blicken.

„Ich weiß es," erwiderte Pahlen, „und erwarte ehrfurchtsvoll die Befehle Euer Majestät."

„Was wissen Sie?" schrie der Kaiser mit dem Fuße stampfend. „Wissen Sie auch, daß gegen mich eine Verschwörung im Zuge ist?"

„Ich weiß es, Majestät," antwortete Pahlen ruhig; „ich selbst bin scheinbar ein Mitglied der Verschwörung."

„Ich habe die Liste der Verschwörer erhalten," fuhr Paul fort, „hier ist sie."

„Und hier ist meine Liste, Majestät," sagte Pahlen, ein Papier aus der Tasche ziehend.

„Pahlen!" rief bestürzt der Kaiser; er wußte offenbar nicht, was er glauben sollte.

„Ich bitte Ew. Majestät," beide Listen vergleichen zu wollen," fuhr Pahlen fort; „wenn Ihre Quelle genau unterrichtet ist, müssen die Angaben übereinstimmen."

Der Kaiser verglich beide Listen und gab sie alsdann Pahlen. Dieser warf einen Blick auf die, welche Paul erhalten, und sagte ruhig: „Sie stimmen zwar, aber drei Namen fehlen."

„Welche?" schrie der Zar.

„Majestät," erwiderte der Graf, „Ehrerbietung und Klugheit verhindern mich, es zu sagen. Aber im Hinblick auf meinen Eifer und die Richtigkeit meiner Nachrichten bitte ich Ew. Majestät, mir die Sicherheit Ihrer geheiligten Person vertrauen zu wollen."

„Keine Ausflüchte," schrie Paul, „ich will die drei Namen auf der Stelle wissen."

„Majestät," erwiderte Pahlen scheinbar bestürzt, „ich darf nicht . . . drei erhabene Namen . . ."

„Ach, ich errate," schrie der Kaiser wütend, „die Kaiserin, Zarewitsch Alexander und Großfürst Konstantin!"

„Das Gesetz soll nur diejenigen kennen, welche es erreichen darf," bemerkte Pahlen leise.

„Das Gesetz wird jedermann erreichen," rief mit rollenden Augen der Kaiser. „Je höher die Schuldigen stehen, desto furchtbarer soll ihre Strafe sein."

Der Kaiser hielt inne und machte wieder einige heftige Schritte durch das Zimmer. Dann rief er: „Pahlen! Sie werden sofort beide Großfürsten verhaften und sie morgen nach der Festung Schlüsselburg bringen. Was die Kaiserin betrifft, behalte ich mir das Weitere vor. Hinsichtlich der anderen Verschworenen ist es Ihre Sache gegen sie vorzugehen."

„Majestät," bemerkte Pahlen, „ich bitte um einen schriftlichen Befehl. So hochgestellt die Schuldigen auch sein mögen, ich werde dennoch meinem erhabenen Monarchen pünktlich Folge leisten."

„Recht so," rief der Kaiser, „ich sehe schon, du bist der einzige treue Diener, auf den ich mich verlassen kann."

Paul trat an den Schreibtisch, schrieb die Verhaftsbefehle und überreichte sie Pahlen.

Der schlaue Verschwörer hatte nun, was er eigentlich wollte. Er begab sich mit den Verhaftsbefehlen nach der Wohnung des Fürsten Platon Zubow, wo die Verschworenen versammelt waren.

„Alles ist entdeckt!" rief Pahlen scheinbar erschreckt bei seinem Eintritte. „Hier ist der Befehl, euch zu verhaften; kein Augenblick ist zu verlieren! Diese

Nacht bin ich noch Militärgouverneur in Petersburg, morgen vielleicht im Gefängnis. Es gilt also rasch zu handeln."

Die Verschworenen beschlossen ihr Vorhaben noch in der Nacht auszuführen. Sie kamen überein, sich abends in der Wohnung des Fürsten Galizin, Oberst des Regiments „Preobraschenski," zu versammeln. Als Verstärkung sollten alle verurteilten oder unzufriedenen Offiziere und Edelleute herangezogen werden. Noch am Morgen desselben Tages hatte Kaiser Paul über dreißig junge Offiziere, den ersten Familien Rußlands angehörig, wegen unbedeutender Dinge Degradation, Kerkerstrafen und Verbannung nach Sibirien verhängt. Auf diese Verurteilten konnten die Verschwörer jedenfalls zählen.

Pahlen befahl einige dreißig Schlitten in der Nähe der Gefängnisse bereit zu halten, wo die Verurteilten sich befanden. Alsdann begab er sich zum Thronfolger Alexander, um ihn im Auftrage des Kaisers zu verhaften. Die Bestürzung und Verzweiflung Alexanders waren unbeschreiblich, namentlich als er erfuhr, daß auch die Kaiserin und sein Bruder, Großfürst Konstantin, verhaftet werden sollten. Pahlen gab dem Thronfolger zu verstehen, daß von dem Jähzorn des Kaisers das Schlimmste zu erwarten, ja Gefahr für seinen Verstand vorhanden sei.

„Die Regierung des Kaisers drückt überaus schwer auf Rußland," fuhr Pahlen fort, „der ganze Adel und der Senat sind entschlossen, diesem unerträglichen Zustand durch die Abdankung des Kaisers ein Ende zu machen."

Alexander fuhr entsetzt zusammen.

„Ein Wort aus dem Munde Ew. kaiserlichen Hoheit," fuhr Pahlen fort, „kann schlimmes, vielleicht ein — Verbrechen, verhüten. Ganz Rußland blickt mit Enthusiasmus, voll Hoffnung auf den Thronfolger Alexander . . . ."

„Um Gotteswillen, was sagen Sie da?" rief Alexander erbleichend. „Ich soll meinem Vater die Krone vom Haupte reißen? Pahlen, Sie sind wahnsinnig! Ich soll zu einem Verbrechen meine Hand bieten? Niemals, niemals! — Lassen Sie mich zu meinem Vater; ich will ihn bitten, beschwören . . ."

„Unmöglich, kaiserliche Hoheit," erwiderte Pahlen. „Der Befehl des Kaisers lautet, daß Sie das Zimmer nicht verlassen dürfen." — Alexander sank schluchzend auf ein Sofa. Pahlen stellte vor die Thür des Thronfolgers zwei Schildwachen und begab sich dann zur Kaiserin und zu dem Großfürsten Konstantin, denen er gleichfalls ihre Verhaftung meldete, ohne indes sein Gespräch mit Alexander zu erwähnen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Gegen acht Uhr fuhr Pahlen zum Fürsten Galizin, wo die Verschworenen tafelten. Man bestürmte Pahlen mit Fragen.

„Ich habe nicht Zeit, euch zu antworten, aber alles steht gut," erwiderte er. „In einer halben Stunde bringe ich euch Verstärkung." Mit diesen Worten verließ er die Versammlung und fuhr nach den Gefängnissen.

Da Pahlen Militärgouverneur in Petersburg war, so öffneten sich vor ihm alle Thore und Thüren. Als er die Gefangenen sich vorführen ließ und strenge Blicke auf sie richtete, glaubten sie, die verhängnisvolle Stunde zum Antritt ihres

Exils in Sibirien sei gekommen. In dieser Meinung wurden sie noch bestärkt, als Pahlen ihnen befahl, die Schlitten zu besteigen, die, von einer Kavallerie-Abteilung umgeben, vor dem Gefängnisthor hielten. Zur nicht geringen Überraschung der Gefangenen fuhren die Schlitten nach einigen Minuten in den Hof eines vornehmen Palais, dessen Thore sich alsdann schlossen.

„Folgen Sie mir!" sagte Pahlen zu den Gefangenen, die nicht wußten, was sie denken sollten.

In einem Vorzimmer, das zu den tafelnden Verschwörern führte, lagen auf einem Tische mehrere Mäntel. Pahlen hob sie empor und wies auf einige Dutzend Degen. „Bewaffnen Sie sich," sagte er zu den Gefangenen. Ganz verblüfft ergriffen diese die Waffen.

Alsdann öffnete Pahlen die Thür. Die versammelten Verschwörer begrüßten ihre Freunde mit vollen Gläsern und dem Rufe: „Es lebe Zar Alexander I.! Nieder mit dem Tyrannen!"

Mit wenigen Worten wurden die befreiten Gefangenen von den Verschworenen über ihr Vorhaben unterrichtet. Nicht einer der ersteren verweigerte seine Teilnahme. Alle erhoben wütend über die ihnen zugefügte Schmach die blitzenden Degen und riefen: „Tod dem Tyrannen!"

Pahlen traf nun Einleitungen, um sämtliche Wachtposten im kaiserlichen Palais durch verschworene, als gemeine Soldaten verkleidete Offiziere zu ersetzen. Der Kaiser befand sich bei der Fürstin Gagarin, von wo er, kurz vor zehn Uhr, nach seinen Gemächern zurückkehrte.

Um elf Uhr setzten sich die Verschworenen in Bewegung. Im Hofe des Palastes angekommen, teilten sie sich in zwei Gruppen. Die erste, unter den Befehlen des Fürsten Platon Zubow und des Generals v. Bennigsen, geführt von dem General-Adjutanten des Kaisers, Graf Arkamanow, stieg die Haupttreppe hinan. Pahlen, an der Spitze der zweiten Gruppe, wählte eine Seitenpforte, die er benützte, wenn er unbemerkt zum Kaiser gelangen wollte. Oben im Korridor, der zum Schlafzimmer Pauls führte, stieß die erste Gruppe auf eine wirkliche Schildwache, die in der Eile übersehen und nicht durch einen Verschworenen ersetzt worden war.

„Kto idet?" (Wer da?) rief der Soldat, sein Gewehr schußbereit vorstreckend.

Bennigsen trat auf ihn zu, schlug seinen Mantel zurück, um seine Generalsuniform und Orden sehen zu lassen, und flüsterte: „Still, Dummkopf! Weißt du nicht, daß der Kaiser schläft?"

Der Posten ließ die Mörder passieren.

Vor der Thür des Vorzimmers, das zum Schlafgemache Pauls führte, stand ein Verschworener als Schildwache.

„Ist er in seinem Kabinet?" fragte Zubow leise.

„Seit einer Stunde," erwiderte der verkleidete Verschwörer.

Arkamanow klopfte sofort an die Thüre des Vorzimmers.

„Wer ist da?" fragte von innen der Kammerdiener.

„Ich, Arkamanow, General-Adjutant des Kaisers," lautete die Antwort. „Es brennt in der Nachbarschaft, ich muß den Kaiser wecken."

Der Kammerdiener öffnete. Als er die Menge mit blanken Degen erblickte, floh er schreiend in ein Nebengemach. Pauls Leibhusar, ein Pole, warf sich den Verschwörern mit dem Säbel in der Faust entgegen. Er wurde nach kurzem Kampfe niedergestoßen.

Durch den Lärm war der Kaiser erwacht. Er begriff sofort die Gefahr und gedachte zu fliehen. Die Tapetenthür, die zur Kaiserin führte, hatte er aus Mißtrauen zwei Tage vorher vermauern lassen. Die Feder der Fallthür fand er entweder in der Aufregung nicht, oder der Mechanismus versagte den Dienst.

Inzwischen krachte die Eingangsthür, die Verschworenen stürzten in das Zimmer.

„Unterschreibe deine Abdankung zu Gunsten Alexanders oder du bist des Todes," schrie Platon Zubow dem Kaiser zu und hielt ihm ein Papier hin.

„Elende Verräter, ich unterschreibe nicht," rief Paul mit dem Fuße stampfend, „ich will Kaiser bleiben."

In diesem Augenblicke stürzte die zweite Verschwörergruppe in das Zimmer.

Der Kaiser, den Degen in der Faust, machte eine Bewegung nach dem Fenster, um nach Hilfe zu rufen.

Da warf sich Nikolaus Zubow, der Verwegenste der Verschworenen und am schwersten Gekränkte, im Bewußtsein der Gefahr, die allen drohte, falls es dem Kaiser gelänge, sich Hilfe zu verschaffen, auf ihn und riß ihn zu Boden. Andere stürzten sich gleichfalls auf Paul, schlugen ihn mit Fäusten, traten ihn mit Füßen, kurz mißhandelten ihn auf die grausamste Weise. Schließlich ward er mit seiner eigenen Schärpe erdrosselt ....

Pahlen, als mehr diplomatischer Verschwörer, nahm an dieser grausigen Szene keinen unmittelbaren Anteil.

Der Leichnam des Kaisers soll so verstümmelt gewesen sein, daß man selbst der Kaiserin und den Großfürsten nicht gestattete, ihn zu sehen.

Als der Morgen dämmerte, rief man Alexander zum Kaiser aus, und die Truppen leisteten ihm mit brausendem Jubel den Eid. Pahlen und die meisten Verschwörer nahmen freiwillig ihren Abschied und zogen sich völlig straflos auf ihre Güter zurück. So lange Alexander I. lebte, erfüllte ihn ein tiefer Schmerz, eine düstere Melancholie, da er das schreckliche Ende seines Vaters niemals vergessen konnte.

Leipzig. A. C. Wiesner.

Erdkunde.

Illusionen und Wahrheit über den Wert der deutschen Kolonien.

Die Bevölkerung Deutschlands hat sich innerhalb der letzten hundert Jahre verdoppelt. Annähernd das gleiche gilt von ganz Europa. Sein Westen, schon im vorigen Jahrhundert dicht bewohnt, ist jetzt übervölkert. Der Boden vermag

nicht mehr so viel hervorzubringen, um alle Bewohner zu ernähren. Die Staaten machen den Eindruck verarmender Familien, in denen die besseren Gefühle mehr und mehr durch die niedrigen Anforderungen materieller Notdurft erstickt werden. Dieser Notstand ist die Wurzel, aus der die soziale Frage der Gegenwart erwachsen ist, um ihre üppigsten Sprößlinge in dem durch andere Umstände bereiteten Boden Osteuropas zu treiben. Im Verlaufe seiner natürlichen Entwickelung kann er zu einem Kampfe der einzelnen Glieder der Gesellschaft unter einander führen. Er wird es sicher, wenn nicht Abhülfe geschaffen wird. Er drängt deshalb die weiße Rasse zur vollen Lösung einer Aufgabe, die ihr durch die irdischen Verhältnisse gestellt ist. Es ist die Nutzbarmachung der Ländergebiete der Erde, die noch dünn und größtenteils von dem Proletariat der Farbigen bewohnt sind. Auch das deutsche Volk hat seinen Teil an dieser kosmischen Aufgabe zu erfüllen, um den sich immer dichter drängenden Massen seiner ärmeren Stände und seinen in der Not der Zeit verkommenden Talenten und verbitternden Charakteren Luft, Licht und Spielraum zu verschaffen.

Seit 1884 wagte Deutschland die ersten Schritte vorwärts auf dieser Bahn. Nama-, Damara-, und Togoland, Kamerun, Teile des Suaheli-, Massai-, Gala- und Somalilandes in Afrika, der Nordosten Neu Guineas, der Bismarck- und Marschall-Archipel und die nördlichen Inseln des Salomon-Archipels in Australien sind deutsche Schutzgebiete. Dieser neue deutsche Besitz gehört nicht zu den reichen. Die besten Kolonialländer sind längst in festen Händen. Die ersten Folgen unseres kolonialen Strebens werden Arbeit und Opfer sein. Deshalb ist es gut, von vornherein mit kolonialpolitischen Illusionen zu brechen. Jene Mühen würden durch die sich zu ihnen gesellenden Enttäuschungen noch schwerer werden.

Eine Enttäuschung ist schon eingetreten und wirft ihren Schatten gerade auf den Beginn der deutschen Kolonialpolitik. Lüderitzland, der südliche Zipfel von Namaland, das ersterworbene deutsche Schutzgebiet, hat sich nach den Untersuchungen der Pohle'schen und der Lüderitz'schen Expedition (1885 und 1886) als wertlos erwiesen. Weder Reichtum an Wild noch brauchbares Nutzholz hat sich gefunden, ebenso wenig das, worauf man am meisten rechnete, Reichtum an nutzbaren Mineralien. Die geologische Erforschung ergab einiges untergeordnete Vorkommen von Eisen-, Kupfer-, Blei- und Silbererzen. Dabei hatte man die Hoffnung gehegt, Gold zu finden. Weder in Deutsch-Ostafrika noch in Deutsch-Neu-Guinea sind bis jetzt Edelmetalle entdeckt worden, obgleich der dem sumatranischen und südamerikanischen ähnliche Bau der Gebirge dazu Hoffnung giebt.[1]) Im nördlichen Teile des Somaligebiets, welches die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in ihr Machtbereich gezogen hat, fanden sich nur Eisen und Antimon. Aber auch wenn Bodenschätze vorhanden sein sollten, so ist in jenen heißen Gebieten die Arbeiterfrage gerade für den Bergbau ganz und gar ungelöst.

[1]) In Neu-Guinea soll am Huongolf Gold gefunden worden sein. Der neueste Bericht über die fragliche Expedition schweigt darüber. Aus dem ersten Telegramm ist vielleicht irrtümlich „Gold" statt „Holz" entziffert worden.

Im deutschen Ost- und Westafrika kommen für den Handel hauptsächlich Kautschuk und Elfenbein, in Westafrika Palmöl, im Somalilande Sesam, Orseille, Weihrauch, Myrrhe, Kaffee und Straußenfedern in Betracht. Dazu werden später Nutzhölzer treten. Alle diese Produkte sind in erster Linie oder ausschließlich Rohstoffe für Luxusindustrie. Sie bieten keine Befriedigung für die materiellen Bedürfnisse, die in erster Linie zur Kolonisation treiben.

Ähnlich verhält es sich mit dem wichtigsten Erzeugnis Deutsch-Australiens, der Kopra, zerstückten Kokoskernen, deren Öl ausgepreßt und bei der Seifenfabrikation verwandt wird. Nährwert besitzt sie, doch keinen bedeutenden. Ein wichtiges Nahrungsmittel, das hauptsächlich von den Küsten Neu-Guineas bezogen wird, Trepang (Holothurien), findet sich im deutschen Gebiet seltener und wird ausschließlich in Ostasien verbraucht.

Nach der Fülle und dem Gedeihen der Kokospalmen zu urteilen, bietet der Koprahandel Aussicht auf nicht unbedeutenden Aufschwung. Das ist aber für keinen einzigen der erwähnten afrikanischen Handelsartikel der Fall. Der Elfenbeinhandel ganz Afrikas hat sich zwar innerhalb der letzten 40 Jahre verdoppelt. Doch auch jetzt beträgt der Gesamtumsatz nicht mehr als 16 Millionen Mark. Einer Steigerung ist er im Rahmen des gegenwärtigen Handelsystems kaum mehr fähig, trotz des großen Gebiets in Mittel- und Südafrika, in welchem noch jetzt Elefanten vorkommen. Um die 800000 kg Elfenbein zu liefern, die alljährlich aus Afrika ausgeführt werden, müssen 40- bis 60000 Elefanten ihr Leben lassen. Aus einer stellenweise 3000 km breiten Küstenzone sind sie schon vollständig ausgerottet oder vertrieben. Gerade am Elfenbein, dem einzigen Handelsgegenstand, dessen Transport aus dem Innern sich lohnt, aber auch an dem nächstwichtigen Ölhandel zeigen sich deutlich die schweren Nachteile des unverständigen Handelssystems der Halbwilden. Sogar die junge Kautschukproduktion beginnt nach kurzer Blüte in Ostafrika zurückzugehen. Hier liegt einer der Angriffspunkte, an denen die Kulturarbeit einzusetzen hat, um dem Lande seine Produktionsfähigkeit zu retten. Dazu ist ein großer Aufwand von geistigem, physischem und materiellem Kapital notwendig.

Brauchbare Häfen besitzt Deutsch-Afrika sehr wenige. Die Küsten von Togo-, Damara- und Namaland werden von einer oft 3 m hoch flutenden Brandung heimgesucht, welche die Landung überall erschwert. Die Mündung des Oranjeflusses ist durch die Brandung sogar für Boote unpassierbar. Der Hafen von Angra Pequena ist so gefährlich durch Klippen, daß bei ruhigstem Wetter ein Schiff der Pohle'schen Expedition in ihm aufstieß und vor den Augen der Expeditionsmitglieder versank. Der Kamerunfluß bietet nur einen engen Fahrkanal für größere Schiffe. Die Mündungen der ostafrikanischen Flüsse werden durch Barren und an diesen tobende Brandung verschlossen. An derjenigen des Djuba verlor durch diese von der Decken seinen kleinen Dampfer Passepartout. Reicher an Häfen ist Deutsch-Australien. Aber hier wird die Schiffahrt durch Korallenriffe gefährdet. An einem Riffe südlich von Neu-Guinea strandete der neue Dampfer Papua der Neu-Guinea-Kompagnie. An der Nord-

küste der Insel erfordert die Trübung des Wassers, welche die Riffe, und die Tiefe desselben, welche die Nähe der schroff aufsteigenden Felsküste nicht erkennen läßt, die größte Vorsicht.

Der Augustaflnß im Kaiser-Wilhelms-Land erwies sich schon in der trocknen Zeit für den Seedampfer Samoa als schiffbar. Die Samoa befuhr ihn zweimal bis nahe zu der Grenze des deutschen Gebiets. Er ist der einzige der Ströme in den deutschen Schutzgebieten, der dem Handel schon jetzt als Verkehrsstraße dienen kann. Die größeren deutsch-afrikanischen Flüsse werden, wenn überhaupt, nur durch technische Unternehmungen schiffbar gemacht werden können. Ansiedlung zu Handelszwecken wird gerade in den für diese wichtigen Küstenplätzen durch das ungesunde Klima verwehrt. In Togoland, Kamerun, an der Suaheli- und der Neu-Guinea-Küste, überall ist Malaria einheimisch. In Neu-Guinea tritt sie in milder, in Afrika in um so gefährlicherer Form auf. Gesund, aber arm sind Damara- und Namaland und die Marschallinseln.

Ferner wird der Handel durch Mangel an Transportmitteln sehr erschwert. In den tropischen Kolonien Afrikas und Australiens ist man fast ausschließlich auf Träger angewiesen. Akklimatisierte oder gezähmte Lasttiere fehlen, und die Pfade über Gebirge und durch Savannen und Urwälder sind meist nur für Menschen gangbar. Während man in Afrika unter den Eingeborenen geeignete Leute findet, ist es für Neu-Guinea vorläufig nötig, sich von außerhalb bezogener Kulis, Malayen oder Chinesen zu bedienen. Unter beiden Umständen lassen sich die Leute nur für bestimmte Zeit und für ein bestimmtes Ziel anwerben, beanspruchen außer dem Unterhalt Lohn, sind als Menschen im Falle der Not nicht in dem Grade zu strapazieren wie Lasttiere und besitzen, besonders die Neger, große Neigung zum Entlaufen. Die Beschaffung besserer Verkehrsmittel — Zähmung einheimischer und Einführung ausländischer Tiere, Wege, Bahnbau u. s. w. — ist noch sehr Frage der Zukunft.

Die Bevölkerungsverhältnisse überhaupt sind einem Gedeihen des Handels nicht günstig. In Togoland und Kamerun ist er ein Monopol der Küstenstämme, die unzuverlässig und unklug wie alle Halbwilden denselben nicht aus dem Stadium des rohesten Raubbaues aufkommen lassen. Für's erste sind sie aber unentbehrlich und formell im Rechte. Die Herero und Nama Westafrikas, in noch höherem Grade die Massai, Gala und Somal Ostafrikas und manche Papuastämme Deutsch-Australiens sind räuberisch und wild. Sie bilden eine stete Gefahr für alle Handelsunternehmungen.

Der schwerste und in erster Linie zu hebende Schaden der deutschen Handelsbeziehungen in Afrika aber ist, daß die deutschen Händler genötigt sind, in den meisten Fällen mit nichtdeutschen Industrieerzeugnissen zu zahlen. Die Negerkattune, welche den größten Teil des afrikanischen Importes ausmachen, sind englisches[1]) oder nordamerikanisches Fabrikat.

[1]) Grey sheetings, American sheetings und drills.

Nur in Kamerun beginnen die besser gearbeiteten deutschen Kattune einen Markt zu finden. Es wird nötig sein, zunächst auch in Deutschland die geringwertigen Baumwollenstoffe zu fabrizieren.

Bei Deutschafrika kommen für den Handel die Hinterländer sehr in Betracht, bei Kamerun die Gebiete des Binuë, Tsadsee und Schari, bei Damaraland das obere Zambesibecken, bei Deutsch Ostafrika das obere Nil- und Kongogebiet. Diese Gebiete sind reich an Produkten oder bieten die Bedingungen für reiche Produktion. Aber für sie gelangen auch die erwähnten Schwierigkeiten des Verkehrs in viel höherem Maße zur Geltung als für die Küstenlandschaften. Diese Schwierigkeiten wachsen unverhältnismäßig mit der Länge der Wege. Außerdem bestehen dort mächtige Staaten mit barbarischer Kultur, die nicht so einfach wie einzelne Stämme unter Bevormundung genommen werden können.

Der afrikanische Handel ist also auch in dieser Hinsicht ein unbestelltes Feld. Zunächst winkt nicht Ernte, sondern Arbeit.

Noch schwieriger und wichtiger ist aber eine andere Seite unserer kolonialen Bestrebungen. Es ist die Kultivierung der Wildnis durch Forstkultur, Landbau und Viehzucht.

Die Forstkultur wird sich auf Erhaltung der erwähnten Handelsbäume (Nutzhölzer, Ölpalmen, Weihrauchbäume ꝛc.) oder die Einführung neuer erstrecken (Chinchona u. a.) oder wird in den Dienst eines rationellen Landbaus und einer Aufbesserung des Klimas treten. Die Antillen sind ein warnendes Beispiel der Entwaldung tropischen Gebietes. Ihr früher unerschöpflich erscheinender Reichtum ist versiegt. Aber das Wie? tropischer Forstkultur ist nur für kleine Striche des gesegneten Indien klar, für die ungünstigeren Verhältnisse unserer Kolonien vollständig dunkel. Von Erfolgen und Gewinn wird noch lange nicht die Rede sein können.

In Westafrika sind die nördlichen Striche für Landbau, die südlichen für Viehzucht geeignet, in Ostafrika ist es umgekehrt. In Neu-Guinea wechseln für den Landbau vorbestimmte Berghänge und Niederungen mit grasreichen Hochflächen. Das Gras derselben eignet sich aber keineswegs zum Viehfutter. Es ist meist Alangalanggras (Imperata) mit großen, groben Halmen. In den deutschafrikanischen Steppen ist der Boden zum Teil salzig und mangelt in hohem Grade das Wasser. In manchen Weidegebieten Ostafrikas ist die Tsetsefliege heimisch. Die Zucht von Großvieh verbietet sich dort schon dadurch. Aber auch das Klima scheint in den äquatorialen Gegenden für europäische Haustiere nicht geeignet zu sein. Die Kühe in Vista (Kongostaat) und Gabun geben wenig Milch und sterben während der Trockenzeit zu Dutzenden. Pferde verlangen sehr gute Pflege. Die akklimatisierten Schafe werden glatthaarig, Jagdhunde stumpfsinnig. Nur Schweine, Ziegen, Hühner und Enten gedeihen überall.

Von der „Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens" der tropischen Wildnisse ist nicht zu viel zu erwarten. Zwar ist derjenige des vulkanischen Kamerungebietes nicht unfruchtbar, aber große Strecken sind durch die primitive Bewirtschaftung der Neger erschöpft. Hier wie in Ostafrika ist für Gemüseban Düngung

notwendig. Zur Kultivierung des in den Tropen vorherrschenden roten Thonbodens (Laterit) ist noch keine rationelle Methode gefunden. Bei guter, künstlicher Bewässerung trägt er reiche Frucht wie in Ägypten. Den Regen aber läßt er so außerordentlich leicht durch, daß Lateritgebiete ohne große Flüsse vorläufig als unfruchtbar gelten müssen. Auf dem Korallenkalk mancher Küstenstriche Deutsch-Ostafrikas und Deutsch-Australiens gedeihen Kokospalmen gut, alle andern Nutzgewächse nicht oder schlecht.

Periodische Dürren, wie sie in Ostafrika alle 8—9 Jahre eintreten, die Steilheit der Berge, welche im nordöstlichen Neu-Guinea stellenweise „wie Häusergiebel" aneinandergereiht sind, die in den Tropen wimmelnde Insektenwelt und andere feindliche Organismen werden dem Landbau Schwierigkeiten bereiten, die jetzt noch nicht abzusehen sind.

Von einheimischen Kulturgewächsen enthält Deutsch-Afrika und Neu-Guinea nicht viel. Dort sind Ölpalmen, Kaffee, Durrha, hier Kokospalmen, Taro, Yam, Sagopalmen und sehr guter Tabak einheimisch. In Afrika haben sich die bisher aus Amerika und dem Mittelmeergebiet eingeführten Nutzpflanzen, Bananen, Mais, Maniok, Tabak, Zuckerrohr, Arachiden, Ananas, Orangen, stellenweise auch Reis, Baumwolle, Straucherbsen, Kakao und Weizen sehr gut eingebürgert. Aber sie kamen zumeist ebenfalls aus niederen Breiten und ergeben keine günstige Prognose für Einführung nordeuropäischer Kulturgewächse.

Was von der Akklimatisation der Tiere und Pflanzen gilt, das gilt in noch höherem Grade von derjenigen der nordländischen Menschen. Es ist sehr die Frage, ob die tropischen Kolonien jemals europäischer Besiedelung fähig sein werden, unwahrscheinlich, daß dies für die Plantagenkolonien möglich sein wird. Die fruchtbaren Gebiete der Tropen sind ungesund. „Der Tod schlummert in jeder Blume Afrikas." Der Feldarbeit des Europäers treten die aus dem in der feuchten Zeit aufgeackerten Boden sich entwickelnden Miasmen und die Sonnenhitze hindernd in den Weg. Erstere machen ihn fieberkrank, letztere blutarm und herzleidend. Die Fälle glücklicher Akklimatisierung, wie die der Petits Blancs auf Bourbon, der Xivaros auf Portorico, der Boeren in Südafrika bilden die Ausnahme, der Untergang die Regel. In der Arbeiterfrage wird man wohl immer auf die Eingeborenen angewiesen sein. Diese für die Plantagenarbeit zu erziehen, ist Kern der Frage der Ackerbaukolonien. In Westafrika sind die einheimischen Arbeitskräfte teurer als in Deutschland. In dem größeren Teile Deutsch-Afrikas und in Deutsch-Australien sind bisher die Eingebornen überhaupt nicht oder nur sehr spärlich zur Lohnarbeit zu gewinnen gewesen. Sklaven-, Kuli- und Kontratadoshandel sollten für die jungen deutschen Kolonien ganz ausgeschlossen sein. Das englische System, die Eingeborenen an Bedürfnisse und dadurch an Arbeit zu gewöhnen, hat sich zwar in Südafrika bewährt und wird für die Neger überhaupt empfohlen; es eignet sich aber wohl nur für die geweckteren und energischeren Stämme, die gerade in den Äquatorialgebieten die Minderzahl bilden. Das niederländische System, den hörigen Eingeborenen einen Teil des Landes zu überlassen und dafür Frohndienste in den Staatsdomänen zu ver-

langen oder Regierungsmonopole einzurichten, paßt höchstens für einige Gegenden Neu-Guineas und Ostafrikas, wo ähnliche Hörigkeitsverhältnisse herrschen wie einst auf Java. Für den größten Teil der kräftigen, aber arbeitsscheuen Stämme wird sich ein anfänglicher Arbeitszwang nötig machen. Derselbe kann mit Beihilfe der energischeren Stämme geschehen. Immer sollte er in engen gesetzlichen Grenzen und unter staatlicher Kontrolle ausgeübt werden. Denn die Eingeborenen sind wie Kinder, bei denen auch Güte hilft, und sind uns nicht auf Gnade und Ungnade in die Hand gegeben. Afrika, und wie dieses die anderen tropischen Wildnisse, ist nicht ein wildes Tier, das diejenigen nur bereichern soll, „welche seinen Schrecken Trotz bieten und den Mut haben, es zu zähmen". Das wäre die schlimmste der Illusionen, die wir in kolonialen Dingen haben können. Sie würde sich am bittersten rächen. Afrika ist die unerzogene Schwester Europas, deren Naturanlagen aufzusuchen und auszubilden eine den Europäern von den Zeitverhältnissen gebotene Aufgabe ist. Vor allem sollte das große, starke und weichherzige Volk der Deutschen sich ihrer Lösung widmen, dessen bester Charakterzug ist, den Individualitäten fremden Landes und fremden Volkes selbstlos gerecht zu werden. Was es in den unberührten Gebieten der Wildnis leistet, sollte neu, groß und schön sein.

Fast ist zu sagen, es muß so sein. Sonst wehe uns.

Altona. Wilhelm Krebs.

Naturwissenschaftliche Revue.

Geistesthätigkeit des Menschen. — Telepathie. — Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. — Gesundheitslehre. — Hungerversuche Cettis. — Bacill des Scharlachfiebers. — Vögel der Heimat. — Nachtschwalbe. — Vampyr. — Afrikanische Elefanten. — Scheiteläuge des Neunauges. — Anhängsel einer Orchisblüte. — Die natürlichen Pflanzenfamilien. — Graphitkristalle. — Umdrehung der Sonne und Erd-Magnetismus. — Wasserstoff und Sauerstoff, zusammengesetzte Körper. — Pleiaden. — Bewegung im Weltenraum. — Roter Sonnenring. — Glühen der Körper. — Magnesium. — Entstehung der Wirbelwinde und des Hageis. — Wasserwellen beschwichtigende Kraft des Oels.

Hatte unsere vorige Revue ein großes philosophisches Material zu verarbeiten, so liegen aus diesem Gebiet unserer heutigen nur die Ansichten Vogts [1]) über das Wesen der Geistesthätigkeit des Menschen vor. Mit Recht befriedigt den genannten Forscher der Idealismus nicht, deshalb sucht er ihn mit einem „kecken realistischen Griff" zu beseitigen. Ob dazu die Methode des Verfassers ausreicht, entstehende Schwierigkeiten nicht durch das Eindringen in das Wesen der Sache, sondern durch das Ersetzen derselben durch ein Gleichnis aus dem Wege zu räumen, wird schwerlich behauptet werden können. Er beginnt gleich mit der Verwerfung der Atome, hält vielmehr die Materie für kontinuierlich, läßt sie sich aber in einzelne Verdichtungszentren differenzieren, was bei der hypothetischen Natur der Atome keinen großen Unterschied darstellen würde, wenn nicht diese Zentren empfindende Entitäten wären. Je dichter die Grundstoffe nun

[1]) Vogt, Die Geistesthätigkeit des Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewußten Empfindungsäußerung auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung. Leipzig, Schmidt.

sind, desto mehr sollen sie von der bewußten Empfindung ausgeschlossen sein, und es besteht somit keine Grenze zwischen anorganischen und organischen Wesen. Der letzteren Eigentümlichkeit aber ist Streben nach Ruhe; Empfindung, Leben und Thätigkeit werden den Organismen nur aufgenötigt. Wie nun nach des Verfassers Ansicht eine wärmende Hohlkugel ihren Mittelpunkt durch Strahlung besonders stark erwärmt, so wird im Innern der warmen Schädelhöhle ein am meisten erwärmtes Gebiet vorhanden sein, in ihm ein punktuelles Bewußtseinszentrum existieren. Jedes Gedächtnisbild wird von einer besonderen Zelle gehalten, während den Zusammenhang derselben Denkzellen herstellen, die beim gebildeten Menschen „feinfühlig," beim Ungebildeten „roh organisiert oder grobkörnig" sind.

Man könnte derartige Ansichten auf sich beruhen lassen, wenn ihre Urheber nicht alles thäten, um sie in das große Publikum zu bringen, das nicht in der Lage ist, richtige Kritik zu üben. Dadurch stellen sie sich der Ausbreitung ernster wissenschaftlicher Forschung nur zu oft entgegen und es ist um die von ihnen Gewonnenen wieder auf den richtigen Weg zurückzuführen, viel Arbeit nötig, die nutzbringender verwendet werden könnte. Daß dies in noch höherem Grade von den magnetischen und hypnotischen Bestrebungen gilt, müssen wir wohl kaum aufs neue konstatieren. Und so war es ein entschieden verdienstliches Unternehmen, wenn Preyer den neusten Auswuchs derselben, die Telepathie, mit allen Waffen der Statistik, Wahrscheinlichkeitsrechnung und Logik bekämpfte. Es ist dies die neueste Errungenschaft jener Lehren, ein wunderbares Übergehen der Gedanken einer Person auf eine andere, die auch ganz entfernt sein kann, ohne Vermittelung der uns bekannten Sinneswerkzeuge. Die mitgeteilten Geschichten erinnern lebhaft an jene Erzählung vom Kaiser Karl, dessen Seele in Form eines kleinen Tieres, während er schläft, aus seinem Munde kommt und davoneilt, um ein irgendwo anders stattfindendes Ereignis mitzuerleben, das dann der Kaiser im Traume geschaut zu haben glaubt. Die sichtbare Seele fehlt allerdings in der Telepathie, statt dessen kann die umherschweifende von einem dritten, an den sie intensiv dachte, in der Form ihres Trägers geschaut werden. Wie sehr aber Preyer sich in seiner Kritik geirrt habe, beweist ihm Gurney,[1]) in einer die Telepathie verteidigenden Entgegnung, die sich in ihrem wissenschaftlichen Mäntelchen stattlich genug ausnimmt. Da fehlt es nicht an statistischen Zusammenstellungen, nur schade, daß sie gänzlich wertlos sind, weil die Richtigkeit der ihnen zu Grunde liegenden Beobachtungen bestritten wird. Diesem Einwand sollen logische Auseinandersetzungen begegnen, die darin gipfeln, daß man ja dann die Anhänger der Telepathie entweder für Betrüger oder Betrogene halten müsse. Als ob eben so, wie nicht alles, was nicht gut ist, lange noch nicht böse zu sein braucht, es nicht auch hier ein drittes geben könnte! Die Logik nennt eine derartige Argumentation eine Verwechselung des kontradiktorischen (gut und nicht gut) und des konträren (gut und böse) Gegensatzes. Hier hätte unsere Journallitteratur ein Feld, um großen Nutzen zu stiften, wenn sie gegen diese uralten Verirrungen Stellung nehmen wollte, leider thut sie hiervon gerade das Gegenteil; schwingen sich doch einige wenige Blätter nur zu einer, wie sie es nennen, Unparteilichkeit auf, die darin besteht, daß sie beide Teile in völliger Gleichberechtigung zu Worte kommen lassen.

Uralte Verirrungen! Man lese in dieser Hinsicht, was Ploch[2]) in seiner Arbeit über das Weib von dem Alp sagt, der ja bereits im Altertum und in den Kreisen, denen Geistesbildung versagt ist, noch als etwas Objektives aufgefaßt wird. Es ist dies die nach des Verfassers Tode von Bartels besorgte zweite Auflage des Buches, welches das Weib in der Natur- und Völkerkunde behandelt. Wenn durch die vielen wörtlich angeführten Zitate auch dieser zweiten Auflage noch eine gewisse Zerrissenheit anhaftet, wenn die erkorene Art der Darstellung auch noch manche Wiederholung mit sich bringt, so ist sie in dieser Hinsicht im Vergleich zur ersten doch sehr wesentlich verbessert, und zu dieser Verbesserung tragen die zugefügten Tafeln und Ab-

[1]) Gurney, Telepathie, eine Erwiderung auf die Kritik des Prof. W. Preyer. Leipzig, Friedrich.

[2]) Ploch, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 2., stark verbesserte Auflage. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau).

bildungen nicht wenig bei. Welch' eine Fülle von Aberglauben, auch bei den gebildeten Nationen sich an das Leben der Frau, namentlich hinsichtlich des sehr großen Anteils, den sie an der Erhaltung der Menschheit nimmt, anknüpft, weiß jeder. Die psychologische, ästhetische Auffassung des Weibes, die Ansichten über dasselbe im Volks- und religiösen Glauben, seine leiblichen Eigentümlichkeiten, seine Art zu leben in allen seinen Zuständen, seine Hygieine in denselben wird vom anthropologischen Standpunkt mit großer Ausführlichkeit besprochen. Wenn auch ein genaueres Eingehen auf den reichen Inhalt hier aus mancherlei Gründen unmöglich ist, so wird jeder mit großem Interesse von demselben Kenntnis nehmen und finden, daß auch der absurdeste Aberglauben irgendwo für wahr gehalten wird.

Das gilt übrigens nicht allein von der Hygieine des Weibes in gewissen Lebenslagen, es ist dasselbe wohl von der Hygieine im allgemeinen zu behaupten. Es ist gewiß zu verwundern, daß diese für alle Menschen allerwichtigste Wissenschaft in ihrer vollen Bedeutung erst in der neuesten Zeit anerkannt worden ist und auch für das größere Publikum brauchbare und verständliche Schriften darüber abgefaßt werden. Eine solche liegt uns heute vor in einem vortrefflichen Buche Reimanns[1]) über die Gesundheitslehre, das seine Zwecke noch besser erfüllen würde, wenn sein Verfasser nicht zu oft populäre Schreibweise mit platter und weitläufiger verwechselt hätte. Die vielen gar zu abgedroschenen Zitate hätte er sich wirklich sparen können. Setzt man sich nun darüber hinaus, so wird man durch den Inhalt des Buches reichlich belohnt. Man kann dem Verfasser gewiß nur beistimmen, wenn er sagt, daß der Kern der Hygieine Sittlichkeit, ihr Zweck und Ziel die Entwickelung der moralischen Seite des Menschen ist, und in der That dürften die in Reimanns Buch mitgeteilten Kenntnisse vor allem geeignet sein, unnötige, oft nagende Besorgnisse zu zerstreuen, zur Vorsicht an der richtigen Stelle dagegen anzuhalten und so der Kurpfuscherei energisch entgegenzutreten. Nach der Reihe werden das Blut, die Kleidung und das Badewesen, die Atmung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung und Lungengymnastik, endlich die Ernährung besprochen, alles Dinge, die in normalem Zustand sein müssen, wenn wir Behagen am Leben empfinden, gesund sein sollen. Daß auch hier so mancher Aberglauben zerstört wird, versteht sich.

Den Fortschritten der Medizin steht nichts so sehr entgegen als der Umstand, daß sie nur selten Versuche machen kann, sondern auf gelegentliche Beobachtungen angewiesen ist. Diese Beobachtungen haben dann einen besonderen Wert, wenn sie den Organismus in ganz ungewöhnlichen und deshalb freilich für ihn immer gefährlichen Verhältnissen antreffen. Darin lag der Grund, daß man den Hungerversuch Cettis,[2]) den für das große Publikum anzustellen polizeilich verboten wurde, unter strengster ärztlicher Überwachung vornahm und nur soweit fortsetzte, als Gefahr für den ihn Anstellenden ausgeschlossen war. Das wichtigste Resultat derselben ist die Thatsache gewesen, daß das Knochengewebe an der Körperzersetzung beim Hunger sich nicht wenig beteiligt. Die Menge ausgeschiedener Phosphorsäure, der vermehrte Kalk- und Magnesiaabsatz, ja auch das abgegebene Fett bewiesen dies, der Fleischumsatz konnte für diese Stoffe nicht aufkommen, und überschüssiges Fett trug das sehr magere Versuchsobjekt gar nicht auf seinem Körper.

Dies Resultat ist für die Lebensvorgänge auch am gesunden Körper von großer Wichtigkeit; um die Ursache von Krankheiten aufzufinden, sucht man dagegen, namentlich wenn man es mit ansteckenden zu thun hat, vor allen Dingen nach einem sie verursachenden Pilz und ist, auch wenn man denselben noch nicht aufgefunden hat, doch meist der Ansicht, daß er sicher vorhanden, aber noch nicht entdeckt sei. So lag die Sache bei dem so sehr ansteckenden Scharlach-

---

[1]) Reimann, Gesundheitslehre auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Kiel und Leipzig, Lipsius und Fischer.

[2]) Senator, Zuntz, Lehmann, Munk, Müller. Bericht über die Ergebnisse des an Celti ausgeführten Hungerversuches. Berliner klinische Wochenschrift, 1887, S. 425 nach naturwissenschaftlicher Rundschau 1887. S. 271.

fieber, bis es vor kurzem Klein[1]) gelang, den es hervorrufenden Bacill glücklich zu ertappen. Eine Scharlachepidemie in London schien durch eine Erkrankung der Kühe einer benachbarten Farm bewirkt, die ähnliche Symptome zeigte. Im Auftrag der Medizinalabteilung der londoner Verwaltung wurde dieselbe von Klein genauer untersucht, und es fanden sich in den Geschwüren, welche gleichzeitig die Haut und die inneren Organe befielen, Pitze, deren Einimpfung auf Kälber bei diesen dieselbe Krankheit hervorrief. Weitere Untersuchungen ließen darauf im Blute am Scharlach erkrankter Menschen dieselben Bacillen auffinden, deren Identität mit jenen durch ihre Fähigkeit, die Krankheit auf Kälber oder andere Tiere zu übertragen, nachgewiesen wurde.

Wie sehr jeder neue derartige Fund unsere Vorsicht im Umgange mit den Tieren erhöhen muß, so lassen wir uns deshalb unsere Freude an ihnen nicht verkümmern, namentlich nicht hinsichtlich derjenigen, deren anmutiges Gebahren unser Interesse voll in Anspruch nimmt, ohne uns irgend welche Gefahr zu bringen. Das beweisen wieder die beiden heute vorliegenden neuen Lieferungen von Ruß,[2]) Vögel der Heimat. Sie behandeln die Waldhühner, den Fasan, alsdann von den Stelzvögeln die Trappe, den Kiebitz und den Regenpfeifer, den Kranich, die Störche, Reiher, Rohrdommeln und Schnepfen, während die beigefügten Tafeln in reizender Abbildung die Bachstelzen, den Baumpieper und Rosenstaar, den Zaunkönig und die Haubenlerche in behaglichem Lebensgenusse, die Elster, den großen Würger und die Blaumeise dagegen als Träger eines im Walde an aufgeschichtetem Brennholz sich abspielenden aufregenden Trauerspieles, dessen unglückliches Opfer die Blaumeise geworden ist, darstellt. Man bedauert beim Anblick dieser Tafeln von neuem, daß bei den Hühner- und Stelzvögeln die bildlichen Darstellungen so selten werden. Dabei will ich nicht unterlassen einige merkwürdige Gewohnheiten unserer Nachtschwalbe, welche Liebe[3]) kürzlich beobachtet und unter Beifügung einer von Mützel verfertigten sehr schönen Tafel in Farbendruck, die den Vogel in der eigentümlichen Haltung, die er beim Laufen annimmt, mitgeteilt hat, zu erwähnen. Sie beziehen sich auf das Brutgeschäft und haben ergeben, daß die Nachtschwalbe, die ihren anderen Namen Ziegenmelker mit großem Unrecht trägt, ihre beiden Eier oft sehr rasch hintereinander auf den Erdboden legt, sie aber nicht selten in ihrem geräumigen Schnabel an einen anderen nahe gelegenen Ort bringt, wenn ihr dieser sicherer zu sein scheint, wie denn auch später die ausgekrochenen Jungen ihren Platz von Zeit zu Zeit wechseln. Bei der Fütterung sperren dieselben nicht, wie andere junge Vögel, sondern die Alte nimmt den halben Körper des Jungen in den Schnabel, wo es dann, wovon Liebe sich durch die nämliche Prozedur mit seinem eigenen Mund überzeugte, sperrt und wahrscheinlich nun von den Alten im Kopf präpariertes Futter vorgewürgt erhält.

Die Nachtschwalbe teilt mit den, wie sie in der Dämmerung fliegenden Fledermäusen das Schicksal, für unhold und unheimlich in höchstem Grade zu gelten, und unter den letzteren ist es der Vampyr, der, indem er Schlafenden das Blut aussaugt, seinen Namen einem der gräßlichsten Aberglauben aufgedrückt hat und überall mit Haß betrachtet wird. Nun ist es richtig, daß es bei uns, wie in des Vampyrs Heimat Brasilien, Fledermäuse giebt, welche warmblütige Tiere anzapfen, aber der Vampyr scheint dies gerade nicht zu thun. Wenigstens hat Göldi[4]) in Rio-Janeiro einen solchen gefangenen Handflatterer neun Wochen mit ausschließlicher Fruchtnahrung wohl und munter erhalten, auch niemals gesehen, daß das Tier von der ihm gebotenen Gelegenheit, Blut zu saugen Gebrauch gemacht hat, und so die bereits von Brehm vertretene Ansicht, daß das verabscheute Tier lediglich Früchte genießt, wesentlich gestützt.

Wenn es nun so schwer hält, Irrtümer in Betreff der Erzeugnisse des verhältnismäßig wohlbekannten Brasilien zu berichtigen, wie viel mehr wird dies mit Afrika der Fall sein, in das Wege zu bahnen die Kulturvölker eben erst begonnen haben. Groß sind die Erfolge noch

---

[1]) Klein, Die Ursache des Scharlachfiebers. Proceedings oft he Roy. Society. 1887. Vol XLII. 5. 158 nach naturwissenschaftlicher Rundschau. 1887. S. 247.

[2]) Ruß, Die Vögel der Heimat. Prag, F. Tempsky.

[3]) Liebe, ornithologische Skizzen. Monatsschrift des deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt. 1887, S. 236.

[4]) Göldi, Zoologischer Garten. 1887, S. 163.

nicht, denn die Hauptschwierigkeit, der Mangel an Transportmitteln, ist noch nicht überwunden. Vielleicht liegt ihre Lösung in dem Vorschlage Bolaus[1]), der als solches den afrikanischen Elefanten empfiehlt, der in jenen Gegenden, wo Kamele und Pferde das Klima nicht vertragen, einheimisch ist. Früher für den Krieg ebenso brauchbar befunden wie sein asiatischer Vetter, hielt man ihn später sonderbarer Weise für unzähmbar; daß dies irrtümlich ist, beweist der Verfasser an der Hand der geschichtlichen Nachrichten, wenn es noch eines Beweises bedürfte, und hofft, daß das riesige Tier, gegen welches jetzt seiner Zähne wegen ein Vernichtungskrieg geführt wird, so vor dem Untergang gerettet werden kann. Es ist unbegreiflich, warum nicht bereits längst entsprechende Maßnahmen getroffen sind. Nicht nur, daß er für die genannten Zwecke das einzig brauchbare Tier ist, so ist er auch stärker wie der indische Elephant, und Männchen und Weibchen haben Stoßzähne, die natürlich dadurch, daß der Träger seine Kräfte im Dienste der Menschheit verwendet, nicht wertloser werden.

Hoffen wir also, daß die Zeiten noch fern sind, wo er zu den ausgestorbenen Tieren wird gezählt werden müssen. Von einem längst dazu gehörenden Saurier hatten wir in einer der früheren Revuen das Scheitelauge, welches er außer den beiden seitlichen besaß, erwähnt. Angeregt durch den Fund desselben hat man es nun auch bei den Fischen gesucht, und Beard[2]) hat es bei der niedrigsten Form derselben, dem Neunauge, auch gefunden. Die Larve dieses merkwürdigen Fisches besitzt zwar nur eine geringe Andeutung eines solchen Auges. Bei dem reifen Tiere aber, bei dem es jedoch auch rudimentär bleibt, deutet eine äußerlich durch Hautfalten erkennbare Stelle seine Lage an, und in ihm ist die Netzhaut mit schwarzem Pigment vorhanden, während die Linse nur durch einen äußeren Wall gebildet wird. Das vollkommene Tier nähert sich dadurch niedriger stehenden Formen, und es ist dies ein neues Argument für Dohrns Ansicht, daß das Neunauge eine Rückbildung aus einer höheren Fischform ist.

Bereits zu öfteren Malen hat die Revue Gelegenheit genommen, Thatsachen der Evolutionstheorie vorzuführen und namentlich eine der interessantesten derselben, die Anpassung der Pflanzen an Insekten und umgekehrt, betont. Eine auf das Anlocken der die Blumen besuchenden Insekten berechnete Einrichtung der wunderbarsten Art teilt neuerdings Oliver[3]) mit. Die betreffende Pflanze, eine tropische schmarotzende Orchidee, besitzt eine kleine, braunrote Blüte, di gänzlich übersehen werden würde, wenn sie nicht von blendend weißen, äußerst beweglichen, etwa 2 mm langen Fransen umgeben wäre. Es sind hohle Härchen, die ihre Farbe der sie erfüllenden Luft, ihre Beweglichkeit dem sehr dünnen Stil verdanken, an welchem das sich stark verdickende Härchen hängt.

Den wunderbaren Bestäubungsvorrichtungen stehen an Merkwürdigkeit die Mechanismen zur Verbreitung der Samen nicht nach, und beides sind doch nur Einzelnheiten des Pflanzenlebens- und -baues, das auch außerdem bei tieferm Eindringen den reichsten Inhalt bietet. Wir haben schon früher gesehen, wie dies mit Hülfe des Werkes von Engler und Prantl,[4]) über die natürlichen Pflanzenfamilien möglich ist, von dem heute 7 weitere Lieferungen vorliegen. Sie enthalten den Schluß der Liliaceen, unter denen man vielleicht wider Erwarten wohlbekannten Zimmergenossen, wie den Dracaenen und den Aloëarten begegnet, sie schließen die reiche Gruppe der Palmen ab, die uns neben Palmöl, Palmwein, Palmkohl, die Kokus- und Betelnüsse, Stärkemehl, vegetabilisches Elfenbein, dann aber auch Gespinstfarren und spanisches Rohr liefern. Weiter besprechen sie die so merkwürdigen, mit jenen an geologischem Alter wetteifernden Coniferen, deren Blüten die seltsamsten Vorrichtungen zum Auffangen des vom Winde weggetriebenen Blütenstaubes zeigen, dann die abenteuerliche Gruppe der Araceen, die neben den graziösen Callas, die stattlichen Philodendren, aber auch die wahrhaft scheußlichen Amorphophallen enthalten, und beginnen mit der für die Menschheit weitaus wichtigsten Gruppen der

[1]) Bolau, Der Elephant in Krieg und Frieden. Hamburg, J. F. Richter.

[2]) Beard, The parietal eye in fishes. Nature V. 36. pag. 247.

[3]) Oliver, on a point of biological interest in the flowers of Pleurothallis ornatus Nature V. 36. pag. 303.

[4]) Engler und Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien. Leipzig, W. Engelmann.

Gräser und der Beschreibung der Blüten der bedecktsamigen Pflanzen, um nur die Hauptsachen anzuführen. Auch bei diesen neuen Lieferungen weiß man nicht, ob man mehr den vortrefflichen Inhalt oder die selten schöne Ausstattung rühmen soll.

Diese Wunder der Erde lassen sich bequem nach allen Seiten hin untersuchen und kennen lernen, anders verhält es sich mit den Wundern des Himmels, sie bleiben uns stets in weiter Ferne, und bis vor nicht langer Zeit wußten wir von keiner Verbindung zwischen uns und ihnen als durch die Licht- und Wärmestrahlen und die Wirkungen der Anziehung, wenn sich nicht hier und da ein kleinster Weltkörper zu uns verirrte und als Meteorit auf die Erde fiel. Manche merkwürdige Kunde haben diese Fremdlinge mitgebracht, die uns vielfach die Resultate der Spektralanalyse erst richtig verstehen ließ, manche weitere werden wir noch erwarten dürfen, und eine der letzten Neuigkeiten von jenen Regionen führte ein in Westaustralien gefallener Meteorstein mit sich, indem er kubische Kristalle von Graphit enthielt. Heidinger hatte solche allerdings auch schon gefunden, aber für Ausfüllung von Hohlräumen gehalten, in welchen früher Schwefelkiese gesessen hatten. Nun weist aber Fletcher die Unhaltbarkeit dieser Ansicht nach und glaubt schließen zu müssen, daß der in Australien gefundene Eindringling eine neue Form des Kohlenstoffes einschloß, für welche er den Namen Cliftonit vorschlägt. Wenn der englische Forscher sodann darin recht hat, daß er diese Kristalle für Diamanten hält, welche in ihrer Bildung von einem Mißgeschick überrascht wurden, dann ist es gar nicht unmöglich, daß eines schönen Tages auch einmal, eine Ansicht, die übrigens schon früher ausgesprochen ist, Diamanten vom Himmel fallen.

Als wir außer Strahlung und Anziehung noch auf eine andere Verbindung zwischen uns und den Weltkörpern hindeuteten, meinten wir damit die magnetischen Wirkungen. Die Gleichheit der Periode des Erdmagnetismus und der relativen Anzahl der Sonnenflecken ist ja längst bekannt. In neuerer Zeit hat man nun auch nach einer kurzen Periode der Änderungen des Erdmagnetismus gesucht, in der Hoffnung, aus einer solchen die aus der Beobachtung der Sonnenflecken zu 25,55 Tagen bestimmte Umdrehungszeit der Sonne genauer zu finden. Wie sich aus einer Zusammenstellung der einschlägigen Arbeiten, die Liznar[1]) gegeben hat, schließen läßt, so ist dies möglich gewesen, und namentlich war die bezügliche Schwankung des Erdmagnetismus in hohen Breiten so groß, daß sie sicher erhalten werden konnte. Aus Beobachtungen in Wien ergab sich eine Periode von 25,96 Tagen, aus Paulowsk von 25,84 Tagen. Das Mittel aus Beobachtungen, die Brown, Horustein und Müller anstellten, ergiebt 25,98 Tage, die Untersuchungen auf Jan Mayen und Port Rae endlich haben eine Periode von 25,97 Tagen berechnen lassen. Diese Zahlen stimmen so gut, daß sie hoffen lassen, aus den Schwankungen des Erdmagnetismus die Umdrehungszeit der Sonne um ihre Axe genau zu bestimmen.

Aus der Beschaffenheit der zu uns gelangenden Sonnenstrahlen hat, wie bekannt, die Spektralanalyse auf die die Sonnenhülle bildenden Stoffe schließen können. Dabei hatte namentlich Lockyer aus Verschiedenheiten der Linien, welche bei den bisher als einfache Stoffe angesehenen Substanzen beobachtet worden waren, die Vermutung ausgesprochen, sie seien nicht einfach, die sie zusammensetzenden Elemente aber kämen in der Sonne in einfachem Zustande vor. Die Anwendung gewisser chemischer Thatsachen auf die optischen, den Resultaten der Spektralanalyse zu Grunde liegenden hat nun neuerdings Grünwald[2]) zu der Ansicht geführt, deren Richtigkeit auch durch Untersuchungen des Wasserdampfspektrums bestätigt worden ist, daß der Wasserstoff und der Sauerstoff aus primären Elementen zusammengesetzt sei, und zwar enthielte jener 1 Teil des einen auf 4 Teile des zweiten, der Sauerstoff aber 4 Teile des ersteren auf 5 Teile eines weiteren Elementes, welches wiederum aus 4 Teilen desselben ersteren und 5 Teilen eines dritten primären Elementes zusammengesetzt sei. Das zweite dieser Elemente findet Grünwald in der Sonne als Urheber einer Linie (D_3), die man bisher einem auf der

[1]) Liznar, Über den Einfluß der Rotation der Sonne auf den Erdmagnetismus, Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. 1887, S. 207.

[2]) Grünwald, Astronomische Nachrichten. 1887, Nr. 2797, nach naturw. Rundschau. 1887, S. 333.

Erde nicht vorkommenden Stoffe, dem Helium, zuschrieb, das erste derselben dagegen als Erzeuger einer bisher ebensowenig erklärten Linie, welche das Licht der Sonnenatmosphäre (Corona) zeigt. Es versteht sich von selbst, daß diese Resultate einstweilen noch mit Vorsicht aufzunehmen sind.

Die messende Astronomie ist jetzt mit der Bestimmung der Entfernungen der Fixsterne von uns und ihrer Eigenbewegung beschäftigt. Übereinstimmend sich bewegende Sterne glaubt man in physischen Zusammenhang bringen zu dürfen. Ein solcher wurde stets zwischen den die Gruppe der Plejaden bildenden Sternen angenommen, doch ist diese Annahme durch Elkins[1]) Untersuchungen in Yale Observatory erschüttert worden. Die Entfernung des hellsten Sternes dieser Gruppe, Alcyones, von uns ergab sich zu 954 Billionen Meilen, aber nur die Bewegung Electras läßt die Erklärung zu, daß sie um Alcyone rotiere, die Bewegung anderer, namentlich zweier der 8. Größe dagegen läßt sich damit nicht in Einklang bringen.

Was weiter die vielfach unternommenen Versuche zur Erklärung des Wesens der Anziehung zwischen den Weltkörpern betrifft, so haben dieselben zu einem Resultate, welches allgemein angenommen zu werden Aussicht hat, noch nicht geführt, und es ist diese Sachlage auch nicht durch Rethwischs[2]) neue Bearbeitung seiner schon früher besprochenen Hypothese geändert worden. Um mit der Betrachtung der Himmelserscheinungen abzuschließen, haben wir noch zu erwähnen, daß Backhouse[3]) auf einer Reise in die Alpen den roten Sonnenring (Bishops Ring), dessen Ursache man in den vom Krakatau emporgeschleuderten Staubteilchen findet, in großen Höhen immer noch gesehen hat, in Sunderland war er wenigstens bei Sonnenuntergang noch sichtbar. Dort zeigte sich zuweilen ein ähnlicher Ring mit trüberen Farben, der sich tiefer in der Atmosphäre zu befinden und von Rauch hervorgerufen zu sein schien.

Die Lichtaussendung eines Körpers setzt im allgemeinen voraus, daß er glüht. Bei schwacher Glut erscheint er rot, bei stärkerer weiß. Drapers Untersuchungen hatten ergeben, daß die Temperatur der Körper, die in Rotglut zu leuchten beginnen, dieselbe und zwar 525° sei. Die rote Farbe bestehe aus den weniger brechbaren des Sonnenspektrums bis gegen grün hin und gehe in weiß über durch Hinzukommen der brechbareren Strahlen. Dieses Resultat haben von H. F. Weber[4]) angestellte Versuche nicht bestätigt. Die Temperatur, bei welcher die Lichtentwickelung beginnt, liegt tiefer, und ist für verschiedene Körper verschieden. Für Platin wurde sie bei 393°, für Gold bei 417°, für Eisen bei 377° gefunden. Beim beginnendem Glühen erschien der Körper auch nicht rot, sondern in einem ganz schwachen, düsternebelgrauen Lichte, welches aus Strahlen mittlerer Brechbarkeit bestand. Bei zunehmender Glut traten zugleich Strahlen geringerer und größerer Brechbarkeit hinzu, bis das Licht weiß geworden war.

Ein in Hinsicht seiner weißen Farbe mit dem der Sonne wetteiferndes Licht strahlt verbrennendes Magnesium[5]) aus, ein Metall, welches neuerdings als Ersatz des teuern Aluminiums vorgeschlagen wird. Ein Stück Magnesium wiegt noch weniger als ein gleich großes Stück des schon so leichten Aluminiums. Die Festigkeit eines solchen Stückes Magnesium übertrifft die des Aluminiums, ebenso seine Härte, dabei kostet das Aluminium den siebenfachen Preis. Freilich muß das Magnesium bei einer Temperatur von 100° verarbeitet werden. Dann aber läßt es sich walzen, treiben und in jede Form drücken. Gießen kann man es einstweilen noch nicht, doch werden in Magnesium geschnittene Gewinde schärfer wie im Aluminium. Auch ist es noch nicht gelungen andere Metalle galvanisch darauf niederzuschlagen. Es ist vielleicht geeignet, um die Hülle der Luftballons daraus herzustellen.

Hat mit diesen Resultaten die Wissenschaft der Technik einen Dienst geleistet, so ist das Umgekehrte der Fall bei Versuchen über die Entstehung der Wirbelwinde, der Wasserhosen

---

[1]) Elkins, The Yale College metasurement of the Pleiades. Nature Vol. 36. pag. 372.
[2]) Rethwisch, Die Bewegung im Weltenraum. Berlin, F. Schneider & Ko.
[3]) Backhouse, Nature, Vol. 36, pag. 364.
[4]) Sitzungsberichte der königl. preuß. Akad. in Berlin 1887 S. 491.
[5]) Metallarbeiter nach Industrieblätter 1887. S. 242.

und des Hagels, welche Erscheinungen Weyher[1]) auf dem Hüttenwerke in Pantin künstlich nachgebildet hat. Ein etwa in einer Höhe von 3 m über einem Wasserspiegel mittelst eines rasch rotierenden Schaufelrades erzeugter Luftwirbel ließ die Erscheinung der Wasserhose im kleinen genau nachahmen. In der Mitte des Wirbels erhob sich das Wasser, bewegte sich dann nach außen und fiel dort wieder nieder. Versuche mit Griesmehl ergaben dieselbe Bewegung der Luft. Senkt sich demnach aus höheren Schichten der Atmosphäre ein Wirbel herab, dessen Vorhandensein freilich vorausgesetzt wird, in eine wärmere Wolke, so frieren deren Dunstteile, die gebildeten Schneeflöckchen aber gehen, sich zusammenballend, in die Mitte des Wirbels. Diese schneeigen Kerne werden hier emporgewirbelt und sinken wieder zur Basis herab, und dieser Vorgang kann sich mehrmals wiederholen. Dabei geraten sie in Rotation, und die in der Nähe befindlichen Schneeteilchen lagern sich auf ihren Polen ab. Dadurch bilden sich neue Achsen. Beim Durchgange durch die Wirbelachse wird aber der Druck so groß, daß der Schnee zu durchsichtigem Eise zusammengepreßt wird.

Während hierbei trotz der im großen angestellten Versuche noch manches hypothetisch bleibt, so haben andere Versuche größeren Maßstabes die lange Zeit mit Unrecht angezweifelte, die Wasserwellen beschwichtigende Kraft des Öls zur Gewißheit erhoben. Die Sache selbst war bereits im Altertum bekannt, sie war von Franklin und später von den Gebrüdern Weber richtig erklärt aus der geringen Reibung der Luft am Öl, die verhinderte, daß sie dieses wie das Wasser faßt, auf der Oberfläche eines Zuges großer Wellen, einer sogenannten Dünung, welche den Schiffen ungefährlich ist, kleinere Wellen erzeugt und dadurch das Überstürzen derselben, die so gefährlichen Sturzseeen verhindert, doch aber wurde sie vielfach bezweifelt. 1880 nahm Shields aus Perth die Frage experimentell wieder auf und erhielt sehr günstige Resultate, ja Gordons konstruierte Ölbomben, die auf das Wasser geschleudert explodieren und das in ihnen befindliche Öl auf dem Wasser ausbreiten sollten. Wenn auch diese Versuche wieder ins Stocken kamen, so wandte man das Öl zu solchem Zwecke immer häufiger an. Rottock[2]) hat die Fälle gesammelt, wo vom Sturm bedrängte Schiffe sich dieses Mittels zu ihrer Rettung bedient hatten, und gefunden, daß von 179 Fällen in 173 dies gelungen ist. Wurde nur wenig Öl windwärts auf das Wasser gebracht, so hörte das Brechen der Wellen und damit die Gefahr namentlich für kleinere Schiffe auf, während die ungefährliche Dünung stehen blieb. Am besten erwiesen sich Säcke von Segeltuch, in die kleine Löcher geschnitten waren und die mit Werch, auf welches das Öl gegossen wurde, gefüllt wurden. Von Ölen erwiesen sich die bei der Wassertemperatur zähen als am brauchbarsten, namentlich Rüböl oder Fischöl, auch Leinöl. Die zur Beruhigung nötige Menge fand man zu 3,6 Liter in der Stunde. Nur da, wo das Öl das Wasser bedeckte, hörte das Brechen der Wellen auf, doch läßt sich natürlich eine über Klippen ꝛc. brandende See damit nicht beruhigen. Die Kosten der aufzuwendenden Ölmenge sind verschwindend gegen die Kosten eines verlorenen oder stark beschädigten Schiffes, und so hat denn auch die englische Admiralität dies Mittel neuerdings warm empfohlen.

---

[1]) Weyher, Theorie der Wirbelwinde, Wasserhosen und des Hagels. Genie civil 1887, S. 95. Nach Dinglers polyt. Journal. Bd. 265, S. 403.

[2]) Rottock, Der Gebrauch von Öl zur Beruhigung der See. Annalen der Hydrographie ꝛc. 1887. S. 291

Ein Brief über die Reise Crispis.

Aus einem Schreiben des Präsidenten des italienischen Staatsrats, Grafen Cadorna, an den Herausgeber der „Deutschen Revue" teilen wir nachstehendes mit:

„Der Besuch Crispis bei Bismarck braucht nicht in seinen Einzelheiten und Ergebnissen bekannt zu sein; an und für sich nämlich bietet er schon eine Friedensgarantie sondergleichen; die öffentliche Meinung aller Völker, selbst derjenigen, deren Politik nichts weniger als deutschfreundlich ist, muß den friedlichen Charakter jener Zusammenkunft anerkennen. Ich glaube, daß die Wichtigkeit auch von denen anerkannt werden sollte, die es sich zum Ziele machen, (wenngleich selten im Ernst) das herzliche Einvernehmen der beiden Länder und der beiden regierenden Dynastieen zu trüben.

Diese Zusammenkunft bietet einen Beleg mehr als Beweis, daß die beiden Länder, die in neuerer Zeit so großartige Erfolge nach innen und außen erzielt haben, beiderseits das thatsächliche Bedürfnis verspüren jene glänzenden Erfolge auch dauerhaft zu gestalten, ein Resultat, welches allerdings durch gemeinschaftliches Vorgehen und Einverständnis beim Handeln erzielt werden kann, insbesondere bei der Sorge um die Erhaltung des Friedens, was die erste der notwendigen Bedingungen ist. Die ganze wahrhaft zivilisierte Welt und namentlich die gründlich zivilisierte, nebenbei alle Ehrenmänner, die nicht ihr Wohl in dem Übel anderer sehen, — alle diese können nur einem Gefühle der aufrichtigsten Freude sich hingeben, sobald sie das herzliche Einvernehmen Deutschlands mit Österreich-Ungarn und Italien sehen, wobei, wie ich hoffe, das Hinzutreten Großbritanniens in Aussicht steht. Ich kann Ihnen zusichern, daß diese meine Anschauung in Italien allgemein verbreitet ist, was Sie auch durch unsere Presse bestätigt finden.

Ich zweifle nicht, daß das neueste Ereignis in Verbindung mit denen von gleicher Natur, welche vorhergegangen sind, Sie zu Erwägungen geführt hat, welche näher anzusehen wert sind. — In Italien ist der Einfluß der allgemeinen Stimmung im Lande maßgebend für die Regierungskreise und namentlich maßgebend für die auswärtige Politik. Keinerlei Ruhestörern und Intriganten kann es somit gelingen die öffentliche Meinung zu täuschen oder gar zu diskreditieren.

Ich bin auch überzeugt, daß Crispi in Friedrichsruhe vor kurzem das sichere Bewußtsein hatte, daß ganz Italien mit ihm war.

Genehmigen Sie ꝛc.

Pallanza (Lago maggiore), 11. Oktober 1887. Cadorna."

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Gesammelt
von
Helene von Hülsen.

(Fortsetzung.)

Neunzehnter Abschnitt.

Aus den letzten Regierungsjahren König Friedrich Wilhelm IV.

Die Königlichen Majestäten hatten, wie sehr häufig, in Sanssouci und auf dem königlichen Schlosse hohe Gäste, und das königliche Schauspiel war es, was denselben die langen Abende vertreiben und dieselben möglichst amüsieren sollte. Friedrich Wilhelm IV. lachte noch lieber als die meisten anderen Sterblichen, und so mußte sein General-Intendant denn bei solchen Gelegenheiten immer besonders für ein gutes Lustspiel, einen heiteren Schwank oder dergleichen sorgen, und sogar eine Posse wie „der Kammerdiener", einstmals für Amalie Wolff geschrieben, war ihm zusagend und zweckentsprechend.

„Nur keine Anzüglichkeiten privater oder gar politischer Art!" — — lautete der Allerhöchste Befehl, und Botho von Hülsen saß oft stundenlang, um die von ihm vorgeschlagenen Stücke persönlich durchzusehen und jede etwa zweideutige oder möglicherweise Anstoß gebende Stelle selbsteigen auszumerzen. Aber, — — wir werden sehen, daß selbst der beste Wille nicht immer von Erfolg gekrönt ist.

Es war für den hohen Besuch des Königs Johann von Sachsen und des Kaisers Alexander von Rußland eine Posse, — erinnere ich mich recht, — „der Kammerdiener" gewählt, in dem späterhin unsere, auch mit Recht als ein „Unikum" in ihrem Fache gefeierte Frau Frieb-Blumauer so große Triumphe feierte. Eine drastisch komischere Figur als die reiche Banquierfrau Hirsch und ein anscheinend harmloseres Stück ließ sich kaum vorstellen, und der Generalintendant atmete erleichtert, es gefunden zu haben. Das kleine Theater zu Potsdam zeigte sich natürlich bis auf den letzten Platz besetzt, und die beiden hohen Gäste waren vom Intendanten empfangen und an ihre Sitze geleitet

worden. Nur König Friedrich Wilhelm IV., aus irgend welchem Grunde verhindert, fehlte noch, doch sollte, — laut eingegangener Ordre, — auf ihn nicht gewartet werden. — So gab denn der Inspizient das befohlene Anfangszeichen, und der Vorhang rauschte unter dem mit vorgeschriebenem, eklatant sächsisch ausgesprochenem Rufe der Dame Hirsch empor: „Johann, Johann, wo bleibt denn der Alexander?" — Niemand hatte bei der Generalprobe daran gedacht, daß dieses die Vornamen der beiden fürstlich-königlichen Gäste waren, und selbst Botho von Hülsen es nicht beachtet. — Aufhorchend, stutzend, aber, — durch die Unbefangenheit des Publikums belustigt — stand er da.

Die hohen Gäste hatten sich einen Moment lächelnd angeblickt. Dann war der wirklich sehr komische Vorfall unbemerkt und von der Mehrzahl der dieser Vorstellung Beiwohnenden unbeachtet geblieben, und dieselbe unter großem Beifall zu Ende gegangen. Aber natürlich meldete mein Mann diesen amüsanten Vorfall sofort dem Könige, der Thränen lachte und sich garnicht darüber beruhigen konnte. — Er hat also dazu beigetragen, diese an und für sich ziemlich unbedeutende Aufführung auch für Hülsen zu einer immer erneuten Quelle späteren Amüsements zu machen.

Übrigens fällt mir, indem ich mich dieser spaßhaften Geschichte erinnere, noch eine zweite, auch sehr belustigende ein, welche ich doch hier noch erwähnen möchte. Der König, der trotz seiner Vorliebe für das Komische doch ein immer gleicher Beschützer jedes ernsten Strebens und besonders auch für die antiken und biblischen Stoffe der Dramen sehr eingenommen war, hatte ein solches, — trotz wohlberechtigter Einwände seines Intendanten, — zur Aufführung befohlen, weil die Sprache edel, und der Verfasser ein sehr von ihm geschätzter Gelehrter war.

„Es ist nichts für unser Publikum, Majestät, und ich werde es schwerlich zu drei Aufführungen bringen!" — hatte Botho von Hülsen gesagt, der recht gut wußte, daß die edelste Sprache und der korrekteste Aufbau eines Schauspiels erfolglos bleibt, wenn die Zuschauer sich nicht für den Stoffinhalt begeistern und sich, — voraussichtlich, — nicht „amüsieren" können. Der König hörte nicht darauf, und da der Generalintendant der königlichen Schauspiele in erster Linie dessen Befehlen nachzukommen hat, sobald dieselben nicht mit seiner prinzipiellen Überzeugung in Widerspruch stehen, so war das Stück einstudiert, und der König von der: „Premiere" selbstverständlich unterrichtet worden. Er kam denn auch,— in seiner rührenden Herzensgüte, — nach Berlin herüber und gab die unverhohlene Absicht kund, sich die fünf, teilweise sehr langen Akte vorspielen zu lassen. Hülsen, der seinen gnädigen Monarchen indessen doch schon genau und dessen wohlberechtigte Abneigung gegen alle und jede Langeweile kannte, war über die Durchführung dieser von Seiner Majestät kund gegebenen gnädigen Absicht sehr zweifelhaft. Er stellte sich demnach so auf, daß er die königliche Prozeniumsloge immer übersehen und ein Verlassen derselben seitens des Königs sofort wahrnehmen konnte. Drei Akte waren, trotz der vortrefflichen Darstellung, — nunmehr schon unter fast lautloser Stille und gänzlich mangelnden Beifallsovationen des

Publikums vorüber, und der vierte, auch keine solche in Aussicht stellende, hatte eben angefangen. Da erhebt sich der König plötzlich und rüstet sich zum Aufbruch. Aber, noch bevor er das Vorzimmer erreicht, ist auch mein Mann hinzugeeilt und öffnet, während der König in dasselbe tritt, die Thür zum Treppenflur, um demselben das Geleit zu geben. Hier ist ein schon ziemlich betagter Logenschließer, der nicht entfernt den Fortgang des Königs vor Schluß der Vorstellung erwartet haben mochte, auf seinem Sessel, nahe dem Treppenrande, eingeschlafen, und ein lautes Schnarchen bekundet nur zu unzweideutig, wie tief derselbe in Morpheus Arme gesunken.

„Der hat gelauscht!" — sagt der König mit unnachahmlicher Geberde, indem er lächelnd von dem ahnungslos Schlummernden auf seinen Intendanten blickt, und ist, — bevor der erstere noch zur Erkenntis seiner dienstlichen Fahrlässigkeit gelangt, — schon die Treppe hinunter gestiegen. — Wie oft, und mit welcher immer neu hervorbrechenden Heiterkeit habe ich meinen geliebten Gatten diese wirklich sehr humoristische Anekdote erzählen hören!

Am 30. Januar 1856 wurde übrigens, ganz in der Zeit jener oben mitgeteilten scherzhaften Vorgänge, eine Sache in das Leben gerufen, die Botho von Hülsen schon länger im stillen geplant und durch die er bei seinem Könige noch ganz besonders an Huld und Anerkennung gewonnen hatte. Es war nämlich der erste, im königlichen Opernhause stattfindende, sich nun seitdem alljährlich dort ein oder mehrere Mal wiederholende Opernball, der allmählich zu immer glanzvollerer Geltung und Berühmtheit gelangte. Wer dieses, den König und den königlichen Hof in der zwanglosesten Weise mit der Aristokratie des Blutes und des Bürgertums vereinigende, ebenso vornehm wie glänzend arrangierte Fest jemals mitgemacht hat, wird dasselbe sicher zu seinen fröhlichsten und amüsantesten Ballerinnerungen zählen. Jedenfalls war die Idee und das ganze, teilweise wirklich feenhaft hübsche Arrangement dieses immerhin Tausende entzückenden Festes einzig und allein in dem Kopfe und aus dem Arrangiertalente Hülsens entsprungen, und der König wie der Hof, die Aristokratie wie Bürgertum und Künstlerwelt waren gleichmäßig befriedigt davon. Es ist nicht meine Absicht, eingehender bei der Schilderung dieses Opernballes zu verweilen, denn, wer ihn niemals sah, wird ihn sich dennoch schwer vorstellen, — wer ihn schaute, denselben schwerlich vergessen können.

Jedenfalls war es ein der Eigentümlichkeit und dem Geschmack des Königs ganz besonders entsprechendes, durch den Reiz der Neuheit noch anziehender gewordenes Fest, und der liebenswürdige Monarch gefiel sich darin, alle und jeden, der in seinen Gesichtskreis kam, durch huldvolle, meistens witzig geistreiche Anreden zu ehren und auszuzeichnen. Er mischte sich, — geleitet von seinem Generalintendanten, — stundenlang in das Gewoge des großartig erleuchteten, mit Blumen und springenden Wassern gezierten Saales, der wie mit Zauberschlag über Nacht geschaffen worden war, und sein: „Magnifique", „süperb", „delizös", — tönte von Zeit zu Zeit an das erfreute Ohr des Intendanten. Selbst die ernste, in ihrer verständigen, würdevoll einfachen Weise so liebenswerte Königin Elisabeth

schaute, nachdem sie die Polonaise im Sale abgeschritten, — mit ihrem milden Lächeln heiter und sichtlich freudig bewegt von ihrer Prosceniumsloge in das glänzende, sich vornehmlich um den König scharende Menschengewühl. Wie schön, daß ein solcher Verein, — ein solches, mehr oder minder den Wünschen aller Teilnehmer entsprechendes Fest, — nach den Stürmen von 1848 hatte geschaffen, — daß es in dieser Weise hatte begangen werden können! — Leider war es König Friedrich Wilhelm IV. aber nicht vergönnt, sich mehr als zwei Mal an diesem Opernballe zu beteiligen. Schon der Herbst 1857 brachte dem geliebten Monarchen den erschütternden Anfang jener schweren, nur von wenigen lichteren Tagen unterbrochenen Leiden, die den geistvoll gütigen Beherrscher Preußens allmählich immer tiefer umspinnen und ihn schon den 2. Januar 1861 in die Nacht des Grabes senken sollten. —

Botho von Hülsen erhielt die Nachricht des ersten, den König heimsuchenden Schlaganfalles in Königsberg, wohin er mit mir und unseren drei Kindern zum Besuche der gräflich Casimir Hülsen'schen Verwandten gereist, und wo er mit der gewohnten, einzig liebevoll geübten Gastfreundschaft aufgenommen worden war. — Noch sehe ich meinen geliebten Mann mit der Hiobspost in das Zimmer stürzen und erinnere mich wohl der schmerzlichen Aufregung, mit der ihn dieselbe erfüllte.

„Nach Berlin zurück, sogleich nach Berlin zurück!" lautete die erste, mich und die Meinigen betreffende Konsequenz dieser Schreckenskunde, und schon am folgenden Tage eilten wir der Heimat zu. Ich sollte, — auf meines Mannes Wunsch, der Herstellung unseres ältesten Töchterchens halber, — noch einige Zeit im Elternhause zu Blankenfelde verweilen, — indessen derselbe sich nun in der Sorge um seinen König nicht mehr von Berlin und seinem Berufe trennen mochte. Der erste Brief, den ich in jenen Tagen von meinem Manne über den Eindruck empfing, welchen ihm der König gemacht, sei diesen Erinnerungen einverleibt. Der betreffende Passus besagt über die Audienz in Sanssouci:

„Der Hausminister von Massow empfing mich sehr herzlich, und die Majestäten waren sehr gnädig, namentlich der König! Leider aber finde ich ihn, — dies bleibt unter uns, — sehr angegriffen. — Er ist ohne alle Elastizität, ohne jene ursprüngliche Herzensheiterkeit, die ihm sonst so eigen war. — Dabei grübelt er immer viel über seinen Zustand, der sich aber, — infolge der Harzbäder, — doch sehr gebessert haben soll. — Gott schütze das Vaterland!" — Hülsen.

Wie auch ich von den sich immer steigernd verschlechternden Nachrichten über unseren allergnädigsten, meinem Gatten stets huldvoll gesonnenen König affiziert und von der ganzen Sachlage betrübt und beunruhigt wurde, bedarf keiner Versicherung. Baldmöglichst kehrte ich nach Berlin zurück, wo inzwischen der Prinz von Preußen zum Regenten ernannt worden, und alle Geschäftsangelegenheiten, politischer oder privater Natur, nunmehr seiner alleinigen Entscheidung anheimgegeben worden waren.

Der arme König durfte von keiner Regierungssorge bestürmt und von keiner ihn möglicher Weise erregenden Angelegenheit unterrichtet werden.

Zwanzigster Abschnitt.

Der Schluß der fünfziger Jahre.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Stellung Botho von Hülsens zu dem Prinzen von Preußen, unserem jetzigen glorreichen Kaiser, von dem Augenblick seiner Übernahme der Regentschaft an in eine andere Phase trat. Wo Höchstderselbe — bisher, — bezüglich ihn interessierender Theater-Angelegenheiten, — nur Wünsche haben konnte, waren es jetzt Befehle geworden, denen natürlich sein Intendant nach bestem Vermögen nachzukommen strebte. Dennoch blieb es für ihn längere Zeit hindurch fraglich, ob er, — trotz aller vom Prinzen von Preußen von jeher empfangenen Beweise der Huld und Gnade, — unter dessen Oberhoheit der rechte Intendant sein, ob nicht die in so schroffem Gegensatze zu Friedrich Wilhelm IV. stehende Geschmacksrichtung des Regenten ihm einen mit der seinigen mehr harmonierenden Bühnenleiter wünschenswert machen werde. Mein Mann hielt sich selbst für zu schroff, in der Aufrechterhaltung gewisser, einmal von ihm vertretener Prinzipien zu unbeugsam, als daß er dem Regenten sympathisch sein und sich dessen Gönnerschaft unter den veränderten Verhältnissen erhalten werde. Dazu kam, daß der Fehde-Handschuh, den er gewissen Theater-Agenten und „Blutsaugern", wie Botho von Hülsen sie nannte, im Interesse der Künstler hingeworfen, ihm wütende Feinde gemacht und maßlose Angriffe einiger, pekuniär oder in ihrer Machtstellung davon Betroffener zugezogen hatte. —

Diese Angriffe, welche sich in den ersten Jahren lediglich gegen die Art seiner Verwaltung und einzelne seiner Auffassungen gerichtet, nahmen nun, seitdem Botho von Hülsen die „Perseverantia" gegründet, und sich durch den sogenannten Kartell-Verein mit verschiedenen Intendanten Deutschlands gegen diese Agenten-Wirtschaft verbunden hatte, einen fast ausschließlich persönlichen Charakter an. Lüge, Unverstand und die böswillige Verdrehung, welche aus drei oder vier Richtigkeiten eine große Unwahrheit zu gestalten wußten, vereinten sich in dem Bestreben, ihn, wo sich nur irgend ein Anlaß fand, zu verleumden und zu verdächtigen. Besonders that sich dabei ein gewisser Herr H. hervor, der einst meinen Mann als den „Retter seiner Ehre und seines Lebens" gepriesen, ihm aber nun durch sein Auftreten gegen seine Agentenmacht und den „Weißen Sklavenhandel", wie er es nannte, ein „Todfeind" geworden war. Botho von Hülsen zu stürzen, und — wo möglich, — sein häusliches Glück zu gefährden, oder gar zu vernichten, soll damals das Hauptbestreben des besagten Herrn und einiger, sich von dem Generalintendanten gekränkt wähnender Personen gewesen sein, die sich Herrn H. zu diesem Rachezweck verbunden hatten.

Es waren harte Kämpfe, namenlos schwere Zeiten, die dazumal mein geliebter Mann, die ich selbst an seiner Seite zu durchleben hatte, und noch heute, — wo ich diese Erinnerungen niederschreibe, — denke ich nur mit Kummer und Entrüstung daran zurück. — Denn es giebt wohl für ein tief und rechtlich fühlendes Gemüt nicht leicht etwas Schwereres, als eine so innig geliebte, nahestehende Persönlichkeit in ihren besten Absichten und ihrem reinsten, selbstlosesten

Wollen schmerzlich verkannt und auf das ungerechteste verdächtigt zu sehen. Aber — — mein Gatte schwieg, — er schwieg trotz gedruckter, sich in einzelnen, allerdings sehr mißachteten Blättern, immer erneut breit machender Lügen und Verleumdungen, — trotz der Aufforderungen lieber Freunde, ja sogar meines, später bei Königgrätz gefallenen Bruders.

„Habe ich das nicht vorher gewußt und mich schon bei meinem Antritt dieses Postens öffentlich darüber ausgesprochen, daß ich solche und ähnliche, unausbleiblich damit verbundene Angriffe niemals einer Antwort würdigen werde?" — pflegte mein Mann dann wohl auszurufen. —

„Aber es kann doch Pflicht werden, die Wahrheit an das Licht zu bringen? —" argumentierte dann wohl einer oder der andere.

„Aber nicht, wenn man dadurch sich selbst untreu wird!" — rief mein Mann erregt.

„Ich wenigstens werde das niemals thun. — Und dann," — fuhr er lebhaft fort, — „hätte ich auch gar keine Zeit, mich auf ein Widerlegen einzulassen, und abgesehen davon, daß der anständige Mensch, gewissen Leuten gegenüber, gar keine Waffen hat und also bei öffentlichen Debatten immer den Kürzeren zieht, so würde es die Sache nur schlimmer machen, weil ich ja doch unmöglich immer jeden gemeinen oder lügnerischen Angriff erfahren könnte. — Und was würden dann selbst die guten Freunde sagen, wenn ein solcher einmal, weil ich ohne Kenntnis davon geblieben, gar nicht beantwortet würde?" — „Daran muß doch etwas sein, denn er rektifiziert sich nicht! —" „würde es selbst bei diesen ersteren heißen, und ich ihnen dieses keineswegs verdenken können!" —

Also — — Hülsen schwieg und ließ den Sturm ruhig austoben, den er selbst, mit seinem energischen Vorgehen in betreff des Agentensturzes, teilweise herauf beschworen hatte. Und ich segne es jetzt, daß er so gethan, daß er sich selbst treu geblieben ist. Denn — das gute Gewissen und das Bewußtsein, das Beste gewollt zu haben, auch wo die Zeit dafür noch nicht reif, wo die redliche Absicht an schwachen Charakteren und unterschätzten Hindernissen gescheitert ist, — bleibt doch eine große, stolze Genugthuung. — Und wie viele Widersacher hat sich dazumal nicht auch mein Mann versöhnt, wie viele haben Achtung vor solcher Konsequenz, deren Ursprung ein reines Bewußtsein war, bekommen und sich ihm zugewendet! — Aber — wie sicher auch Rechtschaffenheit und Wahrheit sich in diesen Kämpfen Hülsens Bahn gebrochen, und wie doppelt geachtet und von allen Eingeweihten geschätzt, er aus denselben hervorgegangen ist, — schnell ging es damit nicht. — Unaufhörlich liefern anonyme Briefe und Notizen ein, in denen man Dingelstedt, oder Herr von Dachröden (der damals von Strelitz abgegangen) als Nachfolger Bothe von Hülsens benannte und ihn vor ihren Intrigen warnte.

Und konnte denn nicht etwas an diesen Briefen und Gerüchten sein? War es denn so unmöglich, daß einer oder der andere der genannten Herren dem neuen Regime zusagender wäre? — So war denn mein Mann natürlich doppelt wohlthuend berührt, wie er sogleich bei seiner ersten Berufung nach Schloß

Babelsberg, wo der Regent möglichst lange im Herbste zu verweilen liebte, auf das gnädigste von ihm und seiner Gemahlin empfangen wurde.

Auch an der Geburt unseres jüngsten Sohnes, Georg, nahm der Regent den herzlichsten Anteil und trug meinem Manne die liebenswürdigsten Empfehlungen für mich auf. Derselbe konnte also, — was seine Stellung zu dem hohen Herrn betraf, — vollkommen beruhigt und der festen Überzeugung sein, daß, — was auch gegen ihn intrigiert und machiniert worden sei, — der Regent ihm seine, ihm als Prinz von Preußen geschenkte Huld vorläufig unbeirrt und ungeschmälert erhalten habe. Auch wurde ihm, bezüglich seiner Theatererfolge, gerade in jenen Zeiten eine große Genugthuung nach der andern.

Die Oper, in der Johanna Wagner, (jetzt Jachmann-Wagner) in Rollen wie Tankred, Romeo, Lukrezia Borgia, Armide und Orpheus seit Jahren als Stern ersten Ranges neben Theodor Formes glänzte, hatte in der wunderfüßen Stimme der siebzehnjährigen, mädchenhaft lieblichen Louise Wippern eine neue Anziehungskraft und durch die Italienische Oper, welche einen Teil der Wintermonate einnahm, einen erneuten Reiz erhalten. Hier war es, wo namentlich die Trebelli, deren jugendfrische Erscheinung und köstliche Altstimme fast allabendlich große Triumphe feierte, in Rollen wie Azucena, Page in Figaros Hochzeit u. s. w. das Publikum entzückte und dem Intendanten große Erfolge bereitete.

Letztere aber bot ihm auch gerade zu jener Zeit der enorme, kaum zu schildernde Einschlag der rasch aufeinander in Szene gehenden Taglionischen Ballets „Flick und Flock", „Ellinor" u. s. w., die an Pracht, Inhalt und Ausführung alles übertrafen, was man bisher in dieser Art gesehen hatte. Das erstere war für zwei jugendliche, aus der Schule Taglionis und dem Berliner Corps de Ballet hervorgegangene Tänzerinnen, Minna Kitzing und Johanna Selling, geschrieben, da mein Mann nicht gern alle Ballets mit Marie Taglioni, als deren einzigen Trägerin, besetzen und diese jugendfrischen Talente wirksam emporbringen wollte. Es gelang letzteres vollkommen, indem die blendend hübsche Minna Kitzing und die pikant anmutige, talentvolle Johanna Selling sowohl im „Matrosentanz", als auch in den beiden Hauptfiguren der „Großmutter und Enkelin" so immense „Succès" hatten, daß man sie bald in allen Photographen-Schaufenstern, wie in hundertmaliger Wiederholung des wirklich ganz reizenden, choreographischen Tanzpoëms bewunderte.

Auch „Ellinor", zu dem der Professor Gropius die Wandelbilder von Neapel bis Sorrent, nach treuester Naturaufnahme und in wunderbarer Vollendung, gemalt und selbst die strengsten Kritiker zu unbedingter Anerkennung hingerissen hatte, war, — mit Marie Taglioni in der Titelrolle, — von durchschlagendem Erfolge gewesen. Mit welcher stolzen Befriedigung saß ich in jenen Tagen unzählige Male an meines geliebten Gatten Seite in unserer Intendantenloge und schwelgte in der Anerkennung, die ihm vom Prinz-Regenten, fremden Intendanten, von Oper und Ballet völlig begeisterten Personen und Fürstlichkeiten in so reichem Maße zu Teil geworden. Im königlichen Schauspiele aber waren es besonders die Gastspiele von Friederike Goßmann (jetzt Baronin Prokesch-Osten) sowie von Marie

Seebach (nachher Frau Niemann) sowie die Aufführungen der „Grille", des „Goldbauers" und der „Anna Liese", in deren letzterer Lina Fuhr in der Titelrolle, neben Theodor Liedke, häufig vor ausverkauftem Hause glänzte, welche dem Intendanten Freude und Befriedigung gewährten, wenn er auch niemals darüber die Pflege der Klassiker vergaß und sich dieselbe stets als erste Hauptaufgabe stellte.

„Denn nichts charakterisiert einmal die Anschauungen, das Wollen und das Streben eines Bühnenleiters treffender, als sein Repertoir!" — pflegte mein Mann zu sagen, wenn er sich gelegentlich über solche Dinge äußerte.

„Nichts kann für die Beurteilung eines Intendanten wichtiger, sowohl für die Mitwelt als auch für die Nachwelt sein, als daß sie einen chronologisch geordneten und genauen Überblick über das Repertoir gewinnt. Dieses allein kann den unbestreitbaren Beleg für das Streben und die Ziele desselben geben!" —

Es scheint mir, daß mein Gatte recht gehabt, und es ist mir dieses auch wiederholentlich von kompetenter Seite bestätigt worden. —

Der königlich preußische Hof hatte übrigens, inmitten des dunklen, sich immer tiefer auf denselben hernieder senkenden Sorgen, die das sich täglich steigernde Leiden des Königs über denselben breitete, einen hoch willkommenen, demselben neuen Reiz verleihenden Zuwachs erhalten.

Er bestand in den Prinzessinnen Friedrich Karl und Friedrich Wilhelm, zu deren Empfang Botho von Hülsen selbstverständlich die Theater-Festvorstellungen arrangiert und sich redlich damit abgemüht hatte. Die Anerkennung war aber gering, der unsäglichen, mit der Vorstellung für die erstere gehabten Mühwaltung und mein Mann hätte, ohne die Befriedigung des Prinz-Regenten, wirklich nur Plage davon gehabt. Dazu kam, daß er wußte, daß der Prinz Friedrich Karl eine solche Festvorstellung lediglich für ein Drangsal hielt und ihr am liebsten fern geblieben wäre. So war denn diese Sache sehr unbelohnend, und lachend erzählte mein Mann, daß der Prinz Friedrich Karl, als er denselben die Treppe des Opernhauses nach dieser Vorstellung hinabgeleitet, nur ganz lakonisch gesagt:

„Na, Sie werden auch Gott danken, daß es vorbei ist!" — womit der Prinz allerdings den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Übrigens war mein Mann von der Schönheit und dem unbeschreiblichen Liebreiz der Prinzessin Friedrich Karl, die er im Schlosse zu Charlottenburg empfangen hatte, so entzückt, wie ich ihn selten gesehen habe. Ich pflichtete ihm aber im vollsten Maße bei, als ich die hohe Braut bei ihrem feierlichen Einzuge in Berlin persönlich gesehen hatte. Dieser Eindruck ist mir unvergeßlich geblieben! —

Was nun die 1858 vermählte Prinzessin Viktoria, Friedrich Wilhelm betrifft, so fand die Festlichkeit der Trauung bekanntlich in London statt, und mein Mann hatte erst später Gelegenheit, dieselbe in Babelsberg näher kennen zu lernen. Es liegen Briefe darüber sowie über den Aufenthalt der Königin von England und ihres Gemahls, Prinz Albert, in Potsdam vor, worin er die

Prinzessin Viktoria reizend und durch ihr geistreiches, natürliches Wesen besonders fesselnd schildert.

Über die Königin von England und das Zusammensein mit ihr bei dem Prinz-Regenten sagt damals mein Mann unter anderem:

Berlin, 22. August 58.

„Am Vormittage war mir eine Einladung zum Thee, 9 Uhr abends auf Schloß Babelsberg, zugegangen, die auch General Alvensleben betroffen. Als ich zum Diner vorher herüber fuhr, war meine Absicht, in Potsdam zu übernachten. General von Alvensleben schlug mir aber vor, zu Wagen, nach dem Thee, nach Berlin zurückzukehren.

In Babelsberg versammelte sich das Gefolge der Herrschaften und einige Geladene (Prinz Adalbert, Prinz von Württemberg ꝛc.) im großen Saale, während die Herrschaften noch dinierten. Bald aber erschienen sie, und wurde, — trotz der späten Stunde, — noch Kaffee herum gereicht.

Die Königin ist stark, etwas kleiner wie ihre Tochter, Prinzessin Viktoria, und von edler, vornehmer Haltung. Prinz Albert machte mir einen etwas befangenen Eindruck. — Der Prinz-Regent, sehr gnädig, stellte mich, — seinen Intendanten, — persönlich beiden vor, und die Königin sagte:

„Ich habe viel Schönes von Ihrem Theater gehört, besuche es aber nicht, da der König krank ist, und ich überhaupt sehr zurückgezogen hier leben will. Ich werde wohl einmal wieder nach Potsdam kommen!“

Sämtliche Herrschaften, die Prinzessin von Preußen, Prinzessin Karl, Großherzogin, Prinzessin Viktoria, Prinzessin Friedrich Karl, und sämtliche Prinzen waren sehr freundlich, und man plauderte ungezwungen. — Es war mir lieb, daß man an mich gedacht und mich herüber befohlen hatte, obgleich die Königin (aus oben erwähntem Grunde) ja die Theater nicht besuchen will.

Auch die ganze Art und Weise, in der der Prinz-Regent und die Prinzessin von Preußen zu mir waren, hat mir sehr wohl gethan. Er besonders war ganz von gewohnter Herzlichkeit!“ —

Daß mir, die ich in diesen Augusttagen mit meinen vier Kindern fern von Berlin und in glücklicher Landfreiheit lebte, der tägliche Briefwechsel mit meinem geliebten Manne ein Herzensbedürfnis und ein jeder solcher Brief ein besonderes Fest war, bedarf wohl keiner Versicherung. Denn nur so vermochte ich ja alles, — auch aus der Ferne, — mit ihm zu teilen, ihm in seinen Sorgen, Freuden, Kümmernissen und Kämpfen in so weit zu folgen, als es nur immer einer liebenden, ganz in seinen Interessen aufgehenden Gattin gestattet sein kann. Bände von Mappen sind auf diese Weise, von Botho von Hülsens Hand, mein köstliches, schon von der Zeit unserer Verlobung gesammeltes Eigentum, und welchen Schatz besitze ich daran! Schade nur, daß ich über manches, — oft das Köstlichste darin, — gar nichts, oder doch nur wenig mitteilen darf. — Vielleicht wird das „Mehr“ einer späteren Zukunft noch vorbehalten bleiben!

Einundzwanzigster Abschnitt. 1860—1861.

Eine namenlos schwere Zeit war durch den Winter von 1859 bis zum Herbste 1860 über uns hinfort gegangen und hatte selbst meines geliebten Mannes Gesundheit zu untergraben gedroht. Denn vom September 1859 bis Juni 1860 jagten sich die Erkrankungen unserer Kinder durch Stickhusten, Masern, Scharlachfieber und Windpocken in fast ununterbrochener Folge, und zugleich ergoß sich ein wahrer Sturm von Ärgernissen, dienstlichen und persönlichen Unannehmlichkeiten, gescheiterten Wünschen und getäuschten Hoffnungen über den armen Intendanten. Daß die unablässigen häuslichen Sorgen und die oft lebensgefährlich erscheinenden Erkrankungen der zärtlich geliebten Kinder Botho von Hülsens Reizbarkeit bezüglich der äußeren Kämpfe und Ärgernisse auf das höchste steigerten, und daß selbst seine energisch elastische Natur zeitweise zu unterliegen oder sich aufzureiben drohte, kann niemand, der jenes furchtbare Jahr mit uns durchlebte, Wunder nehmen. Noch heute, im Rückblick auf manche dieser unvergeßlich dunklen Tage und Stunden, krampft sich mir das Herz zusammen, und ich preise immer erneut die liebende Vaterhand unseres allgütigen Gottes, die uns, — trotz allem, glücklich und ohne dauernden Nachteil hindurch geholfen hat. Was ich aber empfand, wenn ich meinen teuren, sonst immer in Sorge und Ungemach doppelt elastischen Mann, oft düster und melancholisch vor sich hinstarren sah, — wenn ich ihn, — wie namentlich im Februar 1860, — auf meine teilnehmende Frage:

„Ob ihm etwas fehle?“ — — matt und traurig antworten hörte: „Mangel an Lebensmut!“ — wird jeder, der mir näher steht, ermessen können. Doch, — — auf Sturm folgt meistens Sonnenschein, und so lichtete sich denn, — (nach einem siebenwöchentlichen Aufenthalte der ganzen Familie in Heringsdorf) — auch allmählich der Horizont unseres Lebens wieder. — — Obgleich durch den Tod seines getreuen, ihm noch vom Grafen Brühl überkommenen Hofrat Teichmann schmerzlich berührt, und durch die Unmöglichkeit, seine Kämpfe gegen die Theateragenten-Wirtschaft siegreich durchzuführen, lebhaft tangiert, kehrte mein Gatte doch aus dem lieblichen Ostseebade erfrischt und mit erneuter Schaffenslust in unser Berliner Heim zurück, das ich mit den Kindern indessen noch nicht sogleich teilen sollte.

Der Arzt hatte mir nach so schweren, für mich auch noch durch den Tod meines Großvaters von dem Kneſebeck besonders trüben Zeiten durchaus noch den Blankenfelder Aufenthalt empfohlen, und mein Mann war zu selbstlos, um uns diesen nicht von Herzen zu gönnen, wenn er auch das trauliche, ihm so schwer entbehrliche Familienleben schmerzlich vermißte. Auch aus diesem Herbste sind also noch einzelne briefliche Mitteilungen zu notieren, die ich immer, so viel irgend möglich, wörtlich folgen und somit ihn selbst reden lasse. So schreibt er unter anderem unter dem 18. August 1860:

„Das königliche Ministerium hat bei dem Regenten angetragen, eine Kommission niederzusetzen, um die Verhältnisse des Viktoria-Theaters zu untersuchen, und

bin ich zum Leiter derselben ernannt worden. Die Kabinetsordre ist heute eingegangen, und werde ich also dieses Vergnügens genießen. Da ich mich aber nicht überarbeiten will, und ohnehin schon so außerordentlich viel auf mir lastet, so werde ich beantragen: daß mein Regisseur Düringer provisorisch das königliche Schauspiel so lange selbständig übernimmt, als die Zusammenberufung der Kommission dauert. Es wäre dieses vielleicht auch zugleich eine Anbahnung zu späteren, für das königliche Institut wünschenswerten Verhältnissen!"

Den 21. August 1860.

„Wenn du Donnerstag auf 24 Stunden nach Berlin kommen willst, so freue ich mich natürlich darauf. Ich sage dir aber vorher: finde es nicht lieblos, wenn du so gut wie nichts von mir hast, da ich ganz unglaublich beschäftigt bin. — Das Ministerium wünscht nämlich dringend, daß die Kommission für das Viktoria-Theater in vollem Gange sei, wenn der Regent zurück kommt. Ich nehme daher auch noch die Nachmittage, resp. Abende zu Hilfe, welche keine besondere Theater-Vorstellungen oder Gäste bringen, die mich interessieren, und meine Anwesenheit absolut notwendig machen. Daher habe ich denn auf Mittwoch und Donnerstag „Narziß" und „Weiberkur" angesetzt. Aber außer spät in der Oper, und nachher zum Abendbrot werden wir, geliebte Helene, doch wenig beisammen sein. —

„Gestern, in Thea, und heute in dem fast immer ausverkauften Ballett Flick und Flock war übrigens Tante Ulrike nebst Bertha ꝛc. in unserer Loge, und selbstverständlich entzückt davon. Aladin war das erste große Ballet, was die gute Tante in ihrem Leben gesehen hat. Sie grüßt sehr, und werde ich heut bei ihr essen. Gute Nacht, und also auf Donnerstag!" —

Den 2. September 1860.

„Da ich heute den Regenten gesprochen, muß ich dir doch sagen, wie er mich empfing. Er war sehr gnädig, fast herzlich, gab mir die Hand, und sagte, halb scherzend: „Na, Exzellenza, wie geht es?" — Übrigens fand er mich aber sehr mager geworden und angegriffen, und meinte: „Der kissinger Brunnen und das Seebad sei wohl zu viel gewesen." —

Ich fragte: „Ob Königliche Hoheit schon hinsichtlich der Neubesetzung des Teichmann'schens Postens eine bestimmte Persönlichkeit im Auge habe?" —

„Nein, durchaus nicht!" — „So darf ich also meinen Antrag formieren?" —

„Ja, gewiß. Haben Sie denn etwas Bestimmtes, was Ihnen wünschenswert erscheint?" —

„Ich entgegnete, daß ich Königliche Hoheit wahrscheinlich um einen artistischen Direktor für das Schauspiel bitten würde, und entwickelte eingehend meine diesfalsigen Ansichten, auf die er augenscheinlich einging. — Auf der Bühne, abends, kam der Regent dann nochmals an mich heran, und war sehr gnädig. — Auch der Prinzessin von Preußen habe ich vor einigen Tagen wieder einen Bericht gemacht, wofür sie mir durch Gräfin Hacke sehr danken und aussprechen lassen: „Daß sie mit allen meinen Arrangements einverstanden sei." — Auch bat sie mich, der Miolan zu gestatten, erst acht Tage später hier einzutreffen, was ich natürlich bewilligte. —

Dienstag ist nun große Parade, Militär-Diner und Theater angesetzt, sodaß ich dir, zumal bei dem ungleichen Wetter, das Verbleiben in Blankenfelde für diesen Tag nur raten kann. Thue aber ganz nach deinem Ermessen! — Die herzlichsten Grüße! —"

Dein Hülsen.

Daß die Huld und Gnade des Regenten und die mehr oder minder sich bethätigende Freundlichkeit sämtlicher hohen Herrschaften für meinen Mann in jenem Zeitabschnitt besonders wohlthuend war, ist um so begreiflicher, als die Ungunst der Verhältnisse gerade damals keinen seiner brennenden Wünsche bezüglich der Institutionen und Reformprojekte für die königlichen Theater ins Leben treten ließ. — Auch hatte das am 2. Januar 1861 erfolgende Dahinscheiden seines hohen Gönners, des Königs Friedrich Wilhelm IV., meinen Mann tief erschüttert und den schon früher so bestimmt umlaufenden Gerüchten alsbaldiger weitgreifender Veränderungen am königlich preußischen Hofe neue Nahrung gegeben. — Es sollten sich diese nicht nur auf das Ministerium der Staatsregierung, sondern auch auf mehrere Hofposten erstrecken und namentlich auch für denjenigen des „General-Intendanten" bereits insgeheim eine Wahl getroffen worden sein. — Solche Gerüchte waren nun, — wenn auch Botho von Hülsen ihnen, nach dem huldvollen Benehmen des Prinz-Regenten, wenig Glauben schenkte, — immerhin nicht angenehm. Auch wenn er sich mit dem Bewußtsein, daß er nach bestem Wissen seine Schuldigkeit gethan „und also alles weitere ruhig abwarten könne," darüber erhob, so war doch die — gleich nach der ersten Audienz bei König Wilhelm gewonnene Überzeugung ihrer völligen Unbegründung sehr angenehm. Der König war nicht nur gänzlich unverändert, sondern er bezeugte seinem Intendanten das weitgehendste, schrankenloseste Vertrauen, das ihm auch, gottlob, und verdientermaßen bis zu seinem letzten Atemzuge erhalten worden ist. — Selbst wo der König denselben einmal in seinen Maßnahmen für zu scharf, in von ihm beantragten Pensionierungen zu rigorös und weitgehend hielt, — hat Seine Majestät ihm dieses stets ohne jeden Rückhalt ausgesprochen und somit sogleich allen Zwischenträgereien und fremden Einmischungen einen wirksamen Damm entgegengesetzt. —

Von ganz außerordentlicher Wichtigkeit aber war es für die sich immer sicherer gestaltende Stellung des Intendanten, daß mein Gatte sich allwöchentlich einmal, und zwar Freitag Vormittag zehn Uhr, einen persönlichen Vortrag bei dem Könige erbat, den ihm höchstderselbe gern und huldvoll bewilligte. — Welcher Segen für ihn und für ungezählte andere waren diese, sich fast allwöchentlich wiederholenden, mündlichen Vorträge bei dem Monarchen! — Es ist kaum zu sagen, wie viele Schreibereien, Weitläufigkeiten, Mißverständnisse und irrtümliche Auffassungen dadurch vermieden und beigelegt, wie viele Unannehmlichkeiten allen Beteiligten häufig dadurch erspart worden sind! — Daß aber trotzdem und bei allen, ihn irgendwie besonders interessierenden oder ihm fraglich erscheinenden Angelegenheiten Seine Majestät der König sich sofort schriftlich direkt an seinen Intendanten wandte, und mir mein geliebter Mann demnach ungezählte Briefe

und Schätze von hoher Hand hinterlassen hat, ist selbstverständlich, und nur schade, daß mir die Diskretion verbietet, manches, was gerade auch für den Kaiser so charakteristisch ist, schon jetzt und hier in diesen Erinnerungen mitzuteilen.

Gleich das erste an Botho von Hülsen von König Wilhelm gerichtete Handschreiben mag aber dennoch hier eine Stelle finden. Es ist vom 2. Februar 1861 datiert, also vom Vorabende der Wiedereröffnung der königlichen Theater, die auf allerhöchsten Befehl, bezüglich des Todes König Friedrich Wilhelm IV., volle vier Wochen geschlossen worden waren. Das darauf bezügliche, allerhöchste Schreiben lautet:

„Morgen endet die Familientrauer. — Da es mir nun lieb wäre, wenn die Mitglieder der königlichen Familie nicht gleich unmittelbar nach dem Trauerschluß in das Theater strömten, so frage ich Sie: Ob es sehr nachteilig für die Kasse wäre, wenn die so beliebte für übermorgen geplante Vorstellung erst am Montag wieder gegeben würde? — Für heute Abend, — natürlich, — bleibt sie angesetzt. Dann sind drei Rest-Trauertage verflossen.

Wilhelm."

Welches überaus pietätvolle, zarte Empfinden spricht aus diesem, welche liebevoll eingehende Rücksichtsnahme aus dem zweiten, hiebei auch noch angefügten Briefe König Wilhelms für seinen Intendanten, der, — wie sämtliche Briefe des jetzigen Kaisers, niemals eine Überschrift oder Anrede trägt.

„Meine Tochter, die Großherzogin von Baden, hat mich gefragt, ob es nicht möglich sein würde, eine der neuesten Wagnerschen Opern, die, — wie ich glaube, — einen Zyklus bilden, hier in Berlin zu geben? — Ich weiß von diesen Werken nichts weiter, als daß sie von Liszt in Weimar versucht wurden zu lesen, daß die Noten aber so toll sein sollen, daß man von der Aufführung sogleich abstand. — Ich ersuche Sie nun also um Auskunft über die Sache. — Des p. p. Wagners Wunsch, sein Werk selbst einzustudieren, ist eine politische Frage, die anderweitig zu entscheiden bliebe.

Wilhelm."

Es versteht sich, daß der Kaiser mit diesem Wagnerschen Werke die: „Trilogie der Nibelungen" meinte, die sich nun im Laufe der Jahre dem Berliner Theaterpublikum schon genügend gezeigt und die verschiedenartigste, einerseits enthusiastisch beifälligste, andererseits völlig ablehnende Kritik hervorgerufen hat. Der Berliner Oper war übrigens 1861, und nachdem Johanna Jachmann-Wagner sich nach ernstem Studium bei der Crelinger dem Schauspiel zugewendet hatte, ein ganz neuer Stern in Pauline Lucca aufgegangen, der ungefähr ein Dezennium hindurch daselbst und unter Botho von Hülsens Intendanz seinen Weltruf begründet und gewonnen hatte.

Man hatte meinem Manne von diesem plötzlich in Prag aufgetauchten Elementargenie berichtet, und er war — auf eine telegraphische Mitteilung sofort nach Wien gereist, um sich persönlich zu überzeugen, ob Fama Wahrheit verkündet hatte. — Sehr glücklich, daß er diese immerhin in gewissen Rollen unerreicht dastehende, noch in der ersten Jugendblüte befindliche Acquisition gemacht und dieselbe

noch im letzten Augenblick ihren Wiener Verpflichtungen entrissen hatte, kehrte mein Mann nun von dort zurück und hatte alsbald die Genugthuung von der Lucca durchschlagendem Erfolge. Der König, der ganze Hof, und das Publikum ward von dieser „Valentine" in den Hugenotten, von diesem „Cherubim", dieser „Regimentstochter", „Lukrezia Borgia" u. s. w. hingerissen, und von allen Seiten beglückwünschte man den Intendanten, dieses phänomenale Genie, für ein gewisses Genre von Rollen, gefunden und an die Berliner Bühne gefesselt zu haben.

Es war dieses ein um so glücklicheres Zusammentreffen, als die immerhin unmusikalische Frau Herrenburg-Tuczek ihrer Pensionierung entgegensah, und ein Ersatz für dieselbe bisher vergeblich gesucht worden war. Auch Frau Köster hatte ihre Blütezeit zu überschreiten begonnen, und so konnte der Intendanz nichts erwünschter sein als diese geniale, mit dem Reize hübscher Persönlichkeit und dramatischer Urgewalt ausgestattete Sängerin, die ihr unablässig, — wie einst Johanna Wagner es gethan, — volle Häuser und enthusiastische Propaganda für die Berliner Oper machte. Doch — später mehr davon. Für jetzt will ich des Ablaufes des ersten Dezenniums von meines Gatten Theaterleitung gedenken und mich mit dieser Episode, sowie mit manchem, was sich an dieselbe knüpfte, beschäftigen.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Nach 10 Intendanten-Jahren.

Zehn Jahre waren vorüber, seit Botho von Hülsen seine Intendanten-Laufbahn angetreten und sich in dieser Stellung befestigt hatte. Es ist nicht üblich, daß man von diesem ersten Dezennium einer Wirksamkeit Notiz nimmt, selbst wenn dieselbe weittragend oder hervorragend gewesen ist, und er hatte es sicher nicht erwartet. Desto freudiger aber wurden mein Mann und ich, — schon sogleich am frühesten Morgen, — von den vielfachen Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit überrascht, mit welchem dieses Tages gedacht, und derselbe für uns alle so froh beweglich ausgezeichnet worden war. Die Zeitung sagte über denselben folgendes:

„Mit dem 1. Juni 1861 trat der Generalintendant von Hülsen das zweite Jahrzehnt der Verwaltung der königlichen Hoftheater an, und es wurden ihm an diesem Tage zahlreiche Beweise von Anhänglichkeit und Hochschätzung zuteil." —

„Schon am frühen Morgen brachte ihm der Theater-Männerchor, und später die Hautboisten-Kapelle des Garde-Schützen-Bataillons festliche Ständchen vor und in seiner Wohnung dar. Von unbekannter Hand wurde ihm eine schöne Tasse mit den Abbildungen des königlichen Opern- und Schauspielhauses verehrt, auf deren einer Seite folgende Inschrift prangte:

Zum Trotz der bösen Meute
Und aller guten Freude
Noch zwanzig Jahr wie heute! —

Eine Deputation der königlichen Kapelle überreichte alsdann ihrem Chef eine in Form eines Albums gebundene kalligraphische Adresse. Dieselbe war von dem Kammermusikus Adolf Schulz künstlerisch schön ausgeführt und von sämtlichen Mitgliedern der Kapelle unterzeichnet worden. Darauf überbrachten die beiden ältesten Räte, Herr Heuser und Rechnungsrat Lesse, die Glückwünsche der Beamten. Auch empfing der Generalintendant von Hülsen die in einer chronologischen Reihe sorgfältig ausgearbeiteten Tabellen über die Aufführungen, Gastspiele und Engagements bei der königlichen Bühne in dem verflossenen Dezennium, eine für die Statistik derselben eben so interessante als der Veröffentlichung würdige Gabe. Selbstverständlich verfehlten auch die Kapellmeister Dorn und Taubert, sowie die Regisseure und verschiedene der ausübenden Künstler nicht, ihrem Chef die herzlichen Wünsche und Blumenspenden darzubringen und demselben alles Gute zu dem Beginnen des zweiten Dezenniums auszusprechen." —

So weit der Zeitungsbericht über die offizielle Feier. Wie wir, — ich, die Kinder, und die Seinen dieselbe begingen, — läßt sich denken, und nicht minder, wie mein geliebter Mann diese sich in ungeahnt umfassender Weise bethätigende Anerkennung entgegen nahm.

Er selbst sagt, im damaligen Rückblick auf dieses erste Jahrzehnt und den Beginn seiner Intendantenlaufbahn in einem kurzen Aufsatz „Aus meinem Bühnenleben", der von Herrn Joseph Lewinsky in seinem „deutschen Theater-Dekamerone" erschienen und abgedruckt worden ist:

„Als ich am 1. Juni 1851 mein gegenwärtiges Amt antrat, und das gesamte Personal der königlichen Bühnen im Konzertsaale des königlichen Opernhauses begrüßend ansprach, enthusiasmierte meine einfache, offene, soldatische Anrede die Versammelten offenbar, und dieselben schienen mit den von mir entwickelten Ansichten, — (welche allerdings auf Erfahrungen sich nicht gründeten), einverstanden zu sein. — Es sollte jedoch bald anders kommen. — Aus dem Regimente, wo man wenig Rechte, aber sehr viele Pflichten kennt, in diesen Kreis tretend, in welchem damals namentlich ungeheuer viele Rechte, aber vermeintlich wenig Pflichten existierten (jetzt geht es, Gottlob, anders), stieß ich bald nach allen Seiten an. Mein straff soldatisches Wesen behagte garnicht, und es war sehr bald, — wie man zu sagen pflegt, — der Teufel los! — Mir zur Seite standen die beiden Regisseure, Stawinsky und Weiß. Ersterer, geschäftskundig wie kein zweiter, klug und ehrenwert, aber offenbar schon „Theatermüde", sehr bequem und etwas gleichgültig. Er fand sich also durch den stramm ins Zeug gehenden, den alten Schlendrian beseitigen wollenden jüngeren Mann in seiner Bequemlichkeit gestört! — Der alte brave Weiß war ruhig, vermittelnd, gemütlich und liebenswert, aber bereits schwach und fühlte sich in einem Fluidum von Elektrizität, welches ihn nervös machte. — Beide Regisseure lebten in einer gewissen Bangigkeit vor Frau Crelinger, die, — wie der alte Weiß sagte, — ihn mit ihren grünen Augen faszinierte, und somit erschien jeder Schritt gegen diese Dame beiden als eine Ungeheuerlichkeit.

Zwei Szenen sind mir namentlich im Gedächtnis, wo die genannten an dem Resultate meiner, Frau Crelinger betreffenden Bestimmungen, entschieden zweifelten!"

Botho von Hülsen erzählt nun in dem oben erwähnten Lewinsky'schen „deutschen Theater-Dekamerone" über die besonders für Frau Crelinger geänderten Stühle und ihr gefordertes Erscheinen auf dem Büreau der königlichen General-Intendantur ein weiteres und fährt dann, — nachdem er aus beiden durchaus triumphierend hervor gegangen, — in seinen Aufzeichnungen fort:

„Dieses überwältigende Durchgreifen und der absolute Gehorsam, den ich mir, selbst Frau Crelinger gegenüber, zu verschaffen gewußt, wurde aber allen denen, welche einen schlafferen Zustand für ihre Interessen zweckmäßiger erachteten, immer unbehaglicher und die Stimmung gegen den: verdammten Korporal (wie man mich häufig benannte) ward immer schwüler. In diese Zeit fällt auch ein anonymer Brief an mich, welcher mit den Worten begann: „Daß Sie ein Ochse sind, wissen wir schon" ꝛc.

„Dieser Brief trägt die Nummer I in meiner Sammlung anonymer Zuschriften, die ich vielleicht später, — in ruhigerer Zeit, — einmal veröffentlichen werde. —

„In dem Monat April 1853 trat ein gewisser Wendepunkt ein, jedoch wird mir die Zeit bis dahin stets als eine der schwersten meines Lebens in Erinnerung bleiben. — In dem gedachten Monat wurden nämlich Otto Ludwigs Makkabäer zum Benefiz der Frau Crelinger einstudiert. Auf einer der Proben erscheinend, fand ich den lieben alten Stawinsky am Regietisch sitzend, von wo aus er, — schwerfällig von Bewegung und mit einem nicht ausgiebigen Stimmorgane, — die Massen dirigieren wollte. Diese aber kamen nicht in Fluß. Es stockte hier und da, und Frau Crelinger warf verzweifelte Blicke nach dem Schnürboden. So blieb mir schließlich nichts anderes übrig, — und nahm ich auch diese Gelegenheit wahr, — persönlich einzugreifen. — Allerdings faßte ich die Sache etwas soldatisch an. — Doch gelang es mir nicht allein, die trägen Massen in größere Beweglichkeit zu bringen, sondern die Leute gewannen auch augenscheinlich Interesse an der Regiethätigkeit des neuen Intendanten. Ich bemerkte deutlich, daß die Mitglieder eine solche praktische, instinktive Regiebefähigung nicht erwartet hatten, und daß sie plötzlich fanden:

„Es könne doch noch etwas in mir vorhanden sein, was mich zu ihnen gesellte." —

„So ging die Probe nun trefflich von statten. — Ich ließ die betreffenden Szenen nochmals wiederholen, bis die ganze Einrichtung feststand und begegnete freundlichen Gesichtern.

„Frau Crelinger dankte mir persönlich, und von diesem Momente an war die Künstlerin und das Personal wenigstens davon überzeugt, daß ich Beruf für das Theater hätte. — So war ich denn — nach dieser Seite hin, — wenigsteus einigermaßen gedeckt. — Dennoch kann ich nicht leugnen, daß die nächsten Jahre noch sehr schwer waren, und nur das felsenfeste Vertrauen meines allergnädigsten Herren und Königs gab mir immer wieder neuen Mut, auszuhalten."

So erzählt mein Mann in dem oben erwähnten Dekamerone und in dem Rückblick auf die Erfahrungen des ersten Dezenniums seiner Leitung der königlichen Theater. — Er hatte viel durchgekämpft und errungen, aber er hatte auch nicht nur in der Meinung des größeren Publikums, sondern auch bei der Mehrzahl der Künstler festen Fuß gefaßt. Er hatte durch seine Leistungen und mannigfaltigen Erfolge bethätigt, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen seines Herrn und Königs verdient und dem ihm anvertrauten Berufe wahre Befähigung für denselben entgegengebracht hatte. So durfte er sich am Abschluß dieser zehn Jahre seines Intendantentums sagen, daß er den halb scherzhaft einstmals hingeworfenen Ausspruch Dörings wahr gemacht:

„Wenn der noch zehn Jahre Intendant ist, fressen wir ihm alle aus der Hand, — ich bin schon ganz zahm!“ — und daß er selbst einige der schwierigsten Mitglieder der königlichen Bühnen durch Geradheit des Charakters, Gerechtigkeit und Herzensgüte besiegt und überwunden hatte. Aber er hatte auch gelernt. Er hatte redlich und energisch gegen sein heißblütiges Temperament und seine ihn in den ersten Jahren oft übermannende Heftigkeit angekämpft und war in der Behandlung der Künstler weit weniger schroff, weit milder und ruhiger geworden. Was mein geliebter Mann anfänglich noch oft auf der Stelle gerügt, pflegte er nunmehr einfach zu notieren und erst den folgenden Morgen zu monieren. Auch hatte er sich, bei näherer Kenntnis der Einzelnen, doch eine seiner Schätzung der Charaktere entsprechende Art des Tadels und der Rüge angeeignet, welche die Betroffenen mit dankbarer Anerkennung, oder wohl auch berechtigter Scheu zu erfüllen geeignet war. Es liegen mir zwei verschiedene Beispiele dieser Art und Weise vor, deren Mitteilung ich — als charakteristisch für das oben über Botho von Hülsen Gesagte, — nicht unterlassen will.

Das erstere erzählte mirB erndal, unser unvergeßlicher Götz, Faust, Tell ꝛc., bei einem Aufenthalte, den wir gemeinsam in Wildbad machten, mit gerührt zu nennender Heiterkeit.

„Ich hatte,“ — berichtete derselbe, — „in einem neueren Konversations-Stück der Hochzeit eines Freundes beizuwohnen und mich natürlich, dieser Festlichkeit entsprechend, anzukleiden. Aus einer Art von Bummelei, Nachlässigkeit, oder wie man es sonst wohl nennen möchte, vergaß ich aber dem Frack die weiße Kravatte zuzufügen, was allerdings ein Verstoß gegen die vorschriftsmäßige Bestimmung und hergebrachte Sitte war. Niemand rügte indessen die Sache, und so kam mir dieser Fehler gegen die Konvenienz selbst kaum zum Bewußtsein, und ich wäre schwerlich darauf zurückgekommen. — Da sitze ich am folgenden Morgen am Kaffeetisch, als die Klingel gezogen und mir ein Brief mit der Aufschrift meines Chefs übergeben wird. Erstaunt öffne und lese ich:

Lieber Berndal!

Ich sah Sie gestern in dem X.'schen Lustspiel. Tragen Sie bei Hochzeiten, großen feierlichen Soireen und ähnlichen festlichen Gelegenheiten niemals eine weiße Kravatte? — Ich immer!

Hülsen.

„Sie können denken, gnädige Frau," fuhr Berndal in seiner, mich höchlich amüsierenden Erzählung fort, „in welchem Grade überrascht und beschämt ich durch diese einzig liebenswürdige Art des Tadels meines gestrengen Herrn Generalintendanten war, und welchen Eindruck sie mir gemacht hat. — Keine auch noch so strenge Rüge dieser Unzulässlichkeit hätte mich tiefer beschämen und nachhaltiger auf mich einwirken können. Niemals wieder, Sie mögen es sich versichert halten, habe ich mir einen solchen Verstoß zu schulden kommen lassen!" —

Diese kleine Historie hat nicht nur Berndal und den Seinigen, sie hat auch ungezählten andern Vergnügen bereitet, und so wollte ich sie in diesen Erinnerungen nicht fehlen lassen.

Aber nicht immer und jedem gegenüber durfte mein Mann die feinfühlige Milde bei etwa notwendigem Tadel oder gar bei notgedrungener Abwehr großer oder gar gravierender Unzuträglichkeiten walten lassen. Er teilte mir an einem unserer, mir stets karg bemessenen gemütlichen Plauderabende zum Beispiel einen Vorfall mit, dessen ich, als einer Art von Gegenstück zu der obigen Geschichte, hier gleichfalls Erwähnung thun will. „Als ich," erzählte mein geliebter Mann, „als Buffo-Sänger hier einen gewissen Herrn B. für unsere berliner Oper engagierte, wurde ich verschiedentlich gewarnt: daß ich keine Ruhe und Rast vor diesem ewig rebellierenden, alles durcheinander hetzenden und keine Autorität respektierenden Mitgliede haben werde."

Sofort ließ ich den betreffenden Herrn zu mir bescheiden. — „Sie sind mir," — redete ich ihn an, — „als der unausstehlich streitsüchtigste, boshafteste Mensch geschildert, mit dem noch keine Intendanz jemals auf die Dauer fertig geworden. Gerade dieses reizt mich!" — Herr B. bestritt das Gesagte natürlich auf das äußerste, und bezeichnete es als verleumderische Beschuldigungen. —

„Gleichviel!" — entgegnete ich ruhig. „Ich habe Sie nur rufen lassen, um Ihnen zu sagen, daß ich mit Ihnen fertig werden würde, im Falle Sie sich unter meiner Direktion Ungehörigkeiten zu schulden kommen lassen sollten!" — Der Sänger B. empfahl sich, und es verging Jahr und Tag, ohne daß er dienstlich zu irgend einer Beschwerde Veranlassung gegeben oder mir eine Unannehmkeit bereitet hätte. — Endlich ward wir einmal gemeldet, daß Herr B. immer in gemeinen Kneipen auf das wütendste und roheste über meine Person und verschiedene Maßnahmen meiner Amtsführung schimpfen und mir vor allem, zur Belustigung seines dortigen Publikums daselbst in Gang, Manieren und Bewegungen nachäffen solle. Das erstere hatten verschiedene Bühnenmitglieder schon häufig gethan, und das letztere war mir, an und für sich, so gleichgültig, daß ich die Sache anfänglich völlig ignorierte. Da aber allmählich wiederholte Berichte über den Skandal dieses Benehmens einliefen, hielt ich es endlich doch für angemessen, Herrn B. davon in Kenntnis zu setzen, daß ich von allem völlig unterrichtet sei, und ihn nochmals zu mir zu bescheiden. „Aus glaubwürdigsten Quellen", redete ich ihn an, „erfahre ich, wie Sie sich an öffentlichen Orten und hinter meinem Rücken, über mich auslassen!" — Herr B. beteuerte seine Unschuld.

„Bemühen Sie sich nicht und lassen Sie mich ausreden!“ — sagte ich ganz gleichmütig. „Glauben Sie etwa nicht, daß ich Ihren Ausfällen und gehässigen Erfindungen über mich und meine Amtsführung auch nur den allergeringsten Wert beilege. Wie ich aber höre, äffen Sie meine Person in allen meinen Manieren, Bewegungen und Eigentümlichkeiten höchst treffend nach und finden dieserhalb ein Ihr Talent anstaunendes, sehr dankbares Publikum. Ich bezweifle nun keinesfalls, daß solche Manipulationen von großem Reize für Sie und ein großes Amüsement für Ihre Zuschauer sind, aber dennoch möchte ich Ihnen raten, für die Zukunft davon abzustehen. Ich weiß nämlich genau, daß ich im allgemeinen für einen leidlich hübschen Mann gelte und gehalten werde. Nun müssen Sie aber doch eingestehen, daß Sie ein auffallend häßlicher und als solcher bekannter sind. — Da werden nun also auf die von Ihnen in Szene gesetzte Nachäffung meiner Persönlichkeit, natürlicher und gewaltsamer Weise, Vergleiche zwischen uns herbeigeführt, die Sie, — meiner Meinung nach, — klüger thäten, nicht zu provozieren, da dieselben doch vielleicht zu Ihrem Nachteil ausfallen möchten. Ich hielt es für angemessen, Sie auf dieses Faktum aufmerksam zu machen und stelle Ihnen nunmehr das weitere selbst anheim!“ — Der Sänger B. stand, trotz seines bekannten großen Mundes, — nach diesen Worten völlig verdutzt und sprachlos da. Ich aber, — schloß mein Gatte diese pikante Geschichte —, habe seitdem vor ihm dauernde Ruhe gehabt! — und bin niemals wieder durch sein dienstliches oder sonstiges Gebahren belästigt worden!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Hüben und Drüben.

Novelle

von

Johanna Feilmann.

I.

Am Ende eines schmalen, aber sehr tiefen Stadtgrabens, der abgedämmt worden, standen zwei von weißen Kletterrosen überrankte Häuschen mit ihrer Rückseite einander gegenüber.

Beide waren von kleinen Gärten umgeben, die an den mit hohem Gras und goldigem Löwenzahn bewachsenen Rain des Wassers grenzten.

Drüben wohnte der Tischlermeister Arnold Jürgen, hüben zur ebenen Erde Rika Lührs, die beste Plätterin des Städtchens.

Nun war es Sommer und drückend heiß; selbst der Abend hatte keine Kühle gebracht, und noch immer stand Rika am Plättbrett und bügelte, obgleich ihr die Füße bleiern schwer wurden und die Hand anfing zu erlahmen.

Die letzten Sonnenstrahlen glitten durch das laubumrahmte Küchenfenster, flimmerten auf ihrem braunen, von vielen Silberfäden durchzogenen Scheitel, spielten

auf dem Weißzeug unter ihren Händen und brachen sich in dem aufblitzenden Zinngeschirr an der gelbgetünchten Wand.

Nimrod, Rikas alter Freund, ruhte neben dem roten Backsteinherde auf seiner Matte und scheuchte die Fliegen fort, welche sich durchaus auf die Herrenwäsche setzen wollten, die von blendender Weiße und glänzend wie Atlas ringsum auf den Binsenstühlen lag. Auch machte er knurrend manchen Satz nach dem weißen Muslinkleide, das duftig wie eine feine Wolke am Nagel schwebte. Wie viel Sorge und Mühe Rika darauf verwandt: es gehörte ja der schönen Margarete, der siebzehnjährigen Tochter des Meister Jürgen!

Ja, Rika war wie immer den ganzen Tag fleißig gewesen, und doch harrten in dem flachen Korbe auf dem kühlen Flur noch viele festgedrehte Bündelchen ihrer geschickten Hand. Am morgenden Tage feierte der Gesangverein der Honoratioren das alljährliche Liederfest im nahen Walde, und alles mußte in der Frühe abgeliefert werden.

Auf dem Herde flammte ein helles Torffeuer und übergoß Rika mit rötlichem Schein, als sie gewandt mit der blitzblanken Zange den glühenden Bolzen dem Feuer entnahm und in das messingbeschlagene Eisen schob. Plötzlich erhob sie aufhorchend das feingeschnittene, trauerumflorte Antlitz. — Hüstelte nicht die alte Mutter drinnen im Stübchen? Einen Augenblick stand sie, das Ohr der Kammerthür zugeneigt. Ach nein, man hatte sie ja gestern hinausgetragen, die alte, blinde Mutter.

Den Kopf traurig wiegend stellte sich Rika wieder an die Arbeit. Gerechter Gott, wie war es doch so schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß sie nun allein war, ganz allein! Bis jetzt hatte ihr Leben einen Zweck gehabt, aber nun? Wem konnte sie Liebe erweisen, wer liebte sie? Niemand, dreißig Jahre alt und allein, wie das letzte Blatt an einem Strauch.

Rika ließ die Hand auf dem Griff des Bügeleisens ruhen und stand traumverloren, während das ruhige, von dunklen Brauen überwölbte, stahlgraue Auge über den Garten hinweg nach dem Häuschen schweifte, das halb von einem breiten Hollunderbusch verdeckt im Schatten lag. An die Mauer lehnten übereinander geschichtet weiße Bretter; ja, Meister Jürgen war auch noch bei der Arbeit, deutlich hörte sie das Sägen aus der Werkstätte herübertönen; nun sang er ein Lied:

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann?
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir.

Sie konnte die Worte freilich nicht verstehen, ein leises Lüftchen aber trug den Schall des Sägens und die Melodie und ein Gemisch von Rosen- und Fliederduft zu ihr hinein; es kam alles wie ein Gruß von drüben.

Wie gut er doch war, einen besseren Menschen gab es weit und breit nicht; kein Bruder hätte ihr in der letzten langen Krankheit der Mutter und bei deren Begräbnis treuer zur Seite stehen können.

Rika überschlug den Tagelohn der heutigen Arbeit; wenn es lange so weiter ging mit den reichlichen Aufträgen, dann konnte sie dem Nachbar bald die kleine Summe abtragen, die er ihr so bereitwillig und ganz unaufgefordert vorgeschossen. —

Ihre Lippen wiederholten murmelnd die Worte, die er gesprochen, denn sie hatte sich das laute Denken angewöhnt, wie es die Leute thun, die lebhaften Geistes und viel auf sich selbst angewiesen sind.

„Für den Sarg, Rika, sorge ich, das müßt Ihr mir schon der alten Nachbarschaft wegen erlauben — und das andere — nun, das findet sich später, — später, wenn Ihr mit dem Apotheker und Doktor im reinen seid." Sie sah ihn dabei ganz deutlich in der Werkstatt, die er mit seiner hohen, rüstigen Gestalt fast zu füllen schien. Auf dem Fußboden lagen, überrieselt vom goldenen Morgenlicht, schon ganze Haufen frischen Sägemehls, und im rosenumrankten Fenster hing ein grüner Käfig mit einem Buchfink; der pfiff des Meisters Lieblingsmelodie:

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann?

Und er selbst stand in Hemdsärmeln an der Hobelbank, als er mit ihr sprach; das freundliche, vom rötlichen Vollbart umrahmte Gesicht mit den treuen, blauen Augen geneigt, hobelte er darauf los, daß die lockigen Hobelspäne nur so vom Brette flogen. — „Schuldschein? hörte sie ihn verwundert sagen: Schuldschein, Rika? Wie könnt Ihr nur daran denken; zwischen ehrlichen, fleißigen Menschen bedarf es doch wohl keines Schuldscheins."

Ja, das hatte er gesagt: Zwischen ehrlichen, fleißigen Leuten.

Noch immer blickte Rika hinüber, dann aber zuckte sie plötzlich zusammen, und ihr Gesicht nahm einen hilflosen, bangen Ausdruck an. O Gott, wenn er, wenn Meister Jürgen es je erführe!

Ein brenzlicher Geruch rief sie in die Gegenwart zurück. Welch ein Glück! Nur die wollene Plättdecke war angesengt; fast hätte sie das feine Spitzentuch Margaretens verbrannt. Wie schlecht der Namenszug gestickt war — nichts that das schöne Mädchen ordentlich — alles halb. —

In tiefes Sinnen verloren, bügelte Rika weiter, während das Sägen und Singen von drüben noch immer ihre stille Arbeit begleitete, und Bilder aus dem Schreinerhause an ihrem geistigen Auge vorüberzogen. Ja, es mußte dort bald anders werden; armer Meister Jürgen, wie es in seinem Haushalt drunter und drüber ging. Die alte Katrin ward stumpf und stumpfer, und die Margarete eitler und hochmütiger. Wie es mit dem schönen Mädchen nur enden mochte! — Enden? „Sie wird sich selbst und andere unglücklich machen. — Und er hält soviel auf die Ehre," murmelte Rika und seufzte. Und nun dachte sie wieder still vor sich hin. Die Stimme war es, die Stimme, aus der entsprang das ganze Unglück. Seit vor fünf Jahren, bald nach dem Tode der Frau Meisterin, der Singlehrer der städtischen Mädchenschule die schöne Sopranstimme Margaretens entdeckt, war der Sinn des stets trotzigen, leidenschaftlichen Kindes auf nichts gerichtet als auf Gesang und äußeren Tand. Welche Verantwortung die vornehmen

Damen des Städtchens auf sich geladen, als sie Margarete, gewiß mit der besten Absicht der Welt, dem bürgerlichen Kreise entzogen! Ja, eine jede wollte Teil an dem Ruhm der zukünftigen Künstlerin haben, mithelfen an der Vorschule zu ihrer Ausbildung; denn ausgebildet mußte diese wundervolle Stimme werden; hatte doch der Singlehrer und Direktor des Gesangvereins eine lorbeerreiche Zukunft verheißen.

Rika wiegte bedenklich den Kopf, als sie den Kragen des Singlehrers, an den sich ihre Betrachtung knüpfte, auf den Haufen der fertigen Wäsche legte. — Üben, nichts als üben den ganzen lieben Tag lang!"

Und nun flog ihr Blick nach dem Muslinkleide, und vor ihr stand Margarete, wie sie sich ihr neulich am alten Weidenbaum jenseits des Grabens gezeigt, die sich vollentwickelnden Formen nur leicht vom weißen Kleid umhüllt, die schweren, rötlich goldenen Zöpfe über die Brust bis an das Knie herabhängend und eine Wasserlilie an der Seite im Haar.

„Ich gehe ins Konzert des Gesangvereins, Rika, der Herr von Bergfeld und ich singen ein Duett zusammen; später wird getanzt, ach, ich tanze immer so viel; eigentlich darf ich es nicht, der Stimme wegen; aber bald wird das Tanzen wohl ein Ende haben; ich gehe nach Leipzig."

Ja, sich putzen, tanzen, singen und sich nicht einmal das Kleid dazu selber plätten, wenn der Vater noch bis in die Nacht hineinarbeitet, um das Geld für den überflüssigen Staat der Tochter zu erschwingen. Und wer weiß, ob aus der Stimme wirklich etwas wird!" — Rika warf einen vorwurfsvollen Blick ringsum. Alle ihre Kunden, alle trugen sie Schuld daran, daß Meister Jürgen kein Glück neben seiner erwachsenen Tochter fand.

Schneller und schneller fuhr das Bügeleisen hin und her; schneller wirbelte der Dampf empor, denn es regte sich der Unwille in Rika, das Stübchen Margaretens trat in ihre Erinnerung, so wie sie es zuletzt gesehen. — Welch' ein Versuch, alles den Vornehmen nachzumachen! Und wie dieser Versuch an der Unordnung scheiterte! Auf dem offen stehenden Klavier mit den befleckten, gelblichen Tasten lagen zerfetzte Notenhefte und ein abgegriffener Roman aus der Leihbibliothek, ein französischer, sehr spannender Roman nach Margaretens Aussage. Die hübschen, moosfarbenen Plüschsessel waren mit allerlei Kleidungsstücken beladen, die Blattpflanzen im Blumentisch verstäubt und die Gipsbüsten von Beethoven und Mozart wie mit einem Trauerflor überzogen. Ja, so war es überall im Hause. Kein Wunder, daß es drüben so manch schweres Gewitter gab.

Wie Recht die Mutter hatte, wenn sie sagte: Die äußere häusliche Umgebung ist der Spiegel des inneren Menschen.

Die Dämmerung senkte sich, und nun zündete Rika die Lampe an; drüben war das Sägen und Singen verstummt. Jetzt macht er Feierabend, dachte sie, jetzt geht er gewiß hinaus in den grünen, kühlen Wald.

In Gedanken schritt sie neben ihm, und ihre Unterhaltung drehte sich um Margarete. Wenn sie doch nur irgend etwas für die beiden thun könnte, damit das gelockerte Band der Liebe sich wieder zwischen Vater und Tochter festige!

Digitized by Google

Da rasselten die blanken Messinggewichte der Schwarzwälder Uhr herab, und der Kuckuck rief neun Mal. Unwillkürlich machte Rika wieder eine Bewegung der Kammer zu, wo auf der Kommode die Bibel neben einigen Bänden von Schillers Werken stand.

Ein tiefer Seufzer entfuhr ihr; es war ja die Stunde, in welcher sie der Mutter vorzulesen pflegte. — Allein, allein. —

Nun sprang Nimrod an ihr empor, als verstünde er sie, und als ob er sagen wollte; „Ich bin auch noch da; gelte ich dir denn nichts? Doch gleich machte er bellend einen Sprung nach der Thür, denn schüchtern und leise hatte es geklopft.

„Meister Jürgen! Ihr — Was bringt Euch so spät?“ rief Rika bestürzt und doch erfreut. Er war nicht wie sonst in seinem Arbeitsrock; ungeschickt, linkisch sah er aus in dem schwarzen Anzug, der ihn nach allen Seiten hin zu beengen schien. In der Hand hielt er den hohen, an den Krempen abgeschabten Hut, um den sich noch vom Begräbnis her der Trauerflor wand.

Schnell deckte Rika die weiße Arbeitsschürze über die Wäsche und nötigte ihn darauf in das Stübchen; nein, er störte sie durchaus nicht; es that ihr ja so gut, sich ein wenig zu erholen; später ging es dann mit frischen Kräften weiter.

Auf dem buntgeblümten Sofa unter dem Bilde der Mutter mußte er Platz nehmen, wie er sich auch dagegen sträubte; sie selbst setzte sich voll bangen Glückes ihm gegenüber. — Es wäre noch hell genug zum Plaudern gewesen; das fahle Junilicht schien herein; Rika aber hatte die Lampe auf die gehäkelte Decke gestellt, denn sie liebte es, sein Gesicht zu sehen. Unter der pockennarbigen Außenseite lag eine ganze Fülle von biederem, ehrlichem Sinn, der dem ganzen seinen Stempel aufgedrückt, so daß die Pockennarben fast unsichtbar geworden, und aus den offenen blauen Augen leuchtete das gute Herz und ein heller Verstand.

Nun räusperte er sich, den Hut verlegen auf dem Knie haltend, und stammelte allerlei, wovon Rika den Inhalt mehr erriet als verstand, während sie bleich und bleicher ward, und ihre zitternden Finger mit den Fransen der Decke spielten und wundersame Knoten machten.

„Ja,“ sagte er plötzlich, alle Verlegenheit mit kräftigem Entschlusse besiegend. „Ich kann's nicht länger verschweigen, Rika, ich muß dich auch duzen — du weißt ja doch alles — seit fünf Jahren denke ich, wenn die Rika nur wollte, wie glücklich könnte ich sein, — aber ich wußte wohl, daß all' mein Werben unnütz sein würde, so lange die liebe Alte deiner ganz bedurfte, wenn ich sie auch gern mit hinüber genommen.“

Er hatte sich vom Sofa erhoben und sich dicht neben sie gesetzt. Seine Stimme war gedämpft; fast im Flüsterton sprach er, aber hastig, voll Leidenschaft.

„Du weißt nicht, wie ich neulich an mich gehalten, als du bei mir in der Werkstätte warst, Rika, das Begräbnis aber sollte erst vorüber sein — im Vergleich zu dir bin ich nur gering; ich fühle, du bist von feinerer Art, aber ich will versuchen, dich glücklich zu machen, wie ich der Überzeugung lebe, daß keine auf der Welt mir so viel Glück bringen könnte wie du.“

Er war Rika, die ihr Haupt tief neigte, ganz nahe gerückt, und nun umschlang er sie mit dem Arm und ergriff ihre feuchtkalte Hand, die auf dem schwarzen Trauerkleide lag.

Kein Wort kam über ihre Lippe, aber sie ließ es geschehen, daß er sie an sich zog, ja sie schmiegte sich einen Augenblick fest an ihn und schloß die Augen, denn ein Strom von Seligkeit durchflutete sie. Ihr Herz schwoll, und eine Thräne stahl sich durch die langen, schwarzen Wimpern.

„Du willst mein werden?" jubelte Jürgen und bedeckte ihren Mund, ihre Augen mit Küssen. Willig überließ sie sich seiner stürmischen Liebkosung; wie sie ihn wieder liebte, wie ihm das lang unterdrückte Herz entgegenwallte. Vergangenheit, Zukunft, alles versank; fest drückte sie die Lippen auf seine in langem, innigem Kuß.

„Sobald wie möglich feiern wir unsere Hochzeit, Rika, das Leben ist so kurz, warum unser Glück verschieben."

Hochzeit! Sie — Rika Lührs, die Einsame, Verlassene, sie sollte Hochzeit halten mit ihm, mit Arnold Jürgen! Der ganze Himmel öffnete sich ihr; sie durfte ihn lieben, für ihn sorgen, immer um ihn sein. Gab es ein Glück so groß auf der ganzen Welt?

„O — du — du," stammelte sie, ihn leidenschaftlich umschlingend.

„Rika — meine Rika."

Plötzlich aber löste sie sich aus seiner Umarmung, die heiße Röte, welche das Glück über ihr Gesicht gebreitet, wich einer tödlichen Blässe; sie sank auf einen Stuhl nieder, die Wände schienen zu wanken; riesengroß hatte sich das Gespenst der Vergangenheit erhoben, das Gespenst, welches sie auf immer von Arnold Jürgen trennte.

„Gerechter Gott," stöhnte sie, die Hände vor das Gesicht schlagend. Ja, sie war da, die That, welche sich wie eine Fessel an ihre Ferse hängte, wie ein eiserner Ring ihr Herz umschnürte.

„Rika! Um Gotteswillen, was ist dir?" fragte er bestürzt, sich zu ihr herabbeugend. Sie antwortete nicht; wie ein Bild des Jammers, der Zerknirschung saß sie da. —

Er hatte den Verlobungsring für sie mitgebracht, denn er war ihres Jawortes fast sicher gewesen.

„Komm," bat er nun weich, seine Hand auf ihre Schulter legend, „laß mich dir den Ring anstecken — ich muß dich als meine wirklich verlobte Braut wissen — komm."

Mit Gewalt raffte sie sich auf, ihr Blick aber war wie entgeistert, als sie sagte: „Es kann nicht sein, es kann nicht sein, Jürgen. Ich habe dich lieb, das weiß der Himmel, und daß du mir die Ehre hast anthun wollen und mich zu deinem Weibe machen, das werde ich dir nie vergessen; bis zum letzten Augenblick will ich an diese Minute wie an den größten Segen meines Lebens denken; aber es geht nicht, habe Erbarmen, frage mich nicht, warum es nicht geht."

„Alles geht, wenn zwei Menschen einander lieb haben, die treu und fleißig sind."

„Sie faltete die Hände und blickte flehend zu ihm empor. „Laß mich — ich bin zu alt — es liegt zu viel hinter mir. —"

„Zu alt? Ich habe meine fünfundvierzig und bin dir eine gute Strecke voraus, fühle mich aber heute noch eben so jung wie vor zwanzig Jahren. — — Sieh, aus purem Mitleid schon mußt du es thun —" sagte er mit einem Anflug von Scherz in der Stimme, obgleich die bange Furcht an sein Herz kroch, es könne ein triftiger Grund zu ihrer Weigerung vorliegen. „Sieh, das nennt sich in meinem Haus ein Kragen — da wird flugs die Scheere genommen und die Franse abgeschnitten, und heute ist die Suppe versalzen, und morgen das Fleisch angebrannt; nein, endlich muß doch einmal weibliche Vernunft und weibliches Gemüt ins Schreinerhaus."

„O, Jürgen, du kennst mich nicht."

„Ich dich nicht kennen? Wie einen eichnen Schrank, den ich selbst gezimmert, jede Faser deines guten Herzens —"

„Wenn du meine Vergangenheit —"

„Sie stockte, und über sein sonniges Gesicht flog ein dunkler Schatten, und doch sagte er noch immer scherzend; „Ich kann's mir denken, daß du nicht dreißig Jahre alt geworden bist, ohne irgend eine Liebschaft, aber daß sie in Ehren war, darauf will ich meinen Kopf verwetten — was thut es, Rika, wenn du mich jetzt nur lieb hast — und das hast du —"

Sein Auge ruhte liebevoll auf ihrer schönen, ebenmäßigen Gestalt, die sich schlank, vornehm in dem knapp anschließenden schwarzen Wollkleide von der hellen Tapete abhob; ja, sie war noch schön, begehrenswert, mit ihren blühenden Lippen, perlengleichen Zähnen und sprechenden Augen, was er aber an ihr liebte, war mehr, es war ihre Seele, ihr Gemüt. —

Noch immer fand sie keine Antwort; ihre Liebe zu ihm war so groß, daß sie willig ihr Leben, alles für ihn geopfert, aber eben, weil sie ihn so unendlich liebte, wollte und konnte sie ihren Namen nicht mit seinem verknüpfen. Ein furchtbarer Schmerz wühlte in ihrer Brust; bang irrte das Auge umher; war denn niemand, der ihr Rat bringen, ihr schützend zur Seite stehen konnte gegen sich selbst, gegen ihre gewaltige Liebe? — Einen Augenblick dachte sie, ich will schweigen, aber nur einen kurzen, flüchtigen Augenblick. — Da hing das vom Immortellenkranz umrahmte Bild der Mutter und daneben ein Holzschnitt, ein schöner, genialer Männerkopf. Als ihr Auge darauf haftete, wurde das zuckende Gesicht ruhig, und zwei große Thränen rollten langsam ihre Wange hinab.

Jürgen war ihrem Blicke gefolgt. — „Der Mann da hat in ihr Leben gegriffen," dachte er, und die Falte auf seiner Stirn grub sich tiefer; „sie hat ihn lieb gehabt, er ist ein Vornehmer und hat sie verlassen; nun brennt ihr die Scham in der Seele — es mag doch wohl nicht alles so ehrenhaft gewesen sein, wie ich denke; die Jugend — die Jugend — arme Rika —."

Als ob sie seine Gedanken erriete, so färbte plötzlich ein dunkles Rot ihre Stirn, und nun kam ihr auch der Mut zum Geständnis; sie hätte selbst nicht sagen können, woher, und doch fühlte sie auch, wie einer, der zum Richtplatz ge-

führt wird; mit ihrem Geständnis hörte alles, alles auf; selbst in seiner sie schon beglückenden Nähe durfte sie nicht bleiben.

„Ja, Jürgen, es muß vorüber sein mit meinem Glück, eben so schnell wie es gekommen; es liegt schweres, unüberwindliches zwischen deiner Ehrenhaftigkeit und mir."

Sie seufzte tief, und er legte voll Mitgefühl bei ihrem Anblick die harte schwielige Hand mit festem Druck auf ihre.

„Ich habe im Gefängnis gesessen, Jürgen."

„Rika! Gesessen! Nein, — nein!"

Sie nickte stumm, ihr stummes Nicken aber schnitt ihm tiefer ins Herz, als der lauteste Wehschrei es hätte thun können.

„Acht Jahre ist es her; und was damals war, ist heute, und keiner kann meine Ehre wieder heil machen, die ich selbst zerbrochen. Es ist wie mit einem Glase, das gebrochen ist," sagte sie tonlos, und auf seine Hand, die noch immer auf der ihren lag, fiel eine brennende Thräne.

„Erzähle mir alles," versetzte er ruhig, doch sein erblassendes Gesicht zuckte vor unterdrückter Bewegung, und sein Herz krampfte sich zusammen. So nah dem Hafen sollte sein Glück scheitern.

Nun legte sie die Hand über die Augen, um sich zu sammeln. Es war einige Augenblicke so still zwischen ihnen, daß er das Klopfen ihres Herzens zu hören vermeinte.

Und dann erzählte sie in einfachen Worten die Geschichte ihres Vaterhauses, eine alltägliche, aber ergreifende Geschichte von Not und Sorge und Krankheit, aber auch von Liebe und gegenseitiger Aufopferung. Ja, trotzdem der Tod oft eingekehrt, und die jüngeren Geschwister von ihm hinweggerafft worden, trotzdem eine lange, schleichende Krankheit den Vater aufgerieben, gab es doch so manch' kleines erfreuliches Ereignis, dessen sich Rika erinnern mußte, und dann nickte Jürgen und sagte: „Ja, so war es auch bei uns, wenn mein Vater auch nicht so viel gelernt hatte wie der deine, Rika."

Ihr Vater war Dorfschulmeister und Organist im Ostfriesischen gewesen; der seine Schreinermeister im Oldenburgischen, wie er selbst.

Nach dem Tode des Vaters hatte sich ihre Mutter mit Kleidermachen ernährt, sich und eine kleine verwaiste Nichte, sie aber, Rika, war in einem Spielwarengeschäft der nächsten Stadt als Gehülfin thätig.

„Ich war verlobt mit dem Nachfolger meines Vaters, und wir konnten noch lange nicht an das Heiraten denken, da war es besser, daß wir uns trennten, viel besser, Jürgen; er hatte auch verwaiste jüngere Geschwister zu unterstützen."

Sie hielt einen Augenblick inne, denn die Luft hatte sich abgekühlt, und immer stärker drangen die Düfte von Reseda, Rosen und Flieder herein. Sie brachten eine Erinnerung, die ein flüchtiges Lächeln um den schön geschnittenen Mund mit den ernsten Winkeln zauberte. Sie sah sich hoch und schlank, wie sie es noch heute war, die braunen Flechten kranzartig über den gewellten Scheitel, im lichtblauen Kattunkleide und eine Rose vor der Brust. Er hatte sie ihr ge-

schenkt, der junge Volksschullehrer, und auch den schlichten, silbernen Ring mit dem Herzen darauf, den sie so stolz an ihrem Finger trug.

Schnell aber wich die freundliche Erscheinung vor den schwarzen Schattenbildern, die sich in ihr Gehirn drängten.

„Und dann kam der Schlag, Jürgen, der furchtbare Schlag," fuhr sie fort, „nein, er kam nicht, ich selbst zertrümmerte in einem Augenblick des Wahnsinns meine Ehre und häufte Schimpf und Schande auf den Namen meiner Familie."

„Rika!"

„— Ja, ja — es war um Weihnachten, o Gott, wie mir alles in der Erinnerung steht, gerade, als ob es heute gewesen wäre. Den ganzen Tag waren wir vom frühen Morgen bis spät am Abend im Laden beschäftigt; in der Nacht saßen wir und kleideten Puppen an, denn die Nachfrage war weit größer, als unser Brotherr erwartet. Wir thaten es ja so gern und hielten uns mit Singen wach, wenn der Schlaf uns zu übermannen drohte.

„Der Schnee fiel in dichten Flocken, und doch war der Laden voll von Kunden, als der Briefträger kam und mir ein Schreiben brachte. „Eilig," stand darauf und ich erbebte und dachte, die kleine Friedel hätte gewiß die Diphtheritis. Aber ich hatte keine Zeit zum Lesen, denn eine elegante Dame im pelzverbrämten Mantel kaufte gerade eine Puppe von mir. Ach, Jürgen, beim Ankleiden dieser Puppe waren mir so viel traurige Gedanken über unsere Armut gekommen; ich wußte, daß die kleine Friedel daheim sich nichts so sehnlich wünschte wie eine Windelpuppe mit beweglichen Gliedern; der Gedanke aber schon an ein solches Geschenk schien mir eine Sünde, wenn das Geld zum Allernotwendigsten im Hause der kränkelnden Mutter so knapp war — —.

„Und dann finde ich in der Dämmerstunde eine Minute zum Lesen des Schreibens, und da heißt es, daß ich sofort kommen müsse, die Mutter wäre schwer erkrankt und in Not; man hätte freilich nach Kräften geholfen, aber sie verlange nach mir, nach ihrem einzigen Kinde. — Ich hatte kein Geld, Jürgen, alles, was ich im vorhergehenden Quartal erübrigt, hatte ich natürlich meiner armen Mutter geschickt; zum Neujahr erst konnte ich mein letztes Gehalt beanspruchen; ich hatte auch gekündigt, denn die Mutter brauchte mich daheim. Nun bat ich meinen Herrn, mir das Geld, welches er mir schuldete, zu geben, und auch um die Erlaubnis zur Reise. Er weigerte mir beides, Jürgen; es werde wohl nicht so schlimm sein, er kenne diese Übertreibungen der Landärzte, in einigen Tagen sei ja schon Weihnachten, ich müsse mich gedulden; wie er mich in dieser eiligen Zeit entbehren könne. — Es führte kein Telegraph nach unserem Dorf, und ich schwebte in der furchtbarsten Angst; was ich gelitten, das weiß nur der liebe Gott, aber ich will mich nicht entschuldigen, nichts kann mich entschuldigen, wenn der Edle auf dem Bilde dort auch versuchte, durch seine Verteidigung meine Schuld und Schande zu mildern."

Sie zeigte auf den mit Tannengrün umkränzten Holzschnitt, und Jürgen, der jetzt eben so bleich geworden wie Rika, nickte nur wieder stumm: ihm fehlten die Worte, die Hand ballte sich zur Faust bei dem Gedanken an ihren Prinzipal.

„Die ganze Nacht lag ich wach; wie im Fieber kamen mir die entsetzlichsten Bilder, ich sah die Mutter auf dem Sterbelager die Arme nach mir ausstrecken, ich hörte sie weinen und jammern. „Sie stirbt," riefen mir hundert Stimmen, geh' zu ihr." Aber woher die Mittel zur Reise nehmen? Ich zermarterte mir den schmerzenden Kopf, bis ich glaubte, wahnsinnig zu werden. Immer stand in großen Zahlen die Summe vor mir, welche mein Herr mir schuldete. Und dann kam der furchtbare Gedanke, daß ich gewaltsam nehmen wolle, was man mir so grausam vorenthielt. Ja, Jürgen, ich ward mit einemmale schlau, ich, die nie einen falschen, hinterlistigen Gedanken gehabt." —

„Arme Rika."

„Keiner merkte meinem Betragen während des folgenden Tages etwas an; man glaubte wohl, ich habe mich beruhigt, aber das Geld, welches ich einnahm, ließ ich in die eigene Tasche gleiten; in der Verzweiflung, in der Seelenangst rechnete ich nicht, es war mehr, weit mehr, als ich zu nehmen beabsichtigt. —"

„Rika, das hast du gethan?" rief Jürgen totenbleich und seine Hand zurückziehend.

„Siehst du, wie du erschrickst? O, Gott, ich hätte ja keinen Pfennig von dem Gelde behalten, alles hätte ich ihm wiedergeschickt, auch mein Gehalt, und wenn es auch das Bett vom Stroh gekostet; ich hatte ja nur den einen Gedanken, daß die Mutter mich zu sehen verlangte. Schon unterwegs aber, an der Station vor unserem Dorfe, von wo aus ich zwei Stunden zu Fuß gehen mußte, erwarteten mich die Diener der Gerechtigkeit. Wer hätte nun glauben können, Jürgen, daß ich nicht eigentlich einen Diebstahl hatte begehen wollen?" — Sie schwieg und starrte wie geistesabwesend mit großen, offenen Augen in das Lampenlicht.

Bis ins innerste Mark erschüttert sah Jürgen im Geist das verzweifelnde Mädchen, — Rika vor den Geschworenen, verurteilt — wie war es möglich!

— „Die Mutter aber glaubte mir und auch er," sagte sie nach einigen Minuten und deutete wieder auf das Bild, und daß ich mir nicht in der Verzweiflung das Leben nahm, sondern die über mich verhängte Strafe geduldig ertrug, das danke ich ihm."

„Wie heißt er doch?" fragte Jürgen und erhob sich, um die Thräne zu verbergen, die ihm in den Bart rollte.

„Doktor Wildenberg; er führte die Verteidigung; jetzt schreibt er oft Novellen, die ich in der Mappe sehe; er ist mein Seelenfreund, und darum habe ich mir den Holzschnitt aus der illustrierten Zeitung geschnitten, damit ich ihn immer vor Augen habe."

„Hast du ihn je wiedergesehen?

„Ja, nach meiner Entlassung; während der ganzen Zeit meiner Haft hat er die Mutter unterstützt und uns dann die Übersiedlung nach hier ermöglicht."

„Und dein Verlobter, Rika?"

„Ich habe nichts wieder von ihm gehört, kein Wort; er hatte recht, Jürgen, ganz recht — sieh, mit einer Mutter, das ist etwas ganz anderes; es

ist keine Stunde seit meiner Rückkehr aus der Haft vergangen, daß ich nicht ihre Hand auf meinem Scheitel fühle, — ich war dreiundzwanzig Jahre damals alt, und viele meiner Haare silberweiß. „Es thut nichts," sagte sie, „deine weißen Haare werfen einen lichten Schimmer auf den dunklen Flecken in deinem Leben." Es war gut, daß sie so dachte, es war ihr Trost, mir aber steht bis heute die That wie ein Brandmal in der Seele, du kannst es dir denken, Jürgen."

Er hatte den Holzschnitt vom Haken genommen, und nun betrachtete er ihn aufmerksam. Ihm war fast, als müsse er dem edlen Verteidiger Rikas Abbitte thun für den bösen Verdacht. „Ich will dir sagen, was er den Geschworenen gesagt haben wird, wenn auch in schöneren Worten: „Werfe einer von euch den Stein auf dieses unerfahrene, ratlose Mädchen, das seine Mutter so grenzenlos geliebt;" ja, das hast du Rika, ich selbst bin davon acht Jahre lang Zeuge gewesen."

Nun setzte er sich wieder neben sie und ergriff ihre Hand. Eine fleckenlose Ehrlichkeit galt ihm als das höchste im bürgerlichen Leben. Ob jemand im Städtchen um Rikas Vergangenheit wußte? Gewiß nicht, die vielen bösen Zungen würden sicher nicht so lange geschwiegen haben.

Die widerstreitenden Gefühle überstiegen sich in ihm, während der Ring auf der Decke im Lampenlichte ihm entgegenschimmerte. Ja, der Flecken, der war da, aber sollte das arme Mädchen, dessen stille Tugenden er jahrelang bewundert, ihr ganzes Leben darunter zu leiden haben? Wegwischen ließ sich die That nicht, aber er konnte ihr doch helfen, sie zu tragen; er fand dazu viel mehr Stärke in sich, als Rika aufzugeben.

Es war ein plötzlicher Entschluß, als er sagte: „Nun, machen wir es kurz, Rika, du bist mein, — ich habe dich lieb — wie du bist."

„Es geht nicht, es geht nicht — du handelst ohne Überlegung, deinem guten Herzen folgend — du hast eine Tochter, es soll nicht von mir heißen, daß ich einen Schatten auf ihr junges Leben werfe —, o Gott, das ist ja der Fluch der That, daß sie auch auf andere fällt — es geht nicht, Arnold."

„Margarete? Ist sie wie mein Kind? Sie gehört einer anderen Welt an, und in einer anderen Welt, gewiß mit vornehm klingendem Namen wird sie leben. Du und ich wir gehören zusammen.

„Der Neid wird wühlen und meine Vergangenheit aufdecken."

„Dann verlassen wir die Heimat; dem Bruder in Amerika geht es gut, Rika, er wird uns mit offenen Armen empfangen!"

„Arnold, Arnold, wie machst du mir den Kampf so schwer; habe Mitleid."

„Ich lasse dich nicht, Rika, sieh, was geht es mich an, wenn sich in einem prachtvollen Eichstamm eine dunkle Stelle findet — ich nehme ihn doch zum Schrank, weil er solide ist, durchaus solide."

Er wartete auf keine Antwort; seine Arme umschlangen sie: „Meine Rika."

Schluchzend, das Gesicht an seine Schulter drückend, lag sie an seinem Herzen. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

II.

Rika Lührs hatte Recht, das Glück erweckt den Neid, und der Neid hat hundert krallenartige Finger, mit denen er im Schachte der Vergangenheit wühlt und Schlacken heraufholt, die er auf die Blüten der Gegenwart streut. —

Es war ein schwüler, gewitterschwerer Tag; die Linden, die den Stadtgraben umsäumten, standen regungslos; kein Lüftchen regte sich. Und den Schatten suchend, gingen zwei junge Mädchen langsam am Wasser entlang, in lebhaftem, lautgeführtem Gespräch begriffen, und hinter ihnen schritt in lichtblauem Kleide mit herabhängenden Zöpfen, eine Notenrolle in der Hand, Margarete Jürgen. Sie war in tiefe Gedanken versunken, denn am Morgen hatte die Prüfung ihrer Stimme stattgefunden, und alles hing von dieser Prüfung für ihre nächste Zukunft ab. Hatte ihre Stimme dem berühmten Musiker aus Berlin, dem Bruder ihrer besonderen Gönnerin, gefallen, so wollten die Reichen des Städtchens Margarete ausbilden lassen. Ob sie gut bestanden? O, ganz gewiß! Geäußert hatte der ernste, schweigsame Professor nichts; aber sicher war er ebenso entzückt von ihrer großartigen Stimme wie alle Welt im Städtchen.

Und dann ging es fort nach Leipzig, gar nach Berlin, London, Paris; es schwindelte ihr bei den glänzenden Zukunftsbildern; der Bühne, der Oper wollte sie sich widmen. Alles, alles besaß sie ja für eine ruhmreiche Laufbahn. Was hatte doch der junge Referendar neulich zu ihr gesagt? —

Margarete lächelte und hob den Kopf höher: ihre Augen flammten und verrieten Leidenschaft, und ohne echte Leidenschaft gäbe es keine Kunst. Ja, noch viel mehr hatte er gesagt, von ihrem königlichen Wuchs, ihren schönen Armen und Händen; sie wäre für die Primadonna der Oper geschaffen. — Und bestätigte nicht der Spiegel die Wahrheit seiner Aussage?

Sie sah wie Grafen und Fürsten ihr Huldigungen darbrachten; ein weißes Atlaskleid mit rauschender Schleppe umfloß ihre hohe Gestalt. Von allen Seiten regneten aus den Logen kostbare Sträuße; ein stürmischer Beifall erschütterte die Luft; sie verneigte sich, einen Lorbeerkranz mit breiter roter Schleife in der Hand, auf deren Enden in glänzendem Silber ihr Namenszug gewirkt war. —

Plötzlich fuhr sie aus ihren Träumen. Jemand hatte soeben wirklich ihren Namen genannt, deutlich schlug es nochmals an ihr Ohr: Margarete Jürgen.

„Bah, sie ist eine Gans, die ein Schwan sein möchte; wie sie sich stets an uns herangedrängt; findest du sie eigentlich hübsch, Alma? Ich durchaus nicht; ihr Haar ist viel zu rot."

„Maler Meinhardt aber nennt ihre Farben titianisch —

„Der! — weißt du, was Fräulein Hinrichsen neulich von ihr gesagt? Ha, ha, ha, es ist zu köstlich, sie sei wie Meinhardts Palette, von allem sei etwas an ihr hangen geblieben — — hast du gehört, daß ihr Vater wieder heiratet? —"

„Wen?"

„Die Rika Lührs, die Plätterin, — denke dir, die hat früher gesessen — ist es nicht entsetzlich!"

„Gesessen? Nicht möglich; die arme Margarete — aber nein, das glaube ich nicht, ihr Vater ist ein rechtlicher Mann."

„Wo denkst du hin, Alma, solche Leute! — die nehmen es nicht so genau; die neue Stütze bei Geheimrats hat es unserer Jungfer erzählt, sie stammt aus demselben Dorfe in Ostfriesland."

„Solche Leute aber nehmen es wohl genau, und lassen solchen Schimpf nicht auf sich sitzen," sagte eine zorndurchbebte Stimme dicht hinter ihnen. Erschrocken wendeten sich die jungen Mädchen; da stand bleich, flammenden Auges Margarete Jürgen.

„Ich wollte nicht lauschen, Hedwig, aber ich habe alles gehört, du sprachst gar zu laut; hier ist nicht der Platz zur Erörterung — wir sprechen uns wieder —"

Das erblassende Mädchen, welches eine Entschuldigung stammelte, stolz mit den Augen messend, ging sie raschen Schrittes vorüber. —

Meister Jürgen war mit dem Gesellen und Lehrburschen in der Werkstätte beschäftigt, als Margarete verstörten Gesichtes im Thürrahmen erschien; die Sprache versagte ihr.

„Kind, was ist dir? Du bist krank!" rief er bestürzt und ließ den Hobel fallen.

„Komm," sagte sie, nach Atem ringend.

„Die hat's gehört," flüsterte der Lehrbursche dem Gesellen zu, der den beiden betroffen nachblickte, den Pinsel mit dem Leim in der Hand haltend.

„Hochmut kommt vor dem Fall; ich bleibe nicht unter einer Meisterin, die gesessen hat."

Und dann fuhr er mit dem Sägen fort und pfiff mit dem Buchfink um die Wette:

Ach wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann?

Oben im Stübchen stand Margarete dem Vater wie eine Richterin gegenüber; gleich einem Strom, so fluteten jetzt die Worte von ihren Lippen. „Sage, daß es nicht wahr ist, sage wenigstens, daß du es nicht gewußt hast," rief sie leidenschaftlich, ihre beiden Hände auf seine Schultern legend.

Draußen fuhr ein furchtbarer Windstoß durch den Hollunder und schüttelte seine Zweige, daß der weiße Blütenstaub der welken Dolden hereinwirbelte.

„Ich leugne es nicht, Margarete, meine Braut, Rika Lührs, ist einmal wegen eines Jugendvergehens bestraft worden; sie hat mir vor unserer Verlobung alles gestanden," sagte Jürgen möglichst ruhig und wandte sich dem Fenster zu, um es zu schließen; seine Hand aber flog wie im Fieber, und auf der sonst so glatten Stirn lag eine bläulich geschwollene Ader.

„Und deine Ehre! Meine Ehre — Nein, nein!" schrie Margarete wild, „sie ist eine Diebin, sie hat gesessen — laut erzählen es sich die Leute auf der Straße —"

„Wenn du wüßtest, wie es gekommen —"

„Ich will nichts wissen, nichts hören — — thue es nicht Vater, —“ rief sie verzweifelt, seinen Arm umklammernd, „wenn du die Verlobung nicht wieder aufhebst, so hast du keine Tochter mehr.“

Ihm schwebte ein bitteres Wort auf der Zunge, doch verschluckte er es, denn ihr Jammer traf ihn tief. Wenn sie ihn nur anhören wollte; im Grunde ihres Herzens lag unter den Schlacken des Hochmutes und der Eitelkeit gewiß noch die Güte, welche sich in ihren ersten Kinderjahren so oft kund gegeben.

„Du gehst ja bald von hier fort, Margarete, was ich thue, trifft dich nicht — du bist nicht für meine Handlung verantwortlich, und ich bin sicher, daß du Rika Lührs —“

„Kein Wort mehr, du bleibst dabei, daß du sie zu deiner Frau machst?“

„Nichts in der Welt könnte mich zum Wortbrüchigen an meiner Braut machen, nein, solch ein Schurke ist dein Vater nicht, Margarete.“

— Sie stellte sich ans Fenster und starrte hinaus in die gewitterschwere Luft. Da durchflog sie ein Gedanke, so schnell wie der goldene Blitz, der die schieferblaue Wolke über dem Häuschen drüben durchzüngelte.

„Laß mich allein, Vater,“ sagte sie grollend, ohne sich nach ihm umzuwenden.

Die Hand auf der Klinke blieb er einen Augenblick zögernd an der Schwelle stehen; sollte er noch ein versöhnendes Wort an sie richten? Nein, er kannte nur zu gut ihr leidenschaftliches Aufbrausen und das darauf folgende Schmollen; es war besser, daß sie sich selbst überlassen blieb.

Schweren, bangen Herzens aber ging er die Stiege hinab. — Unten erwartete ihn die Arbeit, welche am folgenden Tage abgeliefert werden mußte. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

III.

In süßen Träumen verloren saß Rika am Fenster und nähte. Sie nähte an ihrem Hochzeitskleide, schwarz war es natürlich, Jürgen aber hatte den Stoff selbst mit ihr im Laden gewählt. „Etwas recht Gutes muß es sein für meine Braut,“ hatte er stolz gesagt, auch darauf den Schnitt mit ihr ausgesucht. „Du, vor ungefähr drei Jahren trugst du stets solch knapp anschließenden Ärmel, mich freut, daß er wieder in der Mode ist, er kleidet dich so gut, Rika.“ Ja, wie er sich aller Kleinigkeiten erinnerte, Kleinigkeiten, auf welche sie selbst nie acht gegeben. —

Auch der neue, von innen vergoldete Fingerhut mit dem Herzen darauf war ein Geschenk von ihm. Wie der Fingerhut und der goldene Reifen um die Wette blinkten auf dem schwarzen Stoff in ihrer Hand! O, du Guter, Guter! murmelten ihre Lippen, und dabei flog ihr Blick nach einem neuen, rot gebundenen Buch mit Goldschnitt und einem in goldenen Lettern prangenden Titel.

Heimkehr, Novelle von Wildenberg, stand darauf. Ja, das war doch das liebste, sinnigste Geschenk von ihrem Arnold. Im Fenster des Buchladens hatte er es entdeckt und so schön für sie binden lassen.

Nimrod legte bei ihrem Selbstgespräch die Vorderfüße auf ihre Knie; da war doch eine lebendige Seele, die all' ihren Kummer mit erfahren, jetzt all' ihr Glück mit anhörte. —

Selig lächelnd strich sie ihm über den Kopf und fuhr dann trotz der sich schnell senkenden Finsternis fort zu nähen. Es war ein solches Jauchzen, Jubeln in ihrer Brust. —

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann?"

summte sie, und doch glitt ihr eine Thräne über die Wange.

Wenn die Mutter nur ihr Glück hätte teilen können!

Nun blickte sie hinaus; ängstlich schossen die Schwalben über den Graben hinweg ihren Nestern zu. Ringsum türmten sich die nachtschwarzen Wolken zu einer dräuenden Wetterwand, und hin und wieder sauste der Wind daher, rüttelte den Rosenstrauch auf der kleinen Bleiche und jagte grünes Laub und weiße, duftende Blätter hinein, daß sie auf ihren Schoß fielen.

Blitz und Donner folgten einander in rascher Folge, und die Finsternis war so groß, daß Rika die Arbeit sinken ließ und in Gedanken verloren da saß.

„Gott beschütze uns!" rief sie plötzlich zusammenfahrend, als ein züngelnder Blitzstrahl prasselnd niederfuhr. Und im selben Augenblick war die Thür aufgerissen worden, und auf der Schwelle erschien grell beleuchtet Margarete.

„Kind! du!" rief Rika erfreut und streckte ihr die beiden Hände entgegen — in dem Wetter — komm, setze dich!"

Nein, nein, sie wollte sich nicht setzen, sie war um ganz anderes gekommen; es hatte sie keine Minute nach des Vaters Geständnis in seinem Hause gelitten. Die Schmach, die ihr durch seine Heirat drohte, mußte gleich, sofort beseitigt werden.

Wie erstarrt hörte Rika die mitleidslosen, grausamen Worte, die sich Dolchspitzen gleich in ihr weiches Herz gruben.

„Ich schwöre es, keine Nacht bleibe ich unter dem väterlichen Dache, wenn Sie ihm den Verlobungsring nicht zurückschicken; er bricht sein Wort nicht, er sagt, er könne es nicht, aber Sie, Sie können es, Sie müssen es!"

Mit weit aufgerissenen Augen, aus denen es wie Wahnsinn brach, die bleichen Hände auf die Brust gepreßt, stand Rika dem Mädchen gegenüber, keines Wortes mächtig. Den Ring sollte sie zurückgeben? Den Ring, an welchem ihre ganze Seligkeit, das Glück ihres Lebens hing?

Höher färbten sich Margaretens Wangen; ihre Augen, ja ihre Haare schienen zu flammen. „Überlegen Sie es sich; der Vater muß wählen zwischen Ihnen und mir; ich habe längere Rechte, — er hat mir das Dasein gegeben — ich trage seinen Namen — nein, nein, er darf nicht —"

„O Gott," stöhnte Rika, „nicht weiter, nicht weiter."

„Ich muß Gewißheit haben, versprechen Sie mir, daß Sie meinen Vater seines Wortes entbinden wollen — ich sage Ihnen — es muß sein!"

Da bäumte sich der Unwille in Rika mit Allgewalt und sprengte die Fessel, welche sich um ihr Herz gelegt.

„Nein, das thue ich nicht," rief sie sich zu ihrer vollen Höhe emporrichtend. „Wissen Sie, was Sie von mir verlangen? Ich liebe Ihren Vater, ich will ihm das geben, was er seit Jahren nicht mehr gekannt, sorgende Liebe; er giebt mir sein treues, gutes Herz. Was können, was wollen Sie ihm sein? Sie leben sich selbst, der Musik, der Welt; lassen Sie uns in unserer Bescheidenheit das Glück finden, welches unabhängig von der Außenwelt in uns selbst ruht, welches kein Mensch uns rauben und zerstören kann! Margarete."

„Sei es denn, Rika Lührs, aber tragen Sie auch die Folgen; nein, nie, nie werde ich den Fuß über des Vaters Schwelle setzen, nie die Heimat wieder betreten, wenn Sie seine Frau sind."

Zornesrot, den schweren Zopf über die Schulter rückwärts werfend, eilte Margarete hinaus.

Nur wenige Minuten war der Zeiger auf der Wanduhr weiter gerückt, seitdem Rika so glücklich gewesen, und nun lag sie schluchzend auf den Knieen, das Gesicht in den Händen bergend.

Gerechter Gott, hatte sie richtig gehandelt? Lag nicht Wahrheit, grausame bittere Wahrheit in den Worten Margaretens? Die Welt fragt nicht, wie der Schandfleck entstanden; er ist da und haftet am Menschen wie sein Schatten, und er verdunkelt auch die Bahn der Anderen, wenn sich die Lebenswege kreuzen. Nur die Liebe kann den weichen Schleier über alles Unebene breiten, aber warum sollte Margarete sie lieben?

Winselnd schmiegte sich Nimrod an seine Herrin.

— — — — — — — — — — — — — — — —

IV.

In senkrechten Strähnen stürzt der strömende Regen aus den nachtschwarzen, blitzdurchzuckten Wolken, welche wie riesige Gebirge die Häuschen hüben und drüben überragen und umgrenzen, als Margarete über das niedergebeugte Gras des Dammes dem Schreinerhause zugeht. Und hinter ihr schreitet der Briefträger und pfeift ein Lied; das Wasser rieselt an seinem Rocke hernieder und es rieselt hernieder an der braunen Ledertasche, in welcher er Freude und Leid, Geburt und Tod, enttäuschte Hoffnung und die Erfüllung des leisesten Wunsches trägt. Ihm ist alles gleich, er pfeift, er ist der lustigste Briefträger des Städtchens. Auch für Margarete Jürgen trägt er einen Brief, einen zarten, nach Veilchen duftenden Brief. —

Und nun steht sie am Fenster; dicht umschmiegt sie das nasse Kleid; die Zöpfe triefen, aber sie hat keine Zeit, das Kleid zu wechseln; mit zitternden Fingern reißt sie das Kouvert auf.

Schloßplatz, Juli 25.

Meine liebe Margarete.

Es lag in meiner Absicht, Ihnen heute Abend persönlich das Urteil meines Bruders mitzuteilen, doch er bestand darauf, daß ich ihn auf einige Wochen nach

Berlin begleite. Leider ist er durchaus nicht der Ansicht, daß sich Ihre Stimme zu Bedeutendem entfalten könne. Die heute gestellten Ansprüche seien groß, und er meint, wir alle hätten Ihre musikalische Begabung sehr überschätzt. Er sprach viel über Talent, Genie und Kunst; man könne mit der Stimme allein keine Künstlerin werden. Viel weniger Unglück, viel weniger verfehlte Lebensziele würde es seiner Ansicht nach geben, wenn nicht jede, die etwas Stimme oder musikalische Begabung hätte, sich für die Kunst berufen fühlte.

Sie sind jung, mein liebes Kind, es ist ein Glück, daß bei Ihnen noch nicht vom verfehlten Lebensziel die Rede sein kann; ich rate Ihnen, sich recht im Häuslichen auszubilden.

Nach meiner Rückkehr sprechen wir über Ihre Zukunft, denn ich kann mir lebhaft denken, daß Sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht im väterlichen Hause bleiben wollen. Der Wagen wird gleich vorfahren, darum nur noch einen freundlichen Gruß von Ihrer

Antonie Michaelis.

Wie Feuerfunken fliegt es Margarete vor den Augen. Sie liest die Zeilen wieder, wieder. Nein, es ist nicht möglich. Hat man ihr nicht fünf Jahre lang stets die glänzendste Zukunft prophezeit? Und nun hat alles, alles gelogen! Keine schöne Stimme! Keine künstlerische Begabung! Keine Rede mehr vom Konservatorium, von Leipzig! Im Häuslichen soll sie sich ausbilden? Sie, Margarete Jürgen, der jede häusliche Arbeit zuwider ist?

Wie Wahnsinn packt es sie. Schande von allen Seiten! Man wird hohnlachen, man wird mit dem Finger auf sie zeigen. Seht, Margarete Jürgen, die Gans, die sich ein Schwan dünkt. Wohin fliehen vor der Schande? Woher die Mittel nehmen zur Flucht? Überall, überall steht es ja, das große, das riesige, wachsende Ungeheuer, das Gerede der Leute — und hier der Brief, der winzige, feine Brief, der das ganze stolze Gebäude ihrer Hoffnungen mit einem Schlage zertrümmert — Und drüben! Auch von dort die Schande — o, nein, nein, es ist zu furchtbar!

Sie denkt nicht mehr: wie Wellen übersteigen sich die Gefühle; ein entsetzlicher Schmerz wühlt in ihrer Brust, brennt ihr im Hirn. — Gedankenlos, den zerknitterten Brief in der krampfhaft geschlossenen Hand haltend, starrt sie hinaus auf die Weide am Graben. Wie es überall von den Zweigen herabrauscht, wie die Blitze prasselnd fallen, wie der Donner sinnbetäubend poltert und grollt."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und hüben lag Rika in heftigem Kampf mit sich und ihrer Liebe. O Gott, wie schwer war es doch, die Grenze zwischen Recht und Unrecht zu finden, sie nicht zu überschreiten! Mußten sie nicht ihre Liebe opfern? War nicht auch Margarete in vielem zu entschuldigen? War nicht Jürgen in seiner großen Gutmütigkeit gar zu schwach gegen das trotzige, leidenschaftliche und so schöne Kind gewesen? Wie oft hatte sie ihn früher zu größerer Strenge gemahnt! „Ich habe keine Gewalt über sie, denn ich bin ja den ganzen Tag beschäftigt, und die

Menschen verziehen sie mir — ja, wenn Margarete eine Muttter hätte, die dächte wie Ihr, Rika."

Welch' eine Mutter sie dem Kinde hätte sein mögen; und nun verachtet, abgewiesen von dem stolzen Mädchen! — Wenn sie fortzöge, — aber Jürgen würde sie entbehren; — die Jahre rollten schnell — er allein, verwahrlost im Alter — allein, ohne Liebe. —

Der Regen hatte plötzlich aufgehört. Schon kämpften kräftige Sonnenstrahlen mit dem sich lichtenden Gewölk; nur in weiter Ferne grollte noch der Donner und wetterleuchtete es am grauen Himmel. Im Stübchen war es heiß und schwül, und Rika öffnete das Fenster, um die frische Luft hereinströmen zu lassen.

Ein Sonnenstrahl glitt durch das Rosengerank und fiel auf das Bild Wildenbergs. Wäre er hier! Sie sah ihn so deutlich vor sich, wie in der schweren Stunde ihres Lebens, da sie an nichts gedacht, als der Schmach durch freiwilligen Tod ein Ende zu setzen.

Der Strahl galt ihr wie ein Fingerzeig von oben. Ob er sich ihrer erinnerte? Wenn sie ihm schriebe! Ja, ihm, der die Herzen der Menschen studierte, ihm wollte sie jede Falte ihres Innern offenbaren; er, nicht sie, nicht Meister Jürgen, konnten in diesem Streite entscheiden, denn sie beide waren von der Liebe beherrscht, und die Liebe machte sie selbstsüchtig.

Nun nahm sie das Buch zur Hand, welches neben ihrem Arbeitskörbchen lag: — da sprang Nimrod plötzlich vom Stuhl auf das Fenstersims und setzte bellend in den Garten hinaus. Krachend fiel der irdne Topf mit dem blühenden Geranium auf die Diele. Das Buch in der Hand blickte Rika erschrocken hinaus. — Wie das Wetter gewütet! Auf dem grünen Rasen lag mit zerfallenen Blüten der Rosenstrauch gebrochen, am Apfelbaum hingen geknickte Zweige, wie ein Bächlein floß das Wasser über den Pfad, dem Graben zu. Drüben wogten und wallten die weißen, dem Graben entsteigenden Dämpfe, so daß jenseits alles wie von einem Schleier verhüllt lag; nur die alte Weide, die sich mit ihrem schwärzlichen, knorrigen Stamm weit herüberbeugte und ihre Zweige in das Wasser hangen ließ, tauchte gespenstisch auf, um gleich wieder zu verschwinden.

Doch was ist das? Gleich einer Erscheinung gaukelt es lichtblau durch die weißen Nebeldünste — ein Aufklatschen des Wassers, ein kurzes Stoßgeheul des Hundes — wieder ein Aufklatschen!

Alles das ist das Werk einer Minute gewesen.

Rika sieht und hört, und im selben Moment schwingt sie sich auch schon durch das Fenster. Himmel, habe Gnade! um ihretwillen hat sie es gethan, der Schande willen. O, warum hat sie nicht gleich entsagt.

„Hülfe, Hülfe!" schreit sie wie wahnsinnig, und doch verläßt die Geistesgegenwart sie nicht — der Graben ist so tief, wenn Margarete sinkt, ist keine Rettung mehr möglich. Geschwind wie der Vogel, der die Luft durchschießt, so fliegt sie durch den Garten. Am Weidenbaum bauscht es sich licht auf dem Wasser — zwei rötliche Zöpfe — ein Gesicht so weiß — so totenweiß — es sinkt —!

„Margarete! Heil'ger Gott! Ich komme!"

Und mit mutigem Sprung stürzt sich Rika in den angeschwollenen Graben. Mit übermenschlicher Kraftanstrengung, welche die Verzweiflung ihr leiht, umfaßt sie mit dem einen Arm die schon Bewußtlose, den andern nach den zähen Wurzelfasern der Weide streckend, die sich weit ins Wasser hinausdehnen. Es ist ihr gelungen, Halt zu finden; selbst schwebend umklammert sie die Sinkende." „Hilfe, Hilfe," schreit noch immer der bleiche Mund, aber bevor die Hülfe kommt, beginnt die Kraft des Armes zu erlahmen, die Schwere Margaretens zieht sie hinab; gleich sind sie beide rettungslos verloren. Beide? Sie braucht ja nur die Beute, welche sie dem Tode abringen will, fahren zu lassen, sie selbst kann sich ja leicht wieder emporarbeiten — aber nein, nein! Den letzten Versuch wagen, — vielleicht kommt die Hülfe — lieber mit ihr untergehen, als sie nicht dem Vater, dem hoffnungsreichen Leben wiedergeben.

Blitzschnell läßt Rika die Wurzelfasern los, blitzschnell schlingt sie den zweiten Arm um Margarete, blitzschnell aber auch zieht die verdoppelte Schwere die beiden in das Wassergrab, — ein Wehruf durchgellt die Luft, dann alles still — die bleichen Gesichter verschwinden — nur Wellenkreise auf dem grünlichschwarzen Gewässer.

Die Besinnung verläßt Rika; sie taucht unter in purpurne Finsternis; nun aber umringen sie plötzlich alle Gestalten aus dem Vaterhaus; sie sieht sich in der kleinen Dorfkirche, umbraust von Orgelklang, — sie sieht alles, alles, den Laden mit den Puppen, ihren Verteidiger, die Geschworenen, die enge Zelle — die rohen Gesichter der Mitgefangenen — und dann hört sie wieder Musik, — Engel mit dem Antlitz der Geschwister, der Vater, die Mutter in langen, fließenden Gewändern winken ihr mit grünen Palmenzweigen, und da — da ist Arnold Jürgen und breitet die Arme nach ihr aus — welch' ein Quell der Liebe aus seinen Augen bricht!

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Nachbarn sind herbeigeeilt und haben die Ertrinkenden aus dem Wasser gezogen und sie auf den grünen Rain am Fuß der alten Weide niedergelegt. Die untergehende Sonne durchbricht das sich rot färbende Gewölk und übergießt die marmorbleichen Gesichter der sich fest umklammernden Gestalten mit dem trügerischen Schein des Lebens, als man sie mühsam von einander trennt und dann schnell alles thut, um das verschluckte Wasser zurückzubringen. — Margarete giebt jetzt Lebenszeichen, und vorsichtig trägt der Geselle sie hinein ins Schreinerhaus; gleich wird der Arzt zur Stelle sein.

Aber Rika? Thränenlos kniet Meister Jürgen neben ihr; für solch' ungeheuren Schmerz giebt es keine Thränen. Das edle, kalte, vom triefenden Haar umflossene Gesicht zwischen den arbeitsharten Händen haltend, drückt er ihr heiße Küsse auf den erblaßten Mund, als müsse sein Leben sie zu neuem Leben erwecken, sein Atem ihr neues Dasein verleihen. Wie ist es geschehen, warum ist es geschehen, das grause, unerklärliche Unglück?

Digitized by Google

„Sie ist tot!“ sagt der Nachbar, zum zweiten Mal sein Ohr an ihr Herz legend. „Hier hilft kein Doktor mehr.“

Und obwohl Meister Jürgen es auch selber glaubt, greift er doch wieder nach ihrem Herzen. Da! ein Hoffnungsstrahl gleitet über sein wehdurchzucktes Gesicht: ihm ist, als fühle er ein leises Zittern, als spüre er ein Regen — o Himmel — der Lebensfunke ist nicht ganz erloschen.

„Vater, Allmächter! betet er laut und inbrünstig die Hände faltend, „erhalte mir meine Rika.“

Bis ins innerste Mark erschüttert stehen die Nachbarn. Alles Wehklagen, alles Geflüster, alles Gemurmel ist verstummt. Es ist einen Augenblick so still unter ihnen, daß man nur des Rauschen des Wassers und das Tropfen von den Bäumen hört. Und still, als wäre sein Schwerz ihnen heilig, tragen sie Rika in das Schreinerhaus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Lange, schwere Wochen folgten dem furchtbaren Gewittersturm, der die Häuschen hüben und drüben umbraust hatte, Wochen, in denen der Sensenmann oft dem Krankenbette Margaretens nahte, aber stets wieder zurückwich vor der kummervollen, flehenden Miene Rikas, deren kräftige Natur sich schnell wieder erholt hatte, und welche die blasse Rose nun Tag und Nacht mit größter Sorgfalt hütete. Ja, dunkel lag es hinter Rika, dunkel vor ihr, und doch verrichtete sie still und ergeben die freiwillig übernommenen Pflichten der Krankenpflege. —

Schrecklich war es ihr, wenn sich Margaretens ungezügelte Leidenschaftlichkeit, ihr Hochmut, ihre Eitelkeit, in wilden Fiebenphantasien offenbarte; nein, was Rika auch geahnt, gewußt, es grenzte nicht im fernsten an die Wahrheit; so verderbt hatte sie sich die Gedankenwelt eines jungen Mädchens nicht vorstellen können.

Vielleicht heilte die körperliche Krankheit diese kranke Mädchenseele; das Unglück, die Sorge läuterte ja so oft den Menschen; das war die Hoffnung, welche Rika immer aufs neue tröstete. Nie fiel es ihr ein, daß sie selbst die Erlöserin Margaretens werden könne; sie war ja durch das Bewußtsein ihrer Schuld die verkörperte Demut.

Den Wochen, in welchen das Fieber an Margarete gezehrt, folgte eine Zeit der Erschlaffung, in der sie wenig, fast gar nicht sprach; es war ein dumpfes Sinnen, aus dem sie nur langsam in das bewußte Leben überging, aber sie begann Teilnahme an ihrer Umgebung zu zeigen, sich kleiner Aufmerksamkeiten zu freuen.

Als Rika ihr eines Morgens eine prachtvolle dunkelrote Spätrose auf die blütenweiße Decke legte, ergriff sie sprachlos ihre Hand und küßte sie; dann wendete sie sich schnell der Wand zu, um ihre Thränen zu verbergen.

Da jedes aufregende Gespräch vom Arzte untersagt war, so gab es auch keine Erörterung über den Grund, um dessen willen Margarete sich in das Wasser gestürzt. Jürgen und auch Rika glaubten natürlich, ihre Verlobung hätte das

trotzige, leidenschaftliche Mädchen in einem Anfall von Wahnsinn in den Tod getrieben.

Es war früher Morgen. Am Fenster des Oberstübchens, in weiße Kissen gebettet, saß Margarete und schaute träumend hinaus nach dem alten Weidenbaum, dessen bunte Blätter sich leise im Winde bewegten. In ihrem Geiste waren die Worte lebendig, welche sie soeben in dem auf ihrem Schoße ruhenden Buch gelesen, Worte eines jungen Advokaten, des Helden in einer Novelle Wildenbergs. „Wer würde es wagen, den Stein zu werfen, wenn er bedächte, wie viele Umstände sich gegen den Thäter verbanden; wenn er wüßte, wie viele Thränen der That vorangegangen, wie schmerzlich die Selbstanklage, wie tief die Reue war."

Ja, auch ihre Reue war tief, so tief, daß sie vermeinte, ein ganzes Leben könne nicht reichen, die eigene Schuld zu tilgen. Aber was helfen Worte? Durch die That wollte sie ihre Wandlung offenbaren.

Nun folgten ihre ausdrucksvollen braunen Augen Rika, wie diese sich sachte, das Stübchen ordnend, hin und her bewegte, hier noch ein Stäubchen von der blitzblanken Stuhllehne wischte, dort ein welkes Blatt vom blühenden Geranium las, nun des Kaisers Bild an der Wand gerade rückte. Ihre Gestalt war fast hager geworden, um den schönen Mund lag ein wehmutsvoller Zug, und statt der einzelnen Silberfäden durchzog jetzt ein fingerbreiter, weiß schimmernder Streifen den schlichten braunen Scheitel. Jürgen nannte ihn Rikas Diadem.

Die Uhr schlug acht.

„Komm, Margarete, nimm deine Medizin, sagte Rika," schüttelte die Flasche und goß den stärkenden Trank in einen silbernen Löffel.

„Warum trägst du deinen Ring nicht mehr?" fragte Margarete erstaunt mit einem Blick auf Rikas Finger.

„Wie ungeschickt ich bin!" rief Rika erbleichend, und wischte schnell mit einem Tuch die verschüttete Medizin von ihrem Kleide. —

Im Graben lag er, vielleicht auch hing er im Wurzelgewirr der alten Weide. —

„Du hast mir nicht geantwortet, liebe Rika."

„Du sollst dich nicht aufregen."

„Sag es mir — bitte — bitte!"

„Ich werde keinen Ring mehr tragen, — es ist aus zwischen deinem Vater und mir — nicht aus, nein, wir bleiben Freunde — ich — ich ziehe fort, Margarete — wenn du ganz genesen bist —"

„Rika — liebe Rika!"

„Du hattest Recht — es geht nicht — dein Vater ist es jetzt auch schon zufrieden — es ist dir zu nah gegangen, gar zu nah —"

Ihre Stimme bebte, — sie wandte sich ab, um nicht in Thränen auszubrechen; das Opfer der Entsagung war so groß, so furchtbar groß, aber sie und Jürgen waren übereingekommen, daß sie es bringen wollten.

„Rika, o Gott, du hast geglaubt, — darum, — nein, — nein, — es kam alles über mich wie Wahnsinn, — der Brief — die Enttäuschung, alle meine

Hoffnungen waren zertrümmert — die Scham vor den jungen Mädchen — ja, und auch das andere, ich will es nicht leugnen, — aber verzeih' — verzeih' — Mutter, liebe Mutter. —"

Leidenschaftlich schlingt sie die Arme um Rika und hält sie fest an ihre Brust gedrückt. Durch das Fenster stiehlt sich goldenes Morgenlicht und umflimmert die beiden, und auf der Schwelle erscheint Meister Jürgen, den Käfig mit dem Buchfinken in der Hand.

„Ja, alles auf der Welt ist möglich," denkt er, und sein treues Auge strahlt vor Glück, nun feiern wir doch bald Hochzeit. —"

Sachte aber wie er gekommen, verschwindet Meister Jürgen wieder; er fühlt sich diesen Augenblick überflüssig, ganz überflüssig. —

Die Entwickelung der elektromagnetischen Telegraphie.

Von

E. Lommel.

Im Laufe der Weltgeschichte bemerken wir nicht selten, daß folgenschwere Ereignisse und tiefgreifende Umwälzungen anscheinend aus geringfügigen Anlässen entspringen, oder vielmehr, daß gewaltige Wirkungen, die sich lange im stillen vorbereitet haben, durch einen unbedeutenden Anstoß ausgelöst werden. Die gleiche Wahrnehmung machen wir in der Geschichte der Wissenschaften: das Hin- und Herschwanken einer Hängelampe, das Fallen eines Apfels vom Baume, das Summen eines Theekessels geben den ersten Anstoß zur Entdeckung der Pendelgesetze, der allgemeinen Gravitation, zur Erfindung der Dampfmaschine; freilich sind es nur Geister wie Galilei, Newton, Watt, welche solche Winke des Zufalls beachten und verstehen. Auch der elektromagnetische Telegraph, welcher im Verein mit der Dampfmaschine zu einem Haupthebel unserer materiellen Entwickelung geworden ist, so daß wir gerne und mit Recht die Gegenwart als das Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen bezeichnen, ist aus sehr unbedeutenden, ja zufälligen Anlässen entsprungen. Uns, die wir heutzutage im Vollgenusse eines hoch entwickelten Verkehrswesens stehen, ziemt es wohl, dankbar jener Männer zu gedenken, durch deren Entdeckerglück und Erfindungsgeist die Ideen zu Tage gefördert worden sind, welche der elektromagnetischen Telegraphie zu Grunde liegen. Dieses Bedürfnis dankbaren Gedächtnisses mag mich entschuldigen, wenn ich, statt die neuesten Erfolge der mächtig aufstrebenden Elektrotechnik zu besprechen und glänzende Zukunftsbilder zu entrollen, Ihren Blick in die Vergangenheit zurückwende auf die unscheinbaren Anfänge des Elektromagnetismus.

Eine Beziehung zu vermuten zwischen dem Magnetismus, jener geheimnisvollen Kraft, welche Eisen an Eisen bindet, und der nicht minder rätselhaften Elektrizität, mußte für jeden, der die anziehenden und abstoßenden Wirkungen beider Agentien kannte, sehr nahe liegen. In der That hat auch schon Gilbert, der Begründer der Lehre vom Magnetismus, in seinem 1600 erschienenen Buche „De magnete“ auf die Analogie zwischen Elektrizität und Magnetismus hingewiesen. Bald kamen auch einzelne zufällig gemachte Beobachtungen hinzu, welche diese Vermutung zu bekräftigen schienen. Um das Jahr 1670 waren zwei englische Schiffe unter dem Kommando der Kapitäne Haward und Grofton gemeinschaftlich nach Amerika unter Segel gegangen. Während eines heftigen Gewitters wurde das Schiff des letzteren vom Blitze getroffen, und als das Unwetter vorüber war, bemerkte Haward zu seinem Erstaunen, daß sein Gefährte wieder heimwärts steuere. Nachdem beide sich durch Signale verständigt, stellte sich heraus, daß an allen Kompaßnadeln auf dem vom Blitze getroffenen Schiff die Pole umgekehrt waren, und deshalb Kapitän Grofton, in der Meinung, den früheren Kurs einzuhalten, nach entgegengesetzter Richtung gesegelt war. Eine solche Umkehrung der Magnetpole, manchmal völlige Vernichtung des Magnetismus, ferner Magnetisierung stählerner Werkzeuge durch den Blitzschlag, wurde noch mehrfach beobachtet. Aber alle Versuche, welche man über die Einwirkung des elektrischen Entladungsschlages auf magnetisierte und unmagnetische Stahlnadeln anstellte, gaben entweder gar keine oder widersprechende Resultate, und die Beziehung zwischen Elektrizität und Magnetismus blieb nach wie vor in Dunkel gehüllt.

Ehe dieses Dunkel aufgeklärt werden konnte, mußte zuvor eine andere wichtige Entdeckung gemacht werden, zu welcher eine ganz unbedeutende Veranlassung den ersten Anstoß gab. Im Jahre 1780 wurde eine Dame zu Bologna, die Gattin Galvanis, des Professors der Anatomie an der dortigen Universität, von leichtem Husten befallen, und der Arzt verordnete zu ihrer Kräftigung eine Suppe aus Froschschenkeln. Die enthäuteten Froschschenkel lagen, ihrer Bestimmung harrend, in Galvanis Arbeitszimmer auf einem Brette zufällig in der Nähe einer Elektrisiermaschine. Frau Galvani beobachtete nun in Abwesenheit ihres Gatten, daß die Froschschenkel, wenn dem Konduktor der Maschine ein elektrischer Funke entlockt wurde, jedesmal lebhaft zusammenzuckten, und teilte demselben nach seiner Rückkehr ihre Wahrnehmung mit. Diese Zuckungen waren ohne Zweifel bloß eine Folge des sogenannten „Rückschlags“, einer schon damals hinreichend bekannten elektrischen Wirkung. Aber Galvani kam nicht auf diese Erklärung, wir dürfen sagen glücklicherweise, denn er hätte sich sonst vielleicht dabei beruhigt und nicht weiter geforscht. Er stellte vielmehr mit Froschschenkeln zahlreiche Versuche an, und fand endlich eine wirklich neue und staunenswerte Thatsache, nämlich daß ein Froschschenkel auch ohne Elektrisiermaschine in Zuckung gerät, wenn man aus einem Metall oder noch besser aus zwei Metallen verschiedener Art eine Verbindung herstellt zwischen einem Muskel und seinem Nerven.

Galvani und seine Anhänger schrieben diese Erscheinung, welche damals in der ganzen gebildeten Welt verdientes Aufsehen erregte, einer eigentümlichen Nervenflüssigkeit zu, welche durch das Metall aus dem Nerven in den Muskel überströme. Aber Alexander Volta, Professor der Physik in Pavia, bewies durch scharfsinnige Versuche, daß an der Berührungsstelle zweier verschiedenartiger Körper Elektrizität erregt werde, und nahm an, daß diese Elektrizität den Froschschenkel zu Zuckungen veranlasse. Die elektrische Wirkung, welche zwei sich berührende verschiedenartige Metalle hervorbringen, ist nun freilich sehr schwach; aber Volta verstand es, die schwache Wirkung beträchtlich zu steigern. Im Anfange des Jahres 1800 baute er eine Säule aus Platten von Kupfer und Zink und dazwischengelegten, mit verdünnter Säure oder Salzlösung befeuchteten Tuchscheiben in der Weise auf, daß die einzelnen Teile in der Ordnung Kupfer, Flüssigkeit, Zink, Kupfer, Flüssigkeit, Zink u. s. w. auf einander folgten. Diese Volta'sche Säule ist, was die Merkwürdigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Wirkungen betrifft, der wunderbarste Apparat, welcher von menschlichem Scharfsinn je ausgedacht worden ist. Verbindet man die Endplatten, welche die Pole der Säule heißen, durch einen Draht, so ist die Säule geschlossen, und in dem Schließungsdraht fließt ein kontinuierlicher Strom positiver Elektrizität vom Kupferpol zum Zinkpol, und gleichzeitig ebensoviele negative Elektrizität in umgekehrter Richtung.

In dieser ursprünglichen Form ist die Volta'sche Säule allerdings heutzutage nicht mehr im Gebrauch; man bedient sich lieber einer zweckmäßigeren, bereits von Volta selbst angegebenen Einrichtung; anstatt die beiden Metallplatten durch einen zwischengelegten feuchten Tuchlappen zu trennen, taucht man sie in ein Gefäß, welches mit der entsprechenden Flüssigkeit gefüllt ist, und verbindet nun beliebig viele solche Plattenpaare oder „Elemente" in der für den Aufbau der Säule vorgeschriebenen Reihenfolge zu einer Volta'schen oder Galvanischen „Batterie."

Nachdem durch die Erfindung der Volta'schen Säule ein so mächtiges Werkzeug den Physikern in die Hände gegeben war, folgte Entdeckung auf Entdeckung: die Zersetzung des Wassers durch den Strom, die Darstellung der Metalle der Alkalien und Erden, und anderes. Die Auffindung einer Wechselbeziehung zwischen Elektrizität und Magnetismus wollte aber noch immer nicht gelingen. Der Gedanke zwar an die Existenz einer solchen Beziehung war keineswegs verloren gegangen, sondern vielmehr die Hoffnung, dieselbe aufzufinden, durch die Entdeckung des Galvanismus — denn so nennen wir noch heute das weite Gebiet der durch elektrische Ströme hervorgebrachten Erscheinungen zum Andenken desjenigen, der es zuerst erschloß, — neu belebt worden. Die Anhänger der damals in Deutschland herrschenden naturphilosophischen Schule, welche sich mit Vorliebe auf dem Gebiete der Elektrizität und des Magnetismus bewegten, wo sich das Prinzip der Polarität am deutlichsten zu offenbaren schien, versuchten sogar die Identität dieser beiden Urkräfte spekulativ zu erweisen.

Da endlich, zwanzig Jahre nach der Erfindung der Volta'schen Säule, setzte Örsted in Kopenhagen diesen Träumen ein Ziel durch seine berühmte Entdeckung des wahren Zusammenhanges zwischen Galvanismus und Magnetismus. Er fand, daß eine in der Nähe des Schließungsdrahtes einer Volta'schen Säule aufgestellte Magnetnadel eine Ablenkung erfährt, indem sie das Bestreben zeigt, sich senkrecht zu dem Stromleiter zu stellen. Der Hergang bei dieser Entdeckung ist nicht ohne Interesse.

Im Wintersemester 1819 auf 1820 hielt nämlich Örsted an der Kopenhagener Universität eine Vorlesung über Elektrizität, Magnetismus und Galvanismus. Eine mit ungewöhnlichen Vorkenntnissen ausgerüstete Zuhörerschaft, welche mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten lauschte, übte ihren anregenden Einfluß auf ihn aus, so daß in seinem Geiste alle jene Überlegungen wieder lebendig wurden, welche er früher über den Zusammenhang zwischen Elektrizität und Magnetismus angestellt hatte. Eines Tages — im Frühjahr 1820 — äußerte er vor seinen Zuhörern die Vermutung, daß die elektrische Entladung im Schließungsdraht einer Volta'schen Säule möglicherweise auf eine Magnetnadel einwirken könne; die Säule war zur Hand, er machte mitten im Vortrag den Versuch und beobachtete an einer auf dem Tische aufgestellten Magnetnadel „verworrene" Wirkungen.

So erzählt Örsted selbst die Geschichte seiner Entdeckung. Ein glücklicher Zufall war dabei offenbar im Spiele, aber ein Zufall, wie er nur einem Manne begegnen konnte, der die Aufgabe, um die es sich handelte, nach allen Seiten hin erwogen und sich stets gegenwärtig gehalten hatte.

Übrigens erkannte Örsted zunächst die Tragweite der Thatsache noch nicht, welche er mitten im Eifer des Vortrages nur flüchtig beobachtet hatte. Das geht deutlich aus dem Umstande hervor, daß er mehrere Monate verstreichen ließ, ehe er die Versuche wieder aufnahm und zu demjenigen Abschlusse brachte, welcher ihm den Ruhm der Entdeckung der elektromagnetischen Grunderscheinung für alle Zeiten sichert.

In neuerer Zeit wurde versucht, Örsted diesen Ruhm streitig zu machen und ihn für den deutschen Physiker Schweigger (geb. 1779 zu Erlangen, von 1817 bis 1819 Professor der Physik und Chemie daselbst, gest. 1857 als Professor der Physik in Halle). Die Ansprüche, welche Schweiggers sachunkundige Anwälte zu seinen Gunsten erheben, gründen sich auf ein von ihm im Jahre 1808 (er war damals Professor am Gymnasium in Bayreuth) konstruiertes Elektrometer, in welchem die Richtkraft einer Magnetnadel in ähnlicher Weise zur Messung elektrischer Ladungen benutzt wird wie in Coulomb's Drehwage die Drehkraft eines dünnen Fadens. Dieser Gedanke, welcher für derartige Messungen in der That von großem Werte ist, hat aber mit dem Elektromagnetismus gar nichts zu schaffen; auch hat Schweigger selbst niemals daran gedacht, die Entdeckung des Elektromagnetismus für sich zu reklamieren[1]).

[1]) In neuester Zeit haben italienische Gelehrte versucht, die Ehre dieser Entdeckung für ihren Landsmann Romagnesi in Anspruch zu nehmen, der die Ablenkung der Magnetnadel

Aber wenn auch unserem Landsmann Schweigger der Ruhm dieser Entdeckung nicht zuerkannt werden kann, so müssen wir doch seinem Namen in der Weiterentwickelung des Elektromagnetismus eine wenn auch bescheidenere Stellung anweisen. Indem er den Leitungsdraht in vielfachen Windungen um die Magnetnadel herumführte, verstärkte er die ablenkende Wirkung des Stroms; durch diese 1821 erfundene Einrichtung, welche mit Recht Multiplikator genannt wird, war nicht nur die Herstellung empfindlicher Meßapparate, sondern auch die Anwendung des Elektromagnetismus zur Telegraphie erst möglich gemacht.

Man begreift nämlich sofort, daß eine von den Drahtwindungen eines Multiplikators umgebene, beweglich aufgehängte Magnetnadel, indem man sie je nach der Richtung des durch den Draht gesandten Stromes nach der einen oder nach der andern Seite ablenkt, ohne weiteres zum Telegraphieren dienen kann. Aus den beiden Zeichen „rechts" und „links", die ein solcher Apparat zu geben vermag, lassen sich nämlich nach Übereinkunft alle Buchstaben des Alphabets und sonstige Schriftzeichen leicht zusammensetzen. In der That tauchte auch die Idee, die Ablenkung der Magnetnadel zur Telegraphie zu verwerten, bald nach der Entdeckung Örsted's auf. Noch in demselben Jahre 1820 machte Ampère in Paris den Vorschlag, mittels ebensovieler Nadeln als es Schriftzeichen giebt, und demnach doppelt so vielen Leitungsdrähten telegraphische Mitteilungen zu machen. Das nach seiner Angabe angefertigte Modell enthielt 30 Nadeln und erforderte 60 Drähte. Abgesehen von der Schwerfälligkeit einer solchen Einrichtung mußte schon der Kostenpunkt die Ausführung im großen unmöglich machen. Dasselbe gilt von dem 9 Jahre später gemachten Vorschlage Fechner's in Leipzig, welcher 24 Nadeln mit 48 Drähten beanspruchte.

Man darf sich mit Recht wundern, daß der einfache und praktische Gedanke, mittels einer einzigen Nadel und nur zwei Drähten zu telegraphieren, so lange auf sich warten ließ. Aber der Fortschritt der menschlichen Erkenntnis ist ein langsamer und vollzieht sich oft nur ruckweise nach langen Ruhepausen. Zwar hatte schon 1811 Schweigger aus Anlaß des von Sömmering in München erfundenen elektrochemischen Telegraphen auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, eine Telegraphensprache aus nur zwei Zeichen zusammenzusetzen. Allein seine Idee wurde nicht beachtet und scheint sogar von ihm selbst wieder vergessen worden zu sein. Erst im Jahre 1832 konstruierte der russische Staatsrat Baron Schilling von Canstadt ein Telegraphenmodell mit nur einer Nadel und zwei Leitungsdrähten, welches er 1835 auf der Naturforscherversammlung zu Bonn vorzeigte. Schilling von Canstadt ist daher als der Erfinder des Nadeltelegraphen anzusehen. Aber noch ehe seine Erfindung eine praktische Verwertung fand, hatten im Jahre 1833 Gauß und Weber zu Göttingen zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Kabinet eine auf derselben, von ihnen selbständig gefundenen Idee beruhende telegraphische Verbindung hergestellt und dadurch für die elektromagnetische Telegraphie eine neue Epoche, nämlich die praktische Epoche, eröffnet.

durch den elektrischen Strom bereits 1809 beobachtet haben soll. Aber auch dieser Anspruch hat sich als unbegründet erwiesen.

In England, wo noch heutzutage der Nadeltelegraph im Eisenbahndienst in Gebrauch ist, gelten Cooke und Wheatstone als seine Erfinder. Cooke hatte nämlich in Heidelberg, wo er Medizin studierte, im Jahre 1836, also zu einer Zeit, zu welcher Gauß und Webers Telegraph schon seit drei Jahren funktionierte, in Muncke's Hörsaal ein Modell des Schilling'schen Telegraphen gesehen, machte, nach England zurückgekehrt, Mitteilung davon an Professor Wheatstone und vereinigte sich mit diesem zur praktischen Verwertung der Schilling'schen Erfindung.

Der Gauß-Weber'sche Telegraph, welcher nur für die wissenschaftlichen Zwecke seiner Urheber bestimmt war und auf anderen Telegraphenlinien nicht eingeführt wurde, feierte in neuerer Zeit seine Auferstehung als transatlantischer Kabeltelegraph, denn die Einrichtung des letzteren ist von der Gauß-Weber'schen nur unwesentlich verschieden. Ein zartes Magnetchen, innerhalb einer drahtumwundenen Hülse schwebend, trägt einen kleinen Spiegel, welcher das Licht einer hellbrennenden Lampe nach einem Schirme wirft. Durch den schwachen Strom, der durch das Kabel von einem Weltteil zum andern gesendet wird, kann der Magnet und mit ihm das Spiegelbild auf dem Schirm beliebig nach rechts oder nach links abgelenkt und mittels dieser beiden Zeichen jede Depesche telegraphiert werden.

Als Arago im Jahre 1820 den Örsted'schen Versuch in Paris wiederholte, bemerkte er, daß der kupferne Schließungsdraht der Volta'schen Säule Eisenfeilspäne anzog, diese aber sofort wieder fallen ließ, sobald der Strom unterbrochen wurde. Ferner zeigte sich vorübergehender Magnetismus an weichem Eisen, so lange es sich in der Nähe des Schließungsdrahtes befand, und kleine Stahlstückchen, z. B. Nähnadeln, wurden unter den gleichen Umständen dauernd magnetisch. In Gemeinschaft mit Ampère fand Arago ferner, daß die magnetisierende Wirkung des Stromes ungleich stärker ausfällt, wenn der Schließungsdraht den zu magnetisierenden Eisen- oder Stahlstab in spiralförmigen Windungen umgiebt. Ein so vorgerichtetes Stück weichen Eisens heißt ein Elektromagnet; derselbe wird, so lange der Strom durch die Drahtwindungen fließt, stark magnetisch, verliert aber seinen Magnetismus sofort wieder, wenn der Strom unterbrochen wird.

Man giebt den Elektromagneten häufig die Gestalt eines Hufeisens, damit ihre Endflächen oder Pole, in welchen ihre magnetische Kraft am stärksten sich äußert, neben einander zu liegen kommen und nun mit vereinten Kräften auf ein ihnen genähertes Stück Eisen, den sogenannten „Anker", wirken können. Befindet sich dieses Stück Eisen über den nach aufwärts gekehrten Polen am einen Arme eines wagerechten Hebels, so wird jedesmal beim Durchgang des Stromes dieser Hebelarm herabgezogen, während der andere Hebelarm sich nach aufwärts bewegt; unterbricht man den Strom, so wird der Anker wieder losgelassen, und der Hebel nimmt seine frühere Ruhelage wieder ein.

Daß ein Elektromagnet mit seinem Ankerhebel ebenfalls dazu dienen kann, Zeichen in die Ferne zu geben, liegt auf der Hand. Ja die kräftige Bewegung, welche der Hebel ausführt, macht es sogar möglich, seine Zeichen einem Papierstreifen einzuprägen und die Depesche als dauerndes Dokument dem Apparat zu

entnehmen. Die auf unseren Telegraphenlinien eingeführten Schreibtelegraphen gründen sich auf dieses Prinzip.

Erfunden wurde dieser Schreibtelegraph von dem Nordamerikaner Morse. Er hatte sich der Kunst gewidmet und in England zum Maler ausgebildet, fand jedoch als Künstler bei seinen Landsleuten diejenige Anerkennung nicht, die er zu verdienen glaubte. Auf einer späteren, zu Kunstzwecken unternommenen europäischen Reise wurde er mit den neuen Entdeckungen auf dem Gebiete des Elektromagnetismus bekannt. Die Idee des elektromagnetischen Telegraphen nahm vorzugsweise sein Denken in Anspruch und beschäftigte ihn fast ununterbrochen, namentlich auf seiner Rückreise nach Amerika im Jahre 1832. Er giebt an, schon damals in seinem Skizzenbuche die Zeichnungen zu einem Schreibtelegraphen entworfen zu haben, vermochte jedoch erst 1835 seinen Freunden das Modell eines solchen vorzuzeigen, welches im folgenden Jahre in New-York öffentlich ausgestellt wurde. Aller Anstrengungen ungeachtet, gelang es ihm jedoch erst im Jahre 1848 von der Regierung eine Unterstützung von 30000 Dollars zu erhalten, um eine Versuchslinie zwischen Washington und Baltimore anzulegen; am 27. Mai 1844 wurde die erste Depesche mit dem Morse'schen Apparate auf dieser Linie befördert. Der erste Morse-Apparat war außerordentlich schwerfällig; sein Elektromagnet wog 158 Pfund, und zwei Mann waren erforderlich, um ihn von der Stelle zu bewegen; er wurde daher bald durch einen anderen von geringerem Umfange ersetzt.

Neben den Schilling'schen Nadel- und den Morse'schen Schreibtelegraphen stellt sich als dritte Grundform der von Edmund Davy, einem Vetter des berühmten Chemikers, im Jahre 1839 erfundene Zeigertelegraph, welcher so genannt wird, weil ein durch ein Uhrwerk getriebener Zeiger durch die Wirkung eines Elektromagneten nach Belieben vor dem einen oder dem andern der am Rande des Zifferblattes verzeichneten Buchstaben angehalten werden kann. E. Davy hat es nicht verstanden, seinen Apparat für die praktische Telegraphie nutzbar zu machen. Erst dem erfinderischen Talente Wheatstones gelang es, dem Zeigertelegraphen eine für praktische Zwecke brauchbare Gestalt zu geben.

Bei der Einführung seines Zeigertelegraphen in den praktischen Betrieb stieß Wheatstone auf große Schwierigkeiten, welche sich in minderem Grade auch bei dem Morse'schen Schreibtelegraphen geltend machten. Es zeigte sich nämlich, daß der Strom, nachdem er eine lange Leitung durchlaufen hatte, nicht mehr stark genug war, um bei der damals üblichen Konstruktion der Elektromagnete hinlänglich kräftige Bewegungen des Ankers hervorzubringen. Nach vielen vergeblichen Versuchen zeigte ihm das Ohm'sche Gesetz den Weg zur Besiegung dieser Schwierigkeiten und zur Herstellung von Elektromagneten, welche auch durch schwache Ströme hinreichend kräftig erregt werden. Dieses wichtige Gesetz, welches von unserem Landsmann Georg Simon Ohm, geboren am 6. März 1789 zu Erlangen, gest. als Mitglied der Akademie und Professor der Physik an der Universität München am 6. Juli 1854, entdeckt und schon im Jahre 1827 be-

kannt gemacht wurde, giebt an, in welcher Weise die Stromstärke von der elektrizitätserregenden Kraft der Volta'schen Säule und von dem Leitungswiderstande abhängig ist. Das Ohm'sche Gesetz erhellte mit glänzendem Licht ein Gebiet, das bisher in tiefes Dunkel gehüllt war; es diente fortan für die Beantwortung aller Fragen der Elektrotechnik als untrüglicher Leitstern und setzte an die Stelle unsicheren und kostspieligen Umhertastens zielbewußtes und wohlberechnetes Schaffen. Ohm wurde 1841 für seine bahnbrechende wissenschaftliche Leistung von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London durch die Verleihung ihrer Copley-Medaille ausgezeichnet; es bedurfte dieses Anstoßes von außen, um dem Verdienste des anspruchslosen Gelehrten auch in der Heimat die schuldige Anerkennung zu verschaffen, vielleicht zu spät, um ihn für den Schmerz langjähriger Verkennung und Zurücksetzung voll zu entschädigen. Lange nach seinem Tode, in der modernen Epoche des Aufschwungs der Elektrotechnik, wurde ihm ein ehrenvolles Denkmal gesetzt dadurch, daß man die Maßeinheit des elektrischen Widerstandes, den er zuerst zu messen gelehrt hatte, mit seinem Namen belegte, so daß heutzutage der Name „Ohm" täglich, ja stündlich von jedem Elektriker genannt wird, soweit Telegraphendrähte den Erdball umspannen. Ist ein solches Denkmal auch unvergänglicher als Erz, so dürfen wir uns doch fragen, ob nicht dem Manne, aus dessen geistiger Arbeit heutzutage viele Tausende reellen Nutzen ziehen, zur Feier seines in zwei Jahren bevorstehenden hundertjährigen Geburtstages von der dankbaren Nachwelt auch ein ehernes Denkmal zu errichten sei, sei es in seinem Geburtsort Erlangen, sei es in München, wo er sein reiches Dasein beschloß.

Kehren wir jedoch noch einen Augenblick zu Wheatstone zurück. In seinem Bestreben, weit entfernte Elektromagnete durch den Strom zu magnetisieren, wurde er zum Urheber einer neuen fruchtbaren Idee, des sogenannten Übertragungsprinzips. Es besteht darin, daß der durch den Telegraphendraht nach der entfernten Station übergehende schwache Strom nicht dazu verwendet wird, den Zeichengeber direkt zu bewegen, sondern nur die Aufgabe hat, eine an der Empfangsstation aufgestellte galvanische Batterie mit dem Zeichengeber in Verbindung zu setzen. Diese Vorrichtung, welche den passenden Namen „Relais", d. i. Vorspann, führt, ist bis heutigen Tages auf längeren Telegraphenlinien im allgemeinen Gebrauch.

Mit der Herstellung brauchbarer Signalapparate waren aber noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden, welche sich der praktischen Einführung der elektrischen Telegraphie entgegenstellten. Wer die einförmige Reihe hoher Telegraphenstangen entlang blickt, welche unsere Eisenbahnlinien begleiten, denkt schwerlich daran, wieviele Vorschläge gemacht und als unpraktisch wieder verworfen werden mußten, bis das jetzt allgemein gebräuchliche System der Telegraphenleitung Eingang fand. Dasselbe knüpft sich an den Namen Steinheils, einen Namen, der in der Geschichte der elektromagnetischen Telegraphie stets unter den ersten glänzen wird.

Karl August Steinheil, zu Rappoltsweiler im Elsaß am 12. Oktober 1801 geboren, war von 1822 bis 1849 Professor der Physik und Mathematik an der Universität München, bekleidete sodann bis 1852 die Stelle eines Vorstandes der Abteilung für Telegraphie im österreichischen Handelsministerium und war endlich bis zu seinem 1870 erfolgten Tode Ministerialrat im bayrischen Handelsministerium und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München. Hier begründete er sein weltberühmt gewordenes optisch-astronomisches Institut, welches noch heute in voller Blüte fortbesteht. Durch Gauß und Weber wurde Steinheil, dessen erfinderischer Geist und große Geschicklichkeit in technischen Ausführungen bekannt war, aufgefordert, ihrem nur wissenschaftlichen Zwecken dienenden Telegraphen eine für den Verkehr brauchbare Form zu geben. Steinheil konstruierte hierauf 1836 einen Nadel-Schreibtelegraphen, in welchem zwei Magnetnadeln, jede mit einem Farbebehälter versehen, nach Belieben gegen einen gleichmäßig fortbewegten Papierstreifen gelenkt werden konnten und auf diesen schwarz auf weiß die beiden Zeichen druckten, aus welchen sich die Telegraphenschrift zusammensetzte. Im Jahre 1837 legte Steinheil im Auftrage König Ludwig I. zwischen dem Akademiegebäude in München und der Sternwarte in Bogenhausen eine Telegraphenlinie an, auf welcher dieser Apparat in zufriedenstellender Weise funktionierte. Dies geschah zu einer Zeit, als der Morse'sche Schreibtelegraph noch weit von seiner praktischen Verwirklichung entfernt war, und Steinheil darf daher mit Recht die Ehre zuerkannt werden, die Schreibtelegraphie thatsächlich ins Leben gerufen zu haben.

Dennoch ist nicht in dieser Richtung das Hauptverdienst Steinheils um die elektromagnetische Telegraphie zu suchen. Als er im Jahre 1838 auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn Versuche darüber anstellte, ob die Schienen als Telegraphenleitung benutzt werden könnten, beobachtete er, daß der Strom von dem einen Geleise zum gegenüberstehenden überging, und machte infolgedessen die Entdeckung, daß die Erde als Leiter des galvanischen Stromes benutzt werden könne. Er machte davon sofort Anwendung auf der München-Bogenhauser Linie, welche er mit einem einzigen Leitungsdraht, indem er die Erde als Rückleitung gebrauchte, in Betrieb setzte. Durch diese Entdeckung Steinheils, daß die Erde als Rückleiter oder vielmehr gleichsam als Reservoir zur Aufnahme der abströmenden Elektrizität verwendet werden könne, wurde die Anlage großer Telegraphenlinien wesentlich erleichtert, weil von nun an durch Wegfall des einen Leitungsdrahtes fast die Hälfte der Anlagekosten erspart wurde.

Nachdem durch die rastlosen Bemühungen der Pioniere, deren unvergeßliche Namen ich Ihrem Gedächtnis zurückrufen wollte, dem elektromagnetischen Telegraphen die Bahn geebnet war und seine Einführung in den Weltverkehr sich vollzogen hatte, wurde bis auf unsere Tage das Telegraphenwesen in ununterbrochenem Fortschritt bis zur heutigen Stufe hoher technischer Vollendung ausgebildet. Ich müßte fürchten, Sie zu ermüden, wenn ich alle jene Männer aufzählen wollte, welche zu diesem Fortschritt beigetragen haben. Noch weniger darf ich es unternehmen, Ihnen die Einrichtung der sinnreich ausgedachten und

komplizierten Telegraphenapparate der Gegenwart zu schildern, deren fast unglaubliche Leistungen unser gerechtes Staunen erregen. Aus der Reihe derselben will ich nur erwähnen den Typendruck-Telegraphen von Hughes, welcher die Depesche in gewöhnlichen Lettern sauber gedruckt liefert, ferner den Pantelegraphen von Caselli, welcher die Handschrift des Depeschenaufgebers, ja sogar Handzeichnungen, in getreuer Nachbildung auf der entfernten Empfangsstation wiedergiebt.

In der Geschichte des Elektromagnetismus und seiner Nutzbarmachung zur Telegraphie spielt, wie wir gesehen haben, glücklicher Zufall fast eine ebenso große Rolle wie erfinderischer Scharfsinn. Es bildet diese Geschichte eine Illustration zu einem Ausspruch Goethes, welchen ich meinem Vortrag als Motto hätte vorausschicken können, und mit welchem ich denselben nun schließen will:

„Zum Entdecken gehört Glück, zum Erfinden Geist, und beide können beides nicht entbehren."

Eine Erinnerung an den badischen Aufstand von 1849 und ein Bericht darüber von Dr. J. V. von Scheffel.

Mit Erläuterungen

von

Gebhard Zernin.

I.

Was soll uns heute noch eine Erinnerung an den badischen Aufstand von 1849? wird vielleicht mancher Leser beim Erblicken dieser Zeilen fragen. In den 38 Jahren, die seit jener Zeit verflossen sind, ist Gras über den alten Boden gewachsen, und viel bedeutungsvollere Ereignisse haben jene Erinnerungen zurückgedrängt und begraben, wird er dann etwa weiter denken. Lassen wir also die Toten ruhen!

Der Schreiber dieser Zeilen gestattet sich unmaßgeblich einer anderen Ansicht zu sein. Einmal ist der badische Aufstand des Jahres 1849 eine höchst bemerkenswerte, ganz eigentümliche Erscheinung, der schon nach der rein geschichtlichen Seite hin ein besonderes Interesse gesichert bleibt. So bietet gerade der Ausbruch der eigentlichen Empörung, die von deutschen, ihre Fahnen verratenden Soldaten in einer Festung ausging, ein seltsames, kaum jemals vorgekommenes Beispiel dar, und so gewährt ferner die Art des Niederschlagens dieses Aufstandes das schöne militärische Bild, daß ein ritterlicher Prinz an der Spitze eines zwar kleinen, aber geschulten Heeres, der gegenwärtige Kaiser Wilhelm, der Siegreiche, zum ersten Male als Feldherr sich erprobte. Mit vollem Rechte hat darum auch der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. das schöne, von Kiß modellierte und von Fischer gegossene Standbild des den Drachen tötenden Erzengels

Michael, welches auf dem Denkmal für die im badischen Feldzug gefallenen preußischen Krieger zu Karlsruhe steht, noch einmal abbilden und im Park von Babelsberg aufstellen lassen, — eine sinnige Erinnerung an jene Zeit!

Sodann hat der Verfasser noch einen weiteren als den geschichtlichen Anlaß, um auf den badischen Aufstand heute zurückzukommen. Demselben ist es nämlich durch Zufall gelungen, einen sehr anziehend geschriebenen und in Norddeutschland seines Wissens gar nicht bekannt gewordenen Bericht über die Anfänge jener Empörung ausfindig zu machen, dem nach seiner Ansicht nicht geringes litterarisches Interesse zuerkannt werden muß. Dieser Bericht ist nämlich der Feder des später so berühmt gewordenen Dichters Dr. Joseph Victor von Scheffel entflossen und bildet eine seiner ersten Jugendarbeiten, die der damals 23jährige Rechtspraktikant der Öffentlichkeit übergeben hat. Wenn wir auch nur einen Teil desselben wiedergeben werden und aus gebotenen Rücksichten manche Stellen politischen und persönlichen Inhalts nicht wieder veröffentlichen, so bleibt doch noch so mancher klare, schöne Ausspruch, manches treffende Wort übrig, um daraus den Schriftsteller und Dichter klar erkennen zu lassen — ex ungue leonem! Bevor wir uns dem Bericht zuwenden, glauben wir jedoch zur besseren Erklärung einige erläuternde Bemerkungen über die badischen Ereignisse und Zustände im Frühjahr 1849 vorausschicken zu sollen.

Nachdem schon das Jahr 1848 für das ganze badische Land einen gewaltigen Umsturz aller Verhältnisse gebracht hatte, erneuerten sich die Unruhen mit verstärkter Kraft zu Anfang 1849.

Zunächst war es die Pfalz, in der es „losging". Der Pfälzer Volksstamm ist bekanntlich ein sehr lebhafter, für politische Eindrücke sehr empfänglicher, der schon damals sich mit der Haltung der bayrischen Regierung nicht zu befreunden vermochte und für die von dem Hauptlande abgelegene Provinz besondere Rechte verlangte. In einer großen, am 1. Mai abgehaltenen pfälzischen Volksversammlung beschloß die erregte Volksmenge die völlige Lostrennung von Bayern und die Einsetzung einer provisorischen Regierung, ja, man schritt sogar zur Errichtung einer Volkswehr und stellte dieselbe sehr bald auf, nachdem Freiwillige aus aller Herren Ländern zugelaufen waren. An die Spitze der Freischaren trat zuerst ein früherer österreichischer Offizier, Fenner von Fennenberg, der sich vorher an der Oktober-Revolution zu Wien beteiligt und nach deren Bekämpfung sich an den Rhein in Sicherheit gebracht hatte[1]); ihm folgte

[1]) Freiher Fenner von Fennenberg entstammte einer altösterreichischen Soldatenfamilie (sein Vater war Feldmarschall-Leutnant und Maria-Theresia-Ordensritter) und war ein kenntnisreicher Offizier. Er trat als Zögling der Militär-Akademie von Wiener-Neustadt in die österreichische Armee, wurde 1838 Offizier, nahm jedoch schon 1843 seinen Abschied. Als Verfasser der Schrift „Österreich und seine Armee (1847)" mißliebig geworden, verließ er sein Vaterland, kehrte jedoch im folgenden Jahre wieder zurück und war während des Wiener Oktober-Aufstandes Chef der Feld-Adjutantur bei den Aufständischen. Nach dem Falle von Wien flüchtete er an den Rhein; er wurde vom sogenannten Landesausschuß der Pfalz im Frühjahr 1849 zum Oberbefehlshaber der Freischaren erkannt und entwarf eine sogenannte Heeresordnung. Nachdem der auf seinen Rat unternommene Versuch einer Überrumpelung der Festung Landau

der frühere Weinreisende Ludwig Blenker von Worms[1]). Es dauerte gar nicht lange, und eine stattliche, wenn auch außerordentliche bunte Masse von Freischaren hatte sich an der Haardt, am Rhein und an der Nahe angesammelt und zu geschlossenen Abteilungen gebildet.

Von der bayerischen Pfalz pflanzte sich der Aufstand sehr bald nach Baden fort. Hier hatte zwar schon die Regierung die neue Reichsverfassung angenommen und wirkte in höchst liberalem Sinne, wie es nur von den freisinnigen Leuten gewünscht werden konnte. Allein die Bevölkerung war durch die Ereignisse des Jahres 1848 und die Wühlereien eines Hecker und Struve schon

---

mißlungen war, erhielt er noch am Tage dieses Vorfalls seine Entlassung. Er ging dann nach der Schweiz, und auch hier ausgewiesen, begab er sich nach Amerika, wo er 1851 zu New-York eine deutsche Zeitschrift „Atlantis" begründete. Durch kriegsrechtliches Urteil in Österreich war er 1849 seines Adels verlustig erklärt worden, soll jedoch später durch Kaiser Franz Joseph die Erlaubnis zur straffreien Rückkehr nach Österreich erlangt haben und bald darauf in Tyrol gestorben sein. (So berichtet das Werk: „Die Zöglinge der Wiener-Neustädter-Militär-Akademie von der Gründung des Instituts bis auf unsere Tage von Johann Swoboda, k. k. Oberleutnant, Wien 1870.")

Nach einer neueren Nachricht soll jedoch Fenner von Fennenberg im Jahre 1855 als Dolmetscher beim Polizeigericht in Amerika angestellt worden, 1858 in Irrsinn verfallen und 1863 in einer Heilanstalt gestorben sein.

[1]) Ludwig Blenker stammte aus Worms, wo er 1812 geboren wurde. Er war zuerst Juwelier wie sein Vater, ließ sich aber 1832 bei der bayrischen Legion anwerben, die den König Otto nach Griechenland begleitete, und kehrte 1837 mit dem Leutnantsgrad nach Deutschland zurück. Er studierte nun einige Zeit Medizin in München, errichtete sodann eine Weinhandlung in Worms, hatte damit jedoch kein Glück. Nachdem er in den Jahren 1848 und 49 sich an dem Aufstande in der Pfalz und Baden beteiligt hatte, ging er nach Amerika und erwarb eine Farm in der Nähe von New-York. Bei Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges errichtete er das 8. New-Yorker Regiment und wurde bald Brigade-General. In der Schlacht bei Bull-Run erwarb er sich durch Deckung des Rückzugs große Verdienste und wurde schnell beliebt. Auch im Feldzug 1862, in welchem er als Divisionsführer dem General Fremont unterstellt wurde, that er sich hervor, indem er besonders bei Croß-Keys die fast verlorene Schlacht wieder zum Stehen brachte. Im Sommer desselben Jahres nahm er, nachdem man ihn der Nachlässigkeit bei der Verpflegung seiner Truppen beschuldigt hatte, seinen Abschied und starb im folgenden Jahre auf seiner Farm in kräftigem Mannesalter. — Daß Blenker dem deutschen Namen in Amerika alle Ehre gemacht hat, geht aus den Urteilen mancher seiner Zeitgenossen hervor. So schreibt Otto von Corvin über ihn folgendes:

„. . Blenker, den ich in Baden flüchtig kennen lernte, erfreute sich zu jener Zeit (1862) eines sehr guten Rufes, nicht nur bei den Deutschen allein, sondern auch bei den Amerikanern. Diesen Ruf verdankte er hauptsächlich seinem Benehmen in der ersten Schlacht bei Bull-Run. Man nannte ihn den Retter von Washington. Blenker selbst sprach über seinen Anteil an dieser Schlacht mit ebensoviel Aufrichtigkeit als Bescheidenheit. Um die Deutschen, von denen General Mac Dowell nicht viel hielt, oder vielmehr, denen er nicht besonders geneigt war, nicht an dem Ruhm des erwarteten Sieges teilnehmen zu lassen, stellte man sie als Reserve auf. Als das Ausreißen der Amerikaner begann und diese in lächerlicher Hast bei den verwunderten Deutschen vorüberrannten, konnten diese gar nicht begreifen, warum man eigentlich lief, da sie gar keinen verfolgenden Feind zu sehen bekamen. Blenker blieb also ruhig mit seinen Deutschen stehen, und als feindliche Kavallerie — die gefürchteten südlichen schwarzen Reiter — heransprengte, empfing man sie mit Tirailleurfeuer, welches sie zurückschreckte und die südliche Armee von Verfolgung der Fliehenden abhielt. Wäre Blenker ebenfalls gelaufen,

in eine solche Aufregung gebracht worden, daß der vernünftige Sinn für Ruhe und geregelte Zustände einem großen Teil ganz abhanden gekommen war[1]). Am schädlichsten hatte der Freischarenführer Struve gewirkt, als er im September 1848 von Basel aus in Baden eingefallen war und die deutsche Republik verkündigt hatte: obgleich er in dem Gefechte bei Stauffen (24. September) durch den badischen General Hoffmann geschlagen, sogar gefangen genommen und nach Bruchsal in das Gefängnis geführt worden war, hatten sich doch die einmal erregten Wogen der Empörung im ganzen langgestreckten Lande nicht wieder legen wollen. An die Zustände der letzten Zeit gewöhnt, wünschten viele die Fortdauer alles ungebundenen Wesens, sie erstrebten eine „recht gemütliche Anarchie", wie sie ihnen als das höchste Ideal ihrer politischen Wünsche erschien.

Dennoch hätte nach und nach die Bewegung wohl ruhigere Gestalt angenommen, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das zwar schon lange Zeit von den Hauptwühlern angestrebt worden war und sich gleichwohl noch nicht hatte verwirklichen lassen. Nunmehr geschah jedoch das Befremdende: am 11. Mai 1849 empörte sich die Truppenbesatzung von Rastatt, und damit war die Brandfackel aufs neue entzündet, um sich schnell nach allen Seiten weiter zu verbreiten. Nachdem schon in den Tagen des 9. und 10. Mai Meutereien der Besatzung vorgekommen waren, und alle Bemühungen, die irregeleiteten Soldaten zum Gehorsam zurückzuführen, sich als vergeblich erwiesen hatten, gaben die Truppen am 11. Mai das schmachvolle Beispiel einer Entehrung der eigenen Fahne. Der Kriegsminister, General Hoffmann, war am 12. mit einigen treugebliebenen Truppen von Karlsruhe herbeigeeilt, doch vermochte er sich nur mit großer

---

wozu er übrigens nicht den geringsten Grund sah oder hatte, dann hätte es allerdings leicht geschehen können, daß die Bundeshauptstadt im ersten Schrecken genommen wurde." (Man vergl. „Erinnerungen aus meinem Leben von Otto von Corvin. 3. Auflage. Leipzig 1880. Band IV, S. 96 u. f.)

[1]) Der Advokat Hecker und der Journalist Struve waren diejenigen, welche den eigentümlichen Ruhm beanspruchen konnten, die politische Bewegung in Baden zunächst angeregt und wacker geschürt zu haben. Der Sonderbundskrieg in der Schweiz, welcher ein festes Gemeinwesen mit dem Volkswillen an der Spitze zustande brachte, hatte in Deutschland große Teilnahme gefunden, besonders war man in Baden nicht nur wegen der nahen Grenznachbarschaft des Landes, sondern auch wegen der politischen Richtung des lebhaften, beweglichen Volksstammes für die Einflüsse der Revolution sehr empfänglich gewesen. Schon in einer im September 1847 zu Offenburg veranstalteten Volksversammlung sprachen Hecker und Struve von einer anzustrebenden Selbstregierung des Volkes, allgemeiner Bewaffnung, dem Schutz der Arbeit durch den Staat. Von den Wirkungen der Pariser Februar-Revolution wurde das weit vorgeschobene Grenzland Baden zunächst und am stärksten berührt, die seit langer Zeit unterhaltene Aufregung fand in der französischen Bewegung eine anhaltende Nahrung. Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und Nationalvertretung — diese vier Forderungen wurden zunächst aus allen Teilen des Landes erhoben. Nach einiger Zeit ging man jedoch weiter, und schon auf der großen Volksversammlung vom 19. März 1848 zu Offenburg wurden zum ersten Male von der Partei, als deren Führer jetzt Hecker und Struve offen auftraten, republikanische Bestrebungen dem Volke nahe gelegt. Dieselben zwei Männer erließen dann von Konstanz aus eine offene Aufforderung zur bewaffneten Erhebung, welcher sehr bald Folge geleistet wurde. Damit war der Aufruhr herbeigeführt.

Mühe mit der Mehrzahl der Offiziere den Mißhandlungen der betrunkenen Soldaten zu entziehen; letztere hatten sich vollständig mit der freisinnigen, zuchtlosen Bürgerwehr verbündet.[1])

Aehnliche Vorgänge ereigneten sich in Bruchsal, wo man Struve aus dem Gefängnis holte, und wiederholten sich auch an anderen Orten. Am Abend desselben Tages entstand selbst in der Residenz Karlsruhe eine Soldaten-Meuterei. Betrunkene Mannschaften von Infanterie, die in Bruchsal bereits gelärmt hatten, gingen nach Karlsruhe, zerstörten die Kaserne sowie die Wohnung eines bei seinen Untergebenen nicht beliebten höheren Offiziers, töteten den Rittmeister Laroche, welcher ihnen Vorstellungen machte, nebst zwei treuen Soldaten und stürmten das Zeughaus, welches jedoch von der Bürgerwehr wacker geschützt wurde. In der darauf folgenden Nacht begab sich der Großherzog von Baden auf die Flucht; unter dem Schutz einer treugebliebenen Dragoner-Schwadron eilte er nach der Festung Germersheim und von dort nach Lauterburg im Elsaß. Hierauf ging er nach Frankfurt a. M. und wandte sich nunmehr, da ihm die

---

[1]) Die Soldaten-Meuterei in Rastatt bietet eines der schimpflichsten und verwerflichsten Beispiele verletzter Fahnentreue dar, wie sie glücklicherweise höchst selten in allen Zeiten sind. Die Empörung hatte einmal in alten moralischen Schäden des Heerwesens, dann aber in den unausgesetzt betriebenen Wühlereien ihren Ursprung. Die Festung hatte eine starke Besatzung, Gouverneur war General von Cloßmann, dessen eigener Sohn, ein in Mannheim stehender badischer Offizier, gemeinschaftliche Sache mit den Republikanern machte und später nach der Schweiz flüchtete, wo er auch vor einigen Jahren gestorben ist. Die Rastatter Garnison wurde hauptsächlich durch die Bemühungen des dortigen Volksvereins unter seinem Präsidenten Sallinger und des Bürgerwehr-Offiziers Comploshy ihrer Pflicht abtrünnig gemacht, wobei man die Mittel der Bestechung und Überredung auf jede Weise anwandte. Die Namen der Haupträdelsführer sind bekannt geworden: es waren besonders der Artillerie-Wachtmeister Heilig, sowie die Feldwebel Bauwarth, Stark, Pabst Haas, und Cordel. Am 12. Mai kam es zu Tumultszenen, wobei der General von Cloßmann verwundet, die verhaßtesten Offiziere verjagt und der vor der Festung selbst mit einer reitenden Batterie und Dragonern aus Karlsruhe erschienene General Hoffmann zurückgetrieben wurde. Hierauf faßte man in Rastatt den Beschluß, die Offenburger Volksversammlung durch militärische Abgeordnete zu beschicken und sich den Bestimmungen derselben zu unterwerfen. (Man vergleiche die Schrift „Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849, deren Entstehung, politischen und militärischen Verlauf". Zürich, Verlags-Magazin, 1876.)

Wahrlich ein trauriges Bild, welches von einem wackeren Zeitgenossen in folgender Art geschildert wird . . . Inzwischen geht es dort lustig zu, und die Freiheit hat dort Kirmes. Die Soldaten jagen ihre Offiziere fort. — Einige der letzteren machen auch wohl die Kirmes mit — Wählen andere, freiheitlich gesonnene Führer . . . Die badischen Soldaten fraternisieren mit den französischen in einer deutschen Reichsfestung — kommen gar nicht mehr aus der Betrunkenheit heraus, denn natürlich, der freie Bürger muß jetzt den „Schoppen Pfälzer Wein" umsonst auf dem Altar des Vaterlandes opfern, und es ist eine Wirtschaft, daß sogar der Brentano-Struve-Blind'schen Regierung anfängt, die Sache unangenehm aufzufallen. Viele gehen mit Sack und Pack, Pferd und Waffen einstweilen nach Hause und verstehen die Freiheit allerdings von einer praktischen, aber selbst für eine Freiheits-Regierung doch störenden Seite, so daß bereits Proklamationen wegen unbefugten Freiheits-Genusses der Soldaten erlassen werden. Es geht eben alles, wie es gehen muß — und nicht lange gehen kann! (Mitteilung aus dem Frühling des Jahres 1849.)

Zentralgewalt keine genügende Unterstützung durch Waffenmacht angedeihen lassen konnte, an Preußen mit der Bitte um Hilfe. Diese wurde ihm zugesagt und sehr bald darauf von der preußisch-pfälzischen Grenze aus in Bewegung gesetzt.

Inzwischen hatte der Aufstand im inneren Baden, nachdem kein Widerstand mehr von bewaffneter Hand den Empörern geleistet wurde, an Ausbreitung gewonnen, die Regierung war völlig ohnmächtig geworden. Der Advokat Brentano, welcher an der Spitze der zahlreichen Volksvereine stand, schürte das Feuer und machte sich zum Herrn der Lage der Dinge[1]). Am 13. Mai fand eine große Volksversammlung in Offenburg statt, in welcher es sehr stürmisch zuging und bereits sehr weitgehende Pläne und Anträge der vielköpfigen Masse zum Ausdruck kamen. Man verlangte zuerst Auflösung der Kammern, Einberufung einer konstituierenden Landesversammlung, Entlassung des Ministeriums Bekk, eine allgemeine Amnestie ꝛc.; einzelne gingen so weit, daß sie die Ausrufung der Republik forderten, welche nur mit Mühe verhindert werden konnte. Dennoch kam es zu sehr bedenklichen, „rot angehauchten" Beschlüssen. Die Revolution wurde für permanent erklärt, ein „Landesausschuß" eingesetzt und sogar auf einen „Landespensions-Fonds für arbeitsunfähig gewordene Bürger" Bedacht genommen; man sieht, daß auch Gedanken der Sozial-Demokratie schon damals von den Revolutionsmännern Badens gehegt und gepflegt wurden.

Diese Volksversammlung in Offenburg vom 13. Mai ist Epoche machend in der Geschichte des badischen Aufstandes geworden. Am folgenden Tage hielt Brentano mit dem Landesausschuß seinen Einzug in die Residenz Karlsruhe und stellte sich nunmehr an die Spitze der Regierung.

Die Kammern wurden aufgelöst, eine konstituierende Versammlung für den Monat Juni einberufen und sogar ein allgemeines Aufgebot der wehrfähigen Jugend im Alter von 18—30 Jahren erlassen. Ferner öffnete man die Zeughäuser, stellte Kriegs- und Zivilbeamte an und suchte sich so gut wie möglich auf die kommenden Ereignisse vorzubereiten; denn daß die Sache in einem solchen Wirrwarr nicht bleiben könne und ein bewaffnetes Einschreiten von außerhalb zur Folge haben würde, war wohl selbst dem verwegensten Freischärler klar geworden. Nun strömten aus allen Gegenden Deutschlands, besonders aber auch aus Polen, Ungarn und Frankreich unruhige Geister und Abenteurer aller Art herbei, und die bunteste Volksbewaffnung nahm ihren Fortgang. Ein Schutz- und Trutzbündnis mit der bewaffneten Pfalz wurde abgeschlossen, das gesamte badische Militär unter den Befehl des früheren Leutnants Sigel,[2]) später unter

[1]) Lorenz Brentano war ein sehr freisinniger Mannheimer Advokat. Er hatte sich als Verteidiger in politischen Prozessen, sowie als Abgeordneter der badischen Kammer und im Frankfurter Parlament, besonders aber durch seine warme Verteidigung Heckers im ganzen Lande einen bekannten Namen gemacht und wurde in Folge dessen zum ersten Vorsitzenden des Landesausschusses der badischen Volksvereine gewählt. Er soll jedoch für die Sache nur den Namen hergegeben und im übrigen nicht viel gethan haben, wie dies auch weiter unten sich näher ergeben wird.

[2]) Franz Sigel, aus Sinsheim in Baden gebürtig, hatte die Kriegsschule in Karlsruhe besucht und war 1843 badischer Offizier geworden. Er hatte im Jahre 1847, unzufrieden

den des Polen Mieroslawski[1]) gestellt, während die Pfälzer einen ehemaligen polnischen General Sznayde[2]) an die Spitze ihrer Streitmacht beriefen.

Zu Anfang Juni ging die Entwickelung der Katastrophe vor sich. Ein preußisches Truppenkorps unter dem General von Hirschfeld (bei welchem der

---

mit den bestehenden Verhältnissen, seinen Abschied genommen und das Studium der Rechte begonnen, als der Ausbruch der Revolution eintrat. Mit Hecker und Struve persönlich bekannt geworden, übernahm er die militärische Organisation des Aufstands im Saarkreise und führte schon beim Hecker'schen Freischarenzuge ein besonderes Korps, das jedoch eine Niederlage erlitt. Sigel flüchtete nun nach der Schweiz, wurde jedoch im Frühjahr 1849 von der provisorischen Regierung Badens zurückberufen und kämpfte als Oberbefehlshaber der Truppen am Neckar, später als General-Adjutant Mieroslawskis und dann wieder als erster Führer der badisch-pfälzischen Freischaren. Nachdem er die geschlagenen Trümmer seines Heeres über den Rhein nach der Schweiz geleitet hatte, zog er zunächst nach Frankreich, dann nach England, zuletzt nach Amerika, wo er seit 1855 als Ingenieur und Lehrer thätig war. Nach Ausbruch des Bürgerkrieges stellte er sich der Regierung zur Verfügung und bildete ein Infanterie-Regiment mit einem Artillerie-Bataillon, welche sehr bald gute Dienste leisteten. Er lieferte das erste glückliche Gefecht des Krieges (am 5. Juli 1861 bei Karthago), zeichnete sich auch ferner aus und wurde schnell Generalmajor. In der zweiten Schlacht am Bull-Run (30. August 1862) behauptete er seine Stellung als Führer des rechten Flügels der Armee und rettete die Ehre der Bundestruppen. Wegen verschiedener Kränkungen trat er im Frühjahr 1863 vom Kommando zurück, war zwar im folgenden Jahre noch einmal wieder im Felde thätig, jedoch ohne rechten Erfolg und machte nun dem General Hunter Platz. Er nahm alsdann seinen Abschied, wurde 1865 Redakteur des „Baltimore-Merkur" und ging 1867 nach New-York, wo er noch leben soll.

[1]) Ludwig Mieroslawski war offenbar der talentvollste Soldat, welcher auf Seite der Aufständischen ein Kommando führte. Er war als Sohn eines polnischen Emigranten 1814 in Frankreich geboren und wurde in der Kadettenschule zu Kalisch erzogen. Als Offizier der polnischen Armee machte er den Feldzug 1830/31 mit und ging dann nach Paris, wo er schriftstellerisch thätig war und mit großem Eifer dem Studium der politischen und Kriegs-Wissenschaften sich widmete. Er nahm an der politischen Verschwörung von 1846 teil und wurde als Haupträdelsführer 1847 vor Gericht gestellt, das ihn zum Tode verurteilte, worauf er jedoch zu Gefängnisstrafe begnadigt wurde. In den Märztagen 1848 frei geworden, ging er nach Posen und kämpfte als Führer der polnischen Scharen, worauf er sich nach Sizilien begab, wo sich ein Aufstand gegen den König von Neapel erhoben hatte. Im Frühjahr 1849 zum Oberbefehlshaber der badisch-pfälzischen Freischaren nach Baden berufen, leitete er die Gefechte am Neckar nicht ohne Geschick und wandte sich dann nach Niederschlagung der Empörung wieder nach Paris. Auch an dem polnischen Aufstand von 1863, den er mit vorbereiten half, nahm er persönlichen Anteil, wurde jedoch geschlagen (am 22. Febr. bei Raziejewo) und ging dann wieder nach Frankreich. Während des Krieges 1870/71 bot er zunächst dem Grafen von Palikao, dann der Regierung zu Tours seine Dienste an, die jedoch nicht angenommen wurden. Er begab sich nach Lyon, wo er sich mit einem Verteidigungsplan der Festung beschäftigte, und kehrte im September 1871 nach Paris zurück, um sich fortan wieder militärischen Arbeiten und Studien hinzugeben. Er starb in seinem 64. Lebensjahr (am 22. November 1878).

Außer mehreren größeren Werken über den polnischen Krieg von 1830/31 hat er eine Schrift über die Begebenheiten im Jahre 1848 und dann noch folgenden Bericht mit Karte herausgegeben: „Les rapports du général Mierowslawski sur la campagne de Bade et du Palatinat en 1849, Berne, Jenny fils." (Eine ausführlichere Biographie Mieroslawskis haben wir in Nr. 3 der „Allgemeinen Militär-Zeitung" von 1879 mitgeteilt.)

[2]) „General" Sznayde war ein ziemlich unfähiger Soldat, der sich in keiner Weise bewährt hat. Er war sogar seiner vorgesetzten Behörde, die ihn mit dem Kommando betraut hatte, ungehorsam und verweigerte die Unterstützung der badischen Aufständischen unter Sigel.

Digitized by Google

damalige Major von Roon als Chef des Generalstabs thätig war[1]), rückte von der Nahe in die Pfalz ein, während ein aus Hessen, Mecklenburgern, Nassauern und Württembergern bestehendes Reichsheer unter General v. Peucker an der Bergstraße vordrang und ein zweites preußisches Truppenkorps unter dem General Graf von der Groeben diesem folgte. Dem Prinzen von Preußen wurde am 8. Juni der Oberbefehl über alle diese Truppen übertragen, und der Feldzug begann. Die Pfälzer wurden in mehreren Gefechten zurückgedrängt, so namentlich am 14. Juni bei Kirchheimbolanden, am 18. wurde die Festung Landau entsetzt und am 20. der Rhein bei Germersheim überschritten. Inzwischen war General von Peucker an den Neckar vorgerückt, wo er jedoch von Mieroslawski aufgehalten wurde, so daß er am 15. und 16. vergeblich versuchte, zwischen Mannheim und Heidelberg über diesen Fluß zu setzen. Da nun aber die Stellung der Freischärler bei Mannheim durch den Rheinübergang des Prinzen von Preußen in ihrem Rücken bedroht war, so zog Mieroslawski sich mit seiner Hauptmacht auf Bruchsal zurück und machte gegen die von Germersheim und Philippsburg anrückenden Preußen Front. Am 20. kam es bei Wiesenthal zum Kampf, in welchem bekanntlich Prinz Friedrich Karl verwundet wurde, und auch in den folgenden Tagen wurde auf der Linie Bruchsal-Karlsruhe heftig gefochten, zuletzt bei Durlach, worauf der Prinz von Preußen am 25. Juni als Sieger in die badische Hauptstadt einzog. Mieroslawski suchte sich nun, auf Rastatt gestützt, im Murg-Thale zu behaupten, allein die Gefechte bei Bilschweier, Muggensturm, Kuppenheim (29. und 30. Juni) zersprengten seine entmutigten Scharen, und der Rest flüchtete durch den Schwarzwald nach der Schweiz, stets verfolgt von den preußischen Truppen. Die Vorhut derselben rückte schon am 7. Juli in Freiburg ein und vertrieb von dort die Regierung; Brentano flüchtete und entkam ebenso glücklich wie Struve, Sigel und Mieroslawski. Nur die Festung Rastatt hielt sich noch einige Zeit; am 1. Juli von General Graf von der Groeben eingeschlossen, mußte sie sich am 23. auf Gnade und Ungnade ergeben, und damit war der Aufstand überall niedergeschlagen. Schon am folgen-

---

Der Landesausschuß von Baden und die provisorische Regierung der Rheinpfalz hatten unter dem 17./18. Mai 1849 ein Bündnis zur gegenseitigen militärischen Unterstützung abgeschlossen, doch schon als gleich bei Beginn ein gemeinschaftliches Unternehmen ausgeführt werden sollte, versagte der pfälzische Truppenteil. Bald darauf wurde der letztere von den preußischen Truppen des Generals von Hirschfeld geschlagen und vertrieben. — Über die persönlichen Verhältnisse des Generals Sznayde ist uns nichts Näheres bekannt geworden.

[1]) Der am 23. Febr. 1879 gestorbene Reorganisator der preußischen Armee, Feldmarschall Graf von Roon machte als 46jähriger Major und Chef des Generalstabs bei dem General von Hirschfeld den Feldzug in Baden mit. Derselbe hat damals ein sehr interessantes Tagebuch geführt und anziehende Briefe an seine Gemahlin gerichtet, welche vor mehreren Jahren in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht worden sind. In diesem badischen Feldzug lernte der aufmerksam beobachtende Generalstabs-Offizier einzelne Schäden der Organisation des preußischen Heeres kennen und begründete mit auf die damals gemachten Erfahrungen die Vorschläge, welche er später in einer auf Wunsch des Prinzen von Preußen verfaßten Denkschrift in betreff einer neuen Heeresorganisation aufstellte.

den Tage konnte der Prinz von Preußen aus seinem Hauptquartier — Schloß Favorite bei Rastatt — einen Armeebefehl erlassen, wonach „die der Armee gestellte ehrenvolle Aufgabe nunmehr vollständig erreicht war. In Zeit von sechs Wochen ist — so hieß es weiter — die bayrische Rheinpfalz und das Großherzogtum Baden von den Insurgentenscharen befreit worden, und beide Länder sind ihrer rechtmäßigen Regierung zurückgegeben." Hiermit hatte der badische Aufstand sein Ende erreicht, und endlich konnte jetzt wieder das schwer heimgesuchte Land zur Ruhe kommen.[1])

II.

Daß ein so warmfühlender Mann wie der damalige Rechtspraktikant J. V. Scheffel von dem traurigen Bilde, welches sein eigenes Heimatland in den Jahren 1848 und 49 darbot, sehr ergriffen und in Mitleidenschaft gezogen wurde, ist wohl leicht einzusehen. Er stand den Ereignissen nahe, beobachtete scharf und nahm den lebhaftesten Anteil an allen Vorgängen. Im Herbst des Jahres 1848

[1]) Wir möchten diesen Abschnitt nicht schließen, ohne zuvor einer anziehenden Schilderung zu gedenken, die im Jahre 1849 von dem bekannten Schriftsteller Hackländer von dem Oberbefehlshaber der preußischen Truppen in Baden, dem Prinzen von Preußen, in seinen „Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege", entworfen worden ist. Derselbe hatte die Ehre, dem Prinzen während der Belagerung von Rastatt — also wahrscheinlich in Schloß Favorite — vorgestellt zu werden und berichtet darüber nun folgendes:

„Der Prinz von Preußen, eine hochgewachsene Gestalt, hat einen freundlichen, heiteren, außerordentlich gewinnenden Gesichtsausdruck, lebhafte Augen und spricht mit tiefer, klangvoller Stimme. Der Prinz trägt einen großen, blonden Schnurrbart, die Spitze etwas aufwärts gedreht und einen ebensolchen Backenbart, wie er in der preußischen Armee jetzt eingeführt ist. Gekleidet war er in die einfache Generals-Uniform, an derselben den Orden pour le mérite und im Knopfloch das in den Befreiungskriegen wohlerworbene eiserne Kreuz . . . Der Prinz von Preußen ist ein vollkommener Soldat, umsichtig, unerschrocken, von festem Charakter, für seine Untergebenen in jeder Hinsicht sorgend und besitzt durch diese Vorzüge die Anhänglichkeit und Zuneigung der ganzen Armee. Wenn man auch einräumen muß, daß in der preußischen Armee ebenso wie in allen anderen Versuche gemacht wurden, die Soldaten in Pflicht und Treue wankend zu machen, so hat der Name des Prinzen von Preußen, als ihr Führer, gewiß dazu beigetragen, daß der Eid der Soldaten unbefleckt blieb, und daß jeder treu der Fahne folgte. Die preußische Disziplin spricht sich ebensowohl im Gefecht und Dienst aus wie in den Freistunden, und man konnte die Artigkeit und Zuvorkommenheit der Soldaten hier im Lager (vor Rastatt) wahrhaft musterhaft nennen. Vor allem betrugen sich die Landwehren, lauter ältere gesetzte Leute, außerordentlich gut, sowie sich auch diese eine Zeitlang in radikalen Blättern mit großer Freude für zweifelhaft verschrieene Truppen vortrefflich geschlagen haben. So war es namentlich bei Ubstadt und Durlach, wo rheinische Landwehr und das Bataillon von Iserlohn am heftigsten und beharrlichsten im Feuer standen, und wo, ein Zeichen der Liebe zu ihrem Heerführer, dem Prinzen von Preußen, als er zu ihnen ritt und ihnen sagte: „Ich danke euch, ihr habt eure Schuldigkeit gethan!" mit einem donnernden Hoch einstimmig das Preußenlied entgegenschallte. So muß aber auch General und Soldat zusammenstehen, wenn etwas Großes und Schönes herauskommen soll, und die Armee muß dem Buchstaben des Befehls willenlos gehorchen wie das Kriegsschiff dem Steuerruder. Ein Soldat, der grübelt und überlegt, ob der Befehl des Vorgesetzten in seiner ganzen Ausdehnung auch zu erfüllen sei, ist ein Unsinn und ein Regiment solcher Soldaten eine schrankenlose Macht, die ihr Bajonett heute nach dieser, morgen nach jener Seite kehrt. Der Soldat, wenn er Soldat sein will, hat als solcher nur ein Glaubensbekenntnis, dem er unbedingt folgen muß: „das Kommandowort."

erwarb er bei der juristischen Fakultät in Heidelberg den Doktortitel (summa cum laude), und auch das Examen eines Rechtskandidaten hatte er im August des genannten Jahres gut bestanden. Er lebte also in jenen unruhigen Monaten abwechselnd in Karlsruhe und Heidelberg, doch trieb es ihn öfter — ein Wandervogel ist er stets in seinem Leben gewesen —, sich in der Welt umzusehen und bald hierhin, bald dorthin zu streifen. Auch auf die vorhin geschilderte Volksversammlung zu Offenburg am 13. Mai 1849 begab er sich persönlich, um mit eigenen Augen zu sehen und scharfen Ohren zu hören, was die Volksbeglücker denn eigentlich wollten, und von den dortigen Hergängen hat er eine höchst lebensvolle Schilderung entworfen, deren wir, wie am Eingange bemerkt, erst jetzt durch einen glücklichen Zufall habhaft geworden sind. Die Niederschrift eines solchen politischen Berichts — der jedoch auch nach andern Seiten hin sehr fesselnd gehalten ist und selbst den dichterischen Geist des Verfassers, sowie seinen Blick für das Malerische nicht nur ahnen, sondern auch klar erkennen läßt, kurz und mit einem Worte eine echte und rechte Scheffel'sche Leistung darstellt, die kaum die 23 Jahre ihres Verfassers verrät — wird nicht die erste ihrer Art gewesen sein. Man nimmt an, daß Dr. Scheffel schon ein fleißiger Mitarbeiter an den konservativen „vaterländischen Blättern für Baden", welche vom Januar bis September 1849 zu Karlsruhe erschienen, gewesen sei und darin manche Beiträge zu den politischen Tagesfragen geliefert habe. Jedenfalls zeigt dieser Offenburger Bericht, daß Dr. Scheffel ein ebenso gewandter wie überzeugungsvoller Berichterstatter schon in seinen jungen Jahren war, der ebenso klar zu sehen wie unbefangen die Eindrücke wiederzugeben verstand.

Der Bericht ist ein volles halbes Jahr nach der Volksversammlung im Druck erschienen; er steht in der Beilage zu Nr. 267/268 der „Allgemeinen Zeitung" vom 24./25. September 1849 und trägt die Überschrift: „Zwei Tage in Offenburg (12. und 13. Mai 1849)." Er folgt hier mit mehreren Auslassungen, die besonders Persönlichkeiten betreffen, und zugleich mit einzelnen Erläuterungen, wie sie heute nach beinahe vier Jahrzehnten nicht unerwünscht sein mögen.

„Wer am Morgen des 12. Mai auf der Eisenbahn von Heidelberg oder Karlsruhe landaufwärts fuhr, der konnte sich, auch ohne eingeweiht zu sein in die Pläne der Volksvereine, leicht voraussagen, daß in Baden bald die Revolution mit klingendem Spiel ihren Einzug halten werde. Die Revolution lag förmlich in der Luft; in den Gemütern zuckte jene fieberische Spannung, jenes Gefühl, wie es nur am Tage bedeutender Ereignisse hervortritt; man sprach zu einander, ohne sich zu kennen, man ahnte etwas und staunte über nichts mehr.

In den Wagenzügen saßen damals die Wort- und Stimmführer der badischen Demokratie, die aus allen Winkeln und Enden des Landes gen Offenburg hinzogen, und mit ihnen waren schon die Gestalten zweiten und dritten Ranges erschienen, die mit fabelhaftem Instinkt wie die Sturmvögel angeflogen kommen, sobald sich irgend voraussehen läßt, daß Geschäfte in ihrem Sinne zu machen

seien. Unter den mitfahrenden Führern der Volksvereine war viel Blüte der Mannheimer radikalen Bürgerschaft; da waren die rabiaten Bürgermeister aus dem Odenwald, aus dem sogenannten Buchfinkenland, aus dem Taubergrund, ... ein paar spärliche Lichter der Demokratie aus der loyalen Residenz Karlsruhe nicht zu vergessen, und viel anderes Volk. Jeder Bahnhof lieferte neuen Zuwachs, und zugleich, wie das zur Technik des Revolutionsmachens gehört, kam fast mit jeder Station ein neues Gerücht — je fabelhafter, desto besser — in Kurs. Kaum eine kleine Strecke hinter Karlsruhe wurde mitgeteilt, daß sogar die treugehorsame Bürgerwehr der Residenz sich gegen das „schmachvolle" Ministerium Bekk erhoben, und daß die Karlsruher Scharfschützen die „Rumpf- und Sumpfkammer" zum Teufel gejagt hätten. Am Bahnhof zu Rastatt war großer Jubel, und „Hecker hoch!" rief's von allen Ecken. Eine Abteilung Soldaten mit einem Offizier stand am Bahnhof und schaute mit seltsam trüben Mienen in den Tumult hinein, als wenn ein Alpdruck auf ihnen lastete. Ein stämmiger, breitschulteriger Mann mit starkem Bart und rötlicher Nase stieg ein und verkündete: „Rastatt ist unser! Die Soldaten jagen ihre Offiziere weg, der angekommene Kriegsminister mußte schleunigst entfliehen — alles im besten Gang!" Das zog nicht wenig.

In Appenweier kam mancher Elsässer von Kehl her zum Bahnzug, und auch da waren wieder allerlei Gestalten thätig, als neueste Nachricht zu verbreiten: „In Paris — Louis Napoleon und seine Minister in Anklagestand versetzt — Volksaufstand — Ledru-Rollin bildet eine provisorische Regierung!" So ging's Schlag auf Schlag, um auch den noch Unentschiedenen revolutionäre Stimmung einzuimpfen.

„Da geht ein anderer Wind wie in Karlsruhe," sagte mein Nachbar; „ich wollte, daß den Karlsruher Herren etwas von diesem Luftzug in die Nase käme." Und wirklich — das Stillleben der letzten Zeit in Karlsruhe, wo das Ministerium auf so fürtrefflichem Fuße mit der zweiten Kammer stand, wo von den Vorfällen in Rastatt noch nichts ins Publikum gedrungen war, und man über die Stimmung im übrigen Land höchstens einmal mitleidig die Achseln zuckte, und hier das Summen und Brummen des revolutionären Bienenschwarms — es gab keinen schneidenderen Gegensatz.

Endlich pfiff die Lokomotive und hielt im Bahnhofe zu Offenburg. Da standen wieder die Offenburger Bürger und Festordner mit ihren weißroten Armbinden; da war wieder dasselbe Sichbegrüßen und Hin- und Herwogen wie bei der Versammlung am 19. März v. J. Es war Mittagszeit. Vorerst ging's also zu Tisch. Ohne zur alleinseligmachenden Kirche der Volksvereine zu gehören, fand ich meinen Platz doch inmitten lauter Abgeordneter derselben. Wer übrigens in das allgemeine Lied so vieler Zeitungen einstimmt, daß sämtliche Teilnehmer an den Volksvereinen „verkommene Leute, Lumpen" ꝛc. gewesen, der befindet sich in einem schweren Irrtum. Unter diesen Vertretern der Volksvereine war freilich da und dort einer, an dessen ganzem Aussehen deutlich zu lesen war,

Digitized by Google

daß er das beste Teil seiner politischen Studien im Wirtshause gemacht[1]); da waren aber auch ehrenfeste, solide Landleute, gutmütige Oberländer Wirte, Ortsvorsteher ꝛc., lauter Leute, die — im besten Glauben, daß der Weg, auf welchen sie sich durch ihre Parteihäupter lenken ließen, zu einer besseren Gestaltung des Staats und zum Heil von Deutschland führe — den Volksvereinen beigetreten waren.

Die Unterhaltung bei Tische war einem Leser des „Volksführers" wie mir im voraus bekannt: Alles ein Echo dieser Lärmtrompete. . . . .

Um 3 Uhr war Versammlung des Kongresses der Volksvertreter, zu welcher die als festgestricktes Netz über das ganze Land ausgebreiteten zahlreichen Vereine ihre legitimen Vertreter gesendet hatten. Wie man später hörte, standen in derselben zwei Parteien einander gegenüber. Die Unterländer und die jüngere Generation, welche die Verwirklichung von „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle" noch nicht mit eigenen Augen geschaut hatten, wie ihre Oberländer Genossen beim Struve-Putsch, verlangten unverzügliche Proklamierung der Republik und offene Verwerfung der von ihnen seit ihrem Entstehen hinlänglich mit Füßen getretenen „Reichsverfassung." Die Oberländer dagegen und der ruhigere Teil hielten die Reichsverfassung noch etwas in Ehren und wollten von Proklamierung der Republik nichts wissen, aber nur „weil man die Republik erst haben müsse, ehe man sie verkündigen wolle." Beide Parteien verlangten vor allem ein neues Ministerium mit Brentano und Peter[2]) an der Spitze, allgemeine Amnestie ꝛc.

In der Beratung an jenem Nachmittag drang noch der sogenannte ruhigere Teil durch; es wurde beschlossen, vorerst nur eine Deputation nach Karlsruhe zu schicken und als bestimmt, unverzüglich und unbedingt zu gewährende Forderung des badischen Volkes dem Gesamtministerium nachstehende Punkte vorzulegen: „Auflösung der Kammern, Einberufung einer konstituierenden Landesversammlung, Rücktritt des Ministeriums Bekk, Freigebung der politischen Militär- und Zivil-Gefangenen," also, wie offen zu ersehen, nur Punkte inneren demokratischen Interesses. Die Unterstützung der allgemein deutschen Bewegung für die Reichsverfassung wurde damals noch kaum erwähnt und auch später nur als Schnörkelwerk und hauptsächlich als Köder für die Soldaten vorgeschoben. . . . .

Die Deputation ging mit einer Extra-Lokomotive nach Karlsruhe; was und

---

[1]) Um Propaganda der Freiheit zu treiben,
Ist das Wirtshaus doch der beste Ort;
Denn je fester wir sitzen bleiben,
Desto sicherer schreiten wir fort.
(Dieser spöttelnde Denkspruch wird wohl von J. V. Scheffel selbst sein!)

[2]) Peter war Regierungs-Direktor des See-Kreises gewesen und hatte mit Struve sehr bald gemeinschaftliche Sache gemacht. Der Volkswitz belegte nun den Struve'schen Aufstand mit dem Namen „Struwelpeter", nach dem bekannten, etwa zwei Jahre vorher in Frankfurt a. M. erschienenen und auch heute noch sehr verbreiteten Kinderbuch des Dr. Hoffmann, welches denselben Titel trägt.

wie sie dort mit dem Minister Bekk verhandelte, hat dieser seiner Zeit in der Karlsruher Zeitung offen und ausführlich erzählt.[1])

Während die Volksvereine tagten, war ein kleines Häuflein redlicher, aber meistenteils schüchterner und jedenfalls hier in einer schiefen Stellung befindlicher Leute beisammen, die ebenfalls teil an der Offenburger Versammlung nehmen wollten. Das waren die Abgesandten der „vaterländischen" Vereine. Diese Vereine, ursprünglich zu friedlicher Weiterbildung der März-Errungenschaften gegründet, waren durch ihr eigenes Prinzip, nämlich durch die unbedingte Anerkennung der Beschlüsse des Frankfurter Reichstags, zum Teil freilich invita Minerva wieder revolutionär geworden, insofern sie die Erhebungen in Sachsen und der Pfalz billigten und auf bewaffnete Unterstützung aller ehrlichen Bestrebungen für die Reichsverfassung hindrangen. Insofern also die Volksvereine ebenfalls da und dort Miene gemacht hatten, die Bewegung für die Reichsverfassung auf ihr Programm zu setzen, war ein Vereinigungspunkt für die zwei sonst sich schroff in den Fragen innerer badischer Politik gegenüberstehenden Parteien gegeben, und die vaterländischen Vereine hatten darum in gutem Glauben eine Einwirkung auf die Offenburger Versammlung zu gewinnen gesucht. Es mußte aber den „vaterländisch" Gesinnten alsbald klar werden, daß jetzt, wo das Gewitter der Revolution jeden Tag loszubrechen drohte, keine erfolgreiche Wirksamkeit mehr möglich war. Die Männer der Volksvereine gaben mit Achselzucken zu verstehen, daß sie jetzt das Heft in Händen hätten, und daß man bald mit den lauwarmen Vaterländlern ein ander Wort zu reden gedenke. Der Bürger Gögg,[2]) der als Vorstand des Landesausschusses den vaterländischen Vereinen eine Beteiligung an den Verhandlungen der Volksvereine zugesichert hatte, erklärte jetzt: „deren Beratungen seien nicht öffentlich, wenn aber Redner der vaterländischen Vereine auf der Volksversammlung auftreten wollten, so sei ihnen dies natürlich unbenommen."

Da nun die in die Technik unserer Volksversammlungen Eingeweihten wissen, daß auf denselben in der Regel unwiderruflich und, ohne ein Jota zu verändern, das Schema ausgefüllt wird, welches das vorberatende Komitee entwirft, so war

---

[1]) Es ist kaum nötig hier die Bemerkung hinzuzufügen, daß Minister Bekk die Offenburger Deputation ebenso würdevoll wie entschieden mit ihren Forderungen abgewiesen hat; kurze Zeit darauf hat er seine Entlassung genommen.

[2]) Amand Gögg, ein badischer Beamter, hat in der Geschichte der badischen Revolution eine keineswegs unbedeutende Rolle gespielt. Er war es, der schon auf Weihnachten 1848 nach seinem Geburtsstädtchen Renchen eine Versammlung von angesehenen Demokraten berief und eine neue Vereinsorganisation für ganz Baden in Vorschlag brachte. Zum zweiten Vorsitzenden der badischen Volksvereine gewählt, entfaltete er eine rastlose Thätigkeit als Agitator und handelte stets ebenso entschiossen wie verwegen. Er war es auch, der die Volksversammlung von Offenburg, oder wie sie auch genannt wurde, den Landeskongreß der Volksvereine als Vorsitzender leitete und die Beschlüsse vorbereitete, von welchen bald die Rede sein wird. Derselbe eröffnete die Versammlung mit den Worten: „Nicht viel reden wollen wir diesmal, sondern handeln!" (Man vergleiche die Schrift „Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849" S. 104).

die Einladung, auf der Volksversammlung aufzutreten und dort natürlich die Vorschläge der vaterländischen Partei den schon fix und fertig gemachten der Volksvereine entgegenzusetzen, so ziemlich identisch mit der Einladung, sich gratis eine Portion Schimpfwörter und Prügel zu verschaffen, wenn nicht gar volkspolizeilich beseitigt, d. h. hinausgeworfen zu werden.

Die vaterländischen Vereinsdeputierten wußten also, wo sie daran waren, und beschränkten sich darauf, ein Aktenstück an den Kongreß der Volksvereine einzureichen des Inhalts: daß nach ihrer Ansicht jetzt jeder innere Parteigeist ruhen, also die Fragen über den Rücktritt des Ministeriums ꝛc. in suspenso gelassen, daß dagegen die ganze ungeteilte Volkskraft aufgeboten werden solle, um bewaffnet den preußischen Oktroyierungs-Gelüsten entgegenzutreten und die Nationalversammlung zu Frankfurt bei Durchführung der Reichsverfassung zu unterstützen . . .

Ob dieser schriftliche Protest gegen die Absichten der Volksvereine von deren Vorsitzenden ad acta genommen oder zu Fidibus verwendet wurde, wissen die Götter; wenn eben der Sturm schon durchs Land rauscht, hat eine Partei, die noch vermitteln will, keine Aussicht auf Erfolg mehr. Die Saat in Baden war zu reich; sie bedurfte der Ernte, — die Schnitter waren da.

Der Abend des 12. Mai verging ruhig. Die Idee des unverzüglichen revolutionären Losschlagens hatte offenbar noch nicht allgemein Terrain gewonnen, die Volksvereine waren trotz der Nachrichten aus Rastatt noch nicht im Reinen, ob die Soldaten sich ihnen unbedingt anschließen würden; ebenso war es noch unentschieden, welche Antwort der Deputation in Karlsruhe zuteil werden würde. So brachten die meisten der schon damals in Offenburg Anwesenden den Abend nach gut süddeutscher Sitte biertrinkend zu. Der schöne Biergarten Pfählers bei der Eisenbahn wimmelte von rotbebänderten und befiederten Gästen.

Am 13. Mai war ein sonnenheller, frischer Sonntagmorgen über Offenburg aufgegangen. Von frühester Frühe an wimmelte ein buntes Leben durch die Straßen. Wie zur ersten Versammlung am 19. März 1848 zogen die Umwohner von nah und fern in der alten Reichsstadt ein. Dem Oberländer und Schwarzwälder waren durch die einjährige Praxis des Versammlungsrechts die Volksversammlungen zu einer Art Sonntagsvergnügen geworden, wo auch derjenige, dem die Politik „ungeheuer egal" war, doch die Gewißheit hatte, vor und nachher sich an einem frischen Trunk in frischer Gesellschaft letzen zu können. Um wie viel mehr mußten die Massen an diesem Tage herbeiströmen, wo auch schon auf Dorf und Land die Ahnung hinausgedrungen war, daß heute etwas „Entscheidendes" geschehen werde.[1])

Für ein unbefangenes Gemüt war es „trotz alledem und alledem" erquickend und erhebend, diese gesunde gewaltige Volkskraft so beisammen zu sehen, und manchem deutschen Professor und Beamten war der Anblick zu wünschen, um

[1]) Nach der vorhin angeführten Schrift: „Aufschlüsse über die badische Revolution", soll die großartige Landes-Volksversammlung gegen 40000 Mann stark gewesen sein, was, wenn diese Angabe auch vielleicht übertrieben erscheint, dem Scheffel'schen Ausdruck einer „gewaltigen Volkskraft" durchaus entspricht. (Offenburg selbst ist nur ein Ort von gegenwärtig etwa 7500 Einwohnern.)

seine Begriffe von wirklichem, rotbackigem Volksleben zu vervollständigen. Von allen Seiten zog's heran. Auf großen Leiterwagen, zum Teil sechsspännig mit prächtigen Pferden fahrend, kamen die Mannen aus dem sogenannten Hanauer Ländel, d. h. aus den früher Hanau-Lichtenauischen Ämtern am Rhein, — kräftige, frohe Burschen und Männer in ihrem unvergleichlichen Kostüm, in der Sommer wie Winter gleichmäßig getragenen Pelzkappe, in roter Weste, weißer Jacke und schwarzen Hosen. Dort marschierte, in schwerem Tritt, den Knotenstock statt des Gewehrs in der Hand, mit blauer Blouse und schwarzem Hut angethan, eine Schar Volkswehrmänner aus dem Kinzigthal. Hier kamen mit Musik und Sang Turner von Bühl und Achern. Da sah man eine Gruppe, deren abenteuerliche Strohhüte auf einen weiten Marsch schließen ließen, den sie aus dem obern Schwarzwald herunter gemacht hatten.

Die Staffage war mannigfacher und bunter als bei der ersten Versammlung im März des vorigen Jahres. Aber welch' ein Unterschied auch im äußern Gebahren! Damals flatterten schüchtern und kaum der freien Luft schon gewohnt die schwarz-rot-goldenen Fahnen im Winde, und da und dort schaute von der Fahne der deutsche Reichsadler ins Land hinaus; damals war eine frische schwarz-rot-goldene Stimmung und viel Hoffnung auf Alldeutschlands Zukunft in den Gemütern, — und jetzt! Kaum ein Jahr war vorübergerauscht, und schon war die alte Reichsfarbe abgenutzt und verblaßt und galt eher als Abzeichen des Philisters und Staatshämorrhoidars. Und dieselben Massen, die sich damals an der deutschen Tricolore freuten, kamen heute in rotem Farbenschmuck — wohl unbewußt dessen, was er deutete, denn Schwarzwälder Dorfgeschichten-Gemüter und blutroter Haß! — wie kann's mit letzterem Ernst sein? Die Hanauer Bauern hatten sogar ihren Pferden große rote Blumensträuße auf die Häupter gesteckt und große rote Blumenguirlanden um die Wagen gebunden, also die rote Farbe mehr in scherzhaftem Dienst des Schönen als der Revolution verwendet. Anders freilich war's mit manchen Fahnen, auf deren Grund das alte Lied „Freiheit, Wohlstand und Bildung für alle" prangte. Den Träger einer solchen werde ich nie vergessen: eine mehr als Bassermann'sche Gestalt mit langem, rotem Bart, feuerroter Mütze, kurzer, blauer Jacke, und die Büchse trotzig um die Schultern gehangen; dazu einen Blick in seinem verwetterten Gesichte — „der hätt' auch lieber auf seine Fahne schreiben sollen: Als druff! jetzt isch Zeit!" sagte einer der in der Nähe Stehenden.

Aber hört: was wälzt sich dort für ungeheurer Jubel vom Bahnhof nach der Stadt herein? Wem gelten diese nie endenden Hochrufe, diese Tusche der Musik? — Da kam im Namen derer, die der ganzen Revolution in Baden Anstoß und Ausschlag gaben, im Namen der Soldaten von Rastatt die Deputation, die nach gelungenem Aufstand von der dortigen Garnison gewählt worden war. Die Offiziere waren wirklich zum Teil schon geflohen, zum Teil einfluß- oder willenlos zurückgeblieben; die Soldaten waren Herren der Festung, und ihre Abgesandten kamen nun, um dem Landesausschuß der Volksvereine solches zu vermelden und Festung und Streitmacht zu seiner Verfügung zu stellen. Mit grünen

Eichenbüschen auf den Tschakos, eine schwarz-rot-goldene Fahne voran, zogen die Soldaten am Arm der Bürger herein, vielfach im Marsch unterbrochen durch stürmische Umarmung und Jubel ohne Ende. Vergessen war jetzt, was man im vorigen Jahr von „vertierten Söldlingen" gesprochen; jetzt waren es die „edlen Söhne des Volkes," die „ihre Pflicht gegen das Volk" erkannt hatten.

Die Ankunft der Soldaten-Deputation aus Rastatt wirkte elektrisch. Jetzt war die Sache der Volksvereine eine gewonnene, jetzt hatte man eine Macht, mit der sich die Forderungen derselben erzwingen ließen; jetzt erschien jedes weitere Hin- und Herreden auf der Versammlung überflüssig; — jetzt hieß es: zur That geschritten!

Mit dem Eintreffen dieser Deputation nahm die Stadt Offenburg, das in derselben hin- und herwogende Volk und der als leitendes Komitee für die Volksversammlung noch tagende Ausschuß der Volksvereine einen bestimmten, entscheidenden Charakter an. Der letztere war noch mit dem Entwurf der der Versammlung vorzulegenden Anträge (die indeß gleichzeitig schon als gefaßte Beschlüsse dem Druck übergeben wurden) beschäftigt. Als die Rastatter Soldaten eintrafen, da rief von allen Seiten der jüngere, thatbereite, entschieden revolutionäre Teil der Volksvereine wie die in den Gruppen außerhalb thätigen Leiter der Bewegung: „Jetzt nur unbedingt vorwärts! Der Volksversammlung schnell das Programm zur Beschlußnahme vorgelegt, und dann muß der Landesausschuß nach Rastatt und, im Besitz der Festung, mit der Regierung nicht fürderhin unterhandeln, sondern sie zwingen!"

Zur Steigerung der Aufregung bei dem in politischen Dingen unbewanderten Teil der Versammlung kamen noch die nach Karlsruhe Abgesandten mit abschlägiger Antwort zurück. Die meisten und sogar sonst ziemlich ruhige Bürger waren entrüstet darüber, daß das Ministerium Bekk nicht auf die Verlangen des Volkes eingegangen war. „Was liegt uns am Namen? Wenn's das Land einmal will, so ist's uns einerlei, ob der Minister Bekk oder Brentano heißt. Keine Amnestie — gar nichts bewilligt, und dazu noch von Bajonetten gesprochen — nein, die Herrn in Karlsruhe graben sich selber ihr Grab!" So konnte man von allen Seiten hören; so sprachen die Leute uneingedenk, daß es für eine Regierung auch Momente giebt, wo sie einem würdelosen Weiter-Vegetieren den offenen Sturz vorziehen muß.

Aber nicht allen Führern der Volksvereine kam dies Zusammenwirken der Umstände, dies Fortgezogenwerden durch die Massen erwünscht. Einige Weiterblickende mochten eine halbe Ahnung von dem haben, was im Hintergrunde der Dinge stand. Mancher von den Führern schreckte immer noch vor dem unbedingt revolutionären Auftreten zurück. Es war so angenehm gewesen, als verehrter parlamentarischer Leiter der Bewegung obenan zu stehen im vollen Sonnenschein der Volksgunst, ohne daß eigentlich viel mehr dazu nötig war, als von Zeit zu Zeit eine donnernde Rede aus dem Ärmel zu schütteln, und jetzt war die Polizei gleichsam jedem einzelnen auf den Leib gerückt, hatte ihn am Kragen gepackt und ließ ihn nicht mehr los. Das war etwas unheimlich . . .

Unterdessen nahm die Bewegung auf den Straßen und in den Wirtshäusern zu. Der Frühschoppen, der, wie dies in revolutionären Zeiten zu geschehen pflegt, schon seit Beginn des Morgens für permanent erklärt war, äußerte nebst allem dem, was sonst auf die Gemüter einstürmt, seine Wirkung: lebhafter und lebhafter wogten die Massen hin und her.

Die Gruppen, die sich hier in den späteren Vormittagsstunden bildeten, waren des Pinsels eines niederländischen Malers würdig. So stand z. B. eine Anzahl guter Schwarzwälder um einen kleinen, gnomenhaften Burschen beisammen, dem das feuerrote Halstuch, die Blouse und der Schlapphut drollig genug zu seiner halbverwachsenen Figur standen. Es war der wenige Tage vorher von den Geschworenen in Freiburg als Hochverrats-Genosse von Bornstedt, Steinmetz ꝛc. freigesprochene Student der Mathematik Krebs. „Seht Leute“ — sprach einer zu den Bauern — „das ist der kleine Krebs, der sich in Freiburg so gut herausgebissen hat!“ Und neugierig schauten sich dieselben das seltsame Exemplar an, und mancher trat hinzu und schüttelte ihm treuherzig die Hand. Ein alter Schlaukopf lachte: „'S ist doch merkwürdig, den Krebs haben sie in Freiburg nicht abgesotten, und doch ist er feuerrot!“

An einem andern Orte erteilte ein graubärtiger Herr einer Schar junger Leute Unterricht im Arrangieren der Revolution und in den kleinen Vorteilen und Effektstücken, die oft so große Wirkungen nach sich ziehen. Es war der echte Typus eines alten Praktikers des Krawalls. Kühn formiert saß der Piepmeyerhut auf seinem kahlen Schädel, er gestikulierte wie ein Junger, und mit einem großen Rohrstock mit silbernem Knopf wußte er seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen. „Meine Herren“ — sprach er zu seinen Zuhörern, unter denen sich auch Offenburger Bürgerwehrmänner befanden — Sie müssen den Augenblick benutzen. Wenn heute kein Coup geschieht, so ist morgen die Stimmung verraucht. Ich schlage Ihnen vor, daß einige, wenn in der Volksversammlung die Gemüter am erregtesten sind, mit dem Ruf: Zu den Waffen! zur That! auf nach Rastatt! einfallen. In demselben Moment muß in einer benachbarten Straße schon Generalmarsch geschlagen werden; das wirkt gut, ich kenne das; da kommen die Leute gar nicht mehr aus der Verwirrung heraus, und wir bringen die gesamten Massen nach Rastatt. Hier in Offenburg muß gleich ein Sicherheits-Ausschuß eingesetzt werden, zur lokalen Leitung der Revolution; dazu sind gewiß einige von den Herren erbötig, und auch ich werde nicht zurückstehen, wenn meine Kräfte hierfür in Anspruch genommen werden.“

Unwillkürlich ward man an jene Szene in den „fliegenden Blättern“ erinnert, wo es nur noch an dem Herrn Maier fehlt, der die Diktatur übernehmen soll. Dieser war hier, wie es schien, gefunden. Aber die aufmerksamen Zuhörer schauten den Herrn doch mit verdutzten Gesichtern an, und einer nach dem andern ging stillschweigend zur Seite. Einer der Offenburger richtete die bescheidene Frage an ihn: wen man eigentlich die Ehre habe vor sich zu sehen? worauf er stolz erwiderte: „Ich bin ein Deutscher und Mitglied des aufgelösten Reichstages in Kremsier, das wird Ihnen genügen!“ . . .

Um 2 Uhr Mittags begann die Volksversammlung, die aber nach dem bisher Geschilderten nicht die Hauptsache, sondern nur der Schlußpunkt zu den Operationen der Volksvereine war.

In dichten Reihen standen Tausende auf dem Marktplatz, wo von der festlich geschmückten Tribüne des Rathauses herab die Redner sprachen. Wer wie ich im flutenden Gedränge zu entfernt stand, um die Reden selbst vernehmen zu können, konnte sich um so mehr darüber beruhigen, als gleichzeitig die so eben zu fassenden Beschlüsse der Versammlung schon gedruckt ausgegeben wurden. —

Das Resultat der Versammlung war kurz das, daß nach einigen Reden allgemeinen Inhalts — der frühere Gesandte der Republik Frankreich beim Bundestag, Bürger Savoye, z. B. hatte zur Anbahnung der Verbrüderung französischer und süddeutscher Demokratie gesprochen — die vom Landeskongreß der Volksvereine gefaßten bekannten 16 Beschlüsse vorgelesen wurden, wobei natürlich nach jedem einzelnen Punkt ein ungeheurer Applaus und allgemeines Handaufheben erfolgte, so daß diese Beschlüsse jetzt auch als einstimmige Beschlüsse der Offenburger Volksversammlung gelten konnten. [1])

---

[1]) Wir sind in der Lage, diese teilweise recht merkwürdigen Beschlüsse hier wörtlich mitteilen zu können. Sie lauten mit ihrer Einleitung, wie folgt:

„Die Landesversammlung des badischen Volkes in Offenburg hat nach vorhergegangener Beratung die gestellten Anträge in dem Landeskongresse der Volksvereine, nach fernerer stattgefundener, (?) öffentlicher Beratung, wobei Abgeordnete aus allen Landesteilen vertreten waren, nach fernerer ausführlicher Diskussion in der Versammlung des Volkes beschlossen:

1. Die Regierung muß die Reichsverfassung, wie sie nun nach der durch die Ereignisse beseitigten Oberhauptsfrage feststeht, unbedingt anerkennen und mit der ganzen bewaffneten Macht deren Durchführung in anderen deutschen Staaten, zunächst in der bayerischen Pfalz, unterstützen.

2. Das gegenwärtige Ministerium ist sofort zu entlassen und Bürger Brentano, Obergerichts-Advokat zu Mannheim, sowie Bürger Peter, Reichstags-Abgeordneter von Achern, mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen.

3. Es muß alsbald unter sofortiger Auflösung der jetzigen Ständekammer eine Verfassung gebende Landesversammlung berufen werden, welche in sich die gesamte Rechts- und Machtvollkommenheit des badischen Volkes vereinigt; diese Landesversammlung soll gewählt werden von und aus den sämtlichen volljährigen Staatsbürgern des Landes, und zwar unter Beibehaltung der für die bisherige zweite Kammer bestandenen Wahlbezirke.

4. Es muß ohne allen Verzug die Volksbewaffnung auf Staatskosten ins Leben gerufen werden, und es sind alle ledigen Männer von 18—30 Jahren als erstes Aufgebot sofort mobil zu machen. — Alle diejenigen Gemeindebehörden, welche nicht alsbald die Bewaffnung ihrer Bürger anordnen, sind augenblicklich abzusetzen.

5. Die politischen Flüchtlinge sind sofort zurückzurufen, die politischen Militär- und Zivilgefangenen zu entlassen und alle politischen Prozesse niederzuschlagen; — namentlich verlangen wir aber auch die Entlassung derjenigen Militärgefangenen, welche infolge der politischen Bewegungen wegen sogenannter Disziplinar- und Insubordinations-Vergehen bestraft wurden.

6. Die Militärgerichtsbarkeit muß aufgehoben werden.

7. Bei dem Heer soll eine freie Wahl der Offiziere stattfinden.

8. Wir verlangen alsbaldige Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr.

9. Es müssen sämtliche Grundlasten unentgeltlich aufgehoben werden.

10. Es müssen die Gemeinden unbedingt selbständig erklärt werden, sowohl was die Ver-

Hierauf wurde über die abschlägige Antwort des Karlsruher Ministeriums an die kurz vorher zurückgekehrte Deputation auf die „Volksforderungen" berichtet und dargethan, daß von dieser Regierung ebenso wenig die Gewährung der eben gefaßten weiteren Beschlüsse zu erwarten sei. Daher wurde natürlich ebenso einstimmig der Beschluß gefaßt: „Den Landesausschuß der Volksvereine zu beauftragen, die nötigen Anordnungen zur Durchführung dieser Beschlüsse mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu treffen," — mit anderen Worten: alsbald nach der Festung Rastatt zu ziehen und von dort aus den weiteren Verlauf der Revolution zu leiten. . . .

Gegen 3 Uhr Nachmittags war die Versammlung auf dem Marktplatz zu Ende. Die Massen verteilten sich: die einen gingen zur Abwechselung abermals ins Wirtshaus, die älteren Landleute aus der Umgegend, die mehr zum Zusehen erschienen waren, wandten sich, zum Teil kopfschüttelnd, nachhause, diejenigen, die an der Weiterführung der Revolution thätigen Anteil nehmen wollten, strömten nach dem Bahnhof, wo schon den ganzen Tag über gemütliche Anarchie herrschte, d. h. Bahnzüge und Extra-Lokomotiven als Staffetten nach allen Seiten hin auf Gutfinden des Landesausschusses abfahren mußten. An ein Billetnehmen und Bezahlen wurde nicht mehr gedacht; es war ja jetzt „Freiheit" im Lande

---

waltung des Gemeindevermögens als die Wahl der Gemeindevertreter betrifft; es müssen alsbald im ganzen Lande neue Wahlen für die Gemeindevertretung stattfinden.

11. Es werden sämtliche von den sogenannten Kammern in Karlsruhe seit dem 17. Januar l. J. gefaßte Beschlüsse für null und nichtig erklärt und darunter namentlich das sogenannte Wahlgesetz vom 10 v. M., welches einen förmlichen Angriff auf die in den Reichsgesetzen gegebenen Bestimmungen enthält.

12. Die Geschworenengerichte sind für alle Kriminalfälle ohne Unterschied augenblicklich einzuführen, und kein einziger Kriminal-Prozeß darf mehr von Strafrichtern entschieden werden.

13. Die alte Verwaltungs-Büraukratie muß abgeschafft werden und an ihre Stelle die freie Verwaltung der Gemeinden oder anderen Körperschaften treten.

14. Einrichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Ackerbau zum Schutze gegen das Übergewicht der großen Kapitalisten.

15. Abschaffung des alten Steuerwesens, hierfür Einführung einer progressiven Einkommensteuer nebst Beibehaltung der Zölle.

16. Einrichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden kann. Hierdurch fällt der besondere Pensionsfonds für Staats-Diener von selbst weg.

Der Landesausschuß wird beauftragt, den nötigen Anordnungen zur Durchführung dieser Beschlüsse mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu treffen und von dem Ergebnis der heutigen Volksversammlung dem Landesausschuß in Rheinbayern, sowie den Landesausschüssen der übrigen Nachbarstaaten sofort Nachricht zu geben.

Im Namen der Landes-Volksversammlung

Offenburg, den 13. Mai 1849. Amand Gögg."

Inhalt wie Form sind bezeichnend für den Geist, der damals die Volksversammlungen in Baden durchwehte, sowie jene Zeit überhaupt beherrschte. Völlig Unpraktisches nebst einzelnem wirklich Brauchbaren ging in den Bestrebungen der Jahre 1848 und 49 mit einander Hand in Hand. Heute blicken wir mit ruhiger Klarheit auf jene wunderbare, seltsame und doch mit einer gewissen eigentümlichen Frische belebte Periode der deutschen Entwickelungsgeschichte zurück und dürfen uns freuen, daß wir „diese gute alte Zeit" überstanden haben!

Baden. Auch ein Häuflein bewaffneter Volksmänner fand sich am Bahnhof ein, um als Begleitung des Landesausschusses in Rastatt einzurücken.

Der Weg führte auch mich zum Bahnhof. Als ich am Hause eines alten Bekannten vorüber kam und eintrat, um Valet zu sagen, war die alte Großmutter gerade beschäftigt, ihr Silberzeug und wichtige Papiere in eine Kiste zu verpacken, um sie dann im Keller zu vergraben, — eine trübe Kritik der neuen Zeit, die von jetzt an über Baden aufgehen sollte.

Unter gewaltigem Jubelruf fuhr der Bahnzug, welcher den Landesausschuß nach Rastatt bringen sollte, gegen Abend von Offenburg ab; an jedem Bahnwartehäuschen, an jeder Station standen eine Menge Landleute im Sonntagsgewand und jauchzten dem Zuge zu. Daß ein trauriger Sommer diesem „Frühlings-Anfang" nachfolgen sollte, wer dachte daran unter den Jubelnden! Mir aber, der gleichfalls landabwärts fuhr, war's schmerzlich zu Mute, je betäubender der Lärm draußen ertönte. Die wehmütige alte Volksweise:

„Wo's schneiet rote Rosen,
Da regnet's Thränen drein!"

summte mir durch den Kopf und wollte mich nimmer verlassen.

Der weitere Verlauf der Dinge ist bekannt. Noch in derselben Nacht der Zeughaussturm zu Karlsruhe, die Flucht der Regierung, — der Zweck der Männer von Offenburg war erreicht, — und was hat er dem badischen Lande gebracht? Es regnet jetzt nur allzuviel Thränen drein[1]).

* * *

Das ist ein Auszug aus dem Scheffelschen Bericht über zwei Tage in Offenburg, welche so folgenschwere Ereignisse nach sich ziehen sollten. Der Leser wird uns gewiß darin beipflichten, wenn wir sagen, der 23 jährige Rechtspraktikant habe nicht allein den später so gereiften Dichter und vortrefflichen Erzähler, sondern auch den verständigen Politiker in dieser seiner Darstellung der bunten Bilder

[1]) Wie sehr sollte dieser Scheffel'sche Ausspruch sich bewahrheiten! Baden hat durch den traurigen Aufstand, welcher mit mehr oder weniger Unterbrechungen über ein volles Jahr seine gesegneten Fluren von Süden nach Norden in starke Mitleidenschaft gezogen hat, starke Einbußen aller Art gehabt. Man hat berechnet, daß außer den Tausenden von Flüchtlingen, die nach Niederschlagung der Empörung in allen Richtungen der Windrose aus einander stäubten, weit über 80000 Landeseinwohner allein nach Amerika ausgewandert sind, um eine neue Zukunft zu begründen. So kam es, daß Baden bei der nächstfolgenden Volkszählung um 100000 Einwohner weniger als bei den vorhergegangenen aufwies. Und wie viele Teilnehmer der Revolution hatten selbst die eigene Lebensblume geknickt, welche Verluste an Leben, Gesundheit, materiellem Wohlstand waren zu beklagen! Wahrlich, es hat lange Zeit und eine ununterbrochene gesegnete Regierung des gegenwärtigen Großherzogs Friedrich erfordert, um so schwere Wunden auszuheilen und das von der Natur reich gesegnete Land wieder in den blühenden Zustand zu bringen, welchen es heute aufweist!

Ganz besonders hat Rastatt durch den badischen Aufstand von 1849 eine traurige Berühmtheit erlangt. Dieselbe Festung, in welcher zu Anfang des 18. Jahrhunderts zwischen dem Prinzen Eugen von Savoyen und der Marschall Villars die Grundlagen jenes Friedens festgestellt

einer verhängnisvollen Volksversammlung kundgegeben. Wir sehen aus derselben, daß Scheffel es schon in jungen Jahren verstand, tiefe Blicke in das innere Volksleben und Volkswesen zu thun, klare und wahre Eindrücke in sich aufzunehmen und die so gewonnenen Anschauungen in überzeugungsvoller, beredter und künstlerisch abgerundeter Form wiederzugeben. Auch der Humor kommt darin zuweilen, und so weit es der ernste Hintergrund der ganzen Sachlage gestattet, ebenso zur Geltung wie die feine Ironie, so daß wir heute noch, nachdem die Ereignisse selbst seit fast 4 Jahrzehnten schon verrauscht sind, ein lebendiges und frisches Bild von dem Verlauf der zwei folgenschweren Offenburger Tage hier erblicken, das uns mit einem Schlage in jene Zeit zurückversetzt. Man hat sehr richtig gesagt, daß Dr. J. V. von Scheffel gerade deshalb den deutschen Volkscharakter so naturgetreu zu schildern verstanden habe, weil er besonders in den Jahren 1848—50 vielfach mit dem Volke in Berührung gekommen und dessen innerstes Wesen zu studieren eifrig beflissen gewesen sei. Auch der hier vorliegende Bericht — der nach den von uns eingezogenen Erkundigungen bei der maßgebenden Stelle als der erste Beitrag Scheffels zur „Allgemeinen Zeitung" gelten und daher auch nach dieser Richtung hin Interesse beanspruchen darf — ist ein Beweis für die soeben aufgestellte Behauptung und durfte sowohl als treues Spiegelbild einer hoch erregten Zeit wie als litterarische Probeleistung eines frühgereiften Talents der Gegenwart gewiß wieder einmal vor die Seele geführt werden.

Man mag von den Ereignissen der Jahre 1848 und 49 urteilen wie man will: eine Zeit, welche die Wirkungen der Pariser Februar-Revolution auch in Deutschland, die Berufung einer deutschen Nationalversammlung in die Paulskirche in Frankfurt a. M., den Volksaufstand in der Pfalz und Baden mit seiner Niederwerfung durch den ritterlichen Prinzen von Preußen und manches andere als Marksteine ihrer Bedeutung hinterlassen hat, — eine solche Zeit „wird dem Forscher (wie Josef Viktor von Scheffel bei einer anderen Gelegenheit — im Vorwort zur „Frau Aventiure" — sagt), auch wenn er nicht mit schwärmender Sehnsucht nach ihr zurückblickt, noch langehin Gegenstand umfangreicher und ergiebiger Untersuchung bleiben." —

---

wurden, welche den spanischen Erbfolgekrieg beendeten (am 6. Mai 1714), dieselbe Festung, in welcher 8 Jahrzehnte später der bekannte Kongreß stattfand, an dessen Schluß die beiden französischen Gesandten durch die Säbel von Szekler Husaren ein so beklagenswertes Ende fanden (am 23. April 1799), — dieselbe deutsche Reichsfestung mußte es erleben, daß fast genau 50 Jahre später der badische Aufstand durch eine wüste Militär-Meuterei dort seinen Anfang nahm. Wer heute die Gräber der im Sommer 1849 standrechtlich erschossenen Opfer dieser Empörung auf dem Rastatter Kirchhofe zählen wollte, würde erschrecken über die so bedauernswerten Folgen, welche die Handlungen von so vielen irregeleiteten Menschen nach sich ziehen mußten. Möge ein so trauriges Ereignis wie der pfälzisch-badische Aufstand von 1849 sich niemals wieder in Deutschland wiederholen!

Meine Beziehungen zu Léon Gambetta.

Von

W. K. Graf Ssulima-Ssawitsch-Sablotzky.

Fast an demselben Tage habe ich von drei verschiedenen Seiten — aus Schweden, Deutschland und Italien vom Herrn Bocci — die Aufforderung bekommen, dem Publikum etwas über meine Beziehungen zu Gambetta mitzuteilen. Herr Bocci ist im Besitze eines Autographen dieses französischen Staatsmannes — (und diese Autographen sind höchst selten, denn er liebte die Korrespondenz nicht) — in welchem von gewissen politischen Anschauungen, welche ich habe, und von Mitteilungen die Rede ist, welche ich dem Präsidenten der Deputiertenkammer gemacht habe. Herr Bocci, der länger und besser als ich Léon Gambetta gekannt hat, denn er war sein Schulkamerad und ihm seit Jahren befreundet, wird in kurzem sein Werk veröffentlichen und in demselben den erwähnten Brief aufnehmen. Von diesen Beziehungen werde ich selbst eines Tages in meinen Memoiren ausführlich sprechen und den Gegenstand durch viele Aktenstücke bekräftigen.

Meine Gespräche mit Gambetta, obwohl sehr selten, waren lang genug und betrafen so mannigfaltige Gegenstände, daß es sehr schwer sein würde, sie kurz in einem Briefe zusammenzufassen. Übrigens waren sie meistenteils vertraulich und behandelten private Geschäfte, wissenschaftliche Sachen und, am wenigsten, die Politik. Zu diesem letzten Zwecke hat er mich, um meine Meinung zu hören, aufgefordert, ihm von Zeit zu Zeit Aufsätze auszuarbeiten, die er mir — es sei beiläufig gesagt — stets pünktlich und genügend bezahlte. Sie waren damals, nach dem Verluste meines Vermögens in Rußland, mein Haupterisstenzmittel in Paris.

Dieser Aufsätze waren nur vier. — Der erste: von Rußland und von den Slawen als Rasse im allgemeinen, besonders vom ethnologischen und geographischen Gesichtspunkte. Eine kurze Geschichte dieser Völker und Nachrichten über ihren jetzigen Zustand, über ihre modernen Hauptpersönlichkeiten und Hauptinstitutionen bildete den zweiten Teil.

Der zweite Aufsatz war über die „Ruthenische Frage" in Rußland und in Österreich, d. h. über Kleinrußland oder die Ukraine im weitesten Sinne des Wortes, in welcher ich von der Stellung der Reussen[1]) (Weiß-, Klein- und Rot-Russen) zu Polen, zu Groß-Russen (Russen oder Moskowiten), zu Magyaren und zu den Deutschen sprach und besonders die Thätigkeit einiger hervorragenden ruthenischen und ukrainischen Persönlichkeiten hervorhob. Diese Abhandlung führte den Titel L'Oukraïne, La Gallicie et M. Dragomanow. Das Wirken dieses hervorragenden, so trefflichen und arbeitsamen Mannes und außerordentlichen Denkers,

[1]) Wo der Verfasser von „Reussen" spricht, da verstehe man die alten Russen und die heutigen Weiß-, Klein- und Rot-Russen. Die letzten heißen auch Ruthenen.

mit deſſen Meinungen ich jedoch nicht immer übereinſtimme, war da in ſeinen Hauptzügen in den Abſätzen 9 und 10 behandelt und verſchiedene Auszüge aus ſeinen in moskowitiſcher oder großruſſiſcher und in ukrainiſcher oder kleinruſſiſcher Sprache geſchriebenen Schriften gegeben. Das Memorandum war höchſt ſchnell verfaßt, enthielt ein paar bio- und bibliographiſche Fehler; im ganzen ſehe ich es aber als die ausführlichſte und vollkommenſte Arbeit an, die ich je veröffentlicht habe. Ich ergänzte ſie ihm ſpäter durch zwei Notizen über die polniſchen und ruſſiſchen (groß-ruſſiſche) politiſchen Emigranten. — Der dritte Aufſatz hieß Ce n'est pas de Constantinople qu'il s'agit, die vierte iſt dem deutſchen Publikum in deutſcher Übertragung bekannt[1]), ſie handelt von der Schwierigkeit einer franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz. Dieſe letzte war den 21. November geſchrieben und den 22. an Gambetta abgeſandt.

Ein paar Wochen darauf wollte ich ſie durch ein neues Schreiben ergänzen. Zu dieſem Zwecke habe ich ein paar ruſſiſche Zeitungsartikel ins Franzöſiſche überſetzt und einen ſehr wichtigen Brief aus meiner Privatkorreſpondenz daran geſchloſſen. Ich wollte ihm dies alles zukommen laſſen, da erhielt ich die Donnerſchlagnachricht von Gambettas ſo unerwartetem Tode. Ich war betroffen. Ich konnte, ich wollte der Nachricht keinen Glauben ſchenken und bis jetzt habe ich noch keinen Begriff von ſeiner Krankheit (sic). Für mich, den ungläubigen Thomas, iſt ſie dunkel, höchſt dunkel!

I.

Was den Anfang und die Geſchichte meiner Beziehungen zu Gambetta betrifft, ſo ſind ſie folgende.

Im Januar 1881 hatte ich, vor meiner Ankunft in Paris, mich auf ein paar Wochen in Straßburg niedergelaſſen. Daſelbſt begegnete ich meinem ſeligen Freunde, Herrn Joſt, einem ſehr feinen und gebildeten Manne, einem Israeliten denke ich, aus einem kleinen Örtchen in Elſaß gebürtig. Ich kannte ihn noch aus Rußland, wo er Hauslehrer in einer ſehr vornehmen Familie war und wo ich ihm ſeiner Zeit wichtige Dienſte erwieſen hatte. Herr Joſt war die dankbarſte Natur, die ich je in der Welt geſehen habe, und ich ſtand mit ihm lange in brieflichem Verkehr. Aus Leipzig, aus Stuttgart, aus München habe ich ihm einige lange Epiſteln über alles, auch über Politik geſchrieben. Dieſe hatte er ſeinem Freunde, einem ſehr feurigen franzöſiſchen Patrioten im Elſaß, gezeigt, der, wie es ſich nachher herausſtellte, Gambetta zwei derſelben hat zukommen laſſen. — So kannte mich dieſer ſchon, als ich mich noch in Deutſchland aufhielt.

Mein Freund Joſt hat mir in Straßburg den Vorſchlag gethan, Überbringer eines ſehr wichtigen Manuſkriptes des erwähnten Patrioten an Gambetta zu ſein. Ich willigte ein und ſo war ich am andern Tage im Beſitz eines kleinen Päck-

[1]) In der Brochüre „Die Ziele des Ruſſentums von Ewald Paul 1886. Rengerſche Buchhandlung, S. 36—45.

chens, welches ich in meiner Rocktasche verwahren konnte und, wie es mir empfohlen war, nur persönlich Gambetta einreichen sollte. Dem Päckchen war zugesellt mein Empfehlungsbrief von seiten des Herrn **, einer sehr wichtigen Person in seinem Lande. — Drei Stunden nachher verließ ich Straßburg, aber das Päckchen konnte ich Gambetta erst Ende Januar oder im Februar übergeben. Der Staatsmann war, als ich zu ihm kam, sehr beschäftigt und hatte kaum Zeit, das Päckchen zu empfangen. Er sagte mir kurz: „Danke, vielen Dank, Herr Graf", und rannte, ohne mich nach meiner Wohnung oder dergl. zu fragen, in größter Eile von mir weg.

Zwei oder drei Monate sind verflossen. Ich hatte schon die Nachricht von dem Morde des Kaisers Alexander II. vernommen, den ich, als Weiß-Russe, für die Aufhebung der Leibeigenschaft und andere Reformen fast anbeten mußte; hat er doch uns, den Weiß- und Klein-Russen in Rußland, durch Emanzipation des reussischen Bauers und seine Befreiung von der polnischen Herrschaft der Szlachcice unsere reussische Zukunft gegeben! Als Bürger des Russischen Reiches d. h. des Gesamt-Reussens, konnte ich dieses und jenes gegen seine Regierung seit 1863 einwenden, als polnischer Schlachtsits würde ich ihn sogar hassen müssen, aber in erster Linie war ich ein Weiß-Russe, somit dem Manne dankbar! — In dieser Zeit hörte ich viel von Gambetta, konnte ihn aber nie zu Gesicht bekommen, und obwohl der Mann mich höchlich interessierte, wollte ich ihm doch keinen Besuch abstatten, erstens, weil ich mich keinem aufdränge, zweitens, weil ich sehr stolz und menschenscheu bin und meine persönliche Freiheit über alles schätze. Endlich bin ich kein inopportuner Reviewer und nichts weniger als neugierig.

Ich kam nach dem Verluste meines Gutes mit sehr leichter Tasche nach Paris. Ich verdiente mein Brot als Lehrer und Übersetzer, und da ich keine Stunden finden konnte, weil niemand mich protegierte, so mußte ich, wie die Franzosen sagen, sehr bitter am Hungertuche nagen. Ich hatte schon meine Wohnung bezogen und wohnte in einem abscheulichen, schmutzigen Hotel an der Rue du petit pont. Eines abends saß ich in schlechtester Gemütsstimmung in meinem Zimmer. Es regnete den ganzen Tag, und ich zitterte unter meinem Plaid vor Kälte und Feuchtigkeit vor dem Kamine, in welchem ein paar nasse und große Kohlenstücke ganz und gar nicht brennen wollten. Ich fluchte über alle und alles, wie ein echter Russe, und war böse wie eine Katze. Auf einmal stürzte der Hotelier, der mir stets, meines leichten Gepäckes und nur vieler Bücher wegen, nicht allzu großen Respekt zu zeigen pflegte, wie toll in mein Zimmer herein, mit vielen Verbeugungen, brummte mir etwas Unverständliches vor und eilte wie ein Pfeil vom Bogen wieder davon. Ich dachte, er sei plötzlich verrückt geworden, oder er sei stark bezecht. Erzürnt, wollte ich schon klingeln und ihm eine Kosakenpredigt lesen, da öffnet sich, ohne vorheriges Anklopfen, die Thür meines Stübchens, und der Wirt führt in dasselbe herein . . . Gambetta. Hätte ich ihn auch nicht aus Bildern und von meinem Besuche bei ihm in der Deputiertenkammer her gekannt, so hätten sein ruhiges Wesen, sein kühnes und natürliches Auftreten mich schon freundlich für ihn gestimmt, denn

alles sagte in meinem Gaste: Es ist ein Mann. — Er war in schwarzem Visitenanzuge und der steigerte noch das Gelbe seines offenen, so anziehenden und klugen Gesichtes.

— „Ich bin Ihnen, Herr Graf, vorgestern auf den Champs-Elysées begegnet, Sie haben mich nicht bemerkt" — sagte er, denn ich war vorbeigegangen ohne ihn, der im Gespräche mit einem Redakteur der République Française vertieft zu sein schien, zu grüßen, — „darum habe ich heute drei ganze, vielleicht sogar vier Stunden geopfert, um Sie aufzusuchen und Ihnen für Ihre Güte zu danken. Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, aber wir sind uns nicht fremd — ich kenne Sie ja schon gut! Lassen Sie uns Freundschaft schließen, lieber Herr — ich bin sehr glücklich, Sie in unserem lieben Paris zu sehen. Was sagen Sie zu der Stadt? Paris ist schön und gut, über alles gut . . . O, ja, Paris ist sehr gut, sage ich Ihnen! Es ist das Herz unseres he — —, unseres schönen Frankreich!" —

— „Ja, Frankreich muß stets dasselbe sein. Frankreich kann weder niedrige, noch egoistische Ziele verfolgen. Man verleumdet uns nur! Man verwechselt heute zu oft Frankreich mit einer Handvoll von Ungebildeten, Kurzsichtigen und Beschränkten, die aber kein Frankreich sind, welche nur die Ausnahme bilden! Ja, man verleumdet die Franzosen, man verleumdet die dritte Republik. Sie ist die eigentliche nationale, französische Regierung, sie ist der Ausdruck des französischen Willens, die gute That des nationalen Instinktes — und die Nation und Frankreich, wie Sie es selbst sagen, ist groß, ist erhaben!"

Außerordentlich schön war dieser Mann in diesem Augenblicke. Seine kolossale und imposante Gestalt schien etwas größer und breiter geworden zu sein. Unwillkürlich mußte man von ihm sagen: Athlet, physisch und moralisch Athlet. Und würde die ganze Welt brechen und zusammenstürzen, dieser da würde wie eine Säule noch aus den Ruinen hervorragen! —

Hier setzten wir uns nieder und fingen ein langes, langes Gespräch an von verschiedensten Gegenständen. Gambetta hat dieses gemein mit allen wahren Größen gehabt, daß man sich so heimisch in seiner Nähe fühlte, so wohlbekannt und unbefangen mit ihm, als hätten wir uns noch von unserer Mutter Schoß her gekannt, wir sprachen nicht, wir plauderten mit einander. Ich teilte ihm mit, unter anderem, von meinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Plänen wie von dem Projekte ein Werk zu verfassen, in welchem die Geschichte verschiedener Völker durch die Beschaffenheit ihres Bodens erklärt werden sollte. Dieses Werk wollte ich nennen: die Geographie, ein Schlüssel der Geschichte; dabei sagte ich: „O, die Geographie ist auch ein Schlüssel zu der Politik."

— „Ja wohl," antwortete mir Gambetta. — „Die Sache stimmt ganz mit meiner Überzeugung, und deshalb suche ich jetzt meine geographischen Kenntnisse zu erweitern, sie solid zu machen. Ich habe wenig Zeit zum Lesen, zum Arbeiten für mich selbst, jedoch studiere und lese ich besonders die Brüder Reclus, Balbi, Vivien St. Martin" (französische Geographen) und — „Ach,

mein erster Unterricht ist so vernachlässigt!" — bemerkte er traurig, aber mit gutmütigem Lächeln.

Diese Behauptung finde ich falsch. — Für eine außergewöhnliche Laufbahn, für die Rolle eines Weltherrschers, eines Eroberers und Organisators wie Bonaparte, hätte er zu wenig Kenntnisse gehabt. Aber mehr, als man es sich gewöhnlich vorstellt. Die Mathematik, obwohl er nie eine längere Addition zustande bringen konnte, war für ihn wie sein eigenes Haus. In der gesamten Physik, d. h. in der Naturgeschichte, in der Jurisprudenz, der Nationalökonomie, in der lateinischen und ein paar modernen Sprachen war er genügend bewandert. Im allgemeinen hatte er vielleicht, nach Art der sogenannten Gelehrten, wenige, aber sehr tiefe Kenntnisse, tiefere, als wir sie selbst bei den Hochgebildeten seiner Nation treffen können, und, was die Hauptsache ist, er hatte den Forschergeist, der sich nie mit dem Oberflächlichen und Scheinbaren begnügt, sondern forscht, stets grübelt — nie glaubt und beständig zweifelt. — Sehr besonnen, höchst bescheiden, weit ab von jedem Schauspielerwesen, von jedem Posieren, in dem Lande, wo die Phrase, wo das Tragédiante-Comédiante-sein so in Mark und Blut jedes Individuums eingedrungen ist, in Frankreich, zu einfach, zu natürlich sogar, scheint er nie an seine eigene Person, sondern nur an das Vaterland, gedacht zu haben, das liebe Vaterland — mein schönes Frankreich, mein edles Frankreich; dieser Name allein verwandelte ihn gleich wie das Zauberstäbchen der Feen, in einen ganz anderen Mann — den Löwen. Sein einziges Auge[1]) funkelte da wie ein Diamant, sogar seine Haare schienen sich bei diesem heiligen Worte, wie Soldaten bei Ankunft ihres Befehlhabers, auf seinem Haupte zu heben, sein Gesicht, blaß und gelb, wurde rötlicher, die Adern blau, wie beim erhabensten Patrizier ... Wer ihn in einer solchen Minute sah, sprechend oder hörend von seinem Frankreich oder von dem, was recht und würdig ist, der mußte ihn schätzen und lieben, wie ich ihn schätzte, wie ich ihn liebte!

An diesem ersten Tage saß er bei mir bis spät in die Nacht — und was haben wir nicht in unserem Geplauder behandelt! Es war da sogar die Rede von Christus, den ich als den vollkommensten unter den Sozialisten bezeichnete, von der russischen Steppe und von dem Werke des Lord Byron „Mazeppa", von dem ungemeinen Einflusse dieses Dichters auf unsere slawischen Völker, so daß man ihn sogar slawisch und den slawischen Paraklet nennen könnte, von dem russischen Mathematiker, dem Euklid aus Kasan, Professor Lobatschewsky, von der Bourgeoisie, von dem im revolutionären Sinne thörichten Handeln der russischen Umsturzpartei, die man im westlichen sowohl wie östlichen Europa so falsch Nihilisten nennt, von Alexander II. und seinem Tode, von Karakassow und dem Polen Beresowsky (Berezowski), von Rußland und dem Mir[2]) in Rußland, von der Bedeutung der zwei Pflanzen, des Grases und des Getreides im Leben der Völker, von der Verteilung des Grundbesitzes in Frankreich, vom Werte der

[1]) Bekanntlich, war das andere falsch, somit unbeweglich. —

[2]) Dorfgemeinde.

Werke des deutschen Denkers, Rudolf Meier, u. s. w. — Bei der Frage des Grundbesitzes in Frankreich hat er vor meinen Augen so viele tiefe und eingehende Kenntnisse des Gegenstandes entwickelt, so tiefe und gründliche Einsicht in die Sache gezeigt, so feinen und so großen Sinn für gewisse ökonomische Gegenstände, daß ich in ihm den Erlöser dieses Reiches ahnen mußte und es ihm nachher, bei meiner letzten Zusammenkunft mit ihm, ohne weiteres gestand. „Sie sind es, von dem die Propheten und unsere Hoffnungen sprechen," sagte ich fast bittend.

Am anderen, oder besser gesagt, am dritten Tage schickte er seinen Agenten, Herrn ** zu mir (denselben, welcher jetzt den Juden dient, mit jüdischem Gelde seine Taschen stopft, die Juden über alles preist und vielleicht der Urheber der Fabel von Gambettas jüdischer Abstammung[1]) ist), durch den ich ihm nachher meistenteils meine Aufsätze und auszugsweisen Übersetzungen aus slawischen, deutschen und schwedischen Zeitungen und Büchern zukommen ließ. Herr ** war ein eifriger Gambettist, eine ehrliche Haut, wie man zu sagen pflegt, aber kein Adler und eine ganz gewöhnliche, schwache Seele. Er liebte seine Frau, sein Kind, Léon (Gambetta), mehr aber das gute Leben und Paris mit seinen zweifelhaften Vergnügungen und gehörte zu den Leuten, welche ihrem Vaterlande in schweren Minuten dadurch den größten Dienst erweisen, daß sie von der Erde, die nur der Kräftigen bedarf, ganz verschwinden. Vor der Hand hatte Gambetta andere vertraute Leute dazu nicht, und es war von Nöten für uns beide, daß unser gegenseitiger Verkehr möglichst geheim bleibe und eine dritte Person die Rolle des Vermittlers spielte. Auf ihn wie auf mich waren viele Augen gelenkt. Ihn spionierten seine Freunde und Feinde aus, mich die nie verläßlichen, stets Händel, Zank und Verleumdung suchenden politischen Auswanderer. — Nach Einsendung des zweiten oben erwähnten Aufsatzes hat Herr ** meine künftige Stellung zu Gambetta besprochen: ich sollte nämlich, wenn dieser sicherer als jetzt gestellt sein würde, eine ständige Beschäftigung im Preßbüreau des Ministeriums haben und sein geheimer Ratgeber werden. — Nicht dieser künftigen Stellung halber und aus dem Wunsche sie möglichst bald anzutreten, sondern meiner ganzen Überzeugung nach, wollte ich die Stellung Gambettas *sicherer* haben. — Viel später, zwischen der Einreichung meines dritten und vierten Aufsatzes, habe ich dem Herrn ** vielfach davon erwähnt und ihm sogar eine ausführliche Betrachtung über diesen Gegenstand vorgelesen, die ich dann gleich, noch vor seinen Augen, vernichtete. In dieser Schrift habe ich ihm gestanden, wie es, meiner Ansicht nach, für Frankreich und für ganz Europa — für das deutsche Reich sogar — gut und begehrenswert sein würde, wenn sich Gambetta zu einer Diktatur emporschwingen wollte. Für das deutsche Reich, sagte ich, weil es jedem lieber ist, einen Klugen, Tüchtigen und Besonnenen zum Nachbarn zu haben als einen Unsicheren und Schwachen. Es gilt mehr mit einem Manne zu verlieren, als mit den Kindern zu gewinnen. Deutschland kann kein Interesse an dem Erhalten

[1]) Neulich sind auch die Bonapartes in Frankreich für Juden oder Judenabkömmlinge erklärt worden.

des status quo, einem geschwächten und von seinen Parteien irre geleiteten Frankreich haben; im Gegenteil, wenn hier dieses, was ich Zookratie nenne, aufhörte, Ordnung und ein lebenslänglicher Präsident mit sicheren und stabilen Ministerien eingeführt wäre, wenn den Umtrieben der Schwarzen und Roten und Weißen und Blauen und wie sie da heißen, ein Ende gemacht wäre, so würde die Wendung der Sache nur zu Gunsten Deutschlands so wie des ganzen übrigen Europas ausfallen, das sich jetzt höchst unsicher und wie auf dem Vulkan stehend ansehen muß.

Herr ** hörte im Schweigen meinen Auseinandersetzungen zu und nur bei diesem Punkte rief er beherzt und heftig aus: — „Nein, nein, dazu wird sich Gambetta niemals, niemals verleiten lassen." Ich weiß es sehr gut. Solche Gedanken kamen ihm nie in den Kopf. Sie können sogar keine Minute daran denken, weil in dem Manne nur Cincinnatus, aber kein anderer wohnt." Das war der Ausdruck des Herrn ** der, außer „Zaußenatüs" (Cincinnatus) sehr wenig von den Römern wußte. „Zwar ist Gambetta ein Südländer von heißem Blut, aber eine besonnene und idealistische sich opfernde Natur. Er kann den Prussiens (— hier stampfte der Herr mit dem Fuße) die Alsace, und die Lorraine nicht vergessen und weint, ja, er weint über jede Erinnerung an diese zwei Worte! Oft knirscht er mit den Zähnen dazu, aber, wer hörte je von ihm ein Schimpfwort über Bismarck, einen heftigen Haßausdruck gegen die Prussiens, wie sie es beständig aus unserem Munde (de nous autres) hören? So besonnen ist er! so vergißt er sich selbst für das Wohl des Vaterlandes! Für das Wohl . . . Denn wir sind geschwächt, und unsere Drohungen können dem Lande nichts, nichts Gutes thun . . . Denn, Gambetta ist nicht perfid, er ist nicht wie die Bonapartes!" — Zwei Tage nachher sagte derselbe Herr ** zu mir: „Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wir sind . . . zu sehr Franzosen, als daß eine Republik, besonders die jetzige, uns Heil bringen könnte! (— Zwei Tage vorher war er noch voll von Bewunderung für diese Republik —). Aber Léon (Gambetta) ist einer anderen Meinung. Léon hält diese Republik für das Sanktissimum. Er würde sich eher bei ihrer Verteidigung niederhauen lassen als nach derselben seine Hand ausstrecken. Übrigens, war es nicht er, der sie geschaffen hat? . . . Eine solche That, einen derartigen Angriff würde er für unpassend für sich und seiner unwürdig halten . . . Nein, nein! seine Diktatur ist unmöglich, unmöglich! — — Er liebt Sie, Herr Graf, aber ich bitte Sie, sprechen Sie nie von dem zu ihm, was Sie mir sagten, nie nie! Ich sage es Ihnen zu Ihrem Besten." —

Herr ** dachte wahrscheinlich, mein Bestes bestehe im Geldverdienst; in dem, was ich von Gambetta erhalten hatte und noch bekommen konnte.

Ich bin sicher, daß Herr ** nie etwas von dieser meiner Erörterung an Gambetta erzählt hat. Ich bin sicher, daß, wenigstens in diesem Falle, Herr ** sehr gut die Gesinnung Gambettas kannte und sie im Gespräche mit mir in treuester und loyalster Weise wiedergegeben hat. Und dennoch, wer war es, der nicht zu dieser Zeit in Frankreich von ehrgeizigen Bestrebungen des Mannes ge-

sprochen hätte[1]). — Übrigens fand ich fast alles falsch, was man da von dem Manne gesprochen hat und noch jetzt spricht, deshalb lese ich seine Biographien, deren es schon mehrere giebt, grundsätzlich nicht. Man verleumdet den größten und den besten Sohn Frankreichs in seinem Vaterlande! . , . Man stellt ihn als einen Schreihals, als einen Chauvinisten dar. Sogar als einen Bourgeois wie Thiers aber ohne dessen Vernunft und Verstand . . . Als einen politisierenden Taugenichts und inopportunen Opportunisten! . . . Man stellt ihn sogar als einen Mann dar, der, wie die meisten jungen Franzosen der dritten Republik, eine ungezügelte, ausschweifende katilinarische Lebensweise geführt und sogar infolge dessen (!) an der Krankheit seinen Tod gefunden hätte, welche bei uns in Rußland die französische heißt.

Falsch, tausendmal falsch! — —

Bei seinem zweiten Besuche bei mir, bei welchem wir ebenfalls lange, sehr lange mit einander gesprochen haben und, wie das erste Mal, von den verschiedensten Gegenständen, nahm er eine 1865 in Lemberg in der Stauropigianischen Instituts-Druckerei erschiene ruthenische Denkschrift über die Teilung Galiziens, die er bei mir eifrig durchblättert hatte, mit; — ein Zeugnis, daß er die deutsche Sprache kannte, denn diese Denkschrift war deutsch. — „Ich lerne deutsch, ich treibe es viel," — sagte er und erklärte, er möchte auch das Russische lernen; nie aber hat er zu dem die Zeit, was ihm persönlich unentbehrlich ist: „Es hat keinen direkten Zusammenhang mit dem Metier," — sagte er und lächelte sanft aber traurig. — Er hat schon viel gelitten. Das Volk hat ihn von den früheren Ovationen schon entwöhnt, das Volk zischte schon und schrie ihm nach, anstatt wie vorher, den einzigen Retter seiner Ehre auf seinen Händen zu tragen! — Er sprach von den Personen, obwohl er weder ihre Namen noch Daten in diesem Gespräche mit mir erwähnte. Er tadelte keinen, lobte jeden, sogar die, welche des Lobes ganz und gar nicht wert waren, die ihm nur das Schlimmste wünschten! —

Bei ihm war ich nur einmal nach diesem zweiten Besuche. Da konnte ich nur sehr kurz mit ihm sprechen, weil man gleich nach mir den Herrn Sp. gemeldet hatte. Ich war fest überzeugt, daß ich alles, was ich für den Mann thue, gut thun muß; daß Gambetta, zum Wohle Frankreichs und Europas, lang leben wird und ich auf ewig mit ihm meine Geschicke verbinden werde! — Daß es Fälle gab, wo meine ausgesprochene Meinung und Überzeugung ganz entschieden den seinen entgegengesetzt war, wie z. B. in betreff der französisch-russischen Allianz, der Bedeutung des Bürgerstandes, der Zentralisation im Staate und der Dezentralisation oder der provinzialen Autonomie, der Haltung, die ein Staat der Kirche und den Konfessionen gegenüber beobachten soll u. s. w., besonders aber über die guten oder schlechten Eigenschaften der republikanischen

[1]) Viele Bürger, wenigstens die radikalen Herren B* in Passy haben ihre Häuser illuminiert, nachdem sie die Nachricht von seinem Tode empfangen. Herrn B* fragte ich, ob er sein Haus so prächtig illuminiert habe wegen des neuen Jahres? — „Nein," antwortete mir dieser, — „weil Frankreich seinen künftigen Tyrannen verloren hat!"

Regierungsform in solchen Agglomeraten wie Frankreich); daß ich vieles schwarz stempelte, was er weiß hieß, das war weder in seinen Augen noch in meinen etwas für unsere Beziehungen Störendes. Im Gegenteil, es war eher ein neues Band, das uns desto enger und desto fester verknüpfen sollte. Übrigens mag ich das Schmeicheln nicht leiden und bin Republikaner nur in einem: in der lakedämonischen Auffassung der Wahrheit, die nackt und bitter (für Lügner und Heuchler) sein muß. Und wer diese Seite in seinem Charakter hat, der wird dem Pöbel und den Seelen der Liliputaner verhaßt, den echten Patriziern des Geistes aber lieb und teuer werden! — Gambetta war verständig, Gambetta war tolerant und gerecht, Gambetta war ein Charakter.

II.

Außer diesen Unterhaltungen, von deren Gegenstand ich Ihnen ihrer Länge, Verschiedenheit und ihres meist persönlichen Charakters wegen nichts wiedergebe, muß ich Ihnen, als charakteristisch für den Mann, die anderen Gelegenheiten erzählen, bei welchen ich mit ihm zusammentraf.

Einmal begegnete ich ihm auf dem Boulevard St. Michel. Wir gingen zusammen um den Luxemburg-Garten, bis zur Sternwarte und kehrten wieder um. Auf einmal stößt Gambetta mit seinem Fuß in einen Haufen Kehricht und beschmutzt sich den Stiefel. Er erblickt einen Dienstmann[1]), geht zu ihm und stellt den Fuß auf den Schemel. Der Dienstmann wischt den Staub von dem Stiefel ab und putzt ihn. Gambetta zieht seine Börse aus der Tasche und will den Dienst bezahlen. Der Dienstmann verbeugt sich, aber er will das Geld nicht annehmen und, das Holz seiner Bürste küssend, erklärt er ihm mit Rührung: „Ich bin bezahlt. Dies Ding wird von nun an für mich eine Reliquie sein: es hat die Ehre gehabt den bien-aimé, den héros de la France einmal zu putzen." —

Gambetta war sehr leicht gerührt. Sein Auge blitzte auf wie von einer Thräne benäßt, er drückte dem Manne die Hand und sagte zu mir: „So ist unser französisches Volk, was sagen Sie dazu, Herr Graf?" — dann nahm er den Dienstmann ehrfurchtsvoll beim Arme und führte ihn in einen benachbarten Wein- und Tabakladen, wo wir drei in einem ganz dunklen, durch eine spanische Wand abgeteilten Stübchen, eine Flasche guten Rotwein auf das Wohl des französischen Volkes (peuple) tranken. Der Dienstmann war sehr vernünftig und so gut erzogen, wie es nur echte Pariser Leute aus dem Volke sein können, wo meistenteils in den Adern nicht Plebejerblut, sondern das blaueste Patrizierblut der gesamten Welt strömt, denn du begegnest ihm und weißt, daß er in der Loge eines Portiers (concierge) geboren ist, weißt aber nicht, ob sein Vater nicht ein Großfürst oder gekröntes Haupt irgend eines benachbarten oder gar sehr fernen Landes ist. Du weißt es nicht, wer eigentlich, von welcher Nation seinem Blute nach der pariser Junge oder das Pariser Mädchen ist;

[1]) Alle Dienstmänner in Paris sind zugleich Hundescherer und Stiefelputzer.

du ahnst nur, seine feineren Züge sehend, seine gute Manieren beobachtend, die nichts Gemeines in sich haben, daß er zum Pöbel nicht gehört. So machte auch der Dienstmann keinen Lärm, keine unnütze Expektorationen, saß, trank und unterhielt uns mit seinem Gespräche, als wäre er gewohnt, nur auf Teppichen und mit der besten Gesellschaft seine Zeit zu verbringen. Wir waren höchst zufrieden mit ihm. Als die Flasche geleert war, kaufte Gambetta im Laden ein Pfeifchen und beschenkte damit den Dienstmann. Das hat den braven Kerl fast toll vor Freude gemacht.

Seit dieser Zeit gehörte der Dienstmann zu seinen besonders vertrauten Boten und war der Überbringer des einzigen Briefes, den ich von Gambetta hatte und der nur L. unterzeichnet war.

Ein anderes Mal traf ich Gambetta zu Passy, nicht weit von der Rue de la Tour. Er war zu Fuß, ich auch. Er hatte keinen Schirm, ich auch nicht, und es fing an zu regnen. So sprangen wir denn hinein in ein Gärtchen, das zu einem kleinen Restaurant gehörte, und setzten uns da in eine Laube. Wie bei der andern Gelegenheit erkannte man ihn auch hier nicht. Man gab uns Roquefort-Käse und wir sprachen . . . vom Wein und von der Roquefort-Höhle, wo man allein diese Käseart verfertigen kann. Da kam eine arme Frau in das Gärtchen, ein Kind auf dem Arm, ein anderes an der Hand. Gambetta hatte soeben bezahlt; nun hatte er, der immer offene Hand für seine Freunde und Bekannten, für die Armen und sogar für seine Feinde hatte, der nie viel Geld mit sich führte und, wie ich denke, nie viel hatte, nicht einen Sou mehr bei sich. Ich reichte der Armen ein Almosen, und sie verließ das Gärtchen. Auf einmal schlägt sich Gambetta auf die Stirn, erhebt sich vom Tische und sagt zu mir: — „Warten Sie auf mich, lieber Freund, ich komme gleich wieder," und läuft ohne Hut hinter dem Weibe her. Die Arme war noch nicht weit von uns, und so konnte ich sie vom Gärtchen aus sehen. Gambetta hielt das Weib auf, sprach eine Viertelstunde mit ihr und küßte sie und ihre Kinder. Dann zog er aus seiner Brieftasche ein Stück Papier, schrieb mit dem Bleistift etwas darauf und reichte es der Frau. Sie wollte sich ihm zu Füßen stürzen. Er verhinderte sie in ihrer Absicht und drückte ihr freundlich die Hand. Dann nahm er Abschied von ihr, wie vor einer Dame sich verbeugend und ihr einen Gruß mit der Hand nachsendend. Die Arme sah ihm sehr lange nach, gerührt, entzückt, dann summte sie ein Liedchen und ging eiligst weg von der Stelle. Gambetta zog, ehe er das Gärtchen wieder betrat, sein Taschentuch heraus und wischte sich den Schweiß von der Stirne, oder die Thräne von seinem einzigen Auge. Gott weiß es. Dann trat er herein, ruhig und ernst wie immer. Sein Wort war: — „Wie glücklich ist die Stunde! Stellen Sie sich vor, es ist die Marguerite. Sie hat mich bedient, als ich noch Student war. Sehr gutes, arbeitsames und ehrliches Mädchen. Wie hat sich das arme Weib verändert! Wer würde es denken? Jetzt eine arme, von jedem verstoßene Bettlerin und damals eine so stolze, so tüchtige Arbeiterin! . . . O, diese war nie ein liederliches Ding!" —

Mehr sprachen wir nicht von dem Gegenstande, sondern er erzählte mir, bald dies, bald das berührend, wie er vor Jahren beim Odéon in einer kleinen Restauration bei Abbadie seine Frühstücke zu 75 Centimes und zu 1 Frank[1]) genossen, wie oft er ohne einen Sou gewesen, was für ein prächtiger Mann der Inhaber des Café Procope sei (ein Deutscher, denke ich, und Meier oder ähnlich geheißen) wie Gambetta den Livius gelesen und von einer Dichtung über Jeanne D'Arc geträumt und immer sich höchst unglücklich gefühlt habe, da er keine zwei Verse zusammendichten konnte. Nachher sprachen wir von der Provence, von den Félibren und von dem Meere. Hier machte er eine sehr richtige Beobachtung, nämlich: daß die französische Geschichte nur ein Resultat des ewigen Ringens zweier Kräfte ist, des gallischen Geistes, der von dem Meere, aus Süden und aus der Bretagne kommt, und des teutonischen, fränkischen, der aus den Wäldern des Festlandes weht. „Sie sind in ewigem Kampfe. Bald hat der eine, bald der andere die Oberhand bei uns, und deshalb ist Germanien nicht so fremd für Frankreich, wie man es denkt — für die Isle de France besonders; deshalb ist auch das Germanien so verhaßt bei uns, den Galliern und den Kelten, den Söhnen des Meeres." — Von diesem Thema wollte ich länger mit ihm sprechen und, mich auf seine eigene Meinung stützend, ihm meine Ideen über die Notwendigkeit der Dezentralisierung in Frankreich und über den Schaden, den Paris ihm stiftet, entwickeln. Es war aber keine Zeit mehr dazu, und wir mußten das gemütliche Gärtchen verlassen. —

Von der Restauration bei der St. Klotilde-Kirche und einem späten Spaziergang beim Trocadéro werde ich nichts mitteilen; dies hat nur einen Wert für mich und kann das Publikum nicht interessieren. Übrigens, wie Sie wissen, haben alle diese Mitteilungen kein Interesse für dasselbe. Mein Herz ist aber voll vom Zauber dieser Erinnerungen, und wenn ich sie hier niederzuschreiben wage, so thue ich es nur für Sie, Herr Redakteur, und für mich, und, da der Mann schon im Grabe liegt, so bleibt mir nichts übrig, als mich dabei zu trösten mit den Worten „j'ai servi le grand homme," ich habe einem Manne gedient! — Ich muß dazu auch sagen, daß ich ihm dienen wollte. Ich habe ihn geliebt, weil er so offen und so natürlich war. Ich habe ihn verehrt, weil er so voll von Begeisterung, von Vaterlandsliebe und von Wahrheit war. Auf trockener Wüste war er ein grüner Dattelbaum, der sich über einer Quelle erhebt. — Sein Tod hat mich bestürzt und gebrochen. Von seinen Zeitgenossen und seinen Nachfolgern, was soll ich von denen noch sagen?

Nein, besser leg' ich die Feder nieder und schließe. —

---

[1]) Ein für Paris außerordentlich geringer Preis.

Franz Liszts letzte Reise nach Rom.

Von

Adolf Mirus.

Die herrlichen Parkanlagen, welche Liszts idyllisches Heim umgaben, begannen sich zu lichten, das frische Grün wich einem Farbenspiel, und längst schon hatten die gefiederten Sänger der Natur aufgehört, ihr Morgenlied gen Himmel zu senden. Durch diese Vorboten des ungastlichen Herbstes wurde der Meister gemahnt, seinen Winteraufenthalt, einer langen Gewohnheit folgend, nach dem Süden zu verlegen und die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Unter seinen Heimstätten pflegte Liszt eine Dreiteilung einzuhalten. Auf Weimar fiel der Löwenanteil. An dieses fesselte ihn das erhabene Fürstenhaus, der klassische Boden und seine daselbst so ruhmreich entfaltete Dirigentenwirksamkeit. Hier verweilte er von Anfang April bis Mitte Oktober. Dann zogen ihn Italiens balsamische Luft unter dem azurblauen Himmelszelt und die unermeßlichen Schätze der Kunst nach Rom bis gegen Ende Januar. Von da an führte ihn die Liebe zu dem ungarischen Heimatland nach Pesth. Anfang April, zum Geburtstag seiner hohen Gönnerin, Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin zu Sachsen, kehrte er wieder nach seinem Tuskulum in den Park zu Weimar zurück.

Die Vorbereitungen zur Abreise waren vollendet. Von den höchsten Herrschaften hatte sich Liszt bereits zu Belvedere, vom Geheimrat von Loën dorthin begleitet, verabschiedet und verließ Weimar Donnerstag, den 15. Oktober 1885, von seinen Getreuen zur Bahn geleitet, in Gesellschaft seiner Schüler Bernhard Stavenhagen und Stephan Thomann aus Pesth. Das nächste Ziel war Wilhelmshöhe, dort weilte Hofkapellmeister Dr. Lassen, mit Liszt durch Kunstsympathie und langjährige Freundschaft verbunden, welcher zur Erstarkung seiner Gesundheit hier Heilung suchte und sie zur Freude zahlreicher Verehrer auch fand. Dem Aufenthalt in Wilhelmshöhe war nur eine kurze Frist vergönnt, da der Meister am anderen Tage einer in München stattfindenden Aufführung der Cornelius'schen Oper „der Barbier von Bagdad" beiwohnen wollte. Dann ging's im Fluge weiter nach München, woselbst sich am 17. Oktober im Hotel Bellevue weiter von seinen Schülern eingefunden hatten: Conrad Ansorge aus Lieban in Schlesien, August Stradal aus Teplitz, zu welchen sich später August Göllerich aus Linz in Oberösterreich gesellte, nachdem letzterer in Wien einen ihm vom Meister gewordenen Auftrag erfüllt hatte. München erschien diesmal als Rendez-vous, weder Glyptothek noch Pinakothek konnten ihre Anziehungskraft geltend machen. Der Meister wohnte nur der gedachten Oper bei und besuchte die Kapellmeister Lewy und Fischer.

Während derselbe sonst seinen Geburtstag so gern in Rom zu feiern pflegte, hatte in diesem Jahre Jupiter Pluvius seine Pläne grausam durchkreuzt. Gewitterschwere Wolken hatten alle ihre Schleusen geöffnet. Dem Inn und der

Etsch mit ihren Nebenflüssen entströmten so mächtige Wasserfluten, daß einzelne Orte überschwemmt waren, ja ganze Strecken Landes einem See glichen, und daher auch der Bahnverkehr unterbrochen werden mußte. Das änderte die Reisepläne. Sonntag, den 18. Oktober, trennte sich daher der Meister vorläufig von den Reisegefährten, um seine verehrte Schülerin Frau Sophie Menter auf Schloß Itter zu besuchen. Ein Wiederzusammentreffen wurde für den 21. Oktober im Hôtel de l'Europe zu Innsbruck vereinbart. Der 74. Geburtstag des Meisters berief die Kunstgenossen zu gemeinsamer Feier. Daß dies der letzte sein sollte, war noch im Schoße der Zukunft verborgen, damals nicht zu fürchten, da der Meister rührig, frisch, liebenswürdig und wieder neubelebt nach den Strapazen der Reise sich fühlte.

Donnerstag, den 22. Oktober, gegen früh neun Uhr erschienen die Gratulanten, jeder mit einer sinnigen Gabe versehen. Ein heiteres Mahl vereinte die Reisegefährten im Hotel. Am Abend wurde Liszt von dem Gesangverein zu Innsbruck durch ein Ständchen überrascht, leider mußte die Militärkapelle ihre Mitwirkung versagen, durch das Eintreffen des Erzherzogs Albrecht daran verhindert. Liszt sprach in gerührten Worten seinen Dank aus. Erst Sonnabend, den 24. Oktober, ward der Bahnverkehr von Bozen nach Rom wieder frei, und es wurde nachmittags dorthin aufgebrochen. Auf dieser Tour war der Meister außerordentlich lebhaft und unterhaltend, selbst in den Nachtstunden gönnte er sich wenig Ruhe.

Sonntag, den 25. Oktober 1885, erfolgte die Ankunft in der altehrwürdigen Römerstadt. Beim Anschauen der Kunstdenkmäler aus grauer Vorzeit, beim Bewundern der Meisterwerke eines Raffael, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, u. a. ahnte er früh den geistigen Zusammenhang der Kunst in ihrer verschiedenen Gestaltung. Als universell denkender Künstler fühlte er sich mit der Dichtkunst, der Skulptur, der Malerei vereint in der Tonkunst. Hier in Rom war ihm die Einheitsidee, in welcher er die Künste verknüpfte, und welche der Meister nach dem Bekenntnisse seiner Jugendzeit bis dahin noch nicht zum Abschluß gebracht hatte, zum erstenmale in seligem Bewußtsein aufgegangen.

Liszt wohnte in den letzten Jahren im Hotel d'Alibert (im Vicolo Alibert) — an der Via di Babuino. Hier hatte er ein Musik-, ein Arbeits-, ein Schlaf- und ein Vorzimmer. Nicht daß ihm eine von der Natur bevorzugte Lage die Wohnung wert gemacht hätte, im Gegenteil, er rühmte sein Studierzimmer gerade deshalb, weil er vom Fenster aus nichts weiter sehe als eine Mauer. Seinem Arbeitszimmer gegenüber wohnte einige Jahre vorher Lisźts Enkelin, Daniela von Bülow (jetzt verehelichte Thode), welche mit dem Großpapa zusammen einen Winter in Rom verweilt hatte. Damals widmete ihr Liszt die unter dem Gesamttitel „Weihnachtsbaum" erschienenen zwölf Klavierpoesien. In demselben Hotel befand sich diesmal auch die ganze Lisztkolonie, wie der Meister seine Schüler in Rom scherzend nannte. Zur Zeit der höchsten Kulmination — als in den letzten Tagen des römischen Aufenthalts Lisźts noch Zuwachs aus

Neapel sich eingefunden hatte — barg das Haus nicht weniger als acht Klaviere unter seinem Dache.

Fassen wir Liszts Lebensweise in Rom spezieller ins Auge, so finden wir ihn schon früh vier Uhr bei seinem Studium. Und was hat da der große Meister noch in seinem 75. Jahre in der kurzen Zeit von kaum drei Monaten alles geschaffen! — Wir sind in der Lage, die zuverlässigste Auskunft aus Göllerichs Munde erteilen zu können, da dieser in den letzten Jahren von dem Meister betraut war, nicht nur die Korrespondenz zu führen, sondern auch die Manuskripte zuerst zu spielen und druckfertig vorzubereiten. Diese Thätigkeit hat der Meister wiederholt liebevoll anerkannt und an Göllerich unter anderem ein prachtvolles Schreibzeug nebst Zubehör mit den herzlichen Worten übersendet:

Lieber Freund!

Geehrter und gewünschter Partner!

Zur Erinnerung an unsere Mitarbeiterschaft gebrauchen Sie das kleine Tintenzeug, welches Ihnen verehrt . . . .

freundschaftlichst ergebenst

F. Liszt.

Da der erwähnte Göllerich damit beschäftigt ist, die wertvollen Erfahrungen, welche er in des Meisters unmittelbarer Nähe zu sammeln Gelegenheit gehabt, in einem besonderen Werk niederzulegen, so glauben wir schon, im voraus Verehrer des Meisters auf die gewiß sehr schätzbare Bereicherung der Lisztlitteratur aufmerksam machen zu sollen.

An den Vormittagen gab sich der Meister dem Studium, seinen geistvollen Kompositionen mit ganzer Seele hin. In erster Linie galt die Thätigkeit den beiden Schlußpiecen des Oratoriums „Stanislaus". Sodann ging er an eine neue Bearbeitung seines Concerto pathétique für Klavier und Orchester. Ferner nahm er eine Revision vor von der im November 1882 in Wagners Heim zu Venedig vollendeten Trauer-Gondel, für Klavier zweihändig. Die hohe Verehrung, welche Liszt gegen seinen Freund Wagner hegte, ersehen wir aus einem Briefe, der unter anderm folgende Stelle enthält:

„Anfang der fünfziger Jahre, wo allein das Weimarische Theater die Ehre hatte, Tannhäuser, Lohengrin und den fliegenden Holländer aufzuführen, dienten solche Transkriptionen nur als bescheidene Propaganda am dürftigen Klavier des großen, hehren Genius Wagner, dessen strahlender Ruhm dem Stolze Deutschlands angehört.

Achtungsvoll und freundschaftlichst

F. Liszt."

Als neue Werke entstanden der Bußpsalm „De profundis" für Bariton-Solo, Männerstimmen und Orgel, als vorletztes Stück des „Stanislaus" und als Schlußchor des Oratoriums „Stanislaus", Salve Polonia für gemischten Chor, großes Orchester, Bariton-Solo und Orgel.

Nach anhaltender Arbeit hörte Liszt fast täglich die Messe in der Kirche S. Carlo am Corso, wohin ihn immer seine Schüler Stradal und Göllerich be-

gleiteten, und nahm dann in der Regel das Diner bei der Fürstin Wittgenstein ein, welche zwei Häuser entfernt vom Hotel Alibert an der Via di Babuino wohnte, falls ihn nicht andere Einladungen hinderten. Obwohl die Fürstin in gänzlicher Zurückgezogenheit lebte und gar keine Besuche mehr machte, war doch ihr Geist noch von gleicher Lebendigkeit beseelt wie ehedem. Nicht nur Liszts Schöpfungen hatte sie in sich aufgenommen, sondern sie war mit allen Gebieten geistigen Wissens vertraut, eine auserlesene Bibliothek bot ihr bereite Hilfe. Die Nachmittage widmete der Meister vorzugsweise dem Unterricht seiner Schüler, darum sah er es gern, wenn deren Elite ihm nach Rom folgte. Zu den bereits genannten war noch Frederic Lamond aus Schottland hinzugetreten. In welcher Weise Liszt seinen Unterricht auffaßte, lernen wir aus seinen eigenen Worten kennen, er sprach sich z. B. auf die Anfrage eines Pianisten in San Francisco hierüber dahin aus:

„Ihr freundliches Schreiben erwiedere ich mit bestem Dank. Regelmäßigen Klavierunterricht zu erteilen, kann ich nicht unternehmen. Doch höre ich fortwährend sehr viele Pianisten und Pianistinnen, worunter sich einige treffen, denen ich gern meine geringen Kenntnisse im Klavierspiel andeute.

Wenn Sie mir also Ihr Talent zeigen wollen, verspricht Ihnen Aufmerksamkeit und freundlichen Empfang

achtungsvoll ergebenst

F. Liszt."

Eine sehr interessante Unterbrechung erhielten die Unterrichtsstunden in Rom durch den Besuch bevorzugter Gäste, von denen wir nennen: Herzog von Sermoneta, Fürstin Orsini, Gräfin Rewicky, Graf Seilern, Baron von Kendell, Baronin Schwarz aus Kreta, Frau von Helbig, Donna Laura Minghetti, Witwe des bekannten Staatsmanns, und den berühmten Maler Siemieradzky. Eines Tages erschien auch der Maler Alma Tadema mit einer Sängerin, welche Liszts Mignon, von dem Meister selbst einzig schön begleitet, vortrug. Die Komponisten aus Rom wie Sgambati, Martucci, Buonamici erschienen zuweilen zu den Lektionen, zuweilen auch zu anderen Zeiten und spielten dabei dem Meister ihre neuesten Kompositionen vor. Auch der amerikanische Bildhauer Ezechiel fand sich öfters ein, den Liszt mehrmals in seinem malerisch in den Ruinen der großen Thermen beim Bahnhofe gelegenen Atelier aufsuchte.

In Rom kam im ganzen mehr Regelmäßigkeit in den Unterricht, als dies z. B. in der stets überfüllten „Weimarer Saison" in der Hofgärtnerei der Fall sein konnte. Die Stunden wurden in der Regel wöchentlich mindestens dreimal nach beendeter Siesta zwischen 4 und 7 Uhr gehalten. Einige Parthien Whist beschlossen in unvergeßlich gemütlicher Weise die Abende, wobei der launige Meister oft unermüdlich im Erzählen köstlicher Anekdoten war. Da nur wenig Schüler den Unterricht genossen, konnte sich Liszt mit jedem einzelnen um so eingehender befassen. Diesen Auserwählten war die Freude vergönnt, den Meister zuweilen größere Stücke vorspielen zu hören, so die Desdur Etude, seine Bearbeitung von Schuberts Ständchen, seinen zweiten Liebestraum, seine Valse mé-

lancolique, seine zweite Polonaise, Arcadelts „Ave Maria", I. Nocture von Chopin, seine Robertphantasie, Chants polonais, Mozarts „Ave verum corpus" und andere kleine Piecen.

Auch außer den Unterrichtsstunden hat sich Liszt seinen Schülern gewidmet. Einigen von diesen ihrem geliebten Meister veranstalteten fröhlichen Soupers in dem Hotel eines deutschen Schweizers in der Bocca di Leone schenkte Liszt seine bezaubernde Anwesenheit. In solchen Momenten aber, wo der Meister mit seinen Schülern sich „ganz unter uns", wie er zu bemerken pflegte, fühlte, mußte man so recht die freundliche Geselligkeit des Liebreichen beglückt bewundern. Diese Augenblicke vertraulichen Umgangs leben bei allen seinen Schülern in dauernder Erinnerung fort. So sagte er bei einem zweistündigen Spaziergange, sich als Cicerone erbietend, zu seinen Schülern: „Sie sollen nicht sagen, ich hätte Sie nach Rom gelockt und Ihnen nichts gezeigt." Folgen wir diesen interessanten Wanderungen, so beginnen wir mit einem Rundgang durch Rom. Über die spanische Stiege schritt er zum thronenden Obelisken empor und erklärte das großartige Panorama über dieser ewig einzigen Stadt. Von hier gesehen, ist es an den äußersten Enden begrenzt von den beiden früheren Wohnungen des Meisters: Links das Kloster Franciska Romana am Forum Romanum nahe den Trümmern der Constantin-Basilika (wo Liszt zum großen Teile seine „Legende von der heiligen Elisabeth" und wo auch Goethe den Tasso dereinst gedichtet hatte) —. rechts ein kleines Kloster hoch oben am Monte Mario zwischen der Villa Madama, Raphaels Meistergebilde der Baukunst, und der Villa Mellini, mit ihrem überwältigenden Blick nach dem Gebirge; da hat er sein Lebenswerk „Christus" geschrieben.

Am 10. November folgte ein längerer Ausflug nach der Villa d'Este, welche dem Meister durch sein früheres Verweilen so lieb geworden. Hier war er jahrelang der werte Gast des jetzigen Besitzers des Kardinals Fürst Hohenlohe gewesen. Ihm fühlte er sich verbunden durch die Bande der Kirche sowohl wie durch die Bande der Kunst. Hier konnten die alten Freunde trauliche Stunden hinbringen in dem Vollgenuß der Natur unter den schattigen Gängen und beim Anblick der imposanten Fernsicht, hier konnten sie sich künstlerischen Studien widmen, hier fanden die klangvollen Töne, welche der Meister dem Instrument entlockte, harmonischen Widerhall in des Kardinals melodischer Stimme. Mit dem vorgerückten Alter jedoch hielt Liszt die Villa für einen dauernden Winteraufenthalt nicht ganz geeignet, zog deshalb die geschützteren Wohnungen der Stadt vor und beschränkte sich darauf, nur kleine Touren nach der Villa d'Este zu unternehmen.

Hören wir, wie Liszt selbst sich in folgendem Briefe über den Aufenthalt in der Villa d'Este ausspricht:

„Ich erlaube mir also abermals Ew. Hochwürden einzuladen, die nächsten Monate mit mir zu verweilen in der Villa d'Este, wo Sie Ruhe, friedsames Behagen, milde Luft, herrliche Landschaft, angenehme Spaziergänge, wohlbekommende

Kost, guten Wein, Bücher, Musikalien, Klaviere, deren Gebrauch ad libitum, und geistig zuträgliche Temperatur finden werden.

Ihr verehrungsvoll und dankbar

ergebenster

F. Liszt.

Man betritt die Räume wieder, in denen der Meister sich immer so heimisch gefühlt. Die Villa, in der Mitte des 16. Jahrhunderts von dem fürstlichen Kardinal Ippolito d'Este errichtet, hat lange Zeit als Muster aller Villen gegolten. Man beschaut die glänzenden Salons des Kardinals sowie die von dem Meister selbst bewohnt gewesene Etage, die Zimmer, in denen so manche großartigen Werke zutage getreten. Dann zeigt Liszt die Plattform mit ihrer imposanten Aussicht auf Rom, in der über alles erhaben die Kuppel von St. Peters wunderbarem Dom ehrwürdig hervorragt. Am fernsten Horizont erblickt man das Meer. Man durchwandelt die prachtvollen Parkanlagen, welche ihresgleichen suchen, begünstigt durch Natur und gefördert durch Kunst. Das bergige Terrain bietet landschaftliche Durchblicke reizvoller Eigenart, Werke der bildenden Kunst zieren Grotten und Wege. Es deutet der Meister auf die trauten Plätzchen, an denen er so gern geweilt, vor allem auf die gigantischen Cypressen und die Pinien, über deren Häupter Jahrhunderte hinweggegangen, unter deren anheimelndem Schatten er gar oftmals seinen genialen Träumen sich hingegeben, deren liebliches Säuseln ihm so ideale Schöpfungen zugeflüstert hat, und auf die wunderlieblichen Wasserspiele, die bei Sonnenstrahlen einen zauberhaften Silberglanz entfalten. Man hört, wie unter donnerähnlichem Getöse die ungeheuern Wasserfälle inmitten des rauschenden Anio von Tivolis Höhen herabstürzen. All' die Gefühlsstimmungen, welche Liszt im Ansehen dieser Naturschauspiele empfangen, hat er in geistvoller Weise niedergelegt in den bezaubernden Kompositionen: „Unter den Cypressen der Villa d'Este" und „Die Wasserspiele der Villa d'Este". Auch er hat die reiche Natur Tivolis — die schon Goethe lobpreisend besingt — „Oftmalen beschaut und nebenbei komponiert" (wie er einem Lieblingsschüler auf Bilder der Villa d'Este wörtlich niederschrieb). Denn war Liszt von einem großen Gedanken einmal begeistert, so wußte er ihm in harmonischen Klängen Ausdruck zu verleihen, wie er ein andermal dies selbst so originell in die Worte legt:

„Können das ist die große Sache,
Damit das Wollen etwas mache."

Gewiß gern vernehmen wir auch von den weiteren Wanderungen und Vorkommnissen, sind es ja doch die letzten Tage, die der Verewigte in Rom verlebte. Am 8. Dezember Besuch der Kirche Maria dell Anima, der deutschen Kirche Roms für Katholiken, woselbst eine Palestrina-Messe unter der gediegenen Leitung des Jesuiten Müller durch einen Knabenchor aufgeführt wurde. Am 12. Dezember ward an einem dreistündigen Konzert von Spontinis „Olympia" Teil genommen. Am 22. Dezember hatte eine Komposition des Meisters „Trauer-Gondel" ihre Wandelung vollendet, das erste gedruckte Exemplar war

aus Leipzig angelangt und wurde so freudig wie eine Gabe zu dem bevorstehenden Weihnachtsfest begrüßt. Am 24. Dezember ward zum Christtag den drei Meßandachten in der Kirche S. Andrea della Fratte beigewohnt, in welcher sich das Bildnis von Liszts Schutzpatron Franz de Paula befindet, unter welchem der Meister gern betete. Der Weihnachtsabend selbst wurde im Botschaftshotel des deutschen Reiches in echt deutscher Weise gefeiert. Baron von Keudell hatte den Meister mit seinem Schüler Stavenhagen, Baron von Schlözer, Bildhauer Professor Otto und einige deutsche Künstler als Gäste dazu eingeladen. Der Christbaum mit seinen strahlenden Kerzen repräsentierte das deutsche Weihnachtsfest. Jedem der Gäste bot man ein Geschenk, dem Meister eine japanische Etagere, auch das Backwerk nach deutscher Sitte fehlte nicht. Bei einem Glas Punsch wurde dieser Abend in heiterster Weise und sogar ohne Musik zugebracht. Am 26. Dezember war das vorletzte Stück des Oratoriums „Stanislaus" der 130. Psalm „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr!" vollendet worden, eins der tiefempfundensten Werke Liszts. An demselben Tage nahm der Meister mit seinen Kunstgenossen an einer Weihnachtsfeier im deutschen Künstlerverein Teil, bei welcher ebenfalls die Lichter auf deutscher Tanne brannten und bei Orgelklang fromme Weihnachtslieder ertönten. Am 31. Dezember fand das Jahr einen bedeutsamen Abschluß durch Vollendung des Klavierauszugs und der Partitur von einigen Teilen des letzten Stücks von Stanislaus „Salve Polonia". Welchen Wert der Meister auf seinen Stanislaus legt, erhellt aus folgenden, an einen hohen geistlichen Herrn gerichteten Zeilen:

„Sehr erfreut durch Ihr verbindliches Schreiben, sage ich Ihnen zugleich aufrichtigsten Dank für Ihre Bemühungen, betreffend das Officium proprium S. Stanislai. Es ist auch besonders daran gelegen, meinen Stanislaus in die wahre kirchliche Mitte zu stellen, wozu mir am besten verhilft das Officium proprium in Polen. Die Mitteilung desselben leistet mir einen gewichtigen Dienst, den mit herzlicher Dankbarkeit anerkennt und erwidert

Ew. Hochwürden

verehrungsvoll ergebenst

F. Liszt."

Am 1. Januar trug der Meister zur Erhöhung einer Neujahrsfreude bei, indem er eine dem Hotel Alibert anliegende, französische Kindererziehungsanstalt besuchte, welche eine allerliebste Krippenaufstellung veranstaltet hatte. Ein reizendes Bild, den Meister mit würdigem Silberhaar von einer Schar freudestrahlender Kindergesichtchen umringt zu sehen!

Eines lebhaften, geselligen musikalischen Verkehrs bei dem deutschen Botschafter Baron von Keudell haben wir zu gedenken. Einen großen Genuß bereitete derselbe dem Meister zu seinem am 22. Oktober 1881 in Rom verlebten siebzigsten Geburtstag, welcher im Botschaftshotel durch eine Matinee festlich begangen wurde. Auserlesene musikalische Kompositionen, durch das Quintett von Sgambati, Monachesi, Masi, Jacobaeci und Furino geboten, welche Liszts Le berceau, Schumanns op. 41, Schuberts Variazioni del Quintetto und ein von

Sgambati dem Meister gewidmetes Quintett in vorzüglicher Weise vortrugen. Öfters wurden dort zu Ehren des Meisters Soireen veranstaltet. Baron von Kendell hat bedeutende Kenntnisse in der Musik, und als derselbe z. B. das Dmoll Quartett von Schubert, für Klavier von ihm selbst arrangiert, vorspielte, hat Liszt diese Arbeit als eine meisterhafte bezeichnet.

Liszt verkehrte auch in dem Hause des Baron von Schlözer, Gesandten beim Vatikan. Er brachte mehrere Abende daselbst in Begleitung von Stavenhagen zu, und sowohl der Meister als auch sein Schüler wechselten hierbei mit dem Pianospiel. Der Meister besuchte ferner vielfach das Haus des Professors von Helbig, eines in der Archäologie hervorragenden Gelehrten. Seine Gattin, eine geborene Fürstin von Scherbatoff, besitzt nicht nur ein musikalisches, sondern auch ein Mal- und Sprachtalent, da dieselbe sechs bis sieben lebender Sprachen mächtig ist. An einem im Helbig'schen Hause verlebten Abend war die Prinzessin Friedrich Karl anwesend. Da Liszt leider selbst durch Unwohlsein am Besuch behindert war, so sendete er als Stellvertreter seine Schüler Stradal und Stavenhagen.

Eines Tages war Liszt zu einem Souper in einem andern Hause eingeladen. Einer seiner Schüler sollte erst um zehn Uhr eintreffen — nur des Spielens halber! Die Tafel ist bereits vorüber, man nimmt den Kaffee, und als man den so spät Erscheinenden zum Spielen auffordert, sagt Liszt in seinem Taktsinn und sympathischen Gefühl für Kunstgenossen: „Der Arme hat nichts zu essen bekommen, der Schuldige bin ich allein, ich werde meine Schuld abzahlen." Dann setzte er sich ans Piano und spielte seine wunderbare Romanze oubliée in wahrhaft begeisternder Weise.

Insbesondere unterhielt er lebhafte Verbindung mit dem deutschen Künstlerverein, welcher damals unter der Leitung des Professors Otto eine sehr ersprießliche Wirksamkeit entfaltete. Als Liszt eines Abends sich dort befand, machte ein Amerikaner den schwachen Versuch, ihn in einem Toaste zu feiern und als er sagt: „Ihm, dem großen Meister, ist es zu verdanken, daß man jetzt Klaviere in jedem Hause findet," erwiderte Liszt lächelnd, als „Mehrer der Pianos" sei er noch nicht gefeiert worden. In unvergeßlicher Erinnerung lebt noch das von dem deutschen Künstlerverein im Saale des Palazzo Pacco am 16. Januar 1886 abends 8½ Uhr vortrefflich ausgeführte Abschiedskonzert zu Ehren Liszts, in dem nur Kompositionen des Meisters vorgetragen wurden, so daß es das erste ausschließliche Lisztkonzert war, welches in Rom gehört wurde. Sein Programm lautete:

1. Mazeppa, symphonische Dichtung für zwei Klaviere (Göllerich, Stradal).
2. Zwei Lieder: „Es muß ein wunderbares sein!" und „Mignon" (Fräulein Weiß, Klavierbegleitung Frau von Helbig).
3. Hugenottenphantasie (Anforge).
4. Nonnenwerth-Elegie (nach einem Gedichte vom Fürsten Felix Lichnowsky) für Klavier und Violine (erste Aufführung aus dem ungedruckten Manuskript) (Im Hof, Göllerich).

5. Angiolin dal biando crin (Hofopernsänger Peschier).
6. Hunnenschlacht für zwei Klaviere und Harmonium
(Stradal, Göllerich), Stavenhagen (Harmonium).

Mit dem Liede Nr. 5 „Englein hold im Lockengold" hatte Liszt seine blondgelockte Enkelin Blandine in Genf besungen, als sie zwei Jahre zählte. Der Erfolg des Konzertes war ein glänzender, enthusiastische Lisztrufe erklangen, aller Augen waren auf den Meister gerichtet. Da erhob er sich, trat zum Flügel und spielte zur allgemeinen Überraschung seine dreizehnte Rhapsodie, nicht so wie im Druck erschienen, ganz frei, und in einer Weise, daß selbst seine anwesenden Schüler versicherten, ihn in solcher Erhabenheit nie gehört zu haben. Als die Schüler ihrem Meister den gerührten Dank ausdrückten, erwiderte er: „Ich wollte mich nur den Herren erkenntlich zeigen" — ein Zeugnis echt Liszt'schen Feinsinnes! —

Der Meister gab seine ganze Befriedigung kund über die Ausführung dieses Konzertes. Er sprach zunächst seinen Dank aus, den Künstlerkräften aus Rom für die bewährte Unterstützung, sodann der Elite seiner Schüler für ihr treffliches Zusammenwirken beim Ensemblespiel und dann wendete er sich an denjenigen seiner Schüler, welcher als Solist die Hugenottenphantasie so begeistert vorgetragen. Wie dereinst Beethoven am 13. April 1823 dem elfjährigen Franz Liszt in Wien durch einen Kuß die künstlerische Weihe verliehen, so erteilte der Meister Franz Liszt mit den Worten:

„Sie, lieber Ansorge, haben heute ganz süperb gespielt," eine gleiche Weihe seinem Schüler Ansorge, als eine Mitgift für sein Künstlerleben, bei dem letzten Konzert zu Rom.

Welches liebenswürdige Wohlwollen der Meister dem deutschen Künstlerverein schenkte, geht aus folgendem Briefe hervor:

„Aufrichtig dankend für die Ehre, welche mir der deutsche Künstlerverein in Rom erwiesen hat, bitte ich Sie, demselben meine Erkenntlichkeit darbringen zu wollen, und hoffe ich in einigen Monaten Ihnen persönlich den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Ihr freundschaftlichst ergebener

F. Liszt."

Dann folgte noch eine Episode. Es war eine Wette eingegangen worden, ob Liszt an diesem Abende wohl spielen werde, was seit langer Zeit nicht mehr geschehen war. Der Ungläubige, welcher verlor, war der Bruder der Fräuleins Stahr in Weimar, der bekannten ältesten Schülerinnen Liszts, Konsul Stahr aus Berlin. Im Vollgefühl des von dem Meister gewährten Genusses zahlte er gern die Wettsumme von 100 Lire an die Vergnügungskasse des deutschen Künstlervereins.

Erwähnenswert ist ferner, daß eine Marmorbüste Liszts während seiner Anwesenheit in Rom ihrer Vollendung entgegen ging. Nachdem nämlich dem Bildhauer Adolf Lehnert aus Leipzig der Meister kurze Zeit vor seiner Abreise nach Bayreuth im Juli 1886 einige Stunden in Weimar gesessen hatte, wurde die

Büste in dem Atelier seines Lehrers, des Professors zur Straaßen in Leipzig von A. Lehnert modelliert, sodann zu Rom von dem Künstler selbst in Marmor ausgeführt. Das Werk ist vortrefflich gelungen. Die Marmorbüste stellt Liszt in sprechender Lebenswahrheit dar, einerseits den großen Meister mit seinem ernst phantastischen Wesen und seinem lebendigen, dichterischen Genie, andererseits den liebenswürdigen Mann mit seinem edlen Antlitz und seinen freundlichen, gewinnenden Zügen vorführend. Dies gelungene Bildwerk ist von dem allgemeinen deutschen Musikverein erworben und dessen hohem Protektor, Seiner Königlichen Hoheit, dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen, dargebracht worden, welcher dasselbe für das Lisztmuseum bestimmt hat.

Einem Maler in Rom hatte Liszt Sitzungen gewährt, bei denen sowohl die Gattin des Künstlers als auch A. Stradal Liszt'sche Kompositionen vortrugen. Eines Tages verweilte der Meister mit Frau von Helbig, Fräulein von Eichendorf und Ansorge in dem Atelier, als der Maler den Meister bat, die Hände auf das Klavier zu halten, um deren Lage beim Spielen fixieren zu können. Da setzte sich Liszt, obwohl kein Konzertflügel, sondern nur ein einfaches Piano dastand, an das Instrument und spielte zum allseitigen Ergötzen den ersten Satz von Beethovens Sonate pathétique.

Einige Tage nach dem Konzert rüstete sich Liszt zur Abreise nach Pest. Ihn sollte Stavenhagen begleiten, Ansorge blieb noch zurück, um am 27. Januar selbst ein Konzert zu geben, die übrigen waren bereits vorher abgereist. Nach dem Bahnhofe wurde der Meister von Frau von Helbig, dem Baron von Kendell, von Schlözer sowie manchen andern hohen Persönlichkeiten aus Rom geleitet, sie verabschiedeten sich, nicht ahnend, daß der große Meister zum letztenmale in ihrer Mitte geweilt und sie ihn nie wieder sehen sollten, daß es ein Abschied auf Ewigkeit sein würde.

Die Südpolarräume.

Von

Traugott Tamm.

(Schluß.)

Alsdann hebt sich um den Betrag der Schmelzung das Treibeiskonglomerat wieder aus dem Meere empor, und was der Sommer abgenagt, ersetzt reichlich der nächste Winter, von unten durch Anfrieren, von oben durch Schneefall, sodaß die einzig wirksame Verkleinerung der Eismasse durch Zerbröckelung der Felder an den Rändern und Loßreißung ganzer größerer Flarden geschieht. Das reichliche Schmelzwasser des Sommers giebt den ersten Anstoß, die Massen auseinander zu drücken und von der Stelle zu schieben. Durch vereinigte Kraft der Winde und Strömungen ziehen diese kleineren und größeren Brocken nordwärts, rascher als das schwerfällig sich drehende und kreiselnde Gros des Feld-

eiskomplexes, und werden dort, unter einer wirksameren Sonne und in höher temperierten Gewässern, bald zernagt und zerfressen. Auf solche Weise werden riesige Treibeisgürtel nach und nach vernichtet; anderen aber gelingt es, sich vor der Zerstückelung einigermaßen zu bewahren und sich in Breiten zu halten, welche ihnen ihr Dasein bis zum nächsten Winter garantieren.

Aus diesen entstehen dann die mächtigen alten Eisbarrieren, welche naturgemäß die größte Dicke und Festigkeit haben, da sie ihre allsommerliche Verminderung durch Neubildungen mehr als zu ersetzen im stande sind. Sie liegen relativ fest, wie ein Schiff vor Anker mit dem nötigen Spielraum, und ändern hauptsächlich nur nach den beiden Jahreszeiten ihre Lage, indem der Sommer sie um ein Geringes nach Norden verschiebt. Man nennt, zum Unterschiede vom eigentlichen Treibeise, diese alten „paläokrystischen" Massen: Packeis.

Wenn dieselben aus sehr schwerem Eise gebildet werden, ist es in der Regel ein Ding der Unmöglichkeit für Schiffe, sie zu forcieren; leichtere Packeisgürtel aber sind bei Polarreisen doch schon sehr häufig durchschnitten worden: Holzschiffe mit verhältnismäßig schwachen Schutzpanzern gegen die Eispressungen, ja, selbst gewöhnliche, für Walfischfang und Robbenschlag ausgerüstete Fahrzeuge ohne jede Extrabekleidung haben sich in diese chaotischen Massen gewagt und bei günstigem Winde vermochten sie die äußeren Ränder, welche stets aus den schwersten Eismassen bestehen, zu durchbrechen und dann mit Benutzung jener Gassen und Wacken (siehe oben!) sich hindurchzuwinden — jedoch selten ohne ihre Seetüchtigkeit ernstlich zu schmälern.

Jene Durchgänge sind meist nur von mehr oder minder hart mitgenommenen, morschen Schollen oder Flarden gesperrt, da sie gewissermaßen die Bruchlinien darstellen, die der Anprall von Wasser und Wind, der Frost und die ungleiche Dicke des Eises selbst in die Barriere gesprengt haben. Schon von weitem machen sie sich bemerkbar durch Reflexe am Himmel, falls sie nur von einiger Ausdehnung sind. Das glänzende Eis vermag die Strahlen des Sonnenlichts nicht aufzusaugen; es wirft sie zurück und verleiht dadurch den Luftteilchen ein eigentümlich verschwimmendes, weißes, diffuses Licht; die Wasserstreifen zwischen dem Eise erscheinen am Himmel als dunklere Flecke und Striche; und das offene Meer hinter der Packeismasse ist auf gleiche Weise durch dunklere Färbung der Luft erkennbar — sogenannter Eis- und Wasserhimmel, eine dem Polarreisenden sehr geläufige und für die Beurteilung seiner Situation wertvolle Erscheinung.

Es sind diese offenen Flecke, Tümpel und Durchgänge inmitten des Packeises natürlich keine dauernden Fahrstraßen: die nächste Verschiebung des Eises, der nächste härtere Frost machen ihnen vielleicht schon nach Minuten ein Ende und schaffen ihrer neue.

Der kühne Sir James Clark Roß bohrte sich, um ein Beispiel anzuführen, unter 61° 45′ S. Br. und 146° 30′ W. L. in einen Packeiskomplex von ca. 360 naut. Meilen Breite hinein, welche Entfernung aber noch nicht die Hälfte der von ihm in Wirklichkeit zurückgelegten beträgt: denn er war gezwungen, in schräger Richtung und unter bedeutenden Umwegen sich durchzukämpfen. Das

offene Meer erreichte er erst nach Verlauf von 46 Tagen (vom 18. Dez. 1841 bis 2. Febr. 1842) unter 67° 45′ S. Br. und 159° 30′ W. L.

Eine auch für antarktische Verhältnisse passende, sehr zutreffende Beschreibung derartiger Packeisfahrten liefert uns der Nordpolarforscher Dr. Hayes, aus welcher wir folgendes anführen: „Der Raum, in welchem wir den Schoner manövrieren ließen, wurde nach und nach immer enger, die Zusammenstöße mit dem Eise immer häufiger. Wir wichen zurück. Das Eis schloß sich ans Land an, und wir wurden endlich zum Stehen gebracht. Es gab keinen Durchgang mehr. Zum Rückzug war es jetzt zu spät, wenn wir ihn auch hätten antreten wollen. Das Eis war hinter uns ebenso dicht zusammengepackt wie vor uns. Die Szene hatte sich mit unglaublicher Schnelligkeit verändert. Eine Stunde später war vom Deck aus kaum noch ein Fleckchen offenen Wassers zu sehen, und die Eisflarden schlossen sich wie ein Schraubstock um den Schoner. Im Rachen desselben völlig machtlos, blieb uns keine andere Wahl, als mit möglichster Ruhe auf den Ausgang zu warten. — Die Szene um uns war ebenso imposant als beunruhigend. Außer dem Erdbeben und Vulkan giebt es in der Natur kein Schauspiel, dessen Gewalt sich mit derjenigen der Eisfelder in den arktischen Meeren vergleichen läßt. Wenn sie vom Winde oder von Meeresströmen gegen das Land oder andere Widerstand leistende Gegenstände getrieben werden, schließen sie sich mit dem Druck von Millionen sich bewegender Tonnen zusammen, und das Krachen, Getöse und die Verwirrung sind wahrhaft schreckenerregend. — Wir befanden uns jetzt mitten in einer der schauerlichsten dieser Vorstellungen aus der Polardynamik und kamen zu dem unbehaglichen Bewußtsein, daß der Schoner eine Art Dynamometer werden sollte. Wo irgend die Flarden zusammentrafen, wurden große Bergrücken aufgeworfen, um wieder unterzutauchen, wenn der Druck in einer anderen Gegend ausgeübt wurde, und diese pulsierenden Erhebungslinien, die in manchen Fällen eine Höhe von nicht weniger als 60 Fuß — höher als unser Mastkorb — erreichten, sprachen über das um uns liegende Meer hin von der Stärke und Macht des Feindes, der uns bedrohte." —

Die Bewegung des Treibeises, welches rund um die Erde seinen breiten Gürtel schlingt, ist eine ununterbrochene durch Sommer und Winter — nur in letzterer Jahreszeit eine bedeutend verlangsamte; erst bei Beginn der Sommermonate geraten die Massen in lebhafteres Treiben.

Der größte aller Südpolarfahrer, der jüngere Roß, hat nachgewiesen, daß man regelmäßig, wenn man die schwersten Packeismassen durchschnitten, südlich derselben ein verhältnismäßig offenes Meer anträfe. Die Ursache hiervon kann nur sein, daß sich im Innern der antarktischen Regionen größere Festlandsmassen, resp. eine gewaltige, festliegende Eiskalotte befinden. Im Sommer nun löst sich der Packeisgürtel in seiner ganzen Ausdehnung und treibt von den Küsten, wo er entstand, äquatorwärts. Nach Verlauf gewisser Zeit wird sich die Hauptmasse des Eises von ihrer Geburtsstätte soweit entfernt haben, daß eine dazwischenliegende, ziemlich ausgedehnte Zone offeneren Wassers sich bilden konnte. Vom Lande, resp. vom Gebiete des festliegenden antarktischen Gletschereises her kann

bis zur Neubildung des Treibeises im Winter kein frischer Nachschub von anderer als sekundärer Bedeutung mehr kommen. — Diese mittlere Zone wird gekennzeichnet durch kleinere Treibeiszüge und vereinzelte Eisberge, die Nachzügler des großen Heeres, das sich schon weiter nordwärts befindet; ganz eisfrei also ist sie niemals.

Schon daraus ergiebt sich die Unmöglichkeit, die Südgrenze des Packeisgürtels für den Sommer festzustellen — im Winter fällt dieselbe zusammen mit den Rändern der zentralen Eiskalotte und der antarktischen Landmassen. — Einmal ist im Sommer das hinter dem Treibeise liegende Meer nicht eisfrei, und zweitens ist die Bewegung des ganzen Gürtels eine so ungleiche, daß letzterer in dem einen Jahre weiter nach Norden treibt als im anderen, und infolgedessen auch die Südgrenze sich verschiebt.

Und was die Breite des Gürtels betrifft, so ist dieselbe gleichfalls äußerst verschieden, je nach den Bedingungen, unter denen das Packeis sich bilden durfte: nach den Lokalitäten, innerhalb deren es entstand, nach dem Alter, das es erreicht, und nach der Verminderung, die es durch Sonne, Wasser und Wind erfahren; darum ist es gleich schwierig, eine Nordgrenze anzugeben, wie eine Südgrenze. — Wo das eine Jahr eine Packeisanhäufung von vielen hunderten naut. Meilen Ausdehnung in die Breite und Länge zeigt, finden sich im nächsten vielleicht nur noch zermorschte und zerbröckelte Fragmente.

Man wird deshalb über die mittlere Lage des Packeisgürtels nicht mehr sagen können, als daß die schwersten und zusammenhängendsten Massen bis gegen 65° S. Br. zu finden — in einzelnen Jahren auch noch in der Zone von 65 bis 60° S. Br.

So ward (von Grant, Dez. 1855) eben südlich von Südgeorgien eine kolossale Eismauer von 300—400' Höhe gefunden; auf Packeis stieß Moore, Jan. 1845, unter 61—62° S. Br., 2—8° O. L.; Juni 1857 lag Packeis unter ca. 62° S. Br., 45° O. L., Moore traf im März 1845 Packeis sogar unter 59—58° S. Br., 100° O. L.; und im Juni 1835 befand sich Packeis ebenfalls unter 59—58° S. Br., 130° W. L. (s. Petermanns Südpolarkarte in Stielers Handatlas.)

III.

Den ersten Rang unter den Südpolar-Treibeismassen nimmt ohne Frage das Gletschereis ein, die Eisberge; in unzählbaren, ja, der ungefährsten Schätzung sich entziehenden Scharen durchschwärmen dieselben die weiten ozeanischen Räume, welche sich gleichsam als neutrales Gebiet ausdehnen zwischen dem eigentlichen antarktischen Meere und den drei großen Weltmeeren, weder zum einen noch zu den anderen recht gehörend. Das Treibeis und die mit ihm zusammen auftretenden Phänomene, die Temperatur der Luft wie des Wassers, die Beschaffenheit der verhältnismäßig wenig zahlreichen Inseln weisen nach Süden, und andererseits zwingen die überall offenen Zugänge, oder vielmehr der ununterbrochene Zusammenhang mit den drei Weltmeeren, die ähnlichen Tiefenverhältnisse und die jetzt fast allgemein angenommene offiziell-konventionelle, für praktische Zwecke

höchst brauchbare Abgrenzung, diese Meeresräume unter jene drei Ozeane aufzuteilen, sodaß der Name „antarktisches Meer" nur den vom Südpolarkreise begrenzten Regionen verbleibt.

In diesen letzteren haben wir die Heimat der Eisberge zu suchen; hier entstehen dieselben in langsamer, durch Äonen dauernder Arbeit, um endlich jene Grenzlinie zu überschreiten und nach einer kurzen Spanne Zeit, nach wenigen Jahren ungebundener Freiheit, zu zerfallen als Glieder des großen Ausgleichs der Natur.

Petermanns Karte giebt uns ein treffliches Bild von den Eisvorkommnissen auf der Südhalbkugel; wir finden auf ihr mit größter Genauigkeit und Vollständigkeit die immerhin vereinzelten Fälle eingetragen, wo die Eisberge, diese „Meilensteine des Ozeans", wie Dr. Hayes sich ausdrückt, in gewissen Jahren und unter besonders günstigen Umständen sich bis in erstaunlich niedrige Breiten (bis über 40° S. Br. hinaus) haben verirren können; und wir vermögen auf ihr ferner zu beobachten, wie die Vorkommnisse von Eisbergen sich mehr und mehr häufen, je näher wir dem Südpolarkreise rücken.

Wir werden uns nun zu vergegenwärtigen suchen, wie hier in den antarktischen Räumen, in der großartigen Eiskammer der Südhemisphäre, die Entstehung der Eisberge vor sich geht.

Die Eisberge sind (man weiß das seit noch nicht gar langer Zeit) nichts Anderes als die abgebrochenen Gletscherenden, -Köpfe; gerade in den letzten Jahren hat die wissenschaftliche Gletscherforschung einen großen Aufschwung genommen; das rätselhafte Dunkel, welches früher über diesen Eisströmen lag, ist fast ganz gelichtet; und was die Gletscher der Polargebiete betrifft, so haben die häufigen Forschungsexpeditionen gelehrt, daß die Art ihrer Entstehung und Vorwärtsbewegung von derjenigen der Gletscher in niedrigeren Breiten qualitativ nicht verschieden ist; die massenhaften Niederschläge, welche wir gerade in den Südpolargegenden antreffen, und welche natürlich nur als Schnee, eventuell auch als hagelartige Gebilde auftreten können, bewirken eine rasche und mächtige Firnansammlung; der Druck verwandelt die aufgehäuften Massen in Gletschereis, und letzteres wird durch seine Schwere vor- oder abwärts gepreßt, je nach der Beschaffenheit der Gletscherbahn rascher oder langsamer wandernd, bis es nach vielleicht Jahrhunderten, Jahrtausenden die Meeresküste erreicht. — Es sind ja die Bedingungen dazu hier wie nirgends in eminentem Maße vorhanden.

Eine Eigentümlichkeit aber fehlt den antarktischen Gletschern im allgemeinen, welche für unsere europäischen Gletscher so bezeichnend ist: die Mittel- und Seiten-Moränen. Die Denudation in den antarktischen Gegenden ist eine äußerst geringe, denn einerseits erreicht das Gletschereis eine Mächtigkeit, daß es auch über die Bergzüge, wo solche vorhanden, hinwegragt, andererseits sind selbst die Gipfel, falls ihre Höhe beträchtlicher ist als die des Gletschereises, doch von einem schützenden Eismantel völlig umhüllt (mit einziger Ausnahme vielleicht der wenigen noch thätigen Vulkankegel). Die Oberfläche des Gletschers also erglänzt hier in ewig fleckenloser Reine und Weiße, und wenn einmal Felsgeröll und

Trümmermaterial auf seinem Rücken transportiert werden, so sorgt doch der Schnee, welcher den Gletscher nicht nur bei seinem Ursprunge speist, sondern auf dem ganzen Wege meerwärts fortwährend erhöht, Schicht auf Schicht häufend, dafür, daß die dunkelfarbigen Steinblöcke und erdigen Bestandteile schleunigst dem Auge verdeckt werden.

Infolgedessen klebt nur selten der Oberfläche antarktischer Eisberge erratisches Material an, und selbst in den sparsam vorkommenden Fällen, wo derartiges konstatiert wurde, deuten doch die transportierten Blöcke, Schlammteile u. s. w. nicht auf die Existenz von Moränen an der Oberfläche des Muttergletschers hin, wie wir unten sehen werden.

Wie aber erklärt sich alsdann die unbestreitbare, durch sämtliche Tiefseelotungen und Grundproben erwiesene Thatsache, daß in weitem Umkreise rings um das antarktische Zentralgebiet der Meeresboden mit anorganischen Trümmern, großen und kleinen, bedeckt ist, welche deutlich ihren erratischen Charakter verraten, also nur durch zerfallende Eisberge abgelagert sein können?

Die Hypothese, daß jenes Trümmerwerk aus einer Periode stamme, wo die klimatischen Verhältnisse im antarktischen Gebiete andere, und wo Moränen auf den Gletschern desselben vorhanden gewesen, hält nicht Stich; denn in den seitdem verflossenen Zeiträumen würden die zahlreich an der Oberfläche des Meeres lebenden Diatomeen, Foraminiferen und Radiolarien schon längst jene Eisdeposite mit ihren Skeletten überdeckt haben. Es muß also die Trümmerablagerung noch in der Gegenwart vor sich gehen, und es bleibt nichts übrig als die, wenn auch nicht durch direkte Beobachtung an den antarktischen Gletschern selbst, so doch durch ihre innere Wahrscheinlichkeit hinreichend empfohlene Hypothese, daß das erratische Material auf dem Meeresgrunde von den sogenannten Grundmoränen der Südpolargletscher herstamme.

Vom Vorhandensein der Grundmoränen in den Gletschergebieten niedrigerer Breiten sind wir durch die Forschungen der jüngsten Zeit überzeugt worden, und wir sind völlig berechtigt, die Ergebnisse dieser modernen Gletscheruntersuchungen mutatis mutandis auch auf antarktische Verhältnisse zu übertragen.

Während bei den vergleichsweise zwerghaften Gletschergebilden unserer Hochgebirge die Grundmoränen nur geringe Mächtigkeit besitzen, haben die Gletscherriesen der diluvialen Vorzeit, welche den Vergleich mit der Eiskalotte des Südpols schon eher aushalten, entsprechend ihrer sehr viel größeren Masse und Schwere auch weit bedeutendere Grundmoränen unter sich fortgewälzt. Gab es doch diluviale Grundmoränen, deren Mächtigkeit 60—70 m, ja unter besonders günstigen Umständen 100 m betrug! Das antarktische Eis wird an Höhe den Gletschern der Eiszeit wenig oder gar nicht nachstehen, übertrifft aber dieselben an Flächenausdehnung ganz ungeheuer, sodaß wir zuversichtlich auch eine ähnliche Entwicklung seiner Grundmoräne annehmen dürfen.

Ganz allgemein genommen, sind die Grundmoränen durch ihr Dasein ein Beweis von der erodierenden Kraft des Eises, welche man früher gern wegleugnen wollte. Wenn der Gletscher sich langsam, doch mit der lebendigen

Kraft von ungezählten Millionen von Tonnen vorschiebt, so schleift er nicht nur die Seitenwände seines Bettes ab, sondern auch auf dem Grunde desselben zerreibt und zermalmt er das Gestein, und transportiert es sogar, so gut wie sein schnellerer Bruder, der Wasserstrom, Gerölle und Sand mit sich fortreißt: der Gletscher besitzt sogar eine noch viel bedeutendere Transportfähigkeit als jener.

In das „Schleifpulver" der Grundmoräne betten sich auch größere Blöcke ein, die entweder von oben her durch Gletscher-Risse und -Sprünge oder an den Seitenwänden des Bettes hinabgelangt sind, und werden hier ebenfalls zu Sand zermahlen; falls sie von sehr widerstandskräftigem Gesteine sind, konserviert sie der Gletscher wohl auch und schiebt sie mit und in der Grundmoräne weiter fort.

Unter niedrigeren Breiten halten sich die Vergrößerung des Gletschers, der Nachschub von hinten und das Abschmelzen von vorn, an seinem Ende, so ziemlich die Wage; nur in längeren Perioden läßt sich ein geringes Vorrücken, resp. Zurückweichen des Gletschers konstatieren. — Anders in polaren Breiten: der Eisstrom schreitet unaufhaltsam vorwärts, bis er an der Küste angelangt, und auch hier hält er nicht inne, sondern treibt seine Massen ins Meer hinein. Wenn das letztere in der Nähe der Küste von einiger Tiefe ist, vermögen die vorgeschobenen Gletscherköpfe den Meeresgrund nicht zu erreichen, weil das Wasser ein etwas größeres spezifisches Gewicht besitzt. Die spezifisch leichteren Eismassen werden von denselben gehoben und brechen endlich, durch diesen Auftrieb des Wasser und den Druck des nachschiebenden Gletschers, ab — ein Vorgang, den man das „Kalben" des Gletschers genannt hat.

Die abgeborstenen Stücke, die im Südpolargebiete von einer nirgendwo sonst erreichten Größe sind und die jetzt als Eisberge ihre Wanderjahre antreten, führen an ihrer Unterseite die ein- und angefrorenen Moränengeschiebe, Blöcke und Gletschersand mit sich und verfrachten sie bis auf Entfernungen von hunderten von Meilen.

Der über die Wasserfläche emporragende Teil des Eisberges beträgt wohl nicht mehr als ein Siebentel bis ein Achtel der ganzen Masse. Wenn nun durch Witterungseinflüsse die schwimmende Eisinsel sich spaltet und zerreißt, sodaß sie neue, gewissermaßen sekundäre Eisberge entsendet, so ändert sich die ursprüngliche Gleichgewichtslage der Eismasse; um den abgetrennten Betrag hebt sich die letztere aus dem Wasser, der eine Seitenabsturz wird vielleicht zur Oberfläche, und im Verfolg dieses Prozesses wälzt sich schließlich der Eisberg ganz und gar um, sodaß nun die Grundmoränenüberreste, soweit das Wasser sie nicht bereits abgenagt, zutage treten. Derartige Fälle sind hin und wieder beobachtet. —

IV.

Noch heute giebt es Karten, welche uns einen rings um den Südpol sich ausdehnenden großen Kontinent zeigen; besonders die Phantasie der Amerikaner hat in diesen kartographischen Ausgeburten anerkennenswertes geleistet. Es wird bei unparteiischer Prüfung der entwicklungsgeschichtlichen Thatsachen dieser famose antarktische Kontinent gar bald zusammenschrumpfen. Eigentlich nur an zwei

Stellen ist es gelungen, tiefere Vorstöße in das Innere der geheimnisvollen, eisgepanzerten Südpolarregionen zu machen — durch Weddell ins sogenannte Georg IV.-Meer, und durch Sir J. C. Roß in das Meer, durch welches das von ihm entdeckte Viktorialand bespült wird. Aber selbst diese beiden haben uns keineswegs eine allgemein ausreichende, geschweige denn erschöpfende Kenntnis von der Verteilung von Wasser und Land in dem fraglichen Gebiete gebracht. Noch heutigen Tages sind wir im unklaren über die Ausdehnung der Südpolarländer. — Wohl wissen wir, daß es daselbst kontinentale Inseln giebt; nicht aber, ob (um nur einige der streitigen Punkte zu berühren) die langgedehnte Küstenstrecke, welcher Roß den Namen Viktorialand beigelegt, etwa in Landverbindung stehe mit Wilkesland, ferner, ob es sich weiter nach Osten erstrecke und weiter nach Süden über 80° S. Br. hinaus; ja, nicht einmal das ist ganz sicher, daß das Viktorialand ein Ganzes bildet und nicht vielmehr einen Inselkomplex.

Von Wilkesland gilt dasselbe; nur ist die Unsicherheit hier noch größer. Und ebenso schlimm bestellt ist's mit Palmer-, Graham-, und Alexanderland (Palmerland freilich ist doch wohl als eine Insel für sich zu betrachten, seit Kapitän Smiley versicherte, dasselbe mehrmals umschifft zu haben). Von Graham- und Alexanderland dürfen wir nur behaupten, daß für ihren Landzusammenhang einige Wahrscheinlichkeit vorhanden. Allerdings ist's eine heikle Sache, von Wahrscheinlichkeit zu reden in Südpolargegenden, wo die Landaufnahmen so schwierig sind, wo ewiger Nebel den Blick hindert, wo selbst geübte Polarforscher immer wieder Eisbarrieren mit den darüberliegenden eigentümlichen scharfgeformten Wolkenmassen für hohes Land und Inselgruppen, deren Oberfläche mit Eis bedeckt und deren trennende Sunde und Durchfahrten durch Eis verstopft sind, für ein einziges, lückenloses Ganzes genommen haben; aber falls die Contouren des Graham- und Alexanderlandes richtig aufgenommen sind, wird das Auge des Geographen, nach seinen Erfahrungen über Küstenverlauf in niedrigeren Breiten, schwer davon ablassen, sich gerade hier die Lücke zwischen beiden Gebieten auszufüllen.

Ob sich nun größere Festlandsmassen innerhalb des Südpolarkreises befinden, als man gemeinhin annimmt oder nicht — eine Frage, welche nicht durch Tinte und Feder, sondern, wenn überhaupt, allein durch den Heldenmut und die Geschicklichkeit erprobter Polarfahrer gelöst werden kann — so müssen jedenfalls die Bedingungen daselbst gegeben sein für das Entstehen von gewaltigen Süßwassereismassen, von Gletschern, wie ihrer die Nordhalbkugel trotz ihrer sehr viel niedrigeren Temperaturen keine aufzuweisen hat. Der berühmte Humboldtgletscher, ja, das ganze ungeheure Mer de Glace Grönlands können nur Zwerge genannt werden gegenüber dem einzigen großen Gletscher (von Inlandseis, im strengeren Sinne des Wortes, dürfen wir hier kaum reden), der das Zentrum der antarktischen Regionen einnehmen muß.

Anderes als Vermutungen über die Ausdehnung des Gebietes, das diesen einen riesigen Südpolargletscher repräsentiert, können wir bei unsern mehr als lückenhaften hydrographischen Kenntnissen nicht haben. Und es ist ebenso falsch,

das ganze unerforschte Gebiet, den ganzen „weißen Fleck“, dieser Eiskalotte zuzuweisen, als demselben den Titel „antarktischer Ozean“ oder gar „antarktischer Kontinent“ zu verleihen: Wir wissen eben nichts Genaues darüber; die Südpolarforscher sind an nur wenigen Punkten bis zur Bruchfläche des Gletschers vorgedrungen, und es ist nicht viel mehr als Werk der Phantasie, diese Punkte mittelst einer in sich zurücklaufenden Linie kartographisch verbinden zu wollen.

Ein so gebildeter Kontinent ist noch problematischer als — um ein Beispiel gleichfalls aus polaren Breiten anzuführen — jene wunderliche Petermann'sche Fortsetzung Grönlands quer durch den ganzen Nordpolarkreis bis in die Behringstraße, bis zum Kap Hawaii des Wrangellandes: eine kühne Fortsetzung, welche sich auf mehreren von Petermann entworfenen Karten als „wahrscheinliche“ Landgrenze bezeichnet!

Es läßt sich der Südpolarkontinent fast als Nachkomme der alten fabelhaften, längst glücklich entschlafenen terra Australis incognita betrachten, von der Petermann berichtet: „Vor Tasman, also vor 200 Jahren, reichte sie bis zum Feuerlande, machte von da einen großen Bogen gegen das Kap der guten Hoffnung, umfaßte ganz Australien und erstreckte sich von Neu-Guinea quer über den Großen Ozean bis zur Magellan-Straße. Als Tasman zuerst die Südküste Australiens entdeckt und somit nachgewiesen hatte, daß dieser Kontinent mit einem südlicher gelegenen Polarlande nicht zusammenhinge, wurde die Größe des letzteren bedeutend reduziert, doch dehnte man dasselbe immer noch bis Neuseeland auf der einen und bis zu den Bouvet-Inseln auf der andern Seite aus und stellte beide Inselgruppen als Vorgebirge des fabelhaften Südlandes hin.“ — „Wir wären doch neugierig zu erfahren, wie nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft noch ein Kontinent am Südpol gezeichnet werden kann; es deutet unsere gegenwärtige Kenntnis vielmehr darauf hin, daß das noch ganz unerforschte antarktische Zentral-Gebiet vorwiegend aus Wasser und nicht aus Land bestehe, und die bis jetzt nachgewiesenen antarktischen Landmassen können nicht im entferntesten auf die Benennung „Kontinent“ Anspruch machen.“

Alles höchst richtig, wenn man Petermanns Vorurteil in Abzug bringt, als existierten am Nord- und Südpol eisfreie, offene Meere, welche es verhältnismäßig leicht machten, den Pol zu Schiff zu erreichen, falls man nur die richtige Route einschlüge.

Nein, das antarktische Zentralgebiet besteht nicht „vorwiegend aus Wasser,“ sondern aus einem durch Packeis unpassierbar gemachten Meere und aus festliegendem Gletschereise!

Es dürften hier die Worte Sir Wyville Thomsons ihre Stelle finden: „Daß das Polarbassin, oder jedenfalls diejenigen Teile desselben, die man bisher erreicht hat, weder offene See noch kontinuirliches Eis, sondern ein fatales Kompromiß zwischen beiden ist, eine enorm schwere Packeismasse, gebildet durch das aufgetürmte und zusammengequetschte Feldeis verschiedener Jahre, welches sich in steter Bewegung befindet, aufbricht und wechselt, je nach der vorwiegenden Richtung des Windes und bald hier, bald dort Gassen und Waken trügerischen,

freien Wassers offen läßt, das indes jeden Augenblick durch einen Orkan aus einer anderen Richtung geschlossen und in eine chaotische Masse von umherwirbelnden Feldeisbergen verwandelt werden kann." — —

Was die wirklich entdeckten Südpolarländer angeht, so kann von ihnen allen mit Zuversicht behauptet werden, daß sie völlig übereist sind; ja, bei manchen ist es zweifelhaft, ob sich unter den Eismassen in der That ein Landkern befindet. Wir zitieren abermals Petermann: „Die etwa 1000—1200 m hoch geschätzte Adélie-Küste war vollständig mit Schnee und Eis bedeckt, entblößtes Land oder Fels war von den Schiffen aus nirgends zu sehen, doch gelang es, dasselbe in Booten näher zu untersuchen und durch Steinstücke seinen Charakter als wirkliches Land vollständig außer Zweifel zu setzen. Bei der Clarie-Küste sind ähnliche Beweise nicht erlangt worden, vielmehr trat dieselbe als eine ungeheure, völlig senkrecht aufsteigende Eiswand von 100—130′ Höhe und etwa 20 deutschen Meilen Längen-Ausdehnung auf, oben horizontal und von großer Regelmäßigkeit, sodaß eine Unterlage von Land noch zweifelhaft ist und dasselbe vielleicht erst weit hinter der Eiswand seinen Anfang nimmt."

Auf der ganzen langen Küstenlinie des Wilkeslandes, welche etwa doppelt so lang ist als die norwegische Küstenlinie vom Nordkap bis Bergen, ist nur an wenigen Stellen ein solcher Beweis geführt worden. Wilkes hat weder Landungsversuche noch auch Höhenbestimmungen machen können, mit Sicherheit also wissen wir nur von der Existenz einer hohen, senkrechten, unbeweglichen (aus Gletschereis bestehenden) Eismauer in diesen Gegenden, ganz ähnlich der durch Roß östlich vom Viktorialande aufgefundenen Eismauer und mit ihr vielleicht gar in direktem Zusammenhange stehend.

Eine Eiswand von ganz identischer Beschaffenheit ferner haben Bellingshausen und nach ihm Wilkes entdeckt unter 90—110° W. L., ca. 70° S. Br. Über deren Zusammenhang aber mit den oben erwähnten steht noch nichts fest.

Fast überall haben diese Eismauern dieselbe Höhe, 150—300′, und an den wenigen Punkten, welche dem Beobachter von der Mastspitze aus einen Blick über die Oberfläche der Wand hin gestatteten, ward konstatiert, daß die Eismauer die steil abfallende Außenseite eines unabsehbaren, fast absolut ebenen, wie Silber blinkenden Eisplateaus sei; selten nur wurden jenseits der Mauer Anzeichen von hohem Lande, mit Eis schwer bedeckte Höhenzüge, wahrgenommen: so von Roß auf seiner höchsten gegen den Südpol erreichten Breite.

Zur Erklärung dieser Eismauern — eines Phänomens, das sich nirgendswo sonst auf der Erdoberfläche wiederholt — genügt allein die Annahme, daß dieselben die Bruchflächen des großen antarktischen Gletschers seien, von denen die Eisberge sich loslösen, um ihre Meerfahrt zu beginnen.

Petermann zwar bestreitet diese Annahme, da sie seine Hypothese vom Vorhandensein eines offenen Südpolarmeeres beseitigen würde; er bringt aber keine eigentlichen Gründe dagegen vor, sondern führt in Ermangelung derselben eine Stelle aus Sir J. Cl. Roß' Reisewerk an, die aber, außer wenn man ihr Gewalt anthut, etwas ganz Anderes besagt: „Der erfahrene Sir James C. Roß ist so-

gar der Ansicht, daß selbst die von ihm entdeckte große, perpendikuläre, unabsehbare Eiswand in 78½° S. Br. nicht bis zum Seeboden reiche und also auch eine feste und unveränderliche Stellung nicht habe." — Die fragliche Stelle jedoch bei Roß lautet so: „Da der Terror noch einige Meilen weiter nördlich war, drehten wir bei, bis er uns einholte, und warfen unterdessen das Senkblei aus; wir fanden mit 290 Faden Grund mit grünem Schlamm und kleinen vulkanischen Steinchen. Diese nicht unbedeutende Tiefe scheint zu beweisen, daß der äußere Rand des Eiswalles nicht auf dem Meeresboden ruht, denn nach verschiedenen Messungen seiner höchsten Stelle erhob er sich nur 107' über das Meer" . . .

Roß spricht hier doch lediglich von dem „äußeren Rande des Eiswalles", nicht von diesem letzteren selbst; er scheint also haben andeuten zu wollen, daß der Wall selbst allerdings auf Meeresboden ruhe; die Sondierung geschah in einer Entfernung von 1½ englischen Meilen vom Eiswalle. Bis zu diesem selbst kann die Tiefe also schon eine ziemlich viel geringere geworden sein: es würde nur eine Steigung des Meeresbodens von ca. 1:10 erforderlich sein, und eine solche ist in der Nähe von Steilküsten keineswegs etwas Ungewöhnliches. —

Wir wissen aus den Tiefseelotungen der letzten Jahrzehnte, daß der vom Südpolarkreis eingegrenzte Raum sowie die umliegenden Teile der drei Ozeane ein einziges großes submarines Plateau sind; zwar haben wir nur wenige sichere Lotungen in diesen Regionen. aber diese genügen, um erkennen zu lassen, daß in ca. 48—52° S. Br. von ca. 35° Ö. L. bis ca. 140° Ö L. eine durchschnittliche Meerestiefe von nicht über 1700—1800 Faden herrscht.

Rücken wir dem Pole näher, so sehen wir die Tiefen stetig abnehmen: abgesehen von einer wahrscheinlich fehlerhaften Lotung Roß', finden wir im Viktoriameer einnerhalb des Polarkreises Tiefen von nur 190, 290, 410, 230 Faden; eben nördlich der Ballany-Inseln 850 Faden, unter ca. 100° Ö. L. und 61½° S. Br. gleichfalls 850 Faden. Sicher ist, daß innerhalb des Südpolarkreises der höchste Teil jener allgemeinen submarinen Erhebung sich befindet, und daß durch dies untermeerische Plateau eine Basis geschaffen ist für den Gletscher der Zentralregion.

Über letzteren sagt der berühmte englische Physiker Sir Wyville Thomson folgendes:

„Aus der Information, die man bis zur gegenwärtigen Zeit aus allen Quellen geschöpft hat, darf man schließen, daß die unerforschte Fläche von ungefähr 4 700000 □ Meilen rings um den Südpol sicherlich keineswegs ein zusammenhängender „Antarktischer Kontinent" ist, sondern daß dieselbe viel wahrscheinlicher besteht teils aus verhältnismäßig niedrigem kontinentalen Lande, teils aus einem Komplex kontinentaler (nicht ozeanischer) Inseln, die wie durch Brücken mit einander verbunden und kombiniert und bis zur Höhe von ungefähr 1400' bedeckt sind durch eine zusammenhängende Eiskalotte; mit hie und da etwas darüber hinausragenden kontinentalen Gebirgsketten, in der Art wie die Landgruppen zwischen 55 und 95° W. L., welche in sich begreifen: Peter des Großen Insel und Alexanderland, entdeckt von Bellingshausen 1821, Grahamland und Adelaide-

Insel, entdeckt von Biscoe 1832, Louis Philippe-Land, entdeckt von D'Urville 1838; und wie mindestens eine majestätische Reihe noch thätiger Vulkane, entdeckt von Roß 1841 und 1842, welche sich erstreckt von den Ballenyinseln bis zur Breite von 78° S., und sich erhebt bis zur Höhe von 15000'. Es scheint, nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnis, daß sowohl das antarktische Land als Ganzes, das niedrige wie das hohe, als auch die Eiskalotte, aus welcher ein Teil des zusammenhängenden Kontinentes bestehen dürfte, rings bis zu einem gewissen Abstande umgeben ist von einer Eis-Frange, welche seewärts abstürzt in einer perpendikulären Eisklippe („cliff") von durchschnittlich 230' Höhe über dem Meeresniveau."

Dieser große antarktische Gletscher wird ja in seiner ganzen Ausdehnung und auf seinem ganzen meerwärts gerichteten Laufe fortwährend durch Schneeschichten erhöht; und da wir aus zahlreichen Beobachtungen wissen, „daß (in der Südhemisphäre) alle Eisberge ursprünglich tafelförmig sind, mit einer Oberfläche, die vollkommen eben und der Oberfläche der See parallel ist, und mit einem ungefähr 230' hohen, die Seitenwände des Berges bildenden Cliff (Klippe, senkrechter Absturz)," da wir ferner ein System von dunkler gefärbten Linien an dem Cliff gewahren, welche die Schichtung der Eisberge darstellen, entsprechend der Schichtung durch Schneefall auf dem Muttergletscher, so scheint allerdings Sir W. Thomson's Annahme nicht ungerechtfertigt. Wir können uns in der That aus dieser Beschaffenheit der Eisberge einen Schluß gestatten auf diejenige der Ränder des Muttergletschers, einen Schluß, der seine Bestätigung gefunden durch Roß, Wilkes und andere, welche bis an die Bruchflächen des Gletschers vorgedrungen sind und gesehen haben, daß diese Bruchflächen wirklich ein Cliff von der angegebenen Höhe bilden, und daß die Oberfläche der „Eisfrange" vollkommen eben ist.

Alle an den Eisbergen beobachteten Eigentümlichkeiten — ihre durchweg ziemlich identische Höhe von im Mittel 230' (bei einer Längen- und Breitenausdehnung von ca. $^1/_4$—$^1/_2$ Seemeilen), die tafelförmige Gestalt, welche vollkommen stimmt mit der Gestalt des riesigen, blitzenden und gleißenden Eistafelberges, der „Eisfrange"; ferner das Liniensystem der Schichten, welche wir an den Cliffs der Eisberge bemerken — alle diese beobachteten Thatsachen geben uns an die Hand, daß wirklich rund um das ganze Zentralgebiet des Südpols und nicht nur an den von den Entdeckern festgestellten Punkten sich ein Eisrand von ca. 230' Höhe (oder von 150—300' Höhe) hinzieht, welcher sich so weit ins Meer vorschiebt, bis er zu einer Tiefe von über 200 Faden hineingedrungen; alsdann kann, wie schon oben gesagt, der Fuß des spezifisch leichteren Eisrandes den Meeresboden nicht mehr erreichen, denn einer über das Meeresniveau c. 200' sich erhebenden Eismasse kommt als Gesamthöhe etwa diejenige von 1400' zu. In einer Tiefe also von über 200 Faden würde der Auftrieb des Wassers die Eisfrange in verschiedene Teile zerbersten lassen, die davonschwimmenden Eisberge.

Nun ist's allerdings die Frage, ob wir der Eiskalotte selbst nicht eine bedeutendere Höhe zuerkennen dürften als der Eisfrange, eine Höhe von mehr als 1400'. Sir W. Thomson behauptet zwar, daß überhaupt keine Eisanhäufung

jemals und irgendwo die Mächtigkeit von 1400′ überschreiten könne, und stützt sich hierbei auf eine Reihe von physikalischen Voraussetzungen und Folgerungen — aber wenn wir ihm so weit ohne große Bedenken gefolgt sind, hier ist der Punkt, wo der Geograph die Sache dem Physiker überlassen muß. Von verschiedenen Seiten sind die Behauptungen des berühmten Engländers angefochten worden, und wie es scheint, sogar durch Anführung von Thatsachen, nicht nur theoretisch.

Sir W. Thomson sagt: „Jetzt entsteht die interessante Frage: Was ist die Ursache der gleichmäßigen Höhe der Eisberge des Südens, d. h. was ist die Ursache davon, daß die Mächtigkeit des freien Saumes der Eiskalotte sich hält innerhalb der Grenzen von 1400 Faden?“ (fathoms — es liegt hier natürlich ein Druckfehler vor: denn nur Fuß, feet, können gemeint sein).

Sir W. Thomson schreibt die verschiedene Dicke der Lagen eines Eisberges dem Drucke der oberen Lagen auf die unteren zu, doch nicht dem Drucke allein. „Nun scheint es mir, daß die Reduktion an Dicke nicht ausschließlich vom Druck herrührt, sondern daß ein Teil der Substanz der unteren Lagen entfernt worden sein muß. Es ist nicht leicht zu sehen, wie die Temperatur der Erdrinde, unter einer weit ausgedehnten und thatsächlich permanenten Eisdecke von großer Mächtigkeit, überhaupt jemals unter den Gefrierpunkt sinken könnte; und es ist beobachtete Thatsache, daß zu allen Jahreszeiten gewaltige Ströme schlammigen Wassers in die gefrorene See abfließen unter den großen Gletschern hervor, welche die Ausläufer (isues) der Eisdecke Grönlands sind. Eis ist ein sehr schlechter Leiter, sodaß die Winterkälte nicht bis zu bedeutender Tiefe in die Masse eindringen kann. Die normale Oberflächentemperatur der Erdrinde ist auf jedem Punkte, wo sie unbeeinflußt bleibt durch periodische Wechsel, jedenfalls über dem Gefrierpunkt, sodaß die Bodentemperatur der Eisdecke sicherlich nicht die Tendenz haben könnte, unter diejenige des oben darüber hinlaufenden Stromes zu fallen. Der Druck auf die tieferen Eislagen muß enorm sein auf dem Grunde einer Eisdecke von 1400′ Mächtigkeit — nicht viel weniger als ¼ Tonne auf einen Quadratzoll. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß unter dem Drucke, welchem der Eiskörper unterworfen ist, ein konstantes System des Schmelzens und Wiedergefrierens statthat, indem das Wasser durch Gravitation von Lage zu Lage hinabgelangt, bis es den Grund der Eisdecke erreicht und schließlich Kanäle für sich herausarbeitet zwischen Eis und Land, sei nun letzteres ober- oder untermeerisch.“

„Ich würde für wahrscheinlich halten, daß dieser Prozeß, oder eine Modifikation desselben, das vorsorgliche Mittel ist, durch das die Eisanhäufung bis ins Unendliche über dem arktischen Kontinente verhindert und eine gewisse Gleichförmigkeit der Mächtigkeit der Eisdecke gewahrt wird, und daß in der That Eis bei der Temperatur, bei welcher es in Kontakt ist mit der Oberfläche der Erdrinde innerhalb der antarktischen Regionen, sich selbst nicht ohne zu schmelzen als eine Säule behaupten kann, deren Höhe 1400′ übersteigt. — Das Problem indessen ist ein außerordentlich verwickeltes, und wir haben vielleicht kaum schon genügendes Detail, um dasselbe zu entscheiden.“

Sir W. Thomson also behauptet einmal, daß der ungeheure Druck der Eismassen als Wärmequelle (wenn nicht direkt, so doch in einer Wirkung derselben fühlbar) fungiere; und zweitens, daß die Eisdecke, welche ja zu einem Teile der festen Erdoberfläche geworden, auch der Eigenwärme der letzteren teilhaftig wäre: wegen ihrer schlechten Leitungsfähigkeit aber behielte die Eisdecke diese Wärme zurück in den untersten Schichten, welche dann unter der kombinierten Wirkung der Erdwärme und der mechanischen, durch den Druck erzeugten Wärme um eben so viel von unten her wegschmölzen, als die Masse sich von oben vermehrte. — Nun ist freilich in den antarktischen Regionen das Hervorbrechen von Schmelzwasser von der Gletscherbasis her nicht konstatiert worden; aber man darf wohl auf die Südhemisphäre anwenden, was man, unter ähnlichen Verhältnissen, in der Nordhemisphäre beobachtet hat: Solche hervorsprudelnde Quellen und Gletscherflüsse sind mit Sicherheit nachgewiesen unter den bis an die Küste vorgeschobenen Armen des Grönländischen Inlandeises.

Ob aber das antarktische Eis nicht trotz dieses wahrscheinlichen Abschmelzens von unten eine größere Mächtigkeit erreichen kann, muß fraglich bleiben. Der Engländer Croll hat eine bedeutendere Dicke des Südpolareises angenommen, und wenn wirklich die Beobachtungen Dr. Penck's und anderer in den Alpen, in Skandinavien und Nordamerika richtig sind, dann hat es in jenen Gegenden diluviale Gletscher gegeben, deren Mächtigkeit eine solche von 1400' um mehr als das Doppelte übertraf.

V.

Wir haben gesehen, was der Eisberg ist, wie er gestaltet ist, wie er entsteht, und endlich, wo er entsteht. — Was aber wird aus ihm, nachdem er sich losgelöst vom Muttergletscher?

Höchst wahrscheinlich vermögen die Eisberge den zerstörenden Einflüssen der Temperatur im allgemeinen nicht länger als etwa zehn Jahre zu trotzen; schon nach wenigen Sommern hat sich ihre ursprüngliche Gestalt sehr verändert; sie erscheinen nicht mehr als durchweg ziemlich regelmäßig geformte Würfel, sondern sind unregelmäßig und erst damit pittoresk geworden; die Sonne hat an der Masse des Eisberges gezehrt, das Wasser gleichfalls; es sind lange, tiefe Spalten in ihn gerissen, welche bis unter die Wasserlinie reichen, und in die das Schmelzwasser bis zum Kern hineindringen kann. Gefriert dasselbe hier wieder, dehnt es sich also aus, dann sprengt es unter gewaltigen Detonationen Stück um Stück von der Hauptmasse ab, bis der einst so riesige Block endlich in Fragmente zersplittert ist. Letztere unterscheiden sich in nichts von den Flarden und Brocken des Feldeises, treiben mit diesen zusammen umher und gefrieren im nächsten Winter mit ihnen in eine Masse, sodaß alsdann die beiden großen Kategorien des antarktischen Eises, Meer- und Südwassereis, ihre schließliche Vereinigung gefunden haben. —

Noch aber eine andere Form des Eises giebt es, die ein Zwischenglied bildet zwischen Feld- und Gletschereis: das paläokrystische Eis, wie Weyprecht es bezeichnet.

Dr. Hayes schildert uns ein solches altes Eisfeld: „Seine durchschnittliche Höhe über dem Meeresspiegel betrug 20 Fuß, und seine Oberfläche, die sehr uneben bald in abgerundeten Hügeln bis zu 80 Fuß Höhe anstieg, bald zu tiefen gewundenen Thälern hinabsank, war 6 Meilen lang und 4 Meilen breit .... Ich schätzte die feste Masse in runder Zahl auf 6000 Millionen Tonnen, da ihre Tiefe etwa 160 Fuß betrug. Rings um den Rand war auf allen Seiten eine Art Bergkette von vorjährigem Eise aufgeworfen, deren höchste Spitze 120 Fuß über dem Spiegel des Meeres lag .... Der Ursprung einer solchen Flarde liegt in einer sehr fernen Zeit. Daß sie in irgend eine tiefe Einbiegung des Landes gebettet wurde und dort blieb, bis sie zu einer solchen Dicke herangewachsen war, daß weder die Sonne des Sommers noch das Waschen des Wassers sie ganz vertilgen konnte, ehe die Kälte des Winters wieder kam, ist höchst wahrscheinlich. Hierauf wächst sie, wie der Gletscher wächst, von oben und besteht, wie der Gletscher, ganz aus Süßwassereis — das heißt aus gefrorenem Schnee."

Also ein wirklicher schwimmender Gletscher! Derartige alte Felder aber werden am Südpol, in den ringsum offenen Ozeanen, wo Wind und Strömung das Treibeis fort und seiner Vernichtung entgegen führt, seltener sein als in den engen Gewässern des arktischen Meeres.

Wie weit nun und auf welchen Wegen das gesamte Treibeis (Feldeis sowohl als Eisberge) nach Norden zieht, hängt ab von den Strömungen des Meeres und der Luft in den Gebieten rings um die Zentralregion.

Wir haben unsere Annahme, daß der Kern der antarktischen Regionen eine Eiskalotte sei, des näheren auseinandergesetzt; mit dieser Hypothese als Voraussetzung ist der Schluß gerechtfertigt, daß hier, über der konstanten Eiskalotte, die niedrigsten Winter- und Sommertemperaturen der ganzen Südhemisphäre herrschen; infolgedessen muß daselbst ein Barometermaximum entstehen, ähnlich wie sich über Nordostasien ein Gebiet hohen barometrischen Drucks im Winter zu bilden vermag. Über der Eiskalotte muß ferner das Maximum konstant bleiben, durch Sommer und Winter, weil die Temperaturschwankungen hier kaum von Bedeutung sein können.

Die Zone hohen Luftdrucks mag etwa durch den 80.° S. Br. eingeschlossen werden; in den Breiten dagegen von ca. 70 bis ca. 80° ist der Luftdruck ein so geringer, wie auf der Nordhalbkugel nur während gewaltiger Stürme und in großen Depressionsgebieten. Dem entsprechend herrschen hier auch fast ununterbrochen sturmähnliche Winde, und zwar, ganz der Theorie gemäß, Westwinde, die sogenannten „strammen" Westwinde, the brave Westwinds der Engländer.

Über das Auftreten der letzteren lassen wir Laughton reden: „In der südlichen Hemisphäre weht der Westwind mit einer Beständigkeit ähnlich jener der Passate, aber mit viel größerer Heftigkeit. Von einer frischen, steifen Brise wächst er zuweilen zum heftigen Sturme an und weht als solcher tagelang mit einer mittleren Richtung fast rein west, selten um mehr als zwei Kompaßstriche nach beiden Seiten variierend. Im Süden von Afrika, Südamerika und Australien findet man einen

Weststurm von einer Heftigkeit und Beständigkeit, welche den australischen Klipperschiffen geradezu fabelhafte Passagen gestattet."

Das ganze System der Luftzirkulation ist eben in den höheren südlichen Breiten ein viel konstanteres als irgendwo auf der Nordhälfte der Erde; einmal, weil die Festländer fehlen, an denen die Luftteilchen ein härteres Widerlager, Reibfläche, finden würden, dann auch, weil die Temperaturschwankungen für Sommer und Winter viel geringer sind, und infolgedessen auch die Barometerschwankungen: Auf dem gleich einem Festlande strahlenden Eiszentrum im Süden und nicht minder in der südlichen Tropenzone sind die Isobaren im wesentlichen konstant, durch Sommer und Winter.

Erst ganz neuerdings ist erwiesen, daß der ganze Raum von 35°, 40° S. Br. an bis weit über 60° S. Br. hinaus, mit seinen westlichen, besonders südwestlichen Winden, nichts Anderes ist als eine einzige gewaltige Cyklonenbahn, die sich rings um die ganze Erde zieht. Bekanntlich überwiegen ja zwischen den Wendekreisen die östlichen, in den gemäßigten Zonen die westlichen Winde, die letzteren allerdings innerhalb der nördlichen gemäßigten (kontinentaleren) Zone in den unteren Luftschichten stark beeinflußt und gestört; wogegen auf der Südhemisphäre nicht nur die in großer Höhe dahinsegelnden Cirrus-Wolken bekunden, daß daselbst die Luft polwärts strömt, sondern auch unten, an der Oberfläche der Ozeane, dieselbe Richtung herrscht.

Dadurch daß die Luft verhindert ist, aus der Höhe über den stark erhitzten Tropenländern direkt polwärts abzufließen, entsteht eine Reihe von Wirbeln, Cyklonen und Anticyklonen, rings um das Südpolargebiet. Es ist das die große barometrische Depression, die wir zuvor erwähnten — von West nach Ost sausen die Wirbel um den Pol herum, indem immer ein Gebiet cyklonaler Luftbewegung abwechselt mit einem solchen anticyklonaler.

Das Verhältnis ist also folgendes: Im Zentrum ein Gebiet höheren Drucks — die eisigen Räume innerhalb des 80. Breitengrades — mit absteigender Luft; nördlich davon, um 60° Br., die Depression mit aufsteigender Luft, die sich um den Pol herumbewegende Wirbelreihe, deren Luftteilchen das Bestreben haben, von der Höhe aus diejenigen Luftmassen zu ersetzen, welche unterwärts aus dem Maximum des Luftdrucks abfließen.

Nun hat man auf der Südhemisphäre das Minimum stets rechts vor sich, es ergeben sich also für die Zone bis zu ca. 65° Br. westliche Winde, von da ab südlich aber östliche Winde. —

Früher nahm man an, daß die Polargegenden sich durch Armut an Niederschlägen auszeichneten, besonders im Winter, weil man beobachtet hatte, daß in dem kontinentalen oder annähernd kontinentalen Klima von Mitteleuropa bei Temperaturen von unter — 12° bis — 15° C. kein Schneefall mehr stattfinde. Jetzt aber weiß man, daß in Rußland — Moskau — bei viel niedrigeren Temperaturen, von — 22° C. und darunter, noch Niederschläge vorkommen: Ja, in Jakutsk fiel (nach Wojeikof) in d. J. 1845—1855 an 20 Tagen, die eine Temperatur von — 37° C. zeigten, noch Schnee — im Januar 1854 sogar noch bei 46° C.!

Ist das in kontinentalem Klima möglich, wie viel eher nicht in ozeanischem!

Die Forschungsexpeditionen haben nachgewiesen, daß sowohl im arktischen Gebiete (z. B in Grönland noch nördlich des 70.° Br.) als auch im antarktischen ganz kolossale Schneemassen fallen, durch Sommer und Winter; nur auf dem asiatischen und amerikanischen Kältepol herrscht vergleichsweise Armut an Niederschlägen.

Eine unabweisbare Frage zwar bleibt immer die: falls in der That die Temperaturen über die Eiskalotte so sehr niedrige sind — und warum sollten wir annehmen, daß sie erheblich höher wären als die über den beiden arktischen Kältepolen? — falls ferner infolgedessen ein barometrisches Maximum sich daselbst befindet, mit absteigender Luft — wie kann es da zu Niederschlägen überhaupt kommen? Erwidern können wir darauf nur, daß die Naturvorgänge sich nie und nirgends schematisch abspielen, streng den Vorschriften menschlicher Theorien folgend; daß Störungen irgend welcher Art, große oder kleine, überall vorkommen, welche eine absolute Gleichmäßigkeit unmöglich machen. Wir dürfen wohl annehmen, es seien die Isobaren auf der Eiskalotte nur relativ konstant, und die Niederschläge mit sich führenden Cyklonen überschritten bisweilen — und nicht zu selten — ihre gewöhnliche Bahn und rückten auch über die antarktische Zentralregion hin.

Jene „strammen" Westwinde in den Breiten von 45 bis 65° S. Br. rufen einen um die ganze Erde laufenden, nach Osten gerichteten Meeresstrom von sehr bedeutender Stärke und Schnelligkeit hervor; die Richtung ist nicht ganz rein westöstlich, sondern hat eine nördliche Komponente wegen der häufig und mit größtem Ungestüm auftretenden Südwestwinde in diesen Breiten.

Bei dem Mangel an Kontinentalmassen wird die Strömung durch nichts in ihrem regelmäßigen Verlaufe gehemmt oder abgelenkt, nur um die hornartig endende Spitze Südamerikas herum zieht sich vom pazifischen Ozean her bis zur Falklandsbank eine konstante Strömung, welche höher temperiert ist als das Wasser antarktischer Herkunft. Dieses südamerikanische Horn und dieser schmale, relativ warme Wasserstreif engen die antarktische Strömung sehr ein, sodaß sie naturgemäß größere Stärke und Schnelle gewinnt, gleich einem Flusse, sobald Felsen sein Bett einengen. Sowie das Hindernis passiert ist, breitet der antarktische Strom sich wieder weit nach Norden aus, ganz wie vorher.

Das ist das große Schema der Strombewegung des Wassers in den Breiten um das antarktische Zentralgebiet, ein Schema, das nur geringe lokale Beeinträchtigungen erfährt, und das man sich bei einiger Kenntnis der Luftströmungen in diesem Gebiete und bei einem Blick auf die Karte ganz wohl selbst konstruieren kann, ohne von den Strombeobachtungen an Ort und Stelle Kunde zu haben. Wie sich jedoch die Wasserzirkulation im eigentlichen Südpolargebiet, soweit dasselbe offene Meere hat, gestaltet, das wissen wir nicht. Wir dürfen für das Viktoria-Meer und das Georg IV.-Meer, die einzigen tieferen Einschnitte in den Kern der antarktischen Regionen, die bis jetzt gemacht sind, einen nach Nordnordost gerichteten Zug des Wassers annehmen, denn letzteres muß schlechterdings dem großen Impulse der nordwärts davon nach Osten laufenden Strömung folgen,

wenn auch vielleicht beeinflußt durch die in den Breiten jenseits des 65.° herrschenden östlichen Winde. —

Nun hat man aber von Alters her, und noch heute vielfach, die große antarktische Strömung an drei Punkten durch Meeresströme äquatorialen Ursprungs unterbrechen wollen — ähnlich wie ins Nordmeer hinein ein Zweig des sogenannten Golfstroms setzt. Erstens soll sich südlich von Kap Horn der warme Brasilstrom bis über Grahamland erstrecken; zweitens südlich vom Kap der guten Hoffnung der warme Kapstrom bis über die Räume zwischen der Kempinsel und dem fabelhaften Terminationlande; drittens südlich von Neuseeland der warme Australstrom bis ins Viktoriameer hinein.

Allein es ist Thatsache, daß südlich um Kap Horn herum ein relativ warmer Strom setzt, der sich durch die starke Insolation des Sommers auf der Falklandsbank noch mehr erwärmt; ferner, daß der antarktische Strom nach Passierung des Engpasses von Kap Horn, sich fächerförmig ausbreitend, einen Zweig nordwärts an der Außenseite der Falklandsinseln vorbei bis etwa nach Kap Frio entsendet — derselbe zeichnet sich „durch die dunkle, flaschengrüne Färbung der Polarströme" aus, während der Brasilstrom von tiefblauer Farbe ist —; und endlich, daß der warme Brasilstrom, statt nach Süden zu setzen, in 48°—49° S. Br. nach Osten umbiegt, um fast das Kap der guten Hoffnung zu erreichen (Krümmel).

Daß wirklich hier ein Ast der antarktischen Strömung äquatorwärts zieht, erhellt schon daraus, daß der Makrocystis, der 400 m lange Tang der Falklandsinseln und der südpatagonischen Küsten, regelmäßig in noch niedrigeren Breiten treibend angetroffen wird als die Eisberge, was ohne eine nördlich gerichtete Strömung undenkbar wäre.

Nach Neumayer (Erforsch. d. Südpolargebiets) folgt der älteren Ansicht, daß der Brasilstrom die patagonische Küste hinabstreiche und sich an der Spitze von Grahamland spalte: „Ein Teil zieht nach dem Alexanderlande, der andere dahin, wo Weddell, nachdem er das Packeis durchdrungen, eisfreies Meer traf." Man sieht, nur deshalb konstruiert hier Neumayer eine warme Strömung, um die Eisfreiheit des Georg IV.-Meeres erklären zu können.

Andere wieder haben gemeint, daß der wärmere Brasilstrom unter den kälteren antarktischen tauche und weiter südlich wieder zum Vorschein komme. Allein, falls ein solches Untertauchen überhaupt möglich und physikalisch denkbar ist, so kann doch höchstens der kältere Strom sich unter den wärmeren schieben, nicht umgekehrt.

Von dem afrikanischen Strom, der „über Kerguelen, zwischen dem Termination- und dem Kemplande hindurch, dem Pole" zustreben soll, giebt Neumayer selbst das Problematische der ganzen Auffassung zu: daß nämlich „der Beweis für die Richtigkeit nur durch eine Untersuchung im hohen Süden beigebracht werden kann."

Ganz ebenso steht's mit dem australischen Strom, auch er soll Neumayer eigentlich nur dazu dienen, zu erklären, wie Sir J. Cl. Roß das Viktoriameer relativ eisfrei und befahrbar finden konnte.

Digitized by Google

Thatsache jedoch ist es, daß die Eisfreiheit des Viktoriameeres aus den Jahren 1840/43 keineswegs eine kontinuirliche ist (was doch der Fall sein müßte, wenn eine konstante höher temperierte Strömung hineinsetzte!), denn 1820 wurde Bellingshausen, 1830 Balleny durch die schwersten Eismassen am weiteren Vordringen gehindert. — Ebenso das Georg IV.-Meer, welches angeblich durch den Brasilstrom erwärmt wird: Wo Weddell freie Fahrt hatte, mißlang es D'Urville vollständig, südwärts zu gelangen.

Für das Viktoriameer sind die Küsten bestimmend: Im Westen ist es begrenzt durch eine völlig übereiste, vergletscherte Landmasse; im Süden durch den Bruchrand des antarktischen Zentralgletschers; im Osten — wenigstens in den Jahren, wo Roß diese Gegenden besuchte — durch gewaltige Packeismauern, welche jedes Versuches, sie zu zerbrechen, spotteten. Nach Norden zu ist die Breite des Viktoriameeres eine um die Hälfte geringere als im Süden. Während des Südsommers nun schmilzt eine riesige, gar nicht zu schätzende Quantität von Eis und Schnee; von allen drei Seiten ergießen sich die Schmelzwasser in das verhältnismäßig kleine und schmale Becken. Dazu kommt, daß die Verdunstung wegen der niedrigen Sommertemperaturen von fast keinem Belang ist. Das Niveau des Viktoriameeres also erhöht sich während der drei Sommermonate entsprechend der Masse des Schmelzwassers. Dadurch wird ein starker Zug des Wassers, gewissermaßen ein Abfließen desselben von oben nach unten, nach Norden bewirkt, verstärkt durch den zu allen Jahreszeiten kräftigen Impuls der großen antarktischen Strömung. Die Hauptmasse des Eises wird durch diesen Abfluß des Schmelzwassers verhältnismäßig rasch aus dem Viktoriabecken entführt; nur vor und in dem engeren Durchgang nach dem Ozean zu wird sie sich stauen.

Und es gilt dies nicht nur von engen, in das Eiszentrum eingesprengten Becken, sondern von den Polarmeeren insgesamt. Die Niveauerhöhung durch Schmelzwasser wird sich über alle antarktischen Meeresräume fühlbar machen, wenn auch nicht so stark wie im Viktoriameere, und hat ein allgemeines Sichausbreiten des Treibeises nach Norden zur Folge, unterstützt durch die Winde und die aus letzteren resultierenden Meeresströmungen. Die Winde allein wären kaum imstande, jene riesigen Kolosse von Eisbergen wirksam zu bewegen, da ja die — unter Wasser befindliche — Hauptmasse des Eises ihrem Einflusse entrückt ist; von den Strömungen können nur die in die Tiefe reichenden, nicht die bloß oberflächlichen, größeren Einfluß besitzen. Aber alles zusammen genommen, Wind, Strom und der allgemeine Impuls, der vom Schmelzwasser ausgeht, reicht hin, um den Eisbergen die vergleichsweise bedeutende mittlere Geschwindigkeit von 10 Seemeilen täglich mitzuteilen.

VI.

Nur weniges bleibt noch nachzutragen über die antarktischen Landmassen selbst, deren ja bisher immer bloß beiläufig Erwähnung geschehen konnte.

Fast alle bisher in den Südpolarregionen entdeckten Länder sind gebirgig; „hohes Land"; die eigentliche Höhe zwar der Küsten und der sich darüber er-

hebenden Gipfel zu bestimmen, ist überaus schwierig, ja, meist unmöglich, denn man müßte ja den schweren Eismantel, welcher Berg und Ebene völlig überdeckt, abrechnen. Allein wir haben bis jetzt, so scheint es, noch kein sicheres Indizium für die durchschnittliche Höhe des antarktischen Eises, wenn wir nicht etwa (siehe oben!) dieselbe mit Sir W. Thomson zu 1400 engl. Fuß ansetzen wollen. Unterlassen wir aber die Scheidung von Landkern und Eismantel, so ergeben sich für die antarktischen Landgruppen recht beträchtliche Höhen. Z. B. auf den Shetlandsinseln haben wir den Mount Foster, 6600′ (Smith-Insel); die höchste Erhebung der Clarence-Insel verzeichnen die Karten zu 4557′. Der höchste Punkt der Coronation-I. (S.-Orkneys) hat 5397′. Auf Louis-Philippeland sind die Erhebungen noch bedeutender: Mount Haddington: 7048′; Trinityland: 6—7000′.

Dieser ganze Komplex ist durchweg vulkanischer Natur, was sowohl durch seine Gesteinsarten als durch die Rauchsäulen, die hie und da von den Bergkegeln aufsteigen, als durch die häufige Schneefreiheit der letzteren bewiesen ist. Natürlich kann bei der sonst vollständigen Übereisung keine Vegetation gedeihen, hier so wenig als irgendwo sonst in den Südpolarräumen. Nur auf der kleinen Vulkaninsel Cockburn hat Roß' Expedition noch eine dürftige Vegetation entdeckt, bestehend aus 19 Spezies: Moose und Flechten.

Wir zitieren über die Natur dieser Länder (Südshetland, Südorkneyinseln, Palmer-, Louis Philippe-, Grahamland) Neumayer: „Die Schilderungen der entdeckten Länder stimmten alle darin überein, daß dieselben vollkommen von Eis umhüllt seien und von Vegetation kaum eine Spur zeigten. Hier und da ragt aus dieser Eismasse ein schwarzer Kopf empor, der, wenn dies eine aufsteigende Rauchsäule nicht bekundete, durch das Entblößtsein von Eis allein schon eine vulkanische Natur zu erkennen gäbe. Zahllose Vögel nisten auf diesen für vierfüßige Tiere unbewohnbaren Inseln, und nur die Ruhe liebenden Pinguinen suchen die vulkanisch erwärmten Seiten der Bergkegel auf. In den umgebenden Meeren ist reiches vegetabilisches Leben, dessen sich Fische und Robben zu erfreuen scheinen."

Auf Enderby- und Kemplaud ist vulkanische Natur der Gesteine noch nicht konstatiert worden; übrigens stimmt obige Schilderung wohl auch für diese Gebiete.

Dasselbe gilt für die lange Küstenlinie des Wilkeslandes; für Knoxland sind angegeben die Höhen von 3000′, für Adelieland 3500′, für Kap Hudson 3000′.

Die dann folgenden Balleny-Inseln sind ohne Frage wieder vulkanischer Natur und zeigen Erhebungen von über 12000′.

Das Viktorialand ist ebenfalls vulkanisch, mit thätigen und erloschenen Vulkanen. Nach Roß' Messungen besitzt die Admiralitätskette Erhebungen von 7000—10000′; weiter südlich, zwischen 72 bis 73° Br., wurden Gipfel bis zu 14000′ gefunden; der Melbourneberg (ca. 74° 30′ S. Br.) ist sogar, wenn die Messungen richtig waren, 15000′ hoch. Der alsdann folgende Küstenstreif besteht höchst wahrscheinlich aus niedrigem Lande; aber unter ca. 77° 30′ entdeckte Roß wieder zwei gewaltig aufragende Vulkankegel, den Erebus und den Terror, von 12367, resp. 10884′ Höhe. Der Erebus ist noch thätig; Roß beobachtete

eine Eruption desselben: „Er erwies sich als ein Berg von 12400' Höhe, welcher Rauch und Feuer spie; zuerst sah der Rauch wie eine Schneewolke aus, aber wie wir näher kamen, zeigte sich bald sein wahrer Charakter." Der Terror dagegen ist, wie es scheint, erloschen.

Auch im Viktorialande fand sich keine Spur von Vegetation; dagegen das animalische Leben erwies sich als ein sehr reiches: Roß wird nicht müde, von der Menge der Wale, der Pottfische und der Robben u. s. w. zu erzählen, welche er hier im Viktoriameere, wie fast überall in den antarktischen Gewässern, antraf, und vielfach spricht er die Hoffnung aus, daß die englischen Walfischfänger statt der beinahe erschöpften arktischen Jagdgründe die Südpolarregionen aufsuchen würden; hier sei der Reichtum an Thran liefernden Tieren ein fast unerschöpflicher, und die Jagd bei der großen Dreistigkeit derselben eine viel leichtere.

Pinguine zeigten sich in unzählbaren Herden und verschiedenen Spielarten; desgleichen eine große Menge anderer Seevögel. Die Inseln und Vorgebirge waren von ihnen buchstäblich bedeckt, und weit entfernt, vor den unbekannten Menschen bei deren Herannahen zu weichen, machten sie vielmehr einen kecken Angriff auf sie. Roß weist auf die mächtigen, von diesem Gevögel durch die Jahrhunderte aufgehäuften Guanolager hin und meint, daß dieselben dem Ackerbau der australischen Kolonien in nächster Zukunft schon von unberechenbarem Nutzen sein würden.

Allein bis jetzt hat sich diese Hoffnung des kühnen Entdeckers nicht erfüllen wollen. Weder zu wissenschaftlichen noch zu kaufmännischen oder Jagd-Zwecken hat sich seit den Tagen seiner großen Expedition ein Schiff tiefer in die unwirtlichen antarktischen Räume hineingewagt. Der Südpol ist eben als Forschungsobjekt gänzlich außer Mode gekommen, obgleich hier die wichtigsten Fragen der Lösung harren und — bis auf weiteres harren werden. Man vergeudet Mittel und Menschenleben im Nordpolarmeere, wo im ganzen die Verhältnisse weit ungünstigere sind; die Stimme der öffentlichen Meinung scheint sich jetzt gegen die Fortsetzung der Polarforschung überhaupt zu erheben, sei es nach dem Nord-, sei es nach dem Süd-Pol, und es wird geraume Zeit verrinnen, bis wieder eine Umkehr und ein größeres Interesse an der Erkundung der antarktischen Räume sich bemerkbar machen wird.

Zeitbeschwerden.

Das Virtuosentum.

Wer einmal das geistige Leben unserer Zeit in einem allegorischen Gemälde — wie es seiner Zeit ein berühmter griechischer Maler mit dem Demos gethan — darzustellen sich bemühte, mußte jedenfalls den Typus des Virtuosen in den Vordergrund stellen und in die hellste Beleuchtung rücken. Das Ganze wäre, wie jede Allegorie, eine gewagte, eine recht schwierige Aufgabe, und die schwerste der Schwierigkeiten würde dem Künstler ohne Zweifel die besagte

Figur bieten. Denn gleich die erste Frage: Soll die Figur einen angenehmen oder einen widerlichen Eindruck machen? könnte ihn zur Verzweiflung bringen. Wer den Namen eines Virtuosen mit Recht trägt, ist denn der nicht ein Künstler? Und verdient ein Künstler, er möge nun arbeiten, in welchem Stoff er wolle, nicht unsere Anerkennung? Wirkt seine Kunst nicht angenehm auf irgend einen Nerv unserer Seele? Und ist ein Virtuose, der diesen Namen *nicht* verdient, nicht ein Unding und ein Widerspruch? Also, Schlußfolgerung: das Virtuosentum ist eine Zierde unserer Zeit und eine Glanzfigur in ihrem Gemälde! Aber unsere Leser werden nicht einverstanden sein, und mit Recht. Der Schluß wäre wohl richtig, aber die Prämissen sind falsch. Das ist eben eine der heillosen Verirrungen, der Verwirrungen unseres Zeitgeschmacks, daß er die Begriffe vermengt und für die ent- und unterscheidenden Merkmale keinen Sinn mehr hat. Der Virtuose als solcher ist *nicht* notwendig auch Künstler; es laufen ihrer hundert und tausende in der Welt herum gefeiert, beweihraucht von der verblendeten Menge, es fehlt ihnen auch jeder Zug zur richtigen und wirklichen Künstlerphysiognomie, jeder Hauch zur Künstlerseele, jede Ader zu einer groß angelegten Persönlichkeit. Sie gehören auch in den Olymp der „Tagesgötzen", deren Bild wir kürzlich in diesen Blättern gezeichnet haben, und zwar ist ihre Spezialität die gesuchteste und ihre Macht die größte; sie sind die Zeuse unseres Erdenolymps. Als solchen fehlt ihnen sogar die Strafgewalt nicht; freilich üben sie dieselbe ohne es zu wissen und zu wollen. Sie strafen nämlich ihre Bacchanten mit Verrücktheit. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Schuld auch Künstler auf dem Gewissen haben, insofern sie *auch* Virtuosen sind, wir beschränken uns diesmal auf diejenigen Unsterblichkeitskandidaten, welche *nur* Virtuosen sind. Sie sind ein Gradmesser für Bildung und Geschmack — leider meistens für Unbildung und Ungeschmack — wie kein anderer mehr. Das könnte beweisen, daß sie doch wenigstens zu etwas gut sind — aber freilich wird ihnen kein normaler Mensch für dieses Verdienst danken. Denn einen tieferen Einblick zu erhalten in die Schatten- und Nachtseiten der Menschennatur, ist kein erfreulicher Gewinn. Unsere Zeit züchtet diese Virtuosen förmlich wie der Mediziner seine Bacillen; wenn sie es nur zu demselben Zweck thäte, wie der Mediziner, nämlich um durch das Experiment Mittel zu finden, die ganze Sippe unschädlich zu machen oder ihr gar den Lebensfaden abzuschneiden — aber sie will ja gerade das Gegenteil! Es ist ein kleiner Trost für uns Europäer, daß es die Amerikaner, drüben im Zukunftsweltteile, noch toller treiben als wir, denn es ist ein kleines Verdienst, diesem jungen zusammengewürfelten Volke, das sich noch kaum hat auf sich besinnen können und das noch keinen anderen Kitt, der es zusammenhielte, gefunden hat als das bare blanke Interesse, wenigstens in *einem* Stück uns ein wenig über zu sein! Wir, die Bewohner der alten und alternden Hemisphäre, wollen die Söhne der transatlantischen Scholle aus dem Spiele lassen und aus ihrem Treiben weder Trost noch ein anderes Gefühl schöpfen. Denn letzteres Gefühl könnte in der That peinlich sein. Oder sind nicht *wir* ihre Lehrmeister gewesen und sind es noch in allen Extravaganzen und Ausartungen der Sitte, der Gesellschaft, der Kunst?

Daß aber dieses Volk der Schüler, das noch auf jungfräulichem, von den Jahrhunderten nicht durchpflügtem Kulturboden steht, seine Meister auch in der Unsitte zu übertrumpfen sucht, ist so natürlich als nur etwas, nämlich für den, der ein wenig über menschliche Dinge nachzudenken vermag, wobei er finden wird, daß Kultur und Überkultur, Roheit und Überfeinerung dicht neben einander zu gedeihen pflegen. Die Amerikaner, die ja, wohl verstanden, immer in *politischem* Sinne ein Volk heißen können, im übrigen aber ein Konglomerat verschiedener und verschiedenster Stämme und Völkerfragmente darstellen, sind für die Auswüchse weniger verantwortlich als wir, die wir ihnen den Giftstoff eingeimpft haben. Sie haben uns diesen Dienst bisher — — freilich ohne es gerade zu wollen — mit besserem vergolten und werden es in Zukunft in noch reichlicherem Maße thun, denn es scheint wirklich, daß sie zum Volk der Zukunft und zu den Rettern der Gesellschaft prädestiniert sind.

Diese Zukunft wird freilich noch einige Jahrhunderte auf sich warten lassen, denn die Weltgeschichte braucht Zeit, um ihre Helden, wenigsten ihre Heldenvölker zu schnitzen, und ein Heldenvolk sind die Amerikaner noch lange nicht, besonders auf der Arena der Sitte, der Kunst, der

seineren Lebensmächte. Es wäre schlimm, wenn der Amerikanismus, wie er jetzt floriert, den Menschengeschlechtern der Zukunft sein Gepräge geben sollte, wir wollen unsern fernen Nachkommen ein besseres Los wünschen. Auch wer große Stücke auf die Amerikaner hält, muß doch zugeben, daß sie noch tief in den Anfängen dessen stecken, was uns hier beschäftigt, des Kunstsinnes nämlich und des Kunstgeschmacks. Wie könnte es anders sein? Dergleichen kommt nicht über Nacht angeflogen, es will durch Jahrhunderte hindurch gepflegt und vererbt sein. Für unsere Virtuosen ist Amerika das gelobte Land, wo „des Lebens goldener Baum" wächst. Natürlich. Dort können sie ihrer Virtuosennatur freiesten Lauf lassen, je freier, je besser. Niemand prüft sie auf ihre Seele und Wesenheit; der Schein, der Lärm, die Mache, der Wind, der von Europa herüberweht, sind die Motoren, die dem Virtuosentum Ruhm und Geld zuführen; die Kunst kann dabei aus allen Fugen gehen. Niemand ahnt es; man hält das für Kunst, was als solche angepriesen und angeschwindelt wird, und das genügt. Es gehen freilich auch große Künstler und Künstlerinnen nach Amerika, um dort ihr „Glück" zu suchen und zu finden. Sie sind eben auch Virtuosen!

Will man den Börsenjobbern und den Knownothings drüben zumuten, daß sie es diesem Manne oder jenem Weibe, die sie auf den Brettern oder im Konzertsaale entzücken, anfühlen, ob sie eine Seele haben oder nicht? oder ob sie mit der Kehle oder mit dem Herzen sprechen oder singen? Das wissen ja selbst unsere Kunstheiligen und Räucherbonzen nicht — und doch liegt hier der klaffende Abgrund, der die wirkliche und wahre Kunst von dem bloßen und blassen Virtuosentum trennt und unterscheidet; er liegt nicht in der „Fahrt nach dem goldenen Vließ." Die Zeit, wo man letzteres noch hätte als Merkmal aufstellen können, ist leider längst hinter uns, und die Forderung an den Künstler, daß er nur seiner Kunst lebe, liegt zu unterst in der Gerümpelkammer und wird nur noch von „altfränkischen" Leuten hervorgeholt, die nicht wissen, was die Zeit geschlagen hat. Dieser Glockenschlag ist aber so verlockend, daß auch die Kunst ihm nicht mehr zu widerstehen vermag. Kunst und Gold sind aus ursprünglich heterogenen, nachgerade korrelate Begriffe geworden, die Lebensbedingungen haben ihre Rollen sozusagen vertauscht, und die Existenzfrage bildet jetzt Folio Eins auch im Hauptbuche des Künstlers, bei manchen aus Not, bei vielen aus süßer Angewöhnung, bei andern aus angeborenem Trieb; letztere freilich laufen Gefahr, daß ihre Seele nach und nach von Rost zerfressen, und in dem Zersetzungsprozesse bloß noch der Virtuose herausgegoren und geboren wird. Bei dem Virtuosen pur sang aber ist jenes Folio nicht bloß das erste, sondern das einzige, das A und O zusammen; auf die Rückseite mag die Eitelkeit etwa noch die Beifallssalven und das Huronengeschrei der verzückten Menge, die Fanfaren der Reklamenherolde, die Blumen- und Lorberhekatomben der Opferpriester, die Champagnerspenden der Kunst- und Geldprotzen unter dem Posten „Ruhm" eintragen, es geht „zum übrigen" und fügt dem Bilde des Virtuosen keinen einzigen edleren Zug bei, im Gegenteil, je mehr solcher Striche aufgetragen werden, um so abstoßender wirkt das Gemälde, ja es kann uns, muß uns sogar mit Entrüstung und Ingrimm gegen den Zeitgeist erfüllen, der solches nicht bloß geschehen läßt, sondern fordert und selber thut. Ja, mit Ingrimm: denn wir müssen uns unwillkürlich die Kehrseite besagten Bildes konstruieren — und was zeigt uns diese? Den Künstler, der, während der Virtuose auf seiner Folie steht und von ihm lebt und zehrt und mit seiner Sichel die goldenen Ähren schneidet, darbend hinter seinem Pulte sitzt. Dort der „große Mime", der „göttliche Heldentenor", der mit seiner Glanzpartie an einem einzigen Abend einen Goldregen auf sich herunterzaubert, hier der arme Poet oder Komponist, der an jener „Glanzrolle" Nächte hindurch gearbeitet, und damit vielleicht den Wert einer Vierteljahresmiete erschrieben hat! Daß letzteres heutzutage, wo auch der Dichter und Tonsetzer ihre Schäflein zu scheeren wissen, nicht mehr die Regel ist, verschlägt nichts, denn die Ausnahmen sind immer noch zahlreich genug und werden es wohl bleiben, und das Mißverhältnis ist und bleibt ein himmelschreiendes. Und wenn jene Ausübenden sogar — was dort so selten der Fall — wirkliche Künstler, nicht bloße Naturalisten und Goldjäger, wären, sogar dann wäre die erjagte Beute eine ungeheuerliche. Denn so unsinnig auch die noch heute gehörte Zumutung an die Künstler ist, sich „in dem reinen Äther der Kunst zu halten" und keinen

anderen Lohn zu begehren, als den sie in sich selbst trägt, so ungereimt ist die Behauptung, die Kunst könne garnicht hoch genug honoriert werden und auch das Höchste, was dem Künstler geboten werde, sei nur eine schwache Abschlagszahlung. Kunst und Lohn sind allerdings zwei in ihrem Verhältnis völlig inkommensurable Dinge, ganz anders aber der Künstler und der Lohn; und so gut man den Mann der Wissenschaft für seine Leistungen honoriert, honorieren soll und honorieren kann, ebensogut soll und kann man es beim Künstler. Der Künstler ist als Individuum keine unendliche Größe, und darum darf auch sein Anspruch und sein Lohn kein unendlicher sein. Das ist der Standpunkt, den nicht bloß der gesunde Menschenverstand, sondern auch, wenn wir nicht sehr irren, der Philosoph einnimmt. Aber die Virtuosen-Frage hat noch einen anderen, gar sehr der Beherzigung werten Anstrich, einen stark sozialen nämlich, und wer klug ist, verschließt vor den Zeichen der Zeit seine Augen nicht. Nichts vermag den ehrlichen Arbeiter — und auf diesem ruht doch ohne Zweifel das Wohl und das Heil unseres Planeten — mehr zu verbittern als das maßlose Mißverhältnis zwischen dem Ertrag seiner sauern und schweren Arbeit und dem, der jenem Künstlern, und gar dem virtuosen Kunstaffen, spielend d. h. durch die Verbiendung der Menschen in den Schoß fällt. Was kann er dafür, daß ihm die Natur nicht auch eine Hünenfigur, eine Heldenlunge u. s. w. wie dem Sänger X, und was kann seine Frau dafür, daß dieselbe Natur ihr nicht die Nachtigallenkehle und den Liedreiz der Primadonna Y geschenkt hat? Nichts! Und statt die Ungleichheiten der Natur möglichst auszugleichen und zu mildern, gehen die wahndethörten Menschen hin und machen den klaffenden Riß noch weiter und tiefer, bis zum unüberbrückbaren Abgrund! Wir reden hier nicht bloß von der urtellslosen Menge, die nach dem Zeichen sieht und nach der Pfeife tanzt, wie sie es von jeher gethan hat und in Ewigkeit thun wird — sondern von den sogenannten (oder wenigstens sich selbst so nennenden) Gebildeten. Sie geben das falsche Signal, weil sie dem Modewahn huldigen, d. h. es für nobel halten, ihm zu huldigen, daß der Künstler und der Virtuose (einen Unterschied vermögen sie gewöhnlich nicht zu machen) ganz aparte Menschenkinder oder, wie die Formel lautet: unbezahlbar seien. Sie ziehen dadurch das Virtuosentum groß, diese seelenlosen Finger- und Kehlenwüteriche, diese im Goldstrome badenden Undonen und Undinen. Es ist freilich nicht von jedem klaren Kopf zu verlangen, daß er ein „Seelenriecher" sei, wie Herr Jäger, das schadet auch garnichts; gewöhnlich wird aber zu viel gerochen, oder da gerochen, wo absolut nichts von Seele vorhanden ist. Könnte man doch den Leuten den Rat geben: „Wer nicht die Seele mit Fleiß studiert hat — man kann das, aber man muß sich ein wenig ins Zeug legen — der verhalte sich vorerst skeptisch gegen die Virtuosen, ganz besonders gegen diejenigen, welche „keines Wortes zu ihrem Lobe bedürfen", weil sie über alles Lob erhaben sind." Denn in einem Artikel sind die Pseudokünstler, d. h. eben die Virtuosen ordinären Schlages wirklich virtuos: in den Leistungen der Reklame. Die wahren Künstler sind, wenn auch nicht bescheiden im sokratischen Sinn, so doch nicht eitel und rühren die Lärmtrommel nicht in eigener Sache, sie gehen still und einsam ihren Weg, während der Virtuose „von Fach" nur in Begleitung von Leibtrabanten musikalischer Profession erscheint — ein „rauschendes" Orchester, aber „es stimmt". Es ist ein wüstes Bild, wer einmal einen Blick in diesen Pfuhl von Heuchelei und Lüge, Servilität und Korruption gethan hat; die Herren der Presse, diese „Hüter des öffentlichen Gewissens", spielen keine schöne Figur darin. Man darf als Regel annehmen: Je größer der Lärm, desto kleiner die „Seele", je höher die Aktien, desto niedriger die Gesinnung. Weißt du Leser, was wirkliches, von innen herausquellendes Können, und was bloße angelernte Technik ist? Jenes wird von der „Seele" geleistet, dieses von den Nerven und Muskeln, jenes ist Schöpfung, dieses Mache, jenes der ursprüngliche Laut des Schönheitsgefühls, dieses die gedrechselte Phrase des Verstandes. Klappern gehört zum Handwerk, darum ist auch der Virtuose von Fach ein Handwerker; wer ihn mit Gewalt in den Tempel der Kunst hineinstoßen will, begeht ein Unrecht; es thun's tausend und abertausend vom gebildeten und vom ungebildeten Mob; der Unverstand zieht immer weitere Kreise, und das Virtuosentum feiert immer größere Triumphe. Ist es ein Trost, daß jene tausend und abertausend nicht wissen, was sie thun? Gewiß nicht;

darum soll aber, wenn Auge und Verstand klar geblieben sind, inmitten der zahllosen Irrlichter, gegen das Unwesen laut und ungescheut protestieren; viele Mahnstimmen zusammen geben am Ende doch einen Ton, und wenn nicht, so hat man doch seinem Gewissen genügt.

Der Lokalpatriotismus.

Wenn Franzosen oder Engländer bei uns das Wort „Lokalpatriotismus" hören, werden sie, wenn auch sonst unserer Umgangssprache samt ihren Fremdwörtern mächtig, kaum verstehen, was das heißt. Was Patriotismus ist, wissen sie zwar, auch vom Sinn des Wörtchens „lokal" haben sie einen Begriff; aber der Sinn der Zusammensetzung wird ihnen dunkel bleiben, wenn sie keine Erläuterung erhalten, die sie in erster Linie darüber aufklärt, daß der Lokalpatriotismus nichts weniger ist als Patriotismus. Für diesen haben wir ein deutsches Wort, eines der schönsten unserer Sprache, „Vaterlandsliebe", für jenen gar keines, obgleich er etwas echt fast eigentümlich Deutsches bezeichnet. Wollen wir ihn selbst oder die Familie, zu welcher er gehört, charakterisieren, so müssen wir abermals zu einem fremden Worte greifen, für welches es keine deutsche Übersetzung giebt; er gehört zum Geschlecht der „Euphemismen", die mit einem schönen Klang eine Sache zweifelhaften Wertes ausdrücken. Nicht einmal seinen nächsten Verwandten, ich meine den „Partikularismus", können wir bei einem sein Wesen erschöpfenden, deutschen Namen nennen, obgleich er seiner Natur nach ebenso deutsch ist wie jener — gewiß ein seltener Fall, daß die deutsche Sprache für deutsche Begriffe keine Worte hat. Beide haben gewisse gute Seiten, aber jeder Mensch denkt zuerst an ihre schlimmen, wenn er die Worte „Lokalpatriotismus" und „Partikularismus" aussprechen hört; sie lassen sich in das eine Wort — endlich finden wir ein deutsches — „Übertreibung" zusammenfassen, die nie versiegende Quelle so vieler Leiden, Übel und Beschwerden. Der Lokalpatriotismus meint es nicht gerade böse, seine Sünden und Vergehungen sind nicht doloser, aber recht arg kulposer Natur. Was er aber ist, wird mit diesen Vorbemerkungen noch lange nicht gesagt. Definieren will ich ihn auch nicht; an dieser Klippe mag ich nicht scheitern; ich versuche lieber auf einem andern Wege, mich mit ihm abzufinden.

Der Lokalpatriot als einzelner Mensch ist harmlos und unschädlich. Fast möchte ich ihn, soweit er von seinem Heim spricht, zu jenen „guten Seelen" Goethes rechnen:

Sie nennen alles zauberhaft,
Und wär' es noch so elend;
Die schalsten Dinge ohne Saft
Die finden sie empfehlend.

Er bildet den Gegensatz zu den ebenfalls unschädlichen Leuten, die behaupten: kein Prophet gilt etwas in seinem Lande, und die bei jeder Gelegenheit, wenn ihnen etwas in ihrer Vaterstadt nicht gefällt, ausrufen: „so etwas kann nur hier vorkommen!" — Ich kam kürzlich mit einem Herrn ins Gespräch. Es war ein ganz gebildeter Mann der guten Gesellschaft; ich fand aber bald, daß er Lokalpatriot vom reinsten Wasser war. Ich war noch nicht lange hier, und für den Abend war im Hoftheater Schillers „Tell" angekündigt. „Sie werden doch die Vorstellung heute Abend nicht versäumen?" sagte er, „etwas Vollkommeneres, Erhebenderes, des großen Dichters Würdigeres kann man nie und nirgends sehen. Ja! unsere Münchener Hofbühne!" Natürlich verfehlte ich nicht, die Vorstellung zu besuchen, aber das Gefühl der Enttäuschung konnte ich nicht überwinden. Ergriffen war ich nur von zwei kleinen Einzelheiten: in der Sprache von dem „Seid einig, einig, einig!" und in der Geste von dem Moment, wo der von Tells Geschoß durchbohrte Landvogt vom Pferde herabglitt, alles andere fand ich ganz gut, aber doch gewöhnlich und über manches war ich sogar verstimmt, z. B. darüber, daß man die „hohle Gasse", in welcher Geßler zu Pferde erscheint, nicht mit einem den natürlichen Rasen imitierenden Teppich versehen hatte, also das Getrappe des Pferdes auf den Brettern — die Bestie stand keinen Augenblick still — dem Ohr die Musik jedes Wortes, welcher es in den Versen jener Szene lauscht, zu einem guten Teil entzog, ganz abgesehen von der abscheulichen Störung jeder Illusion. Aus Sparsamkeit ist diese Unterlassungssünde sicher nicht begangen worden! — Bald darauf sprach ich einen andern Herrn derselben Gesellschaft. Er kam eben vom Justizgebäude, wo ein Mord-

sensationsprozeß verhandelt wurde. Im Oktober v. J. war nachts auf offener Straße hier mitten in der Stadt ein Gendarm von einem Menschen in dem Moment erschossen worden, wo er diesen nach seiner Legitimation fragte. Das Plädoyer war eben beendet, und mein Lokalpatriot voll Entzückens über die Verteidigung erzählte: „Der Anwalt hat „Freisprechung" beantragt, Sie werden sehen, die Geschworenen sagen „Nicht schuldig des Mordes". Ja! unsere Münchener Anwälte!!" — Der Bericht über die Verhandlung, den ich am andern Tage in den „Neuesten Nachrichten" las, erzählte: „Unter allgemeiner Spannung ergreift der Verteidiger das Wort und leitet folgendermaßen sein meisterhaftes Plädoyer ein: „Im Kampf ums Dasein dringt der Mensch sein Leben hin u. s. w." Nun war ich nie im Zweifel darüber, daß den Münchener Anwälten die vollste Anerkennung gebühre. Ich kannte mehrere persönlich. Aber der Verteidiger im vorliegenden Falle hatte keinen Erfolg, die Geschworenen sprachen das „Schuldig" aus und hatten aus der Verteidigung auch schwerlich einen Grund entnehmen können, an ihrer wohl schon durch die Beweiserhebung geschöpften Überzeugung irre zu werden. Das Scheusal, der Mörder, war eben nicht zu verteidigen. Auf die Rede des Verteidigers näher einzugehen ist hier nicht der Ort, umsoweniger, als der Zeitungsbericht ungenau zu sein schien und ich selbst sie nicht gehört habe. — Was aber der Bericht, der doch wenigstens das Wesentliche wiedergegeben haben wird, erzählte, war nicht geeignet, das Entzücken meines Lokalpatrioten zu erklären und ihn zu der Hoffnung auf Freisprechung zu berechtigen, und wäre der Verteidiger zufällig kein Münchener Rechtsanwalt gewesen, so würde jener sich auch nicht für ihn erwärmt haben. Wie in diesen beiden Fällen Theater und Justizpflege verhimmelt wurden, so geschieht es mit allen anderen Dingen auch, die dem Urteil aller ihrer Natur nach preisgegeben sind, am meisten mit dem Selfgovernement und der Verwaltung des öffentlichen Wesens überhaupt. Die Rührigkeit, Energie und Gewissenhaftigkeit, die sich heutzutage in allen Gemeindeverwaltungen kundgeben, als solche imponieren dem Lokalpatrioten, und weil er sie gewöhnlich nur in seiner Heimatsgemeinde wahrnimmt, bewundert er sie auch nur hier und denkt nicht daran, daß auch anderswo so rüstig gearbeitet wird. Die Fehler, die dabei gemacht werden, sieht er entweder nicht, oder er beschönigt und verschweigt sie, weil er sie für die unvermeidlichen Folgen menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit hält oder weil er die Überzeugung hat, eine Einrichtung, die der Initiative seines Vetters, des Herrn Bürgermeisters, entsprungen, könne doch unmöglich verfehlt und tadelnswert sein. Denn darauf kommt es sehr häufig hinaus, daß die Vettern auf dem Rathaus in den Vettern im Publikum ihren Panegyriker finden. So sind die einzelnen.

Wo sich aber der Lokalpatriotismus in einer Clique z. B. in der Vetterschaft festsetzt, da beginnt er eine Partei zu bilden und als solche wird er schädlich, ja gefährlich. So spaßhaft oder auch lächerlich der einzelne uns erscheinen mag, wenn er, wie die Studenten in Auerbachskeller, immer das alte Lied singt:

— — — Mein Leipzig lob' ich mir,
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute —

so bedenklich wird die Sache, wenn der Lokalpatriotismus, zur Tendenz erhoben, sich breit macht, unter seinen Jüngern und Parteigenossen auf Gegenseitigkeit rechnet und sich der Presse bemächtigt, wo er seine Stimme laut ertönen läßt. Denn laut muß er reden, er weiß recht gut, daß man in unserer Zeit, wo so viele reden, schon den Mund recht voll nehmen muß, um auch allenthalben gehört und verstanden zu werden. So alt er seiner Natur nach ist, worauf ich sogleich zurückkommen werde, in dieser Parteiform und Blüte ist er ein Kind unserer Zeit; gerade sie bietet ihm durch ihre schöpferische Kraft auf allen Gebieten des Gemeinderegiments die nahrhafteste Kost; ja, er ist zur Zeitbeschwerde geworden. Jeder beräuchert den andern und genießt, beansprucht aber auch von diesem dieselbe Ehre; die Selbstberäucherung der Partei hat also kein Ende mehr. Sie braucht aber zu ihrem Strebertum die Gunst des Stadtregiments, also streut sie auch ihm den Weihrauch aus Fässern, selbst wenn die handgreiflichsten Fehler gemacht oder offenkundige Übelstände nicht beseitigt werden; sie kriecht vor den maßgebenden Potenzen der Stadt und unterdrückt den Widerspruch mit allen möglichen, oft recht gehässigen Mitteln; sie beherrscht die Agitation bei den Wahlen und führt oft genug durch Verblendung oder Tendenz

das Urteil auch der parteilosen Mitbürger — wir wollen es einmal „öffentliche Meinung" nennen — auf falsche Bahnen.

Einen Rückhalt und eine, wenn man will, berechtigte Veranlassung hat freilich der Lokalpatriotismus nicht selten in wirklichen Vorzügen bestehender Einrichtungen und in unverkennbaren Verdiensten hervorragender Persönlichkeiten oder fürstlicher Munifizenz. Er hält aber jene Vorzüge für unsterblich, für erhaben über allen Wechsel der Zeit und diese Verdienste für abgeschlossen; er zehrt an ihnen und meint, sie halten ewig vor; gerade so wie einst der preußische Militarismus an den militärischen Schöpfungen Friedrich des Großen sich nährte und vollsog, bis er bei Jena daran zu Grunde ging. Daß München sich den Beinamen „Isarathen" erworben hat, verdankt es lediglich den Schöpfungen des Königs Ludwig I. sowohl hinsichtlich der Pflege von Kunst und Wissenschaft als des von ihm gelegten Keimes der Entwickelung der Residenz zu einer Großstadt. Vom Ruhme jener Zeit lebt München heute noch, und der Lokalpatriotismus ist taub dagegen, wenn in beiderlei Hinsicht laut genug betont wird, welche Kräfte andere Städte aufwenden, um der bayrischen Metropole diese Ruhmeskrone abzuringen. Er hat alles, was seitdem geschehen ist, um sie ihr zu erhalten, dem Staat überlassen und hat es diesem in der Kammer auch noch schwer genug gemacht, wenigstens in dem Monumentalbau der neuen Akademie einen ersten, würdigen Beitrag zu den Werken des großen Königs zu liefern. Von diesem Standpunkt aus präsentiert er sich von einer seiner schlimmsten Seiten. Der Staat ist ihm nur Mittel zum Zweck der Realisierung seines Gemeindeinteresses, so wie es sich gerade im Gehirn seiner Anhänger darstellt. Eines Opfers für die Staatsidee sind sie nicht fähig, am allerwenigsten eines persönlichen, während der Patriot für dieselbe sein Selbst und für das Vaterland freudig sein Leben einsetzt. Aus diesem Zug erklärt es sich, daß man sie nie im Bunde mit dem gesunden Liberalismus findet, sondern im Lager der Ultramontanen, wenn sie überhaupt fähig sind, sich zur Beteiligung am politischen Parteigebilde zu erheben und nicht nur in der Verherrlichung ihres engsten Gemeindewesens erschöpfen. Der Lokalpatriotismus hat vielleicht nirgends eine ausgeprägtere Form angenommen als in Frankfurt a. M., wo er sich, so lange die Stadt zugleich ein Staat war, hinter den Staatspatriotismus verstecken konnte. Wir wissen aus dem Jahr 1866, wie sie dafür zu büßen hatte. Der frankfurter Bürger führte seinen heranwachsenden Sohn am Sonntag auf die Mainbrücke und sprach zu ihm in warmer Begeisterung: „Siehst du, mein Kind, soweit dein Auge reicht, ist alles frankfurtisch." „Ich bin frankfurter Bürger", klang aus seinem Munde ebenso wie „Civis Romanus sum". Die Quelle des Lokalpatriotismus liegt in der Entwickelung der Städte zu einer Macht im Reich, zu Staaten im Staat. Auf ihrer Macht beruhte das Heil des Bürgers fest und sicher, nicht auf dem Reich. Die Stadt nährte und schützte ihn, das Reich gab ihm nichts und verlangte nur von ihm. Partei war also damals der Lokalpatriotismus nicht und konnte es nicht sein. Die Stadt mit ihrer Verfassung, ihren Institutionen und kaiserlichen Privilegien füllte das öffentliche Interesse und den Gesichtskreis aller ohne Ausnahme vollständig aus. Einen Patriotismus, eine Reichsidee gab es nicht, und die Parteien, an denen es ja auch zu jener Zeit nicht fehlte, waren dem im Interesse für die Stadt sich erschöpfenden Sinn der Gesamtheit untergeordnet, dort fanden sie sich immer wieder zusammen und erschienen vollzählig auf den Wällen zur Verteidigung gegen anstürmende äußere Feinde. Das Stadtregiment war Staatsregiment. Die Städte traten in Bündnisse zusammen, bald für, bald wider das Reich. Ihre Macht war es, auf welche die des Reiches sich stützen konnte und stützen mußte, sie gaben ihm, was es bedurfte, und erfreuten sich nur seines Waffenschutzes, wenn sie mit der eigenen Kraft am Ende waren. Der Lokalpatriotismus war also eine Tugend und ein Kind der Zeit. Dies alles trifft heute nicht mehr zu. Aus den Städten und ihren Gebieten sind Territorialstaaten und aus ihnen ist das heutige Reich geworden. Das langsame Tempo dieser Entwickelung hat uns unsägliche Leiden gekostet, und aus diesen Leiden ist unser heutiger Patriotismus erwachsen, die erhabenste Frucht, die die Nation zu pflücken aber auch erst hat lernen müssen, und die ihr geholfen hat, eine Nation zu werden und als Nation sich zu fühlen.

Wir nannten im Eingang dieser Zeilen den Lokalpatriotismus eine „Übertreibung". Von dem soeben genommenen Standpunkt aus können wir ihn genauer eine „Übertreibung seiner

selbst" nennen. Was einst wahr und berechtigt, frisch und duftig an ihm gewesen ist, erscheint heute falsch und verfehlt, zusammengeschrumpft und verdorrt vor dem Staats- und Reichsgedanken unserer Zeit, und dieses verdorrte Blatt will der heutige Lokalpatriotismus dennoch ewig grünen lassen. Er bauscht es auf und will seinen frischen Glanz erzwingen durch falschen Putz, indem er jede vertrocknete Faser für eine Leben pulsierende Ader hält. So macht er sich selbst nicht nur zum Zerrbild, sondern versündigt sich auch noch am kräftigen Wachstum seines heimatlichen Gemeinwesens.

Der Krämergeist im deutschen Geschäft.

Ohne die vielen Vorzüge, wie durchschnittlich gründlichere, allgemeine Bildung, peinlichere Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe, vorsichtigere Gründlichkeit im Überlegen und Ausführen u. s. w., welche der deutsche Kaufmann vor den meisten Handeltreibenden anderer Nationen voraus hat, ohne die großen Fortschritte und den bedeutenden Aufschwung, den unser Handels- und Gewerbeleben seit unserer nationalen Einigung aufweist, verkennen zu wollen, beklage ich den noch immer viel verbreiteten Krämergeist im deutschen Geschäftsleben und halte es für eine nützliche Aufgabe, denselben bloßzustellen und zu bekämpfen bis zu seiner gänzlichen Vernichtung. Sei es mir daher gestattet, auch in diesen Blättern unter den Zeitbeschwerden mit scharfen Waffen gegen den Feind einer vollkommenen Blüte der deutschen Handelsunternehmungen ins Feld zu ziehen. —

Trotzdem sich unverkennbar weiterausschauende, größer angelegte Anschauungen und darauf gegründete Unternehmungen in letzter Zeit mehr und mehr Bahn gebrochen, wirkt dieser Krämergeist noch immer hemmend und schädigend auf eine schnelle, segenbringende Weiterentwicklung in vielen wichtigen Gebieten unserer Erwerbsthätigkeit. Es herrscht ein eigener Zug kleinlicher, kurzsichtiger Berechnung bei allen Anlagen, Plänen und Unternehmungen unter den Kaufleuten nirgendwo in solcher Allgemeinheit wie in Deutschland; — nirgendwo fehlt so häufig der kühne, vorausschauende Blick für großartige, auf lange Dauer berechnete Schöpfungen und die ausdauernde Energie, Opfer an Arbeit und Kapital für solche zu bringen, wenn sich auch kein sofortiger Gewinn erwarten läßt, wie bei den deutschen Geschäftsleuten. Der Krämerzug, der über der Aussicht auf einen augenblicklichen Gewinn bei einem sich bietenden Geschäft alle Rücksichten vergißt, macht sich in der mannigfaltigsten Weise geltend. —

Seit der ungeheuren Vermehrung der Produktion in allen Kultur-Ländern, der steten Verbesserung und Vervollkommnung aller maschinellen Erzeugungsmittel in den letzten Jahrzehnten ist die Möglichkeit, im Export mit den andern Industriestaaten wetteifern, einen erfolgreichen Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt mit denselben aufnehmen zu können, eine Lebensfrage für Handel und Industrie eines jeden entwickelten Staatswesens. Was hat nun die Deutschen so lange gehindert, in den importierenden Ländern aller Zonen schon seit langem erfolgreich neben Engländern und Franzosen aufzutreten? Was hat die Absatzfähigkeit unserer Erzeugnisse gehemmt und ein heute noch vielfach bestehendes, nur schwer nach und nach zu besiegendes Mißtrauen gegen deutsche Waren großgezogen, während Engländer und Franzosen sich in allen Teilen der Erde reichen Gewinn abwerfende Absatzgebiete eroberten? Was ist die Ursache des beschämenden Auskunftsmittels gewesen, daß gediegene, deutsche Fabrikate in Massen mit englischem oder französischem Stempel unter fremder Flagge als fremde Waren Käufer in überseeischen Gebieten suchten und fanden? Neben der früheren politischen Machtlosigkeit, die gewiß zu diesen traurigen Erscheinungen mit beigetragen, vor allem der armselige, kurzsichtige Krämergeist im deutschen Geschäft! — Der in dessen Fesseln liegende Fabrikant sandte schöne Muster seiner Produkte hinüber. Nach vielen Offerten und Bemühungen wurde er endlich durch einen ansehnlichen Auftrag erfreut und nun — eingenommen von der Größe seiner kaufmännischen Begabung und Schlauheit, wollte er auch gleich einen ansehnlichen Gewinn machen. Minderwertige, nicht Muster entsprechende Fabrikate — für die draußen waren sie ja lange gut genug — in schlechter

Packung, womöglich noch mit Fehlern behaftet und nicht vollzählig, gingen hinüber. An allem war gespart. Der kluge Fabrikant rieb sich vergnügt die Hände über den reichen Krämergewinn, den er eingestrichen, lachte über die dummen Engländer und Franzosen, wie über einzelne seiner mit ihm konkurrierenden Landsleute, die so unverständig waren, von solcher Gelegenheit nicht zu profitieren und im Exportgeschäft nach denselben reellen Prinzipien wie daheim verfahren zu müssen glaubten. Oh! verdammenswerter Krämergeist! Nicht den Verblendeten allein trafen leider die unglücklichen Folgen! Die deutschen Waren im allgemeinen verloren alles Vertrauen im Ausland, und England und Frankreich hatten den Nutzen in ihren stetig wachsenden und regelrechten Gewinn abwerfenden Exportgeschäften, während heute noch der deutsche, allmählich nach besseren Prinzipien arbeitende Exporteur alle Mühe hat, das selbstverschuldete Mißtrauen gänzlich zu beseitigen und seinen Waren die verdiente Anerkennung zurückzuerobern. Also nieder mit dem Krämergeist, ihr deutschen Händler und Fabrikanten!

Ja, nieder damit, überall, wo sich er findet! Denn nicht nur im Ausland, auch im eigenen Lande hat er euch selbst und, was noch schlimmer, unseren ganzen Nationalwohlstand schwer geschädigt! Was begründet zum größten Teil die Vorliebe des deutschen Publikums für fremde, ausländische Fabrikate? Weshalb halten die meisten dieselben für feiner, gediegener? Warum schätzen wir neben unseren vorzüglichen Solinger und Remscheider Fabrikaten englische Waffen und Klingen; neben unseren Manufakturwaren aus großen, deutschen Industriezentren englische Stoffe, neben unseren vielseitigen und gediegenen, kunstgewerblichen Erzeugnissen Pariser Artikel u. s. w. noch immer höher als die eigenen? Wir haben einen zahlreichen, gründlich und vielseitig ausgebildeten Stand von Fabrikanten, Produzierenden und Händlern; wir haben einen Arbeiterstamm, der wegen seines Fleißes, seiner Kenntnisse und verhältnismäßigen Anspruchslosigkeit in allen anderen Industriestaaten geschätzt und gern durch hohe Löhne zum Auswandern angelockt wird; wir haben Maschinen in jeder gewünschten Vollkommenheit, Kapital zur Genüge, heute gar im Überfluß; unser nüchterner Fleiß, unsere vielseitige Ausbildung, Gründlichkeit im Denken u. s. w. werden überall anerkannt; kurz, alle Bedingungen zu einer gedeihlichen Blüte in Handel und Industrie sind gegeben, und trotzdem, — was erklärt die Thatsache, daß wir noch immer im eigenen Lande schwer mit fremder Konkurrenz zu kämpfen haben? Die eigentümliche Vorliebe des Deutschen für alles Fremde reicht hier als Erklärung nicht aus. Nein, auch hieran trägt wieder der Krämergeist im Geschäftsleben die Hauptschuld. Dieser böse Geist verleitet den Fabrikanten wieder, in erster Linie nur an Geldgewinn zu denken, sein ganzes Sinnen und Trachten auf Sparen zu richten, und darüber verliert er den nötigen, weiten Blick für die Vervollkommnung und Hebung seiner Produkte; er will an Löhnen, Auslagen für Verbesserungen, Neu-Anlagen von Maschinen u. s. w. sparen, um recht große Überschüsse zu erzielen, und wird von einem mit richtigem Verständnis kein Opfer scheuenden Ausländer überflügelt und in seinem eigenen Lande geschlagen. Unter dem Einfluß solch krämerhafter Anschauungen arbeiten eine große Zahl Fabrikanten und Händler ihren eigenen und dem Interesse des ganzen Landes entgegen. Billige Löhne, schlechte Arbeit; Ersparnisse an Maschinen, Unkosten, Auslagen für Verbesserungen und Neuheiten, Stillstand in der Produktion; keine oder möglichst wenig Ausgaben für äußere Ausstattung, Anpreisung und Reklame, Stillstand im Absatz; dies sind Ursachen und Wirkungen! — Nur wenn zielbewußt am rechten Ort kein Opfer an Geld, Mühe und Arbeit gescheut wird, wenn man vor Auslagen, und seien sie scheinbar noch so bedeutend, zur steten Vervollkommnung und Verschönerung seiner Erzeugnisse und Waren nicht zurückschreckt, kann ein allen Teilen segenbringender Fortschritt erzielt werden.

Seht euch zum Beispiel den englischen oder französischen Fabrikanten in Manufakturwaren, etwa Kleiderstoffen, an. Er hat ein Etablissement mit den neuesten, vollkommensten Maschinen und Einrichtungen ausgerüstet, er engagiert die besten Arbeitskräfte, koste es, was es wolle; er nimmt Zeichner, talentvolle, phantasiebegabte Leute, denen er für unsere Begriffe fabelhafte Summen für den Entwurf neuer, eigenartiger Muster zahlt, er scheut keine Auslagen für Annoncen, Reklamen, auffällige Preislisten, die an sich oft kleine, kostspielige Kunstwerke sind, stellt gegen reichliche Vergütung tüchtige Reisende und Vertreter an und beherrscht dann mit

seinen Nouveautés den Markt, ängstlich darüber wachend, daß er jede Verbesserung irgend eines Konkurrenten, auch wenn er dafür wieder bedeutende Mittel opfern muß, durch eine ebenbürtige noch überbietet. Dem deutschen Krämer-Fabrikanten kostet dies alles zu viel, er arbeitet Jahr für Jahr mit seinen Einrichtungen, nur notdürftig au courant der neuen Anforderungen gehalten, spart an allem, kopiert die Musterzeichnungen seiner englischen oder französischen Konkurrenten und kommt mit seinen Neuheiten ½ bis ein ganzes Jahr hinter denselben her, durch den billigen Preis seinen ausländischen Mitbewerbern den Markt streitig zu machen suchend. Daher die traurige Erscheinung, daß wir Deutsche feine und gute Stoffe nur von England oder Frankreich kaufen zu können glauben, daß wir dort gern 2—3fache Preise zahlen, während der deutsche Fabrikant sich mit Befriedigung des Bedürfnisses von mittleren und geringeren Konsum-Artikeln mit mehr Arbeit, geringem Umschlag und geringem Verdienst begnügen muß. — So ist es in dieser Branche und ähnlich in einer großen Anzahl anderer. Also nochmals wendet Euch ab von diesem, einen durchschlagenden Aufschwung hemmenden Krämergeist! Mit kühnem, zielbewußtem Opfermut müßt ihr bei den vorhandenen, günstigen Bedingungen in Deutschland dasselbe und mehr erreichen können als England und Frankreich; müßt es dahin bringen, im Konkurrenzkampf an der Spitze der Industriestaaten zu marschieren zum Segen des gesamten nationalen Wahlstandes! Freilich dürft ihr dann nicht mehr das Ziel der Konkurrenz darin suchen, einen Artikel immer billiger und naturgemäß schlechter als eure Mitbewerber herzustellen, bis er so heruntergearbeitet ist, daß kein Konkurrent denselben mehr kaufen will; dürft dann nicht mehr ängstlich jede Neuerung und Verbesserung scheuen, weil sie Geld kostet, und euch bedenken, bis Fremde weit zuvorgekommen sind; dürft noch weniger die an Betrug streifende Praxis üben, eure Abnehmer mit schönen, vollkommenen Mustern zu gewinnen und dann fehlerhafte, minderwertige Ware zu liefern, Lieferfristen nicht einzuhalten u. s. w.; dürft auch die Chikanen im Geschäftsverkehr bei Einkauf und Verkauf nicht weiter treiben! dürft mit einem Wort nirgendwo und nie mehr den Krämergeist die Oberhand gewinnen lassen. —

Ich habe schwarz gemalt und wiederhole meine eingangs gemachte Bemerkung: Ich verkenne durchaus nicht, daß sich seit 1870 von Jahr zu Jahr vieles in dieser Beziehung in Deutschland gebessert hat, daß es eine Anzahl von Handel- und Gewerbe-Treibenden giebt, die wir mit Stolz neben den hervorragendsten Vertretern des ausländischen Handel- und Gewerbe-Standes nennen können; aber ganz ist der kurzsichtige Krämergeist noch immer nicht verschwunden; bald hier, bald da erhebt er sein Haupt und zeigt deutliche Spuren seiner Herrschaft. Zu seiner gänzlichen, unwiederbringlichen Ausrottung wollte ich mit diesen Mahnungen beitragen, Mitstreiter werben und entflammen. Möge dies zum Nutzen des Wohlstandes und der materiellen Blüte des Vaterlandes gelingen! —

Litterarische Berichte.

Johann Elias Schlegels ästhetische und dramaturgische Schriften. Heilbronn 1887. Gebr. Hennniger. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert.) 8.

Es war ein guter Gedanke, die in vergessenen und seltenen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts verstreuten ästhetischen und dramaturgischen Abhandlungen von Joh. Elias Schlegel zu sammeln und abdrucken zu lassen. Denn der Dichter des Canut, der stummen Schönheit, des Triumphs der guten Frauen war nicht bloß einer der besten Dramatiker vor Lessing, sondern auch einer der einsichtigsten Aesthetiker. Da selbst die Zeitgenossen dem früh und in der Fremde verstorbenen Manne nach dieser Seite nicht gerecht geworden sind, ist es um so verdienstvoller, daß der Bearbeiter des vorliegenden Bandes, Herr Dr. von Antoniewicz, das Unrecht gut macht, und in einer sehr umfassenden, verständigen und fleißigen Untersuchung, womit die Ausgabe der Schriften eingeleitet ist, die ästhetischen und dramaturgischen Ansichten J. E. Schlegels unter steter Rücksicht auf die Meinungen und Lehren seiner Zeit entwickelt und beurteilt. Das Verdienst des Herrn von Antoniewicz ist

um so mehr von uns anzuerkennen, als er ein Pole ist und die Arbeit doppelte Schwierigkeiten für ihn bieten mußte. Q.

Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst von Ernst Gnad. Neue Folge. Triest 1887. Verlag von F. G. Schimpff.

Der ersten Sammlung seiner Vorträge, welche über den Charakter der Heine'schen Dichtung, über den Weltschmerz in der Poesie und über Goethes Lyrik handelten (Triest, 1870), haben Verfasser und Verleger eine zweite folgen lassen, die über Goethes Tasso, über Goethes Faust und über Heinrich von Kleist sich verbreitet, also über recht oft und viel behandelte Erscheinungen. Wir können aber an Herrn Dr. Gnad Gewandtheit der Sprache, Bekanntschaft mit seinen Stoffen, selbständiges Denken und geistiges Eindringen rühmen, und wir freuen uns, daß in Triest, dem vorgeschobenen Posten in italienisches und slawisches Volkstum, über deutsche Litteratur so gut gesprochen wird, wie das vorliegende Büchlein beweist. Q.

Sagen der alten Griechen. Der reiferen Jugend erzählt von R. Schneider. Professor am Gymnasium zu Meiningen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig 1887. Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Opetz.

Vorliegende Sammlung griechischer Sagen zeichnet sich vor vielen denselben Titel führenden Büchern einmal durch sorgsame Auswahl, dann durch Umgehung alles Anstößigen und durch die Frische der Darstellung vorteilhaft aus. Das hübsch ausgestattete Buch erscheint durchaus geeignet, unserer Jugend Gefallen an der poetischen Vorgeschichte der antiken Welt zu erwecken, und kann warm empfohlen werden. L.

Marokko. Das wesentlichste und wichtigste über Land und Leute von Viktor J. Horowitz, gew. Konsulatssekretär zu Tanger. Leipzig 1887. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Eine fleißige und sorgfältige Zusammenstellung der Ergebnisse sichtlich langjähriger Erfahrung und Beobachtung. Wir erfahren in dem Buche von den physikalischen Verhältnissen des Landes, von den Bodenerzeugnissen, von der Körperbeschaffenheit und Lebensweise der Bewohner, von Religion, Gewerbe und Handel, Staatsverfassung und Geschichte; den Schluß macht eine ausführliche Beschreibung der wichtigsten Städte. Das Ganze ist in guter systematischer Ordnung zusammengestellt, aber es enthält nur die Ergebnisse der Beobachtungen in der Form von apodiktischen allgemeinen Urteilen, so daß dem Leser die Nachprüfung und die Möglichkeit, aus dem empirischen Material etwa andere Schlüsse zu ziehen, als der Verfasser gethan hat, entzogen bleibt. Wir müssen daher dem Autor alles, was er angiebt, aufs Wort glauben, wozu wir indessen bei der großen Sorgfalt, mit welcher das Werk niedergeschrieben ist, nicht ungern geneigt sind. K. F.

Aus meinem Kriegsleben. Von Wilhelm Bußler, Königlich preußischem Divisions-Pfarrer, Gotha 1887. Gustav Schloßmann.

„Mit Gott wollen wir unsere Thaten thun; er wird unsere Feinde untertreten", das ist der Grundton, der uns aus den schlicht erzählten, aber gerade dadurch ungemein gewinnenden Erlebnissen des Verfassers entgegentönt, der während des deutsch-französischen Krieges bei der 18. (schleswig-holsteinischen) Infanterie-Division seines Amtes mit Liebe und Hingebung gewaltet hat. Mögen recht viele lesen, was der Herr Pfarrer aus seinem Kriegsleben mitteilt, sie werden ihre Freude daran haben zu erkennen, wie sehr der Geistliche mit dazu beigetragen hat, die Kampfesfreudigkeit unserer Krieger zu erhöhen und so den Sieg unserer Fahnen mit sichern zu helfen. L.

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. In drei Bänden. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart und Leipzig 1888. Deutsche Verlags-Anstalt.

Graf Schack, der um deutsche Kunst und Wissenschaft durch That und Wort hochverdiente wahrhafte Edelmann, wie deren wenige auf unserem vaterländischen Boden wachsen, hat in drei Bänden Denkwürdigkeiten aus fünfzig Jahren seines Lebens veröffentlicht. Das Ganze zerfällt in zwei Hauptteile: Erinnerungen und Tagebuchblätter. In den Erinnerungen erzählt Graf Schack in fünfzig Kapiteln sein Leben von der Kindheit bis 1885, wo ein schweres Nervenleiden ihn zwang, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und in der Erinnerung Trost und Befriedigung zu suchen. Es ist ein Rückblick auf ein reiches Leben; denn der edle Mann hat die ihm verliehenen Güter von der Zeit, daß er über sie frei verfügen konnte, in trefflichster Art gebraucht. Auf seinen vielen Reisen im Abend- und Morgenlande war er stets bemüht, zu lernen zu forschen, seine innere Welt zu erweitern, und die Früchte seiner Studien in wissenschaftlichen Arbeiten (man denke seiner Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien, seiner Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien), so wie in schönen poetischen Nachbildungen (Heldensage des Firdusi; Stimmen vom Ganges; Romanzero der Spanier und Portugiesen; Strophen des Omar Chijam) der teilnehmenden Welt zu bieten. Er erhob sich auch zum eigenen dichterischen Schaffen, und wer wüßte nicht, was dem Grafen Schack die neue deutsche Malerei durch seine köstliche Galerie verdankt, in der Tausende alljährlich unvergeßliche Stunden verleben dürfen. Die Schilderungen seiner Reisen, die Charakteristiken der vielen Menschen, welche Graf Schack im In- und Auslande kennen

lernte, gewähren ein großes Interesse. Mit besonderer Freude aber wird der Leser dem Erzähler selbst begegnen, der sich als unabhängiger, probehaltiger Charakter überall zeigt, dem man die höchste Achtung zu zollen hat. — Die zweite Abteilung, die Tagebuchblätter, geben skizzenhafte Aufzeichnungen über Reiseeindrücke und Reiseerlebnisse von 1839 bis Ende 1883, aus Griechenland, der Türkei, Palästina, Aegypten, Spanien, Italien, der Schweiz und auch aus Deutschland. Letztere möchte ich nicht für die geringsten halten. Wir danken zum Schluß dem Herrn Verfasser für sein Buch mit der Empfindung, von einem ganzen Manne zu scheiden, nicht bloß von einem berühmten Schriftsteller und großen Gönner der Kunst.

Q.

Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern (Neu-Brittannien). Von R. Parkinson. Leipzig 1887. F. A. Brockhaus.

Parkinson ließ sich 1883 auf Neu-Pommern nieder und gründete an der Nordküste der Gazellenhalbinsel die Kalumpflanzung. Sein Buch bewahrt die Frische des Briefwechsels, aus dem es entstanden ist. Aber Parkinson gehört auch zu den glücklichen Naturen, welche die Schwierigkeiten, die beim Leben in der Wildnis und mit Wilden vielfach zur Verbitterung führen, mit Leichtigkeit zu überwinden wissen. Bei den Eingeborenen hat er nicht nur Freundschaft, sondern auch Ansehn erworben. Er fungiert sogar als Schiedsrichter bei ihren Streitigkeiten und. was noch fast einzig dasteht in Deutsch-Australien, als Arbeitgeber gegenüber aus freien Stücken sich erbietenden Farbigen. Beobachtungstalent bethätigt er in hervorragendem Maße schon bei naturwissenschaftlichen Gegenständen. Der Höhenrauch, den er im Zusammenhang mit Erdbeben erwähnt, hängt sicher mit vulkanischen Erscheinungen zusammen. Nach Parkinsons Schilderung, die durch diejenige Romillys (Proc. Roy. Geogr. Soc. 1887) ergänzt wird, ist in der Blanchebai ein großer Vulkankrater zu erkennen. Neu-Pommern hat mit Java eine ungewöhnliche vulkanische Beweglichkeit gemein. Daß es mit dieser und anderen vulkanischen Inseln auch den Vorzug einer paradiesischen Natur teilt, geht aus den Schilderungen und den guten Holzschnitten des kleinen Werkes hervor. Die ersteren erstrecken sich auf Vorfälle aus der jungen Kolonialgeschichte des Archipels, eigene Ausflüge des Verfassers im Osten der Gazellenhalbinsel, das Klima, welches er ähnlich günstig schildert wie Pruppel, endlich auf Ereignisse aus dem Leben der Eingeborenen und auf ihre Sitten und Gebräuche. Erwähnenswert ist das Urteil des Verfassers über das Wesen der Duk-Duk-Zeremonien. Nach ihm soll diese dem Besitzer des Duk Duk allein dazu dienen, ihm viel Dewarrn (Muschelgold) einzubringen. Romilly (sic.) meint, der Duk Duk diene zur Befestigung der Machtstellung der älteren über die jüngeren Leute des Stammes. Verglelcht man den Duk Duk-Brauch mit verwandten Erscheinungen — Geheimbünden anderer melanesischer Stämme, australischer und afrikanischer Neger, bis hinauf zur Freimaurerei Europas, deren Zeichen Stuart sogar im Innern Neu-Hollands wiedergefunden zu haben glaubt, so scheint die Deutung am nächsten zu liegen, daß der Duk Duk ein Geheimbund der Männer ist, verknüpft mit einer Art von Vehmgericht, gestiftet zu gegenseitigem Nutzen und, wenn man will, gegenseitiger sittlicher Überwachung. Beigegeben sind dem Buche einige Sprachproben, auch zwei Lieder der Eingeborenen, leider ohne Uebersetzung und eine sauber lithographierte Karte der Gazellenhalbinsel im Maßstab 1:350000.

W. K.

Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. Mit 26 Illustrationen und einer Karte. Breslau 1887. J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Geographie und Geschichte vereinigen sich, um dem jungen Königreich Rumänien eine weit über seine Größe und Volkszahl hinausgehende Bedeutung zu geben. Zwischen Rußland und Oesterreich im Norden und mit der südlichen Hauptmasse zwischen Oesterreich auf der einen und Bulgarien auf der andern Seite gelegen, erscheint es von der Natur bestimmt, bei einem entscheidenden Orientkriege entweder, wie mehr als hundert Jahre hindurch, der Schauplatz des Kampfes oder auch der Damm zu werden, an welchem sich die südwärts dringende Russenflut bricht. Wenn letzteres das Wahrscheinlichere ist, so verdankt es das seiner jüngsten Geschichte, welche in politischer Beziehung ein ungewöhnlich rasches Aufblühen und Erstarken zeigt. Dazu kommt noch die Bedeutung, welche das von der vorbeiströmenden und es mit ihren Mündungsarmen durchfließenden Donau gegürtete Rumänien für den Handel, und nicht am wenigsten für den Deutschlands hat. Deshalb ist es höchst erfreulich, daß ein Mann, welcher Land und Leute aus eigener Anschauung gründlich kennt, der über die Staatseinrichtungen, die sittlichen Verhältnisse und das wirtschaftliche Leben sich aus dem Munde glaubwürdiger Personen, aus Dokumenten und aus der betreffenden Litteratur sorgfältig, wie es scheint, unterrichtet hat, über Rumänien schreibt. Das Buch zerfällt in zwei Abteilungen. Die erste beschreibt eine (genau genommen mehrere) Reise durch das Land, die zweite heißt: „Rumänien in wissenschaftlicher Darstellung." Bei der Mannigfaltigkeit, welche in der Konfiguration des moldau-wallachischen Landes herrscht, geben die verschiedenen Kapitel des ersten Teiles sehr verschiedene Bilder. Schwer begreiflich ist allerdings eine Disposition wie diese: 1. „Bucuresci (Bucarescht), die Freudenstadt, im Sommer. 2. In der Moldau,

Digitized by Google

3. In den Karpathen, 4 Bucuresci im Herbst und Winter," aber jedes Kapitel ist reich an neuem und interessantem und stellt die Landschaft und, was die Menschen aus ihr gemacht haben, sowie die Menschen selbst in sehr lebendiger und anschaulicher Weise dar. Denn der Verfasser besitzt ebensowohl die Gabe der Beobachtung wie die der klaren und anregenden Gestaltung des Geschauten. Nur hier und da beeinträchtigen stilistische Unarten, wie sie uns in Journalen nicht selten begegnen, den Genuß. Ferner ist der Verfasser ein wahrheitsliebender Mann. So groß auch seine Zuneigung zu dem liebenswürdigen rumänischen Volk ist, so ist er doch bestrebt, nicht zu sehr ins Helle zu malen. Ob es ihm freilich gelungen ist, Sympathie wie Antipathie — Gegenstand der letzteren sind begreiflicher Weise die so gräulich verkommenen moldauischen Juden — genügend zu zügeln, das ist eine andere Frage. Was die Israeliten betrifft, so hätte doch die unselige Vorgeschichte dieses Volkes als mildernder Umstand gelten sollen, und mit dem Lobe, welches dem rumänischen Volke und seiner Regierung sonst gespendet wird, kontrastiert das Kapitel vom Ackerbau und der Viehzucht in Rumänien in krassester Weise. Wenn der Verfasser zugesteht, daß sich der rumänische Bauer noch jetzt, trotz der persönlichen Befreiung, in schlimmster, vielfach jeden Aufschwung ertötender Abhängigkeit von den Bojaren befindet, daß er noch heute sein Feld meist mit dem Holzpfluge bestellt, daß er sein Vieh nicht zu pflegen und zu schützen versteht, daß er voll des ärgsten Aberglaubens steckt, und wenn man weiter bedenkt, daß diese Bauern die große Mehrheit des Volkes ausmachen, so fällt auf die so günstig beurteilte rumänische Kultur nachträglich ein tiefer Schatten. Und nicht nur das Volk, auch die Regierung wird schwer belastet. Eine thatkräftige und einsichtige Regierung kann ein ackerbauendes Volk sehr wohl zum Fortschritt erziehen, wenn sie will. Aber für eben diesen Willen giebt es ein Hindernis, welches man zwischen den Zeilen lesen kann. Die Regierung stützt sich auf die Bojaren und fürchtet sich, es mit diesen zu verderben, was sehr leicht geschehen könnte, wenn sie zu ernstlichen agrarischen Reformen schritte. Warum spricht der Verfasser das nicht an der rechten Stelle offen aus? Auf die sehr wertvollen statistischen Daten aus den verschiedensten Gebieten des Lebens einzugehen, ist hier nicht der Ort. Jedenfalls darf schon um ihretwillen kein Politiker, kein Journalist und kein Geschäftsmann, für welchen die Kenntnis der rumänischen Dinge eine Bedeutung hat, das Buch unbeachtet lassen. Möge dem Verfasser vergönnt sein, das Interesse und die Sympathie für einen hoch begabten Volksstamm, welcher mit Deutschland, Oesterreich und Italien zusammen dem großen Kulturverderber Rußland gegenüber auf der Wacht steht, in weiteren Kreisen, in welchen man bisher von Rumänien wenig weiß, durch sein anziehendes Buch zu verbreiten! A. B.

Dr. Ed. Schnitzer (sic!) **(Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan.** Vortrag von P. Treutler, Prof. am Gymn. zu Karlsruhe. Heft 5. Die zweite Serie der neuen Folge der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung. Hamburg 1887. Verlag von J. F. Richter.

Eine Schrift, welche ihrem Helden vom Titelblatt bis zur letzten Seite einen falschen Namen giebt — Schnitzer statt Schnitzler — dürfte noch nicht dagewesen sein. Sonst genügt der Vortrag, der ja durchaus keine Ansprüche auf das Verdienst die Wissenschaft irgendwie zu fördern erhebt, seinem Zwecke, ein größeres Publikum mit den Thaten unseres ausgezeichneten Landsmannes bekannt zu machen und für ihn zu interessieren. A. B.

H. C. Andersens Briefwechsel mit dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach und anderen Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Jonas. Leipzig 1887. Verlag von W. Friedrich.

Alle Freunde des phantasie- und gefühlvollen dänischen Dichters H. C. Andersen werden das vorliegende Buch mit Vergnügen lesen. Es besteht zum größeren Teile aus den Briefen, welche Andersen von 1844 bis in sein Todesjahr an den Erbgroßherzog, jetzigen Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar schrieb. Sie bezeugen ein schönes, freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Dichter und dem Fürsten und enthüllen die kindlich-naive, treuherzige, dankbare Seele des dänischen Poeten, der in Deutschland zuerst Anerkennung fand und in Thüringen sich besonders wohl fühlte. Interessant sind manche Reiseschilderungen, die in den Briefen vorkommen, ebenso Mitteilungen über persönliche Beziehungen. Der Herausgeber hat für die Erklärung einiges durch Verweisung auf des Dichters Selbstbiographie „Märchen meines Lebens" gethan. Man kann nur loben, daß er das Deutsch von Andersen etwas korrigiert hat, denn der erste, in der unverbesserten Gestalt zur Probe mitgeteilte Brief beweist durch seine zwar rührende, aber fehlerhafte sprachliche Form, daß die getreue Wiedergabe des Ganzen unmöglich gewesen wäre. Hinter den Briefen an den Großherzog folgt eine Auswahl anderer von und an Andersen, teils von und an Fürstlichkeiten, deren viele der arme Schustersohn von Odense zu Gönnern und Freunden hatte, teils von und an litterarische und sonst interessante Personen. Reizend ist der kleine Briefwechsel mit Mary Livingstone, der jungen Tochter des berühmten Afrikareisenden. Q.

Christian Thomasius. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung von Dr. Alexander Nicoladoni. Mit dem Bildnisse des Thomasius Berlin 1888. Verlag der Stuhr'schen Buchhandlung.

Es ist notwendige und, wenn sie erfüllt wird, dankenswerte Pflicht der Nachwelt, das

Verdienst solcher Männer immer von neuem wieder hervorzuheben, welche einst in ihrer Zeit bahnbrechend gewirkt und dauerndes geschaffen haben. Vergessen wir doch über den Thaten der Koryphäen auf allen Gebieten gar zu leicht das stille, aber bedeutungsvolle Wirken der Geringeren und lassen sie wohl gar in Vergessenheit geraten. Darum begrüßen wir die vorliegende Schrift mit Genugthuung, da sie uns das Bild eines Gelehrten, eines Menschen entrollt, der in geistig-trauriger Zeit das Banner der Aufklärung entfaltet, es standhaft getragen und manchen für die Zukunft wichtigen Sieg erfochten hat. In der That ist die Bedeutung des Thomasius eine vielseitige und fruchtbringende gewesen: der starren, in theologischen Spitzfindigkeiten oder fanatischem Eifer aufgehenden lutherischen Orthodoxie gegenüber hat er die Gewissensfreiheit als Menschenrecht und die Toleranz als Staatspflicht hingestellt; den ursprünglich nur rühmenswerten Pietismus, der in A. H. Francke's Waisenhause zu Halle ein Siegesdenkmal des Gottvertrauens und der Menschenliebe geschaffen, hat er, als jener in Sentimentalität und in ein Konventikelwesen ausartete, auf seine Aufgabe aufmerksam gemacht und zuletzt bekämpft; als juristischer Schriftsteller schleuderte er entrüstete Worte gegen den Frevel der Hexenprozesse und der Folter; als Gelehrter im allgemeinen schafft er die Grundlage für die Popularisierung der Wissenschaft. — Dies alles stellt der Verfasser in einfacher, anschaulicher Weise dar, so daß wir ein klares Bild von Thomasius erhalten. Um jeden Tadel auszuschließen, mußte er nun auch jede Ungenauigkeit vermeiden, wie z. B. wenn er sagt, Thomasius sei 1690 an den Hof des Kurfürsten Friedrich Wilhelm nach Berlin geflohen, der doch schon 1688 gestorben war; ebenso wenn es heißt: das Ereignis verdient es, sich seiner zu erinnern, was sprachlich unrichtig ist, u. a. Doch abgesehen hiervon ist jedem, der über eine sonst ziemlich unbekannte Periode deutschen Geisteslebens sich Kenntnis und Urteil verschaffen will, das (auch mit einem guten Bilde des Thomasius versehene) Werk bestens zu empfehlen. C. S.

Vor Tagesanbruch. Roman in drei Bänden von Eugen Salinger. Berlin 1888. Verlag von Otto Janke.

Der Name des Verfassers ist der deutschen Lesewelt wohl bekannt, mehrere Novellen und Romane aus seiner Feder sind von Publikum und Kritik gleich günstig aufgenommen worden. Während Salinger bisher sich darauf beschränkte, interessante Charaktere in engerem Rahmen zu schildern, hat er sich diesmal, unseres Wissens zum erstenmal, an eine größere Aufgabe gewagt; in einem dreibändigen Romane unternimmt er, die Umwandlung zu schildern, welcher die russische Gesellschaft durch die Emanzipation der Bauern entgegengeführt wird. Der Autor zeigt uns die Zustände Rußlands, wie sie sich zur Zeit des Beginns der Regierung Alexanders II. herausgebildet hatten, er schildert uns, oft in dramatischer Weise, die fieberhafte Spannung, die sich aller Klassen der Bevölkerung bemächtigt hatte, er macht uns zum Zeugen der erregten Debatten und Kämpfe, welche sich damals überall in Rußland abspielten. So gewinnt er einen höchst interessanten Hintergrund für die Handlung seines Romans. Die Heldin desselben ist eine deutsche Erzieherin, welche in den traurigsten Verhältnissen schmachtend, die Aufmerksamkeit eines hochgestellten Mannes auf sich zieht, der ihr die Hand am Altare reicht. Dieser Mann, General und Gouverneur einer russischen Provinz, ist ein erbitterter Gegner der Bauern-Emanzipation, und es bildet sich schon hierdurch ein geistiger Gegensatz zwischen ihm und seiner für Freiheit und Aufklärung schwärmenden Gattin; als der General glaubt gegründeten Anlaß zur Eifersucht zu haben, mißhandelt er seine Gemahlin auf das empörendste. Wie die Ehre der schwer gekränkten Frau schließlich wiederhergestellt, wie sie nach schweren Kämpfen mit dem Geliebten vereint wird, das bildet den weiteren Inhalt des Romans. So sehr aber auch die Schicksale der Heldin das Interesse fesseln, so treten sie doch in den Hintergrund vor den Vorgängen innerhalb der russischen Gesellschaft selbst. Mit großer Geschicklichkeit versteht es der Autor, die zahlreichen Personen seiner Erzählung zu individualisieren, manche derselben sind mit feinem Humor gezeichnet; nur hier und da nehmen die Gespräche der für und wider die Emanzipation Gesinnten einen zu breiten Raum ein und hemmen einigermaßen den Fluß der Handlung. Für diesen kleinen Mangel entschuldigen einerseits die packenden Schilderungen erschütternder Ereignisse, andererseits die feine Zeichnung der Charaktere. Die Sprache ist stets gewählt, dabei völlig frei von jener Gesuchtheit des Ausdruckes, die uns leider sonst so oft begegnet. J. S.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Braun, Hedwig, Vera. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 1 Titelbild. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie der Oper. 2 Bde. 8. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

Droysen, Joh. Gust., Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege. 2. Aufl. 8. (Friedrich Andreas Perthes, Gotha.)

Druskowitz, Dr. G., Zur neuen Lehre. Betrachtungen. 8. (Georg Weiß, Heidelberg.)

Dürckheim, Ferdinand, Graf Eckbrecht, Erinnerungen aus alter und neuer Zeit. 8. (J. B. Metzler'sche Buchh., Stuttgart.)

Diffret, Armand de, Gedanken über Nationalökonomie, Politik, Philosophie. 8. (Carl Burow, Heidelberg.)

Encyklopaedie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Foerster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. C. Wittstein. Lex. 8. — Zweite Abtheilung, 46. Lieferung, enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 26. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Handbuch der Botanik, herausgegeben von Prof. Dr. A. Schenk. Lex. 8. III. Band. 2. Hälfte. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Hesekiel, Ludowica, Reiche Leute. Erzählung. 8. (Fr. Andr. Perthes, Gotha.)

Hof, R. vom, Krone und Kerker Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. 8. (Friedr. Andreas Perthes, Gotha.)

Jaesche, Dr. med. Emanuel, Werden, Sein und Erscheinungsweise des Bewusstseins. 8. (G. Weiss, Heidelberg.)

Ireland, Dr. med., Herrschermacht und Geisteskrankheit. Studien aus der Geschichte alter und neuer Dynastien. 8. (Robert Lutz, Stuttgart.)

Keller, Dr. Conrad, Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. 8. (C. F. Winter, Leipzig.)

Lang, Mittel und Wege phylogenetischer Erkenntniss. 8. (Gustav Fischer, Jena.)

Langguth, Adolf, Goethe als Pädagog. 8. (Max Niemeyer, Halle.)

Meisner, M., Zar und Zimmermann. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 1 Titelbild. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Mickiewicz, Adam, Todtenfeier (Dziady). Uebersetzt und mit erklärender Einleitung versehen von Siegfried Lipiner. 8. (Breitkopf und Härtel, Leipzig.)

Mordebeck, Hermann, Die Luftschiffahrt in ihrer neuesten Entwickelung. 8. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

Morayta, Prof. Dr. Miguel, Alt-Egypten. Deutsch von Dr. Adolf Schwarz. 8. (Karl Siegismund, Berlin.)

Muck, Dr. F., Einfachere gewichtsanalytische Uebungsaufgaben. Mit 17 Textabbildungen. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Perfall, Karl von, Ein Verhältnis. Roman. 8. (Felix Bagel, Düsseldorf.

Pisko, Dr. Ignaz, Die Aufnahme der Baarzahlungen in Oesterreich-Ungarn und die internationale Regelung der Währungsfrage. 8. (Manz'sche Hofbuchh., Wien.)

Reichenbach, Moritz von, Die Lazinskys. 2 Bde. 8. (Otto Janke, Berlin.)

Roth, Richard, Der Widerpart. Eine Rittergeschichte aus der Gegenwart für die Jugend. Mit 1 Titelbild. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Steiner, Emil, Hogolie. Ein Sudetenschatz, — Rübezahllieder. 8. (J. Zenker's Verlag. Berlin.)

Suttner, B. von, Verkettungen. Novellen. 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)

Tante Hedwigs Geschichten für kleine Kinder. Ein Buch für erzählende Mütter, Kindergärtnerinnen und kleine Leser. 2. Auflage. Mit vier bunten Bildern von Marie Stüler. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Thompson, Silvanus, P., Elementare Vorlesungen über Electricität und Magnetismus. Autorisierte deutsche Uebersetzung auf Grund der neuesten Auflage des Originals von Dr. A. Himstett. 8. (H. Laupp'sche Buchh., Tübingen.)

Walloth, Wilhelm, Am Starnberger See. Novelle. 8. (Wilh. Friedrich, Leipzig.)

Ziegler, Helene von, Unveränderlich treu. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 1 Titelbild. (Eduard Trewendt, Breslau.)

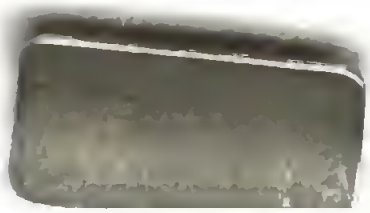
Zola, Emil, Mutter Erde (la terre). Uebersetzt von A. Schwarz. 2 Bde. 8. (G. Grimm, Budapest.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

YD 07261



Digitized by Google